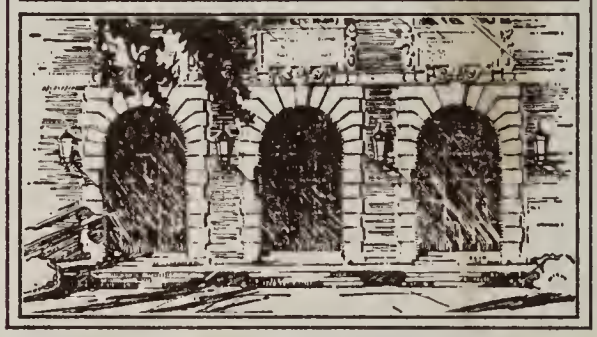
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

053
UNS
1881
pt.2



Aus der
Bibliothek von
E. FRIESS
Cy 43

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

APR 18 1957
MAY 25 1962

L161— O-1096

Aus der
Bibliothek von
E. PREISS
G43

Unſere Zeit.

Deutſche Revue der Gegenwart.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Rudolf von Gottschall.

Jahrgang 1881.

Zweiter Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1881.

ARCHIVE
COPY

053
UNS
1881
Pt. 2

Meister Gottfried.

Von

Karl Beck.*)

Am Himmel flammt der Morgen purpurroth;
Der Meister rührt sich emsig schon im Hause,
Beschafft den Imbiß, Milch und schwarzes Brot,
Verschließt das Thor: leb' wohl, geliebte Klause! ...
Unheimlich, stumm und steinig ist der Grund,
Den wir gewählt, die Pilgerfahrt zu kürzen:
Kein Sperling huscht dahin mit seinem Fund,
Vom Felsen droht der morsche Block zu stürzen.
Rings alles hart und herb und hoffnungslos!
Verzwergtes Holz und glutversengtes Moos
Bespült ein Bächlein, durch die Wildniß lärmend;
Vergnüglich thut es mit verstelltem Herzen,
Ein echter Freund, der, selber still sich härmend,
Des Freundes Weh betäubt mit seinen Scherzen.

Vom rauhen Steg auf glatten Weg! Vom Grauen,
Das uns beklemmt, zu Bildern froher Art!
Flugs bieten uns die Blumen auf den Auen,
Die Vögel, die geschwätzigen, im Blauen
Nach Kinderbrauch ihr völliges Vertrauen.
Hab', Fremdling, Acht, die Quellen sind so zart,
Ein derber Tritt vermöchte sie zu stauen.
Den Höhenzug umsäumt ein junger Tann,
Da weitet sich die Brust dem Wandersmann:
Christkindlein sieht er im Gehege weilen,
Es mustert scharf der Bäumchen lange Zeilen;
Bedächtig merkt es sich die schönsten an,
Fürsorglich sucht es jetzt bereits das Beste,
Womit es naht am lieblichsten der Feste.

---

*) Der zehnte Gesang einer gleichnamigen größern Dichtung, die sich im Nachlasse des am 10. April 1879 verstorbenen Dichters gefunden und noch nicht veröffentlicht ist. Der Gesang bedarf keiner Erläuterung; er ist ohne Commentar verständlich und charakteristisch für des edeln begabten Dichters Kunst- und Weltanschauung. D. Red.

30954

Du Wasserfall mit dumpfem Donnerschall,
Mit deinem Farbenspiel und Funkenregen!
Uns wehrt unnahbar dort der Klippenwall,
Gefräßig gähnt uns hier die Kluft entgegen.
Die holdesten der Reize deckt Natur
In keuscher Weiblichkeit mit strengem Schleier,
Und sie vertraut ein süß Geheimniß nur
Nach sprödem Widerstand dem kühnsten Freier.
Nunmehr bergan! Die Sehnen gilt's zu spannen,
Uns überrascht sodann ein seltner Lohn;
Wir ruhten erst am Fuße jener Tannen,
Jetzt wandeln wir ob ihren Wipfeln schon.
Gemach entringen wir dem plumpen Riesen
Den Schlüsselbund zu Erdenparadiesen.

O, welcher Blick von diesem Luginsland
Auf See und Triften, Schnee und Alpenbrand!
Uralten Wundern hat des Menschen Hand
Die neuen hier, die größeren, gesellt:
Den Eisendraht, worauf um eine Welt
Das Wort mit Ungestüm des Lichtes schnellt;
Den Schienenweg, worauf das Dampfroß stürmt,
Die Ströme zwingt, die Kuppen, stolz gethürmt.
So waltet denn ihr beiden, treugepaart,
Zu aller Heil vom Geist geoffenbart!
Ihr wurdet Herrn der Zeit, des Raumes Herrn,
Ihr rücktet nah, was früher meilenfern;
Ihr habt das Nacheinander umgeschafft
Zum Miteinander durch vereinte Kraft.

Ich möchte schauend fort und fort genießen,
Beredsam mich im Wonnerausch ergießen:
Ein Ach, entflohn dem Innersten der Brust,
Ist der gesammte Sprachschatz meiner Lust.
Als einst dem Ewigen mit Ueberschwang
Die Creatur im Eden Hymnen sang,
Da wollte schier ein scheuer Halm verzagen,
Er hatte nur zwei Wörtlein auszusagen,
Ein Silbenpaar, doch war's ein ganzer Psalter
Voll Kindlichkeit und Gottversunkenheit,
Erstaunen, Dank und Lebenstrunkenheit.
Zu Füßen lag das Gräschen dem Erhalter
Bethauten Angesichts und hauchte hin
Inmitten all der Herrlichkeit: Ich bin!

Wir steigen ausgeruht vom Gipfel nieder.
Erzählt ein Märchen mir Scheherezade?
O Zürcherstadt, mein Auge schaut dich wieder!
Die Huld des Himmels weilt auf deinem Pfade.
Rings lachend Laub, so weit der Pilger späht,
Am Horizont der Firnen Majestät;
Die Hügel sanft mit trauten Sommerfrischen
Bespiegeln sich im See, im träumerischen;
Die Limmat rauscht heran mit grüner Flut,
Draus taucht empor die Königin der Feien,
Bestrickt das Ohr mit süßen Melodeien:
„Komm, Menschenkind, ich lindre deine Glut.“ —
Der Meister ruft: „Gen Abend an der Brücke!
So lebe wohl, und halte Maß im Glücke!“ . . .

Aus tiefster Ruh' nun plötzlich ins Gedränge,
Wo Erdenlust mit tausend Zungen spricht!
Verführen mein Gehör die Jubelklänge?
Verblenden all die Farben mein Gesicht?
Ich handle frank, ich bin auf wenig Stunden
Vom Hausgesetz des Meisters hier entbunden.
Getrost, getrost, ich übergreife nicht,
Verfalle nicht den Menschen und den Sachen:
Du lehrtest mich, hochheilig Gleichgewicht,
Ob deiner Norm unausgesetzt zu wachen.
Die Ueppigkeit der Welt soll keiner Zeit
Im Busen mir die wüste Gier entfachen,
Kein gern gehegter Hang zur Einsamkeit
Mich irgendwann zum Klosterbruder machen.

Ich lange stillvergnügt nach meinem Glase,
Ergötze mich mit taumelfreiem Sinn
Am Schelmenblick der schmucken Schweizerin;
Ich schweife durch die Straßen dann und blase
Den Rauch, den duftgewürzten, vor mich hin.
Bist lieblich, bist begehrenswerth, Genuß,
Doch unentbehrlich nicht zu meinem Glücke;
Bist dennoch blos der goldne Ueberschuß,
Kein Lebensbrot, das täglich wachsen muß;
Ich fühlte, wenn du fehltest, nicht die Lücke.
Das aber ist's: der Anerkennung voll
Genießen heut, was uns die Sterne gönnen,
Und dessen, was da gestern strotzend quoll,
Gelassen tags darauf entrathen können!

Zum See zurück! Ihr holden Panoramen!
Da plötzlich ruft es mich bei meinem Namen:
„Ergib dich! Halt! Du bist ereilt, erkannt,
Verhörend hält dich fest dein Rhadamant.
Ich schließe dir den Mund mit Küssen zu;
Sei mäuschenstill, ich bin gewillt zu rechten,
Indem um deinen Hals, Verräther du,
Mit Zärtlichkeit sich meine Arme flechten.
Eins waren wir, da reich die Locke floß,
Das Schicksal hieß uns auseinandergehen;
Jetzt feiern wir bei kargem Haar, Genoß,
Im fremden Land ein spätes Wiedersehen.
Laß fürder uns von neuem Brüder sein,
Gegeben ist's in deine Hand allein!

„Wir finden uns so spät. Durch wessen Schuld?
Durch wessen Trotz, unsteter Wandervogel?
Entfliehst dir selber, jagst in Ungeduld
Durch Heide, Wald und Wiesen auf den Kogel,
Von stiller Alp zu wüstem Meergebrause,
Vom Marktgewühl zur abgesperrten Klause.
Mir aber ward ein ständiges Genist.
Nun? Oefter zieht dich an auf knappe Frist
Mein theures Wien — warum, du schlimmer Christ,
Warum erscheinst du nicht in meinem Hause?
Wie, Barde, kannst du jemals Den vergessen,
Der hocherglüht und lustberauscht und zag
Und treulich an der Wiege mitgesessen,
Darin dein Lied, dein erstgebornes, lag?"

— „Vergessen? Nein, doch kränkte mich dein Treiben,
Und fest beschloß ich, ferne dir zu bleiben.
Du wurdest groß und mächtig, hast im Glanz
Behende dich gehäutet gar und ganz.
Ich habe, was ich brauche, dank dem Fleiße;
Mein Gönner bin ich selber — ei, so heiße
Mich immerhin den stolzgesinnten Armen,
Der keine Gunst erheischt und kein Erbarmen.
Mich fördert nicht ein müßiger Verkehr,
Ich suche den gedanklichen, den warmen.
Bedürfniß sei dem Freunde mehr und mehr
Der echte Freund, kein fahriges Begehr,
Kein Füllsel blos, kein bloßer Spielgenosse,
Kein Putz, womit man flunkert vor dem Trosse.

„Du schwärmest jetzt, du sprichst von Bruderhand,
Von Bruderkuß, von ewigem Verband.
Wer athmet, dem von seiner ersten Liebe
Ein Mahnen leis im Herzen nicht verbliebe?
Doch hoffe nicht von solchem Trieb Bestand!
Erblickst du mich, so dämmert auf in dir
Ein abgeblaßter Traum aus frühen Tagen,
Ein Rückerinnern an verhallte Sagen;
Erregter muß dein Puls ein Weilchen schlagen,
Du siehst ja deiner Jugend Bild in mir.
Ich blieb getreu, du schwurest ab dem Gott,
Dem einst mit Innigkeit von dir verehrten,
Und wandtest rasch, wie alle die Bekehrten,
Dich wider ihn mit rücksichtslosem Spott."

— „Jetzt schwärmest du! Weil reifer, mir gerechter,
Weil klüger ich geworden, wär' ich schlechter?
Soll ich das Glück nur in der Tugend still,
Nicht auch zugleich im Glück die Tugend sehen?
Leichtblütigkeit ist meine Fee! Ich will
An ihrem Arm nach frischen Röslein gehen.
Geduldig rechnet sie mit meinen Sinnen
Und segnet, wo die Unnatur verdammt;
Sie lehrte mich des Weltversorgers Amt
Gesunden Selbstgefühls bei mir beginnen.
Mag um ein Stündchen später auf der Erden
Ein jeder gut, ein jeder weise werden,
Wenn jeder nur das Beste nicht vergißt,
Nur um ein Stündchen eher selig ist.

„Du tadelst, daß ich willig mich verlor
An diese Welt und ihr verkehrtes Schaffen?
Ich tadle, daß du heute wie zuvor
Ihr trotzig drohst mit schneidigen Gewaffen.
Oft sprach ich deingedenk in wahrem Weh:
Er predigt — wem? Den Wellen und den Winden!
Er sucht erhitzt — wonach? O, wird er je
Auf solchem Weg die blaue Blume finden?
Er überzieht mit Krieg, was obenan;
Was segnen mag, was Brot vergeben kann,
Belegt er unversöhnt mit rauhem Bann —
Für wen? Zum Heile nur der feigen Haufen,
Die schließlich doch den abgehetzten Mann
Mit altgewohntem Judaskuß verkaufen.

„Ich tadle dich, denn einsam gingst du hin;
Was deiner Art, der schüchternen, entsprossen,
Verschrieen bald als steifen Eigensinn,
Als Dünkel gar die zürnenden Genossen.
Ich tadle dich — warum? Du wußtest nie
Zu schmeicheln dem und jenem, dort und hie.
Ich schelte, laß mich schelten, Musensohn,
Denn dir genügt die süße Mühe schon,
Verstandest nie mit Nutzen zu verwerthen,
Was voller Huld die Himmel dir bescherten;
Und nie verstand mein blöder Kamerad
Den Namen sein auf manchem Seitenpfad
Den Massen ins Gedächtniß schlau zu schwärzen,
Das leider flüchtig ist wie Schnee im Märzen.

„Ich tadle dich — warum? Wem kann es frommen,
Aus ganzem Holz zu schneiden? Nippen! Nippen!
Mit feisten Büchern spät zu Markte kommen?
Ein fliegend Blatt genügt den flachen Sippen.
Gestatte mir zu bildern: schnell erreicht
Sein Reiseziel der bürdenlose Bote;
Mit kleinem Geld hantiert die Menge leicht,
Jedoch sie wechselt schwer die große Note.
Wozu, was echt? Dem Volke paßt der Schein.
Ursprüngliches mit reiner Weihe schaffen?
Wir ahmen nach, wir stammen von den Affen.
Ein Brausepulver wirf in schwachen Wein;
Champagner kochst du so nach meinem Rathe,
Das Säculum gehört dem Surrogate.

„Wozu, was echt, nach gutem Brauch der Ahnen?
Nein, Echtes nicht, wo Schminke herrscht und Flitter!
Gen schnöden Schwindelgeist ein letzter Ritter?
An jenen von La Mancha muß er mahnen.
Statt edler Liebesglut im Herzen innen,
Die Brunst, Poet, den wüsten Cult der Wade!
Beethoven's Sang? Es kuppelt unsern Sinnen
Den frechen Rausch die Offenbachiade.
Der Maler darbt, denn billig malt das Licht
Zum Sprechen treu des Menschen Angesicht.
Der Ziegelstein ersetzt den Marmorblock,
Der Krämer baut, er gipfelt Stock auf Stock,
Vielfenstrig prahlt sein ungeschlachtes Haus,
Der Hunger nach den Miethern glotzt heraus.

„Die Kunst verdrängt, das Handwerk flott am Ruder!
Das ist verbrieft, das ist besiegelt, Bruder!
Im Maße wie der zarte Trieb verfleugt
Gedankliches im Tiefsten zu empfangen,
Erlischt zugleich das feurige Verlangen
Der Meister, die so rüstig sonst gezeugt.
Ihr karger Rest von Seelentrunkenheit
Ist einem Träubchen gleich zur Lesezeit,
Vom Winzer unbemerkt, im Laub verborgen;
Sei deß gewiß, er überrascht es morgen.
Geschäft, Erwerb: denn täglich wächst die Noth!
So klagen bang die Alten und die Jungen;
Selbst Phöbus hat sich unverweilt verdungen,
Als er auf Erden ging, er brauchte Brot."

— „Gedankliches wird freudig noch empfangen,
Gedankliches wird freudig noch gezeugt:
Ich seh' die Jugend an den Meistern hangen,
Und Meister seh' ich arm, doch ungebeugt.
Die Frauen seh' ich sinnig nach wie vor,
Sie hätscheln sanft die Kunst an ihrem Busen,
Apoll zur Seite wandeln ja die Musen;
Sie lauschen ihm mit klangverwöhntem Ohr.
Wie hold und weise spricht die Griechenwelt!
Ja, Frauen sind dem Künstler eng gesellt,
Sind Schülerinnen ihm und Lehrerinnen
Und seines Rufs beredte Mehrerinnen
Und singen ihm, dem gläubigen Gemüth,
Von allem, was hienieden blüht und glüht.

„Gewiß, das Handwerk pocht auf goldnen Boden,
Es mästet sich, es wohnt im eignen Haus,
Es brüstet sich und fordert gern heraus;
Ei freilich geht die hehre Kunst in Loden.
Ihr taugt ein Kämmerlein, das Frieden beut,
Genügt ein Mahl, das gestern schlicht wie heut.
Freiheit und Bettelsack — ist die Devise!
Wenn jenes nur der Tagesmode fröhnt,
Ermißt ein künftiges Jahrhundert diese;
Wenn jenes ruht, sobald die Vesper tönt,
Ist diese noch im Amt beim Lampenscheine
Und bildet sacht und bildet formgelenk,
Der Schöpferpflicht, des Namens nur gedenk,
Des Kränzleins auch dereinst — am Leichensteine."

— „Des Kränzleins, das von Gift gesättigt ist!
Die Norne naht, um Noth und matte Nerven
Und Kümmerniß entgegen dir zu werfen;
In deiner Brust erregt sie schlimmen Zwist:
Du zweifelst jetzt am Werthe deiner Strebung,
Und sündigst bald darauf durch Ueberhebung.
Die Tücke wird im Feinde leicht entfacht,
Der bitter ward im Weh der eignen Schwäche,
Der auf die Mittel immerdar bedacht,
Wie seine Qual an deinem Glück sich räche;
Denn Glück benennt er, Sieg durch fremden Schutz,
Mit feiner List erschlichen und erzwungen,
Was eingeborne Kraft mit Heldentrutz
Und wahrlich hart den Geistern abgerungen.

„Ach, opferst du mit fieberhafter Brunst
Die Gegenwart um eines Enkels Gunst?
Erblickst du ihn bereits mit Kränzen reich
An deinem Grab, hoffärtig dich zugleich?
Und solches Reis dereinst am Hügel dein,
So wähnest du, soll unvergänglich sein?
Das Pergament der Alten, blieb es? Nein!
Gab Omar nicht das ewige der Glut?
Zum Troge ward der Sarg aus Marmelstein,
Der unvergeßliche, drin das Gebein
Von Romeo und Julia geruht.
Im Kanaan der Maler war ich, sah
Ein ewig Stück, in Flicken hing es da,
Für Trödler reif — sic transit gloria!

„Was unvergänglich hieß, es ward zunichte:
Cäsaren, einst so herrlich und so groß,
Sie ragen noch als Meilenzeiger blos
Verwittert auf am Wege der Geschichte;
Unangetastet blieb kein Götterthron;
Jehovah liegt zweitausend Jahre schon
Einbalsamirt im biblischen Gedichte;
Zum Mythus wird bereits Maria's Sohn;
Die Kirche stand auf einem Felsenwalle;
Der Fels ist bröcklig worden, neigt zum Falle;
Gewässer stürmt, wo festes Land geruht,
Verdunsten muß zuletzt die Sonnenglut,
Gemach erfriert der schauernde Planet —
Du aber sprichst von Ewigkeit, Poet?

„Halt, mögen wir in vorgerückten Tagen
Nach Knabenart einander uns verklagen?
Ich harrte lang auf dieses Wiedersehen;
Wir sollten viel des Herzlichen uns sagen.
Wie kam's jedoch? Wir haben losgeschlagen.
Vergib und wolle selbst um Gnade flehen!
Laß allen Groll wie trüben Rauch verwehen,
Den Lüftchen gutgelaunt von hinnen jagen.
Ich denke, Freund, der Kampf ist ausgetragen,
Zur Freude laß uns auf die Freite gehen!
Da sieh, der Schiffer weist nach seiner Gondel,
Uns singen ein, uns wiegen sanft die Fluten;
Zum Mahle dann, wo edle Weine bluten;
Wohlan, so reiche mir den Arm, mein Blondel!"

Literarische Plaudereien aus Madrid.

Von

Wilhelm Lauser.

Auch bei ziemlich flüchtigem Aufenthalt in Madrid ist es nicht schwer, einen Ueberblick über die hervorragendern Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur Spaniens zu gewinnen. Wenn man bei dem Fremdling einige aufrichtige Neigung für das spanische Wesen voraussetzen darf, so öffnen sich ihm leicht die Thüren zu den angesehensten Häuptern der Literatur. Der Minister, der Kammerpräsident, der Abgeordnete, der Staatsrath hat immer ein Stündchen übrig, um mit seinem Gast über das Schauspiel, das er eben aufführen läßt, oder über den Band lyrischer Gedichte zu plaudern, den er gerade herausgegeben. Es gibt nämlich — und diesen für das moderne Literaturleben Spaniens charakteristischen Zug wollen wir gleich festhalten — wenige Dichter und Schriftsteller von Bedeutung in Spanien, die nicht auf dem Umwege über den Parnaß zu hohen Aemtern und Würden gelangten. Mögen diese Schriftsteller noch so sehr durch amtliche Stellung oder politische Parteimeinung auseinandergehalten sein, so lassen sie sich durch literarische Interessen und collegiale Rücksichten doch immer wieder zusammenführen, sodaß der Fremde, der einen von ihnen kennen gelernt und Zugang in irgendeinen bestimmten Kreis gefunden hat, sicher sein darf, bald in immer weitern Kreisen verkehren zu können. Ein Abend z. B. im Ateneo zugebracht genügt, um die werthvollsten Bekanntschaften anzuknüpfen; die Redner, welche hier in öffentlichen Vorträgen und Disputationen die großen wissenschaftlichen und politischen Fragen der Zeit behandeln, die Schriftsteller, die hier ihre neuesten Werke einer Versammlung von Kennern vorlegen, die Literatur- und Kunstfreunde, die sich hier Stelldichein geben, beeifern sich, vom Augenblick an, da du ihnen vorgestellt bist, dir die Wege nach allen Seiten zu öffnen und dich über alles aufzuklären, was es bei ihnen Bemerkenswerthes auf geistigem Gebiete gibt. Die Geschichte des Ateneo kann nahezu als die Geschichte der geistigen Entwickelung Spaniens während der letzten Jahrzehnte gelten. Hier wurden die großen Kämpfe zwischen der romantischen und classischen Schule ausgefochten, hier neue Talente mit dem Lorberkranz gekrönt. Hier wurden Lanzen für Kant, Hegel, Krause gebrochen und Propaganda für den deutschen Materialismus und für Darwin's Theorien gemacht. Redner, die heute der Ruhm der spanischen Tribüne sind, bildeten sich hier aus, und man nennt mehr als Ein Ministerium, das aus dem Ateneo hervorgegangen sein soll.

Eigenartig wie dieser allgemeine Vereinigungspunkt der spanischen Literaturhäupter und Freunde sind auch die literarischen Kränzchen (Tertulias), denen wir am häuslichen Herd dieses und jenes Schriftstellers in Madrid beiwohnen durften. So sammelt sich um den Novellisten Juan Valera eine Schar Dichter und Schriftsteller, deren Wege sonst weit genug auseinandergehen. Der Amphitryon selber, der wie wenige zu lesen versteht, erfreut uns durch den Vortrag der lyrischen Theile des Goethe'schen „Faust", die er mit vollendeter Meisterschaft ins Spanische übersetzt hat. Er entwickelt uns die Grundideen seiner Abhandlung, die seinen Landsleuten das Verständniß dieser Dichtung vermitteln soll, und wir erhalten einen Einblick in die segensreiche Thätigkeit des Mannes, der, nicht zufrieden mit seinen öffentlichen Vorlesungen über deutsche Literaturgeschichte, auch durch Uebertragung Heine'scher, Rückert'scher, Uhland'scher, Geibel'scher Gedichte seiner Nation die Schätze der deutschen Dichtkunst erschließt. Juan Valera liebt es, über seine Bequemlichkeit zu seufzen, und doch erscheint er in kurzen Zwischenräumen mit immer neuen Novellen auf dem Büchermarkt. Kaum hat er die leichte Idylle „Daphnis und Chloë" spanisch aufgeschürzt, so versenkt er sich in die ernste Aufgabe, den Aeschylus zu übersetzen. Daneben führt er Lafuente's „Geschichte Spaniens", die beim Tode Ferdinand's VII. schließt, bis zur Thronbesteigung Alfonso's XII. fort, und veröffentlicht in den madrider Zeitschriften gehaltvolle Artikel über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der heimischen und fremden Literatur; auch fehlt er selten mit einem Beitrag bei den literarischen Festen des Ateneo.

Der liebenswürdige Genosse Valera's ist der Wunderjüngling Don Marcelino Menendez Pelayo, der fast mehr Werke als Jahre zählt. Menendez Pelayo, heute kaum 24 Jahre alt, nimmt den Lehrstuhl für kritische Geschichte der spanischen Literatur ein, der durch den Tod des verdienstvollen J. Amador de los Rios verwaist wurde. Und es ist Verleumdung, wenn seine Gegner behaupten, er werde nur seiner reactionären Gesinnung, die man hohen Ortes gern sehe, seine sicher bevorstehende Wahl in die Spanische Akademie verdanken. Das literarische Gepäck, mit dem er sich ausweisen kann, ist vielmehr stattlich genug. Von Aeschylus, in dessen Uebersetzung er sich mit Valera theilt, hat er bereits zwei Stücke fertig gebracht. Seine auf nicht weniger als acht Bände angelegte „Geschichte der Ketzer in Spanien" ist zwar in beschränkt katholischem, romanischem, antigermanischem Geiste geschrieben, aber gefällig zu lesen und auch in Beziehung auf selbständige wissenschaftliche Forschung nicht verdienstlos. Seinen stattlichen Band „Horacio en España" können wir als eine vollständige kritische Geschichte der gelehrten lyrischen Poesie in Spanien gelten lassen, wenn es uns auch komisch berühren muß, daß er mit Feuereifer die Möglichkeit zurückweist, es könnten den spanischen Lyrikern durch die Bekanntschaft mit den deutschen, die ihm doch selber fremd sind, Quellen der Erfrischung und Verjüngung erschlossen werden. Seine spanische Vaterlandsliebe suchte er auch durch ein Werk: „La ciencia española", zu bethätigen, welches Europa beweisen soll, daß die Spanier nicht so wenig für die Wissenschaft geleistet haben, als man gemeinhin annimmt. Außer andern gelehrten Abhandlungen hat er auch einen Band „Gedichte" veröffentlicht voll

blühender Rhetorik. Und er läßt sich nicht lange bitten, um mit seiner wohlklingenden Stimme Verse vorzutragen, in welchen er die Schönheiten seiner Heimat, der cantabrischen Meeresküste, besingt. Doch scheint es, als ob vorzugsweise die Entrüstung diejenige Stimmung sei, die ihn zum Dichter macht. So ist er jetzt außer sich darüber, daß Nuñez de Arce in seinem Gedicht über Luther: „Vision del Fray Martin", sich an Spanien und dem Katholicismus versündigt habe, und er glüht vor Verlangen, diesen Hochverrath durch eine von ihm verfaßte „Vision de Loyola" zu sühnen. Dem Dichter wurde allerdings trefflich vorgearbeitet durch die Briefe des Vaters des Jesuitismus, in denen derselbe voll düsterer Poesie seine Visionen selbst schilderte.

Eine nicht minder merkwürdige Erscheinung als dieser frühreife Dichter und Schriftsteller war in diesem Kreise sein Landsmann aus Santander, Casimiro del Collado, gestern noch in Spanien ein Unbekannter, heute als eine Zierde der nationalen lyrischen Dichtkunst anerkannt. Collado macht in seinem Aeußern eher den Eindruck eines behäbigen Mannes, der sich von den Geschäften zurückgezogen, als eines Dichters von zartestem Gefühl, tiefem Denken und feiner Naturempfindung. Man flüstert uns denn auch, als er aus seiner Tasche Druckbogen eines lyrischen Bändchens hervorzieht, das er eben herauszugeben im Begriff steht, mit dem Ausdrucke großer Hochachtung zu, daß wir die Ehre haben, einen Millionär vor uns zu sehen, der nunmehr, nachdem er sich in Mexico seine Reichthümer gesammelt, ausschließlich den Musen opfert. Collado war, als er sich in früher Jugend der unfruchtbaren Neigung des Versemachens ganz hinzugeben drohte, von seinem Vormund in ein Kaufmannshaus nach Mexico geschickt worden. Dort machte er, wie so viele seiner Landsleute, sein Glück und kehrte dann zu seiner ersten Liebe zurück. Das spanische Amerika, das dem Mutterlande seit Jahrzehnten so viele seiner künstlerischen Talente entzog, hat diesmal die Schuld zurückgezahlt und den Dichter mit dem Ehrentitel eines Mitgliedes der Mexicanischen Akademie der Heimat wiedergegeben. Wie wir nun wol bei ausgewanderten Bevölkerungen wahrnehmen, daß sie ihre Sprache getreu in dem Stande erhalten, in welchem sie dieselbe aus dem Vaterlande in die Fremde getragen, so gemahnen uns Collado's Dichtungen viel mehr an die classischen Vorbilder aus dem Anfang des Jahrhunderts, die auf seine Jugend eingewirkt, als an die Art der jüngern Zeitgenossen. Sollen wir Collado mit einem der Alten vergleichen, so drängt sich uns bei der Feierlichkeit und dem Wohlklange seiner Verse wie bei den Gegenständen, die ihn begeistern, noch am ehesten der Name Argensola's auf, von welchem uns E. Dorer in seinem reizenden „Cancionero" (Leipzig, T. O. Weigel) einige treffliche Nachdichtungen geliefert hat.

Eine ganz andere Natur lernen wir in R. Correa kennen. Correa steht mit dem einen Fuße in der schönen Literatur, mit dem andern in der madrider Kampfesjournalistik. Er hat heute, um unserer literarischen Gesellschaft beizuwohnen, mit allen seinen Lebensgewohnheiten gebrochen, denen gemäß er erst, wenn es Abend wird, Bett und Haus verläßt, um die Nacht in politischen Clubs und im Congreßgebäude zuzubringen; tagsüber dictirt er von seinem Bett aus die Artikel für seine Zeitung „Los Debates". Die schöne Literatur verdankt ihm

mehrere Novellen, besonders die gemüthvolle „Rosas y Perros", und die Herausgabe der Erzählungen und Gedichte des unglücklichen Gustavo Becquer, der nach seinem allzu frühen Tode der Liebling der spanischen Jugend geworden ist, wie es in Deutschland Heinrich Heine, in Frankreich Alfred de Musset ist. Becquer freilich, wie die Spanier häufig thun, überhaupt mit diesen beiden zu vergleichen, verbietet, abgesehen von dem Maße der Begabung, die ganze Richtung seines Gefühls- und Gedankenlebens. Er ist vor allem ein echt spanischer Katholik und durchaus versunken in den Mysticismus seiner Religion. Am liebsten schwärmt seine Phantasie unter den Denkmälern und Ruinen der kaiserlichen Stadt Toledo, die er mit den zarten Luftgebilden seiner Träume bevölkert und schmückt. Wir sind schon hier und dort deutschen Uebertragungen seiner Erzählungen und Legenden begegnet. Ganz neuerdings hat A. Meinhardt herausgegeben: „Becquer, ausgewählte Legenden und Gedichte" (Leipzig, W. Friedrich). Etwas von deutscher Gefühlsinnigkeit und Schwermüthigkeit heimelt uns hier an, und die Abwesenheit jener tönenden Phrasen, die uns sonst bei den jüngern Spaniern stören, erhöht noch den Eindruck, als habe man einen Dichter vor sich, der ganz bei den Deutschen in die Schule gegangen. Ohnedies durch den deutsch klingenden Namen Becquer stutzig gemacht, forschten wir nach des Dichters Ursprung und Lebensgang. Correa war sein brüderlicher Freund und Pfleger bis zu seinem letzten Athemzuge, und was er uns berichtet, klingt theilweise recht seltsam. Becquer's Vorfahren scheinen allerdings Deutsche gewesen zu sein, die sich in Sevilla niederließen, wo auch Gustavo geboren wurde; die Familie führte ein deutsches Wappen. Man möchte nun fast an eine Art Atavismus glauben, wenn man die ganze deutsche Art zu denken und zu empfinden bei diesem andalusischen Dichter wahrnimmt, der, bei Lebzeiten mehrfach deswegen zur Rede gestellt, doch immer versichern mußte, daß ihm das Deutsche und die deutsche Literatur völlig fremd seien. Bei seinem Bruder Valeriano, einem Maler, der gleich ihm durch frühen Tod hinweggerafft wurde, wiederholte sich die merkwürdige Erscheinung. Wir sahen bei Correa Bilder von seiner Hand, wie Die Walpurgisnacht, die von irgendeinem düsseldorfer Romantiker gemalt sein könnten; und doch hatte auch er wie sein Bruder niemals deutsche Vorbilder gesehen. Aus Gustavo's Schriften erkennen wir, daß er für bildende Kunst, insbesondere Architektur, ein scharfes Auge, für Musik ein wunderbares Gehör gehabt haben muß. Was letzteres betrifft, so bezeugt uns Correa folgende Thatsache. Einmal phantasirte Gustavo, der nie Klavier spielen gelernt, lange auf seinem Klavier und entlockte demselben immer schönere Accorde; die Fenster des Zimmers waren geöffnet und die Klänge drangen über die Straße in das Nachbarhaus. Mit einem mal klopft es an die Thür, und herein stürmt der berühmte Sänger Mario, der drüben wohnte, mit den Worten: „Wer hat diese himmlische Musik componirt? wer hat so himmlisch gespielt?" Gustavo Becquer, wie aus einem Traum erwachend, antwortete: „Ich habe gespielt, aber was ich gespielt, kann ich nicht wiederholen; denn ich habe nie eine Note geschrieben, noch gelernt, nach Noten zu spielen." Nicht lange nach Becquer's Tode fand sich bei Correa, wie dieser uns erzählt, eine deutsche Dame ein, die, von der geistigen Wahlverwandtschaft mit dem spanischen Dichter angezogen, dessen Gedichte übersetzt

hatte. Sie ließ das Manuscript in Correa's Händen zurück, der es noch als Reliquie aufbewahrt. Vielleicht werden wir doch einmal in die Lage kommen, diese Uebertragungen mit den jetzt erschienenen von A. Meinhardt zu vergleichen.

Die gefühlsinnigen Gedichte Becquer's haben viel dazu beigetragen, besonders unter dem jüngern Geschlecht die Liebe zu den Versen, zur lyrischen Poesie, neu zu erwecken, welche infolge der frühern Uebersättigung an dem phrasenreichen und inhaltsleeren Klingklang, der allzu lange in Mode war, fast erstorben wäre. Die öffentliche Theilnahme wurde auch dadurch noch besonders angefacht, daß der ausgezeichnete Schauspieler Rafael Calvo Vorlesungen lyrischer Dichtungen auf der Bühne veranstaltet, und daß die Dichter, wie J. Valera, Zorrilla, Nuñez de Arce, Campillo, Palacio und andere, wieder die Gewohnheit aufgenommen haben, ihre Erzeugnisse, bevor sie dieselben der Oeffentlichkeit übergeben, dem ausgewählten Kreise des Ateneo vorzutragen. Außerdem sind neben den alten anerkannten Größen, Campoamor und Zorrilla und J. A. Galiano, eine Anzahl neuer Lyriker von Verdienst aufgetreten: der junge Velarde, Grilo, den man den neuen Zorrilla nennt, und vor allem Nuñez de Arce. Nuñez de Arce ist ganz der Mann und der Dichter seiner Zeit. In seinen „Gritos del Combate" schwingt er sein scharfes Schwert für seine sittlichen, gesellschaftlichen und politischen Ideale; an allen Kämpfen, Schmerzen und Enttäuschungen seiner Nation nimmt er innigen Antheil. Und statt sich in ihr eigenstes Gefühlsleben einzuspinnen, tritt seine Muse heraus auf den Markt des Lebens und erhebt die Stimme des öffentlichen Gewissens. Nuñez de Arce sucht weder blos dem kleinen Kreise literarischer Feinschmecker zu gefallen, noch buhlt er um die Gunst der Menge oder der Parteien. Er ist der Anhänger der Septemberrevolution und ihrer Ideen geblieben auch nach den Ausschreitungen derselben, die er in seinen Versen bejammert, verspottet und geiselt. Die Freiheit des Denkens und Forschens ist sein Ideal, aber der volksbethörenden Beredsamkeit eines Castelar ruft er prophetische Warnungen zu, und über die Lehren eines Darwin bricht er den Stab als über eine Pest, die das menschliche Leben seines schönsten Inhaltes zu entleeren drohe. Man mag mit dem Denker und Politiker Nuñez de Arce nicht immer übereinstimmen: dem ehrlichen Manne ist jeder volle Achtung schuldig, und der Dichter weiß uns stets durch den männlichen Klang, den hohen Schwung, die reine Form seiner Verse zu fesseln. In den herrlichen Stanzen seiner Dichtung „Ultima Lamentacion de Lord Byron" führt er uns in die innerste Gefühls- und Gedankenwelt des großen englischen Weltschmerzdichters ein und entrollt vor uns in prächtig düstern Bildern die Leidensgeschichte unsers nach Freiheit ringenden Jahrhunderts. Griechenland, das seinen alten Kerker aufsprengt, ist ihm der Vorbote der Freiheit für alle Völker. „Die Götter Griechenlands", singt er, „leben noch in der Welt des Gedankens. Homer erhebt sich auf der Höhe des Parnasses und widersteht der Zeit und Vergessenheit. Eine Strophe, der Torso einer Statue wird genügen, um dich nicht zu vergessen, o Wiege der Götter und der Kunst! Gedenke, o Griechenland, deiner alten Thaten, deiner hochherzigen und tapfern Söhne; wer zu sterben weiß, weiß frei zu sein. Die Freiheit gaben die Suliotinnen ihren Kindern, da sie, um vor den Türken sie zu retten, sie selbst in den Abgrund schleu-

derten." Vielleicht das beste unter den neuern Gedichten von Nuñez de Arce ist seine, unsers Wissens auch ins Deutsche übersetzte „Vision de Fray Martin", die er unter ungeheuerm Beifall gleichfalls zuerst im Ateneo vorlas. Der Dichter malt hier in lebensvollen und großartigen Bildern die Gedanken und Zweifel aus, die Luther's Brust bestürmt haben mochten, bevor er den Kampf gegen Rom unternahm. Er will zwar in seiner Dichtung ganz unparteiisch erscheinen, aber er ist hier doch unverkennbar mehr Lutheraner als Katholik und mehr Rationalist als Lutheraner. Seine letzte uns bekannte Dichtung „El Vertigo", eine in volksthümlichen Reimen erzählte Legende, verlassen wir mit dem Eindruck, daß ein Dichter, der wie Nuñez de Arce mit solcher Meisterschaft alle Formen der Epik und Lyrik zu handhaben weiß und durch alle Fasern seines Wesens mit der modernen Zeit verwachsen ist, seiner Nation ein alle ihre Bestrebungen, Leiden und Freuden erschöpfendes dichterisches Gemälde herzustellen berufen wäre.

Der moderne Realismus, zum großen Theil Nachahmung und Uebertreibung des französischen Vorbildes, und die romantische Richtung, welche wesentlich auf deutschen Einfluß zurückzuführen ist, bekämpfen sich und vermischen sich gelegentlich im spanischen Theater der Gegenwart. J. Valera hat erst neuerdings wieder in einem Vortrag, den er in der Akademie hielt, hervorgehoben, daß Spanien die neue Bekanntschaft mit den literarischen Meisterwerken seiner Vergangenheit großentheils den Deutschen verdankt, einem Lessing, Jakob Grimm, Böhl von Faber, Friedrich und Wilhelm Schlegel, Schulze, Bouterwek, Diez, Tieck, Schack u. a. Dieser Tage sind nun wieder die Erstlingswerke, die unter dem Einfluß der Romantik in der Mitte der dreißiger Jahre entstanden waren, das Ritterdrama „El Trovador" von Garcia Gutierrez, in der Form der Verdi'schen Oper in ganz Europa populär, und „Los Amantes de Teruel" von Hartzenbusch mit größtem Beifall gegeben worden. Dieser Beifall war das leuchtende Abendroth, in welchem das so reiche Dichterleben von Hartzenbusch erlosch; Garcia Gutierrez aber konnte 44 Jahre nach seinem ersten großen Erfolge mit einem neuen Drama: „El grano de arena", das im December 1880 im Teatro de la Comedia zur Aufführung kam, wie ein Kritiker gut bemerkte, „jene ruhige Wirkung erzielen, welche man beim Anblick großer Schönheiten empfindet, nicht jene gewaltsame Erschütterung, mit welcher die furchtbaren und gesuchten Situationen das Publikum ermüden". In der That scheint das spanische Publikum durch die krampfhaften Versuche, den französischen Realismus noch zu übertrumpfen, schon ermüdet zu sein. Sonst würde ein so einfach aufgebautes, mit so rein natürlichen Mitteln wirkendes Stück wie „Consuelo" von dem allzu früh verstorbenen Ayala nicht so anhaltenden Beifall gefunden haben, die meisten Sensationsstücke eines J. Echegaray und E. Sellés nicht so bald wieder vom Repertoire verschwinden, nachdem sie den Staub leidenschaftlicher kritischer Kämpfe emporgewirbelt. Von dem Verdammungsurtheil über diese realistische Richtung auf der spanischen Bühne sind übrigens mehrere Stücke, wie „Sobre quien viene el castigo" von J. Antonio Cavestany, auszunehmen, einem Dichter aus Sevilla, der als zweiundzwanzigjähriger junger Mann mit seinem „El esclavo de su culpa" sich bereits das Bürgerrecht unter

den anerkannten spanischen Dramendichtern, wie Tamayo, Zorrilla, C. Coello, erworben hat.

Eine ungemeine Fruchtbarkeit herrscht auf dem Gebiete der Novelle und Erzählung. Die Kleinmalerei eines Antonio de Trueba und Pereda findet ihre Geltung neben den größern psychologischen Compositionen eines Alarcon und Valera. Perez Galdos sorgt fast im Uebermaße für ein flüchtigeres Lesebedürfniß, und wenn wir die Namen J. F. Bremon, C. Coello, F. Navarro Villoslada, M. Fernandez y Gonzalez angeführt haben, so dürfte kaum einer aus der Plejade spanischer Novellisten in unsern Tagen übergangen sein, der nach dem besonders in Deutschland sehr geschätzten Fernan Caballero noch das Interesse im Auslande zu erwecken vermöchte.

Die literarischen, literatur- und kunstgeschichtlichen Arbeiten F. M. Tubino's, Mitgliedes der Spanischen Akademie, verdienen in Deutschland ganz besondere Beachtung. Ich darf wol das Geheimniß verrathen, daß der unermüdliche Polyhistor, der schon im Ateneo so häufig für deutsche Wissenschaft gegen die Latinisten gekämpft hat, ein druckfertiges Manuscript verwahrt, welches an der Hand mit sorgfältigstem Fleiße gesammelter Daten den vielfach bestrittenen, thatsächlich nicht hoch genug anzuschlagenden Einfluß darlegt, den deutsche Wissenschaft und Dichtung auf das geistige Leben Spaniens in diesem Jahrhundert ausgeübt haben. Durch die Vielseitigkeit seiner Bildung, die Unbefangenheit seiner Weltanschauung, die Kenntniß deutschen Wesens, die er noch durch Reisen in unserm Vaterlande und durch wahrhaft rührende Bemühungen, das Deutsche zu lernen, zu ergänzen suchte, war Tubino wie keiner seiner Landsleute zu einem solchen Werke berufen. Monate hindurch allabendlicher Gast in seinem traulichen Studirzimmer, suchte ich dem Freunde die Bedenken auszureden, die ihn bisjetzt abhielten, seine Arbeit der Oeffentlichkeit zu übergeben. Seine Befürchtung, hierdurch von den andern großen literarischen Unternehmungen, in die er sich selber gestürzt hat oder die ihm von gelehrten Gesellschaften auf die Schultern gelegt worden sind, auf einige Zeit abgezogen zu werden, wird hoffentlich noch der Erwägung weichen, daß das gelehrte und literarische Deutschland ihm den Dank für seine Arbeit gewiß nicht vorenthalten wird. Inzwischen hat sich Tubino die vollste Anerkennung unserer Romanisten und unserer Culturhistoriker bereits durch sein jüngstes monumentales Werk, an dem er seit Jahren mit Riesenfleiß arbeitete, seine „Historia del renacimiento literario contemporaneo en Cataluña, Baleares y Valencia", verdient. Das Wiederaufleben der catalanischen Literatur in unserm Jahrhundert, die man erstorben glaubte, wie in Frankreich die provenzalische, die ganze hiermit zusammenhängende Culturentwickelung mit ihren segensreichen Folgen wie mit ihren Ausschreitungen hat in Tubino den gewissenhaften, unparteiischen, seinen schwierigen Gegenstand vollkommen beherrschenden Historiker gefunden. Die noch heute in Madrid verbreitete theils nur literarische, theils sogar politische Eifersucht und Voreingenommenheit gegen den „Catalanismo", dem man gelegentlich auch mit Regierungsverboten an den Leib gehen wollte, konnte nicht besser bekämpft werden als durch Tubino's

lichtvolle Darstellung, die uns zu den Ursprüngen dieser ganzen Bewegung zurückführt, zu den Werken, die auf diesem Boden entstanden sind, und die uns vertraut macht mit den heutigen Koryphäen der catalanischen Renaissance. In diesem Sinne ist Tubino's Werk das neueste Glied in der Kette verwandter culturgeschichtlicher Schöpfungen bei den andern großen Nationen Europas, die Abzahlung einer Ehrenschuld Spaniens gegenüber den Verdiensten unserer Diez und Bartsch um die sprachliche Kenntniß des Catalanischen und, wie wir namentlich bei der Unermüdlichkeit und Universalität Tubino's selbst hoffen dürfen, der Vorläufer anderer ähnlicher Werke über die übrigen Provinzliteraturen des vielgestaltigen spanischen Königreiches. Seinen Standpunkt denjenigen gegenüber, welche die catalanische Bewegung anfeinden oder dieselbe in falsche Bahnen zu lenken suchen, bezeichnet Tubino u. a. in folgenden Sätzen: „Es ist ein Irrthum, wenn einige Catalanen, in einseitiger Erinnerung an Thatsachen, deren Vergessen der gesunde Menschenverstand und Patriotismus empfiehlt, in Madrid, der Verkörperung Castiliens, den Gedanken voraussetzten, Catalonien zu tyrannisiren und demselben nicht eine geschwisterliche, sondern eine Sklavenstellung anzuweisen. Castilien ist weder Spanien, noch besteht Castilien anders denn als historischer Ausdruck. Was man wahrnimmt, sind nur verschiedene Königreiche, in Provinzen verwandelt, verbunden durch eine alle umschlingende politische Verfassung." An andern Orten macht uns Tubino mit einer catalanischen Partei bekannt, welche nichts Geringeres verlangt, als daß Catalonien stets im Ministerium seine eigenen Vertreter habe, weil „das catalanische Bevölkerungselement allein den verhängnißvollen Gang der spanischen Politik ändern könne". Daneben zeigt er uns auch, daß man nicht glauben dürfe, „die Erneuerung des historischen Geistes, der in Catalonien und Valencia heimischen Sprache und Literatur begegne unter den Catalanen und Valencianern selbst keinem Widerspruche; im Gegentheil hätten sich in Barcelona wie am Ufer des Turia energische Stimmen des Widerspruches gegen die Restauration als gefährlich, unzeitgemäß, ungeziemend erhoben, und selbst die Poesie, die «Juegos florales» und die Renaissance der Sprache seien zur Zielscheibe heftigen Tadels gemacht worden".

Um ein Werk von der Bedeutung und dem Umfange der „Geschichte der catalanischen Renaissance" auszuführen, bedurfte es der umfassenden geschichtlichen, sprachlichen, literarischen, künstlerischen, ethnographischen und politischen Bildung des Verfassers. In der That gibt es auch kaum einen Zweig der modernen Wissenschaften in Spanien, in welchem Tubino nicht bemerkenswerthe Arbeiten aufzuweisen hätte, die wir alle zusammen heute als eine Art Vorarbeiten zu seinem eben vollendeten großen Werke ansehen dürfen. Nennen wir aus dem reichen Katalog nur seine literaturgeschichtlichen Werke: „El Quijote y la Estafeta de Urganda", „Cervantes y El Quijote"; seine kunstgeschichtlichen: „Murillo", „Pablo de Cespedes", „El Arte", „La Exposicion permanente de bellas Artes en Madrid"; seine geschichtlichen: „Gibraltar ante la historia", „Estudios contemporáneos", „Estudios prehistóricos", „Viaje cientifico a Dinamarca y Suecia", „Patria y Federalismo". In einer großen Novelle: „La historia de un cautiverio", hat Tubino neben dem Räuberleben die volksthümlichen Sitten und gesellschaftlichen

Zustände seiner andalusischen Heimat geschildert. Er ist Secretär der Anthropologischen Gesellschaft in Madrid und hat zu allen diesen Arbeiten und Aufgaben nun noch die anstrengende Schriftführung bei der Herausgabe des Prachtwerkes „Die Baudenkmäler Spaniens" übernommen. Solche Leistungen sind freilich nur möglich bei einem fast mönchischen Gelehrtenleben, wie es seit Jahren der einst so heißblütige Sohn Andalusiens führt, der mit des Südens Glut des Nordens Ausdauer wunderbar zu vereinigen weiß.

Die spanische Literatur, wenigstens die neuere, ist außerordentlich arm an Denkwürdigkeiten und Briefsammlungen bedeutenderer Persönlichkeiten. Wer in der Lage ist, Briefe der meisten Staatsmänner zu kennen, welche eine hervorragende Rolle in der neuern Geschichte Spaniens gespielt haben, kann kaum bedauern, daß ihr Briefwechsel nicht das Licht der Oeffentlichkeit erblickt. Die Espartero, Serrano, Narvaëz, O'Donnell, Prim könnten als Charaktere nichts durch solche Veröffentlichungen gewinnen, und die Literatur als solche hatte an ihnen nichts zu verlieren. Andere haben sich in Parlamentsreden, Zeitungsartikeln oder Parteiprogrammen jederzeit so vollständig ausgegeben, daß für vertraulichere Ergüsse in Briefen an Freunde oder in Aufzeichnungen des Selbsterlebten und Empfundenen nicht Zeit noch Lust übrigblieb. Dazu ist den Spaniern, wie es scheint, inmitten fortwährender Staatserschütterungen, heißer Parteikämpfe und fieberhafter journalistischer Thätigkeit der Sinn für ruhige Betrachtung des Thatsächlichen, und wir möchten sagen für innere historische Sammlung, in einem Grade abhanden gekommen, daß es nirgends so schwer hält wie in Spanien, auch nur nothdürftige biographische Mittheilungen über ihre Staatsmänner und Schriftsteller zu erhalten.

So ist denn allen denjenigen, die sich für Spanien und seine Cultur interessiren, eine recht angenehme Ueberraschung bereitet worden mit den „Memorias de un Setenton, escritas por Don Ramon de Mesonero Romanos". Mesonero, ein in allen madrider Kreisen wohlbekannter und wohlgelittener Herr von 76 Jahren, erzählt uns hier, gestützt auf ein außerordentlich treues Gedächtniß, alle bedeutendern Ereignisse in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, deren Augenzeuge er war. Ganz Madrid kannte den „Curioso Tacente" oder den „Curioso Parlante", unter welchen etwas altfränkisch klingenden Pseudonymen Mesonero seit langen Jahrzehnten in Zeitungen und Zeitschriften seine Stimme über alle Vorgänge im öffentlichen, gesellschaftlichen, künstlerischen und Theaterleben der spanischen Hauptstadt abgegeben hatte. Schwerhörigkeit, bisjetzt das einzige Anzeichen von Altersschwäche bei ihm, hat Mesonero gezwungen, das Amt des Tageschronisten niederzulegen. Er vertauschte dasselbe mit demjenigen des Culturhistorikers, indem er in seinen „Denkwürdigkeiten" bis in die Anfänge seines Lebens und unsers Jahrhunderts hinaufstieg und das Bild der innern Entwickelung Madrids und Spaniens entrollte, wie er dasselbe mit eigenen Augen sich gestalten sah.

Er versetzt uns zunächst in die patriarchalische Luft seines Vaterhauses, in welchem abends Freunde und Bekannte von Krieg und Kriegsgeschrei sich unter-

hielten, soweit dies die äußerst mangelhafte Kenntniß der eigenen und fremden Staatsangelegenheiten damals gestattete. Bewegung kam auch in diesen kleinbürgerlichen Kreis, als eines Tages die aufgeregte Menge das Nachbarhaus, das dem übermüthigen Hofgünstling Godoy gehörte, stürmte und verwüstete. Godoy's trauriges Ende in Paris erzählt uns der Verfasser, der ihn noch kurz vor seinem Tode aufsuchte. Nun folgen die stürmischen Auftritte der französischen Invasion, die Abreise und spätere Rückkehr Ferdinand's VII., die Erhebungen der Madrider. Von dem Anblick und dem Zustande der Stadt Madrid um diese Zeit entwirft Mesonero ein sehr anschauliches Bild. „Die Hauptstadt der Welten", wie sich Madrid damals noch nannte, „hatte die Linien noch nicht überschritten, die bereits zu Anfang des 17. Jahrhunderts um dieselbe gezogen waren; ihre Bevölkerungszahl war beiläufig ein Drittel der heutigen, 160000 Seelen; etwa 70 Klöster mit ausgedehnten Anbauten und Gärten bedeckten den Stadtbezirk. Diese Häusermasse durchzogen enge, krumme, unebene, durch die Mauern der Klöster und ihrer Gärten verdunkelte Gassen, von denen viele ungepflastert oder nur mit beweglichem Steinschotter versehen waren und in denen etliche schmale und wackelige Steinplatten als Trottoir dienten. Trümmer von einstürzenden Häusern lagen in den Gassen umher; der in dieselben geworfene Unrath wurde nur zweimal in der Woche weggeräumt; der Schmuz drang in die Brunnen, die Gewölbe und Hausthore ein; der Verkehr in den Gassen war auf Schritt und Tritt unterbrochen durch Scharen von Rindern, Ziegen, Schafen, Schweinen, Hühnern, die man im Freien ihre Nahrung suchen ließ, von Eseln, welche Baumaterialien herbeiführten, von Pferden, die mit Brot und geschlachtetem Vieh beladen waren. Jedes der kleinen und schmucklosen Häuser der Stadt glich einer Festung, die Hausthore waren mit dicken Eisennägeln überdeckt; Schlösser, Riegel, Eisenstangen und Holzbalken waren an Altanen und Läden angebracht, um einem Angriff mit bewaffneter Hand zu widerstehen. Das Wandern in den dunkeln, einsamen Gassen konnte schon in den ersten Stunden der Nacht als ein Wagniß betrachtet werden, wenn man sich nicht von einem Nachtwächter oder Diener begleiten ließ, oder wenigstens in der Rechten einen Stockdegen, in der Linken eine Laterne hielt. Die Bevölkerung, ohne Industrie, Ackerbau, Handel, fast ohne Besitz, in ihren Bestrebungen auf den engsten Kreis beschränkt, ließ Tage, Monate, Jahre in völlig orientalischer Unthätigkeit hinfließen. Des Morgens nahm der Bürger seine Chocolade, um 11 Uhr sein Brötchen mit Wein, um 2 Uhr sein unvermeidliches Erbsengericht, worauf er bis zum folgenden Tage jede geistige Arbeit einstellte, zwei Stunden Siesta hielt und dann in der baumlosen, staubigen Umgebung der Stadt spazieren ging. Dann pflegte er eine Limonade oder ein Glas kalter Milch zu sich zu nehmen, spielte bis 10 Uhr Karten, genoß noch eine Kleinigkeit und legte sich dann schlafen. Die Einförmigkeit des täglichen Lebens wurde nur unterbrochen durch das Oster- und Neujahrsfest, durch die Hahnenkämpfe im Carneval, die prachtvollen Processionen in der Charwoche, die Jahrmärkte, bei denen dem guten Familienvater häufig nicht blos sein Geldbeutel und seine Uhr, sondern auch durch irgendeinen Don Juan sein Weib entführt wurde, durch die Stiergefechte an jedem Montag, durch das Baden in dem immer durstigen Manzanares."

Das Hofleben Ferdinand's VII., von welchem Mesonero am väterlichen Herde erzählen hörte, würde ihn verlockt haben, einen neuen „Gil Blas" zu schreiben, wenn ihm nicht die fortwährenden Verbannungen Furcht eingeflößt hätten. So beschränkt er sich denn auch in seinen „Denkwürdigkeiten" darauf, einige besonders merkwürdige Züge über den unmäßigen Ministerconsum, den Ferdinand trieb, und über die Camarilla mitzutheilen. Die einen seiner Minister entließ Ferdinand, weil sie kurzsichtig waren, andere wegen ihrer großen Hände, andere als Dummköpfe, andere als zu gescheit: die einen schickte er nach Amerika, um die Luft zu wechseln, die andern sperrte er in die dunkeln Schlösser von Coruña oder Segovia ein; im Zeitraum von sechs Jahren verbrauchte er so viele Minister, daß auf jeden derselben im Durchschnitt nur zwei Monate Amtsdauer kamen. Hiermit nicht zufrieden, hatte er eine Art von Gegenministerium eingerichtet, welches, da es seine Versammlungen in einer eigenen Kammer hielt, später unter dem Namen „Camarilla" bekannt wurde, der auch in andere Sprachen aufgenommen wurde. (Die politische Sprache Europas hat den Spaniern überhaupt eine Menge Namen entlehnt; man denke nur an Progressisten, Opportunisten, Intransigenten u. s. w.) Diese Mitglieder der Camarilla, zum Theil ganz untergeordnete Palastdiener, ließ Ferdinand vor seinen Ministern stets wie das Gespenst Banquo's auftauchen und, wenn er sie selbst bei irgendeinem Vergehen, Bestechung u. dgl., ertappt hatte, wieder in einem Kloster oder unter der Dienerschaft irgendeiner königlichen Besitzung verschwinden. Bei der Entlassung seiner Minister nahm Ferdinand übrigens durchaus keine tragische Miene an; er schenkte den Unglücklichen Cigarren und Süßigkeiten, trommelte mit den Fingern auf den Tisch, oder kratzte sich die Ohren und die Stirn, was bei ihm das Zeichen guter und schlechter Laune war.

Mesonero's „Denkwürdigkeiten" gestalten sich von dem Zeitpunkte, wo dieselben den Kampf zwischen dem Absolutismus und der Revolution berühren, vom Jahre 1820 an, in dem sich das Heer in Andalusien für die Verfassung von 1812 erhob, zu einem für den Historiker äußerst werthvollen Beitrag zur Geschichte unsers Jahrhunderts. Der Wechsel in der Stimmung des Hofes und des Volkes, die madrider Straßenauftritte, die allgemeine Begeisterung, welche die „Riego-Hymne", die Wuth, welche die Spottlieder „Trágala" und „Lairon" weckten, das Zeitungswesen, das unter dem Hauche der Freiheit entstand, die Gründung wissenschaftlicher und literarischer Vereinigungspunkte wie des Ateneo und Liceo, das Wiederaufleben der classischen Stücke auf der nationalen Bühne, das Auftauchen neuer dramatischer Talente wie Moratin, Martinez de la Rosa, A. Saavedra, Dionisio Solis: alle diese Erscheinungen des öffentlichen Lebens in Spanien während der zwanziger Jahre werden hier mit großer Treue und der Frische des Augenzeugen geschildert. Mesonero, der den Auszug der madrider Miliz mit dem Könige nach Cadix mitmachte, schildert uns den Marsch selbst und sodann die Belagerung dieser Stadt durch den Herzog von Angoulême bald in ergreifenden, bald in komischen Zügen. Ein Culturbild von großem Werthe ist die Beschreibung der Gebräuche, Trachten und Gewohnheiten der madrider Gesellschaft im Jahre 1826 sowie der literarischen Strömungen der damaligen Zeit, des Theaters und der Dichter.

Aus diesen Schilderungen mögen nur zwei Episoden hervorgehoben werden. Die erstere ist bezeichnend für die gesellschaftlichen Zustände Madrids im Anfang der dreißiger Jahre. Während des Carnevals 1832 war ein Ball veranstaltet worden, an dem Infanten, Granden, Hofleute und die Jugend der Mittelklasse theilnahmen. Als eben der Ball im besten Gange war, „erschien der Schauspieler Valero, der nämliche, der heute noch um seine Schläfe einen kostbaren Lorberkranz trägt. Jedermann weiß, welche ungerechte Verachtung noch in jener Zeit auf den Schauspielern lastete; in Spanien verweigerte man denselben sogar das ärmliche «Don» vor dem Namen. Jene Gesellschaft nahm denn Anstoß an der Anmaßung des Schauspielers; es begann ein allgemeines Zischeln, es kam zu unhöflichen Kundgebungen und dann zu einem wirklichen Angriff gegen den Komiker; man drängte ihn nach der Thür und nöthigte ihn schließlich, den Saal zu verlassen. Der beleidigte Schauspieler eilte zum Teatro del Principe, wo sich gerade der König und die Königin befanden, drang bis zu ihnen vor und beklagte sich bitter über die Beleidigungen, die er in einer großentheils aus Hofleuten bestehenden Gesellschaft empfangen. Ferdinand, der auch diesmal wie schon oft kein Bedenken trug, sich gegen seine eigenen Diener zu erklären, beauftragte den Corregidor Barrafon, die Angelegenheit zur Befriedigung des Schauspielers zu schlichten". Durch Mesonero's Vermittelung wurde jene Ballgesellschaft bestimmt, den Schauspieler jetzt in aller Form einzuladen. „Valero zeigte sich im Frack wie zuvor, spazierte zwei-, dreimal in verschiedenen Richtungen durch den Saal, und niemand wagte den Mund aufzuthun."

Die andere Episode betrifft einen deutschen Landsmann, der vor kurzem als eine der ersten Zierden der zeitgenössischen Literatur Spaniens gestorben ist. Mesonero erzählt in seiner „Geschichte der Romantik in Spanien", welche, was er allerdings hervorzuheben unterläßt, von Anfang an wesentlich unter deutschem Einflusse gestanden: „In den letzten Tagen des Januar 1837 kam ein Drama zur Aufführung, wie es hieß von einem jungen Handwerker, dessen Bescheidenheit, Zurückgezogenheit und scheuer Charakter keine großen Hoffnungen rege gemacht hatte; die übelwollenden Kritiker stellten dem Handwerker, der sich in einen Dichter verwandelt hatte, ein sicheres Fiasco in Aussicht. Ich, der ich ihn, wenn auch nur sehr oberflächlich kannte (ich kannte aber auch einige Abschnitte des Dramas), war ganz entgegengesetzter Ansicht, und wirklich, kaum hatte man die ersten Scenen des leidenschaftlich bewegten Dramas «Los Amantes de Teruel» gehört, kaum hatten sich vor den Augen des Publikums jene Schönheiten ersten Ranges in den interessanten Situationen, den sympathischen Personen und der poetischen Sprache entfaltet, so brach alles voll Begeisterung in donnernden Beifall aus und rief den Verfasser vor die Rampe. Dieser hatte sich aber in seiner Angst versteckt und war nicht im Theater anwesend; so mußte sich das Publikum damit begnügen, den wenig wohlklingenden und classischen Namen Johann Eugen Hartzenbusch zu erfahren, der seitdem unsern Ohren als einer der herrlichsten der spanischen Literatur erklingt. Der so bescheidene Dichter, Sohn eines deutschen Tischlers, war im Geschäft seines Vaters thätig und arbeitete gerade damals, wie er später zu erzählen liebte, an den Bänken für den Sitzungssaal des Senats; aber sein innerer

Beruf führte ihn zum Studium und zur Pflege der Literatur. Er hatte sich der letztern schon sehr jung insgeheim gewidmet, und unter seinen verschiedenen Werken befand sich auch die Umarbeitung einer sinnlosen Komödie von Laviano (aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts), «Die Eroberung von Madrid». Dieselbe wurde erbarmungslos ausgepfiffen; und ich veröffentlichte als Theaterkritiker in der «Revista Española» einen gleichfalls erbarmungslosen Artikel, den ich dem armen Verfasser der Umarbeitung zuschickte. Dieser stellte sich mir betrübt andern Tages vor und antwortete mir, als ich ihn durch höfliche Entschuldigungen zu trösten suchte: «Nein, nein, die Komödie ist elend, und ihre Umarbeitung noch schlechter; aber da es mir schmerzlich wäre, wenn Sie mich nach dieser unglücklichen Arbeit beurtheilen wollten, so bringe ich hier einige meiner poetischen Arbeiten und wünsche, Sie möchten dieselben lesen.» Damit legte er einen Pack Manuscripte auf den Tisch und ging. Wie groß war mein Erstaunen, als ich hier einen herrlichen Strauß poetischer Blüten entdeckte, in denen sich ein feiner literarischer Geschmack enthüllte und unter denen sich einige Scenen des dramatischen Entwurfes «Los Amantes de Teruel» befanden. «Ist es möglich», sagte ich zu dem bekümmerten jungen Mann, als er mich wieder besuchte, «daß ein Mann, der solches zu schaffen weiß, sich mit so nichtigen und ruhmlosen Arbeiten beschäftigt wie die Umarbeitung schlechter Komödien? Sie können ohne fremde Hülfe ihren Weg machen und sich mit mächtigen Schwingen auf die Höhen des Parnasses erheben.» Das Publikum gab mir in jener Januarnacht 1837 recht. Und ich beeilte mich, nachdem ich den so bescheidenen und hervorragenden Verfasser herzlich beglückwünscht, im leitenden Ausschuß des Ateneo, dessen Mitglied ich war, einen Antrag zu stellen, der von allen meinen Collegen und allen Mitgliedern des Ateneo unterzeichnet wurde und durch den diese Gesellschaft dem gekrönten Dichter ihre Sympathie und Begeisterung ausdrückte und ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte. Ich konnte nicht weniger für denjenigen thun, der hernach mein treuer Freund und Genosse wurde, sodaß wir nebeneinander als zwei Trauercypressen auf dem Friedhofe unserer bereits zu Jahren gekommenen zeitgenössischen Literatur erscheinen."

Aus diesen kleinen Proben kann man sich überzeugen, daß diese „Denkwürdigkeiten eines Siebzigjährigen", die bis zum Jahre 1850 reichen, in der That ein sehr werthvoller Beitrag zur neuern Culturgeschichte Spaniens sind. Es wäre nur zu wünschen, daß der liebenswürdige Greis sich entschließen könnte, seine Aufzeichnungen noch bis zur Gegenwart fortzusetzen. Bei der Milde seines Urtheils ist ja nicht zu befürchten, daß er bei den noch Lebenden Anstoß erregen könnte.

Es ließe sich eine interessante Parallele durchführen zwischen dem zeitgenössischen großen Redner der spanischen Demokratie, Emilio Castelar, und Donoso Cortés, Marquis von Valdegamas, der von der Mitte der vierziger bis zur ersten Hälfte der funfziger Jahre als der berufenste Vorkämpfer des Absolutismus auf der Rednerbühne des madrider Congresses galt. Beide haben gemein eine für spanische Begriffe außerordentliche geschichtliche und philosophische Bildung, eine reiche und glühende Phantasie, seltene Bilderfülle und ein nur allzu leicht aus-

schweifendes Pathos. Beide sind weniger parlamentarische Redner im modernen Stil als akademische, die den Zuhörer mit einer Menge historischer Erinnerungen überschütten und sein Denkvermögen durch Einstreuung philosophischer Ideen und Aneinanderreihung politischer Bilder gefangen nehmen. Beide lieben es, sich zu den höchsten Höhen des menschlichen Gedankens aufzuschwingen, statt bei dem gerade der Berathung unterliegenden bestimmten Gegenstande zu bleiben und ihr Talent einem unmittelbaren politischen Zwecke dienstbar zu machen. Wie Castelar bei jedem Anlaß, gelegentlich auch ohne irgendeinen Anlaß den unfehlbaren Sieg der demokratischen Idee in der ganzen Welt weissagt, so pflegte sich der Prophet des Absolutismus in feierlicher Voraussage schrecklicher Kriege und blutiger Umwälzungen zu ergehen. Um die geistige Verwandtschaft beider sich zu vergegenwärtigen, erinnere man sich nur an irgendeine der großen Tiraden Castelar's über die alleinseligmachende Republik und halte dagegen Donoso Cortés' feurigen Hymnus auf das Königthum: „Der König ist im ausgezeichneten Sinne der Vertreter der Nation. Die nationale Einheit ist in seiner Person vertreten, die Ewigkeit der Nation in seiner Familie. Der König ist das Symbol der Macht, deswegen ist er mit dem Degen umgürtet; er ist das Symbol der nationalen Herrlichkeiten, deswegen trägt er den Purpurmantel; er ist der Oberrichter des Volkes, deswegen verlangt das Volk in seinem Namen Gerechtigkeit. In Doña Isabella II. von Bourbon darf man nicht ein Kind von 13 Jahren sehen; sie ist ein Kind von 13 Jahren, ja, aber sie ist noch etwas anderes: sie ist eine Institution, welche 14 Jahrhunderte zählt."

Nie hat das Autoritätsprincip in Spanien sowol auf religiösem als politischem Gebiete einen feurigern und beredtern Vertheidiger gefunden als Donoso Cortés. In den Streitfragen zwischen den Völkern und Königen gab er den letztern, in denjenigen zwischen dem Papst und den Monarchen dem erstern recht. In seiner berühmtesten Rede, in welcher er 1848 die Aufhebung der Verfassungsbürgschaften durch Narvaëz gegen den von der Opposition festgehaltenen Standpunkt der unbedingten Gesetzlichkeit vertheidigte, rief er unter anderm aus: „Ich glaube, daß die Gesetze für die Gesellschaften gemacht worden sind und nicht die Gesellschaften für die Gesetze; ich sage die Gesellschaft: alles für die Gesellschaft, die Gesellschaft immerdar, die Gesellschaft unter allen Umständen, die Gesellschaft bei allen Gelegenheiten; wenn die Gesetzlichkeit genügt, um die Gesellschaft zu retten, die Gesetzlichkeit; wenn sie nicht genügt, die Dictatur." — „Der Keim der Revolutionen liegt in den von den Tribunen überreizten Wünschen der Masse; «ihr werdet sein wie die Reichen», das ist die Losung der socialistischen Revolutionen gegen die Mittelklassen; «ihr werdet sein wie die Vornehmen», das ist die Losung der Revolutionen der Mittelklassen gegen die Vornehmen; «ihr werdet sein wie die Könige», das ist die Losung der Revolutionen der Adelsklassen gegen die Könige; «ihr werdet sein wie die Götter», das ist die Losung der ersten Empörung des ersten Menschen gegen Gott. Von Adam, dem ersten Empörer, bis Proudhon, dem letzten Gottlosen, ist dies die Losung aller Revolutionen." Von diesem mystischen Standpunkte aus hatte allerdings der Publicist zum Priester, der Parlamentsredner zum Prediger, der Politiker zum Propheten nur noch einen kleinen Schritt zu thun.

Die innersten Gedanken von Donoso Cortés sind uns nun enthüllt in den Briefen („Deux Diplomates, par le Comte Adhémar d'Antioche", Paris, E. Plon), die er während der Zeit 1848—52 mit seinem Freunde und Gesinnungsgenossen, dem damaligen preußischen Vertreter in Madrid Grafen Raczynski, wechselte. Dieselben sind zur Hälfte aus Berlin, zur Hälfte aus Paris datirt, wo Donoso Cortés in dieser sturmvollen Zeit die Regierung Isabella's II. vertrat. Der Herausgeber dieses für die Zeitgeschichte höchst interessanten Briefwechsels hat, um die Gleichartigkeit des Werkes nicht zu durchbrechen, das spanische Original der Briefe von Donoso Cortés in die französische Sprache übertragen, in welcher Graf Raczynski schrieb. Wir können uns an vielen Stellen kaum enthalten, an der Stelle der abgeschliffenern Formen des Französischen uns die rauschendern, in der Pracht der vollen Vocale glänzenden, an das lateinische Urbild unmittelbar gemahnenden spanischen Worte des Originals zu vergegenwärtigen.

Wie man sich vorstellen kann, ist Donoso Cortés ein unbedingter Anhänger der Heiligen Allianz. Aber zu seiner tiefen Betrübniß sieht er, nachdem er kaum in Berlin sich einigermaßen orientirt hat, daß die Eifersucht zwischen Preußen und Oesterreich ein kräftiges Zusammenwirken der Nordmächte gegen die Revolution unmöglich mache. Die Niederlage der Revolution in Ungarn, Baden, Paris und Italien, die er im August 1849 als unvermeidlich ansieht, vermag ihn nicht zu trösten, da, wie er schreibt, „Schlachten nichts entscheiden". „Wenn ein Kranker Gift einathmet, so muß er sterben. Das Uebel aber, an dem wir kranken, ist ganz moralischer Natur, ist in unsern Seelen; es besteht im Nachlassen aller Pflichtbegriffe, in der Entfesselung aller schlimmen Instincte, aller schlimmen Leidenschaften." Diese pessimistische Anschauung, die sich in Betreff der allgemeinen Entwickelung der menschlichen Gesellschaft gründlich irren mochte, ließ ihn häufig genug in die nächste Zukunft mit überraschender Sicherheit blicken. Aus Paris schreibt er am 12. Febr. 1849, die einzige Lösung der Lage sei das Kaiserreich. „An dem Tage, da der Präsident über einen Aufstand triumphiren wird, wird er sich unter begeistertem Beifall zum Kaiser ausrufen lassen." Und wie richtig beurtheilt er schon damals Louis Napoleon! „Ich weiß nicht", sagt er, „ob Louis Napoleon Talent hat, ich weiß nicht, ob er Charakter hat; aber ich weiß das, daß er Fatalist ist wie ein Türke. Er glaubt an das Geschick; er ist fest überzeugt, daß er die Bestimmung hat, Kaiser der Franzosen zu werden. Alle seine Worte, mit denen er übrigens sehr geizt, sein berühmtes Schweigen ist ausschließlich auf dieses eine Ziel angelegt: von den Imperialisten zum Kaiser ausgerufen, von allen Feinden der Republik als solcher angenommen zu werden."

Schwerlich hat sich jemals ein spanischer Staatsmann so lebhaft und ausdauernd für die Lösung der deutschen Frage interessirt wie Donoso Cortés. Freilich schien demselben auch, wie er in den Märztagen 1849 unaufhörlich wiederholt, das Los der Monarchie nicht blos in Deutschland, sondern in der ganzen Welt davon abzuhängen, daß der König von Preußen die ihm von den „Demagogen" angebotene deutsche Kaiserkrone zurückweise und sich mit Oesterreich verbinde. Was die deutsche Frage überhaupt betrifft, so stimmte er mit seinem Correspondenten darin überein, daß man Preußen, nachdem es einmal durch den Protestantismus

auf Abwege gerathen, nicht der Revolution in die Arme treiben, sondern für die gute Sache gewinnen solle, indem man ihm den Platz sichere, der ihm als einer wesentlich militärischen und kriegerischen Nation gebühre. Da ein einiges Deutschland unmöglich sei, so müsse man das protestantische Norddeutschland unter das Scepter Preußens, das katholische Süddeutschland unter dasjenige Oesterreichs stellen.

Sein Urtheil und seine Weissagungen über den künftigen Gang der Dinge in Frankreich wurden durch die Ereignisse besser bestätigt als diejenigen über die Zukunft Deutschlands. Schon im Mai 1851 sagt er mit Bestimmtheit den Staatsstreich voraus; im October desselben Jahres schreibt er, wenn der Staatsstreich scheitere, so würde Europa in eine Periode der Verwirrung eintreten, daß der Teufel selbst nicht die Folgen davon voraussehen könnte. Am Tage vor dem Staatsstreich theilt er seinem Freunde mit: „Das Parlament ist todt, seine Häupter zittern, und einige haben sich schon mit Pässen versehen; der Präsident ist Herr der Lage und wird den Staatsstreich an dem von ihm selbst gewählten Tage machen, und er wird ihn bald machen; seien Sie auf etwas Ernstes in kurzem gefaßt!“ Am 3. December jubelte er: „Der Streich ist geführt worden, und es ist der geschickteste Streich, den die Geschichte je verzeichnet hat: ein Mann, der noch vor kurzem für einen Abenteurer galt, hat gestern die höchsten politischen und militärischen Persönlichkeiten Frankreichs hinter Schloß und Riegel gesetzt; dieser Mann hat alle Hindernisse, die ihm entgegenstanden, zerbrochen und ist zu dieser Stunde der Herr Frankreichs.“ Einige Tage darauf nennt er Napoleon geradezu das Werkzeug der Vorsehung; „eine neue Zeit“, sagt er „beginnt; bisjetzt haben alle für ihn gearbeitet, nunmehr wird er für die andern arbeiten; laissez passer la justice de Dieu“. Außer der Befriedigung über den Sieg seiner Sache hat er auch noch das stolze Gefühl, nicht wie alle seine Collegen die Lage verkehrt beurtheilt zu haben. Er nennt aber dabei ein Mittel, die Dinge richtig zu beurtheilen, das wir nicht unbedingt allen Diplomaten empfehlen möchten: „Ich erhebe die Augen zu Gott, und in ihm sehe ich, was ich umsonst in den Ereignissen an sich suche.“

Bald aber läßt ihn sein Scharfblick in dem Kaiserreich selbst wieder eine große Gefahr für die Welt erkennen. In einer Reihe von Briefen aus dem Jahre 1852 sagt er voraus, Frankreich und England, das er als den Hort des europäischen Liberalismus verdammt, werden ein Bündniß schließen und dadurch die Nordmächte lahm legen. „Ich fürchte“, schreibt er nach der Verheirathung Napoleon's mit Eugenie von Montijo, „Napoleon III. wird bald anfangen die Nationalitäten auszubeuten, diejenige von Italien, von Polen, von Ungarn; ich fürchte, er wird sich schließlich mit den Engländern verständigen. Ich fürchte den Einfluß der Kaiserin Eugenie auf ihren Gemahl und bin von dem Gedanken gequält, sie werde der Neigung ihrer ganzen Jugend nachgeben, Effect zu machen und durch ihre Launen und ihre Sonderbarkeiten Staunen zu erregen.“ „Aber“, seufzt er, „in diesem Lande gilt jeder mehr als ein Philosoph oder ein Professor.“

Guizot nannte Donoso Cortés einmal einen humoristischen Jeremias. Als Jeremias allerdings erscheint er uns durchweg in diesem vertraulichen Briefwechsel, aber von Humor ist kaum eine Spur zu entdecken. Er sieht immer nur mit dem

trübsten Blick in die Zukunft. „Eine schreckliche Angst", schreibt er im Juli 1849, „bedrängt mein Herz, wenn ich die Allgewalt bedenke, die im ganzen Lauf der Geschichte das Böse besessen hat. Zu sagen, daß die Wahrheit schließlich immer triumphire, daß das Gute stärker sei als das Böse, ist leere Redensart und Selbsttäuschung. Sie glauben nicht, in welche Traurigkeit mich dieser Gedanke versenkt." Im Herbst desselben Jahres sagt er, er beginne zu glauben, daß er von einer wahren moralischen Krankheit angesteckt sei, die ihn die öffentlichen Angelegenheiten in den düstersten Farben sehen lasse. „Ja", ruft er um diese Zeit seinem preußischen Freunde zu, „wir stimmen vollständig überein, der Liberalismus und der Constitutionalismus sind die Form des Bösen in diesem Jahrhundert; das Böse ist nichts anderes als der Stolz, von dem alle Katastrophen und Revolutionen herkommen; ja, tausendmal ja, der Finger Gottes ist sichtbar in den Ereignissen ganz Europas, und Gott selbst verdammt den Liberalismus, das heißt den Stolz, zu der schmählichen Ohnmacht, in die wir verfallen sind." Eine grimmige Freude verursacht ihm die Wuth, mit welcher alle Liberalen sein Buch „Versuch über den Katholicismus, Liberalismus und Socialismus" zerrissen. Kaum hat er aber die Sehnsucht ausgesprochen, sich aus dieser eiteln, unverbesserlichen Welt in eine abgeschiedene Provinz zurückzuziehen, so nimmt er mit einem mal einen mächtigen Anlauf, um endlich seine autoritären Regierungsgrundsätze zu verwirklichen. Sein Briefwechsel enthüllt uns hier eine bisher ziemlich dunkle Episode in der neuern Geschichte Spaniens. Donoso Cortés glaubte, zur Durchführung seiner Ideen nur „eines Degens" zu bedürfen. Und diesen Degen glaubte er gefunden zu haben, als im Herbst 1851 der verbannte Narvaëz mit der Bitte zu ihm kam, ihm einen Paß nach Spanien zu geben. Er versöhnte sich mit seinem seitherigen Gegner, erwirkte demselben die Erlaubniß zur Heimkehr, allerdings unter der Bedingung, daß derselbe vorläufig keinen Gebrauch davon mache. Allein Narvaëz ließ nicht aus sich machen, was Donoso Cortés wollte, sondern kehrte plötzlich zum großen Schrecken des Hofes und Ministeriums nach Madrid zurück. Donoso Cortés war getäuscht und mit einem mal wieder in seinen hoffnungslosen Pessimismus zurückgeworfen.

Diese Episode hat ein unverkennbar spanisches Gepräge. Nicht minder bezeichnend für die Gewohnheiten der spanischen Diplomatie ist es, wenn Donoso Cortés seinem Freunde einmal schreibt: „Wenn Sie die Instructionen lesen würden, die mir mein Chef Miraflores schickt! Aber glücklicherweise handle ich, wie mir beliebt!" So ist noch, wie wir uns erinnern, im Jahre 1870 Olózaga mit seinem Chef Sagasta verfahren, indem er dessen Instruction, nur officiöse Beziehungen zur Regierung des 4. September anzuknüpfen, einfach in die Tasche steckte. Noch bezeichnender für die spanischen Sitten ist die folgende lustige Geschichte eines gewissen Chico, die sich Donoso Cortés von seinem Freunde im Juni 1852 berichten läßt. Dieser Mensch war lange Zeit Gegenstand der Verachtung und des Schreckens für alle Welt. „Während er von der spanischen Regierung verwendet wird, um die Diebe und Räuber aufzuspüren, und während er die geheime Polizei leitet, steht er an der Spitze einer Bande Uebelthäter. König Ferdinand hatte sich seiner bedient, um seinen Bruder Don Carlos zu überwachen. Später vertraute

Narvaëz seine eigene Sicherheit einer Bande von Bravos an, deren Oberhaupt Chico war. Seitdem hat dieser nicht aufgehört, das Spiongeschäft zu betreiben, mit seinen Gesellen die Frucht ihrer Diebstähle zu theilen, andere Räuber aufzuspüren, einige der Seinigen zu verrathen und sogar den Gerichten auszuliefern. Neulich nun kam jemand zu Chico und bat ihn, ihm eine Uhr wiederzufinden, die man ihm auf der Puerta del Sol gestohlen hatte. Chico übernahm den Auftrag und brachte die Uhr auch alsbald in seinen Besitz. Er verlangte als Lohn vom Eigenthümer drei Unzen. Dieser wollte nur eine geben. Sie konnten sich nicht verständigen, und der Bestohlene ging zu Ordoñez, dem Civilstatthalter von Madrid, um sich zu beklagen. Dieser wollte schon lange dem Skandal mit Chico ein Ende machen und ließ denselben festsetzen. Die Königin-Mutter aber verwandte sich für ihn, indem sie sagte, die Aussagen des Angeklagten könnten einem Gedächtniß schaden, dessen Ehre ihr theuer sei. Der Statthalter antwortete, man müsse zwischen ihm und Chico wählen. Man zeigte zugleich der Königin-Mutter Juwelen, die zum Theil ihr, zum Theil der jungen Königin gestohlen waren; alle waren in Chico's Haus gefunden worden. Diese erdrückenden Beweise stimmten die Königin-Mutter um. Die Geschichte ist jedenfalls pikant und werth, berichtet zu werden."

Land und Leute Ostrumeliens.*)

Von

Gustav Krahmer,

Major im Großen Generalstabe.

In den letzten Jahren ist die Aufmerksamkeit der gesammten politischen Welt Europas durch die Ereignisse auf der Balkanhalbinsel gefesselt worden. Die Regelung der Beziehungen der verschiedenen dort wohnenden christlichen Nationalitäten zu der Regierung des Osmanischen Reiches ist der Mittelpunkt, um welchen sich alle politischen Actionen, seien sie diplomatischer oder kriegerischer Natur, gedreht haben und noch drehen.

Der Berliner Congreß vom Jahre 1878 hat diese Regelung im wesentlichen zum Abschluß gebracht. Die bis dahin noch unter der Oberhoheit des Sultans stehenden Vasallenstaaten Montenegro, Serbien, Rumänien wurden selbständig, und der bulgarischen Nationalität wurde man dadurch gerecht, daß man das Fürstenthum Bulgarien und die autonome türkische Provinz Ostrumelien ins Leben rief.

Zur Fixirung der neu vereinbarten Grenzen entsandte man Grenzregulirungs-Commissionen an Ort und Stelle. Der ostrumelischen Grenzregulirungs-Commission gehörte ich als deutscher Delegirter an.

Ein viermonatlicher Ritt vom Schwarzen Meere über Adrianopel bis zum Sungurlu und Mantscho im Rhodopegebirge hat mir Gelegenheit gegeben, Land und Leute Ostrumeliens kennen zu lernen. Darauf hin wage ich es, hier hervorzutreten mit dem Resultat meiner dort gemachten Beobachtungen, die ich hier und da durch Studien erweitert habe.**)

Der mächtige Gebirgszug, welcher Ostrumelien von dem Fürstenthum Bulgarien scheidet, ist der Balkan, der Hämus der Alten, die Stara Planina der Bulgaren, der Chodtsche Balkan der Türken. Eine himmelanstrebende Gebirgsmauer, bietet der Balkan von Süden her einen großartigen Anblick. Von Norden kommend wird man sich dagegen kaum seiner Nähe bewußt, indem er hier in niedern Höhenzügen oder terrassenartigen Plateauflächen allmählich zur Donau abfällt.

---

*) Vortrag, gehalten im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin.

**) Vgl. James Baker, „Die Türken in Europa" (Stuttgart 1878); Jireček, „Geschichte der Bulgaren" (Prag 1876).

Zwischen dem Schipkapaß, einem der Brennpunkte des letzten russisch-türkischen Krieges, und dem Paß von Sliven liegt der höchste und wildeste Theil dieses Gebirges. Urwälder erfüllen hier die fast unzugänglichen Thäler und die düstern Schluchten. Kahle Felsenketten überragen die dichten Buchenwälder der niedrigen Regionen. Diese für unübersteigbar gehaltenen Höhen, die sichern Schlupfwinkel der Haiduken, sind in dem letzten Kriege von den braven russischen Truppen unter den größten Schwierigkeiten überschritten worden.

Oestlich Sliven theilt sich der Balkan in mehrere Ketten. Die Formen seiner meist mit Buchen und Eichen bewaldeten Berge werden weicher und die Gangbarkeit des Gebirges nimmt bedeutend zu.

Parallel dem Balkan erhebt sich zwischen der Tundja und der Giopsa die Tscherna Gora, der Karadja Dagh der Türken, und zwischen der Giopsa und Topolnitza die Sredna Gora oder der Orta Dagh. Beide Gebirgszüge sind in ihren obern Regionen bewaldet, die Südhänge indessen mit Weinreben bepflanzt.

In dem von dem Balkan und der Tscherna Gora gebildeten Gebirgsthale durchrauscht die Tundja zwischen herrlichen Rosenfeldern eine der schönsten Gegenden der Welt, in welcher das reizende Städtchen Kesanlyk liegt, bekannt durch das in aller Welt verbreitete Rosenöl.

Das Ichtimaner Mittelgebirge, von der Sredna Gora durch die Topolnitza getrennt, bildet in nordsüdlicher Richtung die Wasserscheide zwischen der Donau und dem Aegäischen Meere und die Westgrenze Ostrumeliens, indem es das Becken von Sofia von der thrazischen Ebene scheidet.

An der Südwestgrenze erstreckt sich das weitverzweigte Gebirgssystem der Rhodope, vor 30—40 Jahren noch völlig unbekannt. Ohne genaue Karten, die ja auch heute noch nicht vorliegen, war es keine leichte Aufgabe für unsere Commission, die Grenze hier in der Rhodope festzulegen.

In den letzten Tagen des Juni 1879 waren wir längs der Arda bis nach Kirdjali gekommen. Am 28. Juni betraten wir das wildromantische Rhodopegebirge zum ersten mal. Wir wollten das Thal des Tschandere erreichen: der Weg, ein kaum erkennbarer Saumpfad, führte an einem Felsenhange hin. Ibrahim-Efendi, unser türkischer Führer, dann wir sieben Commissare, die Adjoints, die türkische Schwadron als Escorte und schließlich gegen 60 Saumthiere; so bewegte sich unser Zug auf jenem Pfade, nicht breiter als zwei Fuß: zur Linken eine Felsenmauer, die, aus weißem Spat bestehend, unbarmherzig die brennendheißen Sonnenstrahlen zurückwarf und so blendete, daß die Augen zu schmerzen anfingen; zur Rechten einen Hunderte von Fuß tiefen Abgrund, in welchem die Arda rauschte und brauste. Hier und da trafen wir wol auf etwas Eichengebüsch, sonst war alles kahler Felsen.

Grausiger aber war noch der Ritt am 1. Juli aus dem Thale des Tschandere nach dem hoch oben im Gebirge gelegenen Pomakendorfe Uetschtepe. Auch hier führte uns ein Ziegenpfad an einer schroffen Felswand entlang. Beim Beginn des Rittes flogen wol noch einige Scherzworte hin und her, aber gar bald herrschte eine lautlose Stille im Zuge. Jeder war sich bewußt, daß ein Fehltritt des Pferdes, ein sich lösendes Felsstück ihm sichern Tod bringen mußte. Ja schließlich waren wir sogar gezwungen, die Pferde am Zügel zu führen, bis wir endlich,

nach bangen fünf Stunden, zum Tode erschöpft, auf der Höhe ankamen, wo uns ein herrlicher Fichtenwald den lange ersehnten Schatten spendete und uns durch seinen Duft wunderbar erquickte.

Nun waren wir allerdings hoch oben im Gebirge, wol an 1500 Meter hoch; aber trotzdem war unser Weg auch noch am andern Tage ein gefahrvoller. Der Rücken, welcher die Wasserscheide zwischen der Arda und Maritza bildet, gleicht bis zum Karakolas Dagh einer Messerschneide. Die steilen Felsenwände sind immer noch unbewaldet und der Saumpfad zieht sich bald rechts, bald links am Hange, bald auf der Crête selbst hin. Vergaß man aber auf Momente die Gefahr, so konnte sich das Auge nicht satt sehen an der prachtvollen Gebirgslandschaft, an dem Gewirr von Gebirgsrücken, Thälern und Abgründen, in welchen sich Gewässer wie Silberfäden hinziehen.

Der Karakolas Dagh und Dospad Dagh, jene Zweige des Rhodopegebirges, über welche die Südwestgrenze Ostrumeliens hinzieht, haben einen wesentlich andern Charakter: die Rücken verbreitern sich plateauartig und eine Menge Bergkegel sind aufgesetzt. Der herrlichste dunkle Tannenwald wechselt mit den duftigsten Bergwiesen, und wenn die hier und da emporstrebenden Felspyramiden und die weithin glänzenden Schneefelder nicht an die wol 2000 Meter und mehr betragende Höhe erinnerten, man hätte glauben können, sich in einer hügeligen Waldlandschaft zu befinden.

Freilich das Belebende, der Mensch, fehlt. Nur selten trifft man auf einzelne Hütten und Schuppen, die den aus der Ebene heraufkommenden Hirten und deren Heerden als Unterkunft dienen. Die tiefste Einsamkeit herrscht in diesen mächtigen Wäldern, in denen leider der Borkenkäfer sein Wesen treibt. Schon weite Flächen sind nur noch mit trockenen Baumskeleten bestanden. Und was der Borkenkäfer verschont, das vernichten die steten Waldbrände. Es sind meist Hirten, welche, um sich Weide zu schaffen, den Wald anzünden, unbekümmert darum, wann und wo dem verheerenden Element Einhalt gethan wird. Zweimal haben wir brennende Wälder durchschreiten müssen.

Am Sungurlu und Mantscho, den letzten von uns passirten Höhen des Dospad Dagh, trafen wir auf ein Rudel Gemsen. An sonstigem Wild ist kein Mangel; selbst Bären sollen vorkommen, doch haben wir nie eine Spur gefunden.

Die Vorberge des Rhodope erstrecken sich fast bis zur Maritza.

Jenseit dieses Flusses, in dem von ihm und der Tundja gebildeten Winkel, erhebt sich der etwa 900 Meter hohe Syenitberg Sakar Bair. Man hat von hier aus eine weite Aussicht nach dem Balkan im Norden, nach Philippopel hin im Westen und nach dem Tundjathale im Osten. Als wir im November dort waren, lag das weite Tundjathal als dichtes Nebelmeer zu unsern Füßen, während wir selbst im hellen Sonnenschein standen. Im Herbst bleiben diese ungewöhnlich dichten Nebel oft Tage lang in den Flußthälern liegen, und auch damals mußten wir deshalb unsere Arbeiten für mehrere Tage unterbrechen.

Weiter nach Osten jenseit der hier tief eingeschnittenen Tundja trifft man auf die Ausläufer des längs des Schwarzen Meeres ziehenden Strandzagebirges.

Inmitten dieser Gebirgszüge dehnt sich ein reiches Alluvialland aus: im Westen

von der Sredna Gora bis zu den Vorbergen der Rhodope die unabsehbare Ebene des obern Thrazien mit tiefschwarzem Humusboden, durchströmt von der Maritza.

Nicht weniger ertragsfähig ist im Osten die Ebene zwischen der Tundja und dem Schwarzen Meere. So liegt Jamboli inmitten eines schweren Getreidelandes, und bei Burgas findet sich schwarze Erde, wie ich sie nur in Südrußland gesehen habe.

Dagegen macht das Grenzgebiet zwischen Ostrumelien und Türkisch-Rumelien vom Schwarzen Meere bis zur Maritza hin den traurigen Eindruck einer Einöde. Obwol gewiß ertragsfähig, ist es fast gar nicht angebaut. Diese welligen, ja oft bergigen Strecken tragen meist nur mehrere Fuß hoch aufgeschossenes, nur zu bald von der Sonnenglut versengtes Gras, Heidekraut und Eichengebüsch und sind von unzähligen Schildkröten bevölkert.

Wälder trifft man auf dieser Strecke nur am Schwarzen Meere, an der Tundja und auf dem Sakar Bair.

Die Zerstörung der Wälder überhaupt in der ganzen Türkei kennt keine Grenzen. Die Ebenen sind schon ganz von Bäumen entblößt. Waldbäume zu pflanzen kam bis dahin weder einem Türken noch einem Bulgaren in den Sinn. Durch eine geregelte Forstwirthschaft für die Zukunft zu sorgen, dürfte allerdings wol den bisherigen Verhältnissen kaum entsprochen haben.

Ein üppiges, von Fruchtbarkeit strotzendes Land findet man zu beiden Seiten der Arda, welche, aus der Rhodope kommend, vom Einflusse des Tschamdere ab bis Adatschali Ostrumelien im Süden begrenzt.

In dem von ziemlich hohen Bergen eingeschlossenen Ardathale liegt Ort an Ort, und alle lassen auf eine große Wohlhabenheit ihrer türkischen Bewohner schließen. Die schönsten Getreide-, Mais- und Tabackfelder, dazu sorgsam gepflegte Weinberge geben Zeugniß von einer im hohen Maße hier vorhandenen Cultur. Dazu herrscht auf den Feldern die größte Thätigkeit, überall wurde fleißig gearbeitet, von Männern und selbst auch von Frauen.

Die weißgetünchten massiven Häuser der Ortschaften liegen weit auseinander. Man könnte sie für mit Gärten umgebene Villen halten. Aber nur durch Saumpfade sind diese wie jene miteinander verbunden. In dem ganzen Ardathale gibt es nicht eine einzige Fahrstraße.

Mit der Wegbarkeit sieht es in jenen Gegenden traurig aus. Besonders wenn die Flüsse und Bäche, die fast alle den Charakter von Gebirgsgewässern tragen, nach der Schneeschmelze im Gebirge oder nach oft wolkenbruchartigen Regengüssen angeschwollen sind, ist fast jede Verbindung unterbrochen; denn auch Brücken gehören zu den Ausnahmen.

Die bisherige türkische Verwaltung hat für den Bau von Communicationen so gut wie gar nicht gesorgt. Und wo man einigermaßen gute Straßen findet, verdankt man sie nicht selten der Initiative der höhern Beamten, die mehr oder weniger selbstsüchtige Zwecke dabei verfolgt haben mögen.

In der Rhodope fanden wir allerdings die prachtvollsten massiven Brücken. Aber nicht einmal Saumpfade führen zu ihnen heran. Steile Felsen machten sie vollständig unzugänglich. Auch die Aufführung dieser Bauten soll nicht gerade aus lautern Gründen entsprungen sein.

Den Quellen ist jedoch im ganzen Lande eine überaus große Sorgfalt zugewandt. Selbst die im hohen Gebirge an den Wegen liegenden sind eingemauert und mit Trögen versehen, sodaß auch die Thiere bequem getränkt werden können. Ein unbeschreibbares Entzücken hat uns oft erfüllt beim Anblick einer solchen Quelle nach stundenlangem Ritt in der Sonnenglut.

Wenden wir uns zu den Producten des Landes, so werden zwei Drittheile des in Cultur genommenen Bodens dem Maisbau zugewiesen, während nur ein Drittheil auf den Anbau von Reis, Weizen, Gerste, Roggen, Sesam, Taback, Baumwolle, Wein entfällt.

Der Reisbau ist indessen im obern Maritzathale zur Zeit der russischen Verwaltung verboten, da die häufige Bewässerung des Bodens Fiebermiasmen erzeuge.

Sowol Klima wie Boden sind für den Weinbau außerordentlich günstig. Bis zum fünften Jahre tragen die Reben keine Trauben, dann nimmt aber die Ernte bis zum zehnten Jahre zu und ergibt pro Morgen wol an 6000 Pfd. Weintrauben. Da man aber die Kelterung sehr wenig sorgfältig betreibt, so ist der Wein nur von geringer Qualität. Von einem Aufbewahren ist keine Rede, und so wird er in demselben Jahre seines Wachsthums auch getrunken. Die Türken verwenden die Weinbeeren vielfach zur Bereitung von Confituren.

Auch die Walnußbäume, welche man fast überall in uralten prächtigen Exemplaren findet, geben einen reichen Ertrag. Auffällig ist der von ihnen ausströmende starke Duft, welcher oft Kopfweh verursachte, wenn man die Nacht in den häufig in einem Nußbaumwäldchen aufgeschlagenen Zelten zugebracht hatte.

Der Seidenbau soll abnehmen, und obwol es in Philippopel und andern Orten Seidenfabriken gibt, hält man sie im allgemeinen für wenig ertragfähig.

Eine systematische Bebauung des Bodens existirt vorläufig in der ganzen Türkei noch nicht. Die Ackergeräthschaften sind von der primitivsten Art, und sollte Noah schon einen Pflug gehabt haben, so wird er nicht viel von dem dort gebrauchten abgewichen sein.

Gedüngt wird der Boden fast nie. Die fetten Alluvialebenen scheinen dies aber, wie ja auch die schwarze Erde Südrußlands, zu vertragen. Ich habe Landstrecken gesehen, die jahraus jahrein den reichsten Ertrag geben, obwol ihnen nie eine Spur von Dünger zugeführt ist.

Als Durchschnittsernte wird der achtfache, als gute der zehnfache, als eine vorzügliche der zwölffache Betrag der Aussaat angesehen. Mais gibt aber den zwei-, drei-, ja zuweilen den vierhundertfachen Betrag der Aussaat.

Die Viehzucht gibt auch reiche Ausbeute. Das Rindvieh ist zwar klein, aber gut gebaut und fast durchweg von gleicher Farbe: gelblichgrau mit braunen Tupfen. Die Kühe geben sehr wenig Milch; gewöhnlich dient sie nur als Nahrung für die Kälber. Zum Ziehen und Pflügen werden Büffel gebraucht.

Besonders lohnend ist die Schafzucht. Im allgemeinen ist die Wolle rauh und zottig, in der Gegend von Adrianopel findet man indeß eine solche von feiner Qualität: von hier aus werden jährlich 1—2 Mill. Pfd. nach Frankreich exportirt. Aus der Milch wird Butter und Käse bereitet. Tausend Schafe sollen in der Sommerzeit Butter und Käse im Werthe von 150 Pfd. St. liefern. Die

Schafe leben ausschließlich von der Weide, was übrigens auch von dem Rindvieh und selbst von den Pferden gilt. Unsere Packthiere wenigstens haben in der ganzen Zeit kein Korn Hafer bekommen.

Die Heerden werden im Sommer auf die Gebirge, im Winter in die Ebenen getrieben, und nicht selten liegen die Weideplätze viele Meilen voneinander entfernt.

Die dortigen Pferde sind klein, aber von großer Ausdauer. In jenen Gegenden werden sie neben Eseln — Maulthiere habe ich nur sehr selten gesehen — fast ausschließlich als Tragthiere verwandt. Selbst in Konstantinopel kennt man eigentlich keine andere Art, Lasten fortzuschaffen, als auf Pferden.

Daß aber ein unermeßlicher Reichthum noch in der Erde verborgen liegt, dürfte wol kaum bezweifelt werden können. Um ihn zu heben, ist aber vor allem eine gründliche geognostische Durchforschung des Landes nothwendig. Daß Eisen und Kohlen vorhanden, ist schon jetzt constatirt.

Das Klima ist im allgemeinen gesund; in den hochgelegenen Gegenden indessen günstiger als in den Niederungen, wo in den Sommermonaten häufig Fieber herrschen. Da der Balkan die Ebenen gegen die kalten Nordostwinde schützt, so zeigt dort das Thermometer im Winter kaum eine geringere Temperatur als — 5°. Der Schnee bleibt selten lange liegen. Im Sommer dagegen herrscht, besonders in den Thälern, eine unerträgliche Hitze. Als wir im Juni das Ardathal durchzogen, hatten wir fast nie unter 25° Wärme im Schatten. Unterwegs war solcher aber nie, auf den Lagerplätzen nur sehr selten zu finden. Der Eifer der Diener, für das Zelt ihres Herrn einen Baum zu finden, artete nicht selten in Händel aus, in die man oft mit schwerem Herzen eintrat, wenn das Unrecht auf seiten des eigenen Dieners war. Oft schlugen wir unsere Zelte in den Dörfern auf, um wenigstens etwas Schatten von den Häusern zu haben. In den Zelten auf freiem Felde war es geradezu nicht auszuhalten. Ohne weiße Nackenschleier zu reiten, wäre ein gewagtes Unternehmen gewesen. Auch die türkischen Soldaten tragen zum Schutz gegen die Sonne weiße Tücher unter ihrem Fes.

Zwischen der Tages- und Nachttemperatur herrscht ein großer Unterschied. Mit Sonnenuntergang tritt selbst an den heißesten Tagen eine solche Kühle ein, daß man des Mantels nicht mehr entbehren kann. Die größte Differenz in dieser Beziehung haben wir in der Rhodope in einer ungefähren Höhe von 8500 Fuß gehabt, wo wir unser Lager in der Nähe eines Schneefeldes hatten aufschlagen müssen. Am Mittag zeigte das Thermometer + 25°, abends bei Sonnenuntergang sank das Quecksilber auf + 2° und in der Nacht gefror Wasser in einem kupfernen Gefäße im Zelte. Um sich nur in etwas erwärmen zu können, zündete die Escorte Bäume an.

Aus dieser Skizzirung des Landes dürfte man nun wol zu dem Schlusse berechtigt sein, daß dasselbe alle Bedingungen einer vielseitigen Production in sich trägt und seinen Bewohnern reiche Erwerbsquellen bieten kann.

Die Bevölkerung Ostrumeliens, zu welcher ich mich nunmehr wende, ist aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt. Die Gesammtzahl der Einwohner beträgt nach officiellen Daten 815513 Seelen. Den Hauptbestandtheil bilden

die Bulgaren mit 573231 Köpfen. Es folgen dann 176759 Türken, 42516 Griechen, 19524 Zigeuner, 4177 Israelien und 1306 Armenier.

Die wenigen Städte haben gewöhnlich eine aus allen Nationalitäten gemischte Bevölkerung. Eine größere Scheidung derselben tritt in den Dörfern hervor, indem solche häufig nur von Bulgaren oder Türken, oder von beiden zusammen in der Hauptsache bewohnt werden.

Die Bulgaren, als Hauptbevölkerung Ostrumeliens, dürften uns hier am meisten interessiren. Ich will sie zu schildern versuchen, wie ich sie in ihren Dörfern kennen gelernt habe.

Die bulgarischen Dörfer, groß oder klein, reich oder arm, tragen wol alle denselben Charakter. Ohne regelmäßige Straßen zu bilden, liegen die einzelnen Gehöfte, aus einem Wohnhause, Stall und einer Strohscheune bestehend, mit einer Umzäunung umgeben, meist ohne Garten auf einem größern oder kleinern Raume zusammen. Sage ich „Wohnhaus", so ist das in gewisser Beziehung ein Euphemismus. Eine einstöckige, mit Stroh gedeckte Lehmhütte, welche eine Tenne, daneben ein oder zwei andere Räume, und dann und wann eine Veranda enthält, ja häufig nur aus einem einzigen Raume besteht, möchte kaum ein Wohnhaus in unserm Sinne genannt werden können. Selten habe ich Fenster gefunden; die Thür und der Rauchfang sind oft die einzigen Oeffnungen. Weder Tisch noch Stuhl, geschweige denn Betten sind vorhanden. An der einen Wand brennt Tag und Nacht ein Feuer, über dem ein Kessel hängt; an einer andern sind Decken und Teppiche aufgestapelt. Wenige Töpfe und Pfannen machen das spärliche Hausgeräth aus. Hier und da zieren Heiligenbilder die Wände.

Es war gerade nicht beneidenswerth, einen solchen Raum mit einer ganzen Bulgarenfamilie theilen zu müssen, welche, oft aus drei Generationen bestehend, sich allabendlich um das Feuer lagerte. Doch muß ich hervorheben, daß fast immer die größte Reinlichkeit herrschte. Im November 1878 haben wir ausschließlich die Gastfreundschaft der Bulgaren in Anspruch genommen. Und nicht wenig Erstaunen erregten unsere Feldbetten, Tische und Stühle, und gar die verschiedenen Toilettenrequisiten.

Die Bulgaren, die Männer, sind kräftige, muskulöse Gestalten. Die Gesichtsbildung ist oval, die Stirn hängt etwas über, die Augen sind enggeschlitzt und die Backenknochen vorspringend.

Die Mädchen mit ihrem wunderbar starken Haar, mit ihren dunkeln Augen, muß man hübsch, wenn nicht schön nennen. Sie heirathen aber früh und welken dann schnell. Die auffallend kleinen Hände und Füße, der elastische Gang, die elastischen Bewegungen lassen sie aber immer noch gefällige Erscheinungen bleiben.

In den einzelnen Dörfern herrscht gewöhnlich dieselbe Tracht; ein großer Unterschied zwischen arm und reich tritt selten hervor. Mir hat diese Gleichmäßigkeit immer den Eindruck gemacht, als ordne sich der Einzelne der Gesammtheit unter.

Die Männer tragen gewöhnlich eine braungelbe, blusenartige Jacke, türkische, unter dem Knie verengte, mit Lederriemen oder rothen Wollbändern umwickelte weite Beinkleider, und sehr häufig aus grobem Wollstoffe verfertigte Socken. Um die Hüften ist ein breiter, farbiger Shawl gewickelt oder ein oft gestickter Gürtel

befestigt, in welchem das Messer steckt. Eine kalpakartige Schaffellmütze bedeckt das schlichte, dunkle Haar.

Bei weitem anmuthiger ist die Tracht der Frauen. Hier spricht sich ein entschiedener Schönheitssinn und große Freude an schönen Gewändern und Schmuck aus. Sie tragen ein schneeweißes Kopftuch. Der dickwollene, kurze, blaue Rock, unten mit verschiedenfarbigen — gelben, blauen, rothen — und mit Goldborten eingefaßten Streifen besetzt, wird in enge Falten gelegt. Ein blaues oder rothes Mieder, aus welchem ein reinweißes, weitärmeliges, an der Brust, den Achseln und Aermelenden mit Seide oder bunter Wolle kunstvoll gesticktes Hemd hervorsieht, umschließt den Oberkörper. In dem Dorfe Mustapha Pascha trugen die Mädchen lange, mit Blumen durchflochtene Zöpfe, was ich indeß sonst nirgends bemerkt habe. Kunstvoll gearbeitete, aus Silber getriebene Ohrgehänge, Halsgeschmeide, Armspangen tragen die Bulgarinnen fast ohne Ausnahme und legen sie auch bei den gewöhnlichsten Arbeiten nicht ab. Nur ungern trennen sie sich davon; eine solche Armspange zu erwerben kostete große Ueberredung. Im Bazar zu Konstantinopel fand man nach dem Kriege derartige Schmuckstücke in großer Anzahl; die frühern Eigenthümerinnen waren wol alle Opfer jener nur zu bekannten Greuelscenen geworden.

Die in Wahrheit reizende Tracht der Frauen contrastirt nicht wenig mit deren Umgebung, in welche die Männer viel besser hineinpassen.

Der Tanz bildet ein Hauptvergnügen der Bulgaren. An den Feiertagen versammeln sich die Mädchen und Burschen, reichen sich die Hände, bis sie eine lange Linie bilden, die sich dann in Schlangenlinien nach dem Klange einer Sackpfeife — des einzigen Instruments, welchem man dort begegnet — langsam hin- und herbewegt, sich zum Ringe schließt und sich wieder öffnet.

Auch Ringkämpfen haben wir beigewohnt. Die Gewandtheit und Kraft der Ringer haben immer unsere Bewunderung erregt.

Das Familienleben der Bulgaren scheint ein sehr inniges, patriarchalisches zu sein. Nie habe ich Zank und Streit gehört. Verschiedene kleine Vorfälle haben mich aber darauf hingewiesen, daß die Frau eigentlich die Seele der Familie ist. Von morgens früh bis abends spät ist sie thätig. Schon bei Tagesanbruch sah man sie mit der Spindel in der Hand, Wolle und Baumwolle spinnend; sie webt den ganzen Bedarf der Familie an Kleidern und Wollstoffen selbst.

Die Bulgaren werden als tüchtige und geschickte Handwerker gerühmt. Sie beschäftigen sich mit Holzschnitzerei, sind Silber-, Kupfer- und Eisenarbeiter und verfertigen Tuche und Teppiche. Die letztern sind von geringerer Qualität, als die in Smyrna, Persien und Mittelasien angefertigten, werden auch hauptsächlich im Lande gebraucht und nicht versandt. Ihre Muster sind aber sehr hübsch. Jeder Ort hat seine eigene Farbenzusammenstellung und sein eigenes Gewebe.

Der Landbau ist die Hauptbeschäftigung der Bulgaren. An Sinn für diesen, wie allerdings auch für Industrie, übertreffen sie alle ihre Nachbarn, die Serben, Griechen, Albanesen, Rumänier.

Die Verhältnisse, unter denen der bulgarische Bauer bis dahin gelebt hat, waren nicht danach angethan, ihn zur Thätigkeit anzuspornen. Ich erinnere nur

an den Zehnten, welcher von allen Landesproducten an die türkische Regierung gezahlt werden mußte. Das geschah aber nicht etwa an diese direct, sondern an die Zehntenpächter, Unterpächter, ja Unter-Unterpächter, welche alle daran verdienen wollten. Abgesehen davon, daß nicht selten eine ganze Ernte, wenn der Zehntenerheber nicht zur rechten Zeit erschien, zu Grunde ging, arbeitete der Landmann eigentlich nur, um die Säcke der Pächter zu füllen, nicht einmal zum Nutzen der Regierung. Wozu sich also für anderer Leute Taschen mühen und plagen?

So lebt denn der bulgarische Bauer von der Hand in den Mund. Er baut nicht mehr, als er zu seinem eigenen Bedarf nöthig hat; und das ist herzlich wenig: gutes Weizenbrot, gesalzene Fische, Schafmilch und Käse, an den Feiertagen ein Lamm oder Hammel, im ganzen Stück am Spieß gebraten, genügen ihm vollständig.

So kommt es denn, daß in diesem so überaus fruchtbaren, von der Natur so sehr begünstigten Lande kaum die Hälfte des Bodens, und das ist wol schon hoch gegriffen, cultivirt ist. Und wäre auch wirklich ein Ueberschuß an Producten vorhanden, nur auf Packthieren könnte man sie nach auswärts in den Handel bringen, da die wenigen vorhandenen Wege meist in einem erbärmlichen Zustande sich befinden.

Die Zeit, in welcher ich die Bulgaren kennen gelernt habe, gestattete nicht, sich ein in jeder Beziehung zutreffendes Urtheil über sie zu bilden. Nach der größten Aufregung war eine nicht minder große Apathie eingetreten. Sie schienen mir damals noch unter der vollen Wucht der Ereignisse zu stehen: es schien ihnen Mühe zu machen, in gewöhnlicher Weise ihren Geschäften nachzugehen. Die erlittenen schweren, großen Verluste hatten sie, so kam es mir vor, niedergedrückt und muthlos gemacht.

Das sind die Bulgaren, wie ich sie in ihrer Familie, in ihren Beschäftigungen kennen gelernt habe. Ihren Charakter als Volk kann uns nur die Geschichte zeigen.

Bevor ich jedoch mich dieser zuwende, möchte ich, wenn ich auch von einer Schildernng der andern den Boden Ostrumeliens bewohnenden Nationalitäten abstehen muß, hier wenigstens noch das eine hervorheben, daß man, um sich ein Urtheil über die Türken zu bilden, sie nicht in Konstantinopel, sondern im Innern des Landes beobachten muß. Dort ist der Türke ein anderer, und wir alle haben ihn, den Mann aus dem Volke wohlverstanden, achten gelernt. Die prächtigen, schönen, kraftvollen Gestalten, der wirklich edle Anstand, der kluge, offene Ausdruck des Auges, die große Gastfreundlichkeit flößen unwillkürlich Sympathien ein. Speciell in dem Ardathale sind uns die Türken näher getreten. Hier machten wir auch die persönliche Bekanntschaft der Hauptführer in dem Rhodopeaufstande. Nicht etwa die türkische Regierung hatte diesen Widerstand organisirt, sondern beim Volke hochangesehene Männer, wie es Hadji Ismael A, Jussuf Peliwan, Kara Jussuf waren, welche uns durch ihr Gebiet geleitet haben. Ich sage „ihr Gebiet", denn jene Gegend hat sich immer mehr oder weniger unabhängig der türkischen Regierung gegenüber zu stellen gewußt. Noch damals, im Jahre 1879, erhoben jene Männer ganz regelrechte Steuern. Während aber Hadji Ismael A eine größere Summe an Reuf-Pascha, nach dessen Uebernahme der Verwaltung des Villajets Adrianopel, schon abgeliefert hatte, stand Kara Jussuf noch immer an der Spitze einer kleinen Armee von 4000 Baschi-Bosuks. Auch seine eigene

Grenze hatte er gegen Ostrumelien gezogen, leider nicht im Sinne des Berliner Vertrags. Seine Grenzwachen standen nämlich auf dem Höhenzuge nördlich der Arda, während doch diese selbst die Grenze bilden sollte. Kara Jussuf, der Schwarze Joseph, begleitete die Commission als vollständig souveräner Herr. Er verfehlte auch nicht, uns seine Macht zu zeigen, indem er uns öfter seine Grenzwachen*) passiren ließ: sie traten ins Gewehr und präsentirten, während wir uns einer gewissen Besorgniß für unsere nachfolgende Bagage nicht entschlagen konnten. Der letzte Händedruck, den wir mit Kara Jussuf**) wechselten, ließ uns, aufrichtig gestanden, leichtern Herzens unsers Weges ziehen. Nur der Geschicklichkeit unsers türkischen Collegen verdanken wir es, daß wir unbehelligt hier unsere Aufgabe lösen konnten.

Der Zug durch die Rhodope hat uns noch mit den Pomaken zusammengeführt. Diese eigenartige Völkerschaft ist bulgarischer Nationalität, aber zum Islam übergetreten. Ihre Kleidung, oft feuerroth, ist türkisch; ihre Sprache, Sitten und Gebräuche sind aber bulgarisch geblieben. Sie scheinen mir fanatischer zu sein als die Türken selbst.

Doch zurück zu den Bulgaren. Zu der Beurtheilung ihres Volkscharakters dürfte uns ein Blick in ihre Geschichte einen Anhalt geben. Auch die heutigen Beziehungen zwischen Bulgaren, Türken und Griechen, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet haben, dürften sich nur an der Hand der Geschichte erklären lassen.

Als die Vorfahren der heutigen Bulgaren betrachten wir die im 7. Jahrhundert fast die ganze Balkanhalbinsel bewohnenden Slawen. Sie wurden von den von dem Nordwestufer des Schwarzen Meeres kommenden Bulgaren unterworfen. Die Sieger gingen aber in den Besiegten auf: erstere gaben letztern nur den Namen, nahmen dagegen ihrerseits deren Sprache und Sitten an.

Nachdem im 9. Jahrhundert Boris, Fürst von Bulgarien, zum Christenthum übergetreten war, brach unter seinem Sohne Symeon (893—937) die goldene Zeit des bulgarischen Reiches an. Symeon brachte das Byzantinische Reich an den Rand des Verderbens: viermal belagerte er Konstantinopel, zweimal nahm er Adrianopel. Nach der siegreichen Schlacht gegen die Byzantiner am 20. Aug. 917 am Achelonsflüßchen stand die ganze Halbinsel dem Sieger offen. Außer Konstantinopel und einigen Küstenstrichen war sie fast ganz in seiner Gewalt.

Den bisherigen Titel „князъ", Fürst, legte Symeon ab und nahm den Kaisertitel an: er nannte sich „Zar der Bulgaren und Selbstherrscher der Griechen". Die bulgarische Nationalkirche wurde selbständig, das Erzbisthum zu einem Patriarchat erhoben. Die Literatur nahm einen solchen Aufschwung, daß sie auf kirchlichem Gebiete der damaligen lateinischen und griechischen kaum nachstand.

Aber schon nach dem Tode dieses mächtigen Fürsten trat der Verfall ein, und die Byzantiner begannen Bulgarien zu beherrschen.

---

*) Auch von bulgarischer Seite waren damals Grenzwachen ausgestellt. Der Hauptzweck war wol, die die Grenze überschreitenden Hammel durch deren Wegnahme zu bestrafen.

**) Er ist jetzt ostrumelischer Gensdarm und hat die Erlaubniß, den Fes weiter zu tragen.

Erst im 12. Jahrhundert gelang es Joannes Asen I., ein Bulgarenreich zwischen der Donau und dem Balkan mit der Hauptstadt Tirnowa wiederherzustellen.

Joannes Asen II. 1218—41 brachte ganz Thrazien und Macedonien wieder unter bulgarische Botmäßigkeit. Bei dem Tode dieses „Zaren der Bulgaren und Griechen", dessen Ideal ein slawischer Staat mit der Hauptstadt Konstantinopel gewesen war, berührte das Bulgarenreich die Gestade dreier Meere. Ein reger Handelsverkehr, prachtvolle Bauten, von denen besonders das alte Tirnowa Zeugniß ablegte, und eine seltene Religionsfreiheit kennzeichneten den innern Aufschwung Bulgariens.

All diese Macht aber stand und fiel mit dem Leben dieses einen Mannes. Keiner seiner Nachfolger war im Stande, das Wiedergewonnene zu schützen, zu erhalten. Bulgarien, bald ein uneiniges, zerfallenes Reich, konnte den Osmanen nicht widerstehen. Schon 1393 fiel die alte Zarenstadt Tirnowa und mit der Eroberung Konstantinopels durch Mohammed II. 1453 war das Geschick der Balkanhalbinsel auf viele Jahrhunderte entschieden.

Das bulgarische Volk tritt uns während seiner Selbständigkeit als ein kriegerisches, thatkräftiges entgegen. Unter der Leitung von oft hochgebildeten, politisch gewandten Fürsten war es im Stande, die Hegemonie auf der Balkanhalbinsel zu erringen. Als eine hochangesehene Nation konnten die Bulgaren der übrigen orthodoxen Slawenwelt Literatur und Cultur mittheilen. Wäre es demnach zu gewagt, ähnliche Hoffnungen auf die Zukunft der jetzt dem Leben wiedergegebenen bulgarischen Nation zu setzen?

Der Untergang des damaligen Reiches war die Folge des Einflusses der Byzantiner, welcher, maßgebend geworden, die Bulgaren mit in dasselbe Grab reißen mußte. Jahrhunderte sollten vergehen, ehe eine Auferstehung möglich sein konnte.

Die türkische Herrschaft mag im Anfange nicht gar drückend auf den Bulgaren gelastet haben. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts traten wirklich schwere Zeiten ein. Der Uebermuth der privilegirten Bevölkerungsklasse, der Mohammedaner, kannte keine Grenzen, und bald sanken die Bulgaren zu einer Masse nur geduldeter, auf alle mögliche Art gedrückter, unglücklicher Rajah herab. Der kriegerische Volkscharakter schlug in eine scheue Unterwürfigkeit um.

Seit 400 Jahren jedes politischen und kirchlichen Lebens beraubt — denn auch die Kirche war schon seit 1394 dem Patriarchen von Konstantinopel wieder unterthan geworden — waren die Bulgaren zu Anfang unsers Jahrhunderts vollständig aus dem Gesichtskreise Europas verschwunden. Hatten sie ja doch selbst vergessen, daß sie einst unter eigenen Zaren, unter eigenen Patriarchen ein freies Staats- und Culturleben geführt hatten.

Dennoch hat es zu keiner Zeit an Männern gefehlt, die nicht mit bewaffneter Hand versucht hätten, den Türken entgegenzutreten. Ich weise auf die Haiduken hin, deren Lebensaufgabe es war, Rache an den Bedrückern ihrer Glaubensgenossen zu nehmen, diese, die Christen, dagegen zu beschützen.

In den hohen Gebirgen, im Balkan, in der Sredna Gora, in der Rhodope war ihr Aufenthaltsort. Von hier aus machten sie ihre Streifzüge. Nur Ver-

zweifelnde konnten sich jenem Berufe weihen. Jeder Haiduke war den Türken rettungslos verfallen. Aber was war das gegen das Geschick, das jene Männer zu ertragen hatten! Dem einen hatten die Türken die Aeltern ermordet, dem andern die Geschwister, diesem die Braut entführt, jenem die Schwester entehrt. Manche waren auch durch die Erpressungen der Beis oder durch räuberische Ueberfälle an den Bettelstab gekommen.

Der Haiduke sammelte entweder selbst eine Schar auserlesener, tapferer, unerschrockener Leute, oder schloß sich einer solchen an. Einander treu zu bleiben und sich nicht zu trennen, war ihr Gelübde. War der Sommer und somit die allein den Haiduken günstige Zeit vorbei, so vergruben sie ihre Waffen und verabredeten Zeit und Ort der nächsten Zusammenkunft, um von neuem den Türken ein Schrecken zu werden. Den Winter verlebten sie bei ihren Glaubensgenossen in den Dörfern.

Sie standen im hohen Ansehen und in den bulgarischen Volksliedern leben ihre Thaten fort.

Aber auch die Masse des bulgarischen Volkes hat nie eine Erfolg versprechende Gelegenheit unbenutzt gelassen, um das verhaßte türkische Joch abzuwerfen. Freilich, ihre Hoffnungen auf fremde Hülfe schlugen bis auf die neueste Zeit immer fehl. So glaubten sie — verweilen wir nur bei unserm Jahrhundert — schon Hoffnungen auf den russisch-türkischen Krieg von 1806—12, auf die griechische Revolution, auf den russischen Feldzug 1828/29 setzen zu dürfen. Erfolglos waren auch die eigenen Aufstandsversuche in den Jahren 1841, 1851, 1862, 1864, 1866. Nur noch grausamere Bedrückung war die Folge dieser Ereignisse. Ich erinnere an die Ansiedelung von 12000 Krimtataren 1861, an die Ansiedelung der nach Niederwerfung des Kaukasus durch die Russen nach der Türkei ausgewanderten Tscherkessen 1864 in dem bulgarischen Gebiet. Die schönsten Felder mußten die Bulgaren diesen ungebetenen Gästen überlassen, ja ihnen selbst unentgeltlich Häuser bauen. Ich erinnere an das von Midhat-Pascha 1867 ins Werk gesetzte grauenhafte Strafgericht für die den Haiduken gewährte Unterstützung und eine verrathene kindische Verschwörung. Eine Menge Jünglinge, ja selbst Kinder, wurden gehängt, und wegen angeblicher Geheimbünde begann eine allgemeine Verfolgung der gesammten bulgarischen Intelligenz.

Fast mehr noch als unter dem leiblichen Drucke der Türken litten die Bulgaren aber unter dem geistigen Drucke der Griechen, der griechischen Bischöfe, der Fanarioten.

Die Macht der Fanarioten war seit dem 18. Jahrhundert bedeutend erstarkt: die slawische Liturgie war durch die griechische ersetzt, die bulgarischen Schulen zu griechischen geworden. Ihr Hauptbestreben war die Hellenisirung der Bulgaren, obwol ihnen die eigene Bereicherung auf Kosten jener wol nicht weniger, wenn nicht noch mehr am Herzen lag.

Die griechischen Bischöfe waren keine Muster christlicher Uneigennützigkeit: nur Geld beherrschte die konstantinopeler Kirche. Da das Einkommen der Bischöfe lediglich von den Gemeinden aufgebracht werden mußte, so fand ein Erpressungssystem statt, das jeder Beschreibung spottet. Jedes Mittel war recht, und Familien, ja ganze Dörfer sind durch ihre geistlichen Hirten an den Bettelstab gebracht.

Auch ihre Sittlichkeit stand nur auf schwachen Füßen: schöne Griechinnen und Armenierinnen herrschten an ihren Höfen und keine Frau oder Jungfrau war vor den Nachstellungen eines Fanarioten sicher.

Diesem Drucke gegenüber vollzog sich innerhalb des bulgarischen Volkes eine Bewegung, welche das Wiedererwachen des Nationalgefühls in sich trug. Charakteristisch ist es für die Bulgaren, daß sie es verstanden haben, von innen heraus, allein auf ihre eigene Kraft gestützt, die absolute Herrschaft der Griechen über sie zu brechen. Das Mittel dazu war die nationale Schule.

Durch die Schriften des Mönches Paysij, durch den Bischof Sofronij — beides echt nationale Männer — aus ihrer Lethargie aufgerüttelt und zum Widerstande gegen die Griechen durch Wiederbelebung der eigenen Muttersprache angefeuert, waren es bulgarische Kaufleute, welche sich die Gründung eines nationalen Schulwesens, einer nationalen Literatur angelegen sein ließen.

Am 2. Jan. 1835 wurde in Gabrowo die erste bulgarische Volksschule eröffnet; zehn Jahre später gab es deren schon 53, und die kaum 20 Jahre alte Literatur wies schon Bücher auf, die 2000 Subscribenten zählten.

In den funfziger Jahren war diese Bewegung schon so mächtig geworden, daß man, den nationalgesinnten Schulmeister hinter sich, den griechischen Geistlichen mit Erfolg entgegentreten konnte. Dieser mit voller Energie und großer Consequenz durchgeführte Kampf um die Wiederaufrichtung der bulgarischen Nationalkirche, welcher durch die Ernennung des ersten bulgarischen Exarchen am 11. Febr. 1872 siegreich zum Abschluß kam, bethätigt gewiß den innern Werth des bulgarischen Volkes. Wohl dürfte dasselbe jene Eigenschaften besitzen, die zu einer staatlichen Selbständigkeit berechtigen.

Diese aber, die staatliche Selbständigkeit, freilich lange durch fruchtlose Aufstandsversuche angestrebt, haben sich die Bulgaren nicht selbst erkämpfen können: sie ist ihnen geworden als ein Geschenk von außen.

Die letzten Ereignisse, den bulgarischen Aufstand im Mai 1876, die Niederwerfung desselben durch Schefket-Pascha, wobei 118 Dörfer mit einer Einwohnerzahl von 10000 Seelen im Bezirk von Philippopel geradezu vom Erdboden verschwanden, das Eingreifen der europäischen Großmächte auf diplomatischem Wege, den Russisch-Türkischen Krieg 1877/78 übergehe ich. Als Resultat dieser Actionen sehen wir das Fürstenthum Bulgarien, die Provinz Ostrumelien entstehen.

Hier habe ich nur die letztere im Auge. Ostrumelien ist eine unter der politischen und militärischen Oberhoheit des Sultans stehende, also türkische, und nur in administrativer Beziehung selbständige Provinz. Die Verfassung derselben ist durch eine aus den Delegirten der Signatarmächte des Berliner Friedens zusammengesetzte Commission bis auf das kleinste ausgearbeitet und in dem „Statut organique" niedergelegt.

Der Stellvertreter des Sultans und diesem verantwortlich ist ein im Einverständniß mit den Signatarmächten auf fünf Jahre vom Sultan ernannter christlicher Generalgouverneur, zur Zeit Aleko-Pascha, oder, wie er sich jetzt zu unterzeichnen pflegt, Fürst Bogorides.

Mit der Executive betraut, leitet er die Provinzialgesetzgebung, schreibt die Wahlen für die Provinzialversammlung aus, beruft und schließt dieselbe.

Der Sultan hat dagegen das Bestätigungsrecht der von der parlamentarischen Vertretung der Provinz beschlossenen Gesetze und ernennt die höchsten Administrativ- und Justizbeamten.

Der Generalsecretär, eventuell Stellvertreter des Generalgouverneurs, und gleichzeitig Director des Innern, die Directoren der Justiz, der Finanzen, des Ackerbaues, Handels und der öffentlichen Arbeiten, des öffentlichen Unterrichts und der Commandeur der Miliz und Gensdarmerie bilden das Conseil des Generalgouverneurs.

Die Provinzialversammlung, aus 10 Virilstimmen, 10 vom Gouverneur ernannten und 36 aus directen geheimen Wahlen hervorgehenden Deputirten bestehend, bildet die parlamentarische Vertretung der Provinz. In den alljährlich stattfindenden zweimonatlichen Sitzungen werden etwa von seiten des Generalgouverneurs eingebrachte Gesetzentwürfe berathen und vor allen Dingen das Jahresbudget festgestellt.

Zur Festsetzung der legislativen Thätigkeit zur Zeit der Nichtversammlung der Provinzialvertretung functionirt ein permanenter Ausschuß von zehn gewählten Mitgliedern der letztern.

Die Provinz ist in 6 Departements und 30 Cantone getheilt. An der Spitze der erstern steht ein Departementsrath.

Die Jahreseinkünfte sind auf 800000 türkische Pfund angenommen, wovon alljährlich drei Zehntel an die Pforte zu zahlen sind.

In dem officiellen Verkehr der Provinz mit der Hohen Pforte ist die türkische Sprache die Amtssprache. Die Gesetze für die Provinz werden in türkischer, bulgarischer und griechischer Sprache publicirt. Im sonstigen officiellen Verkehr innerhalb der Provinz richtet sich die Anwendung der einen oder andern Sprache nach der Nationalität der Majorität der Bevölkerung des bezüglichen Districts.

Die Militärinstitutionen beruhen auf der allgemeinen Wehrpflicht. Vom 20. Jahre ab ist jeder Rumeliote in der Miliz wehrpflichtig; vier Jahre gehört er dem ersten, vier Jahre dem zweiten Aufgebot, vier Jahre der Reserve an.

Das Land ist in 13 Rekrutirungsbezirke getheilt, von denen jeder ein Milizbataillon des ersten und zweiten Aufgebots à vier Compagnien aufstellt; im Frieden ist jedoch pro Bataillon des ersten Aufgebots nur eine Compagnie präsent. Außerdem besteht noch ein Lehrbataillon.

Die active Dienstzeit beträgt nur zwei Monate, sodaß, um die Leute der vier Compagnien eines jeden Bataillons auszubilden, acht Monate, vom 1. Oct. bis 30. Mai, erforderlich sind. Die Monate Juni, Juli, August sind für die Ausbildung der nicht activen Offiziere und Unteroffiziere bestimmt. An den im September stattfindenden Manövern nehmen sämmtliche Leute des ersten Aufgebots theil.

Die Miliz dient im Frieden zur Unterstützung der Gensdarmerie. Im Kriege ist sie als ein Bestandtheil der türkischen Armee zu betrachten und kann innerhalb des europäischen Gebiets der Türkei verwandt werden.

Die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung innerhalb der Provinz ist Zweck der Gensdarmerie.

Das Statut organique setzt fest, daß jeder Rumeliote ohne Rücksicht auf seine Nationalität und Religion gleichberechtigt ist; seine individuelle Freiheit ist garantirt, sein Eigenthum unverletzlich, Cultusfreiheit, Freizügigkeit, freies Versammlungsrecht und Preßfreiheit sind eingeführt.

Was für ein Abstand zwischen der centralen und localen Willkür der bisherigen türkischen Verwaltung und diesen Institutionen, welchen die modernen Staatsverfassungen zum Muster gedient haben!

Sind die Bulgaren reif für diese Institutionen? Sind sie befähigt, in ruhiger, stetiger Weise die Bahn geistiger und materieller Entwickelung einzuschlagen? Das sind unwillkürlich sich aufdrängende Fragen. Ihre Beantwortung bedarf aber wol einer längern Erfahrung, als sie uns jetzt schon die kurze Zeit der Selbständigkeit dieses Volkes geben kann. Ein Experimentiren wird wahrscheinlich noch lange Zeit der naturgemäße Zustand der beiden Balkanländer sein. Mehr Takt, mehr Einsicht, ja mehr politische Reife als ihre Brüder nördlich des Balkans haben aber die Ostrumelioten gezeigt.

Man blicke nur in die jüngste Vergangenheit zurück, und man wird über viele Vorkommnisse billiger urtheilen, als dies in der Regel zu geschehen pflegt. Hat man mit eigenen Augen den Zustand des Landes unmittelbar nach dem Kriege gesehen, so wird man sich auch von der Unmöglichkeit überzeugt haben, daß schon jetzt alles dort regelrecht und ohne Frictionen von statten gehen kann.

Hätte man es russischerseits gleich bei Beginn des Krieges für gut befunden, die passive Haltung der Bulgaren in eine wohl organisirte Selbstthätigkeit zu verwandeln, so würden wahrscheinlicherweise die allerdings grausigen Ausschreitungen derselben unterblieben sein. Die Formation von sechs Drushinen (Bataillonen) bulgarischer Freiwilliger, die sich, nebenbei gesagt, vorzüglich geschlagen haben, war eben nur ein schwacher Anfang, der zu ganz andern Dimensionen hätte ausgebaut werden können.

Die von dem Fürsten Tscherkaski organisirte, oder vielmehr nicht organisirte Verwaltung konnte die bulgarische Bevölkerung nicht in geordnete Verhältnisse hinüberführen. Russische Gardeoffiziere waren die Repräsentanten dieser Verwaltung. Ohne auch nur die geringste Instruction erhalten zu haben, administrirte jeder so gut er es verstand, und nicht selten auf höchst eigenthümliche Weise. Die Nagaika, die Kosakenpeitsche, soll als das beste Mittel angesehen worden sein, die Bulgaren zur Raison zu bringen.

Die nach dem Jahrhunderte dauernden schweren Druck der Türken und Griechen plötzlich zum Ausbruch gekommene entfesselte Freiheitslust und den an sich naturgemäßen Vergeltungsdrang der Bulgaren jenen Völkerschaften gegenüber in den Schranken der Menschlichkeit und Rechtlichkeit zu halten: das mußte die Aufgabe der Verwaltung sein.

Wir haben die Stätten der schrecklichsten Verwüstungen passirt: aus den Trümmern und Ruinen mohammedanischer Dörfer sprach zu uns die Rache für die bulgarischen Greuel.

Eine traurige Reaction trat aber ein, als die russischen Truppen die unter directer türkischer Verwaltung verbleibenden Gebiete evacuirten: die Bulgaren

verließen die Dörfer mit Weib und Kind, aus Furcht, ohne russischen Schutz von den Türken erschlagen zu werden. Ganze Dörfer haben wir verlassen gefunden: die wenige Habe, das Vieh war mitgenommen, die Häuser standen leer, die bestellten Felder waren nicht abgeerntet. Es ist vorgekommen, daß, wenn ein bulgarischer Ort von unserer Commission den Türken zugesprochen werden mußte, noch an demselben Abend ein Feuerschein am Himmel verkündete: die Bewohner haben ihre Wohnstätten den Flammen übergeben, um nur nicht von neuem unter türkische Herrschaft zu kommen.

Daß solche Verhältnisse nicht auch ihre Nachwehen noch in der Gegenwart haben sollen, wer könnte das erwarten!

Ein weiteres Hinderniß für die ruhige Entwickelung der Provinz ist das Streben derselben, mit Bulgarien vereinigt zu werden. Daß der Herd dieser Unionsbestrebungen hauptsächlich in Ostrumelien zu suchen ist, hängt wesentlich mit den Banden zusammen, welche die Provinz noch an das Osmanische Reich fesseln. Die Furcht vor türkischen Uebergriffen, vor der Wiederkehr türkischer Garnisonen treibt die Bewohner dem Panbulgarismus in die Arme.

Von außen kommende Agitationen, die Maulwurfsarbeit eines panslawistischen Centralcomité, das über ein Kapital von 4 Mill. Frs. verfügen soll, lassen die Provinz nicht zur Ruhe kommen. Die Executive dieses Comité scheint den berüchtigten Turnvereinen zugewiesen zu sein.

Dennoch aber sind jetzt schon seit dem Bestehen Ostrumeliens in Stadt und Dorf in industrieller und landwirthschaftlicher Beziehung Fortschritte bemerkbar. Besonders hebt sich die Hausindustrie der Bulgaren immer mehr. Der Ackerbau fängt sich mehr zu entwickeln an, nachdem im Statut organique die Verpachtung des Zehnten verboten und darauf hingewiesen ist, daß eine der nächsten Aufgaben der Gesetzgebung sein müsse, den Zehnten in eine Grundsteuer zu verwandeln.

Der Handel, welcher bis dahin fast ausschließlich in den Händen der Griechen war, blüht jetzt mehr und mehr auf, und die Bulgaren fangen an, den Griechen Concurrenz zu machen.

Sehr viel geschieht von seiten der Provinz für die Schulen. Da das Statut organique den obligatorischen Unterricht für die Kinder vom 7. bis 13. Lebensjahre eingeführt hat, so wird demnächst jeder Ort seine Schule haben. Und dies ist wol das beste Mittel, die bildungsfähigen und auch von einem ernsten Wissensdrange beseelten Bulgaren so reifen zu lassen, daß sie in die so freisinnige Constitution ihrer Provinz hineinwachsen.

Ostrumelien ist ein reiches Land; es bietet alles, was zu einer gedeihlichen Entwickelung von Handel und Wandel, von Ackerbau und Industrie nothwendig ist.

Mögen die Bewohner stets des Wortes eingedenk sein, daß das Volk das glücklichste ist, das wenig politisirt, aber viel arbeitet!

Die Jesus-Dramen der Neuzeit.

Von

Rudolf von Gottschall.

Die oberammergauer Passionsspiele haben die Erinnerung an die mitteldeutsche Passionsdramatik der Deutschen und die Autos sacramentales der Spanier wieder lebendig wach gerufen, und es ist auch die Frage aufgeworfen worden, ob das Leben Jesu nicht von der Volksbühne der oberbairischen Alpen auf die Kunstbühne der Gegenwart verpflanzt werden könne, ob es derselben nicht eine religiöse Weihe zu geben und damit überhaupt ihr einen gehobenen, idealen Standpunkt wiederzugewinnen vermöge? Die Kirche hat zu allen Zeiten die Passionsspiele begünstigt, wir meinen natürlich die katholische Kirche; denn die protestantische hat von Anfang an gegen den Bildercultus geeifert, und was sind die Passionsspiele anders, als „lebende Bilder" auf dem Goldgrunde der Evangelien? Die Leidensgeschichte Jesu ist schon früher dramatisch behandelt worden: wir erinnern an die erste christliche Tragödie: „Christos Paschon", deren Autor angeblich der heilige Gregor von Nazianz ist. Dieses Drama ist im Stil des griechischen Trauerspiels gehalten, ein vornehmes Kunstdrama mit ausgiebiger Rhetorik: Euripides war das Vorbild des Autors; es hat mit der spätern Volksdramatik der Passionsspiele nur den gläubigen Sinn gemein, aus dem es hervorgegangen ist. Seit jener Zeit, seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. bis zur Gegenwart zieht sich die Christus-Dramatik wie ein rother Faden durch die Geschichte des Theaters, obschon fast nur auf der Volksbühne heimisch und von den classischen Autoren des alten Englands, der glorreichen französischen Ludwigs-Zeit und des deutschen Parnasses im 18. Jahrhundert verschmäht. Die Jesus-Dichtung der Kunstpoesie gipfelte in eine mepischen Werk, der „Messiade", während es in der großen Faust-Dichtung Goethe's wol nicht an einer christlichen Glorification fehlt, aber von den Ueberlieferungen der Evangelien sonst nicht die Rede ist.

In neuerer Zeit hat man sich wiederum an die Jesus-Dramatik gewagt: und einige dieser Dichter schrecken auch vor dem Gedanken nicht zurück, ihre Dichtungen auf die Bühne zu bringen; das so in Flor stehende oberammergauer Passionsspiel, zu welchem so viele Fremde hinzuströmten, das eine ganze Literatur ins Leben rief, mußte zu solchem Wagniß anregen. In der That hatten sich der in Aussicht genommenen Aufführung eines dieser Dramen die weltlichen Behörden nicht feindlich gezeigt; es kam aus andern Gründen nicht dazu; aber nachträgliche Proteste hätten voraussichtlich dem Versuch nur eine kurze Lebensdauer gewährt.

Unsere profane Bühne ist an und für sich gewiß nicht sehr geeignet für ein derartiges Experiment: die Possenreißereien und Frivolitäten spielen gegenwärtig auf derselben eine so große Rolle, daß schon die ernste tragische Muse sich scheuen muß, die oft entweihte Stätte zu betreten. Ein Jesus-Drama neben Offenbachiaden, auf derselben Bühne, deren Prosceniumslampen dem Cancan der frechen pariser Orgie leuchten, müßte gewiß als eine Anomalie betrachtet werden. Unser ganzes Theaterwesen ist profan, in des Wortes verwegenster Bedeutung: zum profanum vulgus, welches schon Horaz von seinem Hymnus absperrt, welches man noch mehr von Jesus-Dramen absperren müßte, gehören fast alle, die mit dem Theater in näherer Beziehung stehen, und vor allen Dingen das eigentliche Theaterpublikum.

Wie sollte aber das Theater desinficirt werden, damit die Schaustellung eines Dramas, dessen Stoff der heiligen Geschichte angehört, auf demselben möglich wäre? Man dachte daran, ein solches Drama in der Charwoche zu geben, an den Tagen, an denen sonst die Theater geschlossen sind; einige Vorschläge gingen dahin, den äußern Glanz der Decorationen zu vermeiden, für diese Aufführungen zur Einfachheit der Shakspeare-Bühne zurückzukehren: alles vorzüglich deshalb, um denselben eine Ausnahmestellung zu sichern, um schon durch das Aeußerliche andere Stimmungen, andere Gedankengänge hervorzurufen. Vielleicht läge auch der Ausweg nahe, nicht in den Theaterräumen selbst eine solche Bühne einzurichten, sondern in irgendeinem großen Saale, der ein zahlreiches Auditorium faßt: aber die meisten großen Säle in den Städten werden zu noch profanern Schaustellungen benutzt, als sie die Bühne selbst bietet. Kurz, es fehlt an einem Boden, auf welchem sich ein derartiges Drama frei entfalten könnte, ohne sogleich von dem Unkraut überwuchert zu werden, dessen keimkräftiger Same hier überall mit vollen Händen ausgestreut worden ist.

Was aber die moderne Jesus-Dramatik von den alten und neuen Passionsspielen unterscheidet, der Mangel an jener Naivetät des Glaubens, welche allein die Vorgänge auf der Bühne zu heiligen vermag: das wird der Aufführung derselben überall neue Hindernisse in den Weg legen. Die Orthodoxen werden Anstoß nehmen an einer rationalistischen Auffassung der dramatischen Geschichte, welche sie in das profane Gebiet herabzieht, und daß eine andere dramatische Gestaltung des Stoffes unmöglich ist, daß nicht die alten Evangelienharmonien, nicht die „Messiade", sondern Paulus, Strauß und Renan bei neuen Jesus-Dramen Pathen stehen müssen: das liegt schon in dem Wesen des dramatischen Kunstwerkes, während die Volksbühne nicht über lebende Bilder hinausgeht, und in der That nimmt auch keins der uns bekannten Jesus-Dramen einen andern Standpunkt ein. Der dramatische Held muß, wenn er uns Antheil einflößen soll, nicht über das Maß menschlicher Größe hinauswachsen; nur seine freie Selbstbestimmung, nicht ein höherer Rathschluß muß sein Schicksal gestalten. Die moderne neutestamentliche Dramatik ist durchaus rationalistisch; sie kennt nur den Menschen, nicht den Gottmenschen Jesus; damit bringt sie aber eine Auslegung des Credo auf die Breter, welche bei den Wächtern der kirchlichen Satzung Anstoß erregen muß.

Ein deutsches Drama würde bei seiner Annäherung an die Bühnen wol ähnliche Schicksale haben wie das italienische Drama „Jesus Christus", von Felice

Govean. Ueber diese Schicksale berichtet der Dichter selbst*): „Bellotti-Bon reichte der Präfectur in Mailand ein Drama «Jesus Christus» ein. Der Herr Präfect las es, genehmigte es, ohne ein Wort davon zu streichen, und sprach sich sogar sehr freundlich über mich aus. Nachdem Belotti-Bon die Erlaubniß erhalten hatte, bot er mir, ohne daß ich es verlangte, Honorar an, wie es bisjetzt in der Geschichte des italienischen Theaters noch nicht vorgekommen war, bestellte die Ausstattung und neue Costüme. Auf eine Nachricht darüber in den Zeitungen erhob ein von Geistlichen geschriebenes Blatt ein lautes Geschrei; selbstverständlich ohne meine Arbeit gelesen zu haben, und als ob die sogenannten Mysterien der Leidensgeschichte niemals auf dem Theater aufgeführt worden wären. Ich fahre nur ungern fort, allein ich wiederhole es, ich berichte nur Thatsachen. Auf das Geschrei jener Pfaffen hin wollte der Herr Präfect jeder Verantwortlichkeit aus dem Wege gehen, forderte das bereits genehmigte Manuscript wieder ein und schickte es nach Rom an den Minister Lanza. Die Aufführung wurde nicht erlaubt und ich fühlte mich in meiner Ehre und in meinem Interesse verletzt. Kurze Zeit nach dem Verbot des Dramas bemühten sich der Sanct-Ambrosius-Verein, der Katholische Jugend- und der Pius-Verein der katholischen Frauen in Mailand 7000 Unterschriften und 1972 Lire 16 Cent. zu sammeln, die in einem eleganten Album, auf dessen Vorderseite die Worte standen: «Die Katholiken von Mailand, wegen der durch das Drama von Govean Jesus Christus, dem Erlöser der Welt, angethanen Unbilden u. s. w.», und andere derartige Ausdrücke, dem Heiligen Vater zu Füßen gelegt wurden. Pius IX. antwortete dem Monsignore Valli, der ihm die vielen Unterschriften und das wenige Geld überreichte: «Der Schutz des heiligen Ambrosius habe mehr als jede andere Erdenmacht verhindert, daß mein Drama in Mailand aufgeführt worden sei.» Also hätte sich nach den Worten des Papstes der heilige Ambrosius mit mir beschäftigt und nicht die beliebige Erdenmacht des Präfecten und des Ministers. Wie undankbar!“

Anfängliche Erlaubniß, dann späteres Verbot: das wird ungefähr der Gang der Geschicke sein, welche die Jesus-Dramen im besten Falle bei der Bühnencensur erleben. Govean's „Jesus Christus“ hat diese vorbildlichen Schicksale durchgemacht.

Ein anderer dieser Dichter, Albert Dulk, verzichtet für sein Passionsspiel „Jesus der Christ“ zwar auf die Bühne der Gegenwart; aber er hofft, daß eine Volksbühne es zur Aufführnng bringen wird, in welcher er die Bühne der Zukunft sieht. Er sagt in der Vorrede: „Obwol dieser Dichtung durch die Ungunst der Verhältnisse die Bühne (die Volksbühne) fehlt, will sie an sich keineswegs ein literarisches Drama sein. Die dramatische Poesie, welche darauf verzichtet, darstellbar zu sein, gibt mit der ästhetischen Vollendung ihres Begriffs zugleich den eigenthümlichen höchsten Vorzug des Dramas auf: wie das Leben selbst, thatsächlich, ergreifend zu Herz und Sinn der Menschen zu treten. Das Drama «Jesus der Christ» ist in allen Theilen aufführbar und für die Volksbühne bestimmt in

---

*) Vgl. „Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft“ (Leipzig, Payne), Jahrg. 1875, Heft 1. In diesem und im zweiten Heft des Jahrgangs findet sich eine Uebersetzung des Govean'schen Stückes von Julius Schanz.

dem Rahmen und wesentlich in der Weise, wie noch heute in einigen Orten Deutschlands die sogenannten Passionsspiele sie aufzeigen. Eine solche Bestimmung ist keine Specialität. Nur die Volksbühne vereinigt in sich die möglichste Befriedigung der höchsten ethischen wie ästhetischen Ansprache des Dramas, und wir werden sie auf der Höhe unserer nationalen Kunstentwickelung haben, so gewiß einst auf solcher Höhe die Griechen sie hatten, und so gewiß auch in Deutschland die allmächtige Kirche in ihrer Blütezeit sie einführte, obwol nur zu ihren Zwecken und darum ohne Kunstvollendung."

Man sieht nicht recht, ob Albert Dulk meint, unsere Kunstbühne werde sich zur Volksbühne gestalten, wie dies doch in Griechenland der Fall war, oder die letztere neben der erstern sich zu vorwiegender Geltung herausbilden. Keinesfalls ist aber die Volksbühne, die etwa nach dem Muster der Passionsspiele eingerichtete Volksbühne das Ziel, zu welchem die Kunstentwickelung der Gegenwart hinstrebt. Diese gravitirt nach der entgegengesetzten Seite hin: sie verlangt Concentration und Abbreviatur gegenüber dem epischen Erguß der sich ins Breite entfaltenden Volksmuse. Darum werden ja die Shakspeare'schen Historien mit so wesentlichen Abkürzungen und Zusammenziehungen gegeben. Die nervöse Ungeduld des Jahrhunderts, der instinctive Zug der Zeit geht auf eine Bühnentechnik, die ja jetzt schon weit knapper ist als zur Zeit unserer Classiker. Diese Richtung ist vorhanden, selbst wenn die Aesthetik sie als verwerflich bezeichnen wollte. Doch ihr Urtheil wird keinesfalls zu Gunsten des Volksdramas ausfallen. In den Mysterien und Moralitäten und ihren Nachbildungen steht das äußerliche Geschehen in erster Linie und die Volksmassen wirken nicht nur mit als dramatis personae; sie stehen oft im Mittelpunkte der Handlung. Das moderne Drama verlangt aber die Loslösung der Hauptcharaktere von dem Massentableau und einen scharfen auf ihre innere Entwickelung gelegten Accent; es verlangt den Zusammenschluß der dramatischen Handlung; das Passionsstück und die Historie entsprechen nicht den künstlerischen Anforderungen, welche eine Gliederung des dramatischen Organismus und den Kreislauf des Lebensblutes in allen seinen Theilen verlangen; es verlangt nicht eine aufeinanderfolgende, sondern eine ineinandergreifende Handlung, den scharf sich steigernden Conflict, nicht die allmählich vorüberziehende Procession. Darum würde in ästhetischer Hinsicht die Rückkehr zur mittelalterlichen Naivetät der Passionsstücke eine Reaction gegen den Fortschritt der dramatischen Kunst bedeuten. Daß man neuerdings das Drei-Fächer-System der oberammergauer Bühne auch bei den Aufführungen des Faust-Dramas angebracht hat, ist nur ein dramaturgischer Schnörkel, der wenig in Betracht kommt und auf die Bühne der Gegenwart weiter keinen Einfluß ausüben wird.

So sind die Hoffnungen auf eine Darstellung der Jesus-Dramen wol in jeder Hinsicht sehr herabzustimmen: prüfen wir sie jetzt nach ihrem dichterischen Werth. Außer dem „Jesus Christus" von Felice Govean, dem „Jesus der Christ" von Albert Dulk kommt besonders noch der „Judas Ischarioth" von Elise Schmidt*)

*) In vierter Auflage in der Reclam'schen „Universal-Bibliothek" abgedruckt, Nr. 1246.

und der „Jesus von Nazareth" von Graf Rehbinder für unsere dramaturgische Parallele in Betracht. Stofflich am reichhaltigsten ist das Drama von Albert Dulk: man könnte es eine dramatisirte Evangelienharmonie nennen; er führt uns die größte Reihe von Scenen auf Grundlage der biblischen Ueberlieferung vor; er greift am weitesten zurück, während die andern Dramatiker sich im wesentlichen auf das letzte Stadium der Laufbahn von Jesus beschränken, auf die Passionstragödie und die sie begründenden Motive.

Die erste Frage bei allen Jesus-Dramen ist wol der Charakter des Helden. Ist Jesus überhaupt, entkleidet von seiner über das Menschliche übergreifenden göttlichen Bedeutung, ein dramatischer Held? Nur Elise Schmidt hat von diesen Dramatikern Jesus selbst nicht zum Helden gemacht: er erscheint nur als eine Lichtgestalt im Contrast mit dem Charakter des Judas Ischarioth, der bei ihr Träger und Mittelpunkt der Handlung ist. Dulk, Govean und Graf Rehbinder haben aber den Erlöser selbst zum Titelhelden und zum wirklichen Helden ihrer Stücke gemacht.

Als der seinerzeit tonangende Dramaturg Professor Rötscher in den „Jahrbüchern für dramatische Kunst und Literatur" den „Judas Ischarioth" mit einer glänzenden Kritik in die Literatur einführte, sagte er: „Christus konnte der Natur der Sache nach nur in wenigen großen Zügen hingestellt werden. Der Sinn seiner Rede mußte weiter reichen als das Wort und die Wirkungen, welche er auf seine Umgebung ausübte, seine stille Gewalt über die Gemüther mußte seine Größe am beredtesten zeichnen. Man wird dem Dichter das Zeugniß nicht versagen, daß er durch den einfachsten, an die neutestamentliche Sprache anklingenden Ton die Gestalt Christi höchst würdig und charakteristisch hingestellt hat. Jeder Aufwand von Beredsamkeit, jedes Streben nach Detailmalerei hätte den Eindruck einfacher Größe beeinträchtigt."

Es ist wahr, die Dichterin läßt Jesus nur selten auftreten, nur in einer gewissen magischen Beleuchtung, wie auf dem Berge gegenüber Judas; er betet, Magdalene neben sich, und als Judas diese des Pilatus Dirne nennt, da thut er den biblischen Ausspruch: „Wer rein von Sünden ist, der werfe den ersten Stein auf sie"; später salbt sie ihm die Füße. Bei seinem ersten Auftreten hört man nur seine sanfte Stimme hinter der Bühne; gegen den Schluß hin wird der Gekreuzigte sichtbar; doch in zwei größern Scenen gönnt sie Jesus das Wort zu längern Ergüssen, und da hat man alsbald das Gefühl, daß der Jesus der Dichtung und der biblische sich keineswegs decken. So in der großen Scene mit Judas. Die Philippika gegen die Faulheit, die er hier hält, die er aufrütteln will durch das Schwert, die Verherrlichung des Weibes, das befriedigter und vollkommener als der Mann und bestimmt sei, „die Erlösung über die Welt zu bringen": das sind alles durchaus moderne Betrachtungsweisen, welche dem Messias der Bibel gänzlich fern liegen. Und wenn Jesus in der zweiten großen Scene vor dem Rath der Schriftgelehrten eine Stelle aus dem Talmud interpretirt, so rückt auch dies die Gestalt des Erlösers in ein ganz fremdartiges Licht. Der Jesus in „Judas Ischarioth" predigt zwar Liebe und Wahrheit; aber er sagt doch auch mancherlei, was mit den Ueberlieferungen der Bibel nicht in Einklang zu bringen ist, was an die neuere politische Lyrik oder an die Leitartikel in Frauenzeitungen erinnert.

Weit entfernt von dem im Ganzen kärglichen Maß rhetorischer Ausstattung, welches Elise Schmidt ihrem Erlöser zuwendete, hat Albert Dulk seinem Helden Jesus der Christ*) aus eigenen Mitteln eine Fülle poetischer Inspirationen zuertheilt, deren überfliegender Dichterschwung über die biblischen Kernsprüche und Gedankenkreise hinausgreift. Bei Elise Schmidt erscheint Jesus mit der Naivetät der biblischen Größe, ohne alle skeptische Glossen und rationalistische Erklärungsversuche; bei Albert Dulk machen die letztern sich in sehr merklicher Weise geltend; aber keine verstandesmäßige Nüchternheit, sondern ein Mysticismus des Gemüths und der Phantasie tritt an die Stelle, welche die kritische Forträumung der biblischen Wunder übriggelassen hat. Sein Jesus ist durchaus ein Menschensohn, ein Zögling der Essäer, des Joseph von Arimathia, der ihn in die Kunst der Leibesheilung eingeweiht hat. Jesus ist nach Dulk das Kind eines Essäers; aber in einer phantastisch beleuchteten Schilderung einer geheimnißvollen Götterscene wird das Wunder als eine Selbsttäuschung der überschwenglich erregten, in himmlischen Träumen schwelgenden Maria hingestellt. An die Stelle des aufgelösten Wunders tritt aber das philosophische Räthsel; denn der höchste Aufschwung der Seele und die äußerste Hingabe der Liebe sind doch noch durch eine weit größere Kluft getrennt, als uns der Dichter glauben machen will. Auch die Versuchung erscheint in einer dichterisch großartigen Scene als eine phantasmagorische Selbstbespiegelung; die Verlockungen Satans sind in das Innere Jesu verlegt. Während eine Reihe von Scenen wieder sich an die biblische Tradition anlehnt und, wie schon erwähnt, eine dramatisirte Evangelienharmonie bildet, wie: Jesu Lehramt, die Werbung der Jünger, die Tempelreinigung, die Scene mit der Ehebrecherin, ja auch die eigentlichen Passionsscenen, so bewegen wir uns bei dem Kreuzestod selbst, bei der Grablegung und Auferstehung vollständig auf dem Gebiete rationalistischer Deutungen. Joseph von Arimathia, der essäische Wunderarzt, gibt uns physiologische Erörterungen über den Kreuzestod, der danach kein vollständiger ist; weißgekleidete Essäerzöglinge wälzen den Stein von der Gruft, es sind die Engel der Bibel. Die Himmelfahrt ist bei aller rosigen Verklärung durch reiche Naturlyrik, bei all dem Aufgebot stimmungsvoller poetischer Accorde, nichts anderes als das Scheiden Jesu von seinen Jüngern, ein Scheiden, das Jesus selbst für nöthig hält, damit diese durch keine äußere Hoffnung, sondern durch eine innere Vertiefung zu Gott geführt werden, damit sie Gottes Willen nicht mehr in ihm, sondern in sich selber suchen. Die „Himmelfahrt" erscheint also als eine That der pädagogischen Weisheit Jesu, der seinen Jüngern gleichsam ein Zeugniß der Reife ausstellt.

In dem „Jesus Christus" von Felice Govean, einem Drama, dessen Form sich am besten als diejenige epigrammatischer Skizzirung bezeichnen läßt, die nur hier und dort durch einen längern rednerischen Erguß unterbrochen wird, erscheint der Held meistens mit dem Bibelwort ausgerüstet, doch in scharfer rationalistischer Beleuchtung. In Govean ist keine Ader von Mysticismus wie in Albert Dulk; da gibt es keine Mysterien, auch keine poetischen und psychologischen. Als ein

*) „Jesus der Christ. Ein Stück für die Volksbühne in neun Handlungen mit einem Nachspiel von A. B. Dulk" (Stuttgart, Ebner, 1865).

Meister der Augenheilkunst läßt sich Jesus von seinem Jünger die Nadel geben, um den Blinden zu operiren: man glaubt sich in einer Klinik zu befinden; als Versucher tritt nicht der Teufel an ihn heran, sondern der Priester Hanna, der ihn für den Dienst des Priesterthums und seiner herrschenden Macht anwerben will; nächstdem auch Maria Magdalena, eine Scene, in welcher die intensive Leidenschaft des Mädchens einen keuschen Ausdruck findet.

Diese Dichtung ist das Werk eines Katholiken, und der Geist, der sie beseelt, ist der Kampf gegen das nach Weltmacht strebende Priesterthum. Ihm gegenüber erklärt der Prophet, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei: daß diese nur Misgunst, Groll und Zwietracht aussäe, um über die Uneinigen zu herrschen. „Was liegt Gott an euerm Tempel? Bedarf er, der Herr des Himmels und der Erde, vielleicht der Lampen und der Altäre? Spricht er nicht mit dem Munde von Jesaias: was soll mir die Menge euerer Opfer? Ich bin satt der Brandopfer von Widdern. Euer Weihrauch ist mir ein Greuel, denn euere Hände sind voll Blutes. Euern Tempel zerstöre ich, um einen neuen zu bauen, der weder aus Marmor noch aus Erz sein soll, aber ewig dauern wird, denn er wird in die Herzen der Völker gebaut." - Und an einer andern Stelle erscheint das Pathos, das sich gegen das jüdische Priesterthum wendet, dem Dichter noch nicht bezeichnend, nicht deutlich genug; er verstattet Jesus einen Blick in die Zukunft und macht ihn selbst zu einem Tendenzprediger, der sein künftiges eigenes Priesterthum verurtheilt: „Wie es heute falsche Priester des Gesetzes gibt, so wird es auch falsche Priester geben, die sich nach Christus nennen. Und dies wird so lange dauern, als zwischen Gott und den Menschen kein anderer Mensch steht. Wenn der Mensch Gott von Angesicht zu Angesicht gegenübertritt, wird er sein Gewissen prüfen und fürchten, keine Verzeihung zu erhalten, und thun, als ob er sein eigener Priester wäre und Gott durch seine Werke im Geist und in der Wahrheit anbete." Wir finden diese Stelle, die prophetisch sein soll, im Grunde anachronistisch; denn wie kommt dieser Jesus dazu, von seinen Priestern zu sprechen? Was in seiner ganzen Lehre gibt ihm einen Anhalt dazu? Hier wird er nur das Organ für den Dichter selbst, das Sprachrohr für seine Tendenz, deren Etikette hier in unkünstlerischer Weise angeheftet ist.

Nach der Anschauung Goveau's ist Jesus ein Priesterkind. „Maria, deine Mutter", sagt Hanna, „war als Mädchen eine der Dienerinnen des Tempels. Wir haben dieselbe an Joseph verheirathet. Wir sind ihr im Traum erschienen und haben ihr gesagt, daß sie den Sohn des Heiligen Geistes gebären und daß er groß werden und der Sohn des Höchsten heißen und daß Gott der Herr ihm den Thron David's, seines Vaters, geben würde." Dies alles ist keineswegs mystisch, aber doch unklar und etwas weit hergeholt. Mit dem Traum kann doch nur der Wachtraum der Somnambulen gemeint sein; denn die Kunst ist noch nicht erfunden worden, um völlig Schlafenden im Traum zu erscheinen. Wir hätten es also hier mit einer künstlich erzeugten Phantasmagorie zu thun, im Gegensatz zum selbständigen und unbeeinflußten Traumleben der Dulk'schen Maria. Warum aber, muß man sich fragen, haben die Priester gerade dieser Tempeldienerin solche Offenbarungen gemacht, warum gerade bei ihr es für nöthig gefunden, den ganzen

Apparat ihrer geheimnißvollen Maschinerie spielen zu lassen? Und warum, wenn das geschehen, haben sie sich um den von ihnen verheißenen Heiland Jahrzehnte hindurch so wenig gekümmert? Kein Priesterthum der Welt würde die Novizen, die es seinem Dienst geweiht hat, besonders mit einem solchen Aufwand von Gaukelspiel, so frei umherziehen und die eigenen Wege wandern lassen, bis diese die ihrigen kreuzen. Ein solcher für den Thron David's bestimmter Erbe wäre von Haus aus der strengsten Dressur verfallen gewesen. Man sieht, auch hier hat der Dichter den Bogen der Tendenz zu straff gespannt.

Auch der Kampf zwischen Staat und Kirche ist mit etwas aufdringlicher Absichtlichkeit in dies Jesus-Drama hereingezogen. Hier sieht man den katholischen Freidenker, den Politiker der Neuzeit, der diesen Conflict mehrfach betont. Für die evangelische Restaurationspolitik war stets die Devise: „Thron und Altar, die Gemeinsamkeit von Staat und Kirche", die Losung; der Gegensatz zwischen Staat und Kirche gehört dem Katholicismus an. Felice Govean spricht darüber als ein Italiener, welcher dem Zeitalter des mit dem Bannfluch behafteten Königs Victor Emanuel angehört. „Ihr seid die Feinde der Kirche", sagt hier Jesus zu den Priestern, „und aller derer, welche in Amt und Würden sind, während ihr für sie beten solltet, wenn ihr fromm und ehrbar wäret. Otternbrut, die ihr den Mächtigen wie den Schwachen befehlen und niemand gehorchen wollt." Am Schluß aber, als das Erdbeben Golgatha erschüttert, als die Jünger in der verfallenen Hütte der Erzählung Magdalenens gelauscht über den Kreuzestod Jesu: da stellt der Dichter noch einmal das Petrinische Christenthum, die nach Weltherrschaft strebende Kirche, dem Johanneischen gegenüber. „Machen wir Proselyten", sagt Petrus, „daß wir zu Legionen anwachsen und mächtig werden, und sein Tod wird gerächt sein und wir werden in seinem Namen die Erde beherrschen." Magdalena, welcher der Dichter die Ehre erweist, ihr den bedeutsamen Epilogus seines Dramas in den Mund zu legen, entgegnet: „O Petrus, wenn ihr jetzt, wo er kaum todt ist, schon seine Worte fälscht, was werdet ihr nicht später thun? Erhebe dich, jugendlicher Johannes, erhebe dich, du sein Lieblingsjünger, und schreibe nieder, was du von ihm gehört hast und was meine Augen mit angesehen haben. Trenne das Gedächtniß des Messias von den Gewaltthätigen und von den Männern des Zorns. Schreibe im Namen des Messias: Gott ist das Licht und in ihm ist keinerlei Finsterniß. Wer nicht lebt, ist nicht zur Erkenntniß Gottes gekommen, denn Gott ist die Liebe. Schreibe über sie und sage es deutlich; sie sind aus unserer Mitte hervorgegangen. Aber nein, nein und aber nein, sie gehören nicht zu den Unsern; sie sind nicht die Söhne des göttlichen Jesus."

Bei dem Govean'schen Jesus überwiegt der Protest gegen die Auswüchse des Priesterthums, gegen die hier in jüdisches Gewand maskirte päpstliche Theokratie das Positive seiner Moral, und auch die Darstellung seiner Schicksale tritt dagegen in den Hintergrund. Die große Passionstragödie spielt hinter den Coulissen: Pilatus hält eine Zwiesprache mit ihm, von der wir nichts Näheres erfahren; nur angekündigt wird die Audienz, die der römische Statthalter dem „König der Juden" gewährt: wir sehen nur den gegeiselten Jesus zwischen zwei Wachen stumm über die Bühne schreiten. Das ist die ganze scenisch dargestellte Passion.

Was würden die Oberammergauer zu dieser homöopathischen Dosis dramatischer und theatralischer Schaustellungen der großen Christus-Tragödie sagen?

Graf Rehbinder dagegen hat in den Schlußacten seines Dramas „Jesus von Nazareth"*) nicht nur die große Volksscene von dem Statthalter Pilatus mit aufgenommen; er hat auch nicht davor gescheut, die Todesscene theatralisch zu verwerthen. Und zwar in eigenthümlich discreter Weise. Die Scene spielt am Fuße der Richtstätte von Golgatha. Das Kreuz, das rechts außerhalb der Scene angenommen wird, ist nicht sichtbar; doch das versammelte Volk vernimmt die Stimme des Gekreuzigten, die von den Evangelien überlieferten Worte des sterbenden Jesus.

Im übrigen tritt dieser in dem Drama des Grafen Rehbinder wesentlich als Prediger auf, wenn auch die Bergpredigt vielfach variirt und umgedichtet ist. Eine große Scene führt ihn uns vor, wie er die Wechsler aus dem Tempel jagt. In dieser Rede erinnert der Held Rehbinder's an denjenigen Govean's: es ist derselbe Protest gegen das Priesterthum wie bei diesem:

Weh euch, ihr Priester-Heuchler, die voll Herrschgier
Das Himmelreich den Menschen ihr erschließt;
Ihr tretet nie hinein ... und die da streben,
Drängt ihr zurück vom Thor durch eure Lehren.
Weh euch, ihr Priester, die der Witwe Gut,
Der Waisen Habe mit Gebet ihr raubt,
Und denen nicht der Armuth banges Flehen,
Nicht der Verzweiflung Schrei das Herz bewegt;
Das Herz von Stein, das menschlich nie geschlagen.
Wie übertünchte Gräber steht ihr da,
Von außen glänzend, innen doch voll Moder;
Dann wahrlich sag' ich euch, ihr seid verworfen!
Ein neues Licht steigt mild am Himmel auf —
Zur Seligkeit bedarf man eurer nicht —
Wenn sich des Volkes Auge endlich öffnet
Dem Strahl der Sonne, die ihr nie gekannt,
Die Sonne heißet Liebe, heißet Freiheit,
Freiheit von Geisteszwang und Geistesmacht,
Ihr kennt sie nicht — und ich verwerfe euch!

Darüber, ob sich die Gestalt des Erlösers überhaupt dazu eignet, eine dramatische Handlung zu tragen, darf man wol berechtigte Zweifel hegen. Der Gottmensch gehört dem Epos an und zwar dem Epos, das oft die Form des Hymnus und des Oratoriums annimmt: Klopstock's „Messias" ist die Musterdichtung, welche den Gottmenschen feiert; denn die naiven Evangelienharmonien und volksthümlichen Passionsstücke, die auch auf derselben Grundlage stehen, haben keinen dichterischen Werth.

Doch die Aufklärung, welche den Gottmenschen in den göttlichen Menschen auflöst, tritt keineswegs aus dem Bereich des Wunders heraus. Daß ein einziger

*) „Jesus von Nazareth. Trauerspiel in fünf Acten von Nicolai Graf Rehbinder" (Wiesbaden, H. Ebbecke, 1875).

Mensch alle Vollkommenheit in sich vereinige, ist eine Annahme, die nicht minder der geschichtlichen Ueberlieferung aller Zeiten widerspricht; es ist dies ebenso ein „einmal Geschehenes", wie es das Wandeln Gottes auf Erden in Menschengestalt wäre. Philosophen der Hegel'schen Schule, wie Karl Rosenkranz, haben an der Gestalt Christi als dem Ideal absoluter Vollkommenheit festgehalten; David Strauß protestirte dagegen, indem er behauptete, es sei nicht die Art der Idee, in ein einzelnes Individuum ihre ganze Fülle auszuschütten. Was aber auch die Philosophen hierüber denken mögen: für den dramatischen Dichter ist ein Held, der das Ideal aller menschlichen Vollkommenheit ist, nicht zum Träger eines Schauspiels geeignet; er kann nur wie eine Lichtgestalt im Schein der Apotheose vorübergleiten, nur seinen glorienhaften Schimmer über die Nacht des Abgrundes breiten, der sich ihm gegenüber öffnet mit allen Tiefen dämonischer Leidenschaft; aber wenn wir ihm menschlich näher treten, seine Bestrebungen verfolgen durch eine Reihe von Scenen und wechselnden Handlungen, so wird uns der schattenlose Glanz bald befremden und zuletzt ermüden; es fehlt jede Entwickelung, jede Steigerung. Und in der That bewegt sich die Hauptgestalt der Jesus-Dramen in lichter Verklärung; nur die Versuchungsscenen bieten dem Dichter einen Anhalt, dämonische Beleuchtungseffecte der Handlung aufzusetzen; doch eine andere als sehr discrete Darstellungsweise läßt die Ueberlieferung nicht zu; nicht blos die heilige Gestalt des Erlösers würde dadurch entstellt werden, auch diejenige, die als mustergültige im profanen Glauben der Menschen lebt. Am kühnsten geht noch Albert Dulk zu Werke in den Versuchungsscenen: dies Wagniß ist indeß bei ihm geringer wegen des phantasmagorischen Gewandes, in welches er dasselbe kleidet; es sind nur Abgründe des Gedankens, die sich plötzlich aufthun, über welche indeß der nächste Augenblick schon wieder die Brücke baut. Auch Govean wagt nur eine Andeutung, daß Christus eine Neigung für Magdalenen zu bekämpfen hat. Doch wir wissen, daß der Erlöser der Versuchung gewachsen ist; Jesus, der ihr unterläge, hörte auf, Jesus zu sein: darum können uns alle diese Scenen keine Spannung einflößen. Das ist gleichsam nichts als dramatischer Schaum, wie er die Woge krönt, die am Felsen emporspritzt.

Doch sollte Jesus nicht im gleichen Sinne ein tragischer Held sein wie Sokrates? Beide haben das gemeinsam, daß keine entscheidende That das eingreifende Schicksal über sie heraufbeschwor, sondern nur ihr stilles Wirken als Lehrer der Menschheit; es war bei ihnen nur der didaktische Vordersatz, der zum tragischen Schluß führte. Im Sinne geschichtsphilosophischer Auffassung erscheint auch ein Conflict von gleichberechtigten Weltanschauungen tragisch, wie eine Collision von gleichberechtigten sittlichen Pflichten. Sokrates gilt daher als Held der Tragödie: das alte Athen, gegen das er durch seine Lehren ankämpfte, hatte das gute Recht für sich, nicht minder aber war die Neuerung, welche Sokrates lehrte, berechtigt, weil der fortschreitende Geist der Geschichte sie ihm eingegeben hatte.

Mit Rührung erfüllt uns das Märtyrerthum der Männer, welche unter das zermalmende Rad solcher Collisionen von der Woge der Geschichte gerissen werden; aber dieser Rührung fehlt nicht ein Zug der Versöhnung, nicht der erhabene Aufschwung, wie ihn die Perspectiven des historischen Fortschritts mit sich bringen.

Doch keiner der Christus-Dramatiker hat der jüdischen Theokratie, gegen welche sich die Lehre Jesu auflehnt, irgendeinen Zug von Erhabenheit oder auch nur irgendeinen Schein von Berechtigung gegeben. Govean nimmt einen flüchtigen Anlauf dazu, wo er des Hanna Herrschsucht schildert. Doch im ganzen wird das jüdische Priesterthum von allen diesen Dramatikern durchaus würdelos, als ein schmachvoller Auswuchs religiösen Lebens geschildert, als eine Otternbrut, welche alles Edle mit ihrem Gift verfolgt. Jesus fällt als ein Opfer von nichtswürdigen Heuchlern und hochmüthigen Zeloten; die Gegenpartei, mit der er kämpft, ist ohne Größe und Hoheit; sie vertritt kein Princip, das mit einem gewissen Nachhall in die Wagschale der Geschichte fällt. So kann auch von keiner Collision gleichberechtigter Mächte bei dem Jesus-Stoff die Rede sein: das verbietet auch schon die übergreifende Bedeutung des Erlösers.

Ganz anders verhält es sich mit Judas Ischarioth, den Elise Schmidt zum Helden ihres Dramas gemacht hat und der auch in allen andern eine hervorragende Rolle spielt. Freilich, der rothhaarige Verräther der alten Abendmahlsbilder, der für dreißig Silberlinge Christus an die Pharisäer verschachert, bedurfte einer gründlichen poetischen Vertiefung, wenn er als der dämonische Held der Jesus-Dramen erscheinen sollte. Die Gestaltungskraft der Dichter versuchte nach verschiedenen Richtungen hin sich an diesem Charakter, und das Motiv seines Verraths schillert bald in dieser, bald in jener Farbe. Den mittelalterlichen Erzschelm Judas aber, wie er noch in den Passionstragödien spukt, hat natürlich kein moderner Dichter in seiner naiven Habsucht und Gemeinheit der Gesinnung in sein Drama aufgenommen.

Der Judas Ischarioth der Elise Schmidt ist ein Pessimist de pur sang, dem der Pessimismus zum Lebensblut geworden ist. Sie führt ihren Helden genial genug ein: er ist gleichsam die Fehlgeburt des Messias. Er fühlte in sich gewaltige Kraft, sein Volk zu erretten, als ein Ueberbleibsel aus Henoch's Riesengeschlecht; er wollte Israel freimachen und verband sich zu diesem Zwecke mit den wilden Genossen von Barnabas; dann durchwanderte er Israel, um des Volkes Herzen zu prüfen: nichts blieb ihm von dieser Wanderung, als Verachtung der Juden und Ekel; er begrub sein großes Gefühl und sagte zu sich selber: „Das Volk ist nicht das auserwählte, es ist unwürdig eines Trösters und ganz unheilbar, verächtlich wie alles übrige auf der Welt. Es soll kein Messias kommen, weder du noch ein anderer!" Das ist der Schlüssel zum Charakter des Judas und zum Wesen der Dichtung. Der andere Messias erscheint und er haßt ihn; haßt ihn um so mehr, als das Evangelium der Liebe seinem innersten Wesen widerspricht, und als er sich der geistigen Macht, welche der Vertreter des ihm feindlichen Princips ausübt, nicht zu entziehen vermag; sein Haß wächst mit der unfreiwilligen Anerkennung, die er der Größe des Erlösers zollen muß. Er will die Heiligkeit desselben, die Hingebung an die Idee zerstören, das Messiasthum mit der Wurzel ausrotten, indem er durch die Macht der heimlichen Liebe Jesus in süße Fesseln schlagen will; er will ihn in Magdalenens Bande verstricken, über die er allerdings in dem Stück verfügt wie über ein willenlos Ding; darauf empört er das Volk

gegen den Nazarener: alles vergebens. Der innere Zwiespalt treibt ihn zu einem Selbstmordversuch, von dem ihn die Erscheinung Christi wie mit einem mächtigen Zauber zurückhält: jetzt erstrebt er den Untergang Jesus durch Verrath. Rötscher sagt: „Der Gedanke, aus der Vernichtung des größten und verhaßtesten Menschen Befriedigung zu schöpfen, war ein Wahn des Judas, der sich an dem Urheber der vollbrachten That furchtbar rächt. Durch den Tod Christi empfing Judas die sozusagen sinnliche Bestätigung jener unendlichen Selbstverleugnung und aufopfernden Liebe, gegen welche sein ganzes Wesen ankämpfte. Es scheint durch die That das Unglaublichste, das Ungeheuerste besiegelt: damit sind die Kräfte seines Hasses erschöpft und es brechen die finstern zerstörenden Gewalten nur noch gegen ihn selbst hervor. Judas stirbt von eigener Hand, da der Opfertod Christi jede Lebenskraft in ihm aufgezehrt und ihn in die Oede seines Bewußtseins hinausgestoßen hat."

In der That hatte das Leben des Judas mit diesem Tode seinen Werth und Inhalt verloren; es erhielt ihn nur durch den Kampf gegen den großen Feind; er konnte wie Mosen's „Ahasver" in Bezug auf Jesus sagen:

Dir gegenüber hab' ich mich gestellt
Wie ein Gedanke gegen den Gedanken.

Diese Bedeutung seines Selbstmordes wird aber wesentlich abgeschwächt durch den vorausgehenden Selbstmordversuch, der uns als ein dramatischer Fehler erscheint, indem dadurch die Steigerung aufgehoben wird.

Der Pessimismus des Judas Ischarioth, sein Jammer nicht blos über seines Volkes Erbärmlichkeit, sondern auch über das Weltelend, bewegt sich ganz im Stil der genialen Kraftdramatik; es sind grandiose Felsblöcke des Gedankens, die hin- und hergewälzt werden; es ist ein verwegenes Ballspiel mit Hyperbeln, die sich nur zum Theil vor dem Richterstuhle des guten Geschmacks legitimiren können. Einiges wie der Monolog des Judas in der Sturmnacht zwischen den Bergen Ebel und Garizim oder der andere im Thal Ben-Hinnom hat trotzdem dennoch eine gewisse lyrische Stimmung, einen hochtragenden Odenschwung. Im ganzen fehlt diesem Judas während seines Lebens nicht die danteske Beleuchtung, die es glaubwürdig macht, daß ihm der Dichter des „Inferno" die Ehre zutheil werden läßt, in der äußersten Spitze des Höllentrichters von Lucifer selbst verzehrt zu werden, der kauend in seinen drei Mäulern den blutroth übergossenen Verräther hält.

Der geistesverwandte, kraftgeniale Dramatiker Albert Dulk gibt seinem Judas eine andere Färbung: bei ihm ist der Verräther des Heilands ein edler Patriot, ein politischer Kopf, der aus dem Messiasthum Jesus eine Wahrheit zu machen sucht. Er nimmt Jesus gefangen, um ihn an der Spitze seiner Zeloten wieder zu befreien und damit das Signal zum allgemeinen Aufstand zu geben. Die Befreiung Israels scheitert aber an einem unglücklichen Zufall, an einem, wir möchten sagen, strategischen Misverständniß; die Häscher führen Jesum einen andern Weg, als Judas erwartet hatte; er liegt vergeblich mit den Befreiern auf der Lauer. Das Motiv erscheint zu geringfügig, um ein großes Unternehmen zu Fall zu bringen. Dagegen haben die Sterbescenen des Judas im Thal Hinnom etwas unleugbar Großartiges; in der schauerlichen scenischen Beleuchtung machen die unheimlichen Gedankengänge einen um so ergreifendern Eindruck. Wie der Judas

der Elise Schmidt steht auch der von Albert Dulk unter dem Bann von Jesu machtvoller Persönlichkeit. „Habe ich ihm nicht angehangen", ruft er aus, „der noch nicht war wie mein Bruder? Habe ich mich nicht umgewandt von meinem Wege und bin ihm gefolgt? Habe ich nicht mein Herz verachtet und mein Herz verstoßen und bin ihm gefolgt? Siehe, was habe ich alles erlernt bei ihm und überwunden. Noch mehr Demuth? Sollt' ich gar nichts wollen? Magdalena für Israel — und auch Israel nicht?" Auch dieses Motiv ist Albert Dulk gemeinsam mit Elise Schmidt. Der Judas Dulk's durchstößt zuerst mit dem Schwert seine Glieder; dann erblickt er das Kreuz in den Wolken: „Auf dem Kreuz kommt er daher, in den Stürmen mit Licht. Wie komm' ich zu dir? Hinan, hinan an dich! Wie komm' ich hinan!" Dann erhängt er sich an einem Baum, den der Sturm umreißt.

Gänzlich unbedeutend ist der Judas in dem Govean'schen Drama. Die Priester erzählen von ihm, daß er unruhig, neidisch, geizig ist, auch ist die Rede von seinem widerwärtigen Aussehen. Christus sagt ihm kurz vor dem entscheidenden Verrath: „Was du thust, das thue bald." Die ausgeschriebene Rolle des Judas würde nicht eine halbe Seite füllen.

Bedeutender ist der Judas in dem Trauerspiel des Grafen Rehbinder. Hier erscheint er gleich am Anfang im Zwiegespräch mit Barnabas, der ein Volksmann ist und keinen König will; auch er denkt anfangs daran, mit Hülfe Jesu die Revolution hervorzurufen, wendet sich aber von diesem ab, als er in ihm nur einen Apostel des Friedens erkennen kann. Barnabas bildet gleichsam die äußerste Linke, Judas ist gemäßigter; aber er träumt von der Pracht und Herrlichkeit eines irdischen Königthums, welche der Messias heraufführen soll. Er bekennt sich als begeisterten Jünger Jesu:

Als ich ihn sah,
Als mich sein helles lichtes Auge traf,
Als seines Mundes mächt'ges Wort ich hörte,
Da wußt' ich: dieser ist's, den du erwartet.
Der Gott der Väter hat die Gnade mir
Gewährt, das Niedersteigen des Messias
Zu sehn und seines Reiches Herrlichkeit!
Da warf ich hin, was ich besaß und liebte,
Da warf ich von mir Bruder, Schwestern, Freunde,
Und folgte ihm und gab mich ihm zu eigen.

Und gleich darauf sagt Judas:

In niedrer Hütte sucht er seine Treuen
Und sammelt seine Scharen mit dem Wort.
Doch kommen wird der Tag — o er ist nah!
Wo er von sich die arme Hülle wirft
Und aufsteigt in dem Glanze des Gekrönten.
Dann steigt empor das Reich des Gottgesalbten,
Das Reich des ewigen Jerusalems;
Das auserwählte Volk beherrscht die Erde
Und unsrer Knechtschaft Ketten fallen ab.

Der Fortgang der Handlung ist ähnlich wie in der Dulk'schen Dichtung: Jesus erklärt Judas, der mit der Wärme schöner Begeisterung die baldige Verherrlichung des Messias herbeisehnt, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei. Judas fühlt sich schmerzlich enttäuscht; doch noch gibt er die Hoffnung nicht auf; er will Jesus zwingen, sich als Messias zu offenbaren:

Wenn er in seiner Feinde Hand,
Wenn sie in Fesseln seinen Arm geschlagen,
Und ihre Hände heben, um ihn zu
Vernichten, von der Erde auszurotten —
Dann muß er's thun — er muß die niedre Hülle
Abwerfen — seine Fesseln fallen und
Mit Blitz und Donner steigt er auf den Thron.

Sowol der Judas von Albert Dulk wie der vom Grafen Rehbinder wollen Jesus zwingen; jener will ihn in den Sturm des Aufstandes hineinreißen, den seine Gefangennahme entfesseln soll; dieser erwartet die Selbstoffenbarung des Gottgesandten. Doch als kein Wunder geschieht, nachdem der Erlöser durch seine Schuld verhaftet worden ist: da erkennt er, daß Jesus nur ein Mensch ist, daß er in ihm einen Menschen, einen Freund verrathen hat, und im Angesicht des Gekreuzigten verflucht er sich.

Die Dichtung des talentvollen, zu früh verstorbenen livländischen Grafen ist nicht im Stil der Kraftdramatik gehalten, sondern wahrt im ganzen einen edeln Schwung. Solcher Darstellungsweise fehlen die Mittel, das Nachtbild des Judas mit tiefen schweren Nachtschatten zu belasten; er ist ein edler Schwärmer, der in seiner Schwärmerei fehlgreift, ein Jünger, der den Meister nicht verstanden hat und der diesen und sich selbst zu Grunde richtet durch die handgreifliche Auffassung seiner nur dem Reiche des Geistes geltenden Offenbarungen.

Ein problematischer Frauencharakter, den schon die Evangelien mit Christus in Beziehung bringen, ist Magdalena, und die Jesus-Dramatiker ohne Ausnahme haben sie zur weiblichen Hauptperson ihrer Stücke gemacht. Magdalena ist ja ein anziehender poetischer Typus; die Malerei hat die büßende Sünderin idealisirt, und von dem schönen Weibe, welches der Pinsel Correggio's auf die Leinwand gezaubert, bis zu den Camelliendamen der neufranzösischen Dramatiker sind die Sünderinnen, welche freiwillig Buße thun oder über welche das Schicksal die Buße verhängt, Lieblingsgestalten der künstlerischen Schöpfungen. Für den Dramatiker haben Charaktere großen Werth, in denen psychologische Wandlungen vor sich gehen. Zu diesen gehört Magdalena. Und wenn es an und für sich nicht leicht ist, solche Wandlungen in der kurzen Zeit eines Bühnenabends zu motiviren, so kommt bei dieser schönen Sünderin dem Dramatiker zu statten, daß ihre Wandlung in eine reuig Büßende eine feststehende volksthümliche Ueberlieferung ist, welche das Publikum auch dann gläubig hinnimmt, wenn sie der Dramatiker mit ungenügenden Mitteln in Scene gesetzt hat.

Eine Dichterin wie Elise Schmidt hat natürlich die hervorragende Frauengestalt ihres Dramas mit besonderer Vorliebe behandelt. Ihre Magdalena ist aller-

dings eine Sünderin in des Wortes verwegenster Bedeutung, nicht ein leichtlebiges Weib, das wechselnden Neigungen huldigt, sondern eine Prostituirte, wie es einst die Rahab von Jericho gewesen; sie hat sich den Hirten hingegeben für wenig Silberlinge und reichen Handelsherren für Perlenschnuren und Geschenke und ist vor allem die Geliebte des Judas Ischarioth gewesen. „Der Weg, den ich wandle", sagt sie zu ihm, „ist die Frucht der Armuth, unserer Liebe und deiner Lehren." Sie vermag Armuth nicht zu ertragen. Doch sorgt sie auch für ihren kranken Bruder Lazarus. Da faßt Judas den Plan, sie dem Pontius Pilatus zuzuführen; er will sie zur Herrscherin machen über Judäa; sie soll den Gewaltigen berauschen, bis er zum Schwächling wird an ihren Reizen. In die schön geschmückte Magdalena verliebt sich der Römerhauptmann Flavius, welcher dem Pilatus die entzückende Schönheit nicht gönnt. In der Hauptscene zwischen dem Statthalter und der Buhlerin wehrt diese den vom Mahl kommenden Schwelger von sich ab: „Dein Mund ist heiß von Wein, widerlich! Ich kann nicht! Meine Lippen schließen sich schaudernd vor ihm, wie Blumen vor der Sonne." Die Weigerung der Magdalena versetzt den Statthalter in despotische Laune; da ertönt Jesus mildes Wort hinter der Scene: „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid"; Magdalena stürzt auf die Knie: „Zu dir, zu dir! — Du bist die Liebe!" Doch ehe sie die Jüngerin des Heilands wird, hat sie noch viel Kümmerniß zu erfahren; sie geht mit ihrer Schwester Martha aufs Feld; doch die Schnitterinnen beschimpfen sie und wollen nicht in Gemeinschaft mit ihr arbeiten; sie ist in Verzweiflung; sie kann nicht zurück, nicht vorwärts: „Jehovah, strenger Gott, war meine Sünde denn so groß, daß du zur Strafe mir die Erkenntniß gibst und mich mit ihr ins alte Sündenmeer zurückschleuderst? Wohnt kein Erbarmen in deinem durch die Himmel ausgestreckten Haupt? Soll ich verlassen hier verzagen? O deine Welt ist eng wie dieses Thal, ein schauerlich Gefängniß, wohin ich greife, hohe Eisenthore verschließen mir den Ausgang hinaus — stumm die Wildniß, gefühllos!" — Dieser Höhepunkt der innern Krisis ist scharf bezeichnet: es ist die Verzweiflung am alten Jehovah, welche die Sünderin dem neuen Glauben der Liebe in die Arme führt. Jesus findet die Verzweifelte, tröstet sie, gibt ihr Speise und Trank, bettet die Ermüdete neben sich im duftigen Grase; sie folgt ihm, sie ist von ihm begeistert wie eine verzückte Somnambule. Die Jünger sehen die Schlummernde. „Es ist Magdalena", ruft Judas, „die Schwester des Lazarus und nebenbei auch des Pilatus Dirne." Jesus aber breitet segnend die Hand über sie: „Wer von euch wirft den ersten Stein auf sie?" Die spätere Begegnung Magdalena's mit Judas schwächt die Bedeutung jener Scene wieder ab; ein solcher Rückfall mag menschlich sein, doch er ist nicht dramatisch: Judas sagt, daß er ihr erster Geliebter gewesen; sie gibt zu, daß die alten bösen Neigungen uns umschwirren wie stete Verdammniß, daß sie hingerissen wider ihren Willen ihm folgt, vor dem ihr schaudert. Die Scene ist ohne dramatische Folge. Bei dem Einzug Jesu, des Friedensfürsten, begrüßt ihn Magdalena mit begeistertem Psalm und salbt ihn als König; Judas geräth darüber in wilde Wuth. Noch einmal erscheint sie im Garten von Gethsemane und ist bereit, Jesus mit dem Schwert zu schützen. Nach dem Kreuzestode Jesu aber erklärt sie, in die Wüste ziehen zu wollen: „Sieh' doch

die einsame Lilie, sie schaukelt sich auf ihrem grünen Nachen auf der Flut, sorglos, ob diese größer werdend sie verschlinge. Die Flut ehrt ihr Vertrauen, und fromm schmiegt sich das wilde Element um ihre Wurzeln, liebkost sie und singt ihr Schlummerlieder. Bin ich, die der Herr geheiligt, denn weniger als eine Lilie?" Und als Martha sie bittet, sie möge bei ihnen bleiben, ruft sie aus: „Laß nach, Martha, es dürfen keine andern Stimmen hier ertönen, wo die Fülle seiner Worte aufgespeichert liegt. Laß meine übrige Zeit ein Dankgebet sein, ein reiner Ton herausgegriffen aus der verstimmten Melodie des Menschenlebens."

Diese Magdalena der Elise Schmidt ist jedenfalls die bedeutendste unter den Frauen der neuen Jesus-Dramen; sie richtet sich aus tiefster Entwürdigung auf zu schöner Bedeutung und nimmt auch in der Architektur des Stückes eine berechtigte Stellung ein; „sie reiht sich", wie Rötscher sagt, „gleichsam als das vermittelnde Glied zwischen Judas Iscarioth und Christus ein, indem an ihr selbst die Ohnmacht des erstern und die Macht des letztern klar wird".

In dem Drama von Felice Govean erscheint Magdalena in sehr unbiblischer Weise als die Geliebte des Pilatus, eine glänzende hochgebildete Dame, welche Sklavinnen hat und ein prächtiges Landhaus, die Plato's „Phädra" liest, welcher der Statthalter dann die „Ars amandi" des Ovid zum Lesen geben will und die von ihm die wiederauferstandene Aspasia genannt wird; sie hört, was von Jesus erzählt wird und faßt nun innige Theilnahme für ihn. Das Weib des Pilatus, Claudia, besucht die Maîtresse en titre des eigenen Mannes und beide zusammen wandern zu Jesus, um ihn predigen zu hören. Die plötzliche Wendung der Magdalena ist dramatisch kaum genugsam motivirt; doch liegt dies auch in der aphoristischen Behandlungsweise Govean's: sie empfindet auf einmal einen Haß gegen die Herren der Welt und die mitschuldigen Priester; ihre Sehnsucht wendet sich dem armen Volke zu. „O mein Gedanke, herangereift in den durchwachten Stunden der Nacht, endlich erscheinst du mir wie die Morgenröthe, welche die grausigen Täuschungen der Nacht verjagt, erhaben wie das große Gestirn, das sich erhebt, um die dunkle Fläche des Meeres mit Goldstaub zu besäen. Prächtiges Haus der Magdala, du warst für mich wie die Mauern eines Gefängnisses. Bescheidene Blumen des Feldes, ich komme zu euch."

Die beiden Schwärmerinnen für Jesus treten verschleiert zu ihm, als er bei den Armen erscheint, ihnen Genesung und Trost spendet. Maria schlägt den Schleier zurück, kniet vor ihm nieder und sucht heimlich den Saum seines Gewandes zu ergreifen, um ihn zu küssen. Jesus legt Maria die Hand aufs Haupt. „Welch holdes Gefühl", ruft sie aus, „rinnt durch meine Adern, ich könnte sterben vor Freude!" Später begegnet sie ihm wieder am Oelberge; sie macht aus ihrer glühenden, überschwenglichen Liebe zu Jesus kein Geheimniß. Jesus sagt, als sie ihn verlassen: „Menschensohn, auch das war eine Prüfung." Als Jesus gefangen genommen, erscheint Magdalena bei Pilatus und bittet ihn um Gnade; Pilatus verspricht die Berufung an das Volk. In einer Hütte am Fuße des Golgatha spielt die Schlußscene: Magdalena berichtet die Kreuzigung Christi und spricht am Schluß das gegen das Christenthum des Petrus und seine Nachfolger gerichtete Anathem des Dichters aus. Ohne Frage ist es demselben gelungen, die Hingebung

der Magdalena an Jesus mit einer Prägnanz auszusprechen, welche dem Ausdruck glühender Leidenschaft vollkommen gerecht wird.

In dem Dulk'schen Drama ist Magdalena die Geliebte des Judas, der sie für Israel an Jesus hingeben will. Wie bei der Elise Schmidt erscheint sie als das disponible Eigenthum des Ischarioth. Obschon sie auch in der Versuchungsscene auftritt, ist sie doch weniger bedeutend als in dem andern Drama. Dulk hat desto mehr Poesie an die Darstellung der Maria verwendet, die bei Govean gar nicht erscheint, bei den andern Dramatikern eine ganz untergeordnete Rolle spielt. Bei Dulk ist sie die Heldin jener wunderbaren „Empfängniß", die er im Ton einer mystischen Orgie schildert.

Die Magdalena in dem Drama des Grafen Rehbinder ist schon, als sie auftritt, im Bann des Erlösers. Hinter ihr liegt die Zeit des Rausches, der Eitelkeit, des gedankenlosen Taumels; sie bekennt Jesus seine Liebe; ganz anders als der Jesus Govean's erwidert er dies Bekenntniß mit den Worten: „Du armes Weib", indem er ihr die Hand aufs Haupt legt; dann fleht sie ihn an, nicht nach Jerusalem zu gehen. Joseph von Arimathia verwandelt sich ihr gegenüber in einen Brakenburg: er bietet ihr seine Hand an; sie weist ihn zurück, weil sie Jesus liebt. Dies Motiv erscheint zu modern bürgerlich; es verdirbt die Stimmung. Bei der Gefangennahme Jesu auf dem Oelberge ist sie zugegen, und als er fortgeführt ist, ruft sie aus:

Wo sind die Scharen, die dem Worte horchten
Und die da jubelten bei seinem Anblick?
Wo ist das Volk, das blindlings ihm gefolgt
Und das ihn Gottes Sohn und Heiland nannte?
Wo sind die Jünger, die er sich erwählt
Und die der Meister an sein Herz geschlossen?
Entflohen alle — alle — und nicht Einer
An seiner Seite in der schweren Stunde.
Zerstäubt wie Sand im Sturme sind die Seinen,
Sie haben ihn — sie konnten ihn verlassen.
Sie werden alle — alle ihn verleugnen.
(Die Hände ans Herz drückend.)
Nur nicht die Eine, die ihn heiß geliebt!

Nach der Kreuzigung hat Magdalena nur noch die Worte zu sprechen:

Er ist mir nicht geraubt . . . er kehret wieder.

Wenn die Magdalena der Elise Schmidt eine tiefgesunkene Prostituirte ist, so ist diejenige des Grafen Rehbinder nur ein eitles Weltkind, das aber schon bekehrt auf die Bühne tritt.

In Contrast zu den tiefer angelegten Naturen ist schon durch die biblische Ueberlieferung Pontius Pilatus gestellt; er erscheint als ein Skeptiker gegenüber den dogmatischen Eiferern und Zeloten; etwas von dem freien heitern Geist des Heidenthums bringt er in eine von tiefern Problemen bewegte Welt. Wäre diese Gestalt nicht durch die Bibel gegeben: die Dichter hätten sie erfinden müssen. Offenbar hat schon die Gruppirung der Evangelien einen künstlerischen Zug.

Der Pontius Pilatus der Elise Schmidt ist in etwas andere Beleuchtung gerückt; er kennt zwar seinen Ovid und will der badenden Magdalena gegenüber den Schwan der Leda spielen; er will sich von Cymbelschlägern den Pokal bekränzen lassen; doch er ist ein Tyrann im Stil des Hebbel'schen Holofernes; er will die sich sträubende Magdalena mit seinem Dolche durchbohren; er will sie durch seine Grausamkeit gegen die Juden demüthigen und befiehlt, mehrere wegen leichten Fehls ans Kreuz zu schlagen. Dann hat er auch wieder Anwandlungen von Großmuth: den Judas, der sich selbst als Genossen der Rebellion denuncirt, läßt er ziehen. Die Gestalt verschwindet indeß bald gänzlich aus der Dichtung: für ein Drama, dessen Held Judas Ischarioth ist, hat sie nur geringe Bedeutung. Ganz anders in Govean's „Jesus Christus": hier ist gerade der Charakter des Pilatus mit besonderer Vorliebe behandelt; hier ist er skeptisch, frivol, geistreich, dem jüdischen Sektenstreit und religiösen Fanatismus anscheinend überlegen; er verspottet den als einen Heuchler dargestellten Kaiphas, welcher Wein und Weiber liebt, den echten Safed köstlich findet und welchem Pilatus die zwei Sklavinnen der Magdalena zeigt mit den Worten: „Dies ist die blonde Hebe, dies die glänzende Erebos, der Tag und die Nacht — Oberpriester, wenn du die Wahl hättest? Du würdest gar nicht wählen, sondern den Tag und die Nacht miteinander vereinigen, du mußt die Dämmerung lieben." Als Epikuräer ist Pilatus kein Freund platonischer Studien, und als Magdalena in dem „Phädros" Plato's Trost sucht und findet, sagt er zu ihr: „Das Leben ist so kurz, daß ich nicht begreife, wie man es sich durch die frühzeitige Herbeirufung des Todes noch verdüstern kann. Ich fürchte den Tod nicht, ich sehe ihm ins Auge, wenn es sein muß, aber ich rufe ihn nicht herbei. Nach dem Tode gibt es nichts und selbst der Tod ist nichts." Dem Kaiphas gegenüber vertritt er die römische Staatsraison; er vertheidigt den Nazarener, rühmt seine medicinischen Kenntnisse, seine Loyalität, die dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist, seine Milde gegenüber der Ehebrecherin, die er vor dem Tode der Steinigung schützt. „Ich gehe nicht so weit", sagt er, „einen Schwärmer verhaften zu lassen, dem ein Haufen armer Weiber und Kinder nachläuft." Später räumt er indeß den Priestern das Recht ein, ihn, weil er den Tempel gelästert, mit Ruthenschlägen zu züchtigen; dann will er ihn unter vier Augen sprechen und sagt, nachdem er ihn gesprochen, etwa wie König Philipp von Posa: „Ein seltsamer Mensch das, ein überzeugungsvoller Bewohner einer Welt der Zukunft, die nie kommen wird." Der bittenden Magdalena gegenüber tritt er mit der Größe des römischen Dictators auf; Govean wußte dem Charakter hier einen imponirenden Zug zu geben: „Warum willst du die mystische Jüngerin chimärischer Lehre werden? Herrsche wie zuvor über die Herzen, sei wieder die Göttin der Freude. Du verlangst, o Magdalena, nichts Geringes von mir und das Geringe ist oft schwerer zu erreichen als das Bedeutende. Ich bin römischer Proconsul und kann da mit meinem Schwert ein Stück von Galiläa oder Bithynien abschneiden und dich zur Königin darüber machen. Willst du es? Sei Rom gehorsam und ich mache dich zur Fürstin. Weißt du, was Rom ist? Ein ungeheueres Rad von Eisen, welches bis in die Wolken reicht und die Welt wie sein Feld durchfurcht. Sei Königin, wenn du willst, aber philosophire nicht, lege nicht die Finger zwischen Baum und Rinde;

denn während das große Rad über Federn hinweggeht, zerschmettert, zermalmt und zerstäubt es alle Hindernisse, und wenn es Berge wären." Wie erwähnt, läßt er die Berufung an das Volk zu, erklärt aber, wie in der Bibel, daß er keine Schuld an Jesus findet.

In dem Drama von Albert Dulk ist Pilatus keine hervorragende Gestalt: er ist ziemlich treu durch die biblische Ueberlieferung durchgezeichnet. Bedeutender ist er in dem Drama des Grafen Rehbinder, obschon er hier weder als Despot noch als Epikuräer auftritt, sondern als aufgeklärter Heide mit einem skeptischen Zug. Gegen die Priester spricht er sich ähnlich wie der Pilatus Govean's aus. Doch die große Scene zwischen dem Statthalter und Jesus, welche Govean hinter die Coulissen verlegt hat, spielt hier auf der Bühne selbst. Pilatus fühlt sich durch den heldenhaften Todesmuth von Jesus mächtig angezogen; die biblische Frage „Was ist Wahrheit?" richtet er an den Erlöser und gibt seinem Skepticismus beredten Ausdruck; er nennt ihn einen Schwärmer, der vergeblich an den starren Felsen der Menschenthorheit pocht, nach dessen Tod keine Spur von seiner Lehre bleiben werde, und angenommen, es sei der Fall:

Glaubst du, es wäre deine Lehre noch?

Unter Menschen werde sie Menschenwerk werden,

Und deiner Lehre Priester werden sein,
Wie alle Priester aller Lehren waren.

Verächtlich spricht er sich über das Gesindel aus, das Jesu Tod verlangt, und wäscht dann in Unschuld seine Hände, nachdem er schon vorher in seinem Monolog es ausgesprochen:

Und fällt er auch als Opfer ohne Schuld,
Er ist ein Opfer der Nothwendigkeit.

Graf Rehbinder ist der einzige dieser Dramatiker, der den Barnabas mit als Hauptfigur in den Vordergrund gestellt hat, den Revolutionär, der Jesus als einen Schwächling verurtheilt, den Vertrauten des Kaiphas, Gamaliel, ersticht, und dann, als Jesus dem Tode geweiht und er selbst freigegeben wird, von dem letzten Blick des Märtyrers getroffen, voll Bewunderung seiner Seelengröße sich zu seinen Jüngern wendet, um ihm sein Dasein zu weihen. Der politische Revolutionär Barnabas ist ohne Frage der geeignete Gegensatz gegenüber dem socialen, dem Propheten einer neuen Weltanschauung, welche die folgenschwerste Umwälzung nach sich zieht. Doch darf dieser Gegensatz nicht so leichthin verlöschen, wie es in dem Rehbinder'schen Drama geschieht. Es heißt einen Charakter auf den Kopf stellen, wenn man den wilden Barnabas zuletzt in einen Jünger Jesu verwandelt. Der Rationalismus dieser Poeten löst viele Wunder auf; aber er schafft auch neue psychologische Wunder.

Die Dramen von Elise Schmidt und Albert Dulk sind kraftgenialisch; in beiden finden sich poetische Scenen, denen es an einem großen Wurf nicht fehlt; doch in beiden zeigt sich auch vielfach falsche Genialität, Uebertreibung und Ueberschweng-

lichkeit des hyperbolischen Ausdrucks, der bei Albert Dulk oft bis zur Ekstase geht, bei Elise Schmidt bis zu den herausfordernden Geberden des prometheischen Epigonenthums. Wenn diese Autorin erklärt, jetzt auf die Bühne der Gegenwart zu rechnen, so mag man ihr zugestehen, daß ihre Dichtung auch theatralisch effectvolle Momente hat, wie man das von dem Werk einer ehemaligen Schauspielerin erwarten durfte, und daß sie sich für die Bühne allenfalls durch Kürzungen und Zusammenziehungen einrichten und bearbeiten läßt. Die Aufführung des Dulk'schen Dramas dagegen würde einen halben oder ganzen Tag für sich in Anspruch nehmen. Der Dichter hat eben für die oberammergauer Bühne geschrieben. Die Decorationen bilden nur einen großen Rahmen für die Bewegung der Massen; ja die Arrangements sind in einer Weise getroffen, daß die Gleichmäßigkeit mehrerer Handlungen nicht ausgeschlossen ist. In der bunten Scenenfolge, den zahlreichen Gruppen- und Massentableaux, denen der durchschlagende Blitz der dramatischen Handlung fehlt, liegt eine Ueberlastung der modernen Bühne, wie sie kaum in den Ausstattungsstücken vorkommt. Doch Dulk verzichtet ja auf die Kunstbühne. Dem Stück von Govean fehlt es an Expansion; es ist zu concentrirt, zu epigrammatisch; der Dramatiker, sagt Hegel, soll sein Pathos expliciren. In mancher Hinsicht verlangt das Stück die Darstellung; denn wo der Dichter nur skizzirt hat, vermag das Talent der Schauspieler oft die Skizze wirksam auszuführen. Das Drama von Rehbinder gehört in den Bereich der declamatorischen Jambentragödie; es ist durchweg correct und bühnengerecht; es hat an einzelnen Stellen auch Schwung und Prägnanz; aber ihm fehlt zu sehr eine originelle Physiognomie und ebenfalls die dramatische Pointirung: der Eindruck einer Aufführung konnte keine durchgreifende sein.

Es gibt noch andere Jesus-Dramen; doch eine Parallele zwischen den vorliegenden mochte genügen, um zu zeigen, in welchen Varianten die profane dramatische Dichtung sich, wenn auch aussichtslos in Bezug auf die moderne Bühne, jenes großen Stoffes zu bemächtigen suchte, den die Kirche seit Jahrtausenden als ihr geistiges Eigenthum betrachtet.

Die Ziele
der gegenwärtigen Wirthschaftsbewegung.

Von
Adolf Samter.

I.

> Jedes System, einerlei ob communistisch oder individualistisch, wird zur Utopie, wenn es nicht an das Bestehende anknüpft, und die Geltendmachung des einen oder des andern Princips bedeutet in der Praxis nur „die Richtung, in welcher die fernere Entwickelung erfolgen soll".
>
> Fr. Alb. Lange.

Ueber die Aufgabe und das Ziel der volkswirthschaftlichen Thätigkeit herrscht im großen Ganzen keine Meinungsverschiedenheit. Die Zeit liegt freilich nicht weit hinter uns, in welcher als Ziel der Volkswirthschaft die umfassendste Gütererzeugung hingestellt wurde, und es mögen noch immer einige existiren, welche bei ihrer Wirthschaftsbetrachtung lediglich bei dem Glanze der Production stehen bleiben; man darf aber annehmen, daß dieser unzulässige Standpunkt im allgemeinen bereits aufgegeben ist, daß es nicht mehr die Güter sind, sondern der Mensch es ist, der als Mittelpunkt der Wirthschaft behandelt wird, sodaß die Güter zurück, der Mensch in den Vordergrund getreten ist.

Die Aufgabe und das Ziel der Volkswirthschaft ist: den Gesellschaftsmitgliedern eine Bedürfnißbefriedigung zu gewähren, welche ihrer Thätigkeit und Stellung angemessen ist und dem Culturstandpunkte der Zeit entspricht.

Der Anspruch, den der einzelne in Betreff seiner Bedürfnißbefriedigung zu erheben berechtigt ist, hängt in erster Linie von seiner Thätigkeit ab, von den Diensten, die er der Gesellschaft leistet. Das Einkommen, das er bezieht und mittels dessen er die für seine Bedürfnisse erforderlichen Befriedigungsmittel sich beschafft, muß er durch Arbeit verdienen. Dieses ist der naturgemäße Ausgangspunkt der Bedürfnißbefriedigung und der für sie thätigen Volkswirthschaft.

Die Arbeit ist jedoch nicht die einzige Einkommenquelle; ihr reiht sich der Besitz an, welcher seine Berechtigung als solche darin findet, daß er zur Beschaffung der Befriedigungsmittel unentbehrlich ist. Die Arbeit ohne Besitz ist nicht im Stande, die zur Bedürfnißbefriedigung erforderlichen Güter herzustellen. Der einzelne vermag zwar sich durch Arbeit allein ein Einkommen und dadurch die

erforderlichen Befriedigungsmittel zu verschaffen, aber nur weil ein anderer da ist, der die zur Gütererzeugung nöthigen Güter besitzt; ohne Besitz keine Wirthschaftsthätigkeit. Und der Besitz ist nicht nur ein unentbehrlicher Factor der Wirthschaft, der dadurch Anspruch erhält, Einkommenquelle zu sein, er ist auch ein culturhistorischer Hebel. Die Menschen sollen und müssen arbeiten, aber die Gesellschaft braucht nicht ausschließlich ein Arbeitshaus zu sein. Die Cultur ist nur dadurch ermöglicht worden, daß es einzelnen gestattet war, sich von Arbeitsfesseln freizuerhalten.

Die gesellschaftlich anzuerkennenden Einkommenquellen sind mithin Arbeit und Besitz. Die Einkommenquelle Besitz neben Arbeit kann aber nur unter zwei Bedingungen ihre Anerkennung in der Gesellschaft behaupten. Zwischen Besitz und Arbeit darf keine unübersteigliche Kluft bestehen; ferner muß das Einkommen des Besitzes und der Arbeit in einem angemessenen Verhältniß zueinander stehen.

Es genügt nicht, daß in unserer Gesellschaft die rechtliche Kluft zwischen Besitz und Arbeit eingerissen ist, auch die thatsächliche darf keine unübersteigliche sein, wenn nicht ein unleidlicher Gesellschaftszustand bestehen soll. Auf die vereinzelten Ausnahmen, daß auch ganz Unbemittelte durch Fleiß, Energie, Sparsamkeit und nicht zu vergessen durch Glück zu großem Reichthum gelangt sind, darf nicht verwiesen werden, wenn, wie es thatsächlich der Fall ist, die gesellschaftlichen Zustände derartig beschaffen sind, daß zwar Arbeitende und Besitzende sich mannichfach berühren und ineinander übergehen, aber in weitem Umfange auch als gesonderte Klassen in der Gesellschaft auftreten, zu denen thatsächlich eine Brücke nicht führt und sie somit das Bild von Klassengegensätzen darbieten. Erst wenn wenigstens im großen Ganzen jeder Arbeitende die begründete Aussicht hat, in die Reihe der Besitzenden einzutreten, bewegt sich das Recht des Einkommens aus Besitz auf gesicherter Grundlage. Nur dann ist der Besitz zwar ein Vorzug, aber nicht ein Vorrecht.

Das Einkommen aus Besitz und Arbeit muß auch in einem angemessenen Verhältniß zueinander stehen, wenn jenes Recht auf gesicherter Grundlage verharren und die Angriffe auf den Besitz aufhören sollen. Selbst große Abstände zwischen dem Einkommen aus Besitz und Arbeit sind zulässig, wie ja auch thatsächlich das Einkommen aus Arbeit die weitestgehenden Unterschiede aufweist. Es ist dieses mit der Natur der Menschen und der Gesellschaftsgestaltung unzertrennlich verbunden. Die Menschen sind an Körper und Geist, in ihrem Wesen und Lebenshaltung verschieden, die einen leben unter günstigen und belebenden, die andern unter trüben und erdrückenden Verhältnissen. Alles dieses muß auf ihr Einkommen, mag es aus Arbeit oder Besitz fließen, den weitestreichenden Einfluß üben und selbst crasse Gegensätze hervorrufen. Die einzelnen, die unter dem Drucke ihrer Verhältnisse schmachten, sind beklagenswerth; im Interesse der Menschheit und ihrer Entwickelung ist das Zutagetreten dieser Gegensätze nicht zu bedauern. Die Menschheit würde versumpfen, wenn nicht gesellschaftliche Wellenschläge existirten, wobei es unvermeidlich ist, daß die einen nach oben, die andern nach unten verschlagen werden. Aber dieses ist als Naturnothwendigkeit nur im einzelnen hinzunehmen. Im Durchschnitt muß sich ein gewisses Gleichgewicht herstellen, wenn

nicht, wie bei den Meeresfluten, die gesellschaftlichen Wogen Unheil anrichten sollen. Das Durchschnittseinkommen aus Arbeit und dasjenige aus Besitz muß miteinander in keinem zu weit gehenden Misverhältniß stehen, wenn die gesellschaftliche Grundlage als eine gesunde betrachtet werden soll.

Und nicht nur das Verhältniß zwischen dem Einkommen aus Besitz und Arbeit muß ein adäquates sein; die Bedürfnißbefriedigung der Gesammtheit muß dem Culturzustande der Zeit überhaupt entsprechen. Es ist, wenn von socialen Nothständen gesprochen wird, nur zu gebräuchlich, ihre Existenz dadurch abzuleugnen, daß man darauf hinweist, daß die untern Volksklassen es in vergangenen Zeiten noch viel schlechter gehabt haben, daß ein Fortschritt in ihrer Lage unzweifelhaft zu constatiren sei, und mehr füglicherweise nicht verlangt werden dürfe. Dieses ist durchaus abzulehnen. Daß die Menschheit in der Entwickelung begriffen, daß ihre materielle wie geistige Lage sich im Laufe der Jahrhunderte verbessert, ist sicherlich der tröstende Gedanke, der bei Anblick der unzähligen Leiden, von denen jede Zeit durchtränkt ist, festgehalten werden muß. Dieses darf aber nicht mehr als eben ein Trost für die uns entgegentretenden Unbilden sein und darf nicht Anlaß geben, daß wir den Misständen gegenüber uns theilnahmlos verhalten. Eine jede Zeit hat ihr deutlich ausgedrücktes Gepräge und fördert allgemein Ansprüche zu Tage, die in vergangenen Zeiten nicht erhoben, vielleicht nicht einmal gekannt sind, deren Nichtbefriedigung in der Gegenwart aber als Nothstand empfunden wird. Der Rückblick auf die Vergangenheit hat mithin nur sehr bedingten Werth; die in einer bestimmten Gesellschaft Lebenden wollen nicht unter dem Niveau derselben zurückbleiben und fühlen sich mit Recht beeinträchtigt, wenn dieses in zu hohem Maße geschieht. Mag das Einkommen aus Arbeit oder Besitz fließen: es muß für alle Klassen, auch für die untersten, im Durchschnitt ausreichend sein, auch unabhängig von der Vergangenheit, den Zeitansprüchen wenigstens annähernd zu genügen.

Es ist selbstverständlich, daß, mag man von dem Verhältniß des Einkommens der Arbeit zu dem des Besitzes, mag man von dem Einkommen der Arbeit und des Besitzes gegenüber den Zeitansprüchen, mag man von dem Maximum und dem Minimum des Einkommens überhaupt sprechen, es sich immer nur um relative Zahlen handeln kann. Es ist dieses nichts weniger als zu beklagen. Wir befinden uns auf dem Boden des Gesellschaftslebens, welches in fortwährendem Fluten begriffen ist. Bei dem Erforschen der Natur, also in der Naturwissenschaft, ist es dem Menschen gestattet, mit meß- und wägbaren Verhältnissen zu rechnen, anders bei Betrachtung der menschlichen Institutionen in der Gesellschaftswissenschaft. Hier ist es nicht nur aussichtslos, feste Zahlenverhältnisse als Maßstab für das öffentliche Wohlbefinden auffinden zu wollen, eine jede derartige Feststellung wird eine Stagnirung des Gesellschaftslebens zur Voraussetzung haben. Ein Einkommen von 900 Mark für eine Familie ausreichend zu erklären, kann zu einer bestimmten Zeit angemessen sein; im Verlauf von wenigen Jahren mag dieses bereits unzutreffend sein. Der Willkür in der Auffassung der gesellschaftlichen Verhältnisse wird hierdurch freilich Thor und Thür geöffnet. Jemand wird einen Zustand für unerträglich erklären, den ein anderer für ganz angemessen findet: das ist auf dem

Boden des Gesellschaftslebens nicht zu ändern. Es muß uns dieses nur zur Vorsicht mahnen, mit unsern Urtheilen, mögen sie absprechend oder zustimmend lauten, zurückhaltend zu sein, weder auf Kosten anderer von den Gesellschaftszuständen sich befriedigt zu erklären, noch durch übertriebene Schilderungen der Unzuträglichkeiten derselben weiter gehende Unzufriedenheit zu erregen.

Der springende Punkt der Wirthschaftsbewegung ist mithin die Einkommengestaltung; von ihr hängt es ab, welche Bedürfnißbefriedigung die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft sich gewähren können, welches Bild somit der gesellschaftliche Zustand darbietet. Ein für die Ansprüche der Zeit ausreichendes Einkommen ist das Minimalziel eines einzelnen; bleibt die Mehrzahl des Volkes hinter den berechtigten Anforderungen zurück, so ist der Gesellschaftszustand unbefriedigend; befriedigt die Volkswirthschaft dieselben, so erfüllt sie ihre Aufgabe und zwar ganz unabhängig davon, daß einzelne sich in der denkbar glänzendsten Lage und im Gegensatz einzelne sich in unzweifelhaft kümmerlicher Lage befinden. Nicht diese theils glänzenden, theils düstern Einzelheiten, sondern die Gesammtlage des Volkes drückt den volkswirthschaftlichen Zuständen ihr Gepräge auf.

Die bisherige Schule und wol auch noch mannichfache Vertreter derselben in der Gegenwart haben auf die Einkommenvertheilung insofern nicht das genügende Gewicht gelegt (unberücksichtigt ist sie nicht geblieben), als sie das Productionsinteresse zu sehr in den Vordergrund geschoben haben. Selbstverständlich ist die Production und der mit ihr zusammenhängende Handel die unerläßliche Vorbedingung, um zu einer ausreichenden Bedürfnißbefriedigung zu gelangen. Bevor nicht die Befriedigungsmittel durch die Production geschaffen und durch den Handel an den Ort ihrer Bestimmung gebracht sind, ist die Bedürfnißbefriedigung ausgeschlossen und das Einkommen und die Einkommengestaltung gewinnt erst Leben und Bedeutung, wenn die Befriedigungsmittel überhaupt da und am rechten Ort da sind. Insoweit ist der Werth, der auf die Production und den Handel gelegt ist, vollauf berechtigt; hierbei darf aber nicht stehen geblieben werden. Es handelt sich dann weiter, nicht außer Augen zu setzen, daß Production und Handel eben nur Mittel für die Volkswirthschaft, die Bedürfnißbefriedigung, die durch das den einzelnen zufließende Einkommen ins Werk gesetzt wird, das Ziel der Volkswirthschaft ist, und daß jede Wirthschaftsbetrachtung, die dieses nicht unerschütterlich festhält, was nur zu oft geschehen ist, und die Mittel und Zweck vertauscht, auf Abwege geräth.

Besonders muß hierbei hervorgehoben werden, daß die Interessen der Production und die Interessen der Einkommengestaltung nicht dieselben sind und miteinander nicht nur in Conflict kommen können, sondern daß dieses thatsächlich auch in großem Umfange geschieht. Billiger Arbeitslohn leistet der Production gute Dienste, der Erfolg für die Einkommengestaltung kann nur ein ungünstiger sein. Wir sehen andauernd die Productionsinteressen in den Vordergrund gedrängt, die Interessen der Arbeiter und damit die Einkommenvertheilung vernachlässigt. Trotz der Erkenntniß, daß es sich schließlich nicht um die Production handelt, ist die Wirthschaftsbewegung darauf zugespitzt, der Production und dem Handel zu dienen, selbst auf Kosten der Arbeiter und damit der Einkommenvertheilung. Es

gilt, was im Princip zugestanden wird, daß die Wirthschaft der Bedürfnißbefriedigung der Gesammtheit der Gesellschaftsmitglieder dienen soll, auch thatsächlich zur Ausführung zu bringen.

Unser Wirthschaftssystem ist der Hauptsache nach das privatwirthschaftliche. Es folgte dem gebundenen Wirthschaftssystem des Mittelalters, der Feudalzeit, welches der entstehende Staat der Neuzeit zwar mannichfach gelockert, aber keineswegs abgeschafft, sondern nur so weit modificirt hatte, daß, nachdem die Feudalmächte des Mittelalters gebrochen waren, er neben ihnen seine eiserne Hand auf die Wirthschaftsgestaltung gelegt hatte. Die Geburtszeit unserer Wirthschaftsordnung ist die Französische Revolution, und sie erhielt von ihr das Gepräge der Freiheit aufgedrückt, im Gegensatze zu der Gebundenheit, welche ihr bisher angehaftet hatte. Je gebundener die Wirthschaft vorher gewesen war, je mehr sie unter der Staatsaufsicht und Staatsbevormundung, ganz abgesehen von den aufrecht erhaltenen Feudalfesseln, zu leiden gehabt hatte: um so freudiger wurde die ihr geschenkte Freiheit begrüßt; das Fallen jeder Fessel galt als culturhistorischer Sieg, und in unserm engern Vaterlande wird die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung neben der politischen Wiedergeburt des Landes als die höchste reformatorische That gefeiert.

Daß mit der eingeführten Wirthschaftsfreiheit auch alle Culturelemente des Mittelalters zu Grabe getragen wurden, daß statt der Geschlossenheit der wirthschaftlich zusammenhängenden Personen eine Atomistik in die Wirthschaftsgestaltung gebracht wurde, welche zu bald nur ihre bedenkliche Seite herauskehrte, wurde in dem Jubel über die errungene Freiheit übersehen.

Der Unterschied zwischen dem jetzt herrschenden und dem vorangegangenen Wirthschaftssystem besteht also nicht allein darin, daß in dem gegenwärtigen die Privatwirthschaft vorherrscht, während in dem Mittelalter die Gemeinwirthschaft eine hervorragende Rolle spielte, sondern auch darin, daß diese Privatwirthschaft die denkbar freieste ist, in dem vorausgegangenen dagegen die Einzelwirthschaft, soweit sie sich bereits herausgebildet hatte, möglichst gebunden war, daß die Wirthschaftsgestaltung eine individualistisch-atomistische ist, die frühere, soweit sie nicht auf Gemeinschaft beruhte, eine mehr oder minder gegliederte war. Unser Wirthschaftssystem ist mithin das möglichst freie, atomistisch-individuelle, also privatwirthschaftliche System. Es ist es soweit, als das privatwirthschaftliche System das weitaus vorherrschende ist und unserer Wirthschaftsrichtung das bezeichnende Gepräge aufdrückt. Hiermit ist nicht ausgeschlossen, daß neben ihm auch andere Wirthschaftssysteme theils bestehen, theils nach größerer Geltung ringen. Auch im Mittelalter haben trotz der herrschenden Zwangswirthschaft möglichst ungebundene Einzelwirthschaften bestanden: es seien nur die Kaufleute genannt, welche zwar in Handelsinnungen geeint waren, aber sich so viel Freiheit zu bewahren wußten, daß sie es waren, welche schon frühe den Zersetzungsproceß der gebundenen Wirthschaft vorbereiteten. Ebenmäßig hat auch in unsern Tagen der dominirenden Einzelwirthschaft gegenüber die Gemeinwirthschaft nicht den Boden verloren; auch fehlt es nicht an weitreichenden und mit Erfolg gekrönten Bestrebungen, ihr neben der Privatwirthschaft weitern Boden zu verschaffen. Der Grund ist ein leicht erkenn-

barer und unzweifelhafter. Es gibt eine Natur der Dinge, welche im Laufe der Zeitströmungen überflutet, aber niemals gänzlich vernichtet werden kann. In jeder Gesellschaftsordnung verlangt das Individual- wie das Gesellschaftsprincip ihr Recht; das eine wie das andere kann über Gebühr in den Vordergrund oder zurückgedrängt, aber nicht aus der Welt geschafft werden. Es gibt keine Gesellschaftsordnung, in welcher ausschließlich Privat- oder Gemeinwirthschaft existirt und existiren kann, in so unbedeutendem oder überwiegendem Grade sie sich auch kundgeben mögen.

Das privatwirthschaftliche System, das in dem letzten Jahrhundert seine hervorragende Rolle spielt, hat der Production die wesentlichsten Dienste geleistet. Die Gütererzeugung hat unter ihm einen Aufschwung genommen, welcher geradezu als wunderbar bezeichnet werden kann und welcher es erklärlich macht, daß man in dem Rausche über die gewonnenen Resultate die eigentlichen Ziele der Wirthschaft außer Augen gelassen hat. Nur etwas wird hierbei gemeinhin übersehen. Dieser Aufschwung ist keineswegs allein dem privatwirthschaftlichen System etwa gegenüber der Gemeinwirthschaft zu verdanken; es erfordert Beachtung, daß in dem frühern System die Wirthschaft gebunden war, in dem jetzigen sie von den Fesseln befreit ist, daß also noch nicht erprobt ist, was die Gemeinwirthschaft in ihrer freien Entfaltung zu leisten im Stande ist. Nicht schlechtweg dem privatwirthschaftlichen System, sondern diesem unter dem Banner der Freiheit ist der Aufschwung der Production und alle die Vortheile zu verdanken, welche die ins Unendliche gestiegene Gütererzeugung der menschlichen Gesellschaft bereitet hat.

Diesen Erfolgen gegenüber ist es erklärlich, daß an der freien Privatwirthschaft unweigerlich festgehalten wird, daß sie gleichsam zum unerschütterlichen Dogma geworden ist, die andern Systeme dagegen höchstens geduldet, im Grunde aber schel angesehen werden. Und in der That, wäre mit der Erzeugung der Güter und ihrem Vertriebe durch den Handel bereits die Wohlfahrt der Gesellschaft gewährleistet, so brauchte nach keinem andern Wirthschaftssystem als dem der möglichst freien Privatwirthschaft geforscht zu werden; dieses, das System der Gegenwart, wäre das denkbar vorzüglichste, und die Menschheit hätte nichts Besseres zu thun, als unbeweglich an ihm festzuhalten. Jede Aenderung erschiene als ein Schritt zum Schlechtern.

Aber die Sachlage ist eine andere. Nicht die Gütererzeugung, das ist an die Spitze gestellt, ist das Ziel der Wirthschaft, sondern die Bedürfnißbefriedigung der Gesammtheit, die von der Einkommengestaltung abhängt; es ist also unzulässig, den Werth des freien privaten Wirthschaftssystems ausschließlich nach seinen Erfolgen für die Gütererzeugung abzumessen, es ist geboten, zu prüfen, welche Folgen es auf die Einkommengestaltung geübt, und in dieser Beziehung muß constatirt werden: das Privatwirthschaftssystem hat sich für die Einkommengestaltung unzureichend erwiesen. Ein Blick auf unsere Gesellschaftszustände genügt, um dieses zu erhärten. Producirt wird genug, und es fehlt weder an Naturstoffen, noch an Arbeitshänden, noch auch an Kapitalien, selbst in unserer Wirthschaftsordnung, um die Production noch weiter auszudehnen, um der Bedürfnißbefriedigung der Gesammtheit gerecht zu werden. Der Fehler in unserm Gesellschaftsorganismus

liegt wo anders: das Rad fehlt, die Einkommengestaltung in einer befriedigenden Weise zu reguliren.

Das freie privatwirthschaftliche System hat nur vermocht, große Vermögen in einzelnen Händen zu concentriren; es hat aber die große Mehrzahl in unzulänglichen Verhältnissen belassen.

Dieses und dieses allein macht es erklärlich, daß gegen das privatwirthschaftliche System, nachdem seine Unzulänglichkeit erwiesen war, nicht nur weitgehende Angriffe gerichtet wurden, sondern Bestrebungen laut geworden sind, das privatwirthschaftliche System durch ein Zwangssystem zu ersetzen. Es liegt in der menschlichen Natur und in dem Ideengange des Menschen, von einem Extrem ins andere zu verfallen, weil ein System sich als unzulänglich erwiesen, ein entgegengesetztes in Vorschlag zu bringen. Auf diese Weise ist man von der gebundenen Wirthschaft der frühern Zeitalter in die atomistische Wirthschaft der Gegenwart übergegangen, und in derselben Weise stellt man die Forderung auf, von unserm privatwirthschaftlichem System in ein Zwangssystem überzugehen, wogegen ebenso die Forderung geltend gemacht wird, an dem bestehenden Wirthschaftssystem unverbrüchlich festzuhalten. Und hüben und drüben nennt man das: auf einem festen principiellen Standpunkt stehen, beziehungsweise sich auf denselben stellen, als wenn es einen absolut wahren ewig gültigen menschlichen Standpunkt gäbe!

Das freie privatwirthschaftliche System kann nicht entbehrt werden: einerseits hat es der menschlichen Gesellschaft, speciell der Production zu große und offenkundige Dienste geleistet, andererseits haben sich die andern Systeme unsern Anforderungen gegenüber noch zu wenig erprobt, als daß auch nur ernstlich davon die Rede sein könnte, sie unter Abschaffung des privatwirthschaftlichen Systems ausschließlich einzuführen. Ebenso kann aber auch, da sich das freie privatwirthschaftliche System unfähig erwiesen, den Anforderungen der Gegenwart zu genügen, keine Rede davon sein, an ihm eigensinnig festzuhalten.

Die Gegenwart und mehr noch die vor uns sich entfaltende Zukunft erfordert das Eingreifen der Systeme, die geschichtlich bereits ihre Spuren hinterlassen, ohne wegen der sie begleitenden Zeitumstände es zu einer gedeihlichen Entwickelung haben bringen zu können, das Eingreifen des genossenschaftlichen und des zwangsgemeinschaftlichen Systems (der Gemeinde- und Staatswirthschaft). Beide Systeme fehlen auch in der Gegenwart nicht, aber sie sind unter der Herrschaft des privatwirthschaftlichen Systems weit über Gebühr in den Hintergrund gedrängt. Nicht um ihre Neueinführung handelt es sich — das Resultat derselben würde, hätten sie nicht bereits ausreichenden Boden, ein zweifellos unbedeutendes, wenn nicht erfolgloses sein — sondern um ihre Fortführung, damit, wie Adolf Wagner sich ausdrückt, die Fehler und Schäden des privatwirthschaftlichen Systems corrigirt und das private System selbst ergänzt werde; und diese Fortführung verheißt nicht nur die günstigsten Resultate, sondern ist unabweisbar.

Wenn wir dieses als festgestellt betrachten, so geht zugleich daraus hervor, daß die Kämpfe, die lediglich auf privatwirthschaftlichem Boden geführt werden, wie immer auch die Entscheidung ausfallen möge, zu einem für die Wirthschaftsentwickelung entscheidenden Ausgang nicht zu führen vermögen. Es sei in dieser Beziehung an den

Streit über Freihandel und Schutzzoll angeknüpft, der heftiger als je entbrannt und von dessen Entscheidung die Wirthschaftspolitiker das Wohl und Wehe der Wirthschaftsgestaltung erwarten. Hier tritt zunächst in den Vordergrund, daß diese Frage nichts weniger als eine principielle ist, sondern eine Opportunitätsfrage, bei welcher die Macht- und Interessenverhältnisse sich ganz ungebührlich in den Vordergrund drängen. Die Consumenten sind erklärlicherweise für den Freihandel, denn sie haben das selbstverständliche Interesse, ihre Befriedigungsmittel sich so billig als möglich zu verschaffen; die Producenten, welche das entgegengesetzte Interesse haben, für die von ihnen hergestellten Güter einen möglichst hohen Preis zu bedingen, erstreben, um vom Auslande nicht gestört zu werden, einen Schutzzoll oder lassen ihn mindestens sich gefallen, wobei aber nicht außer Acht zu lassen ist, daß die Producenten unter sich wieder entgegenstehende Interessen haben und geltend machen, indem sie diejenigen Waaren, welche sie in ihrem Productionszweige brauchen, und welche oft bereits Fabrikate sind, so billig als möglich, also frei von jedem Zoll haben wollen, für die Waaren aber, die sie produciren, einen Schutzzoll beanspruchen. Die Händler, denen mit der freiesten Bewegung des Wirthschaftsgebietes gedient ist, fordern den Freihandel.

Wären die einzelnen in der Gesellschaft nur Consumenten, so würde die Entscheidung, ob Freihandel oder Schutzzoll, eine sehr einfache, und zwar zu Gunsten des erstern sein; aber der weitaus größte Theil der Bevölkerung (circa 75—80 Proc.) ist wirthschaftlich productiv thätig; die einzelnen sind nicht nur Consumenten, sondern auch in weitüberwiegender Anzahl Producenten, und bei ihrer productiven Thätigkeit handelt es sich für sie nicht um die Gütererzeugung, die für sie wie für die Wirthschaft überhaupt ein Mittel ist, sondern um Erzielung eines Einkommens. Weder für einen einzelnen noch für ein Volk ist es gleichgültig, was von ihm gearbeitet wird; ein jeder bemüht sich, diejenige Beschäftigung zu wählen, die ihm das größte Einkommen gewährt, und ganz dasselbe hat auch das gesammte Volk zu erstreben. Die Rücksicht auf die nationale Arbeit verlangt daher in der That in vollem Maße Beachtung. Auch ein Volk will und soll nicht für andere Völker Handlangerdienste leisten, wobei es nur auf untergeordneter Stufe beharren kann, sondern es soll die Thätigkeit entfalten, welche ihm das größte Einkommen gewährt und dadurch ihm die größte Bedürfnißbefriedigung gestattet. Es klingt sehr schön, daß die Wirthschaftspolitik darauf bedacht sein muß, daß die einzelnen ihre Befriedigungsmittel billig kaufen; das erste aber ist, daß sie etwas haben müssen, um zu kaufen, und wenn ihre Kaufkraft eine sehr geringfügige ist, so hilft ihnen die erstrebte relative Billigkeit der Waaren nicht viel. Ein jeder und somit auch jedes Volk zahlt gern theuerer, wenn das Einkommen ein größeres ist. Die Engländer würden die Billigkeit, die bei uncultivirten Nationen gäng und gebe ist, dankend ablehnen. Mit der angeblichen Wahrung der Interessen der Consumenten ist die Frage des Freihandels und des Schutzzolls nicht zu erledigen; das Entscheidende ist, wie sich das Volkseinkommen unter dem Freihandel und unter dem Schutzzoll gestaltet, und hier geben die speciellen Verhältnisse des betreffenden Volkes zur bestimmten Zeit den Ausschlag. Für jedes Volk zu jeder Zeit Handelsfreiheit oder Schutzzoll als allgemeingültiges Princip zu proclamiren, ist absolut unzulässig.

Nur ein Gesichtspunkt ist es, der bei Entscheidung dieser Frage unter allen Umständen Beachtung verdient. Für die in der Wirthschaft vorgeschrittenen Völker ist es gegenüber der Weltwirthschaft von der allergrößten Schwierigkeit, eine richtige Zollpolitik einzuhalten. Die Weltwirthschaft hat für die Völker, die eine höhere Stufe einnehmen, in so hohem Grade intime Beziehungen zu Tage gefördert und gegenseitig verwickelte Verhältnisse erzeugt, daß es ans Unmögliche grenzt, eine Zollpolitik zu befolgen, die nicht an einer Stelle Wunden schlägt, wo sie an einer andern Förderung angedeihen läßt, und vollends erscheint es ausgeschlossen, Nutzen und Schaden gegeneinander gerecht abzuwägen. Von diesem Standpunkte aus empfiehlt es sich immer für die Völker mit einer ausgebildeten Volkswirthschaft, den Freihandel festzuhalten und ihn nur so weit aufzugeben, als bestimmte Gründe, die speciell zu erhärten sind, einen Schutzzoll für einzelne Productionszweige rechtfertigen.

Bei dieser Sachlage kann die der Zeit und den Umständen nach verschieden zu entscheidende Freihandels- und Schutzzollfrage unmöglich für die Wirthschaftsgestaltung grundlegende Bedeutung gewinnen, sondern es kann auf sie immer nur relativ Gewicht gelegt werden. Der Schwerpunkt für die sich entwickelnde Wirthschaftsbewegung liegt einerseits in der Aufrechterhaltung des privatwirthschaftlichen Systems trotz der gegen dasselbe gerichteten Angriffe, andererseits in der Ausbildung des genossenschaftlichen und des zwangsgemeinschaftlichen (Staat : Gemeinde) Systems, ungeachtet der Bestrebungen, auf dem einseitigen Privatwirthschaftssystem zu beharren. Indem man die privatwirthschaftliche Thätigkeit aufrecht erhält, läßt man der Vergangenheit und Gegenwart ihr Recht, und indem man der genossenschaftlichen und der Gemeinde- und Staatsthätigkeit, die sich immer mächtiger regen, Vorschub leistet, bahnt man der Zukunft die Wege.

Das nächste Ziel der Wirthschaftsbewegung ist, aus der ausschließlich vorherrschenden Privatwirthschaft herauszukommen, und der erste Schritt hierzu die Bildung von Personenverbänden. Unser gesammtes wirthschaftliches Leben drängt auf Vereinigung der einzelnen hin.

Immer seltener werden die Fälle, in welchen der einzelne, auch wenn sein Vermögen schon ein redenswerthes genannt zu werden verdient, eine irgendwie umfangreiche wirthschaftliche Thätigkeit zu entfalten vermag, und selbst wenn sein Vermögen ausreichend ist, so sind es persönliche Gründe und Rücksichten, die ihn veranlassen, sich mit andern zu associiren, um sich die volle und uneingeschränkte Kraft eines oder mehrerer Mitarbeiter zu sichern. Die Theilhabergeschäfte werden immer zahlreicher und die Geschäfte, denen ein einzelner vorsteht, immer seltener, sobald es sich um irgendwie redenswerthe Betriebe handelt; sie sind nur noch die Regel im kleinern Gewerbs- und Handelsbetriebe.

Und diese Bewegung ist nicht dabei stehen geblieben, einzelne Wenige zu einem gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebe zu vereinigen; sie ist dahin gediehen, um auch die größten Unternehmungen ins Werk setzen zu können, eine große Anzahl Personen zu einem gemeinsamen Unternehmen mit einem beträchtlichen Kapital zu vereinigen, man ist zur Bildung von Actiengesellschaften geschritten. Hierdurch ist

bereits der privatwirthschaftliche Boden wesentlich gelockert und die zahlreich entstandenen Actiengesellschaften liefern den Beweis, daß die Einzelbetriebe nicht mehr im Stande sind, den wirthschaftlichen Anforderungen ausreichend zu genügen, und die Gegenwart dahin drängt, in andere Wirthschaftsgestaltungen überzugehen.

Es ist dieses nicht nur der Fall bei den Großbetrieben, bei welchen, da es sich um das Zusammenbringen großer Kapitalien handelt, die Actiengesellschaften ganz besonders geeignet sind, sondern auch bei den Mittel- und Kleinbetrieben macht sich das Bedürfniß geltend, aus der wirthschaftlichen Vereinzelung herauszukommen, und dieses hat zur Entfaltung des Genossenschaftswesens geführt, welches dank der thatkräftigen Bemühungen von Schulze-Delitzsch, der sich hierdurch ein dauerndes Verdienst um die gesellschaftliche Entwickelung erworben, nach den verschiedensten Richtungen sich fortgebildet hat. Auf die Wirthschaftsbetriebe selbst hat freilich das Genossenschaftswesen nur untergeordneten Einfluß zu gewinnen vermocht, die vielfach erstrebten Productivassociationen haben es nur zu einem kümmerlichen Dasein gebracht.

Hier ist der erste Punkt, wo die Staatsfürsorge, die Gesetzgebung einzusetzen hat. Die Großbetriebe haben es durch die Actiengesellschaften fertig gebracht, aus der Vereinzelung herauszukommen, und die Gesetzgebung hat durch Gewährung der ausgedehntesten Freiheit, die sogar als zu weit gehend anerkannt ist, diese Bewegung nachhaltig unterstützt. Anders bei den Mittel- und Kleinbetrieben, die bei der geringen ihnen zu Gebote stehenden Kraftentwickelung es nicht vermocht haben, über die bestehenden Verhältnisse Herr zu werden. Auch ihnen muß, da die Form der Actiengesellschaften, welche nur bei größern Unternehmungen angebracht sind, für sie nicht paßt, durch weitere Entfaltung des Genossenschaftswesens die Möglichkeit gegeben werden, aus der Vereinzelung herauszukommen. Wenn auch nicht als alleinige, so doch als hervorragende Ursache, daß das Genossenschaftswesen auf dem Boden des Wirthschaftsbetriebes zurückgeblieben ist, muß in der deutschen Genossenschaftsgesetzgebung die eingeführte Solidarhaft bezeichnet werden. Es ist richtig, bei der Genossenschaft kann nicht wie bei der Actiengesellschaft das Hauptgewicht auf das Vermögen gelegt werden, bei ihr muß das persönliche Element mehr in den Vordergrund treten; aber daraus folgt nicht, daß Solidarhaft der Genossen unumgängliches Erforderniß sei. Eine Theilhaft ist ausreichend und läßt der Entwickelung des Genossenschaftswesens gerade auf dem Gebiete der Wirthschaftsunternehmungen freie Entfaltung, indem auch wohlhabende Personen veranlaßt werden, sich ihnen anzuschließen, wogegen bei der Solidarhaft sich von ihrer Seite berechtigte Bedenken geltend machen. Die Ersetzung der Solidarhaft durch die Theilhaft erscheint daher in erster Linie erforderlich, um die Mittel- und Kleinbetriebe durch die Belebung des Genossenschaftswesens ebenso aus ihrer Vereinzelung herauszuheben, wie es bei den Großbetrieben durch die Actiengesellschaften geschehen ist.

Die wirthschaftliche Bewegung drängt von selbst dahin, durch Bildung von Personenverbänden aus dem ausschließlichen Einzelwirthschaftsbetriebe herauszukommen und, wo es erforderlich ist, wie bei dem Genossenschaftswesen, hat der Staat die Aufgabe, diese Bewegung zu unterstützen. Mit der Bildung und Be-

förderung der Personenverbände ist es jedoch nicht abgethan, um die Wirthschaft aus ihrer atomistischen Richtung herauszudrängen; um dieses zu erreichen, ist das Schaffen von Wirthschaftsverbänden erforderlich. Welche Dimensionen auch immerhin die naturwüchsige Bewegung annehmen wird, die Einzelwirthschaften durch Personenverbände, sei es, abgesehen von den offenen Handelsgesellschaften, durch Actiengesellschaften oder Genossenschaften, zu ergänzen: daran ist nicht zu zweifeln, daß das Privatwirthschaftssystem, sei es noch so mannichfach modificirt, auf unabsehbare Zeiten hinaus aufrecht erhalten und eine gewichtige Rolle spielen wird; um so mehr sind die Wirthschaftsverbände geboten, die bei jedem entwickelten Wirthschaftssystem unerläßlich sind, wenn die Wirthschaft nicht schließlich der Auflösung entgegengehen soll. Der Staat hat sich der gewichtigen Aufgabe zu unterziehen, die Wirthschaftsverbände, nachdem sie, verrottet wie sie waren, durch den Strom der Zeiten fortgespült sind, die aber als unentbehrlich sich erweisen, den Zeitanforderungen gemäß umzugestalten.

Die nächstliegende Frage, die sich hierbei aufwirft, ist, ob diese Wirthschaftsverbände freiwillige oder obligatorische sein sollen. Es ist dem Ueberwiegen der privatwirthschaftlichen Anschauungsweise, in der wir gleichsam großgezogen sind, zuzuschreiben, daß fast allgemeine Abneigung gegen zwangsweise Einführung von Wirthschaftsverbänden herrscht und ihre Einrichtung lediglich auf Freiwilligkeit verwiesen wird. Es kann vorweg das Zugeständniß gemacht werden, daß in vielen Wirthschaftszweigen die Errichtung von Verbänden der Freiwilligkeit überlassen werden kann; es muß aber entschieden dagegen Einspruch erhoben werden, daß die Zwangseinführung derselben an sich etwas Unzulässiges sei. Daran, daß wir in Gemeinde und Staat leben, haben wir uns von Jugend an gewöhnt, und niemand erblickt darin, daß er in dieser Zwangsgemeinschaft wirken und streben muß, eine Beeinträchtigung seiner persönlichen Freiheit. Im Gegentheil wir sehen darin, daß wir nicht vereinzelt, sondern in Gemeinschaft in Gemeinde und Staat leben und unsere Ziele verfolgen, eine wesentliche Förderung unserer Persönlichkeit, die um so mehr Gelegenheit findet, sich im Gemeinde- und Staatsleben zu bethätigen und zu entfalten. Es ist absolut unerfindlich, weshalb in einem Berufe zu wirken, der gemeinschaftlich ähnlich wie Staat und Gemeinde organisirt ist, mithin für die Berufsgenossen eine Art Zwangsgemeinschaft bildet, eine Beeinträchtigung der freien Persönlichkeit sein und für diese eine Klippe werden sollte. Daß eine Gemeinschaft derartig organisirt sein kann, daß sie die individuelle Freiheit unterdrückt, ist unzweifelhaft, und es hat genügend Gemeinwesen gegeben, in welchen dieses der Fall gewesen ist; ebenso können Wirthschaftsverbände die persönliche Freiheit über Gebühr einengen, wovon die Zünfte, aber nur in ihrer Entartung, einen so traurigen Beleg geliefert haben; aber so wie es freie Gemeinde- und Staatsverfassungen gegeben hat, unter welchen das regste individuelle Leben sich entfaltet hat, so kann es auch freie Wirthschaftsverbände geben, welche die persönliche wirthschaftliche Freiheit auch nicht im entferntesten beeinträchtigen, und nur von solchen Wirthschaftsverbänden darf die Rede sein, sobald der Zutritt ein obligatorischer sein soll. Es muß als unzulässig bezeichnet werden, deshalb die Wirthschaft in einem atomistischen Zustande zu belassen, weil die Gemeinschaft auf die

freie Bewegung der einzelnen einen Druck ausüben kann. Dieser Druck ist zu vermeiden, aber nicht die Gemeinschaft abzulehnen; ebenso wenig wie das Staatsleben aufzuheben ist, weil es in eine Despotie ausarten kann. Für den Klein- und Mittelbetrieb ist das Schaffen von obligatorischen Wirthschaftsverbänden, man nenne sie, wenn sie richtig eingerichtet werden, getrost bei ihrem Namen, obligatorische Innungen, unabweisbar. An die überlebten Innungen des Mittelalters mit ihren erschrecklichen Misbräuchen denkt kein Mensch. Innungen, oder will man ein neues Wort haben, Wirthschaftsverbände, wie sie der Gegenwart und der sich entwickelnden Zukunft entsprechen, sind in erster Linie dazu angethan, die Wirthschaft aus ihrer Verzettelung, in welche sie die atomistische Richtung gebracht hat, herauszuheben und ihr einen gesunden Boden zu bereiten.

Die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit der Innungen für das Kleingewerbe tritt deutlich hervor, wenn man die Functionen, die ihnen zu übertragen sind, ins Auge faßt. Es sind: Beaufsichtigung des Lehrlingswesens, Regelung des Verhältnisses der Gesellen zu den Meistern, Leitung der Unterstützungskassen, Förderung der genossenschaftlichen Production, Vorbereitung und Begutachtung der auf die Klein- und Mittelgewerbe bezügliche Gewerbegesetzgebung.

Es ist einer der unbestrittensten Aussprüche, daß die atomistische Wirthschaftsrichtung auf das Lehrlingswesen von den nachtheiligsten Folgen gewesen ist und hierdurch die Grundlage des Gewerbestandes erschüttert ist. Ueber die Zerrüttung des Lehrlingswesens in unserer Wirthschaftsordnung herrscht keine Meinungsverschiedenheit. Nur Gewerbeverbände, denen auf die Gewerbsgenossen ausreichender Einfluß eingeräumt ist, vermögen diesem Uebelstande abzuhelfen; alle andern Mittel müssen sich als erfolglos erweisen. Aus dem Gewerbestande selbst müssen die erforderlichen Bestimmungen, muß die erforderliche Beaufsichtigung ausgehen. Das Contractsverhältniß, die Dauer der Lehrzeit, die Freiheit, Lehrlinge zu halten und speciell in welcher Zahl, die Entlassung derselben als Gesellen erfordert eine nach Ort und Zeit so große Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der gesetzlichen Bestimmungen, daß weder der Staat noch die Gemeinde sie zu erlassen vermag, ohne in eine leere und deshalb wirkungslose Schablone zu verfallen. Nur die mit dem gewerblichen Leben in unmittelbarem und engstem Zusammenhange stehenden Vorstände vermögen den wechselnden Anforderungen Genüge zu leisten, wodurch nicht ausgeschlossen ist, daß der Gemeinde ein Aufsichtsrecht gewahrt würde. Vollends die Beaufsichtigung der Lehrlinge, sowol in Bezug auf sie als Lernende wie auf die Meister als Lehrende, kann mit Erfolg nur aus der Mitte der Gewerbsgenossen geübt werden; eine jede andere Controle, als von außen herrührend, würde mehr oder minder illusorisch sein.

Nicht minder wie für das Lehrlingswesen ist für Herstellung eines gedeihlichen Verhältnisses zwischen Gesellen und Meistern das Innungswesen unerläßliche Voraussetzung. An Widerstreit zwischen denselben hat es nie gefehlt und wird es auch ferner nicht fehlen; aber mit Aufhebung jedes Zusammenhangs in den gemeinschaftlichen Berufskreisen ist der Widerstreit permanent und acut geworden, während es an einem gemeinschaftlichen Concentrationspunkte gefehlt hat, von dem aus die widerstreitenden Interessen hätten geschlichtet werden können. Die Bestrebungen

hierzu treten gemeinhin erst auf, wenn der Streit entbrannt und die Leidenschaften angefacht waren. Die Innungen allein sind im Stande organische Einrichtungen zu treffen, durch welche Meister und Gesellen, auf gemeinsamen Boden sich stellend, angeregt werden, alle ihre Verhältnisse betreffenden Fragen einträchtig zu erledigen und Zerwürfnisse gütlich beizulegen. Die schroffe Trennung, welche jetzt die Regel bildet, fällt mit dem Schaffen eines gemeinschaftlichen Bodens fort, und es kann wenigstens auf demselben sich ein gedeihliches Verhältniß entwickeln.

Die Unterstützungskassen, welche jetzt mehr oder minder das einzige erwähnenswerthe Band bilden, durch welches die Zusammengehörigkeit der Genossen aufrecht erhalten wird, leiden in der jetzigen Wirthschaftsordnung an der sich überall geltend machenden Vereinzelung. Erst durch Herstellung der Gewerbeverbände kann auch für die Unterstützungskassen ein organischer Zusammenhang geschaffen und die Möglichkeit herbeigeführt werden, jedem Gewerbsgenossen, wo er sich befinde und wohin er sich wende, die Segnungen der Unterstützungskassen ohne Verkümmerung zu sichern. Die Bestrebungen, die nach dieser Richtung von den Gewerkvereinen unternommen sind, verdienen volle Anerkennung, aber sie betreffen nur eine verschwindende Anzahl. In Ermangelung jeder allgemeinen organischen Einrichtung kann die bezügliche Wirksamkeit der Gewerkvereine bestens adoptirt werden; dieselbe darf aber nicht eine Schranke für Verallgemeinerung ihrer Bestrebungen werden und nicht etwa darauf gewartet werden, bis es denselben gelungen sein wird, auch nur die Mehrheit des Arbeiterstandes zu umfassen. Das Unterstützungswesen muß den zu einer organischen Gemeinschaft zusammengefaßten Genossen, den Innungen überwiesen werden. Diese allein sind im Stande, dasselbe nachhaltig und allseitig in die Hand zu nehmen. Die Gewerkvereine mögen sich damit begnügen, auf diesem Gebiete Pionniere gewesen zu sein, und müssen dann in das große Ganze der gesellschaftlich organisirten Verbände übergehen.

Der dritte bedeutungsvolle Wirkungskreis der Innungen ist die Förderung der genossenschaftlichen Production. In erster Linie ist es Sache der einzelnen, behufs gemeinsamer Productionsbetriebe freie Personenverbände und Productivassociationen zu bilden. Angesichts der Erfahrungen, welche in der bisherigen Wirthschaftsgestaltung gemacht sind, und in Würdigung der Schwierigkeiten, welche dem Genossenschaftswesen auf dem Boden unserer Wirthschaft erwachsen, ist es unzweifelhaft, daß diese Productivassociationen nicht allein auf sich angewiesen bleiben können, und daß sie durch die Innungen einen ebenso werthvollen wie unerläßlichen Rückhalt erhalten können und werden. Mit den Innungen allein ist es nicht abgemacht, um die Productivassociationen zu einer erfolgreichen Wirksamkeit zu bringen, aber die Innungen bilden den ersten Schritt dazu, daß sie lebensfähig werden können und nicht vorweg in dem chaotischen Getriebe der Gegenwart untergehen; sie haben den Productivassociationen, die sich aus freier Initiative gebildet, einen festen Boden zu bereiten, indem sie die Vertretung derselben in Gemeinde und Staat übernehmen.

Die Wahrung der Interessen der Berufsgenossen, mögen sie sich in Associationen geeint haben oder ihr Gewerbe einzeln betreiben, ist die letzte und nicht unwesentlichste Aufgabe der Innungsverbände. Wenn irgend wodurch kann durch sie der

atomistischen Zersplitterung unsers Wirthschaftssystems Abhülfe geschaffen werden. Die freien Interessenverbände einerseits, die Volksvertretung andererseits vermögen sie nicht zu ersetzen. Jenen fehlt der Rückhalt, welchen nur die Vertretung der Gesammtheit gewährt, diese ist dazu berufen, eben die Gesammtheit zu vertreten, und soll sich sowenig als möglich in die Sonderinteressen vertiefen. Die Gewerbeverbände und nur die Gewerbeverbände sind die geeignete Arena, in welcher diese Sonderinteressen zur Sprache gebracht werden können und gebracht werden müssen; die Volksvertretung hat die Berechtigung der Sonderinteressen zu prüfen und über dieselben in Abwägung mit den Gesammtinteressen zu entscheiden. Es ist ein bedeutungsvoller gesellschaftlicher und politischer Fortschritt, wenn die Leidenschaften, welche mit den Sonderinteressen unzertrennlich verknüpft sind, sich bereits auf ihrem Sonderboden abgekühlt haben und sie den der allgemeinen Interessen gleichsam geläutert und nach dem Verrauchen des ersten Feuereifers betreten. Man wird zwar die Geltendmachung der Sonderinteressen aus den Sälen der Volksvertretung niemals bannen können, aber es ist schon viel gewonnen, wenn für diese Sonderinteressen eine besondere Arena geschaffen ist. Auch der Regierung kann es nur erwünscht sein, eine organische Vertretung für die Einzelinteressen zu haben, mit welcher sie in dauernder Verbindung bleiben kann, von der sie Informationen erhalten und der sie in erster Linie Vorlagen unterbreiten kann. Bei den höhern Schichten der Wirthschaftsklassen der Kaufleute und der Gewerbtreibenden, in der Landwirthschaft sind solche Körperschaften bereits mit dem nachhaltigsten Erfolge eingeführt; um so weniger dürfen sie bei den Klein- und Mittelgewerben fehlen, für welche das Schaffen eines organischen Zusammenhangs unbedingte Nothwendigkeit ist. Die Aufgaben dieser Wirthschaftsverbände sind ebenso umfassend wie inhaltsschwer.

Bei den Großbetrieben ist die Kluft, welche die Fabrikanten von den Arbeitern und Lehrlingen trennt, eine so große, daß eine Organisation, wie im Kleingewerbe in Aussicht genommen, an sich ausgeschlossen ist. Nur in Bezug auf die Regelung des Verhältnisses der Unternehmer zu den Arbeitern bedarf es besonderer gemeinsamer Institutionen. Es ist keine Aussicht, den gesellschaftlichen Kämpfen der Gegenwart, welche ein so wüstes und düsteres Aussehen gewonnen haben, ein plötzliches Ende zu bereiten; aber ausgehend von dem Gesichtspunkte, daß die Schärfe, welche diese Kämpfe angenommen haben, in erster Linie ebenfalls auf das atomistische Wirthschaftsgetriebe zurückzuführen ist, muß vor allem dafür gesorgt werden, daß ein gemeinschaftlicher Boden geschaffen werde, auf welchem sich Unternehmer und Arbeiter friedlich nebeneinanderstellen können.

Man hat, indem man dem Arbeiter die Arbeitsfesseln abgenommen und ihn auf das freie Contractsverhältniß verwiesen, dessen Selbstbewußtsein bis aufs höchste gesteigert; er wurde von einer rechtlich unmündigen zu einer freien Wirthschaftsperson; aber dieses, die Möglichkeit, eine höhere wirthschaftliche Stellung durch sich selbst zu erreichen, blieb auch so ziemlich das einzig-Wesentliche, was er durch die neue Wirthschaftsordnung errungen. Dieselbe hat durch Entfesselung der Wirthschaft den Unternehmer in eine weitaus günstigere Stellung versetzt; derselbe konnte

die Wirthschaftsfreiheit ganz anders ausnutzen als der frei gewordene Arbeiter. Dieser verglich seine abstracte Freiheit mit seiner concreten Lage, und je mehr durch jene sein Selbstbewußtsein gesteigert war, um so unzufriedener wurde er mit letzterer, und es hieße die menschliche Natur verkennen, wollte man sich über seine Stimmung zu seinem Arbeitsherrn wundern. Dazu kam, und hier rächte es sich, daß jeder nähere Zusammenhang zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer durch die eingeführte Freiheit zerschnitten war, daß die Arbeiter ebenso auf sich angewiesen waren, wie die Herren ihre Interessen ungebunden wahrzunehmen vermochten. Bei dieser Sachlage mußte sich, genährt durch andere unheilvolle Einflüsse, ein durchaus unbefriedigendes, ja feindseliges Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern entwickeln.

Die unerläßliche Vorbedingung, den durch die zersetzenden Einflüsse unserer Wirthschaftsgestaltung arg gestörten gesellschaftlichen Frieden herzustellen, ist, zwischen Arbeitern und Unternehmern ein gemeinsames Band zu schließen, eine Institution zu schaffen, in welcher sie ihre beiderseitigen Interessen zum Austrag bringen. Als hierzu vorzugsweise geeignet erscheint die Errichtung von Arbeitskammern, Einigungsämtern, wie sie mit Erfolg Mundella in England ins Leben gerufen. Sie sind nicht zu verwechseln mit unsern Gewerbe- und geplanten Schiedsgerichten. Letztere treten in Function, wenn schon Streitigkeiten ausgebrochen sind; jene sind dazu bestimmt, sie zu verhüten, und zielen darauf hin, sämmtliche Angelegenheiten der Arbeiter mit den Unternehmern im voraus zu regeln, und erst dann bei ausgebrochenen Streitigkeiten dieselben zu schlichten.*) Diese Einigungsämter unternehmen es für eine bestimmte Zeitdauer, eine Einigung über sämmtliche Vertragsbedingungen herbeizuführen, d. h. über die Lohnhöhe, die Feststellung der Arbeitsstunden, über die Art der Lohnzahlung, über die Qualität der Arbeitsmittel u. s. w. Die Möglichkeit, daß ein Einverständniß nicht erzielt wird, ist freilich nicht ausgeschlossen; dieses kann aber nicht von Einführung einer Institution abhalten, von welcher mit Sicherheit zu erwarten steht, daß sie im gewöhnlichen Laufe der Dinge die ihr gestellte Aufgabe erfüllen wird. Jetzt ist der Streit zwischen Arbeitern und Herren die Regel; durch die Einigungsämter wird als Regel der Friede herrschen.

Nicht nur die materiellen Erfolge, die dadurch erzielt werden müssen, daß beide Factoren friedlich Hand in Hand gehen, auch die moralischen und politischen Erfolge, die hierdurch herbeigeführt werden, fallen schwer ins Gewicht. In der durch die Einigungsämter für Arbeiter und Unternehmer eingerichteten Institution ist beiden eine vollständig ebenbürtige Stellung einzuräumen; hierdurch nimmt die theoretische Gleichberechtigung beider eine wesentlich praktische Gestaltung an. Wenn die Arbeiter mit dem Unternehmer an einer gemeinsamen ihre beiderseitigen Interessen behandelnden Institution theilnehmen, so schwindet trotz der ungleichen Lebensstellung das Gefühl der Unterordnung, es wird mindestens beträchtlich gelindert. Vor allem aber fühlt sich der Arbeiter nicht mehr wie jetzt dem Herrn gegenüber beim Contractsschluß vereinzelt und hält sich seinem Machtgebot unterworfen; er

*) Vgl. das englische Gesetz vom 6. Aug. 1872, 35. 36. Victoria, Chapt. 46, mitgetheilt von Brentano: „Das Arbeitsverhältniß gemäß dem heutigen Recht."

weiß, seine Collegen stehen hinter ihm, die in Gemeinschaft mit dem Unternehmer pactiren. Zugleich gewinnen die Arbeiter bei diesen Verhandlungen einen ganz andern Einblick in das wirthschaftliche Getriebe, als es bei Sonderabmachungen möglich ist, bei denen sie jeden Lohnsatz nicht nur als niedrig, sondern als ungerecht bezeichnen werden. Daß der Unternehmer jedem Arbeiter, den er engagirt, die wirthschaftlichen Verhältnisse auseinandersetzt, ist vorweg ausgeschlossen; bei den gemeinsamen Unterhandlungen kann es nicht schwer werden, den Arbeitern zur Erkenntniß zu bringen, daß der Lohnsatz nicht ein willkürlich gegriffener, sondern gemeinhin ein von den wirthschaftlichen Verhältnissen unumstößlich gebotener ist. Die Arbeiter müssen bald inne werden, daß alle, nicht nur sie, die Arbeiter, den allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnissen unterworfen sind. Und indem den Arbeitern Gelegenheit gegeben wird, ihre Rechte geltend zu machen, werden sie von dem wüsten politischen Treiben abgezogen. Jene Institution wird für den Staat ein Sicherheitsventil. Das politische Stimmrecht, das den Arbeitern eingeräumt ist, wiegt ihrer wirthschaftlichen Lage gegenüber doch zu leicht. Darauf aber, daß ihnen Gelegenheit geboten wird, für diese nachhaltig zu wirken, wobei ihnen zugleich stets das Maß des Erreichbaren vorgeführt wird, werden sie volles Gewicht legen.

Auch das Zustandekommen dieser Arbeitskammern (Einigungsämter) darf nicht der Initiative der Betheiligten überlassen bleiben, sondern sie müssen bei ihrer weitreichenden Wichtigkeit eine allgemeine ständige Institution der Wirthschaft werden. Wie bei den Kleingewerben die Gewerbeverbände, sollen sie bei der Großindustrie der Kitt werden, welcher die auseinandergefallenen Factoren des Wirthschaftsgetriebes zusammenhält.

Wohin wir hören, überall tönt uns der Ruf entgegen: fort mit der Vereinzelung, Schaffung von Verbänden! Erst seit der Staatenbildung konnte die Menschheit zur vollen Culturentwickelung gelangen; die Vereinigung der Gemeinschaften zum Staatsverbande hat das Gemeindeleben nicht ertödtet, sondern gekräftigt. Das Zusammenfassen der wirthschaftlichen Berufe, welche unter der Zwangswirthschaft des Mittelalters entarten mußten und dann unter dem Drange nach individueller Freiheit in chaotische Atomistik gerathen sind, wird unter dem geordneten Staats- und Gemeindewesen eine neue Phase der menschlichen Entwickelung herbeiführen, und die Einfügung der wirthschaftlichen Gemeinschaften in Gemeinde und Staat einen gesellschaftlichen Bau aufrichten, der von weitreichender culturhistorischer Bedeutung werden wird.

Irische Zustände.

II.

Der irische Landwirth ist keineswegs ein solcher Revolutionär, wie man nach den Vorgängen der letzten Monate glauben könnte. Er formulirt seine Wünsche gewöhnlich als die drei F — als Fixed Tenure, Fixed Rent und Free Sale — feste Pacht, fester Zins und freier Verkauf; was er nicht will, ist Tenancy at will, jährlicher Pacht mit willkürlicher dreimonatlicher Kündigung und der steten Gefahr willkürlicher Zinssteigerung, auch nicht, wie gegenwärtig gewöhnlich, das Verbot, das Pachtrecht einem andern Landwirth zu verkaufen. Zur Ordnung der betreffenden Angelegenheiten wünscht man dann noch weiter die Einsetzung eines Landgerichtshofes für Irland, dem alle solche Sachen zuzuweisen wären. Anstatt Fixed Rent sagen andere Fair Rent, gehöriger Zins, welcher alle 10 Jahre vom Gerichtshof nach dem Durchschnittspreise der Hauptproducte in der vorhergehenden zehnjährigen Periode im betreffenden Bezirke festzusetzen wäre, zu welchem Behufe das Gericht officielle Verzeichnisse der Marktpreise in den verschiedenen Bezirken halten sollte. Allein bei solcher Bestimmung des „gehörigen Zinses“ nach den Durchschnittsmarktpreisen scheint es schwierig, sich über die Basis der Berechnung zu einigen. Der eine will z. B. dazu den Preis der Butter, der andere den des Rindviehs nehmen. Auch dürfte bei solcher periodischen Abschätzung des Zinses die Unsicherheit der Pacht verbleiben, welche einen hauptsächlichen Beschwerdepunkt der Pächter ausmacht. Der Pachter würde sich scheuen, sein Kapital anzulegen, und sich in seinen Unternehmungen gehindert finden, weil bei jeder Neuschätzung der Pachtzins gesteigert werden, der Pachter eine Herabsetzung, der Gutsherr eine Steigerung des Zinses verlangen könnte; weder Gutsherr noch Pachter würde zufrieden gestellt, Unruhen würden nicht verhindert, die irische Landfrage also nicht aus der Welt geschafft werden. Wird dagegen der Zins ein für allemal bei langer Pachtfrist festgesetzt, so genießt der Pachter alle wesentlichen Vortheile des Eigenthums, während der Gutsherr eine regelmäßige Zinsentrichtung erwarten darf, weil er in dem Pachtrechte des Pachters ein Unterpfand hat, dessen Verkauf er erforderlichenfalls erzwingen kann. Das übliche Verbot des Pachtrechtverkaufs außer unter Controle des Gutsherrn bereitet dem heruntergekommenen Landwirth eine große Schwierigkeit. Der Gutsherr sucht die Neupacht unter seiner Controle zu halten, um die etwaige Gelegenheit zur Zinserhöhung benutzen zu können.

Es wird weiter gewünscht, dem Landwirth, der fähig und geneigt ist, eine Landwirthschaft als Eigenthum zu erwerben, und Gelegenheit dazu hat, den Weg dazu freizumachen. Eine besonders große Schwierigkeit für einen nicht sehr bemittelten Käufer ist die große Kostspieligkeit und unerhörte Weitläufigkeit, welche die Herstellung der Verleihungsschrift (Conveyance) verlangt, die zur Sicherung des Titels und zur Vollendung des Kaufs bei einem Grundstück erforderlich ist. Man weiß von Fällen, wo die Pergamentsurkunden über Abtretung und Verleihung eines Grundstücks gegen 30 Proc. des Kaufschillings kosteten! Und dabei die wunderbare Umständlichkeit und Langwierigkeit des Verfahrens, wie abschreckend muß das für einfache Bauern sein! Besonders sind es die Fideicommisse, die Leibgedinge, die Hypotheken und Aehnliches, was die Abtretung und Verleihung schwierig und kostspielig macht. Wenn das alles abgeschafft werden könnte, so würde das Land bald denjenigen in die Hände fallen, welche den nächsten, nützlichsten und besten Gebrauch davon machen können. Es ließe sich dann allmählich an die Stelle des gegenwärtigen Systems einer kleinen Anzahl großer Eigenthümer, deren Ländereien durch Pächter bestellt werden, das einer großen Anzahl von Bauern setzen, welche ihr eigenes Land bestellen, in ihren eigenen Häusern wohnen und die Früchte ihrer eigenen Arbeit und Auslagen ernten. Mit diesem System ist bereits ein nicht unerheblicher Anfang gemacht, welcher, unter großen Schwierigkeiten ins Werk gesetzt, dasselbe dennoch als lebensfähig bewährt hat. Nach der Aufhebung der anglikanischen Staatskirche in Irland wurden die ausgedehnten Ländereien derselben an die Pächter, die das Vorkaufsrecht erhielten, und an andere Landwirthe verkauft und damit eine Anzahl von Freibauergütern, Gehöften, welche den Landwirthen eigenthümlich gehören, geschaffen. Einige wollen nun zwar behaupten, es sei keineswegs der erhoffte Erfolg erzielt worden, die Bauern seien durch den Besitz ihres Eigenthums keineswegs zu fleißigen, umsichtigen und wohlhabenden Landwirthen geworden. Doch diese Bauern sind größtentheils erst fünf Jahre Eigenthümer ihrer Wirthschaft, und eine kleine Anzahl ausgenommen, welche den ganzen Kaufschilling aus eigenen Mitteln entrichtete, begannen sie ihre Freiwirthschaft mit einer schweren, dem Staate zustehenden Schuldenlast und nach den schweren Ausgaben für die Verleihungsgebühren. Es wurden im ganzen 6000 Bauern Eigenthümer von Kirchenland. Von ihnen entrichteten beim Eintritt in ihr Eigenthum 5000 nur einen kleinen Theil des Kaufschillings und unterlagen einer in einer Annuität von 10—30 Jahren zahlbaren Hypothek oder contrahirten eine Anleihe zu 4 Proc. Interessen. Die Landwirthschaften in den Kirchenlanden waren meistens klein und entrichteten einen Zins von nur 12 Pfd. St. durchschnittlich, was beträchtlich unter dem Durchschnitt sämmtlicher Zinse in Irland (20 Pfd. St.) ist. Dabei wurde der Zinssatz in dem Kirchenlande für sehr hoch angesehen und die Pächter waren meistens sehr arme Leute. Die geistlichen Grundherren hatten nur auf Lebenszeit Besitz, sie hatten keine Familientradition aufrecht zu erhalten; es war ganz gewöhnlich, daß der neue Pfründner beim Eintritt in den Besitz den Zins erhöhte. Die geistlichen Herren hatten keine Veranlassung zu Meliorationen, die Pächter hielten sich für weniger gesichert als auf erblichen Gütern. Diese Kirchen-

lande lagen größtentheils im kalten und feuchten Norden und Nordwesten Irlands; weite Strecken bestanden aus morastigem und gebirgigem Boden in den Grafschaften Fermanagh, Tyrone, Derry, Donegal, Armagh, Cavan. Die Lande enthielten 9000 Landwirthschaften in jährlicher Pacht, an 5000 Pächter machten von dem Vorkaufsrechte Gebrauch. Der Kaufpreis betrug den 23maligen jährlichen Pachtzins, was höher war als der in dortiger Gegend übliche Marktpreis. Die Landwirthe kauften sich meistens in den Jahren 1873—76 ein, welche gute Ernten trugen. Den Käufern wurde freigestellt, beim Kaufschluß nur ein Viertel des Kaufschillings anzuzahlen und den Rest als Hypothek zu 4 Proc. stehen zu lassen. Diese armen Leute hatten also einen hohen Preis für ihre Güter zu zahlen und die ärmern den höchsten. Dazu kamen dann die hohen Verleihungs- und Hypothekgebühren. Nur durch ganz außerordentliche Anstrengungen und die äußerste Sparsamkeit ward es den Landleuten möglich, ihre Wirthschaften zu erstehen. Einige besaßen Ersparnisse, die sie jetzt hervorsuchten; viele machten sich Geld durch den Verkauf ihres Viehstandes, schufen aber damit eine neue große Schwierigkeit für den Betrieb der Wirthschaft; die meisten erborgten Geld und hatten dafür Interessen zu 4—20 Proc. zu entrichten. Einige erhielten das erforderliche Geld von Freunden und Verwandten in Amerika. Solche Unterstützung der in der Heimat zurückgebliebenen Verwandten durch Iren im Auslande ist bekanntlich nicht selten. Nach authentischen Berechnungen beliefen sich die von solchen an Verwandte, Aeltern, Kinder, Geschwister remittirten Summen vom Jahre 1846 bis Ende 1866 auf 14,830000 Pfd. St. Ein Mann erhielt zur Beihülfe bei einem Kirchenlandkaufe die Summe von 100 Pfd. St., die seine Töchter, Brüder und Schwestern in Philadelphia und Chicago, arme Leute, Dienstboten, Commis, aus ihren Ersparnissen zusammenbrachten. Man sieht also, daß diese Landwirthe, seitdem sie als Eigenthümer anfingen, durch viele Schwierigkeiten zurückgehalten worden sind. Dennoch hat die Kirchencommission niemals nöthig gehabt, wegen Nichteinhaltung der Zahlungstermine gerichtliche Schritte zu thun. Die Rückstände in den der Commission schuldigen Zahlungen der Bauern beliefen sich Ende 1879 auf 10 Proc. des fälligen Gesammtbetrages. Diese Abschlagszahlungen waren meistens größer als die frühern Pachtzinszahlungen. Einzelne Gehöfte, die wieder verkauft wurden, erlangten hohe Preise, z. B. ein Gehöfte in Donegal, 1874 um 438 Pfd. St. gekauft, wurde 1879 um 1000 Pfd. St. wieder verkauft. Ein anderes in Down, 1873 um 67 Pfd. St. gekauft, wurde 1878 um 190 Pfd. St. verkauft. Vier Arbeiter, die 1877 aus Amerika mit mehrjährigen Ersparnissen zurückkehrten, sich dann ein halbes Jahr in den Städten des Landes aufhielten und dort einen Theil ihrer Ersparnisse zusetzten, kauften sich ein Grundstück von 80 Acres, ein Moorland, welches theilweise urbar gemacht war, um 670 Pfd. St. Im Jahre 1880 war ihre Wirthschaft trefflich aufgebessert und in gutem Betrieb. Sie hatten zwei stattliche Wohnhäuser mit Schieferdächern, einen vollständigen Viehstand. Auch die ungünstigen Jahre 1878 und 1879 haben die sichere und unabhängige Stellung und den Muth der Freibauern nicht erschüttern können. In ihren Wirthschaften wird überall mit Meliorationen fortgefahren; es wird gebaut, neue Häuser und Ställe, Scheunen und Zäune entstehen, landwirthschaftliche Maschinen werden

angeschafft. Der Wirth braucht jetzt nicht zu fürchten, daß auf jede neue Aufbesserung eine Erhöhung des Zinses folge.

Infolge der Verfügungen der Landacte von 1870 sind gegen 1000 Pächter Eigenthümer ihrer Wirthschaften geworden. Die Landwirthschaften waren größer, als bei den Kirchenlanden der Fall war, und hier mußte ein Drittel des Kaufschillings sofort angezahlt werden. Die hohen Zahlungen und die niedrigen Erträge haben diese Bauern schwer gedrückt, dessenungeachtet haben sie gute Fortschritte gemacht. Dies war meistens sogar unter sehr ungünstigen Umständen der Fall. Z. B. in der Grafschaft Tyrone, an den letzten Grenzen der durch Felsen und Moor vorgeschobenen Cultur, kaufte der Pachter, ein Mann von 75 Jahren, im Jahre 1875 seine kleine Wirthschaft um 185 Pfd. St. Er erborgte dazu von einem Nachbar 150 Pfd. St., und im Jahre 1879 hatte er bereits davon 100 Pfd. St. zurückgezahlt. Solche Beispiele ließen sich in großer Menge aufzählen. Diese Anfänge ergeben also, daß das System der auf freiem Eigenthum sitzenden Bauern mit Staatsunterstützung etwa in Gestalt von Darlehen auf Hypothek zu $3^1/_2$—4 Proc., in Irland wohl durchführbar wäre.

Nun trat aber bereits im Jahre 1878, noch entschiedener im Jahre 1879 wieder eine Misernte der Hauptbrotfrucht des Landes ein. Ein neues 1846 schien zu befürchten. Da bildete sich, eingedenk der Lehren jener Schreckenszeit, unter der Führung Parnell's, des beredten Mitgliedes für die irische Seestadt Cork im britischen Parlament, wo er der Führer der irischen Nationalpartei ist, der irische Landbund, welcher, indem er rasch Zweigvereine in jeder Stadt Irlands, dann auch in den meisten Städten der Vereinigten Staaten bildete, durch organisches Zusammenwirken sich zu einer großen Macht gestaltet hat. Der Landbund (Land League) bezweckt, an die Stelle der gegenwärtigen Concurrenz, die sich gegenseitig zerstört, Cooperation, die sich gegenseitig unterstützt, zu setzen, und zunächst die Agitation zur gründlichen Reform der irischen Landgesetze zu betreiben, zu welchem Behufe er als leitende Principien aufstellt: es soll nur billiger Pachtzins entrichtet werden; niemand soll ein Pachtgehöfte annehmen, von welchem ein anderer Landwirth ausgesetzt worden ist. Der Landbund gibt also seinen Mitgliedern die Weisung zur Vereinigung gegen übermäßige Steigerung des Pachtzinses; der für eine Landwirthschaft entrichtete Zins sei durchaus kein Maß für den Werth dieser Landwirthschaft; er sei im allgemeinen Rack Rent, ein Zins, der den ganzen oder beinahe den ganzen Gewinn vom Ertrage der Wirthschaft auch bei guter Ernte hinwegnimmt, der daher bei schlechten Ernten geradezu ungerecht und unerträglich wird. Besonders aber richtet sich der Landbund gegen Aussetzung und deshalb gegen Uebernahme einer Landwirthschaft, aus welcher der vorige Pachter ausgesetzt ist. Die Aussetzung, lehrt der Landbund, ist das Mittel, durch welches die Gutsherren den Zins in die Höhe treiben, welches ihnen die Macht über Leben und Tod in die Hand gibt; dieselbe ist der Schlüssel zu ihrer Citadelle.

Ueber die Aussetzungen, wie sie zur Zeit der großen Hungersnoth ausgeführt wurden, d. h. zu einer Zeit, wo der Boden den Ertrag versagt hatte, die Bauern

deshalb den Zins nicht bezahlen konnten, sprach schon Sir Robert Peel, der damalige Premier und Führer der Conservativen und Gutsbesitzer, mit Entrüstung, indem er unter anderm die Aussage des Majors Mackie über eine Reihe von Aussetzungen, die auf den Gütern des Magistratsherrn Blake in der Grafschaft Galway stattgefunden, aus dem Bericht der Armengesetzcommission citirte: „Es stellt sich heraus, daß diese gewaltsamen Aussetzungen in ungesetzlicher Weise stattfanden ohne vorausgehende Kündigung, und daß sie unter sehr grausamen Umständen ausgeführt wurden. Sie wurden meistens in der Nacht vorgenommen: am Neujahrsabend. Die Leute wurden mit Gewalt aus ihren Häusern getrieben mit ihren hülflosen Kindern, an einer öden Küste im Westen, in einer wilden Winternacht. Einige Kinder waren krank, und die Aeltern flehten, sie zu schonen und bis zum Morgen in den Häusern zu lassen; aber ihr Bitten um Barmherzigkeit war vergeblich. Von ihnen sind viele Kinder seitdem gestorben. Ich habe die Ruinen dieser Hütten besucht, welche von Blake's Wohnhaus nicht weit entfernt sind; ich fand, daß viele von den unglücklichen Leuten sich noch in diesen Ruinen aufhielten. Sie waren alle im äußersten Elend, viele waren so schwach, daß sie kaum stehen konnten. Diese Ruinen stehen auf einer felsigen kahlen Schafweide." Daß nun die Gutsherren noch des alten Sinnes waren, zeigte sich daraus, daß trotz oder vielmehr infolge der mangelhaften Ernte die Anzahl der Aussetzungen beträchtlich zunahm. Dieselbe betrug 1269 im Jahre 1876, 1749 im Jahre 1878, im Jahre 1879 gegen 3800.

Der Landbund hatte am 3. Oct. 1880 ein großes Meeting mit Aufzug zu Cork. Aus allen Theilen Südirlands versammelten sich die Landwirthe, unter ihnen 500 zu Pferde, die Zünfte und Gewerke mit ihren Bannern und bildeten einen Aufzug von 30000 Mann. Der Zug enthielt 14 Abtheilungen, je unter dem Vorantritt eines Musikcorps. Der Maire und Stadtrath (Corporation) der Stadt begaben sich in ihren Amtsroben nach der Eisenbahn, wo sie Parnell bei seiner Ankunft empfingen. Dieser dankte für solchen Beweis der Anerkennung seines Verhaltens im Parlament. Mit dem Wahlcomité der Stadt und der katholischen Geistlichkeit an der Spitze bewegte sich nun der Zug durch die Straßen nach dem Park, wo das Meeting gehalten werden sollte, unterwegs von der Volksmenge enthusiastisch begrüßt; festlich geschmückte Damen besetzten alle Fenster; hier und dort drängte sich eine Dame zum Wagen, in welchem Parnell fuhr, und überreichte einen Blumenstrauß. Nachdem im Park eine Rednerbühne aufgeschlagen war, die Versammlung sich zum Meeting geordnet und zuvörderst den Antrag, daß die Anwesenden sich der gegenwärtigen Bewegung zum Behufe der Reform des Landgesetzes anschließen, angenommen hatte, trat Parnell, einen Blumenstrauß in der Hand, vor. Er sprach: „Nach dem großartigen Empfange, mit dem Sie mich geehrt haben, dürfte es nicht angemessen sein, Sie hier lange Zeit aufzuhalten. Das Volk Irlands ist gegenwärtig in einem ernsten Kampfe begriffen um das Land des Königreiches, dessen es vor sieben Jahrhunderten gewaltsam beraubt wurde. Wir hoffen, innerhalb kurzer Frist diese Zurückstellung des Landes erlangen zu können, welche dem Volke des Königreiches gebührt. (Beifall.) Wir sind verpflichtet, Irland wach zu rufen, die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf die drückende Unbill und Beschwerde, die in Irland obwaltet, zu lenken. Und

wenn man einen Plan von uns verlangt, so sagen wir, daß es nicht unsere Aufgabe ist, Plane zu entwerfen. Wir sind nicht englische Minister, die solche Befugniß über unser Land beanspruchen. Unsere Sache ist, dem Volke Irlands in Erinnerung zu bringen, was seine Nationalrechte auf den Boden Irlands sind. Das Grundherrschaftswesen (Landlordism), eine Veranstaltung zum Behuf der Aufrechthaltung der englischen Herrschaft in Irland und zum Besten der Wenigen gegenüber den Vielen, wird fallen müssen. (Beifall. Eine Stimme: «Lord Montmorris fiel!») Es fiel in Preußen. Die Landwirthe besaßen dort die feste Pacht nach abgeschätztem Zins, allein dieses System der festen Pacht nach abgeschätztem Zins erwies sich für die preußischen Landwirthe so unerträglich, daß der Staat genöthigt war, einzuschreiten und die Rechte der Grundherren auf das Land aufzuheben. (Beifall.) Bei einem System des Landbesitzes, welches weit gerechter war als dasjenige, welches wir besitzen, einem System, das unter der Benennung der festen Pacht gegenwärtig von vielen ernsten, eifrigen und berufenen Männern für Irland empfohlen wird, war es dennoch in Preußen erforderlich, noch weiter zu gehen und zu gewähren, was wir heute für Irland wünschen. (Beifall.) Der König von Preußen stellte den Grundherren eine Frist von zwei Jahren, innerhalb welcher sie ihren Pächtern deren Gehöfte verkaufen sollten, indem er zugleich erklärte, falls sie sich innerhalb dieser Frist über den Kaufpreis mit den Pächtern nicht einigen könnten, so werde er einschreiten und das Land selbst übertragen. Die Grundherren und Pächter konnten sich nicht über den Preis einigen, und der König schritt also nach Verlauf der gesetzten Frist ein. Er übergab den Pächtern ihr Land als ihr eigenes (Beifall) und entschädigte die preußischen Edelleute durch Staatsschuldscheine zu 4 Proc. Interessen. Die Interessen dieser Schuld hatten die Pächter zu entrichten während einer Frist von, wie ich glaube, 40 Jahren, und nach Verlauf dieser Frist war weiter nichts zu entrichten. Wir verlangen heute eine Anordnung auf einer ähnlichen Grundlage, indem wir behaupten, was Preußen am Anfang des Jahrhunderts ausrichten konnte, kann England morgen leisten oder doch in kurzer Frist. (Beifall.) Ich glaube dies, und es sollte mir sehr leid thun, falsche Erwartungen zu erregen; ich bin jedoch vollständig überzeugt, daß, wenn die Leute unsers Landes unserm Rath folgen, wir in kurzer Zeit an zwei Drittel der irischen Lande von den Grundherren an die Landwirthe übertragen werden (Beifall), und die während einer Frist von 35 Jahren von den Landwirthen zu leistenden Zahlungen werden weit geringer sein als die gegenwärtigen vollen Zinse, welche sie zahlen müssen. (Eine Stimme: «Wir wollen ihnen geben, was Lord Montmorris erhielt!»)

„Während der nächsten Parlamentssession wird das Ministerium Gladstone vielleicht nicht im Stande sein, die Frage zu schlichten. Ich halte es für wahrscheinlich, daß das gegenwärtige Ministerium uns einige werthlose Zugeständnisse bringt, die nicht werth sind, von uns angenommen zu werden. Ich bin jedoch überzeugt, daß, je länger die Erledigung der Frage verschoben wird, den Grundherren desto schlimmere Bedingungen zutheil werden. (Lauter Beifall.) Es würde für sie besser sein, jetzt heranzutreten und den irischen Landwirthen Vorschläge zu machen; denn ich erkläre hier, daß, wenn sie es nicht bald thun, wir

als Sieger aus dem Kampf hervorgehen und im Stande sein werden, unsere eigenen Bedingungen vorzuschreiben. Solange noch etwas von der alten Gewohnheit der Dienstbarkeit und des knechtischen Gehorsams unter den irischen Landwirthen vorhanden ist, mögen die irischen Grundherren hervortreten mit ihren Vorschlägen. Wir haben die unserigen vorgelegt und sind aus Theilnahme an der Wohlfahrt der Handelsklassen, der Arbeiter, jeder Klasse, welche durch fleißige Arbeit das Recht im Lande zu leben erwirbt, entschlossen, unser Aeußerstes zu thun, Irland ruhmreich, glücklich und frei zu machen (lauter Beifall), die Macht, Irland zu regieren, dem englischen Volke aus der Hand zu nehmen und in die Hand unsers eigenen Volkes zu geben. (Lauter Beifall.) Entschlossen, wie wir sind, jene Ziele zu erlangen, erachten wir, daß das nur möglich ist, wenn wir das Land Irlands so frei machen, wie es war, als die Wasser der Sündflut es verließen." (Lange anhaltender Beifall.)

Der durch die Agitation des Landbundes bewirkte mächtige Druck hatte die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform der irischen Landgesetze klar herausgestellt, eine Nothwendigkeit, die nunmehr von allen Seiten anerkannt wurde. Unterdessen war aber die Schreckenszeit über das Land hereingebrochen. Das Volk hatte das Gesetz selbst in die Hand genommen. Der Herr des Bodens erzitterte vor dem Sklaven, der die Kette bricht.

Ein geheimnißvolles Femgericht schien Irland zu beherrschen mit überall gegenwärtigem Späherauge, das Verhalten der Menschen in allen Theilen des Landes zu erkunden, mit nimmer fehlender Hand die Macht über Leben und Tod zu üben. Das Haupt dieser geheimnißvollen Macht nannte sich „Rory von den Bergen" in schriftlichen Kundgebungen. Man klagte nun allgemein den Landbund an als den Urheber der Mord-, Frevel- und Gewaltthaten, welche weit und breit im Lande im Namen Rory's verübt wurden oder verübt worden sein sollten. Allein was von diesen Vorfällen berichtet wurde, war zum Theil nur Mythe, oder mindestens sehr viel Uebertreibung. Bereits Bright in seiner birminghamer Rede erklärte diese Angaben für sehr übertrieben. Jedenfalls bleibt noch der Beweis zu liefern, daß zwischen den Landbünden und den Mördern und Frevlern unter Rory eine unmittelbare Verbindung bestand. Der Landbund stellt das entschieden in Abrede, behauptet vielmehr, offene Agitation an die Stelle geheimer Verschwörung gesetzt zu haben. Was dann insbesondere die Beschuldigung der Aufreizung zum Morde, die man gegen Parnell, den Präsidenten des Landbundes, erhob, betrifft, so gründete sie sich auf nichts, was er selbst gesagt hat, höchstens auf den an sich doch geringfügigen Umstand, daß während einer Rede in einer großen von ihm gehaltenen Volksversammlung bei seinen scharfen Bemerkungen über die Grundherren Stimmen in der Versammlung ausriefen: „Shoot them!" („Erschießt sie!"), ohne daß er seine Misbilligung aussprach; man wird vielmehr seiner Erklärung Glauben beimessen dürfen, daß er im Eifer seiner Rede vor einer tumultuarischen Versammlung von mehrern Tausenden diese Ausrufe weder vernommen noch verstanden habe. Parnell ist übrigens selbst ein Grundherr und besitzt Güter in den Grafschaften Wexford, Waterford und Dublin. Er

hat erst neuerdings den Pachtzins auf die Regierungsabschätzung (für die Berechnung der Armensteuer) herabgesetzt. Er ist, wie der Name zeigt, nicht irischer, sondern englischer Herkunft, auch nicht ein Katholik, sondern ein Protestant.

Wenn auch der Landbund gegen unbillige Zinssteigerung und ungerechte Aussetzung auftritt, so ist doch damit noch nicht erwiesen, daß er an den gewaltsamen Mitteln, die zur Durchführung dieser Agitation angewandt worden sind, unmittelbar betheiligt ist. Die über das agrarische Schießen in Irland verbreiteten Vorstellungen sind jedenfalls übertrieben. Seit dem Ausbruch der letztjährigen Unruhen in Irland, bis Ende December 1880, sind in Irland nur fünf agrarische Morde vorgefallen; im Vergleich mit manchen frühern Jahren keineswegs eine sehr große Zahl, nämlich der Mord des Verwalters Ferrick, des jungen Boyd, des Lord Montmorris, des Fuhrmanns Downing und des jungen Wheeler. Im Jahre 1850 fanden 113, im Jahre 1851 118 Morde statt nebst 56 und 14 Mordversuchen, 62 und 87 Schuß- und Stechangriffen, 130 und 135 Tödtungen, und so in sehr vielen Jahren, deren Statistik Zahlen aufweist, gegen welche diese fünf, die so viel Lärm gemacht haben, denn doch verschwinden. Das Verfahren, das diese Rory-Leute meistens anwandten, bestand in Einschüchterung und Drohung und in Aechtung, dem Boycotting, so genannt nach dem Hauptmann Boycott, auf welchen dasselbe zuerst angewandt wurde. Der Betroffene wird vollständig isolirt, so zwar, daß niemand mit ihm handelt, kauft oder verkauft, ihm dient oder für ihn arbeitet.

Die Episode der Aechtung Boycott's ist eine der bedeutsamsten Begebenheiten der irischen Bewegung. Sie rief die alte Fehde zwischen Orange und Grün wieder wach, und nur durch das so rasche Einschreiten der Regierung wurde ein Zusammenstoß verhindert, der den Bürgerkrieg, welcher, wie Gladstone bereits im Parlament gesagt hatte, in abmeßbarer Nähe war, zum Ausbruch gebracht haben würde.

Hauptmann Boycott, der Verwalter der ausgedehnten Güter des Grafen Erne in der Grafschaft Mayo, hatte sich durch sein strenges Verfahren dermaßen verhaßt gemacht, daß das Volk einen scharfen Bann über ihn aussprach. Aller Verkehr mit ihm wurde abgebrochen, niemand verkaufte ihm irgendetwas, niemand kaufte von ihm. Vieh und sonstige Waare, die er zu Markte schickte, fanden keine Käufer. Er selbst hatte ein Gehöft zu Lough Mask bei Ballinrobe (Mayo). Hier lagen Anfang November große Felder Kartoffeln, Rüben, Getreide bereit zur Ernte, für welche er die Arbeiter der Umgegend zu heuern pflegte; aber niemand wollte kommen, und der Ertrag schien dem Verderben preisgegeben. Als dies in Ulster, dem Lande der Orange, bekannt wurde, war die Entrüstung allgemein. Man beschloß, in Masse bewaffnet nach Mayo zu ziehen und dem Hauptmann Boycott die Ernte einzubringen, dem Volke Mayos zum Trotz. Darauf riefen die von Mayo tief erbittert: „Kommt nur heran, wir sind zum Kampfe bereit!“ Damit war also alles, was zum Bürgerkrieg gehört, vollständig vorhanden, der Ausbruch desselben unvermeidlich, wenn die Parteien sich selbst überlassen blieben.

Die Regierung säumte jedoch jetzt nicht, einzuschreiten. Am 9. Nov. 1880 machte Forster, der Secretär (Minister) für Irland, officiell bekannt, welche Stellung

die Regierung bezüglich der Unternehmung, dem Hauptmann Boycott mittels Zuzugs von Arbeitern aus Ulster zur Einbringung seiner Ernte behülflich zu sein, einzunehmen gedenke; die Regierung werde jeder zu solchem Behufe erforderlichen Anzahl von Leuten den ausreichendsten Schutz gewähren. Die Ansammlung einer größern Anzahl, als dazu erforderlich sei, werde eine ungesetzliche Versammlung sein. Die zur Sicherung des Friedens nöthige Truppenmacht sei nach dem Bezirk befördert. Am Montag Abend spät erhielt das 19. Regiment Husaren zu Dublin plötzlich Befehl, sich sofort marschfertig zu machen, worauf um 2 Uhr in der Nacht zwei Schwadronen unter Oberstlieutenant Twentyman in den Bahnhof einzogen, von wo sie am folgenden Morgen nach Claremorris befördert wurden. Dort traf auch das 84. Infanterieregiment vom Curraghlager ein. Gleichzeitig ging ein Detachement des 76. Infanterieregiments von Castlebar nach Balla (Mayo). Zu Ballinrobe war die Kaserne mit Infanterie so angefüllt, daß die Reiterei größtentheils ein Zeltlager auf dem Felde beziehen mußte. Außerdem standen mehrere hundert Mann der bewaffneten Polizei (Royal Irish Constabulary) zu Ballinrobe. Als das 84. Regiment daselbst eintraf nach einem Marsche von 20 Kilometer von Claremorris, waren die Zelte für das Nachtquartier noch nicht angekommen, und die Mannschaft mußte die Nacht hindurch in den Straßen umherwandern.

Das Monaghancontingent des Arbeiterzuges zum Entsatz Boycott's ging früh am Donnerstag, den 11. Nov., unter der Führung Manning's von Clones ab und traf an demselben Morgen in Cavan ein, wo sich das Cavancontingent unter Hauptmann Somerset Maxwell anschloß. Der jetzt an 60 Mann starke Zug kam auf der Eisenbahn um 3 Uhr nachmittags in Claremorris an, wo eine Stunde erforderlich war, um das Erntegeräth auf die Eisenbahn zu tragen. Unterdessen wurde die Eisenbahn von den Truppen umschlossen. Eine große aufgeregte Menge sammelte sich an, die aus allen Theilen des Landes versammelt war; ihre Aufregung steigerte sich fortwährend, doch kam es zu keinen thätlichen Angriffen auf die Ulsterer. Es war spät, als die Expedition in Ballinrobe ankam, wo gleichfalls eine große Menge versammelt war, welche es jedoch auch bei Kundgebung ihrer feindseligen Gesinnung durch Grunzen und Hohngeschrei bewenden ließ, ohne zu persönlichen Angriffen zu schreiten. Die Ulsterer wurden für die Nacht in der Kaserne einquartiert, welche von den Truppen durch eine verdoppelte Wache geschützt wurde. Die Nationalisten erließen eine Aufforderung an das Volk durch Plakate, zu Hause zu bleiben; die britische Regierung möge ihr despotisches Verfahren unbehelligt zur Schau stellen. Truppenabtheilungen rückten fortwährend in Ballinrobe ein; zwischen diesem Ort und Castlebar standen außerdem 7000 Mann Soldaten. Während der Nacht wurden trotz der Wachsamkeit der Militärwache mehrere Schüsse in den von den Ulsterern eingenommenen Theil der Kaserne gefeuert, doch wurde niemand verletzt.

Am Donnerstag, den 11. Nov., sammelte sich vor dem Kasernenthore zu Ballinrobe eine große, dichtgedrängte Menge, welche fortwährend Verwünschungen, Hohngeschrei und Racheschwüre gegen die Orangeexpedition ausstieß. Hauptmann Somerset Maxwell, der Führer der Expedition, wurde besonders häufig „zur Hölle" gesandt. Inzwischen harrte Hauptmann Boycott auf den ihm durch die britische

Militär- und Polizeimacht und die Oranger bereiteten Entsatz auf seiner Wirthschaft zu Lough Mask, 10 Kilometer von Ballinrobe. Am 11. Nov. kam eine Gesellschaft Orangegentlemen zu ihm und überbrachte ihm Proviant und Zelte für die Arbeiter aus dem Norden. Am folgenden Morgen marschirte die Expedition von Ballinrobe nach Lough Mask. Den Vortrab bildete die Polizei, deren Büchsen geladen waren. Dann kam der Zug der Arbeiter, zu beiden Seiten von Infanterie gedeckt. Die Arrièregarde bildeten zwei Compagnien Infanterie, welche die Proviant- und Brennstoffwagen escortirten. Zum Schluß kamen einige Wagen, welche Magistratsherren, den Obersten Bruce, Vice-Generalinspector der Polizei, Vertreter der Presse und einige Mitglieder des Landbundes enthielten. Die versammelte Menge empfing den einen Kilometer langen Zug mit Hohn- und Zorngeschrei und Gezisch, doch ohne weitere Thätlichkeiten. Seit dem frühen Morgen stand an der Landstraße, halbwegs zwischen Ballinrobe und Lough Mask, eine Schwadron Husaren, und von diesem Punkt an war die Landstraße mit einer Linie Polizei besetzt, welche die Steinzäune und die bewaldeten Torfmoore von der Landstraße aus scharf beobachtete. Zwei Plakate der Behörde ermahnten das Volk zum friedlichen Verhalten. Ein anderes Plakat, welches von der Polizei weggerissen wurde, sagte: „Männer zu Kilcolman! Wollt ihr gestatten, daß die Männer zu Kilmain von einigen Orangemen aus dem Norden niedergetreten werden? Nein, das werdet ihr nicht wollen. Auf denn, nach Lough Mask! Kämpft für euer Leben, euere Freiheit, euern Altar! Männer der Baronie Claremorris! Ist eine Hand voll Orangemen im Stande, Mayo zu unterjochen? Euere Antwort sei: sie sind es nicht! Auf denn, nach Lough Mask! Kämpft für euern Glauben, euer Vaterland, euere Freiheit!“ Als der Zug den Husarenposten erreichte, kehrte dieser nach Ballinrobe zurück. Der Zug rückte langsam weiter, begleitet von einer barköpfigen und barfüßigen Menge von Weibern und Kindern, welche unaufhörlich schrie, heulte, grunzte und zischte, auf die „Rothröcke“ schimpfte und Verwünschungen ausstieß über Hauptmann Boycott. Sie schrien den Soldaten zu: „Ihr werdet nicht immer in Mayo stehen bleiben können!“ Dann wurde Nally, Mitglied des Landbundes, welcher hinter dem Zuge herritt, sowie dem neben ihm reitenden Vertreter des „Newry Herald“, einer Zeitung, welche im Jahre 1879 einen Unterstützungsfonds austheilte, ein Lebehoch gebracht. Die Weiber erklärten sich überzeugt, Hauptmann Boycott werde binnen kurzem todtgeschossen werden wie ein Kaninchen, wenn er gleich jetzt von einer „hungerigen Armee“ beschützt werde. Dann sangen sie das Spottlied von der „hungerigen Armee“, einen bekannten Gassenhauer. Sie schrien einander und den Bewohnern der Häuser, bei denen sie vorbeikamen und denen sie je nach der Gesinnung ein Lebehoch oder ein Pereat brachten, zu: „Behaltet die Ernte und zahlt keinen Zins!“ Alle diese Kundgebungen begleitete schallendes Hohngelächter. So der Chor der zerlumpten Weiber und Kinder. Die Männer von Mayo, gegen welche alle jene außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln getroffen worden waren, ließen sich nirgends sehen; ausgenommen hier und da einer, den man ruhig im Garten oder auf dem Felde arbeiten sah, oder der an den Zaun trat und mit gleichgültigen Blicken die Entsatzschar betrachtete. Als die Expedition bei der Thorloge von Lough Mask ankam, wurde

das gesperrte Thor von der Pförtnerin rasch geöffnet, indem sie mit freudestrahlendem Blicke die Leute willkommen hieß, die ihren Herrn befreiten. In der Mitte des Parks, durch welchen der Weg nach Lough Mask House führt, empfingen Boycott und Weeks, sein Neffe, jener mit einer Doppelbüchse, dieser mit einem Revolver bewaffnet, die Expedition. Hauptmann Boycott's Kartoffeln und Korn waren gerettet.

Die ulster Arbeiter, stattliche Leute aus den Grafschaften Monaghan und Cavan, waren meistens kleine Landwirthe, die keine Löhnung für ihre Arbeit verlangten. Ihre persönlichen Kosten wurden von einem in Dublin gestifteten Fonds der Orangepartei bestritten. Die von ihnen einzubringende Ernte bestand aus 2 Acres Kartoffeln, 7 Acres Mangelwurzeln, 8 Acres Rapssaat, 20 Acres Rüben. Die Arbeiter und die zu ihrem Schutze zu Lough Mask verbleibenden Husaren hatten ihr Nachtquartier in Zelten, die weder hinlänglich wasserdicht noch auch gehörig aufgeschlagen waren, sodaß sie bei dem stürmischen, schwer regnerischen und kalten Novemberwetter großes Ungemach zu erdulden hatten. Diese ungastliche Beherbergung der aus so großer Ferne, unter so großer Gefahr dem Hauptmann Boycott herbeigerufenen Arbeiter dauerte fort; mehrere derselben erkrankten und mußten ins Hospital. Sogar die Polizeimannschaft, die zu Lough Mask zur Beschützung des Viehes und der in seinem Dienste verbliebenen Leute eingesetzt worden war und die zu solchem Behufe sich sehr großen Anstrengungen unterziehen mußte, hatte sich über rücksichtslos schlechte Behandlung zu beschweren. Solche Behandlung von Leuten, die dem Hauptmann so außerordentliche Dienste leisteten, ließ erkennen, wie rücksichtslos die Behandlung des Landvolkes sein müsse, das der Botmäßigkeit dieses musterhaften Agenten des Grafen Erne unterworfen war, und erklärt die tiefe Erbitterung desselben gegen ihn. Er erhielt inzwischen folgenden Drohbrief, datirt vom 16. Nov.:

„Mein Herr! Sie haben mit ihren Früchten während der verflossenen fünf Monate in der Grafschaft Mayo sehr viel Unruhe verursacht. Sie brauchen sich jedoch weiter keine Sorgen um die Angelegenheiten dieser Welt zu machen; denn wenn Sie auch alle Soldaten Ihrer Majestät Regierung hätten, so würden Sie fallen. Sie werden nicht immer Hülfe zur Hand haben, auf die Sie sich verlassen können. Es würde Ihnen auch nichts nützen, wenn Sie Irland verlassen und nach London gehen. Dort befinden sich zu viele von unsern Landsleuten. Das Beste, was Sie thun können, ist für Ihre Seele zu beten; denn diesseit des Grabes gibt es keine Gnade. Keiner von uns ist vom Westen Irlands, wir sind vom Norden Irlands; wir mögen aber keinen Tyrannen leiden. Damit vorderhand genug. Rory von den Bergen."

Auf der dritten Seite des Briefbogens war ein Sarg abgezeichnet mit der Inschrift: „Hier liegt der Leib des Tyrannen Hauptmann Boycott."

Am 26. Nov. waren die Ulsterer mit der Arbeit fertig und konnten nun von ihrer sommerlichen Zeltbehausung im kalten November nach ihrem warmen Herd im Norden heimkehren. Als am Morgen des Abmarsches der Befehl, die Zelte abzubrechen, ertheilt wurde, war derselbe schon ausgeführt, indem der Sturm die Zelte bereits fortgeführt hatte. Als der Zug der Arbeiter vor Lough Mask House

ankam, hielt er an. Ein Brief Boycott's wurde vorgelesen, in welchem er den Leuten für den unerschütterlichen Muth dankte, mit welchem sie vom Norden gekommen, um seine Ernte einzubringen. Boycott kam sodann heran, drückte jedem einzelnen Manne die Hand und dankte persönlich. Darauf marschirten die Leute nach Ballinrobe unter der Escorte von 200 Mann Infanterie, einer Schwadron Dragoner und einer Abtheilung der bewaffneten Polizei. Im Lager der Husaren wurden die Oranger mit lebhaftem Hurrah begrüßt. Die Einwohner kümmerten sich nicht um sie, weder ein Laut des Misfallens noch des Beifalls wurde in Ballinrobe und der Umgegend vernommen.

Der mit so genauer Noth vermiedene Zusammenstoß zwischen den Orangern und den Nationalisten würde einen Brennstoff zur Explosion gebracht haben, der auf beiden Seiten in größter Mächtigkeit dalag. Den Nationalisten traten die Oranger bereits im Anfang November mit ungestümer Herausforderung entgegen. Zu Portadown in Ulster fand am 5. Nov. eine große Demonstration der Oranger statt. Der ehrwürdige Rector (Hauptpastor) E. L. Sweeney ritt ein in die Stadt an der Spitze von 5000 Mann unter den Bannern von 40 irischen Orangelogen mit Flötenton und Trommelschlag und mit 5 Musikcorps. Es wurde ein großes Meeting gehalten unter dem Vorsitze des Parlamentsmitgliedes Maxwell Close, welchem Lord Mandeville und eine große Anzahl von Beamten, Magistratsherren und protestantischen Geistlichen beiwohnten. Die Redner griffen den Landbund heftig an und machten der Regierung den Vorwurf, sie gestatte, daß Verwirrung und Aufruhr im Lande herrsche. Die Namen Parnell und Redpath, die Führer des Landbundes, wurden mit den heftigsten Ausdrücken des Misfallens begrüßt. Oberst Waring, Magistratsrichter und Vicelieutenant der Grafschaft, sagte: „Ich meine, die Herrschaft der Königin Victoria in der Grafschaft Mayo, welche sich gegenwärtig nur über den von den Bajonneten der königlich irischen Constabler bewachten Raum erstreckt, könne weiter ausgedehnt werden durch den Zug von 5—600 Orangern nach Portadown. (Lauter Beifall.) Das meinen wir, wenn wir sagen, handelt schnell oder wir handeln an euerer Statt. (Lauter Beifall.) Unser Wahlspruch ist: «Vertheidigung, nicht Trotz!» Allein die Vertheidigung muß schnell kommen, sonst folgt sicherlich der Trotz." (Lange anhaltender Beifall.)

Der ehrwürdige Stewart Roß, Pfründner der Christuskirche zu Belfast, trat sodann vor und rief aus: „Komm heran, Parnell, wir fordern Euch heraus, untersteht Euch, den Norden anzugreifen! Unsere strammen Arme sind bereit zur Schlacht! Keine brandenden Wogen von Rebellenscharen werden unsere Reihen brechen! Hilf uns, Gott, dem Stolz und der Macht des Feindes entgegenzutreten, sie zu zerstreuen wie sturmgepeitschten Schaum! Gott helfe dem Hauptmann Boycott! Sollen wir nicht den Kriegsruf erheben: Auf! Nach Mayo! Stehen wir auf zur That und helfen unserm Bruder!"

Gerade diese Verbindung der alten, halb religiösen, halb politischen Fehde zwischen Orange und Grün mit der socialen Fehde zwischen Landvolk und Landherren erhöhte im November die Gefahr der Lage in schrecklicher Weise. Die Landherren flohen in Masse. Doch mochte es wol mehr Schuldbewußtsein — das-

jenige ihrer Klasse, nicht gerade ein persönliches — als die wirklich vorhandene Gefahr sein, was sie so einschüchterte. Zwar hatten seit Ausbruch der Unruhen fünf Morde stattgefunden, die für agrarische galten; allein weder war dies für Irland, in Vergleich mit andern Jahren, wie wir gesehen, eine außerordentlich große Zahl, noch war es auch erwiesen, daß jene Verbrechen sämmtlich agrarischer Natur waren, es ist dies vielmehr bei mehrern sehr zweifelhaft. Das Verfahren der Rory bestand vielmehr hauptsächlich in Drohung, Einschüchterung vermittels Drohbriefen, Drohplakaten, Isolirung, Beschädigung des Eigenthums. Der irische Landmann verlangte dem Grundherrn gegenüber nach Gerechtigkeit, aber mehr noch verlangte er nach Rache. Dabei wirkte die Geschichte mit ein, die Erinnerung namentlich an das hartherzige, unbillige Verfahren, dessen sich in der großen Hungersnoth so viele Grundherren schuldig machten und das Tausende des Lebens beraubte. Allein die Thaten, welche das rachdürstige Rory-Volk verübte, bestanden doch meistens nur in Freveln, selten in schweren Verbrechen. Der obenerwähnte Drohbrief an Hauptmann Boycott gibt ein Beispiel von diesen Schriftstücken. Eine ähnliche Zuschrift erhielt der Eigenthümer des Royal and Imperial Hotel zu Ballina in Mayo, weil er Wagen zur Beförderung der Polizei geliefert hatte.

Ein Landwirth bei Limerick fand eines Morgens um die Mitte des November einen Zettel an die Hausthür angeschlagen, welcher ihm erklärte, weil er seinen Zins voll bezahlt habe, so müsse er seine Wirthschaft aufgeben. Als er die Thür öffnete, fiel er in ein tiefes Loch, das während der Nacht ausgegraben worden war und das ihm bestimmte Grab veranschaulichen sollte.

Das Verfahren mit solchen Drohbriefen, gewöhnlich „Rory von den Bergen" unterzeichnet, wurde häufig angewandt. Besondere Thätigkeit zeigten die Nationalisten in Plakaten, die einen Aufruf an das Volk enthielten. Als der Beschluß der Regierung, Parnell und die andern Führer des Landbundes in Anklagestand zu versetzen, bekannt geworden war, erschien folgendes Plakat zu Loghrea am 5. Nov.: „Iren! Zeigt euern Vorgesetzten durch euere Anzahl bei jedem Meeting, daß ihr euch durch die gedrohte Anklage euerer Führer oder durch die vermehrte Polizei von euerer Pflicht nicht abschrecken lassen wollt, daß jede Handlung euerer politischen Herren, die darauf ausgeht, euch des Restes constitutioneller Regierung zu berauben, welcher Irland noch verblieben ist, nur vermag euere Entschlossenheit zum Kampfe für euere Freiheit zu steigern, daß die Drohung, euere Führer einzukerkern, nur euern Eifer anspornt. Memmen mögen sich beiseitedrücken — wir fordern unser Eigenthum zurück. Laßt die Tyrannen ihre Bestechungen üben und lügen, laßt sie marschiren und befestigen, drohen und ihre Spione und Juristen loslassen: wir fordern unser Eigenthum zurück. Euer Land ruft euch wach vom langen Schlafe der Knechtung, einzustehen zur Fortschaffung des Grundherrenwesens, welches es so lange in den Staub getreten hat. Eine Gelegenheit, welche vielleicht nicht wiederkommt, bietet sich, die Tyrannei zu zertrümmern, die euch zu Sklaven macht in einem Lande, so mild, wie einer Mutter Lächeln, so fruchtbar, wie Gottes Liebe. Das Auge der Menschen auf Erden und der Engel im Himmel betrachtet euch mit freundlicher Theilnahme. Laßt sie nicht über euch erröthen! Laßt euere Kinder nicht «Schmach!» ausrufen über die Herzen ihrer Väter! Die Zeituhr schlägt eine

feierliche Stunde. Die Geschichte euers lange duldenden Landes liegt offen und auf ihren Seiten steht die Ueberschrift: «Freiheit! Gott erhalte Irland!»"

Am 13. Nov. erschien zu Loghrea weiter das folgende Plakat: „Landsleute! Herr Gladstone hat keinen Wunsch kundgegeben, die brennende Frage zu lösen. Ihr müßt euch nur auf euch selbst verlassen, um das Werk zu vollbringen. Versammelt euch, haltet euere Meetings und verkündet durch euere Anzahl euern Entschluß, ein für allemal das unerträglichste, lästigste, härteste Landsystem, welches jemals der Fluch der Menschheit gewesen tst, zu beseitigen. Zeigt euern politischen Herrschern den Muth und die Entschlossenheit der Iren. Verachtet, wie ihr immer verachtet habt, die elenden Drohungen einer schwachen und scheinheiligen Regierung, welche unter der Maske des Constitutionalismus euch den letzten Rest der irischen Freiheit stiehlt. Bedenkt, daß in Einigkeit euere einzige Aussicht auf Befriedigung liegt. Zeigt durch euern Muth euer Verlangen, das System der Grundherrlichkeit zu brechen, welches das Verderben und die Schmach unsers Landes gewesen ist; zeigt, daß die Anwesenheit der Polizei, wie immer vorher, für die Iren höchst gleichgültig ist, da sie entschlossen sind, ihre nationalen Rechte geltend zu machen. Ihr habt euch vergeblich an eine sogenannte liberale Regierung gewandt. Ihr bittet sie, euch vom Verderben zu retten; sie schmiedet Ketten für diejenigen, welche euere gerechte Sache vorbringen. Was ist euere Antwort auf solche Tücke euerer Herrscher? Die Antwort, die ihr geben müßt, ist, dem Führer des irischen Volkes im gegenwärtigen Kampfe zur Seite zu stehen. Erhebt euere Fahne, daß sie stolz flattere! Steht zu ihr in finsterster Stunde, um sie aufzustecken über Thurm und Stadt oder unter ihren Falten zu sterben! Gott behüte Irland vor Gladstone!"

Im September wurden an die Thüren mehrerer katholischen Kirchen Plakate angeschlagen, welche erklärten: „Wenn irgendjemand so charakterlos sein sollte, in dieser Gegend eine Landwirthschaft zu übernehmen, von welcher der vorherige Landwirth ausgesetzt worden ist, so wird er einen Besuch von Rory erhalten."

Im allgemeinen war Drohung und Einschüchterung ein häufiger angewandtes Verfahren als thatsächlicher Angriff auf die Person. Z. B. zu Withelschimney in der Grafschaft Wicklow erschien am 21. Nov. eine Bande von 20 Mann, mit Flinten und Revolvern bewaffnet, in der Nacht bei einem Landwirth, dem sie einen Eid darauf abnahmen, daß er einen in seinem Pachtgehöft einsitzenden Käthner, gegen den er einen gerichtlichen Befehl erhalten hatte, nicht aussetzen werde. Die Bande nahm die Feuerwaffen, die sie vorfand, mit.

Landwirth Dennehy bei Cork, welcher seine Wirthschaft aufgegeben hatte, wurde am 22. Nov. von einer starken Bande wieder eingesetzt, welche ihm erklärte, wenn er seine Wirthschaft wieder verlasse, so komme sein Leben in Gefahr.

Auf sehr viele Personen wurde geschossen, aber nur sehr wenige wurden erschossen. Wo es wirklich beabsichtigt wurde, traf die Kugel wunderbar sicher; es war jedoch meistens nur auf Einschüchterung abgesehen. Ein häufiges Verfahren war die Wiedereinsetzung ausgesetzter Landwirthe in ihr Pachtgehöft, ein harmloser, jedoch gewöhnlich auch nutzloser „Frevel", weil die Polizei die Aussetzung bald darauf wiederholte. So wurde Ende October Landwirth Dominic Moran zu Tiernar, welcher vom Landherrn, dem ehrwürdigen Dr. Gibbings, ausgesetzt worden war, von einer

bewaffneten Bande wieder eingesetzt. Anfang November wurde Landwirth Riardan zu Glounthane bei Mallow in der Grafschaft Cork von einer bewaffneten Bande mit geschwärzten Gesichtern wieder eingesetzt. Mitte November wurde Joseph Byrne, welcher im Jahre 1879 von einer Wirthschaft zu Hacketstown ausgesetzt worden, welche inzwischen ein anderer Landwirth bezogen hatte, von einer vermummten Bande wieder eingesetzt, welche ihm den Eid darauf abnahm, sich im Besitz zu halten. Dies fand während der zeitweiligen Abwesenheit des neuen Pachters statt. Als dieser nach Hause zurückkehrte, fand er Byrne als Hausherr vor, und als er der Polizei davon Anzeige machte, wurde Byrne von derselben abgeführt und erhielt Quartier im Gefängniß. Am 22. Nov. wurde Landwirth Dehenny, welcher aus Unvermögen zur Zinszahlung seine Wirthschaft bei Millstreet in der Grafschaft Cork dem Landherrn zurückgestellt hatte, von einer starken Bande wieder eingesetzt, welche ihm erklärte, wenn er sein Gehöft wieder verlasse, so komme sein Leben in Gefahr.

An demselben Tage wurden die Gebrüder Holland und deren Frauen in ihrer Wirthschaft bei Macroom in der Grafschaft Limerick verhaftet, weil sie diese Wirthschaft mit Gewalt im Besitz hielten, nachdem sie daraus vertrieben worden waren. Sie wurden unter starker Polizeiescorte nach Macroom abgeführt, wo sie Gefängnißstrafe erhielten. Unterwegs sammelte sich eine große Menge Menschen an, welche ihre Theilnahme lebhaft ausdrückte, jedoch keinen Versuch zur Befreiung machte.

Am 15. Nov. zog eine Bande von 3000 Mann zu Fuß und zu Pferde nach einem Pachtgehöft zu Ennsheen bei Ennis in der Grafschaft Clare und machte dort alles dem Boden gleich, nachdem dort die Landwirthin Witwe Stacpool mit ihren beiden Nichten verjagt worden war, weil sie die vom Landherrn geforderte Zinserhöhung verweigert hatte.

Der Landbund der Grafschaft Cork beschloß am 15. Nov., die Fuchslager zu vergiften. Der Fuchs ist bekanntlich ein ganz besonderer Liebling des Landherrn, der kaum eine höhere Wonne kennt, als ihm durch Hain und Heide zu folgen. Man berechnete, daß in der Grafschaft Cork allein jährlich 20000 Pfd. St. für Jagdhunde, Jagdpferde, Fuchslager verausgabt werden. Der Sportsman hatte sich besonders hervorgethan durch sein lautes Schreien und Drängen nach Ergreifung strenger Zwangsmaßregeln seitens der Regierung, während er zur Zeit der Nothstände im vorigen Jahre nicht das Geringste zu deren Milderung beigetragen hatte.

Ein häufig gegen die von der Nationalpartei Verpönten verübter Frevel war das Tödten oder Verstümmeln (Houghing, sprich Hoching) an Vieh, das denselben gehörte. Anfang November wurden 10 Stück Rindvieh, welche im Besitz der Gebrüder Lydon waren, getödtet wegen Vergehen gegen die Vorschriften des Landbundes. Eine Wirthschaft bei Waterford, welche der Landwirth Blake bezogen hatte, nachdem der vorige Pachter ausgesetzt worden war, wurde am 25. Nov. von einer Baude besucht, welche Blake's Vieh scheußlich zerstach und zerhackte, einen Theil desselben im Flusse ersäufte. Pachter Maher wurde von seiner Wirthschaft bei Waterford ausgesetzt, worauf der Landherr daselbst Vieh auf die Weide treiben ließ, das dann nachts wiederholt verjagt wurde. Einer Anzahl Milchkühe wurde der Schwanz abgeschnitten.

Zerstörung sonstigen Eigenthums kam nur in einzelnen Fällen vor. Einem Pachter bei Boyle, welcher einen exorbitanten Zins voll bezahlte, wurden die im Felde stehenden Erträge zerstört, die Zäune umgeworfen, Thore und Pforten eingeschlagen. Dagegen begab sich (20. Oct.) ein Aufzug unter Voranschritt eines Musikcorps nach einer Wirthschaft, deren Pachter ausgesetzt worden war, erntete das dort auf einem großen Felde stehende Getreide ein und fuhr dasselbe nach der jetzigen Wohnung des Vertriebenen. Im September wurden auf einigen proscribirten Wirthschaften von der Nationalpartei Heuschober verbrannt, die auf den Feldern standen.

Das bei der Nationalpartei beliebteste und für ihre Zwecke wol auch wirksamste Verfahren gegen die von ihr Verpönten war das Boycottiren (Boycotting). Bei diesem Verfahren soll aller Verkehr mit dem Betroffenen abgebrochen werden; es soll ihm niemand etwas ver-, oder abkaufen, oder sonst irgend dienstlich sein. Es kam besonders häufig zur Geltung; wir können nur einige Beispiele anführen. Die Pächter auf den Glenmoregütern in der Grafschaft Kilkenny beschlossen, nur Zins nach der Abschätzung durch das Armengesetz zu entrichten. Trotz dieses Beschlusses zahlte ein Mann, Landwirth Doherty, seinen sehr hohen Zins voll aus. Seitdem sprach kein Mensch mit ihm oder hatte irgend Verkehr mit ihm. In keinem Geschäftsladen seiner Nachbarschaft wurden ihm oder seinen Angehörigen Lebensmittel oder sonst eine Waare verkauft. Seine Magd verließ ihn. Seine Lage ward so mislich, daß er seinen Landherrn bat, ihm das gezahlte Geld zurückzugeben, sonst müsse er seine Wirthschaft aufgeben und die Gegend ganz verlassen. Er wurde unter speciellen Polizeischutz gestellt.

Dem Walter M'Nally, Krämer zu Ballinrobe, wurde wegen Verletzung der Vorschriften des Landbundes mit dem Tode gedroht, sodaß er von der Polizei besonders geschützt werden mußte. Kein Mensch kam in seinen Laden, sein Geschäft war ruinirt. Noch im Januar 1881 waren nach Gladstone's Angabe noch an 380 Personen boycottirt und standen unter Polizeischutz.

Man ersieht, daß die Vorgänge der irischen Schreckenszeit mit Ausnahme der fünf agrarischen Mordthaten zwar nicht durchgehends so gewaltsamer Beschaffenheit waren, wie sie beim ersten Blicke schienen, vielfach nur die schwachen Widerstandsversuche armer Leute gegen die mächtige Staatsgewalt; vereinigt aber waren sie doch stark genug, das ganze große Reichsgebäude Großbritanniens in den Grundfesten zu erschüttern. Wird das Landsystem in Irland in Frage gestellt, so ist das bei dem Landsystem in Schottland und England unausbleiblich der Fall. Man wird dann in diesen Königreichen auf den Unterschied zwischen Eigenthum in Land und Eigenthum in beweglicher Habe tiefer und in weitern Kreisen als bisher eingehen müssen. In der englischen Jurisprudenz wird dieser Unterschied zwischen Landeigenthum, real property, Eigenthum in Realien, und Eigenthum in beweglichen Dingen, personal property, Eigenthum in Personalien, also im Grunde doch dem wirklichen, absoluten Eigenthum, stets festgehalten. Bei solcher Erörterung würden aber die Vorrechte der Landeigenthümer, welche einen wesentlichen Theil der Grundlagen des Staats- und Gesellschaftsbaues in Groß-

britannien bilden, in Frage gestellt werden. So sehr haben dort die Manufactur- und Handelsstädte das Arbeitsleben vom Boden abgezogen, daß jene Vorrechte kaum als allgemein beschwerlich empfunden werden. Das großbritannische, auf dem Primogeniturprincip ruhende System großen Grundeigenthums gewährt aber Veranlassung zu einer langen Reihe von Erörterungen über tiefgreifende, beschwerliche Umstände.

Im gegenwärtigen Moment ist auch gar nicht außer Betracht zu lassen, daß die Einfuhr namentlich amerikanischen Getreides und Fleischwaaren dem großbritannischen Landbau auf dem heimischen Markte so sehr Concurrenz macht, daß der britische Landpachter, so behaglich und unabhängig seine Stellung im Vergleich zum irischen auch ist, sich bereits so vielfach bedrängt findet, daß ein sehr merklicher Auswanderungszug nach Manitoba, Neuseeland u. s. w. unter den englischen Farmers eingetreten ist. Es liegt nahe, daß der britische Farmer Vergünstigungen, die dem irischen Genossen gewährt werden, auch für sich beansprucht.

Bei solcher Tragweite der irischen Landfrage ist es zweifellos, daß das britische Oberhaus, das Haus der Landherren, der Wahrer des britischen Landsystems, jeder wesentlichen Aenderung des irischen Landsystems zu Gunsten der Pächter sich fest widersetzen wird.

Gladstone's Ministerium soll jetzt entscheiden, ob Irland lediglich durch den Gefängnißschließer und die bewaffnete Polizei regiert werden kann, oder durch Gesetz auf constitutionellem Wege; namentlich muß die irische Landbill, welche Forster für die nächste Session des Parlaments zugesagt, dies entscheiden.

Die in der vorigen Session zur Untersuchung der irischen Landfrage eingesetzte parlamentarische Commission hatte Mitte November ihren Bericht fertig, welcher überraschend günstig für die Forderungen der irischen Pächter ausfiel. Derselbe empfahl besonders die Erwerbung des Pachtgutes als Eigenthum durch die Pächter, feste und lange Pacht und hebt hervor, daß kein Plan zufrieden stellen könne, der nicht Sicherheit des Pachtbesitzes gewähre; der Bericht empfahl weiter die Einsetzung eines Pachtgerichthofes, dessen Urtheile ohne weitere Appellation endgültig sein müßten. Zur Commission gehörte eine Anzahl irischer Landeigenthümer, die Lords Monck, Powerscourt, Emly.

Da man nach solchem Bericht der Commission nicht zweifeln konnte, daß die Regierung die in Aussicht gestellten Bills zur gründlichen Reform der irischen Landgesetze demnächst einbringen werde, säumte Sir Stafford Northcote, der Führer der conservativen Opposition im Unterhause, nicht und erklärte am 26. Nov. in öffentlicher Versammlung, die Opposition sei entschlossen, solchen Maßnahmen auch im Unterhause den festesten, unverbrüchlichsten Widerstand entgegenzusetzen. Die drei F, welche die irischen Farmers verlangen, sagte Sir Stafford, stehen für „fraud, force and folly" („Trug, Zwang und Thorheit"). Er erkannte auf keine Weise an, daß die irischen Landwirthe Grund zu Beschwerden haben. In Antwort auf Sir Stafford's Rede gab Earl Granville, der ministerielle Führer im Oberhause, in einer öffentlichen Versammlung in London die bestimmte Erklärung, die Regierung werde jedenfalls in der nächsten Session Anträge zur definitiven Ordnung der irischen Frage bringen.

Nach einigen Schwierigkeiten, die aus der verschiedenen Parteistellung seiner Mitglieder entstanden, auf der einen Seite Whigs, auf der andern vorgerückt Liberale, schloß das Cabinet in seiner Sitzung am 25. Nov. seine Vorberathungen über die irische Frage. Forster berichtete, daß vorderhand keine außerordentlichen Zwangsmaßnahmen erforderlich, zunächst weiter keine außerordentlichen Ausschreitungen zu besorgen seien, daß die gewöhnlichen, der Regierung zur Verfügung stehenden Kräfte noch hinreichten, worauf das Cabinet dann schließlich über die Irland betreffenden Vorlagen für das Parlament im allgemeinen zur Uebereinstimmung kam. Die leitenden Hauptpunkte der im Parlament einzubringenden Anträge wurden dann einstimmig festgestellt. Bis Weihnachten sollten keine Cabinetsberathungen über die irische Sache weiter stattfinden, das Parlament früh, im Januar, einberufen werden. Der Regierungsentwurf sollte, wie es damals hieß, enthalten: eingehende Vorschläge zur Einführung und Entwickelung des Bauerneigenthumsystems, Legalisation des Systems der festen Pacht nach dem Muster des ulster Pachtsystems, Einsetzung einer permanenten Commission für Pachtzinsabschätzung, Einführung eines nicht kostspieligen Verfahrens beim Pachtrechtverkauf, Gründung eines Staatsfonds für Urbarmachung wüster Ländereien.

Man kann nur annehmen, daß Gladstone ehrlich bestrebt ist, die heilsamen Maßnahmen für die Wohlfahrt Irlands, die er vor zwölf Jahren begann, jetzt durch Erledigung der Landfrage weiter zu führen. Forster's radicale Gesinnungen, namentlich bezüglich irischer Angelegenheiten, sind bekannt. Allein von Schwierigkeiten umringt, ist die britische Regierung in der irischen Sache in eine etwas schiefe Stellung gedrängt worden. Sie hat einen Doppelkampf zu bestehen, sowol gegen die Partei der Landherren wie gegen die der Landbauern. Gladstone und Forster sind genöthigt, Einrichtungen aufrecht zu halten, die sie selbst wiederholt für ungerecht erklärt haben.

Bei Einbringung der erwarteten Anträge zur Reform der irischen Landgesetze steht bereits im Unterhause, wie der Führer der dortigen Opposition angekündigt hat, energischer Widerstand bevor. Nachdem dort dann alle Territorialinteressen niedergeschlagen sind und das Ministerium das Unterhaus für sich gewinnt, dann kommt die Frage an das Oberhaus, das Haus der Landherren, die dort über ihre eigensten Interessen Gesetze zu erlassen berufen sind. Dort steht dann ein solcher Widerstand bevor, daß bei der Dringlichkeit der irischen Sache es zu einer gewaltigen Collision zwischen den beiden Häusern des Parlaments kommen muß.

Unter diesen schwierigen Umständen schwanken die Leiter der Regierung, ob sie, jetzt kräftig durchgreifend, das mächtige Oberhaus in seiner festesten Ummauerung erstürmen, oder, fast zu kleinen Tories eingeschrumpft, die von den Tories vorgezeichneten Linien genau einhalten sollen. Wiederholt tritt eine unerwartete Verwandlung der Scene ein.

Die nichtssagenden Paragraphen der Thronrede über die irische Frage bei der jüngst stattgefundenen Wiedereröffnung des Parlaments haben jedenfalls auf die irischen Mitglieder einen fröstelnden Eindruck gemacht und gewaltige Zornausbrüche verursacht. Parnell stellte ein Amendement zur Adresse und veranlaßte eine sehr stürmische Debatte. O'Connor Power erklärte, die Sprache der Thronrede habe

seinen Erwartungen nicht entsprochen, sie erweise, daß Gladstone keine gründliche Reform der Landgesetze beabsichtige. Eine bloße Erweiterung der Landacte von 1870 sei Hohn und Trug. Als erste Abschlagszahlung für die gerechten Forderungen Irlands verlange er einen Plan zur Urbarmachung der wüsten Ländereien, welche eine Million der Bevölkerung versorgen würde. Gladstone's Politik müsse die liberale Partei in Irland zerstören, und die große Majorität des englischen und schottischen Volkes müsse sich gegen sie erklären.

Unterdessen verlangt das liberale Ministerium Gladstone vor allen Dingen die Zwangsbill für Irland vom Parlament, was auch immer hernach aus den verheißenen Landbills werden mag.

Die Regierung der niederländisch-ostindischen Colonien.

Von

Emil Metzger.

I.

An der Spitze der Regierung in Indien steht der Generalgouverneur, „Repräsentant des Königs, Oberbefehlshaber des Landheeres und der Seemacht östlich vom Cap der Guten Hoffnung".

Die Ernennung erfolgt durch den König auf Vortrag des Ministerrathes. Der zu Ernennende muß 30 Jahre alt und Niederländer sein; er darf nicht betheiligt sein an Unternehmungen, die mit der indischen Regierung contrahirt sind. Sobald er sein Amt einmal angetreten hat, darf er die indischen Besitzungen nicht mehr verlassen oder sein Amt niederlegen ohne Genehmigung des Königs. Er legt den Eid ab in die Hand des Monarchen, tritt aber sein Amt erst an nach Ankunft in Indien.

Die dem Stellvertreter des Königs ertheilte Macht und die ihm auferlegten Verpflichtungen werden wir weiter unten kennen lernen.

Seine Macht ist groß, seine Stellung glänzend, beide in vieler Beziehung denen eines Souveräns gleich, und zwar denen eines orientalischen Herrschers; für den menschlichen Stolz mag es ein Hochgenuß sein, sich heute als einfachen Staatsbürger, morgen als Herr über 25 Mill. Inländer*), Chinesen, orientalische Völker von verschiedenen Rassen und 30000 Europäer zu fühlen, die zu ihm aufschauen, — selbst viele Europäer, wenigstens äußerlich, als zu einem Wesen höherer Art. Auch die Vortheile seiner Stellung sind bedeutend, sind derart, daß sie, selbst in den jetzigen, auch in Indien schlechten Zeiten, glänzend genannt werden können. Um diesen Punkt hier kurz zu berühren, sei bemerkt, daß das jährliche Einkommen des Generalgouverneurs 160000 Fl. beträgt, daß ihm

*) Das hier gebrauchte Wort „Inländer" hat schon oft Abweisung erfahren; doch scheint es mir die Sache richtiger zu bezeichnen als das für dasselbe manchmal beliebte „Eingeborene". Der Javane ist Eingeborener von Java, der Sumatraer von Sumatra, der Amboinese von Amboina: alle sind Inländer in den niederländisch-ostindischen Besitzungen im Gegensatz zu denen, welche eingewandert sind, z. B. Araber, Chinesen. Inländer faßt im allgemeinen mehr die politische Seite auf.

außerdem zu Batavia und Buitenzorg für Rechnung des Staates erbaute und möblirte Hotels („Schlösser" dürfte wol eine zu hohe Vorstellung erwecken) sowie ein Landhaus zu Tjipannas, hoch im Gebirge, ungefähr 1000 Meter über der Meeresoberfläche (in den preanger Regentschaften gelegen) zur Benutzung überlassen sind. Der Generalgouverneur, welcher fünf Jahre seine Stellung bekleidet hat, erhält jährlich 6000 Fl. Pension.

Weitern Bedingungen als den oben angeführten braucht nicht genügt zu werden, um diese Stellung erhalten zu können; die frühere Stellung kommt nicht in Betracht.

Der Ministerrath ist in seinem Vorschlag nur an diese und keine andern Bedingungen gebunden.

Gewöhnlich werden jedoch Personen zu der Stellung eines Generalgouverneurs erhoben, die bereits ein höheres Staatsamt bekleidet haben, doch ist dies durchaus keine Regel. Frühere Minister der colonialen Angelegenheiten wechselten in den letzten Jahren ab mit einfachen Beamten, deren entschiedenes Talent erkannt wurde und die ein entschlossenes Ministerium zu dieser Stellung vorschlug, um durchgreifende Maßregeln in Indien durchführen zu können. Die Stellung des Generalgouverneurs hängt genau zusammen mit der des ganzen Ministeriums wegen der Verantwortlichkeit der Minister gegenüber den Generalstaaten, wie ich hier, auf das Nachfolgende anticipirend, einschalte.

Seit einer Reihe von Jahren scheint es Regel geworden zu sein, zu dieser Stellung niemand zu ernennen, der sich im activen indischen Dienst befindet. Eine oft besprochene Frage ist es, ob es den Vorzug verdient, daß der Generalgouverneur früher schon in Indien war, namentlich schon eine bedeutende Laufbahn dort abgeschlossen hat, oder daß er als ganz Fremder dort eintritt.

Beide Fälle haben stattgefunden, für beide hat man Gründe für und wider aufgestellt.

Diese Frage verdient mit ein paar Worten beleuchtet zu werden.

Für die Ernennung von Personen, die nie in Indien waren, wird Folgendes angeführt:

Zuerst die frische Kraft, die jemand, der dem verheerenden Einfluß der Tropen nicht schon lange bloßgestellt gewesen ist, in geistiger wie in körperlicher Beziehung mitbringt, dann aber namentlich die Frische der Auffassungskraft, gesteigert dadurch, daß er nicht nach und nach, in der Zeit und in der Gesellschaft, in welcher er in Indien lebte und sich selbst entwickelte, sich seine Ansichten einseitig gebildet hat, sondern daß er als gereifter Mann, ausgerüstet mit allen Vortheilen seiner Stellung, in eine ganz neue Umgebung eintritt, die er mit freiem und unparteiischem Blick in ihrer Totalität erfaßt.

Auch wird ein Generalgouverneur, der plötzlich, dem Inländer gänzlich, dem Europäer ziemlich fremd, in Indien auftritt, viel mehr Nimbus um sich her verbreiten als derjenige, welcher in Indien einen langen Weg hinter sich hat und den so viele seiner Landsleute, so viele Inländer in untergeordneter Stellung gekannt haben. Man meint, daß sein Verhältniß zum europäischen Element namentlich viel schwieriger werden würde, besonders den Personen gegenüber, welche früher seine Chefs, seine Amtsgenossen, sein täglicher Umgang gewesen sind.

Diesen Gründen hätte man noch zufügen können, daß, wer schon lange in Indien gewesen, wer dort Bekannte, Freunde, Familie hat, der Gefahr weit mehr ausgesetzt ist, durch persönliche Verhältnisse beeinflußt zu werden, oder um es mit einem bezeichnenden Worte kurz zu nennen: die Furcht vor einer Familienregierung.

Hiergegen, gleichzeitig um die Wahl von Personen zu befürworten, die schon eine Laufbahn in Indien zurückgelegt haben, wird Folgendes angeführt:

Der Generalgouverneur steht in Indien auf solcher Höhe, daß es ihm niemals möglich sein wird, in manche intimere Verhältnisse des indischen Staats- und Privatlebens einzudringen, wenn er nicht diese Kenntniß oder wenigstens eine tüchtige Vorbereitung für dieselben schon in seine Stellung mitgebracht hat. Das Leben in Indien weicht weit vom Leben in Europa im allgemeinen und von dem in Holland im besondern ab.

Infolge dessen ist es sogar für einen recht gereiften Mann, der, selbst in untergeordneter Stellung, gleich in das Innere der Colonie und in einen engen Verkehr mit dem Inländer versetzt wird, der durch die Entbehrung eines jeglichen europäischen Umganges auf das angewiesen ist, was ihm die inländische Gesellschaft bietet, keineswegs leicht, einigermaßen mit seiner Umgebung bekannt zu werden. Vielleicht werde ich bei einer andern Gelegenheit Beweise hierfür beibringen; für jetzt möchte ich es nur als Thatsache hinstellen. Ich will nur noch bemerken, daß selbst die im Umgang übliche malaiische Sprache — ich spreche von der, welche im Malaiischen Archipel die Rolle spielt, welche die Lingua franca an den Küsten des Mittelländischen Meeres erfüllt, nicht zu verwechseln mit der Schriftsprache — auch von denen, welche sie einige Jahre in Europa getrieben haben, beinahe immer erst im Lande erlernt werden muß. Ein Generalgouverneur, der nie vorher in Indien gewesen ist, theilt diese Schwierigkeiten mit jedem Neuling; seine hohe Stellung erschwert ihm viel mehr, diese Hindernisse zu überwinden, als sie ihm deren Hinwegschaffung erleichtert, trotzdem oder vielmehr weil ihm so viele Hülfsmittel zu Gebote stehen.

Wer es auch immer sein mag, der berufen wird, um dem Generalgouverneur Aufschluß über irgendwelchen Gegenstand zu geben, Inländer oder Europäer, ist sich der hohen Stellung bewußt, die der Fragende einnimmt; infolge dessen beobachtet er in seiner Antwort eine gewisse Zurückhaltung, überlegt auch wol, ob er durch die Beantwortung der Frage, durch die Art, wie er dies thut, durch die Nebenumstände, die er dabei berührt, bei einem der „kleinern Götter" Unzufriedenheit erregen wird. Ist er schlau genug, aus der Frage des „Großen Herrn" (Tuwan besahr nennen die Inländer den Generalgouverneur) seinen Gedanken zu errathen, zu ahnen, welche Antwort erwünscht ist, so dürfte mancher der Versuchung unterliegen, seine Gefühle in seiner Antwort denen des Generalgouverneurs anzupassen.

So erzählt man sich, daß ein Generalgouverneur die javanische Sprache zu erlernen wünschte und sich hierfür einen inländischen Lehrer nahm. Und der Große Herr war unsicher, ob er ein Wort mit langem oder mit kurzem e schreiben mußte (eigentlich, ob er das Lautzeichen für das lange oder kurze e, Taleng und Pepet genannt, die dem Consonanten angehängt werden, gebrauchen

müsse), und fragte seinen Lehrer; der aber stand einen Augenblick schweigend und nachdenkend, dann aber entströmten seinem Munde die weisen Worte: „Ganz wie der Große Herr zu belieben geruhen."

Wer in Indien eine höhere Stellung bekleidet hat und dann Generalgouverneur wird, bringt Kenntnisse mit, die ein anderer sich zu verschaffen im besten Falle Jahre nöthig hat; er bringt auch vielseitige Kenntnisse mit, die sich nicht beschränken auf den speciellen Dienstzweig, in welchem er beschäftigt gewesen. Es ist eine eigenthümliche Erfahrung, die beinahe jeder macht, der eine gewisse Stellung in Indien einnimmt, den Inländer zu behandeln weiß und mit ihm in vielfache Berührung kommt, daß man von ihm beinahe über alles andere besser und leichter Nachricht erhält als über das Zunächstliegende. Wenn sich Misvergnügen in einem Theile des Landes regte, so wurde dies gewöhnlich in einer andern Gegend zuerst entdeckt; wenn die Bevölkerung eines Landstriches sich zu beklagen hatte über ihre Häuptlinge, sprachen die Nachbarn früher davon als die Betheiligten.

Es ist nicht abzusehen, weshalb gerade der, welcher eine gründliche, vielumfassende und vielseitige Vorbereitung mitbringt, die Verhältnisse einseitig ansehen soll, wenn er die höchste Stellung, den colonialen Thron, erreicht hat. Eine einseitige Beurtheilung ist vielmehr von dem zu fürchten, welcher Sachen und Personen auf einen Abstand und von der Höhe herab ansieht, nicht von dem, der einen mühevollen Weg zur Höhe zurückgelegt und den Gipfel im Schweiße seines Angesichts erreicht hat.

Was den Nimbus der Stellung betrifft, so hat derselbe ohne Widerspruch großen Einfluß auf den Inländer. Für ihn kommt es jedoch im allgemeinen nur darauf an, welche Stellung eine Person einnimmt; höchstens werden ihn die Aussichten kümmern, die jemand hat, nie aber wird er sich darum kümmern, was jemand gewesen ist. In dieser Weise verhält sich der Inländer dem eigenen Häuptling gegenüber, solange nicht Geburt und Glaube ins Spiel kommen, und noch viel mehr dem europäischen Beamten gegenüber, wenn diesem nicht ganz besondere, außergewöhnliche Verhältnisse auch einen persönlichen, dauernden Einfluß, unabhängig von seiner Stellung, verschafft haben.

Nie wird er jedoch einem Hochgestellten, er sei Europäer oder Inländer, weniger Ehrfurcht zeigen, weil derselbe seine Carrière von unten auf gemacht hat und er Zeuge einer solchen Laufbahn gewesen ist. Was das Verhältniß gegenüber frühern Amtsgenossen und Vorgesetzten betrifft, so ist der Standpunkt eines Generalgouverneurs von Niederländisch-Indien selbst dem, welcher ihm unmittelbar im Range folgt, gegenüber (nämlich dem Vicepräsidenten des Rathes von Indien) so hoch, das Niveau, auf dem er sich befindet, ein so ganz verschiedenes von dem der übrigen europäischen Gesellschaft, daß es jedem neuen Generalgouverneur sehr leicht gemacht wird, seine Würde in dieser Beziehung aufrecht zu erhalten.

Leider ist es gewiß, daß der Nimbus sehr gesunken ist, und zwar sehr zum Nachtheile einer kräftigen Regierung; doch dies liegt in ganz andern Verhältnissen, namentlich in der Abhängigkeit des Generalgouverneurs vom Minister der colonialen Angelegenheiten und den Generalstaaten. Dem Minister und der gesetz-

gebenden Macht gegenüber kann es wol zu störenden Conflicten führen, wenn Generalgouverneur und Minister der colonialen Angelegenheiten früher schon in Beziehungen gestanden haben, die weniger angenehm waren, oder wenn Personen, die unter dem Generalgouverneur gestanden haben, plötzlich Einfluß auf seine Stellung bekommen, sei es als Minister oder als einflußreiche Kammermitglieder: ebenso kann das sehr stark entwickelte holländische Parteileben die dienstliche Stellung eines Generalgouverneurs unangenehm machen.

Die Furcht vor einer Familienregierung ist nicht ganz ungegründet; dieselbe dürfte jedoch auch dann eintreten, wenn der Generalgouverneur nie vorher in Indien gewesen ist und bei seiner Ernennung gar keine Bekannte, Freunde, Verwandte in den Colonien hat.

Die Verbindungen mit Indien sind jetzt so häufig, so wenig zeitraubend, mit so unverhältnißmäßig geringer Gefahr verbunden, über indische Zustände ist heute so viel mehr als vor zwanzig Jahren in Holland bekannt (wiewol die Kenntniß der wirklichen, nicht blos der in mehr officiellen Handbüchern vorgeschriebenen und beschriebenen Zustände immer noch sehr viel zu wünschen übrigläßt), daß die Furcht vor dem Aufenthalt in den Colonien, wenn auch noch nicht überwunden, jedenfalls sehr verringert ist; ja es kommt schon vor, daß die Colonien als Ziel einer Vergnügungsreise genommen werden. Diese Umstände tragen gewiß viel dazu bei, in den Niederlanden mehr und mehr die Lust zu erwecken, sein Glück in den Colonien zu versuchen, und jedenfalls dürfte das Bewußtsein, zur Familie eines neuernannten Generalgouverneurs zu gehören, mehr fördernd als hemmend darauf wirken.

Gegen Familienregierung, um dieses Wort beizubehalten, gibt es kein Schutzmittel von allgemeiner Art; die einzige Bürgschaft dagegen kann nur gefunden werden im Charakter der ernannten Person; ganz frei von den Einflüssen der Umgebung, der Freunde, der Familie wird sich niemand halten können, auch der beste, unabhängigste Charakter nicht. Misbräuche kommen bei allen Ständen, bei allen Nationen vor; es ist unmöglich, sie absolut auszuschließen. Mit solchen ungesunden Elementen kann man nicht vorher rechnen.

In jetziger Zeit, wo die Verbindungen des Vaterlandes mit der Colonie drückend geworden sind für das politische Leben der Colonien, sind die vielfachen Berührungspunkte eines Generalgouverneurs, der sein ganzes Leben in Niederland verlebt, der daselbst im öffentlichen Leben eine Rolle gespielt hat, jedenfalls viel gefährlicher als die eines Mannes, der eine lange Laufbahn, die er in Indien gemacht, abgeschlossen hat, um im Vaterlande Ruhe zu genießen.

Der letztere bleibt mehr oder weniger Fremdling in Europa; alle diese Männer leben, sofern es ihre Verhältnisse erlauben, an einem von zwei Orten in Holland: im Haag oder in Arnheim, meist in eigenen, geschlossenen Kreisen.

Viele Umstände wirken dazu mit, wol auch eine oft unausgesprochene Sehnsucht nach Indien, dem Lande, wo sie gearbeitet und so manches Lustrum ihrer besten Lebensjahre verlebt haben.

Wird ein solcher Mann nun zurückberufen nach Indien, um dort seinem Vaterlande als Generalgouverneur zu dienen, dann ist er in den meisten Fällen

ganz frei von allen politischen Banden, die ihn im Vaterlande an die eine oder andere Partei fesseln könnten; er hat in Indien früher schon eine hohe Stufe erreicht; er weiß, welcher Abstand selbst da noch für ihn bestand bis zum Throne des „Unterkönigs von Insulinde", und vom Augenblicke jener Berufung an hat er auch die volle Berechtigung, das volle Bewußtsein seiner Stellung, welches ihn da, wo es nöthig ist, losmacht von allem, was nicht mit seinem Amte verbunden ist.

Eine Familienregierung ist unschädlicher als eine Parteiregierung, nämlich für das allgemeine Wohl. Eine Familienregierung schädigt Individuen durch den Vorzug, den sie einzelnen einräumt zum Nachtheile von andern. Schädlich für das allgemeine Wohl ist dies nur, wenn die eingeräumten Vortheile größer sind als diejenigen, die man andern eingeräumt haben würde. Wirklich bedeutend wird der materielle Nachtheil, solange es sich um Personen handelt, nur in seltenen Fällen. Schädlicher ist die Verderbniß, die dadurch dem Staatsleben im allgemeinen eingeimpft wird, namentlich durch das schlechte Beispiel und durch die Zurücksetzung von moralisch mehr berechtigten Bewerbern.

Dagegen ist es viel gefährlicher, wenn der Mann, der an der Spitze steht, sich in das Parteileben eingelebt hat; die Bevorzugung einer Partei ist viel schädlicher, weil sie zu viel größern Zugeständnissen führt, als die Bevorzugung einzelner Personen. Die größte Gefahr hierbei liegt jedoch darin, daß der Träger der Gewalt, durchdrungen noch von den Grundsätzen der Partei, der er angehört, sich unbemerkt zu Concessionen hergibt, und zwar um so leichter, je weniger es sich um Vortheile handelt, die einzelnen Personen zugute kommen. Eine Bevorzugung der Person erscheint mehr oder weniger hassenswerth, eine Bevorzugung der Partei und der Sache viel unschuldiger.

Das Verhalten des Generalgouverneurs von Niederländisch-Indien und seine Befugnisse sind festgesetzt im Regierungsreglement von Niederländisch-Indien, beschlossen durch die niederländische gesetzgebende Macht im Jahre 1854. Außerdem empfängt noch jeder Generalgouverneur, der nach Indien abreist, besondere Instructionen, die ihm die Richtung, welche der Ministerrath befolgt haben will, andeuten. Die große Wichtigkeit der ostindischen Colonien für Holland wird wol ziemlich allgemein anerkannt, wenigstens von jedem, der sich die Mühe gibt, einigermaßen in die Verhältnisse einzudringen. Es sind nicht die directen Vortheile allein, wiewol diese für das holländische Budget auch jahrelang im Durchschnitt 20 Mill. jährlich geliefert haben, sondern es sind namentlich die indirecten Vortheile, welche die Niederlande so bereichern, indem sie dies Land zum Vermittler des Handels mit den Colonien machen, davon ganz zu schweigen, daß jährlich viele Holländer eine ehrenvolle Existenz in den Colonien finden, ja zur Erreichung mancher Stellungen ihnen die Hülfe des Staates geboten wird.

Hieraus ergibt sich die Nothwendigkeit eines strengen und innigen Zusammenhanges zwischen der politischen Richtung im Mutterlande und der in der Colonie. Die Ernennung des Generalgouverneurs ist ein Prärogativ der Krone, aber einem Ministerium, welches gegenüber den Kammern die Verantwortung nicht für die Ernennung, wohl aber für die Handlungen des Generalgouverneurs trägt, muß

ein bedeutender Einfluß auf die Ernennung, der Vortrag, darüber eingeräumt werden.

Demgemäß kann es vorkommen (wiewol gewöhnlich ein Generalgouverneur fünf Jahre in Indien bleibt), daß eine Veränderung des Ministeriums auch das Abtreten des Generalgouverneurs zur Folge hätte.

In letzterer Zeit ist dieser Fall zweimal vorgekommen: einmal wurde ein Generalgouverneur, nachdem er allerdings beinahe fünf Jahre seinen Rang in Indien bekleidet hatte, zurückgerufen; im zweiten Falle erbat sich der Gouverneur J. London seine Entlassung wegen eines Wechsels im Ministerium, der allerdings von einer völligen Veränderung in manchen wichtigen Angelegenheiten begleitet war. Er war noch nicht drei Jahre im Amte und brachte seiner Ueberzeugung sehr bedeutende persönliche Interessen zum Opfer.

Es ist dies, soviel ich weiß, das einzige Beispiel dieser Art, was wol einigermaßen auffallend ist, da die Niederlande seit 1845 22 Minister der colonialen Angelegenheiten (darunter die stellvertretenden Minister nicht mit gerechnet), Indien in derselben Zeit 8 Generalgouverneure gehabt hat, deren letzter vor einigen Monaten ernannt wurde. Wenn auch nicht immer, so doch häufig sind Minister von verschiedener Farbe einander gefolgt. Allerdings bemerkt man bei einer Zusammenstellung der gleichzeitigen Minister und Generalgouverneure merkwürdige Combinationen von Farben und Veränderung in den Schattirungen, wie man sie manchmal nicht erwartet haben sollte.

Der Generalgouverneur ist von seinen Amtshandlungen dem Könige Rechenschaft schuldig, jedoch kann er auch durch die Zweite Kammer in Anklagezustand versetzt werden. Ich führe die betreffenden Artikel des Regierungsreglements und des holländischen Grundgesetzes in wörtlicher Uebersetzung an.

Art. 37 des erstern lautet: „Der Generalgouverneur ist mit Bezug auf die Ausübung seiner Würde dem Könige Verantwortung schuldig, ohne Verkürzung des Rechtes zu seiner Verfolgung, welche durch Art. 159 der Constitution der Zweiten Kammer zuerkannt wird.“ Dieser letztere Artikel lautet: „Die Mitglieder der Generalstaaten, die Chefs der ministeriellen Departements (Minister), die Generalgouverneure oder die hohen Beamten, welche unter anderm Namen mit gleicher Macht bekleidet sind in den Colonien oder Besitzungen des Reiches in andern Erdtheilen, die Mitglieder des Staatsrathes und die Commissare des Königs in den Provinzen (höchste Autorität) werden, wegen Amtsverbrechen, durch den König oder die Zweite Kammer zur Verantwortung gezogen, gerichtet durch den Hohen Rath (das höchste Gericht) der Niederlande.“

Die Strafen, mit denen solche Vergehen und Verbrechen bedroht werden, sind: Verbannung für die Zeit von drei bis zehn Jahren, Gefängniß von drei Monaten bis zu drei Jahren, in beiden Fällen mit Verlust von Amt, Würde und Titel, und von Pension; in leichtern Fällen: ein bis drei Jahre Verbannung oder Gefängniß von ein bis sechs Monaten. Der Verlust von Amt, Titel, Pension muß nicht nothwendigerweise zugleich ausgesprochen werden. Ist in den Fällen der leichtern Art nur Nachlässigkeit, keine Absicht bewiesen, so tritt keine weitere Strafe, nur Verlust der Stellung ein.

Der Antrag, einen Minister u. s. w. in Anklagezustand zu versetzen, muß schriftlich, wenigstens durch fünf Mitglieder der Kammer unterschrieben, eingereicht werden. Er wird innerhalb 24 Stunden dem Beschuldigten mitgetheilt. Wenn die Kammer überhaupt beschließt, zur Behandlung des Antrages überzugehen, so wird er in die Hände einer Commission gestellt, welche die Zeugen vernimmt und die Sache soviel als möglich aufklärt. Dem Angeklagten ist es überlassen, ob er vor dieser Commission zum Verhör erscheinen will oder nicht; er muß jedoch gehört werden, sobald er dies verlangt, gleichgültig, wie weit die Verhandlung vorgeschritten ist.

Nachdem die Commission ihre Arbeit vollendet hat, rapportirt sie an das Plenum der Kammer; dieser Rapport wird erst in den Abtheilungen berathen und dann erst entscheidet das Plenum, ob man die Anklage fallen lassen oder weiter betreiben will. Im letztern Falle wird sie dem Generalprocurator beim Hohen Rath zur Einleitung des gerichtlichen Verfahrens übergeben. Uebrigens behält der Angeklagte das Recht, solange die Angelegenheit sich in den Händen der Kammer befindet, jeden Augenblick auf seine Vernehmung dringen zu können.

Ehe ich dazu übergehe, etwas über die Bestimmungen des Regierungsreglements bezüglich des Generalgouverneurs mitzutheilen, will ich erst ein paar Worte über den Rath von Niederländisch-Indien erwähnen. Derselbe besteht aus dem Vicepräsidenten und vier Mitgliedern. Alle Beamten und Landesdiener können direct vor den Rath zur mündlichen Vernehmung gefordert werden, um, wenn der Rath es nöthig erachtet, Aufklärungen zu geben. Der Generalgouverneur kann in allen Fällen, in welchen es ihm wünschenswerth scheint, dem Rathe präsidiren.

Auch kann durch den König dem Generalgouverneur ein Lieutenant zur Seite gestellt werden, der als vorläufiger Nachfolger des Generalgouverneurs anzusehen ist, und übrigens dem letztern zur Verfügung steht. Eine solche Ernennung hat jetzt schon längere Zeit nicht mehr stattgefunden.

Der Vicepräsident und die Mitglieder des Rathes von Niederländisch-Indien müssen Niederländer sein und das 30. Jahr erreicht haben. Die Ernennung des erstern erfolgt auf den Vorschlag des Ministerrathes, die der Mitglieder auf den Vorschlag des Generalgouverneurs durch den König*); ebenso die Entlassung aus ihren Stellen.

Gewöhnlich werden dieselben gewählt aus den höchsten im indischen Dienst befindlichen Beamten und Offizieren.

Sie können nur mit Bewilligung des Generalgouverneurs (außer auf frischer That) verhaftet werden.

---

*) Durch den König werden noch ernannt:

der Präsident des Hohen Gerichtshofes (des höchsten Tribunals). Dieser sowie auch die Mitglieder dieses Hofes können gegen ihren Willen nur durch den König ihrer Stellen enthoben werden;

die Mitglieder des Rechnungshofes;

der Commandant und die Generale der Armee;

der Commandant der Flotte, der jedoch ebenso wie das ganze europäische Personal der Flotte, Offiziere, Matrosen und Soldaten aus dem Etat der niederländischen Marine detachirt ist.

Der Generalgouverneur hat das Recht, mit Beobachtung der ihm gegebenen allgemeinen und besondern Vorschriften Bestimmungen festzusetzen über alles, was nicht durch die gesetzgebende Macht oder den König festgestellt ist oder festgestellt werden muß. In dringenden Fällen kann der Generalgouverneur auch solche Maßregeln treffen, muß jedoch die Genehmigung des Königs einholen und bleibt natürlich für die durch ihn getroffenen Maßregeln verantwortlich. Unter der gleichen Bedingung und gleicher Verantwortlichkeit kann er die Ausführung von Bestimmungen und Gesetzen, die in Europa gegeben werden, aufschieben.

Wie durch königlichen Beschluß festgestellt müssen betrachtet werden: alle bestehenden Organisationen und Institutionen, die angenommenen wichtigen Regierungsgrundsätze, endlich die für das Steuersystem angenommenen Grundsätze.

Im Fall der Generalgouverneur irgendwelche Maßregel in der eben beschriebenen Weise auf eigene Verantwortung getroffen oder aber die Ausführung von in Europa gefaßten Beschlüssen inhibirt hat, so muß er für den Fall, daß seine Handlungsweise in Europa nicht genehmigt wurde, die durch ihn getroffene Maßregel sofort zurücknehmen, resp. den durch ihn inhibirten Beschlüssen freien Lauf lassen. Uebrigens behält die durch ihn getroffene Maßregel für die Zwischenzeit volle gesetzliche Kraft (was natürlich unter Umständen sehr wichtig werden kann).

Der Generalgouverneur kann den Rath von Niederländisch-Indien heranziehen in allen Fällen, wo ihm dies wünschenswerth scheint; er muß ihn hören in folgenden Fällen:

1) in Betreff aller auf Befehl des Generalgouverneurs entworfenen Instructionen betreffend die eigentliche Ausübung der Regierung (in administrativer Beziehung);

2) bei allen Verhandlungen über Krieg und Frieden und Verhandlungen mit inländischen Fürsten;

3) über den jährlichen Budgetentwurf;

4) über den allgemeinen Plan der Maßregeln, die im Falle von Krieg und Aufstand ergriffen werden müssen;

5) über außergewöhnliche wichtige Maßregeln;

6) über Ernennung zu wichtigen Aemtern (die bei speciellen königlichen Instructionen vorgeschrieben sind).

Wie auch das Votum des Rathes von Indien sein mag, der Generalgouverneur allein faßt den Entschluß, doch muß er in einzelnen Fällen (die wir weiter unten kennen lernen werden), im Falle seine Entscheidung mit der Ansicht des Rathes nicht übereinstimmt, das Urtheil des Königs einholen. In diesem Falle findet vorher ein schriftlicher Meinungsaustausch zwischen Generalgouverneur, Vicepräsident und Mitgliedern des Rathes von Niederländisch-Indien statt.

Der Rath von Niederländisch-Indien hat das Recht, von allen Beamten auch schriftliche Berichterstattung fordern zu dürfen; er hat das Recht, dem Generalgouverneur Vorschläge zu machen; will letzterer einem solchen Vorschlage nicht zustimmen, so macht er hierüber Mittheilung an den Minister der colonialen Angelegenheiten.

Solange einschließlich des Vicepräsidenten drei Mitglieder des Rathes von

Niederländisch-Indien an dem Sitze der Regierung (Batavia) anwesend bleiben, kann der Generalgouverneur die andern Mitglieder mit besondern Commissionen (z. B. wichtigen Gesandtschaften, Begleitung größerer Expeditionen zur Leitung der politischen Verhältnisse) beauftragen.

Der Generalgouverneur ist strafbar:

wenn er einen königlichen Befehl ausführt, der nicht gegengezeichnet ist durch einen Minister;

wenn er einen solchen Befehl ausführt, der, obschon in gesetzlicher Form ausgefertigt, ihm nicht zugeschickt ist durch den Minister der colonialen Angelegenheiten;

wenn er absichtlich versäumt hat, Maßregeln auszuführen, zu deren Ausführung er verpflichtet war;

wenn er Beschlüsse faßt, die im Widerspruch stehen zu den bestehenden Bestimmungen.

Im Falle einer solchen Beschuldigung legt er seine Stellung nieder in die Hände seines Nachfolgers, oder wenn dieser noch nicht ernannt sein sollte oder sich nicht in Indien befindet, in die Hände des Vicepräsidenten des Rathes von Niederländisch-Indien.

Er ist Oberbefehlshaber der Flotte (mit Beobachtung des administrativen Verhältnisses, in welchem das Personal der Marine zum Minister der Marine in Holland steht).

Er ist Oberbefehlshaber der Landmacht. Er ernennt, befördert und verabschiedet die Offiziere unter Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften.

Im Fall von Krieg oder Empörung kann er den Belagerungszustand verhängen, ja er kann sogar Bestimmungen des Regierungsreglements suspendiren, also vollständig als Dictator auftreten.

Personen, die nicht in Indien geboren sind, kann er in Uebereinstimmung mit dem Rath von Niederländisch-Indien aus der Colonie verbannen.

Personen, die in Indien geboren sind, können an einem bestimmten Orte innerhalb der Colonien internirt werden.

Beide Maßregeln dürfen nicht ergriffen werden, ohne dem Betreffenden Zeit und Gelegenheit zur Vertheidigung zu geben.

Die Beamten werden ernannt, befördert und verabschiedet durch den Generalgouverneur auf Grund von gesetzlichen Verordnungen (die aber nur in Bezug auf die Pensionirung bestehen), mit Ausnahme derjenigen, deren Entlassung dem Könige vorbehalten bleibt.

Der Generalgouverneur hat das Begnadigungsrecht, nachdem er den Vortrag des höchsten Gerichtshofes gehört, und zwar solange der Verurtheilte sich in Indien befindet. (Zu Zuchthausstrafe verurtheilte Europäer — diese Strafe besteht nur für diese — verbüßen dieselbe in Europa.)

Auch inländische Fürsten kann er begnadigen und ihnen Verzeihung gewähren, wenn sie sich gegen seine Autorität vergangen haben aber nur in Uebereinstimmung mit dem Rath von Niederländisch-Indien.

Hier mag beiläufig bemerkt werden, daß die Absetzung von inländischen Fürsten, die sich gegen die Regierung vergangen haben, wol vorkommt. Sie werden in

diesem Falle gewöhnlich an einem bestimmten Ort der Colonie, wo sie unschädlich sind, internirt.

Der Generalgouverneur verleiht ferner alle Dispensationen, die nach dem Gesetz möglich und nöthig sind.

Er führt Krieg und schließt Frieden mit inländischen Fürsten mit Beobachtung der Befehle des Königs. Er ist zum Schutze der inländischen Bevölkerung verpflichtet und sorgt dafür, daß ihr die Gelegenheit gegeben wird, ihre Klagen frei und unbehindert vorzubringen.

Er sorgt für die Unterhaltung der Regierungsanpflanzungen (sogenannten Culturen) in Uebereinstimmung mit den Befehlen des Königs.

Er muß hierbei das Folgende im Auge behalten:

1) daß die Cultur von Producten für den europäischen Markt der Anpflanzung genügender Lebensmittel für den eigenen Bedarf der Bevölkerung nicht im Wege steht;

2) daß, im Falle die Culturen für den europäischen Markt stattfinden, auf solchem Boden, welcher eigentlich für eigenen Gebrauch der Bevölkerung urbar gemacht wurde, die Verfügung darüber mit Billigkeit und Beobachtung des Bestehenden stattfindet;

3) daß bei der Vertheilung der Arbeit für die Culturen dieselben Regeln (der Billigkeit u. s. w.) beobachtet werden;

4) daß die Bezahlung mit Vermeidung einer schädlichen Uebertreibung so sei, daß sie dem Inländer wenigstens gleichen Vortheil bringt wie freie Anpflanzung*);

---

*) Hierbei wird jedenfalls ein eigenthümliches Rechnungsverfahren beobachtet. Die Regierung bezahlte 1879 und auch jetzt noch für 125 halbe Kilogramm Kaffee 14 Fl. baar an die Bevölkerung, und zwar für den reinen, getrockneten Kaffee (aber nicht in Gold, wie im „Ausland" von 1879 in einem Aufsatz über die Battakländer auf Sumatra mitgetheilt wurde).

Der Kaffee wird durch die inländische Bevölkerung in ganz kleinen Quantitäten in die Magazine geliefert; man kann sich vorstellen, welch winzig kleine Goldpartikel nöthig sein würden, um Summen von 18—20 Pf. per ½ Kilogramm auszahlen zu können.

Außer der Baarzahlung muß man hierbei noch rechnen auf: 1) die Transportkosten von dem in möglichster Nähe der Kaffeegärten gelegenen Magazin bis zur Küste, wo die Verschiffung nach Europa stattfindet. Diese Summen werden durch die Regierung gleichsam vorgeschossen; 2) die Grundsteuer für den Grund und Boden, welcher für die Culturen benutzt wird. Wenn auch beide Posten ziemlich hoch berechnet werden, so bleibt doch bei den gegenwärtigen Preisen immer noch ein ganz bedeutender Vortheil für die Regierung. Es ist also unzweifelhaft und auch nothwendig (solange nämlich die Regierung Vortheil bei diesen Culturen sucht), daß die Forderung oben unter 4) unerfüllt bleibt.

Das ganze Thema der Culturen ist sehr interessant, aber auch sehr schwierig, großentheils auch, weil Theorie und Praxis, die geschriebene Vorschrift und die praktische Ausführung, manchmal schlecht miteinander stimmen. Hier fehlt der Raum, näher darauf einzugehen; vielleicht komme ich später darauf sowie auch auf die durch Privatpersonen betriebenen Culturen zurück. Doch will ich nur noch des bessern Verständnisses halber Nachstehendes mittheilen:

Im allgemeinen wird angenommen, daß aller Boden der Regierung gehört, insofern nicht der Besitz durch besondere Rechtstitel anderer Personen bewiesen ist. Die Regierung

5) daß, soviel möglich, alle Beschwerden abgestellt werden, die bei einer speciellen Untersuchung gegen das Cultursystem sich ergeben möchten;

6) daß eine Regelung dieser Sache vorbereitet wird, welche die Vermittelung der Regierung unnöthig macht und die Culturen freien Verträgen überläßt.

Dies Reglement besteht seit 1854 und sind die Vorbereitungen, unter 6) angedeutet, noch nicht sehr weit gefördert, wiewol allerdings Maßregeln in dieser Richtung ergriffen sind.

Die durch den Inländer zu leistenden persönlichen Dienste werden durch den Generalgouverneur festgesetzt, und alle fünf Jahre wird untersucht, ob dieselben vermindert werden können.

Keine andern Steuern als die vorgeschriebenen dürfen erhoben werden.

Die Landrente wird, wo sie besteht, vorläufig auf demselben Fuß weiter erhoben werden.

Der Generalgouverneur sorgt für Handel und Gewerbe und dafür, daß keine neuen Marktbelastungen erhoben werden.

Er sorgt für die Instandhaltung der Djatiwälder (indische Eiche).

Er vermiethet und verkauft Ländereien an Europäer und Inländer auf Grund der bestehenden Bestimmungen.

Auf den Inseln des Indischen Archipels sollen keine neuen Niederlassungen durch die Regierung gegründet werden, wenn sie keine besondere Vollmacht dazu vom Könige erhalten hat.

Im Vorhergehenden ist ein Auszug aus dem Regierungsreglement gegeben, so weit dasselbe auf den Generalgouverneur und den Rath von Niederländisch-Indien Bezug hat, natürlich nur insofern, als die Bekanntschaft damit für das Verständniß des Folgenden nöthig ist; einzelne Bestimmungen, die sich weniger auf die Stellung und Machtvollkommenheit des Generalgouverneurs beziehen als vielmehr auf besondere Verhältnisse (wie z. B. gehandelt werden muß, wenn die Nothwendigkeit besteht, den Generalgouverneur plötzlich zu ersetzen, wenn die Vermuthung besteht, daß er wahnsinnig ist), übergehe ich mit Stillschweigen.

Das Nächste, was wir einer nähern Betrachtung unterziehen wollen, ist die Stellung des Generalgouverneurs zu denen, welche über ihm stehen, und haben

---

verpflichtet den Inländer, innerhalb gewisser Grenzen auf diesem ihr gehörigen Boden Culturen anzulegen und den Ertrag in ihre Magazine gegen eine gewisse Bezahlung, jetzt, wie schon erwähnt, 14 Fl. per 125 halbe Kilogramm Kaffee, die Hauptcultur, abzuliefern.

In ihren Berechnungen (wo nachgewiesen wird, welche „Vortheile" der Inländer von diesen Culturen zieht) bringt sie jedoch auch die durch letztere für die Benutzung des ihr gehörigen Bodens zu bezahlende Entschädigung, Grundsteuer, in die Rechnung. Hierzu treten noch die Transportkosten nach dem Hafenort, und die Summe dieser drei Posten bildet den theoretischen Ertrag, den die Cultur dem Inländer einträgt. Im Grunde gestaltet sich die Sache noch ungünstiger für letztern, da Kaffee, das Hauptproduct, erst im vierten Jahre der Cultur einen nennenswerthen Ertrag gibt.

Für den Boden, den der Inländer für eigenen Gebrauch bearbeitet, bezahlt er Landrente an die Regierung; der Industrielle, der eigene Culturen unternimmt, miethet den Boden von der Regierung; jetzt gewöhnlich für 75 Jahre für sich und seine Erben, und bezahlt dafür einen vereinbarten Preis.

wir uns dabei folgende Fragen zu beantworten: welche gesetzliche Bestimmungen bestehen darüber, wie hat sich die Sache in der Praxis gestaltet und welches sind die Folgen davon für Indien, speciell für die Regierung?

Unsere Constitution sagt darüber im Art. 59:

„Der König hat die oberste Leitung (het opperbestuur) über die Colonien und Besitzungen des Reiches in andern Welttheilen. Die Reglements für die Regierung werden durch das Gesetz festgestellt, ebenso das Münzwesen.

„Andere Gegenstände, diese Colonien und Besitzungen betreffend, werden durch das Gesetz geregelt, sobald es sich zeigt, daß ein Bedürfniß hierfür besteht."

Und weiter wird im Art. 60 gesagt:

„Der König läßt jährlich den Generalstaaten einen umständlichen Bericht über die Verwaltung der Colonien und Besitzungen und den Zustand, in dem sie sich befinden, zukommen.

„Das Gesetz regelt die Art der Verwaltung und Verantwortung der colonialen Geldmittel."

Man sieht, diese Worte machen das Verhältniß nicht deutlich; sie sagen weder bestimmt, *was* durch das Gesetz geregelt, noch *wie* diese Regelung stattfinden soll. Für die Einmischung der gesetzgebenden Macht ist also keine bestimmte Grenze gezogen, ja nicht einmal bestimmt, ob sie selbst die Initiative dazu ergreifen kann oder die Aufforderung der Krone abwarten muß, d. h. die Frage ist, ob die gesetzgebende Macht bestimmen kann, was durch das Gesetz festgestellt werden soll, oder ob sie blos ihren Beistand zu leihen hat, wenn derselbe durch die Regierung verlangt wird?

Eine Beantwortung dieser Fragen mit dem Gesetzbuch in der Hand ist schwer zu geben.

Der Generalgouverneur ist dem Könige verantwortlich; der constitutionelle König kann keinen Befehl geben ohne die Gegenzeichnung eines seiner Minister; ohne dieselbe darf der Generalgouverneur keinen königlichen Befehl ausführen, ja dies genügt nicht einmal; selbst in gesetzlicher Form verfaßte Befehle müssen, um Gültigkeit zu haben, dem Generalgouverneur durch den Minister der Colonien zugeschickt werden. Bleibt eine dieser Bedingungen unerfüllt, so macht der Generalgouverneur sich strafbar, wenn er einen Befehl seines Souveräns ausführt.

Kein Zweifel also, der Minister steht als Rath der Krone höher als der Generalgouverneur, wie dies ja auch de facto leicht festzustellen ist. Denn wenn ja einmal Zweifel darüber entstehen könnten, braucht ja der Minister seine Meinung nur in einem königlichen Beschluß auszudrücken und in dieser Form dem Generalgouverneur zugehen zu lassen.

Dennoch hat die Competenzfrage, die selbst Lebensfrage für die Selbständigkeit des Generalgouverneurs geworden ist, schon zu ernsten Verwickelungen Anlaß gegeben, die natürlich sich meist der Oeffentlichkeit entziehen.

In einem Falle jedoch, der Publicität bekommen hat, entwickelte der Minister der colonialen Angelegenheiten seine Meinung gegenüber dem Generalgouverneur folgendermaßen:

Der Minister ist gegenüber den Generalstaaten verantwortlich für die Handlungen des Generalgouverneurs. Die Stellung des Generalgouverneurs macht es

nöthig, daß der Minister diese Verantwortlichkeit immer und im vollsten Maße auf sich nimmt. Der Generalgouverneur ist demgemäß verpflichtet, zu verhüten, daß der Minister die Verantwortlichkeit für Handlungen des Generalgouverneurs auf sich nehmen muß, die er nicht billigen kann. Die telegraphische Verbindung von Holland mit der Colonie hat die Berathungen zwischen Minister und Generalgouverneur sehr leicht gemacht. Der Minister sollte also, ohne zwingende Nohtwendigkeit, durch den Generalgouverneur in wichtigen politischen und finanziellen Fragen nie einer vollendeten Thatsache gegenübergestellt werden.

Der Generalgouverneur erwiderte:

Der Generalgouverneur, welcher in Indien sich aufhält, regiert namens des Königs über Indien; das Interesse des Landes fordert dies, Art. 1 des Regierungsreglements schreibt dies vor.

Es ist wahr, daß der Minister der colonialen Angelegenheiten gegenüber den Kammern verantwortlich ist für die Handlungen des Generalgouverneurs; es ist auch wahr, daß er diese Verantwortlichkeit im vollen Maße auf sich nehmen muß.

Dies soll jedoch nicht geschehen auf Grund einer Beschränkung der Macht des Generalgouverneurs, sondern im Vertrauen darauf, daß dieser keine unverantwortliche Handlung begehen wird. Ein Generalgouverneur, der dies Vertrauen nicht genießt, kann nicht am Ruder bleiben. Er kann nicht verlangen, daß der Minister ihn so in Indien über Indien regieren läßt („in Indien über Indien" ist ein geflügeltes Wort geworden), so wie es das Gesetz und das Interesse des Landes wollen, er muß sich also zurückziehen, er muß seine Stellung niederlegen. Nie jedoch darf er sich in derselben zu erhalten suchen auf Kosten einer Unterwerfung seiner Autorität unter die des Ministers der colonialen Angelegenheiten in höherm Maße, als das Gesetz dies vorschreibt.

Und da derselbe Minister bald darauf den Generalgouverneur ersuchte, eine schon vor seinem (des Ministers) Amtsantritt ergriffene Maßregel zu suspendiren (und der Minister mußte sich selbst sagen, daß durch die Aufhebung der Maßregel dem Nimbus des Generalgouverneurs ein Schlag beigebracht wurde, seine Stellung gerade gegenüber den Inländern so erschüttert wurde, wie dies glücklicherweise in den letzten 50 Jahren nicht oft vorgekommen ist), gehorchte der Generalgouverneur augenblicklich, ersuchte jedoch noch denselben Tag telegraphisch um seine Entlassung, die ihm auch per Telegraph, aber erst sechs Wochen später, zugestanden wurde.

Die Frage: Regierung über Indien in Indien oder im Haag, wird früher oder später zur Entscheidung kommen müssen, man wird sich genöthigt sehen, die Grenzen zwischen beiden genau abzustecken, wenn man beide beobachten will (und es ist unwahrscheinlich, daß man eine aufgibt), und zwar je eher, um so besser, um Holland und die Colonien vor dem empfindlichen Schaden zu bewahren, den dieser im stillen wirkende Kampf zwischen zwei Autoritäten mit sich führt.

Doch ist es nicht der Minister der Colonien allein, der diesen Druck ausübt, dessen Einfluß allen kräftigen Maßregeln in Indien hemmend im Wege steht (und kräftige Maßregeln sind nöthig), sondern mehr noch der auf den Minister geübte Druck der Generalstaaten, der sich dann infolge des gewöhnlichen administrativen Gebrauchs mit verstärkter Kraft auf Indien überträgt.

Auch hier besteht, wie schon oben erwähnt wurde, eine Unsicherheit der Grenzen neben der Frage, wem die Initiative zukommt. Diese hat nur einen theoretischen Werth; praktisch ist sie beantwortet durch die Auslegung und Entwickelung, die man dem Art. 60 gegeben, wie wir gleich sehen werden.

Während Art. 59 zweiter Absatz mit der so beliebten Unbestimmtheit nur sagt, daß alle Gegenstände durch das Gesetz geregelt werden sollen, sobald sich das Bedürfniß für eine solche Regelung zeigt, fordert dagegen Art. 60, daß jährlich ein Bericht über die coloniale Verwaltung und die colonialen Geldmittel den Generalstaaten vorgelegt werden soll. Früher hatte die Regierung die Behauptung immer aufrecht erhalten, daß es sich nur um die Art der Verwendung des Ueberschusses handelte, daß die Generalstaaten jedoch über die Größe derselben, über die Weise, wie er erhalten wurde, nicht mitzusprechen hatten. Mehr und mehr wurde die Regierung mit ihrer These zurückgedrängt, bis sie 12 Jahre nach Einführung des Regierungsreglements zum ersten mal das Budget von Indien durch das Gesetz feststellen ließ. Und da hat nun, man darf wol sagen leider, der Gebrauch mit sich gebracht, daß diese gesetzliche Bestimmung nicht in einem beschränkten Sinne aufgefaßt wurde, sondern so allgemein wie möglich. Infolge davon benutzen die Mitglieder der Generalstaaten diese Gelegenheit recht reichlich, um ihre Bitten und Wünsche, ihre Bemerkungen und Interpellationen über indische Angelegenheiten dem Minister vorzutragen, denen letzterer je nach den Umständen gerecht werden muß (namentlich wenn es die eines Wortführers der herrschenden Partei sind), um sein Budget zu retten und den Ministersessel zu bewahren, nach welchem sich so viele sehnsüchtige Blicke richten.

Bedenkt man nun, wie viele sehr verschiedene Interessen Holland mit Indien verknüpfen, wie der Particularismus der Provinzen in Holland alles für die Gemeinde, die Stadt, höchstens die Provinz verlangt, dabei jedoch dem lieben Nächsten sowenig wie möglich gönnt, so kann man sich denken, welchem Drucke von seiten ihrer Wähler die Abgeordneten ausgesetzt sind, die ja auch von Zeit zu Zeit einer Neuwahl sich unterziehen müssen. Zwischen diesen so mannichfachen Interessen muß der Minister laviren, und es ist erklärlich, daß es ihm schwer werden muß, eine nach der einen oder der andern Richtung hin entscheidende Maßregel durchzuführen.

Soweit mir bekannt, sind auch bei der Feststellung des Grundgesetzes die Grenzen nicht näher bezeichnet; eine solche Bezeichnung in der Berathung würde allerdings keine gesetzliche Kraft besitzen, jedoch wenigstens den Geist, in welchem dieser §. 59 gelesen und verstanden werden soll, näher erläutern. So kommt es, daß es von den jedesmaligen Ansichten abhängig ist, zu bestimmen, was durch das Gesetz oder was durch die Krone (mit dem Namen „allgemeine Verordnung" im officiellen Stil ausgedrückt) festgestellt werden soll. Diese heikle Frage ist schon für manchen Minister der colonialen Angelegenheiten ein Stein des Anstoßes gewesen und mancher hat sein Portefeuille dabei verloren. Hollands großer Staatsmann Thorbecke hat immer dafür gekämpft, soviel als möglich durch das Gesetz alles zu regeln, was nur in dieser Weise geregelt werden konnte; doch auch er hat einmal als Premier seinen Sessel für dieses Princip opfern müssen, der Weigerung eines Ministers

der Colonien gegenüber, der Indien und seine Bedürfnisse wohl kannte und es ablehnte, eine bestimmte Maßregel durch das Gesetz feststellen zu lassen.

In der Weise, wie dies jetzt geschieht, führt eine Regelung der Angelegenheiten durch die gesetzgebende Macht, meiner Ansicht nach, in vieler Beziehung nicht zum Guten. Man stelle sich nur den Weg vor, den jede Maßregel, die gesetzlich festgestellt wird, zu durchlaufen hat. Wer immer die Veranlassung dazu gegeben hat, es dauert ziemlich lange, bis eine Sache so weit durchgearbeitet ist, daß sie in Indien dem Generalgouverneur und dem Rath von Niederländisch-Indien vorgelegt werden kann, der auch wol Bemerkungen macht; es folgen neue Berathungen; der Entwurf wird ein oder einigemal umgearbeitet, endlich an den Minister eingereicht, der ihn nochmals durch seine Beamten prüfen, weiter bearbeiten, wol auch umarbeiten läßt. Möglicherweise geht er noch einigemal zwischen Holland und Indien hin und her, ehe er zu den Generalstaaten kommt.

Dieselbe Scene wiederholt sich nun zwischen Minister und Kammern, nur daß die Sache gewöhnlich in der einen oder der andern Art schneller entschieden ist. Entweder fällt das ganze Gesetz und mit ihm auch der Minister, auch wol das ganze Ministerium, oder es wird mehr oder weniger glänzend angenommen, d. h. mit mehr oder weniger Veränderungen, um eine zweite, gewöhnlich gelindere Feuerprobe in der Ersten Kammer zu bestehen; es hat dann noch die königliche Sanction zu erwerben und kann nun nach Indien geschickt werden, um dort in Kraft zu treten. Man kann sich denken, daß der ursprüngliche Geist, der einen Entwurf beseelte, manchmal ganz verändert ist, daß der, welcher den ursprünglichen Entwurf bearbeitet hat, in dem Gesetze, welches aus Europa zur Ausführung zurückgeschickt wurde, manchmal kaum das Gebilde, welches seinem Geiste bei der Bearbeitung vorgeschwebt hat, wiedererkennen kann. Man denke daran, wie viele Hände daran mitgewirkt, wie in wichtigen Fragen so viele Interessen sich gekreuzt haben, wie die Abgeordneten durch ihre Wähler beeinflußt werden, wie der Minister zwischen seiner Partei und seinen Gegnern oft laviren muß, um wenigstens die Hauptsache des Gesetzes zu retten, wie aber so häufig durch eine kleine Hinzufügung, eine kleine Weglassung dem guten Grundgedanken die Spitze abgebrochen wird.

Dies ist der günstigste Fall. Es kann noch viel schlechter ablaufen, wenn nun noch in der schweren Stunde, in welcher man die Geburt des Gesetzes erwartet, ein Ministerwechsel, eine Aenderung des Systems in Holland erfolgt (wobei es übrigens gar nicht absolut nöthig ist, daß auch die Colonialregierung ihre Richtung verändert). Man hat vielleicht in Indien der dringendsten Nothwendigkeit nachgegeben und einen Gesetzesvorschlag eingeschickt, ihn bearbeitet, wieder bearbeitet, bis der Minister, von der Nothwendigkeit überzeugt, den Entwurf adoptirt hat; er kann ihn jedoch nicht durchführen, denn er verliert sein Portefeuille. Der neue Minister gehört einer andern Richtung an, läßt den Entwurf umarbeiten — man zählt in Holland, wie ich schon erwähnte, 22 Minister, welche in 35 Jahren am Ruder waren (und darunter gar einer, der zweimal und zusammen beinahe fünf Jahre den Sessel behauptete; zieht man dies von obigen Zahlen ab, so bleiben im Mittel 21 mit 30 Jahren Amtsführung, was eine mittlere Dauer von nur anderthalb Jahren ergibt) —, wenn er die nöthige Zeit dazu findet, und gibt dem Entwurf seine

neue, eigenthümliche Färbung. Allerdings wechselt der Generalgouverneur und das Personal der Ministerien nicht. Hierdurch wird jedoch an der Weitläufigkeit des Geschäftsganges nichts geändert, denn es ist wirklich manchmal wunderbar, mit welcher Unparteilichkeit und Aufopferung jeder persönlichen Ueberzeugung selbst sehr hochgestellte Beamte im Stande sind, in jeder Richtung thätig zu sein, ihre Arbeitskraft jeder neuen Farbencombination, sei sie auch noch so stark von der frühern verschieden, zu leihen, sodaß, wie es auch natürlich ist, nur der Minister den Ton angibt. Nimmt man nun hinzu, daß viele, ja beinahe alle Beamte des Ministeriums nie in Indien waren, daß sie die Colonie nur aus officiellen Berichten, höchstens noch aus andern Büchern, als den officiellen, kennen gelernt haben, daß sie, im Gefühl der Autorität ihres Herrn, des Ministers, von der in ihren Gedanken wenigstens ein guter Theil auf sie übergegangen ist, auf Indien herabsehen, so kann man sich denken, wieviel von der ursprünglichen Frische (wenn diese jemals bestanden hat) noch in einer solchen Bearbeitung bleibt.

Ich will hier noch einen andern Uebelstand erwähnen, der auch Aufmerksamkeit verdient, wiewol er mit der Sache direct nichts zu thun hat. Das Personal des Ministers ist reines Bureaupersonal, doch kommen rechtliche, technische, maritime, militärische Fragen zur Behandlung. Hier steht nun dem Minister der colonialen Angelegenheiten officiell der Rath eines Collegen zur Verfügung. Unter der Hand jedoch gibt es eine Menge nichtofficieller Räthe, Personen, die Fachkenntniß haben oder gehabt haben — sie ergänzen sich häufig aus Pensionirten, die es um der Ehre oder einer Belohnung willen thun.

Diese Beiräthe treten gewöhnlich nicht ans Licht, sie sind eine Macht, gegen die selbst Götter vergebens kämpfen. Ist es ihnen gelungen, ihrer Ansicht bei dem betreffenden Decernenten, wol gar beim Minister selbst Eingang zu verschaffen, so hilft nichts mehr; der Minister bleibt bei dieser Ansicht, verwirft jede andere, oft ohne einen Grund anzugeben.

Dazu kommt nun noch, daß Indien in den Generalstaaten gar nicht repräsentirt ist, daß es dem Zufall überlassen ist, ob Bewohner von Holland einen Abgeordneten erwählen, der zufällig in Indien gewesen ist, daß es wieder dem Zufall überlassen ist und mit der Wahl nichts zu thun hat, welche Stellung er in Indien gehabt, welche Kenntnisse vom Lande, von seinen Zuständen er erworben hat (denn viele Leute sind lange, lange Jahre in Indien gewesen, ohne vom wirklichen Zustande mehr zu wissen, als eben „officiell" bekannt ist). Man sieht, daß dem Zufall ein großer Spielraum gelassen ist.

Es ist viel, wenn man in den Generalstaaten überhaupt fünf Mitglieder findet, die in Indien gewesen sind; es kann jedoch auch vorkommen, daß kein einziger Abgeordneter dort war, daß auch der Minister mit allen seinen Beamten ein Fremdling in unsern Colonien ist.

Jeder, der selbst Erfahrung hat in solchen Sachen, jeder, der die Entwickelung der Völker studirt hat, wird mir gern einräumen, daß es schwer ist, als Gesetzgeber aufzutreten für Verhältnisse, die uns ganz fremd sind, die ganz abweichen von unsern Zuständen, wenn wir diese fremden Zustände auch noch so sehr aus Büchern kennen gelernt haben. (Zum Ueberfluß sei hier beigefügt, daß diese auch

nicht immer die ganze Wahrheit, manchmal nicht einmal Wahrheit, jedenfalls nur mit der subjectiven Auffassung des Schreibers gefärbt, mittheilen.) Wie schwer es ist, objectiv zu sein, zeigt die bekannte Geschichte von Sir Walter Raleigh im Tower und der „Dicionario de Hechos y Dichos", wo man die „Weinsberger Weibertreu" nach München verlegt.

Ich erlaube mir, noch eine Frage beizufügen: weshalb lesen wir so gern Reisebeschreibungen aus uns unbekannten Ländern, warum gibt es einem Roman gleich ein so eigenthümliches Gepräge, wenn er in Sevilla oder wenigstens in Halbasien spielt? Eben nur, weil unsere Phantasie, unbewußt vielleicht, durch das Fremde eine Anregung erfährt, die vermieden werden sollte, wenn es sich irgendwie um einen praktischen Zweck handelt. Solange solche Anregung eben noch stattfindet, ist man in dem Lande nicht zu Hause und umgekehrt, es ist ein Beweis, daß man in einem Lande zu Hause ist, wenn man nichts mehr fremd findet, was in demselben gewöhnlich ist.

Für die Vertheidigung des öffentlichen mündlichen Gerichtsverfahrens ist es einer der wichtigsten Vorzüge, der immer hervorgehoben wird, wenn es gilt, daß bei diesem Verfahren Anklage und Angeklagter, Zeugen und Vertheidigung, mit Einem Worte die ganze Verhandlung plastisch, auch dem leiblichen Auge sichtbar vorgeführt werden, daß man die Verhandlungen, wenn ich mich so ausdrücken darf, in lebendiges Fleisch und lebendiges Blut übersetzt; in gleicher Weise ist es Bedingung für den Gesetzgeber, daß ihm das Wesen des Volkes, für welches er Gesetze geben soll, verkörpert sei.

Man kann doch kaum, höchstens aus einem ganz abstracten Standpunkte, bestreiten, daß das Rechtsbewußtsein und mit ihm das Gewohnheitsrecht, die Rechtsanschauung, das sociale Leben im Verhältniß zur Gesetzgebung zu ungleich sind bei verschiedenen Völkern, als daß diesen Factoren nicht in der Gesetzgebung für den jedesmaligen Fall Rechnung getragen werden müßte. Wenn nun auch unsere Gesetzgebung nicht geregelt werden kann nach den 25 Mill. Menschen, die den holländischen Archipel bewohnen, so sind diese 25 Mill., die dem Scepter Hollands gehorchen, ein zu bedeutender Factor gegenüber unsern 30000 Europäern mit 16000 europäischen Bajonneten, um einfach auf die Seite geschoben werden zu können.

Uebrigens muß man sich bei den Parallelen zwischen Englisch- und Holländisch-Indien in diesem Punkte in Acht nehmen; die Engländer regieren unter ganz andern Verhältnissen als wir, namentlich wegen der beiden großen einander beinahe feindlich gegenüberstehenden Hauptrassen der Beherrschten, wobei jedoch hervorgehoben werden muß, daß auch die niederländische Politik meisterlich das divide et impera auszuüben versteht. Die Männer, welche im Jahre 1848 mitwirkten, um unsere Constitution festzustellen, hatten andere Absichten mit Indien, sie hatten, wie die Berathungen ergeben, den entschiedenen Plan, der indischen Regierung soviel Unabhängigkeit wie nur irgend möglich einzuräumen. Im Commissionsbericht betreffend die Verhandlungen über die Verfassung von 1848 kommt Folgendes vor: „Unserer Meinung nach muß die Regierung der Colonien freier und unbeschränkter sein als die Regierung hierzulande. Wir sind selbst geneigt, zu

denken, daß der Macht des Generalgouverneurs mehr Raum gelassen werden muß, als vielleicht seit einer Reihe von Jahren der Fall war. Aber Regelmäßigkeit, Ordnung und Recht muß auch in der Colonie herrschen."

Diese Commission verlangte also mit andern Worten Sicherheit gegen Willkür, wozu wol in jener Zeit einige Ursache bestehen mochte. Dagegen wollte sie auch, daß der Regierung in ihren gesetzmäßig ausgeübten, d. h. auf Regelmäßigkeit, Ordnung und Recht basirten Handlungen mehr Freiheit gelassen werden solle, als bisher der Fall war.

Leider hat sich dies in keiner Weise erfüllt.

Der Generalgouverneur hat factisch, wie wir oben gesehen haben, nicht mehr die Freiheit, die ihm selbst auf Grund des Regierungsreglements zusteht; aber selbst dieses Reglement bindet ihn viel mehr, als für eine gute Behandlung von Geschäften wünschenswerth ist, während er in anderer Beziehung, wenigstens dem Buchstaben des Gesetzes nach, viel Freiheit zum Handeln besitzt.

Ich will hierfür ein Beispiel anführen.

Wenn der Generalgouverneur für irgendeinen Zweck eine beliebige Summe, z. B. eine Million, als außergewöhnliche Ausgabe zur Verfügung stellen will, so kann er dies dem Buchstaben des Gesetzes nach thun, wiewol allerdings in jetziger Zeit von dieser Befugniß nicht leicht Gebrauch gemacht werden dürfte, ohne erst den Minister der colonialen Angelegenheiten zu fragen; wenn man aber in einem Kasernement bisjetzt 50 Petroleumlampen gebrannt hat und es nöthig wird, infolge einer baulichen Veränderung deren 51 anzünden zu müssen, so kann der Generalgouverneur das für die 51. Lampe nöthige Petroleum nicht als ordentliche Ausgabe bewilligen, sondern hierfür wird die Zustimmung des Königs erfordert. Natürlich wird die Lampe doch angezündet „unter näherer Genehmigung des Königs".

Durch einen solchen Geschäftsgang wird aber die Aufmerksamkeit vom Wesentlichen abgelenkt; die Gesetzsammlung von Niederländisch-Indien ist überfüllt mit solchen Bestimmungen wie die eben erwähnte, oder z. B. über die in Hospitälern auszugebenden Speisen, die Vertheilung der eingenommenen Lootsengelder, Bestimmungen über die Kosten und die Berechnung der an den Waffen auszuführenden Reparaturen, mit Einem Worte mit tausenderlei Kleinigkeiten, die wenigstens bis zum Generalgouverneur gehen, wenn es sich aber um organische Feststellungen handelt, bis an den König gebracht werden. Sie geben natürlich nur zu einer enormen Bureauarbeit Veranlassung und zeigen, wie weit eine übertriebene Centralisation geführt werden kann; denn wenn solche Sachen auch, einzeln genommen, dem Generalgouverneur nicht viel Kopfzerbrechen verursachen mögen, so raubt ihm doch die Masse die Zeit.

Ich sprach vorher darüber, daß die Verbindung Indiens mit dem Haag und vice versa mit „unverhältnißmäßiger" Schnelligkeit geschieht, und will dies hier näher erklären. Durch den Telegraphen — und es wird viel depeschirt zwischen Indien und Europa, besteht doch in Batavia eine Handelsfirma, die es sich jährlich 6000 Fl. an die Regierung kosten läßt, um ein eigenes Telegraphenbureau in ihrem Arbeitslocal zu haben — wird der Abstand auf einzelne Stunden

zurückgebracht, ja wenn man von Batavia nachmittags telegraphirt, kann der Correspondent im Haag das Telegramm vormittags haben, wenn alles gut geht. Ein Brief braucht immer noch 33—35 Tage. Man erfährt also, wenn es sich um wichtige Ereignisse handelt, diese durch den Telegraphen meist ziemlich unvorbereitet, weil die Entwickelungsgeschichte mehr oder weniger unbekannt geblieben ist. Dieser Zustand führt häufig zu großen Unannehmlichkeiten, die allerdings meist hinter den Coulissen spielen, jedoch darum nicht weniger, vielleicht sogar mehr Nachtheil verursachen. Ich will meine Meinung an einem fingirten Beispiele deutlich zu machen suchen, wozu ich allerdings alles herbeicitire, was in dieser Beziehung vorkommen kann und mir augenblicklich gegenwärtig ist, eine Combination, wie sie sich allerdings nicht häufig finden wird.

Nehmen wir also an, Generalgouverneur und Minister der colonialen Angelegenheiten sind in einer Correspondenz über eine wichtige Maßregel, die zur Befugniß des Generalgouverneurs gehört, aber doch mit dem Minister berathen wird. Der Minister stimmt unter Vorbehalt zu; der Generalgouverneur erfüllt denselben mit Modificationen, die eine weitläufige Auseinandersetzung erfordern, die er per Brief gibt, ergreift seine Maßregel, telegraphirt dies dem Minister und veröffentlicht seinen Entschluß in Indien.

Irgendjemand in Indien, der sowol dort wie in Europa gute Verbindungen hat, die sich in so hohe politische Kreise verzweigen, telegraphirt auch, aber etwas weitläufiger, auch einige Details über die Entwickelungen oder seine Combination darüber, die sich auf Grund der von guter Hand vernommenen Nachrichten gebildet hat. Dies Telegramm kommt ganz zufällig in die Hände eines Abgeordneten, der den Minister nicht nur officiell in der Kammer, sondern auch privatim damit belästigt und, wenn der Gegenstand der Mühe werth ist, um ihn gegenüber dem Minister auszubeuten, natürlich den ausgiebigsten Gebrauch von seinem Wissen macht, um demselben einige unangenehme Augenblicke zu bereiten, bis der letztere nähere Nachrichten empfangen hat. Kommt hierzu vielleicht noch, daß der Telegraph unbrauchbar wird (die Phantasie des Lesers möge die Sache noch weiter ausführen, wie z. B. einen Schiffbruch mit Verlust der Post hinzudenken), so gehen Tage, ja Wochen dahin, ehe der Minister im Stande ist, auf Grund authentischer Berichte allen Fragen zu genügen.

Dies ist ernster, als es vielleicht im ersten Augenblicke den Schein hat.

In keinem Lande der Welt wird vielleicht so viele Politik aus Liebhaberei betrieben als in Holland, und gerade hier, wie in allen freien Ländern, sind Stellungen sehr gesucht, je höher, je lieber natürlich, nicht wegen des Vortheils, sondern eben der Stellung wegen. Nebenbei gesagt sind die meisten Staatsämter sehr schlecht bezahlt für holländische Verhältnisse.

Solche Umstände üben, als fortwährende Reizmittel potenzirt, einen äußerst schädlichen Einfluß auf den ruhigen, gleichmäßigen Gang in den colonialen Geschäften und machen die Wirklichkeit dem Bilde sehr unähnlich, welches die Commission der Generalstaaten im Jahre 1848 sich von der der indischen Regierung einzuräumenden Freiheit und Selbständigkeit gemacht zu haben scheint.

Daß aber aus diesem Geschäftsgange und diesen Verhältnissen nicht viel Segen für Indien entsprießen kann, liegt auf der Hand.

Man denke in erster Linie an den Zeitverlust; von jeder neuen Maßregel verspricht sich doch der, welcher sie in Vorschlag bringt, der, welcher auf diesen Vorschlag eingeht, irgendwelchen Vortheil. Je schneller man also diesen Vortheil genießt, je schneller man die Maßregel, die ihn verschafft, einführt, um so besser. In der Weise, wie ich es angedeutet habe, erleidet jede organische Veränderung, jede organische Regelung für Indien einen enormen Zeitverlust und kommt unter ganz veränderten Verhältnissen zur Ausführung. Man denke daran, daß durch die bestehende Regelung nicht alle Maßregeln gleichmäßig verzögert werden, da einige vom Könige, andere von den Kammern, noch andere vom Generalgouverneur ergriffen werden können. So kommt es, daß beinahe kein Gesetz eingeführt wird, von dem man nicht unbegreiflich schnell findet, daß es in der ursprünglichsten Gestalt nicht ausführbar ist, und die Gesetzsammlung strotzt von Veränderungen und Beifügungen, entworfen und festgestellt für kurz vorher in Wirkung getretene Organisationen und Gesetze.

Daß überhaupt durch den Einfluß so vieler Personen (und von noch viel mehr andern, die ihrerseits Einfluß haben auf die Einflußhabenden, wie z. B. Wähler auf Abgeordnete, geheime Berather auf Decernenten u. s. w.) eine Unsicherheit in die Richtung des colonialen Regierungssystems nicht nur, sondern auch in die Detailausführung des Beschlossenen kommt, liegt auf der Hand. Daß eine solche Unsicherheit, die immer nachtheilig ist, besonders verderblich wirken muß bei so schnellem Systemwechsel (22 Minister der colonialen Angelegenheiten in 35 Jahren oder wenn man einen abzieht, 21 in 30 Jahren!), bedarf keines Beweises. Allerdings blieben die meisten Generalgouverneure am Ruder, aber nicht blos Nuancirungen, sondern auch Farbenveränderungen kamen vor; Unveränderlichkeit in der Färbung führte höchstens zu einem großen oder kleinen Kriege zwischen Minister und Generalgouverneur, der manchmal traurig, manchmal heiter für das Publikum war, jedenfalls dem Geschäftsgange aber nicht zum Vortheil gereichte. Daß diese Schwankungen aber unberechenbare Nachtheile hervorbringen, gerade gegenüber einer Bevölkerung von 25 Mill. Asiaten, die unsern Archipel bewohnen, will ich noch mit ein paar Worten berühren.

Wir haben in Indien eine kräftige Regierung nöthig.

Außer dem inländischen Element haben wir noch die Chinesen hauptsächlich zu berücksichtigen, nicht so sehr der Zahl wegen (in runder Zahl 300000 Köpfe), als um ihrer vielen Verzweigungen in den angrenzenden Ländern willen und wegen der energischen Fortschritte, die in Ostasien der chinesische Handel gegenüber dem europäischen langsam, aber sicher macht, und womit er die Oberherrschaft bedroht, die der europäische Eindringling in Handelssachen in jenen Gegenden besitzt.

Ohne zu viel Gewicht auf den Widerstand der Chinesen gegen die neu eingeführten Steuern legen zu wollen, worüber in den letzten Jahren viel gesprochen wurde, muß ich diese Erscheinungen doch als einen Beweis ansehen, daß es unter ihnen gärt und es vielleicht nur eines Anstoßes bedarf, um ernstliche Unannehmlichkeiten hervorzurufen.

Daß dies früher oder später zu Reibungen führen muß, daß die schwächere Partei nach Hülfe aussieht, daß nicht nur von Europa aus, sondern auch von Australien unser Besitzstand langsam eingeengt wird, ist sicher. Die Vorgänge in Atjeh 1873, die ältern und neuern Niederlassungen auf Borneo, die Colonisationsprojecte für Neuguinea, die Reibungen zwischen australischen und amerikanischen Unterthanen in unserm Gebiete beweisen dies zur Genüge.

Nur eine energische starke Regierung kann die drohende Gefahr — vielleicht noch weit entfernt, vielleicht nahe genug gerückt, aber drohend und Verderben bringend wie die langsam anschwellende Flut — aufhalten, und um dies zu können, darf sie auch nicht einmal Unsicherheit zeigen, sich keine Schwankungen, wie gering auch, zu Schulden kommen lassen. Man denke nicht, daß irgendetwas, was in holländischen und indischen Zeitungen behandelt wird, dem gebildeten Inländer und Chinesen fremd bleibt, und von diesen ausgehend, verbreitet es sich weiter. Jede Schwankung, selbst wenn sie scheinbar mit einer Verbesserung verbunden ist, erzeugt Unsicherheit, wirkt dadurch störend für den Augenblick, meist auch nachtheilig für die Zukunft, schlechter (im ganzen genommen) als eine vielleicht nicht so gute, aber consequent durchgeführte Methode.

Nach Rom führen bekanntlich viele Wege, der eine schneller, der andere in längerer Zeit. Wenn man nun jeden Augenblick ein anderes Bedenken hat gegen den eingeschlagenen Weg, wenn man anhält und überlegt, dann querfeldein einen vermeintlich bessern Weg aufsucht, wenn man hier und dort stehen bleibt einem Freunde oder Bekannten zu Liebe, dann kommt man nicht so schnell zum Ziele, als wenn man einen Weg unverdrossen einhält.

Rom ist hier der durch den Besitz der Colonie für die Niederlande zu erreichende Vortheil; lassen wir die Sache nur ruhig beim Namen nennen und uns frei machen von der Idee, daß man die Colonie als ein Geschenk Gottes ansehen muß, welches einem gegeben ist, um dem Inländer die Segnungen der christlichen Religion zu bringen, um die er sich sehr wenig kümmert, oder ihm wenigstens die Vortheile einer höhern europäischen Bildung zukommen zu lassen. Wiewol diese Lehre vielfach gepredigt wird, habe ich mich nie davon überzeugen können, daß es damit so ernstlich gemeint ist: ich erinnere nur an die Opiumpacht, die jetzt trotz aller Humanität in runder Ziffer zwanzigmal soviel einträgt als vor 60 Jahren in „der bösen alten Zeit". Auch muß ich für meine Person offen bekennen, daß ich mich schlecht zu solcher Lehre bekennen könnte. Dieselbe erinnert mich lebhaft an eine Figur in „Max Havelaar", jenem Gedicht in Prosa von Douwes Dekker, welches Epoche machte in der holländischen Literatur und in wunde indische Zustände tief einschnitt. Er legt einer seiner Figuren, dem Typus des mit colonialen Zuständen unbekannten, aber sich lebhaft dafür interessirenden, dabei sehr frommen Holländers, folgende Bitte in den Mund: man möge dem nach christlicher Gesellschaft begierigen Inländer erlauben, sich in den Kasernen der europäischen Soldaten und an Bord der europäischen Schiffe aufzuhalten, um sich in Gesellschaft der Soldaten und Matrosen zu geistlichem und geistigem Leben zu erwecken. Trotz des tiefen Ernstes, der in diesem Roman für jeden, der Indien liebhat, liegt, macht das Ebenerwähnete einen durchaus komischen Eindruck, ungefähr so wie die

Worte Manzoni's in den „Promessi sposi": „E aveva il vantaggio di possedere una stabile guarnigione di soldati spagnuoli che insegnavan la modestia alle fanciulle e alle donne di paese." Diese fortwährende Schwankung in der politischen Richtung ist für die Autorität des europäischen Elements im allgemeinen ungünstig, es benachtheiligt auch die Autorität des Generalgouverneurs, last not least selbst gegenüber den europäischen Bewohnern. Vorläufig will ich, um nicht in den Verdacht zu kommen, in dieser Skizze dunkle Farben mit Vorliebe anzuwenden, einen unserer besten Beurtheiler indischer Zustände, der jedoch, merkwürdig genug, Indien nie gesehen hat, Professor P. J. Veth, sprechen lassen, der in seinem „Java" (zweiter Theil) sagt: „Im Jahre 1860 sah Rochussen sein Budget verworfen und trat als Minister ab. Nun kam die liberale Partei ans Ruder, die 1861 Sloet van de Beele beauftragte, ihre Grundsätze in Indien einzuführen. Indessen glückte es Franssen van de Putte, der am 2. Febr. 1863 als Minister eintrat, am 23. April 1864 das Gesetz über die Verwendung der colonialen Geldmittel zu Stande zu bringen. Art. 1 schrieb vor, daß das Budget jährlich durch die gesetzgebende Macht festgestellt werden sollte. Diese Bestimmung, die das ganze Gesetz beherrscht, hatte wichtige, aber auch sehr bedenkliche Folgen.

„Die Finanzen von Indien und von Niederland waren so ineinander verwickelt, daß eine Aufsicht der niederländischen Volksrepräsentation über die Ausgaben in Indien unvermeidlich war. Dennoch ist dieses Gesetz die wichtigste Ursache, weshalb bei vielen Verbesserungen und nicht zu verkennenden Fortschritten in Indien unter den Europäern dort mehr als je Unzufriedenheit herrscht. Es ist nicht zu verwundern, daß die Abgeordneten des niederländischen Volkes, deren große Mehrzahl in Betreff der Interessen von Indien der Anforderungen an eine gute Regierung gänzlich unkundig ist und bald Ausgaben verweigert für Sachen, die man in Indien als Lebensfragen ansieht, dann wieder Ausgaben bewilligt, die man dort drüben als nutzlose Geldverschwendung betrachtet, nur zu oft die Interessen von Niederland, nicht die von Indien, als Maßstab ihrer Gutachten und Entschlüsse nehmen. Ein anderer Nachtheil, veranlaßt durch die passive Unterwerfung Indiens unter die Mitregierung des niederländischen Parlaments, wovon auch das vollkommene Unterordnen der indischen Regierung unter den verantwortlichen Minister der colonialen Angelegenheiten eine nothwendige Folge war, offenbarte sich mehr als je im Mai 1866. Der Generalgouverneur Sloet van de Beele hatte ganz im Geiste der liberalen Partei gehandelt." (Folgt Aufzählung der wichtigsten Maßregeln, die durch ihn ergriffen wurden, und dann fährt Veth fort:) „Aber der Strom der Umformung wurde plötzlich gehemmt und selbst zurückgedrängt, als die durch die Haltung der Kammern nöthig gewordene Zurücknahme des durch den Minister Franssen van de Putte eingebrachten Gesetzes zur Regelung der Culturen und des Grundbesitzes im Mai 1866 seinen Rücktritt zur Folge hatte und die conservative Richtung wieder ans Ruder brachte.

„Nun zeigte es sich, wie sehr bei dem bestehenden Regierungssystem Indien bloßgestellt ist infolge der Unsicherheit und Schwankung, verursacht durch das abwechselnde Auftreten von streitenden und in vielen Beziehungen vollkommen entgegengesetzten Parteien. Die jetzt eintretenden Minister enthielten sich nicht, sogar mit Bezug

auf Indien die Solidarität von einander nachfolgenden Regierungen zu verleugnen: zwei Beschlüsse, die bereits in gesetzlicher Form (in Indien nämlich) publicirt waren, zu suspendiren und zurückzunehmen und also das Prestige der Regierung in Indien dem gefährlichsten Stoße bloßzustellen, den es vielleicht je erlitten hat. Der Generalgouverneur wurde zurückgerufen und zeitweise durch den Vicepräsidenten des Rathes von Niederländisch-Indien ersetzt. Aber noch vor Ende des Jahres nahm der Minister Mijer selbst die Stelle des Generalgouverneurs auf sich; er ging nach Indien, um eine conservative Leitung der Regierung wieder anzubahnen."

Aus diesen Worten sieht man, daß meine Darstellung der Sache durchaus nicht zu schwarz ist.

Die hier erwähnten Uebelstände dürften in den maßgebenden Kreisen wol allgemein erkannt sein, wiewol man sich mehr oder weniger scheut, dieselben öffentlich einzugestehen, um nicht gleichzeitig die Schwierigkeit, ja ich möchte beinahe sagen, die Unmöglichkeit der Abhülfe bekennen zu müssen, wenigstens solange man mit manchen bestehenden Zuständen nicht ganz gründlich brechen will. Einzelne Andeutungen hierüber mögen genügen. So hat man verlangt, daß Repräsentanten der europäischen Bevölkerung (auch von der inländischen hat man gesprochen) in die Generalstaaten abgeschickt werden sollen. Das Unbefriedigende dieser Lösung liegt auf der Hand.

Würde die Zahl im Verhältniß zur Anzahl der europäischen Bewohner von Indien festgestellt werden, so würde kaum Ein Abgeordneter, dessen Stimme die des Predigers in der Wüste sein würde, dort Sitz und Stimme erhalten.

Der inländischen Bevölkerung im Verhältniß zu ihrer Anzahl durch eigene Abgeordnete Sitz und Stimme in der holländischen Kammer zu verleihen, würde zu Unmöglichkeiten führen; sie durch europäische Abgeordnete repräsentiren zu lassen, würde ungerecht sein gegen die Bewohner von Holland, deren Schicksal dann in hohem Grade durch die indischen Stimmen beherrscht werden würde. Die Schwierigkeit der Sache liegt ja eben darin, den Einfluß der Generalstaaten in ihrer jetzigen Gestalt abzuschwächen, sei es durch Zufügung eines fremden Elements in so bedeutender Menge, daß der jetzt bestehende Charakter ganz verändert wird, sei es dadurch, daß man ihnen in ihrer jetzigen Gestalt den Einfluß entzieht, und zwar sowol den directen, den sie ausüben gegenüber der Gesetzgebung für die Colonien, indem man dieselbe in andere Hände legt, als den indirecten, indem man den Minister der Colonien, was die Behandlung des Budgets angeht, in eine unabhängigere, weniger exponirte Stellung bringt. Zu beiden Wegen würde die Mitwirkung der Generalstaaten in ihrer jetzigen Gestalt nöthig sein und sie würden wol nur schwer geneigt sein, dieselbe zu leihen; vielleicht würde der letztere Weg einfacher, vielleicht auch in formeller Beziehung gangbarer sein, um so mehr, als dabei die Beschränkung mehr allmählich eintreten würde.

Um es überhaupt mit Aussicht auf Erfolg versuchen zu können, müßte man zunächst die Finanzverwaltung von Holland und Indien ganz trennen, ein für allemal festsetzen, wieviel die Colonien dem Staate jährlich als feste Entschädigung, unter welchem Namen auch, zu leisten hätten. Dies wird jetzt vorbereitet. Man ist jedoch zu keiner Einigung gekommen. Seit circa drei Jahren wandert das

Gesetz zwischen verschiedenen einander nachfolgenden Ministern, die verschiedene Ansichten darüber hatten, und den Generalstaaten hin und her. Auch der jetzige Minister hat einen solchen Gesetzentwurf ausarbeiten lassen. Leider umsonst, die Sache ist ad acta gelegt. Hiernach würden die Ausgaben und Einnahmen Indiens womöglich den Berathungen der Kammern entzogen werden müssen, namentlich die Frage, wie man die Einnahmen erlangt, damit das, was auf rein administratives Terrain gehört, nicht auf parlamentarischen Boden verpflanzt würde. Zweitens würden dann die Generalstaaten nicht so sehr wie jetzt einem wegen anderer Maßregeln misliebigen Minister gegenüber die Verwerfung des Budgets als gefährliche Waffe in der Hand haben, auch wenn ein Minister das Staatsruder führte, welcher unbeirrt um das Treiben der Parteien einen festen Weg in der colonialen Politik nehmen wollte.

In den Sitzungen der Generalstaaten hat man mehr als einmal bei Behandlung eines Budgets die Worte gehört: „Ich habe nichts gegen den Budgetentwurf, ich kann jedoch dem Minister mein Vertrauen nicht schenken und darum stimme ich gegen denselben."

Könnte dann weiter die coloniale Gesetzgebung einem in Indien residirenden zum Theil durch die Krone, zum Theil durch die Generalstaaten zu ernennenden colonialen Rath anvertraut werden, dem gegenüber dem Generalgouverneur und natürlich auch der Krone ein Veto zustände, so würde jedenfalls ein Zustand geschaffen werden, der die Entwickelung einer größern Energie, als unter jetzigen Verhältnissen möglich ist, in Aussicht stellte, der erlauben würde, den einmal eingeschlagenen Weg, trotz zufälliger Veränderungen im Ministerium, einzuhalten und jedenfalls sowol den Ertrag der Colonien erhöhen, als auch unsere Herrschaft nicht nur gegenüber dem Andringen von außen kräftigen, sondern auch gegen die Elemente, welche im Innern gären, widerstandsfähiger machen würde. Natürlich wird ein solcher Zustand noch lange, wol für immer zu den frommen Wünschen gehören; der Holländer ist zu stolz auf seine politische Freiheit, als daß er nicht lieber große materielle Verluste erleiden, als jene auch nur scheinbar antasten möchte. Und ein Versuch, der eine Einschränkung der Macht der Generalstaaten bezweckte, dürfte vielen Niederländern als ein derartiger Angriff erscheinen.

Dennoch glaube ich eben, das Wort „scheinbar" nicht unrichtig gebraucht zu haben, weil ich oben auch gezeigt habe, daß die Beziehungen der Generalstaaten zu der Regierung der Colonien viel enger geworden sind, als der Gesetzgeber der Jahre 1848 und 1854 sich ursprünglich gedacht hat, als der Wortlaut des Gesetzes dies vorschreibt.

Doch genug von diesem Gegenstande, über den ich mich schon weiter verbreitet habe, als ich anfänglich beabsichtigte; die große Wichtigkeit desselben liegt jedoch auf der Hand und jeder, der sich überhaupt mit den colonialen Angelegenheiten der Niederlande beschäftigt, wird sich dieser brennenden Frage nicht entziehen wollen und auch nicht entziehen können.

Madame de Tencin.

Von

Arthur Kleinschmidt.

Wie auf ein Grab schaut unser Auge auf ein Gemälde aus vergangener Zeit; es stellt ein Wesen dar, von dem wir oft und gern gehört haben, das uns durch Schilderung aus liebem Munde werth geworden ist, und doch fällt es uns so schwer, in jene Tage uns zurückzudenken, in denen das Original lebte, in denen es liebte und haßte, weinte und lächelte; ist es die absonderliche Tracht, in die es gehüllt ist, ist es überhaupt etwas an der Persönlichkeit Haftendes, was uns fremd berührt? Es gibt etwas, was trennt trotz aller Liebe, was entfernt trotz aller Pietät: das ist die Zeit mit ihren geänderten Anschauungen und Verhältnissen. Wir müssen darum, wenn wir ein altes Bild mit ganzem Genusse betrachten wollen, unsere Sinne ablenken von der uns umgebenden Außenwelt, uns abschließen von unsern Freunden, und dann kann die Stimmung über uns kommen, deren es bedarf, um uns die „Ahnfrau" und ihre Zeit geistig und körperlich nahe zu bringen. Eine Zeit wie die des 19. Jahrhunderts tritt an manche Eigenthümlichkeit des 17. oder 18. wie an ein verschlossenes Grab heran, da ihr jene Merkmale fehlen. Dies gilt wesentlich von geistigen Verhältnissen, die eben wie alles ihre Zeit haben, erscheinen und verschwinden. Eine solche Erscheinung waren in Frankreich unter Ludwig XIV. die Salons, die Sammelpunkte der schönen Geister; sie blieben eine Macht auch unter seinen Nachfolgern bis zu dem ihnen unzugänglichen Ludwig XVI. und brachen alsdann für immer zusammen; spätere Versuche, wie sie Madame de Genlis, Elisa Bonaparte, die Herzogin von Abrantes, Madame de Staël u. a. im Kopfe herumtrugen, konnten kein Leben gewinnen; denn sie vertrugen die Atmosphäre ihrer Tage nicht, sie kamen todt zur Welt, um sofort vergessen zu werden.

Das Zeitalter Ludwig's XIV. war unstreitig die goldene Zeit der französischen Literatur, die Zeit, in welcher der Classicismus seine höchste Blüte erreichte. Der König und die vornehme Gesellschaft hatten einen bestimmenden Einfluß auf alle literarischen Bestrebungen, auf alle französischen Schriftsteller, und der Glanz des Thrones war so gleißend, daß er ihr Auge bethörte, ihre Freiheit beeinträchtigte. Die verderblichen Folgen dieser Bestechung blieben nicht aus, während der Schimmer noch ungebrochen auf dem Festgewande der Musen lag. Die Einwirkung der Frauen, ein Merkmal der Ludovicianischen Epoche, machte sich in der Literatur in hohem Maße geltend; ihre Coterien gelangten zu eingreifender Bedeutung.

In den Salons bildete sich mit den Jahren eine Art öffentlicher Meinung aus und richtete sich nach dem Verfalle des goldenen Zeitalters gegen den Hof, der conservativ am Bestehenden festhielt; sie wollte keine Autorität anerkennen, machte sich vom Hofe unabhängig und kämpfte begeistert für eine philosophische Weltanschauung, die freilich ein Kind Englands war. Hierunter litt die Poesie gar sehr und über sie schwang sich die Philosophie empor. Die Literatur wurde sentimental und moralisirend oder frivol und satirisch; ein unklares Sehnen nach idyllischem Naturzustande ergriff die müde Zeit, und wiederum waren es die Frauen, welche der Sentimentalität vorzüglich zur Geltung verhalfen. Während der ersten Periode des 18. Jahrhunderts beförderten drei Salons, die den Literaten speciell offen standen, ihre Laufbahn: die Salons der Madame de Tencin, der Marquise du Châtelet und der Madame Geoffrin. Diese drei Frauen von großem Verdienste bestimmten gewissermaßen den Ton ihrer Kreise und übten bedeutenden Einfluß auf ihr Jahrhundert, denn noch war dasselbe nicht völlig durch die Coterie der Encyklopädisten absorbirt. Madame de Tencin überkam die Herrschaft im Reiche des Geschmacks und guten Tons von der Marquise de Lambert; voll Würde führte sie ihr friedliches Scepter über die Schöngeister, bis es von ihr auf Madame Geoffrin überging; einer Fürstin schien dann eine Bürgerin zu folgen.

Zwei Jahrhunderte sind über die Menschheit dahingegangen, seit Claudine Alexandrine Guérin, Marquise de Tencin, 1681 in Grenoble geboren wurde. Ihre Familie gehörte der Noblesse de Robe an und stammte aus Romans (Departement Drôme); den Namen Tencin führten die Guérin nach einem kleinen Familiengute, das wenig abwarf. Alexandrinens Vater Antoine, Präsident des Parlaments in Grenoble und Enkel eines Goldschmieds, hatte von Louise de Buffevant fünf Kinder, zwei Söhne und drei Töchter. Von den Söhnen folgte ihm François, als er 1705 starb, als Präsident des Parlaments in Grenoble, während Pierre der Kirche geweiht wurde; von den Töchtern, die alle von Natur zur Galanterie neigten, heirathete Marie Angélique, die Maitresse des Marschalls von Uxelles, den Grafen Augustin de Ferriol, die zweite den Grafen de Grolée und Alexandrine wurde gleich ihrem Bruder der Kirche bestimmt, ohne das lebhafte Kind irgend um seine Neigung zu befragen. Noch in sehr jugendlichem Alter wurde Alexandrine im Augustinerinnenkloster Montfleury bei Grenoble als Nonne eingekleidet, obgleich es ihr an innerm Berufe völlig mangelte. Sie war von großer Schönheit, fein, elegant, schien zart und sanft und machte trotz ihrer intriguanten und oft boshaften Natur keinen solchen Eindruck, wie beispielsweise die viel unschuldigere Madame du Deffand; ihre Liebenswürdigkeit verstand es meisterhaft, alle zu berücken; ihr reicher Geist, ihr schlauer und findiger Verstand bildeten sich in den Klostermauern immer mehr aus, um nachmals die große Welt zu überraschen und zu bethören. Nach Abenteuern und Genuß lüstern, fand die junge Nonne das Klosterleben unerträglich, wenngleich in jenen Tagen dasselbe verhältnißmäßig viel Freiheit zuließ. Sie wollte genießen, glänzen, gefallen, und es gelang ihr bald, die vornehme und schöne Welt von Grenoble in ihr Kloster zu ziehen; so sehr der Cardinal Le Camus sich bemühen mochte, den Zutritt zu demselben zu erschweren,

unterlag er ihrer Schlauheit und Ausdauer; auch wußte sie ihren Rector, einen bornirten Alten, in sich verliebt zu machen, ohne daß er sich dies gestand, und er diente ihr als blindes Werkzeug, als eifriger Commissionär, klärte sie über ihre erzwungene Lage auf und förderte schließlich ihren Plan, aus dem Kerker zu entkommen. Der sie beherrschende Gedanke war eben: dem Klosterleben zu entfliehen. Da das Kloster am Ende der schönsten Promenade von Grenoble lag und in seinen Mauern Töchter der dortigen ersten Familien barg, so wurde es der beliebteste Ausflugsort und Alexandrine sog mit vollen Zügen den Reiz dieses reichen Verkehrs ein; trotzdem blieb ihr selbst der geringe Zwang, den ihr Gewand ihr auferlegte, peinvoll, ja unerträglich. War auch die Klosterregel sehr gelinde und dehnbar in der Praxis, so störte sie schon der Anflug einer solchen; war auch ihre Abgeschlossenheit mehr nominell als thatsächlich, da beiden Geschlechtern der Zutritt ins Kloster offen stand, so durfte sie doch nur zu gewissen Stunden aus ihrer Zelle in die Welt treten. Sie aber fühlte sich durch eine innere Stimme getrieben, im vollen Ueberflusse zu leben, den Becher der Lust an die durstenden Lippen zu setzen und ihn zu leeren; sie erkannte in sich ein Talent, durch Intriguen und Ränke eine Rolle zu spielen und alle Schranken, die sich ungebundener Lebensart entgegenstellten, umzustoßen. Die besonders von Soulavie in den Memoiren des Herzogs von Richelieu erhobene Behauptung, eine Schwangerschaft sei hinzugetreten, um ihr die Klostergemeinschaft verhaßt zu machen, mag dahingestellt bleiben; so viel Unglimpf ist mit der Zeit auf Madame de Tencin gehäuft, so viel Lüge der Wahrheit beigemischt worden, daß es unmöglich ist, beides unumstößlich zu sichten.

Gegen Ende der Regierung Ludwig's XIV. fanden Alexandrine und ihr Bruder, der den Jesuiten treu ergebene Abbé Tencin, endlich Mittel und Wege, in Rom eine Standesveränderung für die Nonne zu erlangen; nachdem sie, von ihrem Rector unterstützt, gegen ferneres Klosterleben Protest eingelegt und ihren Gelübden entsagt hatte, wurde sie nach Ablegung des Versprechens, sich nie zu vermählen, aus dem Kloster, dem sie fünf Jahre angehört, entlassen und Stiftsdame zu Neuville bei Lyon, ging aber nie in dies Stift. Wie bisher machte „die Nonne Tencin" Aufsehen durch ihren Verstand, ihre Galanterien und Abenteuer, und trotz ihres Standes und Kleides wagte es niemand, ihr in den Weg treten zu wollen; ebenso wenig verlor sie aber ihre Macht auch über Menschen, die ihre Vergangenheit genau kannten; keiner blieb von ihrem Zauber unberührt. Alexandrine war lebenslang ein Herz und eine Seele mit ihrem gleichgesinnten Bruder Pierre; eine geistige Ehe verband sie und keinem von beiden war ein Opfer für den andern zu schwer, was in jenen entarteten Tagen nicht verfehlte den schändlichsten Verdacht zu erwecken. Der Abbé war der Vertraute, der Rathgeber der Schwester, diente ihr mit schlauer Geschäftigkeit und intriguantem Geiste und hielt sie in der Provinz wie im Taumel des Genusses der Hauptstadt mit starkem Arme oben, während das fein berechnende schöne Weib mit dem scharfen Verstande sich immer neue Freunde erwarb und ihren einzigen Ehrgeiz darein setzte, ihrem geliebten Bruder zu glänzender Carrière zu verhelfen. Um 1714 war sie zu ihm nach Paris gekommen, wo sie nun sein Hauswesen leitete. Sie gewann rasch große Erfolge durch ihre Schönheit und vollendete Anmuth, ihre freien Sitten, weit

mehr noch durch ihren Witz und Verstand. Gleich ihrem Bruder befolgte sie systematisch die Politik der Schmeichelei. Wichen mit den Jahren die Reize der Schönheit von ihr, so bewahrte sie doch bis zum Ableben alle Vorzüge des Geistes in jugendlicher Frische, und der Menschenkenner Duclos mußte gestehen, vor Madame de Tencin sei das Genie der geschicktesten Intrignanten erblichen.

Einer ihrer ersten Verehrer ward der Abbé de Louvois, und auf ihre Bitten erwirkte dieser in Rom ihre Lösung von allen religiösen Fesseln, doch wurde das päpstliche Rescript nicht öffentlich bekannt gemacht. An Louvois' Schritten scheint Corneille's Neffe, Bernard Le Bovier de Fontenelle, sich betheiligt zu haben, der große Dichter, der Madame de Tencin sehr nahe getreten ist, ein umfassender vielseitiger Geist, dessen Verdienste sich im Kampfe mit Racine, Boileau, La Bruyère u. a. immer mehr entwickelten, der unter der Regentschaft den Zenith seines Ruhms erreichte und auf dem Thron blieb, bis Voltaire ihn stürzte. Der Geschmack, den die genußsüchtige schöne Frau an der Literatur fand, fesselte Fontenelle, dessen Liebe sie geweckt, enge an sie; sie aber fühlte, daß er wahrer Freundschaft nicht fähig sei, weil ihm Ueberzeugung und Wahrheitsliebe abgingen; darum deutete sie einmal auf seine Brust und sagte: „Sie haben da kein Herz, sondern Hirn wie in Ihrem Kopfe." Gewiß nicht die Liebe, sondern allein der Hang zur Intrigue führte Madame de Tencin in die Arme des allverhaßten Generallieutenants der Polizei und nachmaligen Großsiegelbewahrers Marc René de Voyer, Marquis d'Argenson, des bei aller Häßlichkeit berüchtigten Lüstlings. Ihre natürliche Sucht, sich überall einzumischen, ihr Geist, ihre Gabe sich einzuschmeicheln, ihre Activität und ihre helle Einsicht machten sie einem Geschäftsmanne wie dem Polizeiminister in vieler Beziehung werthvoll und nützlich. Stets tritt ihre Neigung, sich in alles zu mischen, die der Herzog von Richelieu wiederholt hervorhebt, uns entgegen. Diese Neigung entfremdete ihr manchen Verehrer nach kurzer Zeit. Auch d'Argenson ward ihrer rasch überdrüßig und sie ließ ihm einen der größten Staatsmänner und Redner der Zeit folgen, Henry Saint-John, Viscount Bolingbroke, der sich 1714—23 in Frankreich aufhielt. Bei ihr machte Bolingbroke die Bekanntschaft des jungen Marie François Arouet de Voltaire, dessen Ruhm einst Frankreich erfüllen sollte.

Inmitten ihrer Ränke und Intriguen trat ein Ereigniß ein, welches Madame de Tencin veranlaßte, sich unter dem Vorwande der Verbannung einige Zeit in Zurückgezogenheit zu halten. Ihr galanter Wandel hatte sie mit einem Artilleriecommissär, dem Chevalier Destouches, der den Beinamen Canon hatte, nicht aber mit dem Dichter Destouches, wie viele angeben, zusammengeführt, und ihm schenkte sie am 16. Nov. 1717 in Paris ihr einziges Kind. Eine ebenso unnatürliche Mutter wie zärtliche Schwester, ließ sie den Knaben in der eisigen Nacht auf den Stufen der Kirche Saint-Jean le Rond, die im Kloster Notre-Dame stand, aussetzen und somit dem Erfrieren preisgeben. Eine arme Glasersfrau, Namens Rousseau, nahm das unglückliche Kind zu sich und zog es auf; sie nannte es Jean le Rond, nach der Fundstätte; die Mutter kümmerte sich nie im mindesten um dasselbe; der Vater erkannte es nicht an, gab aber der Pflegemutter eine Jahresrente von 1200 Frs. für die Erziehung. Später gab das Kind sich selbst einen Namen, den die Menschheit nie vergessen wird — es war d'Alembert. Wollte man mit

diesem Falle einen ähnlichen zusammenstellen, die Geburt des bedeutenden Dichters Richard Savage im Januar 1696 in London, so würde dieser Vergleich hinken; Savage that alle erfindlichen Schritte, um von seiner Mutter, der Gräfin Anna Macclesfield, anerkannt zu werden; der Vater der Encyklopädie hingegen verschmähte jeden Schritt zu ihr, wollte nichts von ihr. Er verachtete sie, und sein Freund Diderot hat sie als Thelis in seinem Roman „Les bijoux indiscrets" gegeiselt. Die Behandlung ihres Kindes ist der häßlichste Flecken im Lebensbilde der Madame de Tencin, und im Hinblick hierauf konnte Villemain mit Recht die Freundin Montesquieu's ein moralisches Phänomen nennen, eine Mischgestalt aus den größten Contrasten.

Es war selbstverständlich, daß eine Frau vom Schlage der Madame de Tencin den vergnügungssüchtigen Herrn Frankreichs, den Regenten Philipp von Orléans, bald auf sich aufmerksam machen mußte. Der Abgott aller Frauen, der erste Lebemann der Regentschaft, Louis François Herzog von Richelieu, ihr genauer Freund, führte sie bei den berüchtigten Soupers des Regenten ein; sie und ihr Bruder Pierre blieben immer in den vertrautesten Beziehungen zu Richelieu, seine wahren Anhänger; noch in einem Briefe vom 6. Jan. 1742, der ihm sofortige Vernichtung seiner Schreiben an sie verspricht, drückt sich große Herzlichkeit aus, daneben aber auch Selbstzufriedenheit; hier heißt es z. B.: „Ich bewundere den Eindruck, den die Eigenschaften des Herzens und des Geistes auf Sie machen, und offen gestanden sehe ich es gern; da ich die erstern im souveränen Grade besitze und der letztern nicht ganz entbehre, so bin ich ganz gewiß, daß Sie mich ewig lieben werden." Ihre Schönheit hatte sich derart erhalten, daß Duclos 1715 sagte, sie scheine nicht 34, sondern 25 Jahre alt. Dem Regenten gefiel sie sehr wohl; als sie aber ihre politischen Intriguen auch bei ihm in Scene setzen, ihm Rathschläge geben wollte, verlor sie seine Gunst und er erklärte ihr dies in cynischer Offenheit; Orléans suchte bei den Frauen nur flüchtigen Genuß, keine Belehrung oder Bevormundung, und Madame de Tencin wurde ihm antipathisch.

Gewiß sind es nichtswürdige Verleumdungen, daß sie, um seiner Sinnenlust zu schmeicheln, in Saint-Cloud schamlose Bacchanalien in Scene gesetzt und ein Buch über die antiken Orgien, eine Chronique scandaleuse des Menschengeschlechts, geschrieben habe. Hingegen scheint sie im Sinne der Jesuiten durch schöne Frauen auf Orléans Einfluß gesucht zu haben, seit ihre Person selbst um seine Gunst gekommen war; um ihn zu leiten, wollte sie ihm 1717 die reizende Circassierin Aïscha, die bei ihrer Schwester, der Gräfin Ferriol, lebte, zuführen, scheiterte aber mit diesem Vorhaben, und auf seine letzte Favoritin, die Herzogin von Phalaris, die wie sie aus dem Dauphiné stammte, machte sie ihn aufmerksam. Das Intriguiren und Beeinflussen war ihre Leidenschaft; sie schien ohne dasselbe nicht leben zu können. An Stelle des Regenten wurde der berüchtigte Staatsminister Dubois ihr Geliebter. Sie führte das alte Leben, wie auch der Herzog von Saint-Simon sagte, aus Ehrgeiz und Interesse wie aus Gewohnheit fort; ihr Zweck war jetzt nur, ihren Bruder vorwärts zu bringen; in dieser Absicht wirkte sie mit allen Künsten auf Dubois, die Jesuiten, Law und wer immer nützlich sein konnte; in unerreichtem Maße besaßen sie und ihr Bruder das Talent, die Menschen zu schmelzen, zu

bestechen und Grundsätzen abtrünnig zu machen; wie eine Sirene konnte Madame de Tencin ihre Bedenken einlullen, und unvergleichlich verstand sie die große Kunst, ohne Achtung ihrer Persönlichkeit doch zur Geltung zu gelangen. Sie wünschte, daß man von ihr sage, sie sei eine warme Freundin, aber eine erklärte Feindin, und gab dies geschickt bei guter Gelegenheit kund, wodurch sie Leute von Verdienst und Autorität an sich zog; übrigens war sie äußerst gefällig, falls ihre Interessen nicht gekreuzt werden sollten. Als ihre Freunde einmal Lobeserhebungen über ihren Charakter anstimmten, äußerte der Abbé Trublet, als Literat bekannt: „Ja, läge ihr daran, euch zu vergiften, so würde sie gewiß das mildeste Gift wählen."

Madame de Tencin wußte sich bald Dubois unentbehrlich zu machen; sie wurde seine Vertraute und half ihm bei der Ausführung seiner wichtigen Plane: sie besaß seine Geheimnisse. Seitdem seine Stellung befestigt war, leitete sie sein Haus als anerkannte Maitresse, versammelte um sich einen Hof; ihre Gunst wurde der Kanal zur seinigen; ihr Verstand rieth ihr, nicht für sich zu sorgen, sondern allen Ehrgeiz zum Nutzen ihres Bruders zu verwenden. Ihr Salon wurde der Sammelpunkt der Jesuiten und Molinisten; sie redete Dubois ein, diese Prälaten würden ihn mit Rom, wo sein Wandel Anstoß erregt hatte, aussöhnen, und suchte mit andern Reactionären den Regenten zu den Jesuiten zu führen, ihn zur Vertreibung der Jansenisten, des Kanzlers d'Aguesseau, des Finanzministers Herzogs von Noailles, des Cardinals von Noailles u. a. zu veranlassen und Law mit Dubois an die Spitze zu bringen; letzterm schmeichelte sie mit dem rothen Hute, bis er ihn wirklich empfing.

Im Jahre 1713 hatte der Papst auf Antreiben der Jesuiten die Constitution Unigenitus erlassen, in der 101 Sätze des von Quesnel in jansenistischem Sinne herausgegebenen Neuen Testaments als ketzerisch verdammt wurden, und zu den glühendsten Verfechtern dieser Constitution gehörten Madame de Tencin, ihr Bruder und Dubois; sie waren die erbittertsten Feinde der gegen dieselbe appellirenden Bischöfe, die ein allgemeines Concil verlangten; ja wegen ihrer Leidenschaftlichkeit wurden die Geschwister Tencin vorübergehend nach Orléans verbannt. Das schwere Geschütz der Bullen und das leichte Geplänkel der Galanterie standen Madame de Tencin gleichzeitig zu Gebote, wie sie sich einerseits auf Frömmler, andererseits auf Freidenker und Atheisten stützte und über beide Gruppen disponirte. Aus ihrem Salon schleuderten die vornehmen Jesuiten und Constitutionisten ihre Schriften gegen die Gegner, ihre Pamphlete gegen den Regenten; wie eine Kirchenmutter hielt sie die geistlichen Versammlungen bei sich ab, begeisterte Dubois immer mehr für die Bulle und rastete nicht, bis d'Aguesseau und Noailles am Boden lagen, ihr einstiger Verehrer d'Argenson 1718 Großsiegelbewahrer wurde und Law zu immer größerer Macht gelangte. Der Mittelpunkt, um den sich ihre Intriguen drehten, blieb ihr Bruder, und man darf wol sagen, sie hätte, wenn Dubois länger gelebt haben würde, nicht abgelassen, bis Tencin die päpstliche Tiara getragen.

Es war gar nicht nöthig, daß sie ihren ganzen Credit auf Dubois anwendete, um ihm Tencin liebzumachen; der listige Priester durchschaute ihn und fand, daß er keinen gewandtern, geistvollern und scrupelfreiern Mitarbeiter haben könne; er überhäufte ihn und seine Schwester mit Reichthümern und übertrug ihm 1719

als erste geistliche Aufgabe die Bekehrung des Schotten Law zur katholischen Kirche, ein unwürdiges Possenspiel. Sobald der Abenteurer John Law Dubois' Liebe zu Madame de Tencin erkannt hatte, näherte er sich ihr und ihrem Bruder und interessirte beide für sein System; sie waren ihm werthvolle Gönner. Während der schamlose Schwindel Law's das Reich zerrüttete, nahmen die Geschwister Tencin großartige Summen ein; Law gab ihnen massenhaft Actien und betheiligte sie an der Agiotage; ihre nahe Verbindung mit Dubois und d'Argenson lieferte ihnen die Geheimnisse der Börse; der Rath de La Fresnaye u. a. handelten für Madame de Tencin in Börsengeschäften; sie soll ihr von Bolingbroke anvertraute Summen verspielt und ihm die Deponirung derselben dann abgeleugnet haben. Trotzdem legte sie keinen Werth auf Geld um seinetwillen; sie sah darin nur ein Mittel, erstrebte Ziele zu erreichen, nicht aber ein würdiges Ziel selbst. So erwarb sie sich auch nie ein großes Vermögen, hatte nur mäßige Einkünfte und suchte nur ihren Bruder zu bereichern, um seine Carrière zu vergolden; Law machte ihn in der That reich und ließ ihn im Golde wühlen.

Der Tod des Premierministers Cardinals Dubois, des allmächtigen Lenkers des unglücklichen Frankreich, am 10. Aug. 1723 beendete eigentlich das politische Leben und die großen politischen Intriguen der Madame de Tencin, denn ihr Einfluß auf den alternden Regenten war sehr gering. Eine Anzahl Verbannter durften jetzt zurückkehren, darunter ein Haupt-Roué Orléans', der gleich ihm „die schwarze Krähe", die kecke Gräfin Parabère, geliebt hatte, der Marquis de Nocé; als ihm der Regent eine Gnade anbot, rief er ohne weiteres Besinnen: „Ich bitte Ew. königliche Hoheit, schicken Sie die Tencin nach der Salpêtrière, die Destouches Canon ins Irrenhaus und die Raymond an den Galgen", was den Regenten laut auflachen machte. Einige Monate darauf raffte ein Schlagfluß Orléans (2. Dec.) hinweg; die entartete Zeit der Regentschaft war vorüber.

Der Herzog von Bourbon wurde Premierminister und Dubois' Anhang trat in den Hintergrund. Tencin wurde von Rom, wo er als Geschäftsträger fungirt hatte, abberufen, aber im Juli 1724 Erzbischof von Embrun. Er hatte in Rom erwirkt, daß seine Schwester von dem Heirathsverbote entbunden wurde, und sie scheint ihrem Geliebten, dem Mitgliede am Großen Rathe in Paris, de La Fresnaye, Aussichten auf ihre Hand eröffnet zu haben. Dieser Mann war ein eifriger Agioteur Law's und neben seiner Staatsstellung römischer Hofbankier. Er liebte Madame de Tencin trotz ihrer 45 Jahre und meinte, sie habe Geist „wie ein Teufel"; er wollte sie heirathen. Am 5. April 1726 ging er zu seinem Freunde, dem Advocaten am Großen Rathe, de Sacy, und übergab ihm zwei Packete: das eine bezeichnete er als sein Testament, welches Sacy nach seinem Tode sofort einem Notar ausliefern sollte, das andere enthielt ein nicht unterschriebenes Papier. Dann begab er sich, wie der Advocat am pariser Parlament, Mathieu Marais, dem Präsidenten Bouhier am 12. und 14. April 1726 berichtet, zu Madame de Tencin. Er verlangte, sie solle den Einspruch, den sie auf das Recht an sein Amt gemacht, aufheben, und zog eine Pistole aus dem Gürtel, um ihr zu zeigen, er werde sich im Weigerungsfalle erschießen. Nachdem er heimgegangen, sandte sie nach ihm, um ihn von seinen schwarzen Gedanken abzubringen; er aber kam erst

am 6. April, als sich um 11 Uhr große Gesellschaft bei ihr befand, geberdete sich wie ein Verzweifelter und wünschte, als sie auf seine Forderungen nicht einging, in ihrem Cabinet einen Brief zu schreiben, nachdem er ihr abermals die Pistole vorgehalten hatte. Kaum hatte ihn ein Abbé Michel in das Cabinet geführt, als er sich auf dem Sofa vier Kugeln ins Herz jagte. Bestürzt eilte die Gesellschaft herbei, Madame de Tencin war voll Kummer. Sie wandte sich sofort auf den Rath ihrer Umgebung an den ersten Präsidenten und den Generalprocurator des Großen Rathes, um das Unglück mitzutheilen, und diese ließen die Leiche in der Nacht heimlich in der Kirche Saint-Roch beisetzen und ungelöschten Kalk in den Sarg legen. Am andern Morgen waren schon hundert Versionen über das Ereigniß im Gange. Der Große Rath legte an die Effecten des Verstorbenen die Siegel. Nun behauptete aber das Châtelet, man habe ihm die Anzeige von dem Vorfalle machen müssen; es kam zum Conflict beider Behörden, das Châtelet ließ ebenfalls Siegel anlegen und stellte gleich dem Großen Rathe gerichtliche Untersuchung an; schließlich entschied der Großsiegelbewahrer zu Gunsten des Châtelet. Der Advocat de Sacy war nicht wenig erstaunt, daß sein Depositum so rasch in Wirksamkeit gesetzt werden sollte, übergab es dem Notar, von dem es durch den Civilrichter an den Criminalbeamten ging; letzterer vernahm ihn und Sacy überlieferte auch das zweite Päckchen. Welche Verwunderung aber ergriff alle, als sie anstatt eines Testaments mit Anweisung an die Gläubiger de La Fresnaye's, eines keine Sympathie erweckenden Menschen, die nichtswürdigsten Schmähungen und schwersten Anklagen gegen Madame de Tencin lasen. Das „Testament" besagte, Madame de Tencin, die alles daran gesetzt habe, Herrn von Nocé tödten zu lassen, und der größten Verbrechen fähig sei, habe auch ihn seit lange mit dem Tode bedroht und es gebiete ihm darum die Vorsicht, seinen letzten Willen auszusprechen; der Testator bedauere, infolge seiner zerrütteten Vermögenslage manche drückende Schuld nicht bezahlen zu können; Madame de Tencin habe ihm die größten Summen abgepreßt, und als er seine Effecten ihr entziehen wollte, die Zahlung eines Billets von 40000 Frs. verlangt; sie sei vier Jahre vor den Augen ihres ganzen Hauses seine Maitresse gewesen, habe ihn aber dann wie einen Knecht zu behandeln gewagt; ihr wilder Haß komme besonders daher, daß er sie bei Buhlereien mit Fontenelle und ihrem Neffen, dem Grafen d'Argental, neulich entlarvt habe. La Fresnaye bezeichnete sie als seinen Ruin und seine Henkerin, beschwor den Herzog von Bourbon und den Großsiegelbewahrer um Handhabung der Gerechtigkeit gegen sie und ihr infames Leben, forderte ihre Verweisung in das Kloster Montfleury, wohin sie gehöre, um dort ihre Sünden abzubüßen, und rief Gott zum Zeugen der Wahrheit aller Aussagen an. Das Testament war am 18. Febr. 1726 abgefaßt. Das zweite Packet enthielt außer Briefen der Madame de Tencin nur einen Brief des Verstorbenen vom 5. April an ihren Bruder, den Erzbischof, worin seine Schwester beschimpft und ihre Einsperrung ins Kloster Montfleury gefordert wurde.

Da man nach diesen Eröffnungen ein Verbrechen muthmaßen konnte, wurde Madame de Tencin's Verhaftung von seiten des Châtelet beschlossen. Die Leiche ward ausgegraben, konnte aber den Weg zur Confrontation nicht aushalten. Am 10. April, um 11 Uhr abends, führte man Madame de Tencin ins Châteletgefäng-

niß ab; doch hielten wol nur wenige sie für schuldig, bei weitem die meisten glaubten, La Fresnaye sei von Sinnen gewesen, und tadelten die Uebereilung der Criminalbehörden, wie wir durch Barbier wissen. Der Große Rath überließ die Untersuchung dem Châtelet, nur nicht das definitive Urtheil. Das „Testament" circulirte durch ganz Paris, was die Familie Tencin in die größte Wuth versetzte. Obgleich ein hitziges Fieber sie schüttelte, mußte die Angeklagte am 11. April ein dreistündiges Verhör bestehen; sie bekannte sofort ihren Verkehr mit La Fresnaye, erklärte aber ihre volle Unschuld auf seine Beschuldigungen und bat, sie ihrer Krankheit wegen freizulassen und unter jede beliebige Wache zu stellen. Ihre Bitte wurde abgeschlagen und die Aerzte des Châtelet kamen, um sie zu untersuchen. Ihr Bruder, der Erzbischof, verwandte aber seinen ganzen Einfluß bei Hofe und eine Lettre de cachet befreite sie schon in der Nacht des 11. April aus dem Châtelet, um sie in die Bastille überzuführen. Hier saßen gerade zwei namhafte Dichter, der exaltirte Satiriker Abbé de Margon, Autor der „Fagonade", und der mit der Bastille wohl vertraute Voltaire, der nicht ablassen wollte, den Chevalier de Rohan-Chabot für seine Beleidigung zu züchtigen. Der Proceß Tencin wurde dem Châtelet entzogen und dem Großen Rathe übergeben. Madame de Tencin verfiel in eine gefährliche Krankheit, die das Schlimmste befürchten ließ. Im Juli 1726 sprachen die Gerichte ihre Unschuld und Freigebung aus; das Gedächtniß de La Fresnaye's wurde verdammt, sein Name aus den Registern des Großen Rathes gestrichen, sein „Testament" verbrannt und der Fiscus mit seinen Gütern bereichert. Um ihre Gesundheit zu restauriren, ging Madame de Tencin in das Bad Passy und im August 1726 in das Dauphiné.

Die Katastrophe La Fresnaye's übte einen entscheidenden Einfluß auf ihr Leben; sie entsagte jetzt völlig dem galanten Wesen und entschlug sich auch mehr als bisher politischer Intrigue. Freilich that sie nach wie vor alles, was in ihrer Macht stand, um den theuern Bruder zu erhöhen; für ihn interessirte sie Richelieu, die Pompadour und den König Ludwig XV. Letzterer hatte vor ihr eine instinctive Furcht; d'Argenson sagt: wenn man von ihr gesprochen, habe er eine Gänsehaut bekommen. Ihre Feinde ließen nie ab, sie zu verfolgen. Ein Satiriker aus Rousseau's Schule höhnte sie im October 1727 in den Couplets:

Te passerai-je sous silence,
Soeur de Tencin,
Monstre enrichi par l'impudence
Et le larcin?
Vestale peu rebelle aux lois
De Cithérée,
Combien méritas-tu de fois
D'être vive enterrée?

Und im Januar 1728 nannte sie Roy in einer Allegorie „eine Sibylle, die dem alten Syndicus der Bürger von Cythere ein Kleid von altem lohfarbenem Sammt schenke". Seitdem vergingen viele Jahre, aber die Abneigung gegen sie schwand nicht. Im November 1742 sang man Couplets auf ihren Bruder und auf sie; hier hieß es unter anderm:

Tencin, ce fourbe si parfait,
Comme tout le monde sait,
Visa toujours au grand objet;
Sa soeur infernale
Avec sa morale
L'y conduira par un forfait,
Comme tout le monde sait.

Ihr Bruder gab ihr durch seine Stellung und Person Schutz und Schirm und ging mit ihr in geistlichen Fragen Einen Weg. Allen Liebeleien Valet sagend, wandte sich die einstige Nonne von Montfleury mit Inbrunst ernsten religiösen Dingen zu, wurde eine Mutter der Kirche und sozusagen ein Adreßbureau für alle, die für die Bulle Unigenitus ihre Lanze brachen. Tencin wollte im Kampfe für dieselbe den Cardinalshut erringen, und seine Schwester stand ihm in der Schlacht gegen den Jansenismus treu zur Seite. Auf Befehl des Cardinals von Fleury, der durchaus gemäßigter Richtung war, trat in Embrun im August 1727 ein Concil unter Tencin's Vorsitz zusammen, um die Kirchenfrage zu berathen; die Aussprüche desselben führten aber nur zu neuem Hader; denn die Jansenisten bezeichneten es als bestochen, und der Streit zwischen dem Parlament und Rom nahm einen noch gehässigern Charakter an, während Fleury in Rom gegen Tencin's Erhebung zum Cardinal wirkte. Wie eine Päpstin Johanna hielt Madame de Tencin im Juni 1730 bei sich eine Versammlung der für die Constitution Unigenitus begeisterten Bischöfe ab, die verkleidet sich eingestellt hatten. Ihr Kopf schien das unerschöpfliche Arsenal für die heftigen Entschlüsse und die gefährlichen Ränke der Ehrsüchtigen, die der Vorwand der Constitution deckte. Die Jesuiten, die bedeutendsten Bischöfe, der Cardinal von Bissy standen unter ihrem Einflusse, bewilligten ihr alles und sie war der sicherste Zugang zu ihrer Huld. Der Herzog von Saint-Simon nennt sie darum einen „Pfeiler und Verbindungspunkt der heiligen Lehre, das Centrum der kleinen verborgenen, so excellent orthodoxen Kirche". Um sie los zu werden, wollte der König sie durch eine Lettre de cachet nach Embrun schicken; aber die „katholischen" Bischöfe und der Cardinal von Bissy verwandten sich so warm für sie, daß sie 1731 nur auf vier Monate nach Ablon in der Nähe von Paris verwiesen wurde. Durch schlaue Unterwürfigkeit, zu der sie ihn anzuhalten wußte, gewann Tencin allmählich neuen Boden bei Fleury und 1739 wurde er Cardinal, 1740 Erzbischof von Lyon und 1742 Staatsminister; Fleury hatte sich im Mai 1736 ganz mit ihm ausgesöhnt. Madame de Tencin sah den Bruder, ihren Schützling, auf den Höhen des Lebens.

Seit der Affaire La Fresnaye's schien sie sich nur mit Wissenschaft und Literatur zu beschäftigen, nur Genuß für ihren Geist zu suchen; sie widmete sich völlig dem Verkehr mit den Größen der Zeit und lebte in intimer Freundschaft mit lauter auserlesenen Menschen. Ihr Salon wurde weltberühmt, eine Macht im 18. Jahrhundert; er war stets besucht, denn man wollte hören, reden und sehen; besonders war die kalte, egoistische, vorsichtige und gemäßigte Coterie der Philosophen vertreten, als deren Repräsentant Fontenelle gelten konnte, weniger entschiedene und

glühende Naturen. Neben Fontenelle, der wie ein Orakel angesehen wurde, nahm in diesem Salon, den Napoleon I. wol ein Bureau d'esprit genannt haben würde, die erste Stelle der gewaltige Montesquieu ein. Er war genau mit Madame de Tencin befreundet und sie war stolz darauf, zu seinem Ruhm beizutragen; als er 1748 seinen „Esprit des lois" publicirte, kaufte sie eine große Anzahl Exemplare und verschenkte sie unter Lobeserhebungen ihren Freunden. Welche Verschiedenheit der Charaktere und Gesinnungen sprechen die Namen Fontenelle und Montesquieu aus! Sehr nahe standen Madame de Tencin die Söhne ihrer Schwester Ferriol, als Literaten ausgezeichnet; es waren Antoine, Graf Pont de Veyle, der Bewunderer von Madame du Deffand, und Charles Augustin, Graf d'Argental, der Freund Voltaire's; ohne alle Beweise hat üble Nachrede beide als Mitarbeiter, ja sogar geradezu als die Autoren der Romane ihrer Tante genannt. Bei ihr fanden sich der Leiter des „Journal des savants", Dortous de Mairan, der heute noch hochgeschätzte Dramatiker und Romancier de Marivaux, der dort Fontenelle und den Dichter Houdart de La Motte kennen lernte. In jenem Fauteuil ruht in eleganter Nonchalance der feine Abbé de Bernis, Dichter und Prälat in Einer Person; eben neigt sich der vielumworbene Arzt Jean Astruc zu ihm, da rufen ihn Treffan und La Popelinière. Auch Helvétius, der eigennützige Materialist, tritt in das Gemach, wo so viele Geister sich begrüßen; die Freundschaft zu d'Alembert's bannt ihn nicht aus der Nähe seiner Mutter. Sie aber, mit ihrem gutmüthigen und einfachen Aeußern, scheint in ihrem Salon weit mehr Haushälterin als Herrin vom Hause, und doch wie fesselnd ist ihre Unterhaltung; wie unnachahmlich weiß die Meisterin der Schmeichelei einen jeden eben mit dem zu beschäftigen, was ihm congenial ist. Von ihren Lippen sprudeln geistvolle Worte; Duclos meint, niemand sei geistreicher als sie gewesen. Zu einem ihrer Freunde sagte sie: „Die Leute von Geist machen viele Fehler, weil sie nie glauben, daß die Welt so dumm ist, wie sie ist"; dem andern räth sie, es sei besser, sich Freundinnen als Freunde zu erwerben. Dann wendet sie sich zu dem nach manchem Misserfolge kürzlich zu Ansehen in der Literatur gelangten Marmontel und ruft aus: „Wehe über den, der alles von seiner Feder erwartet! Nichts ist mehr Zufallssache. Wer Schuhe macht, ist seines Lohnes sicher; wer ein Buch liefert, hat nie eine Sicherheit!"

Mit allen Besuchern dieses glänzenden Salons lebte sie auf dem traulichsten Fuße; scherzend nannte sie dieselben ihre lieben Thiere in ihrer Menagerie. Zweimal wöchentlich vereinigte sie sie um sich bei Tische und zu Neujahr machte sie sich den Spaß und schickte jedem zwei Ellen Sammt zu einer Hose. Alle hingen mit hoher Bewunderung an der bedeutenden Frau, deren Name auch im Auslande voll Achtung genannt wurde. Der Cardinal Prosper Lambertini, der kunstsinnige Förderer der Wissenschaft, welcher 1740 als Benedict XIV. den Stuhl Petri bestieg, nahm ein solches Interesse an ihrem geistigen Leben, daß er mit ihr in Correspondenz trat und ihr Freund wurde. Ihr Lebenswandel war exemplarisch geworden; anstatt des Tadels mußte ihr Lob und Anerkennung gezollt werden. Nicht aber versammelte Madame de Tencin die ersten Schriftsteller ihrer Zeit nur um sich, sie gehörte ihnen selbst schon lange an; auch ohne ihren historischen Salon würde sie sich einen bleibenden literarischen Namen errungen haben.

Die Sprache ihrer Romane erinnert vielfach an das goldene Zeitalter Ludwig's XIV., ihre besten dürfen kühn mit denen der gefeierten Gräfin de Lafayette zusammengestellt werden, und La Harpe meinte, die „Memoiren des Grafen von Comminges" könnten als Pendant zu der „Prinzessin von Kleve" dieser Dame gelten. Die Liebe ist der Gegenstand und die Seele ihrer Schriften. Der Literarhistoriker Villemain sagt über ihr Talent: „Es ist die Eleganz und gefühlvolle Imagination der Frau von Lafayette, aber mit etwas weniger Reserve und Weisheit. Was aber Geschmack, Leidenschaft und Naturell angeht, übertrifft nichts die «Mémoires du Comte de Comminges»." Diesen Roman, der 1735 erschien, nennt er den schönsten literarischen Ruhmestitel der Frauen im 18. Jahrhundert; alles darin ist natürlich und edel, einfach und ohne Affectation. Aus ihm zog Baculard d'Arnaud den Stoff zu seinem 1790 aufgeführten Drama „Der Graf von Comminges". Weniger unterhaltend und weniger einfach gehalten ist die historische Novelle „Le siége de Calais" (2 Bde., 1739), aber auch sie erlebte wiederholte Ausgaben. Ein zartes und schmerzliches Interesse bietet der 1747 in zwei Bänden erschienene Roman „Les malheurs de l'amour", der unter dem Titel „Louise de Valrose" (1789) wiederum herauskam. Waren diese Werke zu Lebzeiten der Marquise de Tencin erschienen und Verkünder ihrer Talente und Gaben geworden, so hinterblieben unvollendet die „Anecdotes de la cour et du règne d'Edouard II, roi d'Angleterre"; Anne Louise Morin Dumesnil, Madame Elie de Beaumont, vollendete sie und gab sie 1776 heraus. Im Jahre 1790 erschienen in ihrer Vaterstadt Grenoble die „Mémoires secrets de Madame de Tencin", von dem Abbé Jean Jacques Barthélemy edirt; 1812 wurden ihre verschiedenen Schriften in vier Bänden in Paris publicirt. Mehrmals kamen ihre Werke zusammen mit denen der Gräfin Lafayette in den Handel (1786 in acht, 1804 in fünf, 1820 in vier, 1825 in fünf Bänden); Auger gab 1823 „Lettres de Mesdames de Villars, de Lafayette et de Tencin" in Paris heraus. Im Jahre 1790 veröffentlichte Jean Benjamin de La Borde die „Correspondenz" der berühmten Frau mit ihrem Bruder, dem Cardinal, in zwei Bänden, und 1806 erschienen ihre „Lettres au Duc de Richelieu". Längst war das Wort in Erfüllung gegangen, welches sie Richelieu 1743 zugerufen hatte: „Wenn Gott nicht sichtbar seine Hand darein legt, ist es physisch unmöglich, daß der Staat nicht einstürze"; die Revolution hatte das Frankreich eines Orléans und Ludwig XV., in dem sie gelebt, verschlungen und ein erklärter Feind schriftstellernder und politisirender Frauen trug die fränkische Kaiserkrone.

Madame de Tencin starb zu Paris, 68 Jahre alt, in der Frühe des 4. Dec. 1749. Nach stürmischer Jugend, nach einem Leben tollen Genusses war sie im Hafen des Friedens gelandet, hatte ein gastliches Heim gegründet, in dem sie mit den ersten Geistern Frankreichs als mit Ihresgleichen verkehrte. Die Schlacken waren von ihr gefallen; ihre geistige Vollkraft gab ihr immer neuen Schwung und ihr Kreis behielt bis zu ihrem Scheiden jenes glänzende Gepräge, welches ihr Bild noch heute in der Literatur trägt.

Die Währungsfrage.

Von

Dr. Lorenz von Stein.

Mögen unsere geehrten Leser nicht fürchten, daß sie, indem sie in den folgenden Zeilen das Gebiet der Währungsfrage betreten, von uns in jene Discussion hineingezogen werden, die in dem Grade breiter zu werden beginnt, als sie eigentlich an Tiefe abnimmt. Und ebenso wenig dürfen sie fürchten, hier mit der vollen Breite statistischer Zahlen oder mit der Schärfe harter Worte und absprechender Souveränetät in jene verschiedenen Ansichten gedrängt zu werden, welche in der That weniger die Welt als sich selbst bewegen. Wenn wir an dieser Stelle einem denkenden Leser unsere Anschauungen vorlegen, so geschieht es erstens, weil es uns allerdings nach unserer unvorgreiflichen Ansicht scheint, als hätten englisches Interesse und französischer Wortdoppelsinn trotz aller deutschen Theorie noch immer gewisse Dinge nicht endgültig festgestellt, und als seien gewisse elementare Begriffe und Thatsachen so sehr in den Hintergrund gedrängt worden, daß nur noch der breite Vordergrund gekannt und beurtheilt wird. Zweitens aber verstatten wir uns gerade an dieser Stelle über jene Frage das Wort zu nehmen, weil eine in unsern Augen entscheidende Seite der Sache gar nicht in Betracht gezogen worden ist, obgleich sie sehr geeignet erscheint der Auffassung der ganzen Währungsfrage einen, wie wir glauben, vollkommen neuen Gesichtspunkt abzugewinnen.

Mit gutem Recht darf man noch immer, um dem ersten der beiden obigen Punkte zu genügen, einige Worte über das sagen, was denn eigentlich die Währungsfrage überhaupt ist. Denn man muß keineswegs davon ausgehen, daß diese Sache gar so einfach sei, ja nicht einmal davon, daß selbst die Streitenden in der Hitze des Gefechts sich über die Sache ganz klar geworden. Nichts in der That ist unfertiger als die Meinung, daß man etwas Fertiges gesagt habe, wenn man wie zur Zeit der Hohenstaufen ausruft: „Hie Welf, hie Waiblingen! Ich bin für Goldwährung, ich bin für Silberwährung, ich bin für Doppelwährung!“ Und ebenso wenig haben diejenigen die Sache zu Ende gedacht, welche einfach annehmen, daß der Cernuschi'sche Bimetallismus ganz dasselbe sei mit jener Doppelwährung, welche die Armuth der französischen Sprache von dem Bimetallismus nicht klar genug hat scheiden können, nachdem der étendart légal nicht blos unsere Währung, sondern auch unsern Münzfuß bezeichnet. In der

That aber ist zu einem wirklich objectiven Urtheil über die Einführung der Gold- oder Doppelwährung durchaus so lange nicht zu gelangen, bis man über diese elementaren Verhältnisse und Begriffe klar und einig ist. Das ist das erste Resultat, zu dem man durch die objective Beobachtung dieses Streites, der schon zum Hader geworden ist, und umsonst versucht zu einer internationalen Convention zu werden, gelangen muß.

Ein paar Schulbegriffe muß man daher schon duldend in den Kauf nehmen.

Ohne über den Begriff „Geld" lange zu streiten, sagen wir einfach, die Münze sei das vom Staate aus dem edeln Metall hergestellte Geld. Alle Münze entsteht, indem der Staat ein festes Gewicht an edelm Metall — beim Gold das Gramm, beim Silber das Kilogramm — zum Grunde legt. Das ist das Grundgewicht. Dieses Grundgewicht wird dann in gesetzlich vorgeschriebene Theile getheilt, jeder dieser Theile ganz genau gewogen, und dann gibt der Staat seine öffentlich geltende Erklärung der Genauigkeit dieser Eintheilung für jedes Stück in dem Stempel ab, der auf der einen Seite der Münze steht, und bestimmt mit dem Stempel der andern Seite die Angehörigkeit derselben Münze durch diesen Stempel — meistens das Bildniß des Fürsten — an den einzelnen Staat, welcher ausgemünzt hat. Jene Eintheilung des Grundgewichts heißt der Münzfuß; so hat Deutschland seinen Münzfuß für die Silbermünzen, indem aus dem Grundgewicht eines Kilogramms Silber 60 Stück gemacht werden, welche geprägt je einen Thaler bilden, während bei dem Golde umgekehrt die Einheiten nicht wiederum aufgetheilt, sondern zusammengelegt sind, sodaß der Münzfuß hier durch Addition, dort durch Division gebildet wird. Die Gesammtheit aller Gesetze, Verordnungen und amtlicher Thätigkeiten, durch welche nun diese Quantitäten wirklich genau gemessen und geprägt werden, heißt das Prägungswesen, und es ist daher wol vollständig klar, warum wir mit aller Bestimmtheit sagen, daß das Münzwesen jedes Landes auf seinem Münzfuß beruht, der durch das Prägungswesen aus dem edeln Metall — bekanntlich für die kleinste Scheidemünze aus Kupfer oder Nickel — das Metallgeld erzeugt, von dem jeder weiß, daß und wie es wesentlich vom Papiergelde unterschieden ist.

Und nun müssen wir allerdings ganz nachdrücklich darauf aufmerksam machen, daß dieses Münzwesen noch keineswegs das Währungswesen ist. Es gibt noch immer viele und selbst sehr gewandte Schriftsteller, welche sich über den entscheidenden Unterschied beider Begriffe und Thatsachen keineswegs eine ihnen stets gegenwärtige Rechenschaft ablegen.

Es ist ganz richtig, wenn ich dabei von der Frage ausgehe, wozu denn die Münzen des Münzwesens eigentlich bestimmt sind. Die erste Antwort liegt nahe: zum Zahlen. Gut; kann ich denn mit fremder Münze in meinem Lande zahlen, selbst wenn das Münzwesen des andern Landes noch so trefflich eingerichtet wäre? Nein; ich brauche in Deutschland weder einen österreichischen Gulden noch einen französischen Franc in Zahlung anzunehmen, wenn ich nicht freiwillig will; will der Gläubiger nicht, so kann ich mit tausend Napoleons ihm nicht einen Pfennig zahlen; ich kann seine Napoleons annehmen, aber nicht weil ich muß, sondern weil es mir paßt. Das steht fest. Gewiß. Dennoch ist es ganz unabweisbar

nothwendig, daß der Berechtigte gezwungen sein muß, irgendeine wie immer geartete Münze als Zahlung anzunehmen, weil es ja sonst von der Gesammtheit der Gläubiger, wenn es ihnen convenirte, abhängen würde, jede Zahlung und damit auch jeden Verkehr unmöglich zu machen. Das ist einleuchtend. Wenn daher der Staat überhaupt die Zahlungen will, so genügt es ihm offenbar nicht, einfach blos vermöge seines Münzwesens irgendwelche Münzen, seien es Gold-, Silber- oder Kupfermünzen, zu produciren, sondern er muß denselben zugleich auch die Fähigkeit verleihen, eben jene Function zu vollziehen, um derentwillen sie ja eigentlich entstanden sind, nämlich die Fähigkeit, mit ihnen die Zahlung zu leisten, die der Einzelne zu leisten schuldig ist. So wird es wol sein. Diese Fähigkeit aber stammt alsdann nicht aus der Münze, sondern aus dem Willen des Staates. Und da sie nun daher stammt, nennen wir sie ein Recht; dieses Recht aber, mit einer vom Staate dafür bestimmten Münze eine jede Zahlung auch gegen den Willen des Berechtigten leisten zu können, ist es, welches wir im Unterschiede von dem Münzwesen die Währung nennen. Ein Staat kann daher gar keine Münzen und doch eine Währung haben, indem er jenes Zahlungsrecht fremden Münzen verleiht, oder er kann Münzen prägen, die bei ihm keine Währung haben und doch Landesmünzen sind, wie in allen Silberwährungsländern Goldmünzen geprägt werden, die kein Zahlungsrecht besitzen. In diesem Sinne sagen wir, daß das Münzwesen einen Theil der Verwaltung bilde und somit ein Verwaltungsbegriff sei, während die Währung nur durch den reinen Willen des Staates ihre Geltung empfängt und daher als ein Rechtsbegriff erscheint. Auch das wird man kaum bestreiten können. Wenn nun irgendein Staat aus irgendeinem Grunde Münzen nur aus Einem Metall prägte, etwa aus Silber, würden wir das nach dem Obigen schon eine Silberwährung nennen? Gewiß nicht; denn er könnte ja sehr gut neben seinen Silbermünzen auch fremden Goldmünzen die Währung geben. Oder würden wir sagen, daß, wenn er Münzen aus beiden Metallen prägt und beide thatsächlich im Umlauf sind, er dann schon eine Doppelwährung besitze? Ebenso wenig; denn er könnte ja sehr wohl, wie es factisch in Oesterreich besteht, nur den Münzen aus dem einen Metall, z. B. aus Silber, die Währung verleihen und die andern sich selbst überlassen. Daher können wir, wie es scheint, den gesammten Münzumlauf in einem Lande in doppelter Weise betrachten, indem wir blos von dem Münz- und Umlaufswesen, oder blos von der Währung reden. Sicher; und wir würden dann sagen, daß das Münz- und Umlaufswesen eines Landes, das nur auf einem Metall beruht, einen Monometallismus bildet, während da, wo beide Metalle nebeneinander umlaufen, das entsteht, was wir den Bimetallismus nennen. Und demgemäß würden wir wol mit gutem Recht sagen, daß die ganze Frage nach dem Bimetallismus an sich noch gar nichts mit der Währungsfrage zu thun hat. Sondern wir würden hier wahrscheinlich zu der Erkenntniß kommen, daß da, wo der Staat mit seiner Gesetzgebung noch gar keiner Münze die Währung als Zahlungsrecht ausdrücklich verliehen hat, Handel und Verkehr aber vermöge der Natur der Sache dennoch beide Arten des edeln Metalls als Zahlungsmittel factisch annehmen, ein solcher Staat den Bimetallismus besitzt und eigentlich gar keine Währung hat. Da aber, wo wie früher

in Deutschland und jetzt in Oesterreich nur die Silbermünze das Zahlungsrecht hat, aber im praktischen Geschäftsleben auch die Goldmünze freiwillig als Zahlungsmittel angenommen wird, da würden wir sagen, daß auch hier zwar der Bimetallismus, aber daß doch nur die Währung für Silber bestehe. So scheint es wol. Und es folgt daraus, daß, wenn man über Bimetallismus redet, man von ganz etwas anderm spricht, als wenn man über Doppelwährung streitet. Das ist jetzt klar. Allein es ist dabei auch sehr nothwendig, daß eine solche Wortunterscheidung ihre höchst praktische Bedeutung klar mache. Denn wenn ich vom Bimetallismus als dem Doppelmetallgeld ohne den rechtlichen Begriff der Währung oder des Zahlungsrechtes eines oder beider Metalle rede, so sage ich damit, daß jene Metallmünzen ihre große Function, die Träger des Zahlungsprocesses im Leben der Volkswirthschaft zu sein, nicht vermöge eines formellen, gesetzlich anerkannten Rechtes vollziehen, sondern daß sie dieses thun vermöge der dem edeln Metall nun einmal innewohnenden Natur, den Körper und Vertreter des selbständig werdenden Werthes der Güter zu bilden. Und thun sie dies, so wird sich auch der Werth jeder Münze, die aus dem gegen diesen Werth ganz gleichgültigen Münzwesen des Staates hervorgeht, wieder nur eben durch diesen volkswirthschaftlichen Zahlungsproceß selbst bestimmen, ohne daß der Staat sich irgendwie darum zu kümmern brauchte? Das ist nicht ganz klar; denn da irgendeine Münze die Währung haben muß, so muß, wie es scheint, der Staat immer allein durch die Währung den Zahlungswerth der Währungsmünze bestimmen. So scheint es, und doch ist es nicht richtig; denn thut die Gesetzgebung dieses dennoch nicht, so wird die gerichtliche Anerkennung der Zahlungspflicht auf die von den Parteien vertragsmäßig verabredete Münze lauten und immer ein solcher Zahlungsvertrag die gesetzliche Währung in jedem einzelnen Falle ersetzen. Und in der That war es so in der ganzen Alten Welt, in Griechenland wie in Rom, wo wir allerdings ein großartiges Münzwesen, aber auch nicht die leiseste Spur einer Währung finden, so wenig, daß sogar in der Stipulationsformel nie eine Münze ausgesprochen wird, sondern nur die Ziffer irgendeiner vertragsmäßigen Münze (centum dare spondes? Spondeo).

Es kann daher allerdings ein Verkehr ganz wohl ohne alle Währung bestehen, und dieser Verkehr hat, solange die Welt existirt, stets auf dem Bimetallismus beruht. In der That finden wir daher auch die Währung erst da als gesetzliche Vorschrift auftreten, wo die Regierungen anfangen, den Metallgehalt ihrer eigenen Münzen zu verschlechtern. Hier enthalten die Währungsgesetze stets nur die Verpflichtung, die leichtere, aber mit demselben Namen versehene Münze für die contractlich schwerere anzunehmen, was sich dann beim Staatspapiergelde wiederholt. Zu einem eigentlichen Währungsgesetze kommt es aber nicht. Da nun aber dennoch die Münze unbedingt nothwendig ist, so tritt das ein, was das Wesen des Bimetallismus im Unterschiede von der Doppelwährung eigentlich ausmacht. Der Werth jeder Münze, also auch der gegenseitige Werth der Gold- und Silbermünze, wurde durch den Verkehr selbst bestimmt, ohne Intervention des Staates. Da nun der Werth aller Güter dem bestimmten Gesetze der Nationalökonomie folgt, welches wir am kürzesten als das Gesetz von Angebot und Nach-

frage bezeichnen, so war es ganz natürlich, daß nicht blos der Werth jedes einzelnen Metalls, sondern daß auch der Werth der beiden Metalle in ihrem Verhältniß zueinander (reducirt auf Gewichtseinheiten, wie etwa ein Pfund) sich, durch die wechselnden Quantitäten derselben und durch den wechselnden Bedarf nach ihnen einfach im Geldverkehr und Zahlungswesen bestimmte, und daß die Volkswirthschaft in der That ohne alles Bedürfniß nach einem Währungsgesetze nur die einzige Forderung an den Staat stellte, er möge gar nichts thun, als einzig und allein dafür sorgen, daß seine Münzen ganz genau dasjenige Reingewicht an edelm Metall haben möchten, welches gesetzlich für das Münzwesen vorgeschrieben wurde. Das war der naturgemäße Zustand, in welchem es nur Münzgesetze und überhaupt keine Währungsgesetze gab. Und man glaube nur ja nicht, daß dieser Zustand nur bei den Griechen und Römern stattgefunden habe, sondern derselbe war auch in Deutschland geltend bis vor weniger als zehn Jahren; er ward völkerrechtlich festgestellt durch den Februarvertrag von 1857 und ebenso durch die Lateinische Münzconvention, und in England, von dessen „Goldwährung" man immer spricht, ist uns überhaupt gar kein Gesetz über Goldwährung, sondern nur über Münzprägung und das Verhältniß der Scheidemünze zur Hauptmünze bekannt. In der That, wenn es absolut unmöglich ist, den Werth eines Pfundes Silber oder Gold je für sich überhaupt gesetzlich zu fixiren, wie soll ich es mir dann möglich denken, daß ein Gesetz das Werthverhältniß des Goldes zum Silber vernünftigerweise feststellen will, nachdem dieses Verhältniß so gut wie jedes andere allein durch die absoluten Gesetze der Volkswirthschaft bedingt wird?

Allerdings, das ist richtig. Allein da einmal, wie wir selbst gesagt, Gold und Silber in der ganzen Welt als Zahlungsmittel zugleich unentbehrlich sind, ist es da nicht sehr gut, wenn man gesetzlich dieses Verhältniß ihres gegenseitigen Zahlungsrechtes bestimmt?

Gewiß wäre dies vortrefflich, wenn es nur einen praktischen Erfolg bieten könnte. Denn wenn der Staat das thut und ich fürchte, daß der wahre durch den Verkehr nun einmal täglich aufs neue bestimmte innere Werth von Gold steige oder sinke gegenüber dem Silber, so werde ich ja nicht den Preis einer Waare nach Gold oder Silber, sondern nach demjenigen Metall berechnen und daher auch fordern, das gegenüber dem andern den größern Werth hat. Gewiß, aber dies hat ja eine beständige Schwankung und Ungewißheit, eine beständige Werthspeculation bei jedem Waarenpreise zur Folge. Wäre es denn da nicht doch viel besser, wenn man für die Hauptmünze überhaupt nur ein Metall hätte, etwa Gold, und Silber nur für Scheidemünze? Natürlich wäre das besser. Das Ideal des Münzwesens ist ja ohne allen Zweifel der Monometallismus. Ja es ist gar nicht der geringste Zweifel auch daran, daß dieses höchste Ideal sich dann verwirklichen wird, wenn alle Nationen der Welt nur Ein Münzmetall für die Hauptmünze, die Currency, besäßen. Es ist sogar ganz überflüssig, die Vortheile eines solchen Zustandes erst einzeln zu erwägen. Nun, und wenn dem so ist, hat dann die Vertretung der Goldwährung nicht unbedingt ihre ebenso unbezweifelte Berechtigung? Ja ganz gewiß! Nur hat dieselbe allerdings Eine große Voraussetzung. Welche denn? Dieselbe scheint wol sehr klar; es ist die Voraussetzung,

daß man eben dieses Metall auch wirklich habe. Freilich, aber was man nicht hat, kann man ja kaufen. Aber wofür denn? Doch für Silber, welches man eben besitzt. Richtig, und wenn nun ein Volk Gold für sein Silber kaufen will, und daher das Angebot von Silber in gleichem Grade mit der Nachfrage nach Gold steigt, was wird da die Folge sein für die beiderseitigen Besitzer von Gold und Silber? Ohne Zweifel wird der Preis des Silbers in demselben Grade sinken, in welchem der des Goldes steigt. Wenn ich also auf diese Weise an dem Ankaufe des Goldes ebenso viel verdiene als an dem Verkauf meines Silbers, was muß ich dann als Verständiger mir in meiner volkswirthschaftlichen Auffassung für eine Basis nehmen? Offenbar muß ich als verständiger Mann mich fragen, ob dann der Verlust an Silber ebenso viel werth ist als der Werth des dafür gekauften Goldes. Ja gewiß; aber das kann ja kein Zweifel sein, daß, wenn ich 1 Pfd. Gold für 18 Pfd. Silber wirklich auf dem Markt kaufe, der Werth des Gekauften ja eben gleich ist dem des Verkauften, und ich daher nicht ärmer werden kann, wenn ich auch wer weiß wie viele Millionen an Silberpfunden dabei scheinbar einbüße. Ganz richtig. Die Sache wäre damit zu Ende, wenn es nunmehr, nach einer solchen Operation, nur Gold allein im Umlauf gäbe. Wie nun aber, wenn trotz der principiellen Herstellung des Goldumlaufes dann noch der Silberumlauf sich dauernd erhält? Gesetzt, ich hatte vor der Einführung der Goldwährung in der einen Tasche 1 Pfd. Gold und in der andern $15\frac{1}{2}$ Pfd. Silber; nun kaufte ich mit der Hälfte dieses Silbers ein halbes Pfund Gold hinzu, und der Werth des Goldes steige dabei um 3 Proc., was wäre geschehen für den Werth, den ich jetzt an beiden Metallen in meinem Besitze, $1\frac{1}{2}$ Pfd. Gold und $7\frac{1}{4}$ Pfd. Silber, behalte? Unzweifelhaft, da ich nun einmal nicht alles Silber gegen Gold hergeben kann, so werde ich zwar an dem gekauften Golde nichts verlieren, aber an dem Silber, welches ich habe behalten müssen, verliere ich einfach den ganzen Werth der Differenz zwischen den zwei Preisen, dem Preise vor dem Ankauf des Goldes und dem Preise nach dem Ankaufe desselben.

Das ist mathematisch eine unbestreitbare Rechnung. Und jetzt wenden wir eben diese Rechnung zunächst auf zwei Völker an, von denen das eine Gold besitzt, das zweite Silber, und wo jetzt dieses zweite für sein Silber Gold kaufen will, um die Goldwährung statt der Silberwährung einzuführen. Es ist vollkommen klar, daß, wenn das letztere Gold genug besitzt, um seinen Zahlungsproceß durch seinen Goldbesitz ohne Kauf von Gold auf fremdem Markt aufrecht zu halten, die ganze Frage eine reine Sache der Zweckmäßigkeit ist. Hat dasselbe aber nicht Gold genug, um nach Einführung der Goldwährung auch wirklich in Gold seine Verkehrszahlungen zu leisten, so wird es Gold kaufen müssen, und diese Sache würde doch eine Frage des Verhältnisses zwischen den Ankaufskosten des nothwendigen Goldes plus der Entwerthung des behaltenen Silbers gegenüber dem volkswirthschaftlichen Werthe der Einführung der Goldwährung statt der Silberwährung? Nun gewiß, und gewiß haben die Vertreter der Goldwährung diese Rechnung nicht blos in abstracten Redensarten, sondern in Ziffern wenigstens aufzustellen versucht, da es sich doch um Millionen handelt? Nein, das hat niemand versucht; denn ich kann genau berechnen, daß das Silbervolk 100 Mill. an der Entwerthung seines Silber-

bestandes verliert, aber ich habe keine Ziffer für den Gewinn, der mir daraus erwächst. Ich muß mir ja doch als vernünftiger Mann sagen, daß darum, weil das Volk A für sich zur Goldwährung übergeht, seine Goldmünzen deshalb noch keine Währung in dem Goldlande B haben, sondern hier nach wie vor als Waare behandelt werden. Es ist daher mathematisch klar, daß die Einführung der Goldwährung ohne einen Vertrag mit dem Goldlande im internationalen Verkehr ganz werthlos ist. Nicht werthlos aber wäre die Auflösung der Phrase von dem Werthe der Goldwährung in ganz bestimmte Ziffern. Niemand hat diese Auflösung vorgenommen.

Wenn dem aber so ist, so muß ich denn doch fragen, wer denn eigentlich die Einführung einer Goldwährung gegen ihre ungeheuern Gestehungskosten überhaupt wünschen kann, da ihre Vortheile nicht nachgewiesen werden können? Nun, mir scheint diese Frage, die allerdings, wie ich gestehe, von der größten Bedeutung ist, doch ziemlich leicht lösbar zu sein. Wenn ich den fast ausschließlichen Goldumlauf einführen will und daher Gold für mein Silber kaufen muß, sodaß der Preis des Goldes gegen Silber steigt; wer wird dann ganz naturgemäß wünschen, daß jene Einführung der Goldwährung auch wirklich geschehe? Das ist doch wol kein Zweifel: es wird derjenige sein, der das Gold selber besitzt. Gut, und wenn derselbe das Silber, das er unter solchen Umständen von mir sehr billig kaufen kann, wieder anderswo, etwa in Indien, für den frühern Werth auszugeben vermag: welche Ansicht wird er dann in der ganzen Welt mit all dem Eifer, den der Erwerb und Gewinn, und mit all dem Hochmuth, den der Besitz von Gold geben kann, vertreten? Ganz unzweifelhaft die Auffassung, daß diese Goldwährung die Voraussetzung der Blüte, wenigstens des internationalen Handels und ein entscheidender Beweis der volkswirthschaftlichen Gesittung sei. Gibt es nun im europäischen Verkehr ein Volk, welches dem andern gegenüber viel Gold und wenig Silber besitzt, während es zugleich das Silber, welches es für sein Gold kauft, anderswo zu hohen Preisen verwerthet? Gewiß, England hat das Gold, bezahlt aber seine Bezüge aus Indien mit Silber, und zwar indem es die Obligos des indischen Verkehrs auf die Rupie reducirt, die es zu $1^{9}/_{10}$ per Shilling Gold rechnet, das nach Indien zu liefernde aber nach Shilling und Pounds in Gold ansetzt, und daher bei jeder Rupie in diesem Verkehr einen hübschen Gewinn macht. Wenn nun England viel Silber baar bekommt: wird es alsdann nicht das Silber nach Indien schicken und damit in Bombay und Kalkutta zahlen, statt in Gold, natürlich in demjenigen Werthverhältniß, in welchem Silber gegen Gold auf dem frühern (londoner) Markt stehen? Gewiß, und die praktische Anwendung liegt rechnungsmäßig nahe. Man nennt dies Verhältniß von Gold zum Silber bekanntlich den Standard of silver, und dieser Standard war zur Zeit, bevor die Nachfrage nach Gold vermöge der deutschen Goldwährung nach London kam, circa 60—61 Sh. Gold per 1 Ounce feines Silber. Jetzt kam millionenhaft der deutsche Thaler nach London. Was war die Folge? Der Preis des Silbers gegen Gold ging so zurück, daß ich die Unze reinen Silbers eine Zeit lang mit 47—48 Sh. Gold in London kaufen konnte. Und da natürlich sich die auf Rupien lautenden Obligos der Engländer in Indien deshalb nicht änderten, so gewannen sie bei der

Zahlung dieser Obligos die ganze Differenz des Standard, was eine hübsche Reihe von Millionen ausmachte. Als nun Deutschland für sein erstes absolutes Goldbedürfniß seinen ungeheuern Preis gezahlt hatte, erschrak es um so mehr über die Gestehungskosten schon des Beginns seiner Goldwährung und hielt inne mit dem Verkauf seines Silbers auf dem londoner Platz. Die Folge war natürlich sofort eine Erhöhung des Standard of silver auf 51—54 Sh. Gold per Ounce; und jetzt konnte Deutschland mit seinem neuen Golde, das es zu 47—48 Sh. gegen sein altes Silber in Zahlung geben wollte, selbst nicht mehr Goldobligos an London per 47—48 Sh. Silber tilgen, sondern mußte Gold geben, das ihm mehr an Silber gekostet, als es werth war, während es das Silber, welches es noch behielt, um circa 10 Proc. direct im Welthandel entwerthet hatte. Es ist schwer, eine unglücklichere Berechnung zu machen. Und wer war froher als England? Und als nun die Deutschen merkten, daß sie, um mit Franklin zu reden, „ihre Pfeife zu theuer gekauft hatten" und deshalb an eine internationale Währungsordnung für das Verhältniß zwischen Gold und Silber dachten, was thaten die Engländer? Sie drehten den Deutschen in aller Ruhe den Rücken, mit lauter Verwunderung darüber, daß man ihnen zumuthen könne, ihre Goldwährung gegen eine Doppelwährung aufzugeben, bei der sie mit derselben Geschicklichkeit an ihrem Gold ebenso viel verloren haben würden, als Deutschland jetzt noch an seinem Silber verliert. Wie doch war es nur möglich, daß Schriftsteller, die freilich von Gold und Silber nichts wissen als die Wiederholungen der alten Conjecturen über ihre Quantitätsverhältnisse, und die nicht einmal das wichtige Werk von Ed. Sueß: „Die Zukunft des Goldes", in den Bereich ihrer eigentlich sehr einfachen Beobachtungen zu ziehen verstanden, sich gegenüber diesen so einfachen Thatsachen geradezu blind verhielten? Wir aber geben es jetzt unsern Lesern zur Erwägung, ob die Goldwährung nicht auf diese Weise ein förmliches, auf dem Währungsgesetze beruhendes System der regelmäßigen Ausbeutung des halben Silberlandes durch das ganze Goldland ist.

Ja, Länder; wenn es nur noch die Länder wären, um die es sich hier handelt! Aber gehen wir einen Schritt weiter, mitten in das innere Leben der eigenen Volkswirthschaft hinein. Wenn das Gesetz sagt, daß die Hauptmünze Gold ist, so muß jeder, der den Betrag einer solchen Goldmünze zu zahlen hat, sich entweder eine solche Goldmünze auch im Lande für sein Silber kaufen, oder er muß die Differenz zwischen Silber und Gold in Silber daraufzlegen. Nun ist für allen täglichen Kleinverkehr Deutschland ein Silberland; durch die Goldwährung wird es dagegen im innern Großverkehr ein Goldland. Ich kann die Tagesarbeit gar nicht in Gold zahlen; die Arbeit als solche kann gar keinen andern Geldumlauf als den Silberumlauf haben, da theils das Gold nicht ausreicht, theils auch die Arbeiterlöhne viel zu klein sind, um einer Goldzahlung fähig zu sein. Nun kauft derselbe Arbeiter, der in schlechterer silberner Scheidemünze bezahlt wird, doch bei dem kleinen Kaufmann, der aber auch die kleinen Lagerbestände in Gold verrechnen und vom Großhändler in Gold zahlen muß. Wie zahlt nun dieser Krämer? Er sammelt die Beträge der kleinsten Einkäufe in Silbermünze und muß dann gegen diese Silbermünze sich Gold kaufen, um seinerseits zahlen zu können. Na-

türlich muß er daher so viel mehr an Silbermünze einnehmen, als die Differenz zwischen dem Gold- und Silberpreise im Großen ausmacht, und der Großhändler, der für Gold kauft und verkauft, bekommt dann für seine Waare den Goldpreis, der dem Kleinhändler in Silber gezahlt ist. Da nun der letztere denn doch diese Differenz zwischen dem Silberpreise, der in seine kleine Kasse eingeht, und dem Goldpreise seines Ankaufs nicht selber tragen kann, so ist er geradezu gezwungen, den Betrag dieser Differenz auf den Einzelpreis daraufzuschlagen und den Arbeitslohn zu zwingen, um so viel mehr für den kleinen Consum zu zahlen, als er braucht, um für Shilling ein Pfund Sterling zu kaufen. In England muß daher der Einzelverkäufer an Silbershillings etwa 21½ Sh. einnehmen, um 20 Sh. in Gold — 1 Pfd. St. — an den Großhändler zahlen zu können. Nun kauft sich dieser Großhändler für diese 20 Sh. Gold, die aus den Taschen des Kleinconsums fließen, 21½ Sh. Silber, direct oder indirect, und zahlt jetzt den Arbeiter mit diesem Silber auf der Grundlage, daß der Silbershilling, den er zahlt, der zwanzigste Theil desselben Pfund Sterling ist, den er im Verkauf nur als 21½ gelten läßt. Was ist die Folge? Daß durch dieses Verhältniß der Arbeitslohn bei gleicher nomineller Höhe dem Werthe nach um die Differenz des gesunkenen Silberwerthes niedriger werden muß. Der Arbeiter aber empfindet sehr wohl, daß der Preis dessen, was er kauft, steigt, weiß sich aber nicht zu sagen, daß dieser Preis durchaus nicht ein Steigen des Werthes seiner kleinen Einkäufe, sondern ein Sinken des Werthes seiner Einnahme ist, weil das Silber, in welchem er ausgezahlt bekommt, selbst gesunken ist. Wer gewinnt dabei? Die Sache bedarf keiner Erklärung. Es ist kaum zu bestreiten, daß, wo in dem großen Zahlungsproceß, der sich täglich und stündlich im Innern des volkswirthschaftlichen Lebens vollzieht, die Hauptmünze aus einem andern Metall besteht als der Arbeitslohn, das Gold die Währung des Kapitals, das Silber die Währung der Arbeit werden muß und zum großen Theil geworden ist.

Und warum sagt und klagt das die Arbeit nicht? Weil sie es nicht weiß und nicht versteht.

Wenn wir es uns aber sagen und klagen können, soll uns das nicht zum ernsten Nachdenken Anlaß geben?

Chronik der Gegenwart.

Literarische Revue.

Es ist charakteristisch für unsere moderne literarische Production, daß sich nicht wenig Dichter und Schriftsteller, die sich als Lyriker und Dramatiker hervorgethan, in letzter Zeit dem Roman zugewendet haben. Der Grund dieser Fahnenflucht ist wol in der Ungunst zu suchen, mit welcher das Lesepublikum die Lyrik und die Theaterdirectionen die dramatische Dichtung des höhern Stils behandeln. Die unsichere Aussicht auf die Unsterblichkeit kann denjenigen Dichtern, die nicht zu den Plateniden gehören, auch geringen Trost gewähren und das unabweisbare Bedürfniß der Schaffenden, sich einem Publikum gegenüber zu wissen, das sich um dargebotene dichterische Gaben kümmert und für dieselben dankbar ist, treibt die vielseitigern Talente an, sich dem Roman zuzuwenden, der fast immer seine zahlreichen Leser findet. So hat sich schon Gutzkow in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens und Wirkens von der Bühne zurückgezogen, ebenso Emil Brachvogel: beides Dramatiker, die mit ihren Stücken sehr erfolgreich waren; auch Alfred Meißner hat nach einigen Anläufen, die ihm das wiener Burgtheater eroberten, der dramatischen Production gänzlich den Rücken gekehrt. „Alles brauchen sie beim Theater, nur keine Dichter", sagt schon Laube in den „Karlsschülern"; und dies gilt nicht blos von leitenden Stellungen bei den Bühnen, sondern auch von dem dramatischen Wirken selbst. Die Roturiers schlagen und verdrängen die Poeten: unter dieser ungünstigen Constellation steht gegenwärtig das deutsche Theater.

Ohne Frage gewinnt der Roman dadurch; wohl aber fragt es sich, ob die Poeten nicht verlieren, wenn sie sich ausschließlich in einer bequemern und minder formenstrengen Kunstform bewegen, in welcher auch Eigenschaften, die man nur als Surrogate des dichterischen Talents betrachten kann, zur Geltung kommen.

Hans Hopfen ist ein talentvoller Lyriker, sein „Pinsel Ming's" eine allerliebste poetische Elfenbeinschnitzerei mit satirischen Spitzchen; auch auf dem Gebiete des Dramas hat er sich versucht; merkwürdigerweise hat er bisher wahrscheinlich wegen der Ungunst der Zeit noch keine Sammlung von Gedichten veröffentlicht. Auch hat er sich in den letzten Jahren fast ausschließlich dem Roman zugewendet. Sein neuestes Werk: „Mein Onkel Don Juan. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert" (2 Bde., Berlin, F. Schneider u. Comp.), trägt alle Züge seines originellen Talents. Seine Gestalten sind keck hingeworfen, seine Erfindungen oft barock; aber es ist ein eigenartiger Humor, der seine Geschichten beseelt. Auch in dem vorliegenden Roman ist die Stoffwahl ganz absonderlich; er spielt in der größern zweiten Hälfte auf einer westindischen Insel, wo ein liberal gesinnter Gouverneur gegen eine fanatische Gegenpartei zu kämpfen hat, welche zuletzt den Sieg davonträgt. Obschon das Schiff mit der Glaubensmission scheitert, die mit Marterpfählen für den Scheiterhaufen reichlich ausgerüstet ist, so wird doch die königliche Ordre, die seine Abberufung verlangt, in einer Flasche aufgefunden. Der Held des Stücks ist ein spanischer Offizier, der in mancherlei Liebesabenteuer verstrickt ist, was dem

Autor Gelegenheit gibt, eine Galerie weiblicher Charaktere mit verschiedenen Schattirungen zu zeichnen. Die leidenschaftliche Dolores, die schwärmerische Nonne Urrika, ihre muntere Klostergenossin Libiana, die sanfte Pedrilla, daneben die Geliebte des Gouverneurs, die er zuletzt heirathet, die schöne Indianerin Almasabretta, bilden die Hauptcharakterköpfe dieser Galerie. Sie treten nicht alle mit gleicher Schärfe hervor, namentlich die letztere gemahnt mehr wie ein exotisches Culturbild. Die Schilderungen sind lebendig: eine große Vorliebe für das Drollige, für drollige Käuze, drollige Scenen ist unverkennbar. Es findet sich manche originelle Erfindung: wir erinnern an die Schicksale der alten Häuptlingsmumie bei dem Indianergelage, an die Reliquien des gescheiterten Schiffs, den Esel und den Marterpfahl und die sich daran knüpfende Volkskomödie. Andere Schilderungen, wie die eines Orkans, sind von dichterischer Kraft. Das Ganze erscheint indeß als ein Knäuel von Phantasiebildern, das zwar nicht durcheinandergewirrt, sondern sauber zusammengerollt ist, dem aber doch ein geistiger Kern fehlt.

Berthold Auerbach's neueste Erzählung „Brigitta" (Stuttgart, Cotta) ist eine in vieler Hinsicht anheimelnde Dorfgeschichte, in welche aber manches Fremdartige, wie die Schilderung einer Augenklinik, mitverwebt ist. Die Heldin Brigitta, die Tochter eines Landraths, der durch die Machinationen eines Rittmeisters um sein Vermögen gekommen ist, erzählt diese Geschichte selbst, und wie meistens bei Auerbach, gehen die Reflexionen dieser Dorfmagd über den Gesichtskreis rusticaler Bildung hinaus. Das Benehmen der Heldin gegen den Rittmeister, der grausame Haß, mit dem sie ihm die Binde abreißt, um ihn zu blenden, und ihre spätere bereuende liebevolle Pflege bilden den Höhepunkt der Erzählung. Der Stil hat oft etwas Manierirtes, was dem markigen Grundton Eintrag thut.

In seiner neuesten Novellensammlung: „Frau von F. und Römische Novellen" (Berlin, W. Hertz), zeigt sich Paul Heyse nicht von einer neuen Seite: es sind dieselben graziösen Plaudereien, meist aus dem Künstlerleben, dieselben feinkomischen und schalkhaften Reflexe, wie wir sie bei dem Dichter gewohnt sind. Das italienische Colorit ist mit Treue gewahrt: „Frau von F." ist ein psychologisch feines Charakterbild einer ältern Dame, offenbar nach dem Leben gezeichnet; ihre Lebensgeschichte hat eine interessante Wendung, die wie ein Kapitel der „Wahlverwandtschaften" gemahnt. Einen ähnlichen Sieg, wie ihn diese Frau durch edeln Verzicht über ihre Leidenschaft davongetragen, erringt auch der Held der letzten Erzählung: „Die Hexe", über seine Liebe zu einer Abenteuerin Gemma. „Die talentvolle Mutter" ist eine fein humoristische Erzählung; etwas derber ist die Satire auf den Spiritismus in der Novelle „Die Romulusenkel". Im ganzen spielen Pinsel und Palette eine etwas zu große Rolle in der ganzen Heyse'schen Novellistik.

Heinrich Laube's Roman „Die Böhminger" (3 Bde., 1880) gibt mit lockerer Anknüpfung an den Mystiker Böhme und seine Stiftung ein Bild der politischen Zustände Deutschlands vom Jahre 1830, der Demagogen und Demagogenriecher, das mit einzelnen kräftigen Zügen entworfen ist. Das halb vollendete und halb vergessene Manuscript dieses Romans fand der greise Autor unter den Papieren seiner verstorbenen Frau und vollendete dasselbe mit gewohnter Rüstigkeit. In das politische Leben des Revolutionsjahres, welches Laube zum Theil aus eigener Anschauung geschildert hat, zeichnete er einen Liebesroman zwischen dem Böhminger Saul und seiner Deborah ein, welcher in der lebendig geschilderten Gerichtsscene gipfelt.

Die neue Novelle Laube's: „Louison" (Braunschweig, Westermann), ist eine Theatergeschichte ohne Bedeutung, obschon sie einige lebendige Schilderungen des pariser Lebens enthält und der dramaturgische Altmeister darin seine theatralische Pädagogik nicht verleugnet.

Die einbändige Hofgeschichte „Goldene Ketten", von Max Ring (4 Bde., Breslau und Leipzig, S. Schottländer), spielt an einem kleinen deutschen Hofe, am Anfang der

sechziger Jahre. Der ältere Fürst heirathet ein bürgerliches Mädchen, die Tochter eines Justizraths Weber, in morganatischer Ehe, zum großen Aerger des Hofes, der höchsten Beamten und besonders seiner frühern Freundin, der Gräfin Rauschach. Von diesen Gegnern mit gehässigen Verleumdungen verfolgt, im Herzen eine stille Neigung für einen jungen Hofbeamten, den Herrn von Linden, lebt Clara neben dem Herzog, dessen Eifersucht von der feindlichen Partei künstlich aufgestachelt wird, keineswegs im Schoße des Glücks; erst der Tod des Herzogs löst die goldenen Fesseln, in die sie zum Theil aus Ehrgeiz und Freude an äußerm Glanz sich begeben hat, und sie heirathet nun den Geliebten, der vorher in einem Duell um ihretwillen lebensgefährlich verwundet worden war. In die Handlung spielen politische Verwickelungen aus der Zeit des schleswig-holsteinischen und des deutsch-österreichischen Krieges mit herein: das hannoversche Königspaar tritt selbst in Action, um den kleinen Hof für Oesterreich zu gewinnen. Dies Streiflicht der „Actualität", das in die Verhältnisse frei erfundener Dichtung fällt, hat das Mißliche, daß der Leser unwillkürlich darauf hingewiesen wird, auch auf den kleinen deutschen Hof zu rathen. Ohne diese politischen Beziehungen würde man ihn ruhig in der Dämmerung des Romans gelassen und den Versuch nicht gemacht haben, den Romanmythus rationalistisch aufzulösen. Max Ring erzählt fließend, aber bisweilen flüchtig, sodaß sich manches Triviale in seinen Schilderungen und Reflexionen mit einschleicht. Daneben findet sich manche anziehende psychologische Entwickelung; namentlich interessirt der Charakter des Herzogs.

Mit großer Behäbigkeit, die Hände in den Hosentaschen, schlendert der Humor von A. von Winterfeld, der in keinem Roman unter vier Bänden Platz findet für seine expansiven Gelüste, einher in dem neuesten Roman „Das Spukehaus" (4 Bde., Jena, Costenoble). Gewiß verlangt der Humor die Kleinmalerei, aber Winterfeld geht hierin doch zu weit, indem er oft über das Gleichgültigste, die Umgebungen eines kleinen Städtchens und anderes, was gar nicht in die Handlung und Stimmung eingreift, sich in breitergossenen Schilderungen ergeht. Ebenso liegt es im Wesen des komischen Romans κατ' ἐξοχήν, daß er, abgesehen von solcher humoristischer Geschwätzigkeit, die sich auch in den Romanen von Dickens findet, Vorliebe für Zeichnungen hat, die an der Grenze der Charge und Caricatur stehen, wol den Griffel von Cruikshank herausfordern, aber die Charaktere des realen Lebens doch nicht ganz decken: die Zipfel eines übergreifenden Humors hängen gleichsam darüber hinaus. Uralt ist in Deutschland der Humor der Kleinstädterei: A. von Winterfeld hat dem Album desselben in diesem neuen Roman ein neues Blatt gewidmet. Ein Conglomerat von Schwänken und Schnurren ist dies „Spukehaus". Ein Erfinder und Wunderthäter macht mit den Kleinstädtern seine Experimente: die officiellen Untersuchungen des Spukehauses, die Abenteuer, welche die Rathsherren dabei erleben, die Verwechselungen, die daraus hervorgehen, namentlich die Muthmaßungen der Ermordung des Bürgermeisters durch den rivalisirenden Rathsherrn Schauer und vice versa seitens der beiden respectiven Ehefrauen: das ist alles nicht ohne vis comica, doch meistens so auf die Spitze gestellt, daß man sich ernstlich fragt, ob es im wirklichen Leben so zugehen könne? Der ganze Roman ist mehr eine Carnevalsorgie als ein realistisches Lebensbild. Die Dialoge, wenn auch die einzelnen Reden oft kurz und zerhackt sind, verschleppen sich im ganzen durch allzu triviale Breite. An drolligen Erfindungen und drolligen Einfällen fehlt es in dem Roman nicht; auch sind einige humoristische Excurse als geistreich zu bezeichnen. Im ganzen geht der Inhalt des vierbändigen Romans nicht über die Anekdote hinaus: auf die Hälfte condensirt würde er mehr wirken, ohne daß das humoristische Behagen eine Störung erlitte.

Eine unserer talentvollsten Novellistinnen ist E. Bely; auch ihr Roman „Die Kinder der Frau von Bland" (2 Thle., Herzberg und Leipzig, C. F. Simon) trägt dies novellistische Gepräge. Der Schilderung fehlt die epische Ausbreitung, die

Behaglichkeit der Romandichtung, welche auch die Culturelemente der Gegenwart in ihre Kreise zieht; es ist alles knapp, dramatisch, sich rasch zu tragischen Katastrophen steigernd, von einer oft nervös vibrirenden Lebendigkeit, wie sie dieser Dichterin eigen ist. Nicht alles ist genugsam motivirt; dies gilt von der Heirath der geistreichen Renate mit dem ungeliebten Manne, ja selbst von dem eigenthümlichen Verhältniß der Mutter zu den eigenen ehelichen Kindern, während sie den außerehelichen Adoptivsohn, Franz Groddek, bevorzugt. Frau von Bland hat freilich Unglück mit ihren Kindern: der Sohn fällt im Duell wegen eines Liebesabenteuers; die Tochter Renate läßt sich von dem Gatten scheiden, dem sie nur vor der Welt angehörte, und folgt ihrem Geliebten, Hubert Rongemont, und Franz Groddek, der im Kriege Verwundete und Gelähmte, stirbt vor Freude über den Triumph, den er bei der Aufführung seines Stücks erlebt: eine Kugel, die er noch im Kopfe hat, senkt sich. Das Charakterbild dieses sanften Helden und Dichters hat einen wehmuthsvollen Reiz; es spricht für das Talent der Verfasserin.

Ein anderer Roman von E. Vely: „Verschneit, Verweht" (Herzberg, C. F. Simon), gehört ebenfalls mehr dem Gebiete dramatisch-lebendiger Novellistik an als demjenigen der streng epischen Romandichtung. Auch hier ist die Katastrophe tragisch und die Handlung eilt ihr entgegen mit einer Schnelligkeit, welche durch keinerlei epische Hemmungen aufgehalten wird. Die junge Gräfin Gerolstein, Napoleone, eine bekannte geistreiche Malerin, und der Fabrikbesitzer Dirksen, beide vermählt, fühlen sich durch unbezwingliche Sympathie der Seelen angezogen. Napoleone will bei einem Aufstande der Fabrikarbeiter Dirksen beschützen und sinkt zusammen, getroffen von einem tödlichen Streich, der dem Geliebten galt; Dirksen fällt im Duell mit dem Grafen. Die wachsende Neigung im Herzen der beiden Liebenden ist mit psychologischer Feinheit geschildert; über einzelnen Situationen schwebt ein poetischer Hauch; stimmungsvoll ist die Schlußwendung, die an Scheffel's Gedicht „Irregang" anknüpft.

Die Verfasserin des vielbesprochenen Romans „Die letzte Reckenburgerin", Luise von François, hat zwei Erzählungen veröffentlicht: „Phosphorus Hollunder" und „Zu Füßen des Monarchen" (Stuttgart, W. Spemann). Das Buch gehört der neuerscheinenden „Collection Spemann" an, welche ältere und neuere Erzählungen zu sehr wohlfeilen Preisen in eleganter Ausstattung bietet. Joseph Kürschner sagt in der Einleitung, mit welcher dieses Bändchen wie alle andern Sammlungen ausgestattet ist: „Wenn man nur von Dichtern zu sagen im Stande ist, daß man sich in ihre Arbeiten versenken könne, voll von menschlichem Behagen und zugleich mit jenem feinen künstlerischen Genießen, das wol eine geistige Gourmandise genannt werden dürfte, so ist es die François, bei der eine vollendete Erzählungskunst mit einer oft geradezu frappirenden Unmittelbarkeit Hand in Hand geht." In der That hat die Erzählungsweise dieser Novellistin etwas Eigenartiges. Mit Berufung auf einen Ausspruch Goethe's: „daß man in einer fremden Sprache immer albern erscheine, weil man nur das Gemeine, noch dazu stockend und stotternd, auszudrücken vermöge; denn was unterscheidet den Dummkopf von dem geistreichen Menschen, als daß dieser das Zarte, Gehörige der Gegenwart schnell, lebhaft, eigenthümlich ergreift und mit Leichtigkeit wiedergibt, während jener, gerade wie wir es in einer fremden Sprache thun, sich mit schon gestempelten hergebrachten Phrasen begnügt" — sagt Luise von François: „Wäre mit dieser Unterscheidung nicht gleichzeitig die des guten und des schlechten Novellisten ausgedrückt? Beide behandeln so ziemlich dieselben Gegenstände; die Erfindung hat ihre Schranken, auch die Charaktere sind meistentheils dagewesen. Es gibt eben nichts Neues unter der Sonne wie im Menschengemüth. Erst der Vortrag hebt die Beschränkung auf und läßt das Dagewesene jung und neu erscheinen. Denke dir «Die Wahlverwandtschaften» von Kotzebue oder Lafontaine erzählt."

Damit trifft die Dichterin ins Schwarze: nicht die Erfindung und das Er-

fundene, sondern die Auffassung und Darstellung unterscheidet die großen Dichter von den kleinen. Buffon sagte: „Le style c'est l'homme", aber die Literaturgeschichte muß sagen: „Le style c'est le génie."

Die zweite Novelle in diesem Bändchen: „Zu Füßen des Monarchen", ist nur ein Causerie aus dem Chamounythale, die Erzählung selbst von spannungsloser Einfachheit, eine Verherrlichung des Heimatsgefühls. Die Verfasserin will ein älternloses Kind annehmen; doch muß sie die kleine Savoyardin den heimatlichen Bergen zurückgeben. In die Erzählung sind höchst lebendige Naturschilderungen und manche geistreiche Betrachtungen verwebt. Die erste Erzählung athmet einen gewissen wehmüthigen Humor; der Held derselben, der Apotheker Phosphorus Hollunder, seines Zeichens Freimaurer, Gelegenheitsdeclamator, passionirter Kunstdilettant, heirathet ein adeliges Fräulein, das ihn nicht liebt und mit einem leichtsinnigen Offizier das Weite sucht. Auch hier ist der Stoff sehr einfach; aber die Behandlungsweise durchaus eigenartig; es fehlt ihr indeß nicht an einigen doctrinären Arabesken und hier und dort finden sich auch Härten des Stils.

Der Scheffel'schen Schule gehört die Klosternovelle „Irmela", von G. Steinhausen, an (Leipzig, Böhme); die Darstellung, zum Theil mit vorchristlichen Wendungen ausgestattet, hat viel Trauliches und Anheimelndes: Burgherren und Eremiten, fahrende Sänger wie Klingsohr und Tanhäuser ziehen vor unsern Augen vorüber; wir werden heimisch in Kapellen und Klausen wie auf alten Burgen, deren Idylle anmuthend geschildert ist; die kirchliche Kunst und das geistliche Gericht werden lebendig dargestellt. Die Handlung selbst erstreckt sich über zwei Geschlechter. Der Vater, ein deutscher Ritter in Italien, hat bei der Entführung seiner Geliebten ihren Bruder erschlagen. Als diese es erfährt, sagt sie sich los von ihm und verläßt ihn mit ihrem jungen Sohne, der den Vater erst später als Klausner wiedersieht. Der Sohn, dem Kloster übergeben, doch ritterlichen Sinnes und künstlerisch begabt, verliebt sich in ein Burgfräulein, das aber einem stolzen Edelmanne sich verloben muß. Bei der Verlobungsfeier kommt er in Streit mit dem Burgherrn, nachdem er von der Hand der Geliebten den Preis erhalten; Irmela rettet ihn aus der Klosterhaft, opfert aber ihre Liebe zu ihm und stirbt dann an gebrochenem Herzen.

Der neue Roman Robert Byr's: „Sesam" (3 Bde., Stuttgart, Hallberger), behandelt eine psychologische Frage, die das eheliche Leben betrifft. Es gibt Ehen, in denen sich für das vollkommen glückliche Zusammenleben erst später das erlösende Wort findet, das Zauberwort Sesam, dem sich die Schatzkammer des Glücks öffnet. Eine Prinzessin hat einen deutschen Professor geheirathet: weder die adelige Verwandtschaft derselben, welche verlangte, daß der Professor ganz unabhängig ohne Anstellung seinen Studien lebe, noch die als engherzig und kleinlich geschilderte Professorenwelt, in welche der Held des Romans doch eintritt, können sich in das sociale Misverhältniß dieser Ehe finden. Auch die junge Frau empfindet dasselbe infolge der fortwährenden Häkeleien und hofft, die sociale Kluft dadurch zu überspringen, daß ihr Gatte durch neue Entdeckungen ein berühmter Gelehrter wird. So wirkt sie antreibend und aufreibend auf ihn ein; er studirt rastlos bis zur Uebermüdung bei Tag und Nacht und fällt seinem Wissenseifer zum Opfer, indem er in seinem chemischen Laboratorium in halber Schlaftrunkenheit eine unrichtige Phiole öffnet und sich so fast vergiftet. Noch rettet ihn indeß ein Gegengift; die Katastrophe hat die erfreuliche Folge, daß jetzt die Gattin sich in voller Liebe ihrem Gatten hingibt, der überdies durch seine Entdeckung sich einen Namen erwirbt. Die socialen Kreise, in denen sich die beiden Hauptcharaktere des Romans bewegen, der Adel sowol wie die Gelehrtenwelt, sind von dem Autor mit so schwarzen Farben geschildert, daß sie ihm dafür gewiß keinen Dank zollen werden.

Ein Autor von weltmännischem Schliff, Johannes van Dewall, hat zwei größere Romane: „Die beiden Russinnen" (3 Bde., Stuttgart, Hallberger) und

„Nadine" (3 Bde., Stuttgart, Hallberger), erscheinen lassen, in denen sich die bekannte feine Beobachtungsgabe und gewandte Schilderung dieses Autors nicht verleugnen; doch ist der erste Roman etwas zu gedehnt im Verhältniß zu seinem Inhalt, indem the school of scandal, die in einem deutschen Bade sich abspielt, doch zu sehr ins Detail ausgemalt ist. Die beiden Russinnen werden von Nachrede und Verleumdung verfolgt, denen nur zwei berliner im Bade befindliche Juristen entgegentreten. Beide verlieben sich in die unverheirathete Sarmatin; doch geht es nicht nach Rang und Anciennetät, denn der Assessor schlägt den Stadtrichter, für den indeß von dem Autor eine andere Partie in Bereitschaft gehalten wird. Die Charakteristik ist fein und treffend. Noch mehr gilt dies von „Nadine", einem Roman, dessen Heldin eine jener incommensurabeln weiblichen Größen ist, wie sie sich in höhern Gesellschaftskreisen finden, eine russisch-polnische Dame von verführerischem Zauber, die einen jungen Mann rettungslos in ihre Netze verstrickt. Daß derselbe dann im Kriege fällt, erscheint indeß als ein für die Handlung zufälliges Ereigniß. Dieselbe Nadine hat eine Zeit lang unter ihren beglückten Anbetern auch den Onkel jenes jungen Mannes, was zu Auftritten führt, die an die „Beiden Klingsberg" erinnern; doch der Onkel ist ein Weltmann, von einer sehr reichen Vergangenheit, die aber alle Verhältnisse beherrscht, und er findet noch sein Liebesglück in der Liebe zu einem einfachen traulichen Mädchen, das er heirathet. Die Moral des Romans ist wol, daß die Nadinen nur den Unerfahrenen verhängnißvoll werden.

Ein exotisch-criminalistisches Doppelgesicht trägt der Roman von Hans Wachenhusen: „Mylady" (Stuttgart, Hallberger), zur Schau. Der Verfasser, der viel von der Welt gesehen, liebt es, in seine Werke lebendige touristische Schilderungen einzuflechten. So beginnt der Roman mit einer Dardanellenfahrt; die landschaftliche Scenerie, die ethnographischen Bilder sind warm und glänzend ausgemalt. Der psychologische Werth der Novelle besteht in der Darstellung, wie ein unbefangenes weibliches Wesen, das von einem unerwarteten Schicksalsschlage getroffen wird, sich zu einem selbstbewußten Weibe entwickelt. Mylady ist eine junge Witwe, verheirathet an einen steinreichen Obersten in Indien, der dann in England im Irrenhause stirbt! Von einem Verehrer um ihr Vermögen betrogen, weiß sie mit Hülfe eines befreundeten englischen Lords sich dasselbe wiederzuerobern, und heirathet dann den thätigen Beschützer.

Das Gesammtbild eines edeln und liebenswürdigen deutschen Dichters entrollen uns Julius Mosen's „Sämmtliche Werke" (6 Bde., Leipzig, Friedrich) in einer neuen vermehrten und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherten Ausgabe. Der Lyriker Mosen hat sich besonders durch einzelne Balladen, wie „Andreas Hofer", populär gemacht, der Dramatiker, obwol seine meisten Stücke gegeben wurden, nicht auf der Bühne behaupten können. Gleichwol bieten die Dramen eine fesselnde Lektüre, weil die dichterische Wärme in ihnen wohlthuend berührt, wie z. B. in dem schwungvollsten Drama „Die Bräute von Florenz", und wir überall die Sprache eines gebildeten und edeln Geistes vernehmen. „Der Sohn des Fürsten" hat vor Laube's „Prinz Friedrich" den Vorzug eines höher gehenden poetischen Schwungs, wenn auch die Technik nicht so zusammengerafft ist und die Charakteristik weniger Schärfe zeigt. Julius Mosen war, wie uns diese Gesammtausgabe beweist, in allen Sätteln gerecht; die Palme verdienen wol seine lyrisch-epischen Dichtungen, namentlich sein „Ahasver"; doch auch sein Roman „Der Congreß von Verona" ist ein werthvolles geschichtliches Zeitbild. Namentlich ist die Charakteristik Friedrich von Gentz' durchaus gelungen, bis in die feinsten individuellen Züge ausgearbeitet, und läßt um so mehr bedauern, daß der Dichter durch seine Theorie des geschichtlichen Trauerspiels, dessen Bedeutung er zu ge-

schichtsphilosophisch auffaßte, verhindert wurde, auch den Charakteren in seinen Dramen dies scharfe individuelle Gepräge zu geben.

Obgleich vielleicht weniger zahlreich als in andern Semestern, sind doch auch im ersten Halbjahr 1881 eine Anzahl sehr werthvoller historischer Publicationen zu Tage getreten. Friedrich Wilhelm Schirrmacher beschenkte uns mit einer „Geschichte Castiliens im 12. und 13. Jahrhundert" (Gotha, F. A. Perthes). Hiermit half er einem längst empfundenen Bedürfnisse ab und das Werk ist ein neuer Beweis dafür, wie einzig auf Grund der Sondergeschichte der Hauptstaaten, die Spanien ausmachten, die spanische allgemeine Geschichte aufzubauen und verständlich zu machen ist. Noch nicht benutzte Quellen sind zugezogen und gleich den bekannten sorgfältig ausgebeutet worden, besonders ein in Kopenhagen befindliches arabisches Manuscript. Das äußerst gediegene Werk behandelt eine Epoche großartiger nationaler Erfolge, von der Eroberung Toledos durch den „Kaiser" Alfonso VI. (1085) an bis zur Einnahme von Tarifa durch Sancho IV. (1292); diese Erfolge wurden errungen, obwol die nach Süden gerichtete Kraft Castiliens durch innere und äußere Missstände gehemmt wurde. Lebendig weiß Schirrmacher die einzelnen Gestalten zu schildern, unter denen Alfonso X. das meiste Interesse erweckt, ein Fürst, den neben dem Traumgebilde der deutschen Kaiserkrone und tunesischen Irrfahrten auch ein Kreuzzug beschäftigte und der nationalen Politik entfremdete.

Von dem mit verdientem Beifall aufgenommenen Werke von Ferdinand Gregorovius: „Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papstthums", ist eine zweite, neu umgearbeitete Auflage erschienen (Leipzig, F. A. Brockhaus). Die „Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen" werden in Wien bei Gerold's Sohn herausgegeben; jüngst erschien von der ersten Serie der siebente Band, welcher den Feldzug von 1705 des Spanischen Erbfolgekriegs behandelt und von Rechberger von Rechkron bearbeitet ist. Arthur Kleinschmidt hat in „Augsburg, Nürnberg und ihre Handelsfürsten im 15. und 16. Jahrhundert" (Kassel, Th. Kay) ein wirkungsvolles und farbenreiches Gemälde jener großen Tage entworfen, wo neben den Dürer, Holbein, Sachs die Fugger und Welser blühten und das Kapital beherrschten.

Von Johann Gustav Droysen's berühmtem Werke „Geschichte der preußischen Politik" erschien der dritte Band des fünften Theils, d. h. der dritte Theil von „Friedrich der Große" (Leipzig, Veit u. Comp.); er bietet alle Vorzüge von neuem, die seine Vorläufer zierten, und stellt unser Urtheil über den Heldenkönig und Friedensfürsten immer fester. Seinen ersten großen Waffengang führt uns C. Grünhagen's „Geschichte des ersten schlesischen Krieges nach archivalischen Quellen" (Bd. 1, Gotha, F. A. Perthes) vor Augen; niemand war geeigneter, diese Verhältnisse zu schildern, als der gelehrte Director des schlesischen Provinzialarchivs, der die werthvollsten Aufschlüsse aus englischen, österreichischen, preußischen, hannoverischen, sächsischen und anhaltinischen Archiven beizog, um den Stoff völlig zu beherrschen. Das auf zwei Bände berechnete Buch gelangt im ersten Bande bis zu dem Abkommen von Klein-Schnellendorf, welches Maria Theresia gegen die Abrede bekannt machte, um Friedrich bei seinen Alliirten um den Credit zu bringen; ganz vorzüglich ist der Gang des Krieges und mit großer Sorgfalt Charakter und Verlauf der ihn stets kreuzenden und beeinflussenden diplomatischen Verhandlungen dargelegt. Grünhagen hat die administrative Größe Friedrich Wilhelm's I. völlig zu würdigen verstanden und in ihr den Unterbau erkannt, auf dem das Regiment des genialen Sohnes ruhen mußte; meisterhaft schildert er den großen Friedrich und seine Gegnerin Maria Theresia, deren Gemahl Franz I. anfänglich Friedrich sehr zugethan war; fesselnd sind die Berichte Borcke's und Gotter's über ihre Audienz bei Franz in Wien. Detaillirt werden die Vorgänge bei Friedrich's Einfall in

Schlesien, die Aufnahme der von ihm in Wien erhobenen schlesischen Erbansprüche und die Geschichte ihrer Berechtigung erzählt, und ein Hinblick auf die schlesische Geschichte belehrt uns, wie wenig Liebe sich die österreichische katholische Herrschaft zu erwerben gewußt hatte und wie es dadurch Preußen wesentlich erleichtert wurde, Schlesien zu erobern.

Von dem vortrefflichen Buche des freiburger Professors H. von Holst: „Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika" (Berlin, Springer), erschien der zweite Band, von Hans Delbrück's „Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau" (Berlin, G. Reimer) der fünfte Band, womit das gründliche und reichhaltige Werk seinen Abschluß fand; im fünften Bande seiner „Zeiten, Völker und Menschen" (Berlin, Oppenheim) hat Karl Hillebrand eine Reihe äußerst interessanter Aufsätze über neuere Geschichte zusammengestellt. Von seiner als musterhaft anerkannten „Geschichte des Julikönigthums, 1830—1848" wurde die erste Lieferung der zweiten Auflage (Gotha, F. A. Perthes) ausgegeben. In demselben Verlage gedieh die ebenso gründlich wie umfassend angelegte „Encyklopädie der neuern Geschichte" schon bis zum sechsten Hefte; allmonatlich soll nun eine Lieferung folgen. Je mehr über Metternich und von ihm selbst ans Licht tritt, desto tiefer sinkt sein Prestige. Der dritte und vierte Band von „Aus Metternich's hinterlassenen Papieren. Herausgegeben von Fürst Richard Metternich-Winneburg, geordnet von A. von Klinkowström" (Wien, Braumüller) belegt diese Behauptung ebenso wie das Werk: „Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten. Briefwechsel mit Gentz und Metternich" (2 Bde., Wien, Gerold).

Vielleicht am meisten aber leidet sein Ansehen durch das gleichzeitig in Paris bei E. Plon u. Comp. und in Leipzig bei F. A. Brockhaus erschienene, nach den Archivalien des französischen Auswärtigen Amtes gearbeitete Werk „Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Congresses", herausgegeben von G. Pallain, verdeutscht von Paul Bailleu. Hier sehen wir Metternich in seiner ganzen Hohlheit gegenüber einem so schlauen und geriebenen Kopfe wie Talleyrand, und die Geschichte wird nicht umhin können, mit Talleyrand Metternich also zu charakterisiren: „Unglücklicherweise erblickt der Mann, der in Oesterreich an der Spitze der Geschäfte steht und die Angelegenheiten Europas zu regeln sich vermißt, das sicherste Zeichen genialer Ueberlegenheit in einer Leichtfertigkeit, die er einerseits bis zur Lächerlichkeit und andererseits bis zu einem Punkte treibt, wo dieselbe bei dem Minister eines Großstaates und bei Umständen wie die gegenwärtigen zu einer Calamität wird." Seine Liebelei mit Karoline Bonaparte, Murat's Gemahlin, veranlaßt Metternich, Murat zu halten, nicht aber die politische Erwägung, und niemand gibt sich toller dem wiener Jubelleben hin als er, dessen Kaiser der „tanzende" Congreß täglich 220000 Fl. Papier kostet. Neben Metternich ist besonders Zar Alexander I. wenig vortheilhaft geschildert; hat ihn Napoleon einen Byzantiner genannt, so tritt er in der Correspondenz Talleyrand's mit dem geistvollen Könige Ludwig als ein Schauspieler auf, als ein Fürst, dessen Politik die nackte Gewalt ohne alle Achtung vor Rechtsprincipien war und der bald durch große Barschheit, bald durch unlautere Freundlichkeit die Mächte nach seinem Willen lenken will. Castlereagh, Friedrich Wilhelm III. u. a. werden auch wenig zu ihrem Vortheil illustrirt. Desto gewaltiger tritt Talleyrand aus dem düstern Rahmen hervor; auf dem Wiener Congreß bekundete er sich als Diplomat ersten Ranges aus Vergennes' Schule, und während man anfänglich daran gedacht hatte, das besiegte Frankreich ganz vom Congreß auszuschließen, wußte er gebieterisch Frankreichs Stimme laut werden zu lassen, durchbrach die Phalanx, welche England, Rußland, Oesterreich und Preußen geschlossen, um über die Geschicke der Welt zu entscheiden, und entriß den Siegern Gebiete, deren sie bereits Herr zu sein glaubten; so verlor Rußland Polen und Preußen Sachsen. Im Sinne der französischen nationalen Politik des 18. Jahrhunderts schützte er die deutschen

Kleinstaaten gegen Oesterreich und Preußen und veranlaßte, um Deutschland schwach zu erhalten, in erster Linie den unseligen Deutschen Bund; er konnte nur ein föderatives Deutschland brauchen, lähmte Preußen, wo immer er konnte, und verhinderte die Einigung Deutschlands durch Preußen. Mit seltenem Geschick verfocht der langjährige Gehülfe eines Napoleon in Wien das Princip der Legitimität und des gewordenen historischen Rechtes, machte die Legitimität zum Palladium des europäischen Gleichgewichts und bewahrte Frankreich davor, daß die Sieger das schonungslose Recht der Eroberung anwandten; Ludwig XVIII. wußte wohl, was er dem großen Staatsmanne verdankte.

Als Ergebniß einer Reise ließ Franz von Löher „Rußlands Werden und Wollen" (München, Th. Ackermann) erscheinen, eine Schrift, die bei vielen Flüchtigkeiten sehr interessante Mittheilungen und Betrachtungen bietet und zumal in ihrem ethnographischen Theile hohe Beachtung verdient. Das schmerzliche Interesse, das ein jeder an den unseligen Zuständen in Rußland nimmt, sichert heute Werken über russische Tagesfragen im voraus ein großes Publikum. Als werthvollste Arbeit liegt das neueste Werk des Autors von „Aus der petersburger Gesellschaft" (Julius Eckardt): „Von Nikolaus I. zu Alexander III. Sanct-Petersburger Beiträge zur neuesten russischen Geschichte" (Leipzig, Duncker u. Humblot) vor, worin eine Reihe von Actenstücken und geheimen Denkschriften mitgetheilt sind. Wir blicken in die trostlose Wüstenei der russischen Verhältnisse hinein, in Zustände, die das Auftauchen eines Bakunin, Herzen u. a. wie des ganzen Nihilismus begreiflich machen, und müssen erkennen, wie alle guten Intentionen eines Alexander II. durch die Art ihrer Ausführung ihren Werth verloren und er, isolirt und verkannt, dem Tode entgegeneilte. Die Regierung Alexander's III. begann mit manchen Missgriffen, unterließ aber glücklicherweise den größten, das vorhandene Chaos durch eine Verfassungsurkunde noch zu erweitern und durch „Eröffnung des russischen Parlamentskraters eine revolutionäre Ueberflutung der sarmatischen Ebene" zu entfesseln.

Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des deutschen Buchhandels und der deutschen Cultur, die Biographie „Friedrich Arnold Brockhaus", von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus (Leipzig, F. A. Brockhaus), ist jetzt mit dem dritten Theile zum Abschluß gekommen. Während wir früher den unternehmenden Buchhändler als tüchtigen Patrioten, der nach Kräften gegen die Napoleonische Herrschaft ankämpfte, kennen gelernt haben, sehen wir ihn jetzt, wie er mit Freimuth und ausdauernder Tapferkeit gegen die Geistesknechtschaft der Metternich-Gentz'schen Restaurationsepoche ankämpft. Bald in Berlin, bald in Wien werden seine Werke und Blätter verboten; außerdem lähmen die eigenthümlichen Verhältnisse, in welche der gesetzlich erlaubte, ja zum Theil staatlich privilegirte Nachdruck ihn verstrickte, alle seine Unternehmungen. Wie Brockhaus in Berlin mit dem Fürsten von Hardenberg und besonders mit Schuckmann und Kamptz, seinen Hauptgegnern, verhandelt, wie er sich Zugeständnisse erkämpft und dieselben wieder verliert, wie Gentz und Metternich gegen den übelberufenen Buchhändler vorgehen: das ist nach den brieflichen und sonstigen Aufzeichnungen mit großer Objectivität von dem Verfasser dargestellt. Nicht wenig interessant sind die heißen Kämpfe mit dem Advocaten von Weißenfels: für die Kenntniß jener Literaturepoche enthalten sie sehr lehrreiche Mittheilungen, aus denen auch noch die Gegenwart Nutzen ziehen kann. Die Darstellung selbst ist ruhig, klar und objectiv, ohne Schönfärberei, und läßt soviel wie möglich die Quellen selbst sprechen.

Politische Revue.

20. Juni 1881.

Der Deutsche Reichstag ist am 15. Juni geschlossen worden nach einer letzten, sehr unerfreulichen Session. Die wichtigsten Vorlagen wurden entweder abgelehnt oder kamen, wie das Unfallgesetz, in einer Gestalt zu Tage, welche sie für den Bundesrath und den Reichskanzler unannehmbar machte. Das Steuerbouquet des Reichskanzlers wurde zerpflückt: nur die Stempelsteuer kam unversehrt aus der parlamentarischen Retorte und der Zolltarif wurde in einigen Positionen verschärft in der Richtung des Schutzzolls. Dagegen kamen die geplanten Verfassungsänderungen nicht zu Stande.

Die Physiognomie der Verhandlungen zeigte, daß sich besonders gegen den Schluß hin eine innere Unbefriedigung des Reichstages selbst bemächtigt hatte; er nahm immer mehr ein hippokratisches Gesicht an und dachte nur an sein Testament und seinen Erben, den künftigen Reichstag. In der That war er zum Boden für eine eifrige Wahlagitation geworden; nicht nur die Fortschrittspartei schlug ihr Programm gleichsam an jeder Ecke an, die sich ihr darbot: auch der Reichskanzler selbst sprach von den künftigen Wahlen, so oft es irgend anging, indem er erklärte, die Regierung dürfe das Volk über ihre Absichten nicht im Unklaren lassen.

In der That kann man wol sagen, daß die Anwendung diplomatischer Grundsätze auf die innere Politik und die Kunst, eine Partei durch die andere in Schach zu halten, in dieser Session nicht die erwünschten Früchte gezeitigt hat: die conservativ-klerikale Allianz, welche von Haus aus die Signatur dieses Reichstages war, ist am Schlusse desselben in voller Auflösung begriffen; das Centrum versagte der Regierung mehrmals seine Dienste, und wenn dieselbe sich auf diese unsichere, von außerparlamentarischen Einflüssen abhängige Partei zu stützen suchte, so ist die Enttäuschung wol jetzt eine vollständige geworden. Keinesfalls hat der Reichskanzler seit seiner Schwenkung zu den Conservativen, bei welcher er das Centrum mit fortzureißen hoffte, für seine Politik jene Erfolge davongetragen, die er früher durch seine Allianz mit den Nationalliberalen erreichte. Statt indeß die Parteien, auf die er sich stützen wollte, durch den Bund mit einer starken Regierung selbst zu stärken, hat er zu ihrem innern Zersetzungsproceß beigetragen: das Centrum stimmte sehr selten geschlossen; die diplomatisirende Politik der Führer versammelte nicht die ganze Gefolgschaft unter ihrer Fahne. Daß das Centrum eine Partei ad hoc ist, zusammengehalten nur durch die Losungen des kirchlich-staatlichen Kampfes, solange dieser auf der Tagesordnung steht, daß dasselbe aber aus disparaten Elementen zusammengesetzt ist, welche nach Auflösung des gemeinschaftlichen Bandes nach rechts und links auseinanderfallen würden und auch in Bezug auf wirthschaftliche Fragen auseinandergehen: das hatte man bei der bisherigen starren Disciplin nur zu leicht vergessen, bis die kirchliche Frage in jüngster Zeit etwas von ihrer acuten Zuspitzung zu verlieren schien und so die Gegensätze innerhalb der Partei sich wieder lebhafter zu regen anfingen. Jetzt allerdings gewinnt es wieder den Anschein, als wäre von Rom aus die Parole ausgegeben, die Zugeständnisse des Staates, die sich innerhalb der Maigesetze halten, nicht länger zu acceptiren, sondern wieder zu den Waffen eines frischen und fröhlichen Krieges zu greifen. Damit hängt es zusammen, daß einer jüngsten Nachricht zufolge die Klerikalen den Conservativen die Allianz gekündigt haben; denn die letztern werden bei einem solchen Kriege auf der Seite der Regierung stehen.

Auch die Deutsche Reichspartei, in welcher man vorzugsweise die Partei des Fürsten Bismarck zu sehen glaubte und der ja auch Graf Wilhelm Bismarck

angehört, ist in sich uneinig und zersplittert: immer mehr wird der Reichskanzler die Hauptstütze seiner Politik bei den Deutschconservativen suchen müssen, die zwar auch nicht ganz auf einen Ton gestimmt sind, aber doch noch den stärksten Zusammenhalt haben. Wahrscheinlich werden auch viele Mitglieder der Reichspartei zu den Fahnen derselben übergehen. So wäre denn der Kanzler wieder im Lager derjenigen angelangt, bei denen er sich seine ersten parlamentarischen Sporen verdient hat: „On revient toujours à ses premiers amours."

Der Zerfall der nationalliberalen Partei durch den Austritt der Secessionisten fällt bereits vor die letzte Session des Reichstages: immerhin ist diese früher tonangebende Partei auch numerisch dadurch sehr gelichtet worden. Selbst der Fortschritt tritt nicht immer einheitlich und geschlossen auf. Wenn alle Parteien mehr oder weniger in Zersetzung begriffen sind, so hat das hauptsächlich darin seinen Grund, daß die wirthschaftlichen Fragen, die sich mit dem politischen Credo keineswegs so unbedingt decken, wie das oft im Reichstage behauptet worden ist, jetzt fast ausschließlich in den Vordergrund der innern Politik getreten sind, als ein neues, die chemische Mischung der Parteien störendes Ingredienz. Selbst die von Regierung und Reichstag mit Ausnahmegesetzen verfolgte Socialdemokratie findet auf einmal festen Boden unter ihren Füßen und ist in der Lage, den Reichskanzler mehrfach mit ihren Stimmen gegen seine frühern Getreuen zu unterstützen.

Dies merkwürdig verschobene Bild ist nun der parlamentarische Spiegel, der den künftigen Wählern vorgehalten wird. Niemals ist der Ausfall der Wahlen zweifelhafter gewesen und hat sich mehr jeder Berechnung entzogen: nur eins ist wol sicher, daß auch die Parteien im Lande von dieser Zersetzung nicht verschont geblieben sind und daß die Statistik derselben daher vollkommen ins Schwanken gerathen ist. Es wird von einzelnen Fahnen ein massenhafter Abfall stattfinden. Niemals war indeß eine Neubildung der Parteien mehr geboten als gerade jetzt; und dennoch beweisen alle Programme, die ins Land geschleudert werden, daß die alten Parteien fest auf ihrem Schein bestehen und daß die neuen Wahlen unter denselben Auspicien wie die frühern stattfinden werden. Die einzig neue Partei ist die der Secessionisten. Für diese fallen die Neuwahlen am meisten ins Gewicht; denn sie sollen die Berechtigung der Secession nachweisen, die Sympathien der Bevölkerung für das Bestreben, den Krystallisationskern einer großen liberalen Partei zu bilden, an den von rechts und links verwandte Elemente sich anschließen. Als eine Zwischenpartei, deren Zahl sich nicht wesentlich vermehrt oder gar vermindert, würden die Secessionisten nur der Ausdruck eines solchen guten Willens bleiben und eine Anweisung auf die Zukunft, welche von der Gegenwart zunächst nicht acceptirt worden ist.

Von den Verhandlungen des Reichstages im Laufe der letzten vier Wochen nehmen diejenigen über das Unfallversicherungsgesetz das meiste Interesse in Anspruch; besonders die Debatten bei der zweiten Lesung am 1. und 2. Juni, in denen das Princip des Gesetzes zur Sprache kam. Die Stellung der einzelnen Parteien zur Vorlage prägte sich hier mit vollständiger Klarheit aus. Die Fortschrittspartei stellt sich von Haus aus auf einen andern Boden; sie schlägt einen neuen Gesetzentwurf vor, der eine Fortbildung des Haftpflichtgesetzes verlangt, eine Ausdehnung desselben auf landwirthschaftliche Gewerbe, Zwangsversicherung seitens der Arbeitgeber: in diesem Sinne sprach sich der Abgeordnete Freund aus. In einem Punkte begegnet sich die Fortschrittspartei mit den Deutschconservativen: beide verlangen, daß das Gesetz auf Land- und Forstwissenschaft ausgedehnt werde. Abgeordneter von Kleist-Retzow verlangte dies wenigstens für die landwirthschaftliche Arbeit, welche durch Maschinen ins Werk gesetzt wird; Abgeordneter Wöllmer die Ausdehnung auf Land- und Forstwirthschaft und die Unternehmungen, die auf gewerbsmäßige Förderung von Personen und Gütern gerichtet sind. Ein

ähnlicher Antrag geht von der Socialdemokratie aus. Auch Lasker erklärte sich mit solcher Ausdehnung des Gesetzes einverstanden. Durch den Mund des Abgeordneten Liebknecht erklärten die Socialdemokraten, daß der Reichskanzler sich jetzt im Schlepptau des Socialismus befinde; „die ganze Initiative zu der jetzigen Socialpolitik geht von unserer Partei aus", ruft Liebknecht aus und fügt hinzu: „Fürst Bismarck glaubte uns zu haben, doch wir haben ihn. Daß dieses Gesetz nur den Anfang einer weitern Entwickelung bildet, liegt auf der Hand; es ist nur die Spitze des Keils, der in unsere sociale Gesetzgebung getrieben wird; das dicke Ende wird nachkommen. Die vollständige staatliche Regelung unserer industriellen Verhältnisse ist die nothwendige Consequenz desselben, und bei der Ehrlichkeit des Reichskanzlers, für die uns seine Stellung bürgt, wird er diese Consequenz ziehen müssen. Auf diesem Wege marschiren wir zusammen, aber wir nicht an seinen Rockschößen."

Abgeordneter von Schorlemer erklärt sich gegen Ausdehnung des Gesetzes auf weitere Berufszweige. Auch findet §. 1 in der Fassung der Commission die Mehrheit. Heftiger noch entbrennt der Kampf um §. 2: die Commission hat den Plan der Reichs-Versicherungsanstalt, wie ihn die Vorlage enthält und wie er dem Gedanken des Reichskanzlers entsprach, abgeändert und an Stelle derselben Landes-Versicherungen gesetzt. Wir sind vollkommen mit dem Tadel einverstanden, den Abgeordneter Stumm über diese Aenderung im Namen seiner Partei aussprach: „Die Deutsche Reichspartei erblickt in dem Commissionsbeschlusse, welcher die Reichs-Versicherungsanstalten durch particulare Landes-Versicherungen ersetzt, eine in principieller und praktischer Hinsicht gleich bedauerliche Umgestaltung der Regierungsvorlage." Um das Zustandekommen des Gesetzes nicht zu gefährden, will die Partei indeß bei zweiter Lesung für die Commissionsfassung stimmen. Der Staatssecretär von Bötticher erklärte, daß auch die Regierung in einer Verwerfung der Reichsanstalt keine Verletzung des dem Gesetze eigenthümlichen Grundgedankens sehe. Im übrigen ging derselbe, was von Windthorst gerügt wurde, über die Entschädigungsfrage leicht hinweg. Zu Gunsten der Landes-Versicherungsanstalten erklärten sich auch Windthorst und Frege, das Centrum und die Conservativen, und so ward diese den ursprünglichen Intentionen des Reichskanzlers nicht entsprechende Fassung der Commission, welche den Reichsgedanken den particularistischen Tendenzen opfert, mit großer Mehrheit angenommen, obschon anfangs im Hausschatz der Parteien sich dies Recept nicht befand, sondern erst später in die Commissionssitzung hineingeflattert ist. Der Herd des Particularismus ist offenbar das Centrum, welchem jede Erweiterung der Reichsmacht ein Greuel ist, das aber auch schon damit ein Zugeständniß machte, daß es den einzelnen Staaten ein Monopol ertheilte; denn den consequenten Vertretern der Kirche muß jede Stärkung der Staatsmacht unwillkommen sein. Die Fortschrittspartei, der die Aufrechthaltung der Privatassociationen am Herzen lag, stellte den Antrag, daß den einzelnen Staaten das Recht freistehen solle, auch in kleinern Bezirken Versicherungsanstalten zu begründen: auch dieser von Richter vertretene Antrag fand keine Mehrheit. Am 15. Juni, am Schlußtage der Session, wurde das Unfallversicherungsgesetz oder vielmehr das Residuum desselben, wie es aus der parlamentarischen Retorte hervorgegangen, mit 145 gegen 108 Stimmen angenommen, und zwar in der Fassung, wie sie in der zweiten Lesung festgestellt war. Eine scharfe Kritik übte Lasker noch an dem ganzen Gesetz aus, das er als unreif und praktisch ganz oder doch für lange Jahre unausführbar bezeichnete. Dem Torso der angenommenen Vorlage fehlte der Kopf, die Reichs-Versicherung, und die Hände, die Staatszuschüsse. Der Vertreter der Reichsregierung, Staatssecretär von Bötticher, erklärte sich einverstanden mit dem so verschlechterten Entwurf, obschon die Regierung die Reichsanstalt für zweckmäßiger und praktischer halte. Den Staatszuschuß habe der Reichskanzler nicht als unerläßliche Bedingung hingestellt: kaum ist dies als eine authentische Interpretation des erkrankten Fürsten

Bismarck selbst zu betrachten; und doch müßte ohne eine solche die Erklärung des Fürsten, er könne sich einen Versicherungszwang nicht ohne Staatszuschüsse denken, jedenfalls schwer ins Gewicht fallen. Auch scheint es, nach der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" zu urtheilen, daß Fürst Bismarck hieran unter allen Umständen festhalten wird. In der Uebertragung der Prämienlast auf die Unternehmer suche die Regierung eine entschiedene Verbesserung; doch sie sei noch nicht recht überzeugt, daß die Industrie diese Last zu tragen vermöge.

Trotz dieser Erklärung ist das Gesetz in seiner jetzigen verstümmelten Gestalt, in welcher fast allen Principien die Spitze abgebrochen ist, wol als unannehmbar zu betrachten, und von Interesse ist nur die Thatsache, daß am Schlusse des Reichstages die conservativ-klerikale Allianz einen recht glänzenden Beweis ihrer Unfruchtbarkeit gegeben hat, indem das Centrum die Compromißvorschläge der Conservativen einfach abgelehnt hatte, wie der Abgeordnete von Helldorff noch einmal darlegte.

Am 10. Juni wurde die Nachtragsforderung für den Volkswirthschaftsrath mit einer Majorität von 51 Stimmen abgelehnt. Auch bei dieser Berathung und Abstimmung trat die Spaltung des Centrums hervor. Reichensperger sprach als Gegner der Einrichtung, von Schorlemer für dieselbe, da sie eine von politischen Rücksichten freie Beurtheilung wirthschaftlicher Fragen ermögliche. Abgeordneter von Bennigsen erklärte im Namen der nationalliberalen Partei, daß sie gegen die Vorlage stimme. Im Reichstage seien alle Interessen vertreten, die im Volkswirthschaftsrathe zur Sprache kommen sollten. Durch Schaffung einer solchen Einrichtung entständen staatsrechtliche Zweifel und neue Conflicte zwischen Kanzler, Bundesrath und Reichstag. Die Ausgleichung verschiedener Interessen sei leichter im Reichstage als in einem volkswirthschaftlichen Parlament, das aus Interessengruppen bestehe. Ueberdies sei es wenig selbständig, da es vom Reichskanzler abhänge, wie es berufen werde. Ein Beweis dafür, daß die Nationalliberalen jetzt weit mehr als früher zur Zeit ihrer hochgradigen Compromißpolitik der liberalen Principien eingedenk sind, ist die folgende Stelle der Rede von Bennigsen's: „Es ist natürlich, daß, während früher der politische Kampf die Leidenschaften mehr in Anspruch genommen hat, nun alle andern Interessen sich mehr geltend machen. Wir haben also jetzt die Erscheinung, daß das Interesse an der Politik mehr nachgelassen hat in der Bevölkerung, und an und für sich betrachtet, halte ich das für kein Unglück; jede Zeit hat ihre Aufgaben. Man muß das nicht so behandeln, wie es vielfach geschieht, wo man mit Verachtung hinblickt auf die politischen Fragen. Nein, so liegt es nicht: die Grundlagen müssen wir unangetastet behaupten."

Die Berathungen über die Abänderung der Gewerbeordnung, und zwar der §§. 97—104, fanden in zweiter Lesung am 19., 20. und 21. Mai statt. Die neuen Innungen sollten nach der Gesetzvorlage zwar nicht obligatorisch sein: gleichwol suchten die Parteien, die sie befürworteten, in das Gesetz so viele Bestimmungen als möglich einzufügen, durch welche den außerhalb derselben stehenden Gewerbtreibenden der Zutritt zu denselben als höchst wünschenswerth erscheinen sollte. Die Einführung von Zwangsinnungen auf indirectem Wege erscheint als das Ziel, dem die neue Vorlage zustimmt. Wenn sie sich von der Gewerbeordnung dadurch unterscheidet, daß die neuen Innungen nicht „gleichartige oder verwandte" Gewerbe zur Grundlage haben sollen, so hatte diese Bestimmung auch nur den Zweck, die Bildung von Innungen in kleinen Städten zu ermöglichen. Darauf wiesen diejenigen hin, welche das Innungswesen befürworteten. Am meisten Bedenken erregte §. 100E, welcher auch die nicht beigetretenen Gewerbtreibenden bei Streitigkeiten aus den Lehrverhältnissen vor das Schiedsgericht der Jury ruft, vor allen aber ihnen verbietet, Lehrlinge zu halten. Diese Bestimmung wurde in der zweiten Lesung und auch am 9. Juni in der dritten, wo sie von conservativen Abgeordneten wiederhergestellt wurde, beseitigt. Dann wurde das Gesetz mit großer Mehrheit angenommen.

Ein gleiches positives Resultat ergaben die Verhandlungen über die Stempelsteuer am 27. und 28. Mai. Die größere Besteuerung des mobilen Vermögens gehörte schon lange zu den Wünschen der Conservativen, und daß der leichte Vermögenserwerb, wie er in Börsengeschäften liegt, dem Staate etwas abwerfe, ist gewiß ein berechtigtes Verlangen. Alle Schlußnoten, Rechnungen über Werthpapiere und Waaren jeder Art, die nach Gewicht, Maß oder Zahl gehandelt werden, werden vom 1. Oct. ab einer Stempelsteuer unterliegen, außer den Geschäften im Werthe unter 300 Mark an Werthpapieren und unter 1000 Mark bei Waaren. Für Schlußnoten über Zeitgeschäfte wurde der Satz von einem Zehntel fürs Tausend angenommen: man will damit den hazardirenden Börsenhandel der Differenzgeschäfte treffen; für alle andern Börsengeschäfte ist ein Fixstempel von 10 Pf. festgesetzt. Der Notenstempel beträgt 5 pro Mille, der Obligationenstempel 2 pro Mille. Die Lotterielose werden bis zu 5 Proc. ihres Nennwerthes besteuert. Gleichzeitig forderte die Commission in einer Resolution den Reichskanzler auf, die Staatslotterien aufzuheben. Die Bewilligung einer so beträchtlichen Staatseinnahme durch den Lotteriestempel und das gleichzeitige Gesuch um Aufhebung der Staatslotterie stehen in einem unerklärlichen Widerspruche. Die Resolution wird kaum einen andern Erfolg haben, als denjenigen, die sie beantragt haben, das Gefühl einer moralischen Beruhigung zu gewähren; denn schon erfährt man in officiellen Blättern, daß eine Erweiterung der preußischen Staatslotterie beabsichtigt wird, um die Concurrenz mit den Lotterien der andern Staaten, besonders der sächsischen, siegreicher zu machen als bisher.

Dramatische Scenen und Ueberraschungen stellten sich im Verlaufe der Verhandlungen über den Zollanschluß Hamburgs ein. Der Exodus des Bundesrathes am 25. Mai war die erste Ueberraschung für den Reichstag: er fand statt bei Anlaß des Richter'schen Antrags, zu erklären, daß es weder dem bundesstaatlichen Verhältniß noch der Achtung vor dem geltenden Verfassungsrecht entspricht, wenn der Bundesrath Aenderungen der Zolleinrichtungen vornehmen sollte lediglich zu dem Zwecke, um einzelne Bundesstaaten in dem fernern Gebrauche ihres verfassungsmäßigen Rechtes zu beschränken. Der Bundesrath glaubte es seiner Würde schuldig zu sein, bei der Berathung über einen Antrag, der eine so kränkende Voraussetzung enthielt, nicht gegenwärtig zu sein, und seine Vertreter, an der Spitze der Staatssecretär von Bötticher, verließen den Saal. Die zweite Ueberraschung war der Abschluß des Präliminarvertrags mit Hamburg, von dem am 26. Mai allerdings schon eine directe Kunde in den Reichstag gedrungen war. Abgeordneter Windthorst beschwerte sich darüber, daß die Regierung hierüber dem Reichstage keine Auskunft gegeben; Abgeordneter von Kardorff wollte die Schuld einer zu frühzeitig angesetzten Berathung dem Reichstage selbst zuschieben. Thatsache war, daß die Redner in diesen Tagen, einem unsichtbaren oder halbsichtbaren fait accompli gegenüber, einen Kampf führten, der nicht dazu geeignet war, das Ansehen des Reichstages zu erhöhen.

Von den sechs Anträgen, welche die Abgeordneten Richter, Ausfeld, Marquardsen, von Minnigerode, Windthorst und Mosle über diese Frage stellten, kam derjenige von Windthorst zur Annahme, welcher verlangte, in der Zollbehandlung der Schiffahrt auf der Unterelbe, in den zu Hamburg bestehenden Einrichtungen für die Zollabfertigung auf dem Zollgebiete und in der Behandlung der sogenannten Zollvereinsniederlage in Hamburg so lange keine Aenderung des bestehenden Zustandes eintreten zu lassen, als die zwischen der Reichsregierung und Hamburg schwebenden Verhandlungen über den Zollanschluß nicht zu einem endgültigen Ergebniß geführt haben. Die Bedeutung dieser Resolution war von kurzer Dauer; denn der Vertrag zwischen der Reichsregierung und dem hamburger Senat wurde bereits am 15. Juni von der hamburger Bürgerschaft angenommen. So hat die Politik des Reichskanzlers Triumphe gefeiert und die hanseatische Aufregung in

aller Stille durch Zugeständnisse besänftigt, welche den schroffen Uebergang vom Freihafenmonopol zum Zollanschluß mildern. Der Vertrag wird erst dem nächsten Reichstage zur Bestätigung vorgelegt werden.

Daß die jetzige Majorität, die unter den Auspicien des Schutzzolls sich gebildet hat, noch in den letzten Tagen der Session einige Verschärfungen des Zolltarifs, die Erhöhung der Gewebezölle und Einführung des Weintraubenzolls durchsetzte, ist wol selbstverständlich.

Der Schluß des Reichstages brachte auch eine sich seit Monaten hinschleppende Ministerkrisis zur Entscheidung. Ehe Fürst Bismarck seinen Urlaub antrat, wurde der Rücktritt seines bisherigen Stellvertreters, des Grafen Stolberg, eines durchaus selbständigen und wahrhaft vornehmen Ministers, die Ernennung des Unterstaatssecretärs von Bötticher zum Generalvertreter, die Uebernahme des Cultusministeriums durch den Reichstagspräsidenten von Goßler und des Ministeriums des Innern durch den bisherigen Cultusminister von Puttkamer durch die Zeitungen verkündigt. Daß nicht Herr von Goßler, sondern Herr von Wolff der Candidat des Reichskanzlers war, daß jener der von den Klerikalen gewünschte Cultusminister ist, der ihnen noch mehr entgegenkommen wird als Herr von Puttkamer, daß die lange Dauer der ministeriellen Krisis mit den sich entgegenwirkenden Einflüssen zusammenhing: ist mehrfach berichtet, aber auch widerrufen worden. Ein Cultusminister nach dem Herzen Roms und nicht ganz nach dem Herzen des Reichskanzlers: das ist die neueste Signatur für den Culturkampf. Wird dieser nicht in der offenen parlamentarischen Arena errungene Sieg des Centrums den innern Zerfall der Partei aufhalten; wird dasselbe aus der Wahlurne mit gleicher Zahl und Macht hervorgehen? Jedenfalls darf man auf die nächsten Reichstagswahlen, welche ihren Schatten schon in so vielen Reichstagsreden vorauswarfen, in hohem Maße gespannt sein.

Die Nachrichten aus Frankreich haben in jüngster Zeit sehr überrascht und wiederum bewiesen, daß dort das Capitol sehr nahe am Tarpejischen Felsen steht. Dem Siege Gambetta's in der Deputirtenkammer folgte eine Niederlage im Senat, die um so empfindlicher war, als die gambettistischen Blätter, ja fast die ganze europäische Presse die Annahme des Listenscrutiniums im Senat als selbstverständlich hinstellten und Gambetta bereits durch eine Triumphreise nach dem Süden, nach seiner Vaterstadt Cahors, die Lorbern eines Sieges, der ihm vollkommen sicher schien, im voraus wegnahm. Wie Napoleon III. bei seiner Reise nach dem Süden es verkündigte: „L'empire c'est la paix", so waren auch die Reden Gambetta's voll von Friedensbetheuerungen. In der That, erreichte er im Frieden die höchste Macht, so bedurfte er ja nicht der zweifelhaften Chancen des Krieges, um sie zu erobern. Insofern gibt die jetzige Niederlage Gambetta's wol zu denken: die größte agitatorische Macht in Frankreich wird er immer bleiben; wer steht dafür, daß er nicht, was ihm der Friede versagt hat, durch den Krieg wird erringen wollen?

Am 19. Mai hatte die Kammer der Deputirten den Bardoux'schen Antrag, die Wiedereinführung des Listenscrutiniums bei den Wahlen, mit ansehnlicher Majorität angenommen. Gambetta hatte den Präsidentenstuhl verlassen, um selbst mit der Macht seiner Beredsamkeit das Wahlverfahren nach Arrondissements zu verwerfen, weil sich Käuflichkeiten und Bestechungen bei demselben eingeschlichen hätten. Wie immer sprach er in dieser Rede viel von sich und wies alle Anklagen ehrgeiziger Plane von sich ab. Auf den Triumph des 19. Mai folgte allzu rasch die Niederlage des 9. Juni, des denkwürdigen Tages, an welchem der Senat das Listenscrutinium, das heißt die voraussichtliche Dictatur des Dauphins der Republik verwarf: die Waddington und Jules Simon, im Einverständniß mit dem Präsidenten der Republik und der Mehrheit der Minister erklärten sich gegen Gambetta; der

Antrag auf geheime Abstimmung erleichterte manchem Gegner das Gewissen, und so stimmten außer der Rechten auch 50 Republikaner des Centrums gegen die Listenwahl. Die Drohungen der gambettistischen Blätter, eine solche Abstimmung werde Frankreich in tiefste Zerrüttung stürzen, vermochten nicht, den Senat zu bestimmen; er stabilirte mit dieser Abstimmung die Autorität von Grévy wie einen rocher de bronze gegenüber der stürmischen Brandung der Gambetta'schen Agitation. Der Miserfolg der letztern ist nicht ohne Nachwirkung auf die wandelbare öffentliche Meinung des Landes. Die jetzt nach innen gerichteten Revancheplane des Chauvinisten von 1870 scheiterten bei ihrem ersten Anlauf; denn für die Kammerauflösung konnte Gambetta nicht einmal die Stimmen seiner Getreuen vereinigen, und die Drohung mit einer Verfassungsrevision, welche den Senat beseitigen soll, ist zunächst nur eine Losung für eine weitaussehende Perspective.

In Tunis hat inzwischen Frankreich das Protectorat errungen; die Proteste des Beis wurden von Europa so wenig beachtet wie diejenigen der Türkei, deren Drohungen seitens der französischen Diplomatie eine energische Erwiderung fanden; doch sind die Kämpfe mit den Arabern in Tunis noch nicht zu Ende. Weit schlimmer aber sieht es in Algerien selbst aus, wo eine weitverzweigte Verschwörung gegen die französische Oberherrschaft sich gebildet hat, und die von den Arabern bedrohten Colonisten über die schwerfällige Bewegung der französischen Militärmacht jammern, die ihnen allein Schutz verleihen kann. Italien, wo ein Ministerium Depretis das Ministerium Cairoli abgelöst hat, und das von den Feniern beunruhigte England sehen zunächst mit schweigender, aber schlecht verhehlter Feindseligkeit auf die Ausbreitung der französischen Herrschaft im Küstengebiete des Mittelmeeres.

Die Türkei hat sich nicht nur über Nichtbeachtung ihrer Souveränetät in Tunis zu beklagen: auch die großbulgarischen Intriguen sind im vollen Gange, und die kritischen Zustände in Bulgarien selbst, wo es sich um die Existenz des neuen Thrones handelt und Fürst Alexander seine Sache auf ein Plebiscit gestellt hat, stehen damit in Zusammenhang. Der albanesische Aufstand ist von Derwisch-Pascha niedergeworfen worden; in Thessalien Grenzstreitigkeiten heraufzubeschwören gelingt der Pforte nicht; die Convention wird von den europäischen Mächten aufrecht erhalten. Gleichwol steht Griechenland noch immer mit der Hand am Schwert; die Gelüste nach Janina lassen dem hellenischen Chauvinismus keine Ruhe.

In Rußland aber herrscht jetzt der Mann von San-Stefano, Ignatiew, bei aller Biegsamkeit ein Vertreter russischer Eroberungspolitik und Gegner Oesterreichs. Durch sein Manifest ist die Frage der Constitution für Rußland abgethan; Durchführung der verheißenen Reformen erscheint bei der innern Zerrüttung des Reiches als schwer möglich. Ein durch Nihilismus compromittirtes Offiziercorps, ein Beamtenthum, besonders im Innern Rußlands, ebenso bestechlich wie zu barbarischen Excessen und willkürlichen grausamen Bestrafungen geneigt, Dynamit unter allen petersburger Brücken, Judenverfolgungen, Bauernaufstände . . . die thönernen Füße des russischen Kolosses kommen immer mehr zum Vorschein und das russische Asiatenthum erscheint immer fremdartiger dem civilisirten Europa gegenüber. Was die Candidatur von Ignatiew für das Ministerium des Aeußern betrifft, für welche auch Fürst Gortschakow zu wirken sucht, so würde die äußere russische Politik dadurch in Bahnen gelenkt werden, welche von den Tendenzen des Drei-Kaiser-Bündnisses weit abführen müßten.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Die Narowanire.

Aus den Aufzeichnungen eines deutschen Arztes.

Motto: Das ist die Zauberei, du leicht verführter Thor,
Denn jedem kommt sie wie sein Liebchen vor.
Goethe's „Faust".

I.

„Fälle gibt's und Tannenwälder, wo der Mensch sich sehnt zum Menschen", seufzte ich melancholisch vor mich hin, während ich mit der Miene eines Mannes, der sich in das Unabänderliche fügt, die einförmig grauen oder schmuzigweißen Stämme an mir vorübergleiten ließ, einen leeren Blick auf die sich ewig erneuernde und doch stets dieselbe bleibende Waldphysiognomie werfend, die mich seit zwei Tagen fast unausgesetzt umgab. Wie trostlos öde sahen diese vielgepriesenen nordischen Urwälder in der Nähe aus, wie ungastlich mir, dem Fremden, Heimatsuchenden! Den keusch verhüllenden Schmuck des Winters, der selbst der traurigsten Gegend einen Schimmer von Duft und Glanz verleiht, hatten die ersten Wehen des Frühlings hinweggenommen, und nichts war zurückgeblieben als Schmuz und Armuth. Von den schwärzlichgrünen Aesten der sich ineinander verschlingenden Fichten hingen hier und da noch vereinzelte Klumpen balligen Schnees herab, von denen das Wasser in trüben undurchsichtigen Tropfen langsam niedersickerte und mit eintönigem Geräusch klatschend auf den durchweichten Waldboden auffiel. Die blätterlosen Birken zeichneten sich düster von dem wolkig-grauen Aprilhimmel ab, und aus den zerrissenen Borken drängte sich misfarbiges, zottiges Moos und Bartflechte heraus, welche gleich dem zerfetzten Gewande eines Bettlers das Elend, statt es zu verhüllen und zu mildern, nur um so greller ans Licht zerrten, daß das Auge sich mit Abscheu und Grauen von der widerwärtigen Gestalt wendete.

Langsam nur glitten die Kufen meines Schlittens durch den vom Schneewasser aufgeweichten Boden, auf dem es gleichwol eine Unmöglichkeit gewesen wäre, mit Rädern fortzukommen, da nur die Oberfläche gethaut, der Grund jedoch fußtief noch fest gefroren war. Eine eigenthümliche Stumpfheit gegen alle äußern Eindrücke hatte sich meiner bemächtigt und lähmte meine Sinne: eine Art magnetischen Halbschlafes, gegen den anzukämpfen ich nicht mehr die moralische Kraft in mir fühlte, ein Sehen und doch nichts Erkennen, ein Nachsinnen ohne bewußten Zweck und Endziel der Gedanken.

Ob der weiland Trompeter der Freien Reichsstadt Säckingen, dessen Worte mir vorhin unwillkürlich in die Feder gekommen, sich vereinsamter gefühlt bei seinem tagelangen Umherirren in den heimischen Wäldern, als ich? Ich glaube kaum. Wenigstens war sein Wandern ein freiwilliges, und das Ziel desselben, ihm selbst noch unbewußt, hatte etwas räthselhaft Verlockendes, eben durch die Ungewißheit der Zukunft, der er entgegenging, ein lebensfrischer, toller, übermüthiger Gesell.

Die Zukunftsbilder, die mich umgaukelten, waren weniger unbestimmt, dafür aber auch weit weniger poetisch als die meines wackern trompetenblasenden Schicksalsgenossen. Die herrlichste Studentenzeit, wie man sie nur an kleinen Universitäten — ja warum soll ich es nicht frei heraus sagen? — wie man sie nur an der baltischen Universität D. durchleben kann, lag hinter mir, doppelt verklärt durch den Schimmer der ersten warmen Jugendliebe, die dem ungebundenen Musensohn den Weg zum eigenen Herd gezeigt, ihm den Muth ins Herz gegeben, den Kampf mit dem Leben zu wagen. Selbst die letzten schweren Monate der Examina erschienen golden, verglichen mit dem grauen, trübseligen Heute, verglichen mit der in so verzweifelter Nüchternheit herandämmernden Zukunft.

Ich war gleich vielen meiner mittellosen Collegen Kronstudent gewesen, d. h. ich hatte mich, durch das Schicksal dazu gezwungen, mit Leib und Seele dem russischen Staat verschrieben, welcher durch das uns gewährte freie Studium sich das Recht erworben hatte, zehn Jahre lang über unser Wissen und Können zu verfügen, uns in die entlegensten, von Cultur und Civilisation entblößtesten Gegenden zu verschicken, damit wir unter der armseligen Bevölkerung die erworbenen medicinischen Kenntnisse praktisch verwerthen könnten. Gewiß ein hohes Ziel der Menschenliebe, für dessen Würdigung nur leider den meisten der betreffenden jungen Aerzte der Sinn abgeht: die Esten, Lappen oder Samojeden, Kirgisen, Turkmenen und andern edeln Völkerschaften zuerst den gesundheitsfördernden Gebrauch des Wassers und der Seife, abgesehen von andern wohlthätigen civilisatorischen Einrichtungen, zu lehren!

Mich hatte mein Stern — oder Unstern — in das estnisch-russische Gouvernement der Narowa geführt. Der alte Kreisarzt in X. war gestorben, und durch einen Commilitonen, Grafen Versyen, dessen Onkel an der Narowa ausgedehnten Grundbesitz und auch allerhöchsten Orts eine maßgebende Stimme hatte, waren die Blicke auf mich gelenkt worden. Meine Freunde gratulirten mir zu der für einen Anfänger ausgezeichneten Stelle, und ich — nun, ich machte ein Kreuz über all die schönen Studententollheiten, ließ mich als bemooster Bursche von den Commilitonen zum Thore hinausgeleiten, packte meine Siebensachen in einen großen rohledernen Tschamodan, der, nach landesüblicher Sitte mit Heu überdeckt, mir zu gleicher Zeit als Sitz diente, und fuhr, die Brust bewegt von kühnen Erwartungen und bangen Zweifeln, in die nebelig-kalten Lande hinein.

„Da war es, Herr" — wie Geisterruf klang es an mein Ohr und weckte mich aus meinem dumpfen Hinbrüten. Der russische Kutscher, der bisher schweigend und regungslos wie ein Automat auf seinem Sitz gehockt, vergraben in den schmutzigen zottigen Schafpelz, war es, der die Worte gesprochen. Er hatte sich umgewandt und zeigte mit dem Stiel seiner kurzen Peitsche in die Niederung, der

wir jetzt entgegenfuhren. Als er bemerkte, daß ich ihn verstanden und seine lakonische Rede durch stummes Kopfnicken erwidert hatte, wandte er aufs neue seine ungetheilte Aufmerksamkeit den Pferden zu und versank wieder in die alte stumme Regungslosigkeit.

„Da war es, Herr" — wie diese Worte seltsam mein Inneres durchklangen, wie sie alle die unklaren Erinnerungen, die im Grunde meines Herzens geschlummert und jenes dumpfe Gefühl der Beklommenheit in mir erzeugt, zu Gedanken läuterten!

Wie suchend schaute ich hinaus in die Gegend, die mir auf einmal so bekannt vorkam, wenngleich um nichts heimischer als zuvor. Rechts durch die Baumstämme schimmerte der Himmel, und ein dumpfes gurgelndes Brausen verrieth die unheimliche Nähe des Riesenstromes, in welchem das Treibeis knirschend dem Meere zudrängte: nur etwa 50 Schritt Breite zwischen der Straße und dem jäh abstürzenden Ufer der Narowa! . . .

Noch waren kaum drei Monde verstrichen, seit ich zum ersten mal diese Straße gefahren; damals in heiterer, frohlaunger Gesellschaft: der Neffe des Grafen, dessen Herrschaft zum größten Theil in dem mir zugewiesenen ärztlichen District lag, ein alter Studiengenosse und ausgezeichneter Gesellschafter, war mein Begleiter. Er benutzte die Gelegenheit, mich bei seinem Onkel einzuführen, wie er mir lachend versicherte, zu einer willkommenen Schlittenpartie auf seine zukünftige Herrschaft, woselbst er mehrere amusante Jagden mitzumachen hoffte. Damals war mir die Reise von D. hierher nicht lang erschienen. Die blitzschnelle Fahrt über die gefrorenen Schneefelder sowie die Gesellschaft des jungen Grafen ließen die Zeit wie im Fluge verstreichen. In den Krügen, die wir berührten, wurde auf Befehl des Grafen halt gemacht und mehr als ein Glas heißen Thees oder Grogs vertilgt. Endlich hatte auch die Natur ihr Recht verlangt, und bevor wir uns noch der Narowa näherten, lag ich fest in Morpheus' Armen. Wie lange ich geschlafen, kann ich nicht beurtheilen; aber mir war plötzlich, als ob ich einen furchtbaren Stoß erhalte und eine eiskalte Hand über mein Gesicht hinstreicht — dann klang es wie leises Geflüster dicht neben mir. Mit Anstrengung öffnete ich die Augen: der Wagen hielt, wie mir's erschien, mitten in einer Schneewolke. Das Fenster neben dem Grafen war offen, von dort her also war der Eishauch gekommen, der mich erweckt. Und wie ich, noch halb mit den Träumen kämpfend, an dem sich zum Wagen hinauslehnenden Freunde vorbeiblicke, schimmert etwas Rothes vor meinen Augen und mir ist, als löse sich eine dunkle Gestalt von unserm Schlitten ab, die bald wie ein Nebelstreif in der Schneewolke verschwindet.

„Mit wem sprachst du, Jégor?" Der Gefragte fuhr herum, sah mich einen Augenblick scharf an, dann lachte er laut auf.

„Sieh da, hat das Mittel gefruchtet und die frische Luft dich von deinem unnatürlichen Schlafe erweckt? Ich muß dir gestehen, der Kopf war mir auch schwer von dem verdammten Fusel, den uns der letzte Krüger als Grog vorgesetzt, und die Atmosphäre in diesem elenden Kasten, in dem sich faules Heu, altes Leder und neue Schafpelze um die Oberherrschaft streiten, erzeugte in meinem Hirn den mörderischen Gedanken, mich aus dem Fenster zu stürzen, um

wenigstens frische Luft zu athmen; zu diesem Behuf öffnete ich dasselbe, und nur dein freundschaftlicher Ruf bewahrte mich vor der Ausführung meiner selbstmörderischen Absichten —"

„Und mit wem sprachst du?" wiederholte ich mit dem Eigensinn, mit dem ein Fieberkranker seinen Visionen anhängt.

Er lachte wieder, noch lauter, noch anhaltender als zuvor. „Zum Teufel auch, Doctor", begann er endlich, „wovon faselst du da? Mit wem, ums Himmels willen, soll ich in dieser Einsamkeit geredet haben? Mit den dahinziehenden Wolken vielleicht oder mit meinem eigenen werthgeschätzten Ich? Das wäre die einzige Möglichkeit, die sich einem hier bietet — ist aber nicht meine Liebhaberei. Oder etwa mit dem Kutscher? Das beabsichtigte ich gerade zu thun, als dein Erwachen mich daran hinderte; ich möchte den Kerl fragen, was ihm einfällt, hier auf offener Landstraße mit seinen Pferden ein Mittagsschläfchen zu machen."

Diese Voraussetzung des Grafen schien indeß nicht ganz richtig zu sein; denn wir hörten den Kutscher, der von seinem Sitz heruntergestiegen war, soeben mit freundlich aufmunternden Worten den Thieren zureden; jetzt kam er an den Wagenschlag. „Ich hatte das Kreuz über die Bräunchen gemacht", meinte er pfiffig, aber sein Gesicht zeugte von einem kaum überwundenen Grausen, „so hat sie uns nichts anhaben können. Sie scheuten wol, meine Pferdchen, aber sie gehorchten meinem Pfiff und standen still."

Damit hatte er sich wieder auf seinen Sitz geschwungen, und ohne rechts oder links zu schauen fuhr er weiter.

Der Graf aber schloß das Fenster und wandte sich dann lachend zu mir. „«Sie» hat meine Pferdchen angesehen, aber «sie» konnte ihnen nichts anhaben", wiederholte er persiflirend die Worte des Kutschers. „Möchte nur wissen, vor wessen bösem Blick der betrunkene Kerl seine Herzblättchen bewahrt hat. Verrücktes Volk hier herum! Und das nennt sich Christen!"

„Und welche Gottheit, glaubst du, drohte uns nach der Meinung deines Kutschers in diesem Moment?"

„Weiß ich's?" erwiderte er, übermüthig die Achseln zuckend. „Zu meiner Beruhigung scheint «sie» wenigstens weiblichen Geschlechts zu sein — ich habe von jeher lieber mit Hexen verhandelt als mit ihren männlichen Berufsgenossen." Und da er sah, daß ich nicht zum Scherzen aufgelegt sei, schloß er, ernst werdend: „Der Aberglaube ist wahrscheinlich durch die zahlreichen Unglücksfälle entstanden, welche wir den schlecht gebauten Straßen zu verdanken haben. Um jetzige Zeit ist es übrigens nicht gefährlich, aber im Frühjahr, während des Eisganges, wenn die vielen Abrutschungen hier stattfinden, da mag nur jeder Reisende seine Seele Gott befehlen." . . .

Ein Schauder durchrieselte mich, da mir diese letzten Worte des Grafen einfielen. Jetzt war jener gefährliche Zeitpunkt eingetreten, und dies war die Unglücksstelle, wo die höllischen Geister nach dem Volksglauben ihre Macht ausübten! Scharfen Blickes spähte ich in die Nähe und in die Ferne — wo war jene von rothem Licht umflossene Dunstgestalt, die ich auf meiner Winterfahrt zu erblicken gemeint? Und sollte mir zum zweiten mal die seltsame Erscheinung werden?

Nichts Außergewöhnliches zeigte sich weit und breit. Langsam und schwerfällig bewegte sich unser Gefährt der Niederung zu — noch wenige Secunden, und das mir zugewandte breitschmunzelnde Gesicht des Kutschers sagte mir: die Gefahr ist vorüber!

II.

Ich weilte nun bereits seit Wochen auf meinem neuen Posten und war redlich bemüht, mich in dem mir vom Schicksal zur Heimat bestimmten Lande einzuleben: ein Bemühen, das nur theilweise von Erfolg gekrönt ward. Die Ausübung meines Berufs, der ich mit Lust und Liebe oblag, nahm meine ganze Kraft in Anspruch und ließ mir wenig Zeit zu unnützen Gedanken über das Vergangene und Zukünftige übrig; ja das mir neue Gefühl der Verantwortlichkeit hob mein Selbstbewußtsein und stählte den nur momentan gelähmten frischen Jugendmuth. Zudem gestaltete sich mein Wirken in vieler Beziehung günstiger, als ich erwartet. Die Bevölkerung in dem mir zugewiesenen District war zum größten Theil russisch, wie ich zu meiner großen Befriedigung wahrnahm. Die leichtlebigen Slawen waren mir, ungeachtet meiner gut deutschen Gesinnung, von jeher sympathischer als ihre blonden Nachbarn, die Esten, deren automatenhaft langweilige Physiognomien mit dem heimtückisch versteckten Blick der wässerigen blauen Augen ich schon in D. gründlich satt bekommen. Der Gesichtsschnitt der Russen ist, wenngleich weniger regelmäßig, doch nach meinem Dafürhalten anmuthender mit seinen stumpfen Linien und den Intelligenz und Verschlagenheit verrathenden freundlichen kleinen Augen. Für den Arzt ist vor allem die Behandlung dieses Volkes leichter als die der Esten, welche mit einer in andern Fällen zu bewundernden Resignation, die Hülfe des Arztes geringschätzend, bei jeder schweren Krankheit ihre Seele Gott befehlen, sich das Todtenhemd nähen lassen und mit einer an Freudigkeit grenzenden Ruhe den Tod erwarten.

Der Russe besitzt eine weit größere Todesfurcht, klammert sich daher aber auch mit aller Zähigkeit an den kleinsten Hoffnungsschimmer, den ihm der Arzt, der sein rückhaltsloses Vertrauen genießt, gibt. Mit Einem Worte, die Bevölkerung behagte mir mehr als die Bewohner der Embachgestade, mit denen ich es bisher zu thun gehabt.

Weniger tröstlich gestalteten sich die Aussichten auf ein geselliges Zusammenleben. Zwar hatte Graf Versyen, der über diese Gegenden gebietende Gutsherr, ein geistig noch sehr rüstiger alter Junggesell, mich gleich bei meinem ersten Besuch aufgefordert, die Abende bei ihm mit Kartenspiel und Punsch, wovon er ein leidenschaftlicher Verehrer war, zuzubringen: eine Einladung, die dem Junggesellen zugute kam, dem künftigen Ehemann jedoch wenig nützen konnte. Der Verkehr mit dem Pfarrer dieses mehrere Quadratmeilen umfassenden Kirchspiels war durch die große Entfernung sehr erschwert und genügte außerdem meinen Anforderungen nicht. Der seit Jahrzehnten in dieser Abgeschiedenheit vom Weltverkehr lebende Gottesmann sowie seine Familie waren gute, harmlose Leute, zu einfach, zu harmlos für einen jugendfrischen, von der Walstatt geistigen Kampfes kommenden

Mann, der, nicht gewillt, das Alte, Vorgefundene so zweifellos hinzunehmen, sich nach einem wissenschaftlichen Streit sehnt, wie eine in üppiges Gartenland verpflanzte Tanne nach dem Kampf mit den ihr Wachsthum hemmenden Elementen. Noch weniger verlockend erschien mir der Umgang mit den Gutsbeamten, die gleich ihren Untergebenen fast durchgehends der slawischen Nation angehörten und deren oberflächliche Bildung bei längerm Zusammenleben immer mehr zu Tage trat. Nur der Förster, hörte ich den Grafen sagen, sei ein Deutscher, aber ein für jeden Verkehr verlorener, mit der Welt und sich selbst zerfallener Einsiedler.

Was ich über den Mann hörte, weckte mein Interesse und in hohem Grade auch meine Neugier; daß ich es trotzdem unterließ, ihn in seiner Waldeinsamkeit aufzusuchen, lag wol hauptsächlich an dem vielen Neuen, welches jeder Tag mir brachte, und das mich bald den alten Sonderling vergessen ließ.

Auf den langen Berufsfahrten durch das noch in einförmiges Grau des Winters gehüllte Land hatte ich hinreichende Gelegenheit, über mein Abenteuer bei der ersten Reise in diesen Gegenden nachzudenken. Eines Abends geschah es, daß ich auch im Herrenhause jenes unerklärliche Reisehinderniß erwähnte. Der alte Graf, der mir aufmerksam zugehört, lachte halb verdrießlich vor sich hin und meinte, nachdem ich geendet: „Die Luft in diesem verfluchten Lande muß anstecken, daß Sie, ein so vernünftiger Mann, auch schon anfangen am hellen lichten Tage Gespenster zu sehen."

Der Verwalter und der Inspector hatten die Köpfe zusammengesteckt und leise russisch gesprochen, worauf der alte Herr, aufhorchend, hinzufügte: „Dacht' ich's doch! Das ist wieder Wasser auf euere Mühle —", und sich zu mir wendend: „Man behauptet nämlich, die versumpfte Gegend, die sich von hier aus meilenweit an dem linken Ufer der Narowa hinzieht, sei nicht geheuer — ein böses Wesen — ist es nicht so, ihr Herren?"

„Die Narowanixe", beeilte sich der Inspector einzuschalten.

„Richtig; die Narowanixe treibe dort ihr Wesen und locke jährlich ein Opfer in ihr schmuziges, schlammiges Reich ..."

„Und was denken Sie darüber?" unterbrach ich ihn.

„Daß es ein etwas unsauberes Vergnügen ist, dieser Lockung zu folgen", antwortete er gut gelaunt; dann aber, mit einem schnellen Blick auf die ernsten Gesichter seiner Umgebung, schloß er ärgerlich: „Unsinn, Dummheit! Der Nebel, der sich über diesen gottverlassenen Landstrich dicker hinwälzt als über unsere andern nebelreichen Triften, der wol ab und zu ein Thier scheuen macht, daß es, die Straße verlassend, sich in dem grundlosen Terrain verliert, ist der Urheber all dieser verrückten Hirngespinste —! aber mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!"

„Die Luft in diesem verfluchten, von Aberglauben geschwängerten Lande muß anstecken", murmelte ich wiederholend vor mich hin; hätte ich doch damals selbst darauf geschworen, aus den dichten Nebelmassen eine von langem Haar umflossene weibliche Riesengestalt auftauchen zu sehen. Freilich war die Vision so flüchtig gewesen, daß ich meinem Kameraden und Reisebegleiter recht geben mußte, der die Erscheinung in das Gebiet der Hallucinationen verwies.

III.

Ein heimliches Verlangen erfüllte mich, gerade diesen „gottverlassenen Landstrich", dessen der Graf erwähnt, zu durchforschen; doch mußte ich meine Neugier wohl oder übel zu unterdrücken suchen; denn für einen der Gegend Unkundigen war es nicht rathsam, sich allein auf dies tückische Terrain zu wagen, das unter den Füßen wegzugleiten schien wie eine brechende Eisdecke, und vergebens hatte ich mich nach einem Führer oder Begleiter umgesehen. Die Bauern, denen ich ein für hiesige Begriffe enormes Trinkgeld in Aussicht gestellt, wichen beharrlich in abergläubischer Scheu vor der Versuchung, die der papierene Drei-Rubelschein in sich barg, zurück. Keine Macht der Welt hätte sie vermocht, in die verrufenen Gaue einzudringen. „Selbst der Schiffer, der mit seinen holzbeladenen Strusen*) die Narowa durchflößt", so erzählten sie mir, „bekreuzigt sich und wendet sein Auge weg von dem verhexten Ufer...." Und als ich darauf versuchte, einen von den gräflichen Beamten für mein Wanderproject zu interessiren, meinte dieser, kurz abweisend: die Luft dort sei von schädlichen Miasmen erfüllt; es habe keiner Lust, einer phantastischen Caprice wegen sich den Typhus, der vor zehn Jahren diese Strecken so furchtbar verödet, zu holen — mit andern Worten: die Leute, die so gern mit den auf der nächsten Gouvernementsschule erworbenen lückenhaften Kenntnissen prahlten, vermochten doch den ihrem Naturell eingeimpften Aberglauben so wenig zu überwinden als ihre so sehr über die Achseln angesehenen, kaum mit den dürftigsten Elementarbegriffen vertrauten Untergebenen — und ich blieb, wollte ich die ersehnte Excursion antreten, auf mich selbst angewiesen. Wäre mir durch die arbeitsvollen Wochen, die zwischen meiner Ankunft und dem Heute lagen, der Mann nicht so vollständig aus dem Gedächtniß geschwunden, so hätte ich es wol noch mit dem Förster versucht; doch diese halb mythische Persönlichkeit, die sich nur am ersten jeden Monats, wie ich später erfuhr, im Herrenhause zeigte, um dem Grafen über seine Thätigkeit und den Bestand der Wälder Bericht zu erstatten, kam aus dem mehrmals angeführten Grunde für mich nicht in Betracht.

Der Frühling war inzwischen wirklich eingezogen, der April überwunden, der erste Maimorgen dämmert herauf.

Ein seltsames Gefühl überkommt mich bei dem Gedanken an die ruhig durchschlafene Nacht — die erste seit so und so viel Jahren. Und während ich die letzten Träume von den Lidern schüttele, ziehen die vergangenen Mainächte an meinem geistigen Auge vorüber, die ich als Student mit der ganzen akademischen Jugend nach altherkömmlichem Brauch auf dem Domberge vercommersirte. Wir vier Landsmannschaften, an die Hunderte stark, in Gruppen hingelagert an dem steil abfallenden grasbewachsenen Hange unterhalb der ehrwürdigen Domruine, die, an vergangene glorreiche Zeiten gemahnend, ernst und erhebend auf uns, die Epigonen, niederblickt. Auf dem Grunde der steilen Böschung, bewacht von den Abgeordneten der gesammten Studentenschaft, lodert das heilige Maifeuer, genährt durch die Schwellen,

*) Eine Art Flöße.

Zäune und Fensterläden der zunächstliegenden Gebäude, welche die Füchse jubelnd herbeischleppen. Muntere Studentenlieder schallen herüber und hinüber, und dazwischen steigt mancher ernste feierliche Chorgesang zu dem nächtlichen Himmel empor, vor allem der erhebende Weihgesang des deutschen Burschen: „Wenn Kraft und Muth in deutschen Seelen flammen", und sobald der zwölfte Glockenschlag den anbrechenden 1. Mai verkündet, da tönt es brausend aus all den jugendlichen Kehlen, das alte herrliche Mailied: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus", und das Lied, sich an den zerbröckelnden Mauern der Domruine brechend, hallt tausendfach verstärkt hinab über die kleine schlummernde Musenstadt, weckt den zähesten Philister aus seinem gesegneten Schlafe, daß er den Kopf lauschend zum Fenster hinaussteckt, an seine eigene Jugendzeit denkt, an die Zeit, da auch er begeistert dafür geschwärmt, für das in dumpfer Geistesfessel schmachtende deutsche Vaterland „in Kampf und Tod zu gehen". Und die Wogen des Embach tragen die feierlichen Töne hinaus in die Lande, um den noch in den Nachschauern des russischen Winters schmachtenden baltischen Provinzen die Kunde zu bringen: „Der Mai ist gekommen!"

Das ist der Zauber der ersten Mainacht, der vom Gipfel des Brockens hinüber zum Ostseegestade wehende Gruß des deutschen Geistes.

Das alles zieht mir durch den Sinn, und ich starre hinaus in die thaufrische Narowaniederung. Es wird mir so eigenthümlich zu Muthe, ich fühle, daß ich diesen Tag nicht in derselben Monotonie hinbringen kann wie die übrigen 364 des Jahres. Gestern Abend hatte ich mir vorgenommen, heute, als an einem Sonntage, hinüber in die Kirche zu fahren und den Tag in der Pastorenfamilie zuzubringen. Jetzt kam mir die Idee so absurd vor, daß ich unwillkürlich laut auflachte, worauf ich erstaunt im Zimmer umherblickte, wer sich so frech und höhnisch über mich lustig zu machen erdreiste.

Ich schellte meinem Factotum und bestellte den Wagen ab. Dann meine Flinte umwerfend, pfeife ich Tschort, meinem Wolfshunde, dem treuen Begleiter auf all meinen einsamen Fahrten, und gehe zur Narowa hinunter auf die Entenjagd, wie ich dem mir fragend nachblickenden Burschen kurz zurief.

Auf dem dünnberasten Erdboden lag trotz der hoch am Himmel stehenden Sonne noch eine dünne Reifschicht und glitzerte zerfließend in den warmen Strahlen, die wie spielende Kinder neckisch darüber hinhasteten.

Die Narowa lag still da wie ein großer See, bei der frühen Jahreszeit noch von keinem Fahrzeuge belebt. Man kann an dieser Stelle das jenseitige Ufer nicht erblicken; ein langer braungrauer Streifen zwar besäumt drüben den Fluß, doch das ist nur eine der großen von Fichten, Birken und seltsam verkrüppelten am Boden hinkriechenden Kiefern bewachsenen Narowainseln.

Wie ich zum Flusse hinabkomme, steigt aus dem frischtreibenden dichten Gestrüpp wirklich eine Kette Wildenten auf, von Tschort mit wüthendem Geschrei verfolgt, der sich bald in dem dichtverwachsenen Niedergehölz verliert und trotz mehrmaligen Pfeifens nicht zurückzubringen ist. Das ärgert mich, und ich schwanke schon, ob es nicht doch, da selbst dieser letzte Genosse mich treulos verlassen, gerathener sei, umzukehren ... aber die Sonne lockt gar so freundlich und vor mir liegt in ver-

führerischem Frühlingsmorgenschimmer das „verhexte Land". Ich schreite also, meinem guten Stern und den wasserdichten bis über die Knie heraufreichenden Juchtenstiefeln vertrauend, tapfer vorwärts über den von steifen Grasbüscheln und knospendem dickblätterigem Pfeilkraut dürftig bewachsenen Sumpfboden, auf welchem die Tritte ungehört verhallen und ich zuweilen bis an die Knie in die kalte grünschlammige Erdschicht einsinke, die mich, aufspritzend, von unten bis oben beschmuzt. Was thut's! Einmal werde ich so wenigstens das geheimnißvolle Terrain der Narowanixe bei nüchterner Morgenbeleuchtung kritisch durchforschen.

Was sie wol oben im Herrenhause zu meiner waghalsigen Expedition sagen würden? und — meine Braut? — Der Gedanke an sie verwirrt mich, und ich lege die nächste Werst gedankenvoll, vor mich niederblickend, um durch keinen Fehltritt das mir nicht mehr allein gehörende Leben in Gefahr zu bringen, fast mechanisch zurück. Allmählich fällt mir auf, daß der Boden unter meinen Füßen fester wird, und die Narowa, die ich bisjetzt zur Rechten gehabt, höre ich deutlich von links durch das niedere Gehölz hindurchrauschen — ich mußte mich auf einer Art von Halbinsel befinden. Dies überlegend, schlage ich vorsichtig die verdorrten strauchartigen Farnkräuter zurück, die mir den Ausblick verwehren, und stehe wirklich, wie ich vermuthete, auf einer sandig auslaufenden schmalen Landzunge. Links bildet der Fluß ein tief ins Land einschneidendes klares Becken, auf dessen Grunde man den muschelreichen Kies durchschimmern sieht; ein Kranz von aufschießenden Binsen zieht sich, die Bucht abschließend, vom gegenüberliegenden Ufer zu der Landspitze, auf der ich mich befinde, herüber, während die Bucht selbst, von allen Wasserpflanzen frei, wie ein zum Baden einladendes Becken daliegt, was mich auf den Gedanken bringt, daß Menschenhände hier die Arbeit, das Wasser von Schlamm und Unkraut freizuhalten, vollbringen. Und wie ich noch weiter vortrete — da — ich fahre mit der Hand über die Augen — ist das wieder eine Sinnestäuschung?! — Nein! Das Bild bleibt unverrückbar dasselbe: auf einer knorrigen über das Wasser hervorragenden Wurzel sitzt eine weibliche Gestalt. Sie wendet mir den Rücken zu, und das üppige brandrothe Haar, das in dicken Strähnen von ihrem Haupt herunterhängt, verdeckt die Contouren des Körpers. Lose Zweige von frischgrünen jungen Fichtentrieben heben sich in grellen Farben von dem leuchtenden Haar ab; es thut dem Auge fast weh, dieser schroffe Gegensatz. Die nackten weißen Füße spielen, als spürten sie die Kälte nicht, in dem klaren Wasser, und der ebenso blutlose nackte Arm hält das grobe Wollenkleid über der Brust zusammen. Jetzt läßt sie sich von ihrem Sitz herniedergleiten, den kurzen Rock, dessen Saum die Oberfläche des Wassers streift, fest um die Hüfte schürzend.

Ich sehe wie gebannt dem eigenartigen Getriebe zu — da also war sie, in greifbarer Wirklichkeit, nur durch einen schmalen, schnell durchmessenen Wasserstreifen von mir getrennt, die wunderbare Narowanixe! Wenn nur der günstige Zufall, der mich hierher geführt, der Gott des 1. Mai, mich ihr Antlitz sehen ließ!

Ein Prasseln in dem Gehölz hinter mir, und mit lautem Gebell stürzt Tschort, der nach der vergeblichen Jagd meiner Fährte gefolgt, auf mich zu. Zu gleicher Zeit hallt ein laut aufkreischender Schrei zu mir herüber, und wie ich, da ich mich unwillkürlich nach Tschort umgesehen, wieder aufblicke, schließen sich

die zurückschlagenden Zweige hinter der wie von der Erde verschlungenen entfliehenden Nixe.

Der Eifer, mit dem ich, meinem verrätherischen Freunde pfeifend, mich auf die Verfolgung der Entschwundenen begab, würde wol schwerlich den Beifall meiner geliebten Braut errungen haben. In weniger als fünf Minuten hatte ich die Bucht umkreist und stand an der Stelle, wo vorhin meine Najade Toilette gemacht. Am Ufer fand ich ein Paar aus Birkenbast geflochtene winzige Pantoffeln; ich nahm sie als Pfand zu mir und gewahrte nun, scharf um mich blickend, einen niedergetretenen Pfad, der landeinwärts führte.

Tschort, der wiederholt laut bellend an derselben Stelle hin- und herrannte, durch ein Machtwort an meine Ferse gefesselt, folgte widerwillig knurrend und die lange Schnauze schnüffelnd in der Luft hin- und herwendend, meinem Befehle. Die Ueberraschungen schienen heute kein Ende nehmen zu wollen. Ich hatte kaum wenige Schritte zurückgelegt, als mir bei einer Biegung des Weges eine Gestalt entgegentrat, die mich unwillkürlich an die in meiner Kindheit gelesenen Sagen von Rübezahl erinnerte: ein ungewöhnlich großer Mann mit lang herabwallendem eisgrauem Bart, ebensolchem wirrem, zerzaustem Haupthaar und buschigen grauen Augenbrauen über ein paar hellen scharfen Augen. In der nervigen Faust einen alterthümlichen blanken Hirschfänger, dessen Scheide an einem misfarbenen Ledergurt an seiner Rechten niederhing, frug er mich in russischer Sprache barsch nach meinem Begehr.

Der Mann sprach das Russisch, obzwar geläufig, doch mit unverkennbar fremdem Accent. Ihn für einen Esten zu halten, wäre mir nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen; die freie herausfordernde Haltung des Greises sprach dagegen, ebenso sein Bart — denn der Este entfernt sorgfältig jedes Barthaar aus seinem Gesicht — ich war sofort überzeugt, dem einsiedlerischen Förster gegenüberzustehen. Meine Entgegnung erfolgte daher in deutscher Sprache. Das Gesicht des Alten hellte sich auf; gleich darauf aber zogen sich die Brauen wieder finster zusammen, da er, sich nun ebenfalls der deutschen Sprache bedienend, in demselben drohenden Tone fortfuhr:

„Was haben Sie dem Mädel angethan, Herr? Wo ist sie?“

Das ganze Zaubergebild, welches sich meine Phantasie in den letzten Minuten erschaffen, sank bei diesen Worten des Greises in Nichts zusammen. Ich mag ihn wol auch einige Momente recht verständnißlos angesehen haben; denn er fuhr, den Kopf schüttelnd, ruhiger fort mit seiner wie aus einem tiefen Keller heraufklingenden knarrenden Stimme: „Sind Sie, junger Herr, auf dem Wege daher keinem rothhaarigen Weibsbild begegnet?“

Ich antwortete bejahend und erzählte darauf in Kürze das ganze eben erlebte Abenteuer. Zur Beglaubigung holte ich die gefundenen Pantoffeln aus der Tasche meines Flausrockes hervor und reichte sie ihm.

Er hatte mir schweigend zugehört, ohne mich durch irgendeine Frage zu unterbrechen, manchmal den Kopf schüttelnd, dann wieder mit einem eigenthümlich finstern Blick zu den sich über unsern Häuptern verschlingenden Baumwipfeln hinaufstarrend, durch welche der bläulich-helle, beinahe farblose Himmel herniederlugte.

Als ich geendet, meinte er, die Pantoffeln, nachdem er sie flüchtig angeschaut, in seinen Rock schiebend, wie zu sich selbst: „'s sind der Walpurgis ihre", und mit einer bei seinem rauhen Aeußern befremdenden Weichheit fügte er hinzu: „Armes Ding! Wird sich die Füße wundlaufen auf dem harten Boden."

Er grüßte stumm und wollte an mir vorüberschreiten — dann schien er sich auf etwas zu besinnen, und sich zu mir umwendend, sagte er:

„Wolle der Herr nur einstweilen da in meiner Klause fürliebnehmen, ich komme gleich zurück" — worauf er mit mächtigen Schritten tiefer in den Wald hineinging.

„In meiner Klause", das war leicht gesagt! Ich schaute mich um, konnte aber keine menschliche Behausung entdecken. Doch lag die Vermuthung nahe, daß der zur Narowa hinunterleitende Fußpfad in der entgegengesetzten Richtung zum Försterhause führe. Ich setzte also, ohne mich lange zu besinnen, meinen Weg fort, neugierig, wie sich die Geschichte weiter entwickeln werde. Nach wenigen Schritten bereits bemerkte ich, wie der Wald um mich lichter ward, niederes Strauchwerk und verkrüppelte Baumformen waren ausgeholzt, und nach etwa fünf Minuten trägen Dahinschlenderns lag dicht vor mir auf einem kleinen Aushau das einstöckige Blockhaus, mit dicken Birkenschalen gedeckt, auf denen Moos und Waldblumen den Kampf ums Dasein führten; das Dach ragte weit über die kleinen quadratförmigen Fenster hervor, und über der niedern Thür prangten die riesigen Schaufeln eines Elchgehörns. Ein schmales Stück Gartenland zog sich tief in den Wald hinein, frisch umgehackt und zum Theil schon neu bestellt. Schaufel und Grabscheit lagen, offenbar eilig hingeworfen, inmitten des hindurchführenden breitgetretenen Ganges. Vermuthlich hatte der Alte da gearbeitet, als ihn der Angstruf des Weibes aus seiner ruhigen Beschäftigung aufgeschreckt.

Im Innern des Hauses nahm, wie mich der erste Blick belehrte, die Küche den Hauptraum ein. An den Wänden derselben hing in Reihen das buntgemalte russische Holzgeschirr und eine Anzahl der kurzgestielten goldgelblackirten Holzlöffel, aus denen unsere Landleute ihre Mahlzeit verzehren; denn an einem metallenen Löffel würde man sich ja den Mund verbrennen, meinen sie. Ein niedriger Glasschrank mit gelblicher unansehnlicher russischer Fayence nahm den Ehrenplatz, der Thür gegenüber, ein; alles zeugte von einer gewissen Wohlhabenheit, wie man sie kaum unter ähnlichen Verhältnissen in einem russischen oder estnischen Hause finden dürfte.

Ich hatte mich, diesen Betrachtungen nachhängend, auf die Bank neben dem Herd gesetzt — bis ich den schweren Tritt des Försters nahen hörte und dem Kommenden entgegen auf die Schwelle trat.

Er schüttelte mir jetzt treuherzig die Hand, zog mich darauf wieder auf die Bank nieder, und aus einem plump gearbeiteten eichenen Schranke eine Schnitte Brot und Salz hervorholend, reichte er mir nach Landessitte die Bewillkommnungsgabe, die wir beide schweigend verzehrten.

Nachher wurde er gesprächig. Er freute sich offenbar, einen Landsmann vor sich zu haben, mit dem er wieder einmal in seiner Muttersprache reden konnte. „Sie glauben nicht, Herr", meinte er, „wie man sich des Umgangs mit Menschen entwöhnt. Das Volk hier herum", er zeigte mit dem Daumen verächtlich über

die Schulter, „ist für mich nicht mehr werth als das Vieh; ja meine Hunde sind mir lieber, wir verstehen uns besser.“ Dabei klopfte er dem zu ihm aufblickenden Rüden — den Sprößling einer seltenen Rasse, den ihm sein Herr, der Graf, vor Jahren mit von seinen Reisen gebracht — zutraulich auf den schlanken Kopf.

Mein Tschort war draußen vor der Thür geblieben, da er, keine gesellige Natur, sich durchaus nicht mit seinem Collegen befreunden wollte.

„Und wie halten Sie das Leben in dieser Einsamkeit aus?“ fragte ich, begierig etwas über das räthselhafte Wesen zu erfahren, das doch offenbar in näherer Beziehung zu dem Alten stand und dessen gleichwol niemand auf dem Gute erwähnt hatte.

„Nun“, meinte er, mich scharf mit seinen hellen Falkenaugen fixirend, „so gar einsam ist's halt nicht. Die zwei Weibsleut', wenn sie auch, Gott sei's gedankt, nicht so viel schwätzen wie andere ihrer Art, bringen schon etwas Leben ins Haus“ — und nach einer Pause fügte er hinzu: „Ich hätte dem Herrn gern einen Imbiß vorgesetzt; aber die Alte ist seit Sonnenaufgang fort in die Kirche — 's ist der Walpurgis ihr Namenstag —, und sie wollt' das Mädel durchaus mit haben. Aber die ist nach mir geartet“ — er lachte kurz und rauh auf — „sie hat kein großes Zutrauen zu denen da droben ...“

„Ein schöner, echt germanischer Name: Walpurgis“, bemerkte ich leichthin, in der Hoffnung, das Gespräch bei dem mich interessirenden Gegenstande zu erhalten.

„Hm, ein heidnischer Name“, entgegnete er, kurz abbrechend, und sah wieder mit demselben eigenthümlich finstern Blick ins Leere, der mir bei meiner Erzählung vorhin im Walde an ihm aufgefallen war.

IV.

Diese eben erzählte Begebenheit bildete das erste Glied einer Reihe gemüthlicher Abende, die ich im Waldhause zubrachte. Wir gingen der Zeit der hellen Nächte entgegen: ein Umstand, der meine Abendpromenaden nach der abgelegenen Klause des Alten wesentlich begünstigte. Außerdem kam es mir zu statten, daß die vorschreitende Jahreszeit die zum Theil arg versumpften Straßen wieder wegbar gemacht und so den Verkehr mit den benachbarten Gütern ermöglichte, sodaß der Graf meine Gegenwart an seinen Spielabenden nicht vermißte.

Ich hatte inzwischen auch so manches über den Alten und „die beiden Weibsleute“ in Erfahrung gebracht. Ich wußte nun, daß der Förster als rüstiger, etwa vierzigjähriger Mann mit dem Grafen aus Deutschland hierher gekommen war. Er brachte eine ältliche Frau und ein kleines kaum einjähriges Kind mit, dessen abschreckende Häßlichkeit, verbunden mit dem vom Volke als Zeichen der Bosheit verabscheuten rothen Haar, nicht dazu angethan war, die Zuneigung der sonst kinderfreundlichen Russen zu erwecken. Die Ankömmlinge kehrten sich übrigens wenig daran. Sobald als thunlich bezogen sie das mitten im Walde gelegene, auf strengen Befehl des Grafen genau nach der Anleitung des neuen Försters erbaute Häuschen und kümmerten sich so wenig um die Außenwelt wie diese um sie.

Die alte Barbara — ob dieselbe in irgendwelchen verwandtschaftlichen Beziehungen zum Förster stand oder nur dessen Dienerin sei, wußte niemand — kam ab und zu ins Herrenhaus, sich die bestimmte Ration Brot, Fleisch und andere Lebensmittel, welche alle Beamten von dort geliefert erhielten, abzuholen; aber sie hatte ein stilles, scheues Wesen, erlernte außerdem nie die ihrer Zunge schwere russische Sprache: so war aus ihr nicht viel herauszubekommen.

Ueber das Kind wußte man noch weniger. Einige Holzhändler, die das Mädchen flüchtig vorüberhuschend im Walde angetroffen, versicherten, daß sie so weiß aussehe „wie geronnene Milch", und das Haar mit den Jahren auch nicht bläßer geworden sei; woraus man schloß, sie scheue sich, ihres abschreckenden Aeußern wegen unter die Menschen zu kommen. Daß sie mit bösen Geistern im Bunde stehe, war ausgemacht. War sie doch, wie die alte Barbara einmal erwähnt, in der Walpurgisnacht geboren, und ihre Mutter war im Wochenbett gestorben: dem finstern Aberglauben dieser Leute nach lauter schlimme, Unheil bedeutende Vorzeichen für das arme junge Wesen.

Diese dunkeln Gerüchte waren die Ursache, daß jeder sich hütete, die Nähe der scheuen Waldblume zu suchen, und daher kam es, daß dieselbe, nur wenige Werst von den Wohnungen ihrer Mitmenschen entfernt, so ungekannt und weltfremd zur Jungfrau herangeblüht war.

So mittheilsam der Förster mir gegenüber geworden, je öfter wir uns sahen, so hatte er doch über diesen Punkt noch nie ein Wort verloren, und ich wagte es nicht, davon anzufangen. Walpurgis selbst hielt sich mit einer mir unbegreiflichen Consequenz vom Hause fern, so oft sie mich bei ihrem Vater vermuthete, sodaß ich nachgerade die Hoffnung, sie jemals von Angesicht zu Angesicht zu sehen, aufgab. Die alte Barbara hingegen, welche ganz allein der kleinen Wirthschaft vorstand, hatte sich von Anfang an sehr zutraulich gegen mich gezeigt, besonders seit ich ihre schwäbischen „Spätzle und Knöpfle" gelobt; aber auch sie hatte nie ein Wort über ihre junge Herrin verloren, in deren sonderbarem Wesen sie, durch Gewohnheit und Zeit damit vertraut, nichts Auffallendes zu finden schien.

Ich hatte mir lange vergeblich den Kopf darüber zerbrochen, welcher Zufall den Förster aus seiner schwäbischen Heimat an den Narowastrand verschlagen, und mir nach und nach aus dem Gehörten und meinen eigenen Beobachtungen eine Geschichte zurechtgelegt, die sich später freilich, wie es bei derlei Combinationen zu geschehen pflegt, als vollständig falsch herausstellte.

Ich wußte, daß der Graf in den dreißiger Jahren nach Deutschland gegangen war, um als Student der heidelberger Universität in der brausenden Gärung der durch die Burschenschaftshetze aufgeregten Gemüther „aus vollem Herzen mit dreinzuschlagen" — dies waren seine eigenen Worte —, wußte, daß derselbe, da er sich in seinem jugendlichen Uebermuthe leichtsinnig in das weltbewegende Revolutionsgetriebe hineingestürzt und sich politisch arg compromittirt hatte, eines Tages unter falschem Namen glücklich durch das polizeibewachte deutsche Land und wieder über die Grenze gekommen war, und zwar vom Förster und dem Anhang desselben begleitet. Man folgerte daraus, und auch ich schloß mich dieser Meinung an, daß der Förster ebenfalls ein politischer Flüchtling und Gesinnungsgenosse des Grafen

gewesen, und der letztere dem Obdachlosen kameradschaftlich die Hand geboten, um ihm auf seinen Gütern eine sorgenfreie Existenz zu gründen.

Alle diese Muthmaßungen wurden zunichte, da ich aus des fremden Mannes eigenem Munde den wahren Grund seiner Landesflucht erfuhr.

Eines Abends — wir hatten einen schwülen Tag gehabt, ein Gewitter hing in den Lüften — komme ich früher als gewöhnlich zu meinem alten Freunde und finde ihn auf seinem Lieblingsplatze, einem roh behauenen mächtigen Holzblocke, unweit seiner Wohnung. Die Hände ineinandergekrampft, als gälte es, einen innern Aufruhr zu beschwichtigen, starrt er vor sich hin, mir gerade ins Gesicht, doch ohne mich zu sehen, mit jenem grausigen stieren Blick, der mich so oft an ihm frappirt.

Ich fühlte eine große Neigung in mir, wieder umzukehren, allein das Mitleid mit dem einsamen Manne überwältigte das in mir aufsteigende Grauen. Ich trat daher näher und rief ihm freundlich meinen Abendgruß zu. Da fährt er in die Höhe, als sei er aus einer andern Welt in die Gegenwart zurückgerufen, und mich beim Arm packend, daß ich denke, die Knochen müssen unter dem eisernen Griff zersplittern, sagt er dumpf: „Doctor, ich habe eine Frage an Sie und beschwöre Sie, antworten Sie die Wahrheit, ohne Rückhalt — hören Sie?“

Er schien sich jetzt erst des Sonderbaren seines Betragens klar zu werden; denn er hielt schwer athmend inne, als zwinge er sich, ruhiger zu werden, bevor er fortfahre. Dann, mich zu sich niederziehend, begann er von neuem mit einer Stimme, der man die mühsam errungene Selbstbeherrschung anhörte:

„Da drinnen“, er schlug sich mit der Faust gegen die Stirn, „da wühlt es fort und fort — ein unermüdlicher Wurm, der mein Lebensmark zerstört — das finstere grausige Gespenst, das bald näher, bald ferner sich zeigt, aber niemals ganz verschwindet. Ein Mann soll alles ertragen, was das Schicksal ihm Schweres auferlegt; diese entsetzliche Ungewißheit aber ist mehr, als ein Mensch zu tragen vermag, und sollten Ihre Worte auch die furchtbare Ahnung bestätigen — ich will mein Urtheil hören ...“

Die innere Todesangst leuchtete fieberisch aus den auf mich gerichteten Augen, die sich mir in die Seele bohren zu wollen schienen.

„Sagen Sie mir, Doctor — aber ums Himmels willen, lassen Sie sich nicht durch unnützes Mitleid verleiten, mich zu belügen — sagen Sie: ist Wahnsinn erblich?“

Ich fuhr, auf diese Frage nicht vorbereitet, entsetzt zurück.

„Glauben Sie, daß Wahnsinn erblich ist?“ wiederholte er, seine Stimme noch mehr herabdrückend, daß es kaum hörbar an mein Ohr klang. „Haben Sie Barmherzigkeit, Doctor, und antworten Sie!“

Mir wurde der Mann immer unheimlicher. Bezog sich diese Frage auf ihn selbst? Litt er, der in der Einsamkeit zum Nachdenken über sich selbst mehr als hinreichend Zeit fand, an Anfällen von Melancholie — und wie, wenn sich dieser Tiefsinn in Raserei verwandelte? Was sollte ich thun — ich allein mit dem athletischen Waldmenschen? Der Kampf wäre zu ungleich gewesen, und menschliche Hülfe lag außer dem Bereich meiner Stimme.

Doch sprechen mußte ich. Ich sah die flehend auf mich gerichteten Augen, und meiner selbst kaum mächtig, stammelte ich: „Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten; der Arzt kann in derartigen psychologisch schwierigen Fällen nicht urtheilen, ohne die nähern Umstände zu kennen — und selbst dann ist oft noch die Entscheidung schwierig."

Der Alte ließ seine Hände von meinem Arme gleiten. „Sie haben recht", meinte er ruhiger. „So hören Sie denn das Verhängniß meines Lebens, was ich bisjetzt nicht einmal der Luft anvertraut — und dann — sprechen Sie das Urtheil . . ."

Er war aufgesprungen und ging mit kurzen, ungleichen Schritten auf und ab; dann blieb er dicht vor mir stehen:

„Ich weiß nicht, ob man Ihnen auch das Märchen aufgebunden hat, daß ich sowie Graf Versyen beim Frankfurter Attentat betheiligt und daher landesflüchtig werden mußten. Ich habe mir nie die Mühe genommen, diese irrige Meinung zu widerlegen, sowenig wie der Graf; obgleich wir es beide leicht gehabt hätten, unser Alibi nachzuweisen, da wir beide zu jener Zeit weit genug vom Schauplatz der politischen Bewegung entfernt waren, als daß uns auch nur der Schatten eines Verdachtes treffen könnte. Der Graf trieb sich, soviel ich weiß, noch in Paris herum, wo er Republik spielen half; ich lebte als ehrsamer Kauf- und Handelsherr in meiner Vaterstadt Weinsberg: ein Leben, das mir allerdings so wenig behagte wie einem Löwen die Menagerie. Was die guten Leute hier auch nicht in Rechnung ziehen, ist, daß unsere Hierherkunft erst Jahre nach dem verunglückten Frankfurter Attentat stattfand — doch mit geschichtlichen Daten nimmt man es hier nicht genau.

„Meine Bekanntschaft mit dem Grafen ist weit ältern Datums und ward auf einem durchaus neutralen Boden vermittelt. Ich machte aus Liebhaberei den Cursus auf einer forstlichen Lehranstalt durch. «Es könne ja auch dem zukünftigen Holzhändler nichts schaden» — so sah mein Vater, ein praktischer Mann, diese Laune des Sohnes an — «wenn er sich einige forstliche Kenntnisse aneigne.» Dort traf ich den Grafen Versyen, der, um einen Ueberblick über seine durch nachlässige Verwaltung arg devastirten Waldungen zu gewinnen, gleich mir ein Jahr die renommirte Forstschule besuchte. Das akademische Leben hatte uns mehr als einmal zusammengeführt; doch trieb uns das Schicksal bald auseinander, und erst nach mehr als einem Jahrzehnt, in der entsetzlichsten Stunde meines Lebens, sollte mir die Vorsehung den einstigen Studiengenossen wieder zuführen.

„Ich war jahrelang als angehender Kaufmann in den großen Städten Deutschlands thätig gewesen; da, Anfang der dreißiger Jahre, starb mein Vater und hinterließ mir das Geschäft. So kam ich nach Weinsberg zurück.

„Es wehte damals eine ungesunde Luft in meiner Heimat, ein Hang zum Uebersinnlichen, dem jeder junge ideal angelegte Mensch anheimfiel. Justinus Kerner, den wunderbaren Magnetiseur, in seinem Hause aufzusuchen, war Mode geworden. Die Sehnsucht, mich aus der Prosa meines Berufs in eine ideale Welt zu retten, ließ mich dem großen Schwarm folgen — und mir ging es wie so manchem vor mir: ich fühlte mich so zu dem seltsamen Manne, noch mehr aber

zu der Gesellschaft, die sich dort versammelte, hingezogen, daß ich ein täglicher Gast des Hauses an der Weibertreue ward.

„Dort lernte ich ein junges Mädchen kennen, welches mein Interesse und mein Mitleid in gleich hohem Grade erregte. Alle ihre Bewegungen trugen den Stempel der vollständigsten physischen und psychischen Abspannung. Aus den feinen blassen Zügen sprach eine rührende Hülflosigkeit gegenüber den furchtbaren übernatürlichen Mächten, deren Spielball sie war und die in unstetem Feuer im Hintergrunde ihrer Augen brannten.

„Einmal geschah es, daß sie, von Kerner dazu aufgefordert, jedem der Anwesenden aus den Linien der Hand sein Schicksal prophezeite. Auch ich reichte ihr meine Rechte; sie schaute hinein, um sie sofort mit einem Aufschrei aus ihren Händen gleiten zu lassen. Ich bat sie, zu reden; sie aber erklärte, in sich zusammenschauernd, daß sie mir nicht wahrsagen könne ...

„Die schöne Somnambule ward bald darauf meine Gattin. Wie sie mir später gestand, hatte die eigenthümliche Uebereinstimmung meiner Hand mit der ihren ihr jenen Schrei entlockt. Was sie darin gelesen? Gott mag's wissen! Es ist nie über ihre Lippen gekommen."

Der Erzählende hielt inne und seufzte tief auf ... „Sie wurde mein Weib, trotz der Warnung meiner Freunde, die mich auf das seltsam aufgeregte Wesen Marie's aufmerksam machten und einer Ehe mit ihr Unheil voraussagten. Ihre Voraussetzung sollte sich nur zu bald bestätigen! Mein Weib verfiel in eine Apathie, aus der sie nur von Zeit zu Zeit erwachte, um sich mit den entsetzlichsten Worten anzuklagen, ein Unglück, das nicht in ihrer Macht stehe von mir abzuwenden, über mich gebracht zu haben. Umsonst bot ich alle meine Beredsamkeit auf, sie von der Thorheit ihrer Worte zu überzeugen — die Anfälle wurden immer häufiger, immer andauernder.

„Die Bekannten, vor denen ihr Zustand nicht verborgen bleiben konnte, riethen mir, mich von ihr scheiden zu lassen, sie in eine Anstalt zu bringen; aber nichts in der Welt hätte mich vermocht, mich von dem geliebten Weibe zu trennen — ich hoffte ja noch immer, daß sich bald alles wenden müsse!

„Meine Hoffnung schien sich auch wirklich zu erfüllen. Die Geburt unserer Walpurgis ließ für kurze Zeit den kranken Geist der Mutter gesunden.

„Eine dringende Geschäftsreise hielt mich kurz nach der Geburt des Kindes einige Tage vom Hause fern. Als ich wieder heimkehrte, fand ich es verödet.

„Mein Weib war auf Befehl des Arztes nach S. in die Irrenanstalt gebracht worden, da ihr Bleiben das Leben des Kindes gefährdete ...

„Die alte Barbara, die Wärterin der Kleinen, erzählte mir unter Händeringen und Schluchzen — denn auch sie hatte die Marie gern gehabt — was vorgefallen. Kurz nach meiner Abreise hatten sich die Augenblicke des Tiefsinns bei meinem Weibe wieder eingestellt. Die junge Mutter jammerte, daß die Kleine in der Walpurgisnacht geboren sei, daß ein Unstern über ihrem künftigen Leben leuchten werde — und eines Nachts wird die Barbara, neben deren Bett die Wiege mit der Kleinen steht, durch ein Gemurmel aufgeweckt: wie sie sich aufrichtet, erblickt sie die Marie über die Wiege gelehnt, furchtbare Verwünschungen ausstoßend gegen

den Wechselbalg, den ihr die Hexen statt ihres schönen Lieblings in die Wiege gelegt — und dabei umklammert sie den Hals der armen Kleinen, daß die Barbara denkt, es ist schon aus ... Aber mit Aufbietung aller ihrer Kräfte löst sie die Finger der Rasenden von dem zarten Wesen — sie mag einen harten Kampf zu bestehen gehabt haben, bis auf das Geschrei der Marie Leute hereinstürzen und der Arzt geholt wird. Sein Ausspruch lautete: «Unheilbar wahnsinnig», und ohne noch meine Erlaubniß abzuwarten, brachte man sie ins Irrenhaus."

Der Förster schwieg erschöpft und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Sie hat's dann nicht mehr lange gemacht ... ehe noch ein halbes Jahr um war, ist sie gestorben — sie sagen: an den Folgen einer Verletzung, die sie sich während eines Wuthanfalls beigebracht; ich aber weiß, daß ihr die Sehnsucht das Herz verzehrt hat, die Sehnsucht nach dem Kinde und nach der Freiheit, nach unsern grünen Weingärten und unsern Wäldern, in denen sie so gern stundenlang allein umherirrte — das hat die Walpurgis von ihr — ob nur das?"

Nach einer düstern Pause begann er von neuem: „Sie können sich denken, Herr, daß mir nicht mehr viel am Leben gelegen ist nach all dem Unglück. Ich hab' mich auch um nichts mehr gekümmert. Für die Walpurgis war gut gesorgt — die Barbara hütete sie wie ihren Augapfel — und alles andere war mir gleichgültig. Ich merkte es kaum, wie das Geschäft rückwärts ging; bis endlich an einem Tage alles über mir zusammenbrach und ich ausgepfändet wurde.

„Just zu der Zeit mußte es sich treffen, daß Graf Versyen, angelockt durch den magnetischen Schwindel, nach Weinsberg kam. Vielleicht auch beabsichtigte er eine Zeit lang vom Schauplatz der Geschichte zu verschwinden, wo er in den letzten Wochen viel mit revolutionirt hatte.

„In einer kleinen Stadt spricht sich ein außergewöhnliches Ereigniß schnell herum. So kam es, daß mein alter Studiengenosse bald von meinem ganzen Unglück unterrichtet war, und edelmüthig wie immer, kam er zu mir und fragte, ob ich mit dem, was das Schicksal mir gelassen, ihn auf seine Güter begleiten wolle, da er gesonnen sei, dem Heiligen Deutschen Reiche, dem einmal nicht zu helfen wäre, auf Nimmerwiedersehen Valet zu sagen.

„Ich bedachte mich nicht lange. Zu hoffen hatte ich nichts mehr, und Vergessen war am leichtesten in der Fremde zu finden.

„Nun, ich habe es nie bereut, meine Heimat verlassen zu haben. Der Anfang hier freilich war schwer für einen Mann, der an Gesetz und Ordnung, an Civilisation und ein freies, selbständiges Volk gewöhnt war; dafür aber fand ich mich weniger in meinen Handlungen beschränkt, als dies in unsern polizeiüberwachten Rheinlanden der Fall gewesen.

„Ich verstand blutwenig vom Forstwesen, 's ist wahr, trotz meines Besuchs der Akademie; doch versuchte ich, soweit es in meinen Kräften stand, den Holzhandel hier herum zu heben, und mit der Zeit ward ich auch so vertraut mit dem Walde wie mit meinem Kinde — oder vielmehr weit vertrauter; denn die Walpurgis ward, je älter, je verschlossener. Manchmal, wenn ich sie mit mir in den Wald nahm, fragte sie wol ganz verständig nach dem und jenem, daß ich

meine Freude hatte an dem Kinde; dann aber führte sie wieder so seltsame Reden, daß man nicht klug aus ihr ward.

„Gelernt hat das arme Ding blutwenig, möcht' auch wissen, wo sie's hier brauchen sollt'. Das bissel Lesen und Schreiben und das nothwendigste Rechnen hat ihr die Barbara beigebracht; von der Wirthschaft oder von Handarbeiten mag sie nichts wissen; nur um ihre eigene Kleidung kümmert sie sich, und mit den bunten Fäden, die ich ihr jedes Jahr vom Markt in Narwa mitbringe, bestickt sie sich ihre groben Röcke und die Bastschuh, die ihr die Barbara flicht. 's ist ein seltsames Ding! Am liebsten treibt sie sich unten am Fluß herum, wo ich ihr aus Birkenrinde eine Hütte im Röhricht zusammengeschlagen habe. Sie hat so allerhand romantische Hirngespinste im Kopfe; einmal als Kind hat sie sich verrathen. Ich fuhr gerade hinüber nach der großen Insel, um den Holzbestand zu taxiren, und nahm die Kleine auf ihre Bitte mit. Die Sonne schien recht schön warm auf die Narowa, und von unten herauf schimmerte des Kindes Gesicht zurück, nur etwas grünlich verzogen durch das dahinfließende Gewässer — da taucht sie plötzlich mit der Hand ins Wasser, so tief, daß ich erschreckt zugreife, um sie vorm Hineinfallen zu bewahren. «Ich wollte ja nur der Schwester die Hand reichen», meint sie, verwundert über meine Besorgniß. Ich lache sie aus; da aber wird sie ganz böse und entgegnet heftig: «Du meinst wol, ich wüßte nicht woher ich stamme? Die Mutter hat mir's schon oft erzählt! Alle Nächte sitzt sie bei mir am Bett, hält meine Hand in der ihren und erzählt mir von unserm Daheim.»

„Herr, mir wurde unheimlich, wie das Kind so sprach. «Deine Mutter», sage ich ernst, «ist schon lange todt und begraben, und die Todten stehen nicht auf.» Da lächelte sie ganz geheimnißvoll: «Die Mutter kann gar nicht sterben», sagte sie zuversichtlich; «denn Geister sind unsterblich!... Ich werde auch nie sterben! Wenn ihr einmal sterbt, du und die Barbara, dann wird die Mutter kommen und Wella wieder herunterholen in ihr krystallenes Reich.»

„Mir wurde immer confuser zu Sinn; aber ich bezwinge mich und sage lächelnd: «Das sind ja lauter Märchen, Walpurgis, die du da erzählst!... Und wie kommst du darauf, dich umzutaufen?»

„«Die Mutter nennt mich immer so, wenn sie mich ruft, und die Schwestern», meint sie einfach. «Ihr könntet es auch thun, es klingt viel hübscher als Walpurgis.»

„«Deine Schwestern?», fahre ich immer eindringlicher fort, «du hast ja gar keine Schwestern!»

„«O, gewiß», entgegnete sie ebenso ruhig, «ihr könnt sie nur nicht sehen mit euern Menschenaugen; aber wenn ich ins Wasser blicke, da nicken und rufen sie mir zu, und ihre grünen Augen sind voll Thränen, wenn ich im Herbst ihnen Lebewohl sage...»

„Ich versuchte es nun ernstlich, ihr den Unsinn auszureden. Sie schwieg, aber blickte mich so wenig überzeugt an, daß ich nicht hoffen durfte, viel erreicht zu haben.

„Später hat sie nie mehr in der Art zu mir gesprochen; nur hielt sie sich noch scheuer von uns fern als vorher. Seit dem letzten Jahre habe ich oft bemerkt,

wie, wenn sie sich unbeobachtet glaubt, sie sich mit rothen Beeren und Wasserrosen schmückt und in murmelndem Ton lange Selbstgespräche hält — gerade wie einst die Mutter!"

Der alte Mann stöhnte tiefschmerzlich und preßte das Gesicht in die Hände. Die letzten Worte rangen sich einzeln von seinen Lippen los.

Was sollte ich dem unglücklichen Vater zum Troste sagen? Der Schluß, dem er nicht Worte zu geben wagte, zeigte sich mir mit unerbittlicher Klarheit — und dennoch war vielleicht nicht jede Hoffnung ausgeschlossen! Ich entgegnete daher mit einer Stimme, deren Ruhe mich selbst überraschte: „Alles, mein Freund, was Sie mir da mitgetheilt, rechtfertigt nicht die Besorgnisse, die Sie, wie ich wol bemerkt habe, in Bezug auf Ihre Tochter hegen. Es sind durchgehends Symptome einer Exaltation, die sich häufig bei jungen Mädchen ihres Alters findet, welche krankhafte Exaltation durch die Abgeschiedenheit von der Welt, in der Walpurgis aufgewachsen, durch den gänzlichen Mangel an Umgang mit Gefährtinnen ihres Alters noch gesteigert ward. Sie sollten Ihre Tochter mehr unter Menschen bringen! Die Sehnsucht nach einem geistigen Verkehr mit gleichgestimmten Wesen ist es allein, welche die romantische Idee in der Seele der Jungfrau erzeugen konnte, in der Luft oder im Wasser lebendige, fühlende Wesen zu suchen. Wenn Ihnen, wie ich fast vermuthe, der Umgang mit den Beamtentöchtern im Schloß" — der Alte schüttelte heftig den Kopf — „nicht recht ist, weshalb bringen Sie das junge Mädchen nicht für einige Zeit zu einer gebildeten Familie nach Narwa? Sie kennen ja die dortigen Verhältnisse so genau, daß Ihnen eine passende Wahl nicht schwer fallen dürfte."

Der Förster ließ langsam die Hände in den Schos sinken. „Sie würde nicht bleiben wollen", meinte er traurig, „und ich vermöcht' es nicht, sie zu überreden. Das Herz thut mir weh bei dem Gedanken, ohne das Mädel hier zu hausen ... so wenig Liebe sie auch zu mir zeigt — und dann", meinte er zögernd, als schäme er sich dieser abergläubischen Regung, „sie ist wie die verstorbene Marie, sie kann nicht leben in den Steinmauern, die Sehnsucht nach dem Walde würde sie verzehren." Und gleich darauf mit einem Anlauf von Selbstüberwindung fügte er hinzu: „Versuchen Sie es, Herr, ihr zuzureden; wenn sie Ja sagt, mir soll's recht sein."

„Ich?! Sie vergessen, lieber Freund, die Scheu Ihrer Tochter, die bisjetzt jede Annäherung meinerseits unmöglich gemacht."

„Nun", entgegnete er, „versuchen Sie es dennoch! Da Walpurgis nichts von Ihrem heutigen Hiersein ahnt, werden wir sie leicht überlisten; und steht sie Ihnen erst gegenüber, so denke ich, wird sich auch ihre Scheu verlieren."

Bei den letzten Worten hatte er sich von seinem Sitz erhoben und forderte mich durch sein Beispiel auf, ihm ins Haus zu folgen.

Ich weiß nicht, woher es kam, daß mein Blick beim Eintritt in die Wohnstube wie gebannt an dem kleinen Glasspind hängen blieb, der in dem dunkelsten Winkel des Raumes stand. Schnell darauf zutretend, streifte ich flüchtig die Titel der wenigen darin enthaltenen Bände — wie ein erleuchtender Strahl zuckte es durch meine Seele: da waren die Romantiker und die Dichter der Schwäbischen Schule fast vollständig

vertreten: „Der Zauberring", „Die Undine" von Fouqué, Kerner's „Seherin von Prevorst" und andere phantastische Dichtungen jener krankhaft überspannten Periode ... Hier hatte ich unerwartet die Lösung des Räthsels gefunden, den Schlüssel zu Walpurgis' Hang am Uebersinnlichen. Den Alten zu mir heranwinkend, zeigte ich ernst darauf hin und sagte bedeutsam: „Und bei solcher Lektüre, fern von dem praktischen Leben der Welt, soll ein junges Wesen nicht an Wunder glauben lernen!"

Der Alte schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn, aber es schimmerte etwas wie Erlösung von einem finstern Bann in den zu mir niederblickenden Augen. „Sie haben recht, Doctor", sagte er — zum ersten mal heute klang seine Stimme ruhig wie gewöhnlich — „wo hatte ich auch meinen Verstand, dem Kinde die Dinger da so unbesorgt in die Hände zu geben!"

Ich gestehe offen, das Herz hämmerte mir ganz gewaltig in der Brust, als endlich der leichte Tritt der Narowanixe sich auf den Backsteinfliesen der Küche hören ließ. Das sonderbare Geschöpf war mir in den letzten Stunden noch interessanter geworden, als sie es bisher gewesen.

Da die durchs Fenster schräg einfallenden Sonnenstrahlen die Eintretende blendeten und sie momentan zwangen, die Augen zu schließen, bemerkte sie meine Anwesenheit erst, nachdem die Thür hinter ihr ins Schloß gefallen war.

Sie zog finster die Stirn zusammen, was den dämonischen Zug, der ihr Antlitz charakterisirte, noch erhöhte. Das Gesicht, von dem lodernden Haar, das in der Sonne förmlich zu knistern schien, umrahmt, war todtenbleich — jene bleiche Blumenweiße, welche man bei Rothhaarigen so häufig findet, durch welche die blauen Adern hindurchschimmern, daß man meint, das Blut darin pulsiren zu sehen. Die dunkeln Augenbrauen berührten sich über der Nasenwurzel — nach dem Glauben des russischen Volkes der Stempel des dem Grabe entstiegenen Vampyrs; auch der brennende Blick der unter den langen Wimpern fast grünlich schillernden Augen, das Beben der feinen Nasenflügel, das Zucken der vollen rothen Lippen hatte etwas Vampyrartiges, Dämonisch-Leidenschaftliches. Es war ein Gesicht, bei dem es einen zu gleicher Zeit siedendheiß und eisigkalt überläuft — ich fühlte, daß die Liebe zu diesem Wesen einen Mann zu allem fähig machen mußte ...

Sie schien große Lust zu haben, nach dem stummen Gruß, den sie uns zugenickt, das Zimmer wieder zu verlassen; doch ihr Vater winkte ihr, näher zu kommen.

„Wir haben eben über deine Zukunft gesprochen, Walpurgis", begann der Förster, die zum Willkommen gereichte Hand des Mädchens in der seinen behaltend. „Der Herr hier, der Doctor aus dem Herrenhause, hat mich erst darauf aufmerksam gemacht, wie selbstsüchtig ich an dir gehandelt, daß ich dich hier bei mir zurückgehalten habe, statt dich in der Stadt unter andern Mädchen deines Alters aufwachsen zu lassen..." Er sprach langsam, in abgerissenen Sätzen; es wurde ihm schwer, dem armen Alten.

Walpurgis stand ruhig da mit gesenkten Wimpern, wie ein Bild von Stein; nur die Lippen zuckten leise, als ob das Blut, das sie so feurig durchglühte, herausbrechen müsse.

Ich fühlte Mitleid mit dem armen Manne, den das eigene heißgeliebte Kind

nicht als Vater anerkannte; ich sah, daß er nicht im Stande sei, fortzufahren, und schlug mich deshalb ins Mittel:

„Würde es Ihnen nicht Freude machen, einmal kurze Zeit in der großen Stadt zuzubringen, all das Neue zu sehen, wovon Sie bisher nur in Büchern gelesen —?"

„Nein", unterbrach sie mich fest, mit jener heisern dumpfen Stimme, wie sie sehr leidenschaftlichen Naturen eigen ist. Sie hatte die Lider gehoben, und ihre Augen glühten mir finster drohend entgegen: „Ich bin am liebsten allein ... an der Narowa ... beim Vater."

Damit hatte sie ihre Hand aus der des Försters gezogen, und sich ein Buch aus dem kleinen Eckspind hervorholend, setzte sie sich, ohne sich ferner an unsere Gegenwart zu kehren, ans Fenster.

Das war mein erstes Auge in Auge mit der „Narowanixe".

(Schluß folgt.)

Reise in der Troas.

Von

Dr. Heinrich Schliemann.

I.

Oft habe ich die Troas besucht; fünf Jahre habe ich dort viele Monate lang ausgegraben, und doch besuche ich sie immer mit Wonne von neuem, denn der Zauber der trojanischen Landschaft ist überall überwältigend, und jeder Berg und jedes Thal, das Meer, der Hellespont und jeder Fluß athmen dort Homer und die Ilias. Diesmal aber war meine Reise in der Troas von ganz besonderm Interesse, denn es war meine Absicht, zu ermitteln: welche andere alte Baustellen, außer Hissarlik, zu archäologischen Forschungen geeignet sind.

Ich verließ am 13. Mai d. J. zu Pferde die Stadt der Dardanellen, in Begleitung eines Dieners, des Eigenthümers der Pferde und einer Escorte von zwei Gensdarmen, die der Gouverneur der Provinz, da das Land nicht ganz sicher ist, freundlich zu meiner Verfügung gestellt hatte. Die Luftwärme war bei meiner Abreise $26\frac{1}{2}^{\circ}$ C. Aus der Stadt reitend, passirten wir den kleinen Dardanellenfluß, der selbst im heißesten Sommer fließendes Wasser hat und über dessen Identität mit dem Homerischen Rhodios*) wol kein Zweifel bestehen kann, denn er hatte diesen Namen noch zur Zeit Strabo's (XIII, 595), der uns mittheilt: daß seiner Mündung gegenüber, auf dem thrazischen Chersones, das sogenannte κυνὸς σῆμα (der Tumulus der Hündin) war, welches für das Grab der Hecuba angesehen wurde, die, der Sage zufolge, nach dem Tode in eine Hündin verwandelt worden ist. In der That sieht man, genau an der von Strabo bezeichneten Stelle, einen kleinen kegelförmigen Hügel; aber Frank Calvert, der ihn untersuchte, hat gefunden, daß er aus naturwüchsigem Fels besteht und nur die Gestalt eines Tumulus hat.

Indem wir das Ufer des Hellesponts entlang ritten, kamen wir an einem Tumulus zur Rechten und an einem andern zur Linken vorbei, die noch beide unerforscht sind; darauf passirten wir zur Rechten, auf einer Art Vorgebirge, die Baustelle der äolischen Stadt Dardanos, die oft von Strabo (XIII, 587, 590, 595, 600) erwähnt wird und nicht mit der Homerischen Stadt Dardanie**) zu

---

*) Vgl. Ilias, XII, 20.

**) Vgl. ebend., XX, 216.

verwechseln ist. Wie Strabo (XIII, 595) uns erzählt, kamen Cornelius Sylla und Mithridates VI. Eupator hier zusammen, um Frieden zu schließen. Die hier auf meine Veranlassung vom Militärgouverneur der Dardanellen gemachten Ausgrabungen haben ergeben, daß die Schuttaufhäufung nur eine Tiefe von 0,60 bis 0,90 Meter hat und fast ausschließlich aus Humus besteht, weshalb hier für den Alterthumsforscher nichts zu suchen ist.

Darauf passirten wir, auf einer Höhe zur Linken, die Baustelle einer alten Stadt, mit einem noch unerforschten Tumulus, welche Calvert für die alte Stadt Ophryneion hält, wie sie auch auf Spratt's Karte der Troas eingetragen ist. Die Baustelle wird aber nur durch einige hellenische Topfscherben und Steinhaufen bezeichnet; man findet dort weder irgendwelche Schuttanhäufung noch eine Spur von Mauern. Außerdem entspricht diese Baustelle durchaus nicht den Angaben Strabo's (XIII, 595), der uns sagt: daß nahe bei Ophryneion der Sumpf oder Teich Pteleos ist, der hier jedenfalls nicht existirt. Ein solcher befindet sich aber in einer Entfernung von ungefähr einer halben Meile von hier, neben der jetzt Paläocastron genannten Baustelle, einer alten Stadt, die ich daher eher für Ophryneion halten möchte; dieselbe ist mit hellenischen Topfscherben übersäet, jedoch ist die Schuttaufhäufung dort kaum 0,90 Meter tief. Wir kamen darauf zum Dorf Ren Kioi (d. h. Farbedorf), welches, nach meinem Barometer, 188,2 Meter über dem Meere liegt; die Luftwärme war dort 23° C.

Auf dem Wege von dort nach Hissarlik passirten wir den Bach von Ren Kioi, der von keiner Quelle genährt wird und nur bei sehr heftigem Regen Wasser hat; zu jeder andern Zeit ist derselbe vollkommen trocken. Um seine unmögliche Theorie, „das alte Troja habe im Dumbrekthale gelegen", geltend zu machen, erhebt Brentano*) diesen Wasserlauf zum Homerischen Simoeis und gibt ihm auf seiner Karte eine durchaus falsche Lage. Der Lauf dieses Regenbaches ist sowol auf Spratt's als auf Virchow's**) Karte vollkommen richtig angegeben. Ich schlug mein Nachtquartier in einem meiner Häuschen auf Hissarlik auf, wo ich mich mit Vergnügen überzeugte, daß meine Gräben, seitdem ich sie im Juni 1879 verließ, keine Veränderung erlitten hatten, da die von mir zum Ablauf des Regenwassers gegrabenen Kanäle vollkommen meiner Absicht entsprochen hatten.

Ich war erstaunt, alle Wände meiner Häuschen, bis zum Dach, mit einer schwarzen Masse, die sich zu bewegen schien, bedeckt zu sehen. Da es aber bei meiner Ankunft dunkle Nacht war, so erkannte ich nicht sogleich, was es war. Erst am folgenden Morgen sah ich, daß es Heuschrecken waren, welche in diesem Jahre in der Troas zahlreicher als je zuvor sind und auf den Kornfeldern und Wiesen eine entsetzliche Zerstörung angerichtet haben. Jedoch habe ich niemals ein vollständig von ihnen zerstörtes Kornfeld gesehen; denn nie fressen sie mehr als zwei Drittel oder drei Viertel aller grünen Halme weg und begnügen sich damit, von denen, die sie stehen lassen, nur die Blätter, nicht die Aehren zu verzehren. Gras scheinen sie jedenfalls dem Korn vorzuziehen; denn oft passirte ich

*) Vgl. „Ilion im Dumbrekthale" (Stuttgart 1881).

**) Vgl. „Beiträge zur Landeskunde der Troas" (Berlin 1880).

auf meiner Reise große Landstrecken, auf denen sie buchstäblich nicht einen Grashalm stehen gelassen hatten. Die Temperatur war in Hissarlik am 14. Mai, um 8 Uhr morgens, $17^1/_2°$ C. Wir nahmen den Weg über Kalifatli und Ujek Kioi, welches letztere, nach meinem Barometer, 86,6 Meter über dem Meere liegt; die Luftwärme war dort 18° C. Das Wasser im Scamander hatte bei unserm Durchritt noch eine Tiefe von 0,60 Meter. Wie in fast allen andern türkischen Dörfern der Troas gibt es in Ujek Kioi viele Storchnester, die man hier nie in den nur von Griechen bewohnten Dörfern sieht, wie z. B. Kalifatli, Neo Chori, Yeni Shehr u. s. w.; denn da die Türken eine Art von Cultus für den Storch haben, so nennen ihn die Griechen „den heiligen Vogel der Türken" und erlauben ihm nicht, sein Nest auf ihren Häusern zu bauen. Unter den lobenswerthen Eigenschaften der Türken muß ich ferner die große Sorge erwähnen, die sie darauf verwenden, den durstigen Wanderer und sein Pferd mit einem Ueberfluß guten, trinkbaren Wassers zu versehen. In der That, kein Dorf ist so klein oder arm, daß es nicht wenigstens eine Quelle hätte, die immer in einem Mauerwerk von monumentaler Form eingefaßt ist und in einen viereckigen Behälter von Trachyt läuft, aus welchem das Wasser rechts und links in mehrere Tröge aus gleichem Stein fließt, die alle in einer Reihe stehen und zum Tränken des Viehes dienen. Alle Wege sind mit solchen oder auf ähnliche Weise eingerichteten Quellen versehen, an deren jeder, zur Bequemlichkeit des Dürstenden, ein Krug oder eine Kelle aus Holz oder Zink mittels einer Kette befestigt ist. Oberhalb vieler dieser Quellen, und stets oberhalb der Quellen in den reichern Dörfern, sehen wir lange Inschriften, die nebst Sprüchen aus dem Alkoran den Namen des Wohlthäters, auf dessen Kosten die Quelle errichtet ist, sowie die Jahreszahl dieses Ereignisses enthält. Ist eine solche Quelle auf oder in der Nähe von der Baustelle einer alten Stadt, so sehen wir stets mehrere sculptirte Marmorblöcke in ihrem Mauerwerk. Eine andere ausgezeichnete Eigenschaft der Türken ist ihre Ehrfurcht für die Todten; denn dort gilt nicht unsere barbarische europäische und amerikanische Gewohnheit, den Todten, falls die Grabstelle nicht bezahlt ist, nur ein Jahr Ruhe zu gönnen; vielmehr werden die Gräber in der Türkei als geheiligter Boden betrachtet und nie angerührt. So geschieht es denn, daß es hier eine kolossale Menge von Grabfeldern gibt, auf denen die Gräber der Reichern stets mit zwei aufrecht stehenden weißen Marmorplatten geschmückt sind, wovon die kleinere an den Füßen, die größere, deren oberes Ende in Form eines Turbans sculpirt ist, am Kopfe aufgestellt wird. Diese letztere Platte hat gewöhnlich einen gemalten blauen oder grünen Rand und stets eine lange Inschrift mit frommen Sprüchen und dem Namen des Verstorbenen nebst der Jahreszahl des Grabes, das sie schmückt; diese Inschriften sind oft vergoldet. Die Gräber der Armen sind mit zwei solcher Platten aus gewöhnlichem, unpolirtem Stein, ohne Inschrift, bezeichnet. Ueberall, wo ein türkischer Kirchhof in der Nähe der Baustelle einer alten Stadt ist, sehen wir stets die Gräber der Armen mit Säulentrommeln oder sculpirten Blöcken geschmückt, und so sind z. B. in der Ebene von Troja alle türkischen Kirchhöfe mit Marmorsäulen und Sculpturen von Novum Ilium überladen. Neben jedem türkischen Grabfelde sehen wir stets einen aus zwei aufrecht stehenden, mit einer großen polirten Steinplatte überdeckten

Blöcken bestehenden Tisch. Mit seltenen Ausnahmen ist die große Platte einem Monument entnommen und besteht aus weißem sculptirtem Marmor, und ist dies auch oft mit den aufrecht stehenden Blöcken der Fall. Auf diesen Steintisch wird stets der Sarg mit der Leiche gestellt und Gebete werden darüber gesprochen, ehe derselbe in die Gruft gesenkt wird.

Von Ujek Kioi auf einem schmalen Pfade südlich über die mit Wachholder, Eichengebüsch und Fichten überwachsenen Höhen weiter reitend, erreichten wir in 55 Minuten das Dorf Boskizi (46,8 Meter Meereshöhe), bei welchem ein Eichenwald anfängt. In diesem armen, kleinen Dorfe sieht man viele Blöcke von alten Bauten, wovon einige so groß sind, daß sie schwerlich aus irgendwelcher weiten Ferne hierher gebracht sein könnten. So sehen wir z. B. in der Treppe der Moschee sehr große Granitblöcke, deren einer eine Thürschwelle mit den Löchern der Thürangeln ist. In der Vorhalle desselben Gebäudes sieht man vier Säulen, deren zwei aus Granit einem alten Monument entlehnt sind; die eine der beiden andern, aus Holz bestehenden Säulen steht auf einem ionischen, die zweite auf einem korinthischen Säulencapitäl aus weißem Marmor. Eine zweite Treppe enthält ebenfalls eine Thürschwelle aus weißem Marmor und andere alten Monumenten entlehnte Blöcke; auch sehen wir eine Säule aus weißem Marmor und eine andere aus Granit in der Umfassungsmauer; ferner liegen Säulentrommeln aus Granit auf den Terrassen zweier türkischer Häuser. Alle diese monumentalen Blöcke scheinen von der Baustelle einer alten Stadt hierher gebracht zu sein, die man etwa 1000 Schritte südlich von Boskizi rechts am Wege sieht. Jedoch kann ich dieselbe mit keiner der von den alten Classikern erwähnten Städte der Troas identificiren. Noch sieht man vom Wege aus eine einzeln dastehende Granitsäule auf jener Baustelle, die mit vielen alten Topfscherben bedeckt ist; jedoch ist hier die Schuttanhäufung nur äußerst geringfügig und scheint nicht mehr als einige Zoll tief zu sein. Nur 32,5 Meter über dem Meere ist das Dorf Gheukli Kioi, welches wir in 50 Minuten von Boskizi erreichten. Hier sieht man ebenfalls mehrere Granitsäulen und einige sculptirte Marmorblöcke, die von Alexandreia Troas hierher gebracht zu sein scheinen, da weder in Gheukli Kioi noch in dessen unmittelbarer Nähe die Baustelle einer alten Stadt ist. Der Weg führt über theilweise cultivirtes, aber größtentheils mit Valoneaeichen bedecktes Land bis zu den Ligia Hamam genannten heißen Quellen, die in einer malerisch schönen Bergschlucht, südöstlich von Alexandreia Troas und in einer Entfernung von etwa dreiviertel Meilen davon gelegen sind. Es gibt hier ein Frauen- und ein Männerbad; ersteres ist kuppelförmig, ähnlich einer Moschee, und sieht man in seinem Mauerwerk viele, alten Bauten entlehnte Blöcke; in der Mitte desselben ist ein 3,90 Meter langes und breites viereckiges, gemauertes Becken, in welches eine heiße Quelle läuft, die auf der Stelle, wo sie aus dem Fels emporsprudelt, 53½° C. hat; die Temperatur des Wassers im Becken ist aber nur 34° C. In der Umfangsmauer dieses Bades sieht man eine kopflose, drapirte, weibliche Statue aus weißem Marmor eingemauert. Etwa 39 Meter südwestlich von dieser Quelle ist eine andere, die beim Hervorsprudeln aus dem Felsen so heiß ist, daß ich sie

mit meinem Thermometer gar nicht messen konnte, da das Queckſilber in ein paar Secunden auf mehr als 60° C. emporſtieg. Dieſe Quelle läuft ins Männerbad, ein elendes Gebäude mit drei äußerſt ſchmuzigen, fenſterloſen Stuben zur Beherbergung der Kranken, die ſich, wie in einer Lattenkammer, auf dem unebenen, gepflaſterten Fußboden hinſtrecken müſſen, da es ſogar an ſteinernen Bänken fehlt. Es gibt hier eine ſehr große Menge kleinerer Quellen, die aus den Felsritzen auf der Nordſeite der Schlucht hervorquellen; das Waſſer aller heißen Quellen vereinigt ſich auf dem Grunde der Schlucht und bildet einen kleinen Bach, den die Pferde, da ſie das heiße Waſſer bange macht, nicht überſchreiten wollen. Das Waſſer der Quellen hier iſt ohne Ausnahme ſalzig und eiſenhaltig und für rheumatiſche Leiden und Hautkrankheiten beſonders heilſam. Ja, wäre hier die nöthige Einrichtung und Pflege, und wäre hier ein tüchtiger Arzt, der den Kranken vorſchriebe, wie das Waſſer zu gebrauchen iſt, ſo würde dieſer Curort vielleicht einer der berühmteſten der Welt ſein, während er jetzt durchaus vernachläſſigt iſt; ja dies iſt in ſolchem Grade der Fall, daß ich kein lebendes Weſen hier fand, außer einem Raben und einem Kukuk, deren Geſchrei die in dieſer Schlucht herrſchende Todtenſtille unterbrach.

Jedenfalls aber ſah es hier im Alterthum ganz anders aus; denn die beiden Abhänge der Bergſchlucht, und beſonders die nördliche, ſind mit den Ruinen von Bauten bedeckt, die als ſtumme Zeugen daliegen, daß hier einſt eine bedeutende Stadt ſtand. Unter dieſen Trümmern ziehen die rieſigen Ueberbleibſel von römiſchen Bädern beſonders unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Rings um alle Bäder ſehen wir erſt kürzlich gezogene Gräben, die keinen andern Zweck gehabt haben können als den, die Marmorplatten, womit dieſe Bauten bekleidet waren, zu entwenden. Das Mauerwerk aller dieſer Bäder beſteht aus kleinen, mit Kalk oder Cement vereinigten Steinen, zwiſchen denen wir von Zeit zu Zeit große behauene Granitblöcke ſehen; aber die innere Halle, das eigentliche Bad, iſt ſtets aus großen behauenen Blöcken erbaut, und beſteht nur ihre domartige Wölbung aus Mauerwerk mit Kalk oder Cement. In den Wänden ſieht man ſehr viele Niſchen, die zu Weihgeſchenken gedient haben müſſen. Einige der Bäder, und wahrſcheinlich alle, hatten auf Säulen geſtützte Vorhallen; denn wir ſehen dort eine Menge von Granitſäulen ſowie eine cannelirte Marmorſäule, die mehr oder weniger in Schutt begraben ſind. Auch ſieht man dort die Ruinen von Bädern und Häuſern, die augenſcheinlich aus dem Mittelalter ſtammen. Wir können es daher für gewiß anſehen, daß die Stadt erſt ſpät im Mittelalter verlaſſen worden iſt. Die Schuttanhäufung iſt, da die Stadt auf den Bergabhängen lag, nur geringfügig, mag aber hier und dort 2 Meter betragen. Die Meereshöhe von Ligia Hamam iſt 23,2 Meter; die Luftwärme war $21^1/_2$° C.

Um 5 Uhr 28 Minuten abends kamen wir im Dorfe Keſtambul an, das auf 185,4 Meter Meereshöhe liegt; die Luftwärme war 18° C. Dies Dorf wird nur von Türken bewohnt, infolge deſſen es hier viele Storchneſter gibt und oft ſogar zwei auf einem Dache. In den Wänden der Häuſer ſieht man viele ſculptirte Marmorblöcke ſowie Säulentrommeln eingemauert. Den größten Reiz hat in Keſtambul

eine von herrlichen Platanen überschattete Quelle; die Fassung derselben hat die Form eines kleinen viereckigen Thurmes, an dessen drei Seiten doppelte Hähne sind, sowie eine mittels einer Kette befestigte Kelle von Weißblech. An jeder Seite ist eine, ein Blumenornament darstellende Sculptur, und darüber eine 0,43 Meter lange, 0,70 Meter breite Marmortafel mit Sprüchen aus dem Alkoran, dem Namen des Wohlthäters, der die Quelle errichtete, und das Datum ihrer Errichtung, 1193 der Hegira. Da wir jetzt das Jahr 1298 der Hegira haben, so ist die Quelle 105 Jahre alt. In einer andern Quelle dieses Dorfes ist ein großer alter Sarkophag aus Basalt aufgemauert, in dessen oberstem Rande wir die Inschrift lesen:

POSTVMIAVENERIA

unterhalb welcher wir eine Rosette und einen Blumenkranz sowie zwei Figuren von Menschen und einen Vogel mit einem Baum auf dem Kopfe sehen. Diese Sculpturen sowie die Inschrift sind augenscheinlich aus dem Mittelalter. Rechts ist ein anderer Marmorblock mit geometrischen Mustern, der wahrscheinlich älter ist. Die hohe Lage dieses Dorfes, die vielen alten Trümmer, die wir hier in den Hausmauern eingemauert sehen, die vielen alten Topfscherben, die wir in den Gärten und den Feldern umher sehen, aber ganz besonders die ungeheuere Masse gewaltiger Granitblöcke, wovon die meisten eine monumentale Form haben: alle diese verschiedenen Umstände veranlassen mich zu glauben, daß Kestambul die Baustelle der alten Stadt Colonae ist. Die Lage stimmt jedenfalls mit den Angaben Strabo's (XIII, 589, 604): daß dieselbe in unmittelbarer Nähe Achaeiums war, welches neben Alexandreia lag, sowie daß ihre Entfernung von Ilion 140 Stadien betrug. Colonae muß seinen Namen von den zahllosen Massen ungeheuerer Granitblöcke erhalten haben, womit alle Felder der Umgegend bedeckt sind, und die die Form riesiger Grabsteine haben. Kestambul hat 110 türkische Häuser.

Wir setzten die Reise nach dem Dorf Alampsa fort, welches im Jahre 1880 der Schauplatz eines tragischen Ereignisses gewesen ist. In diesem Dorfe wohnte der türkische Kaufmann Hadji Uzin, von dem man wußte, daß er 30000 Pfd. St. besaß, und der nur ein Kind, einen Sohn von 25 Jahren hatte. Zwanzig griechische Räuber landeten in einem großen Boote eines Freitags abends im September während des Festes des Ramazan und gingen nach dem nur eine halbe Stunde von der See entfernten Alampsa. Zur Stunde des Gebets, wo sie wußten, daß Hadji Uzin in der Moschee war, gingen sie in sein Haus, ergriffen seinen Sohn und führten ihn fort, um ein großes Lösegeld für ihn zu verlangen. Unglücklicherweise leisteten die beiden Wächter Widerstand, schossen auf die Banditen und verwundeten einen derselben. Da durch die Flintenschüsse das ganze Dorf in Aufruhr gebracht wurde und die Räuber befürchteten, von den Türken verfolgt zu werden, so tödteten sie die beiden Wächter sowie den Sohn von Hadji Uzin, der gern sein ganzes Vermögen für das Leben seines Sohnes geopfert haben würde, und entflohen. Ein ähnliches Gefecht, in welchem zwei Arbeiter und zwei Räuber getödtet wurden, fand im Juli 1879 im Dorfe Kalifatli, nur 20 Minuten Weges von Hissarlik, statt.

Eine halbe Stunde von Kestambul, auf dem Wege nach Alampsa, sieht man

neun Granitsäulen von 1,35 Meter im Diameter und 11,40 Meter Länge auf der Erde liegen. Das Land ist mit schönen Valoneaeichen bewaldet. Wir passirten in einer Meereshöhe von 239 Meter (Luftwärme 18° C.) das Dorf Tawakli Kioi, und erreichten, in vier Stunden von Kestambul, das große Dorf Kusch Deressi, welcher Name „Vogelbach" bedeutet; es liegt eine Stunde Weges vom Meere, an einem kleinen Fluß in einer Meereshöhe von 56,3 Meter, und besteht aus 200 Häusern, wovon 190 von Türken und 10 von Griechen bewohnt werden. In diesem Dorfe ist die Schuttanhäufung 2—3 Meter tief, und Massen von alten sculptirten Marmorblöcken sieht man in den Haus- und Gartenmauern sowie in dem Mauerwerk der Brücke über dem Fluß. Außerdem werden hier viele Münzen aus hellenischer und römischer Zeit sowie aus dem Mittelalter gefunden. Ich selbst kaufte hier eine schöne Bronzemünze von Assos.

Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, daß hier einst eine bedeutende Stadt lag, die, nach meiner Meinung, keine andere als Larisa sein kann. Homer*) erzählt uns, daß sie von Pelasgern bewohnt war, welche Bundesgenossen der Trojaner waren. Ihre Lage entspricht vollkommen den Angaben Strabo's (XIII, 604), welcher sagt, daß Larisa nahe bei Achaeium und dem spätern Chrysa gelegen war. Das türkische Gräberfeld von Kusch Deressi ist eins der größten, die ich je gesehen habe; es ist etwa 1000 Meter lang, 200 Meter breit und ähnlich den meisten türkischen Gräberfeldern mit Cypressen bepflanzt. Es hat eine hohe Mauer, in der ich sehr viele sculptirte Marmorblöcke sah, besonders in der Vordermauer. Die Treppe besteht fast ausschließlich aus Marmorblöcken von alten Bauten, auf deren einem man die sehr verwischte Inschrift sieht:

ΦΕΡΜΟ
ΒΡΑΠΟΥ
ΟΜΗΡΟΥ

In anderthalb Stunden von dort erreichten wir die heißen Salzquellen unmittelbar nördlich von Toozla, wovon an der ersten Stelle vielleicht 40 sein mögen. Die erste, die ich maß, hatte eine Temperatur von 60° C., eine andere hatte 40°. Zwei andere konnte ich, ihrer großen Hitze wegen, gar nicht messen, da das Thermometer in ein paar Secunden über $62\frac{1}{2}$° C. hinauslief. Der Fels, dem die Salzquellen entquillen, hat eine schmuzig rothe, gelbe oder weiße Farbe, und ist in dieser Hinsicht den Felsen um das Todte Meer herum sehr ähnlich. An dieser Stelle ist nur eine Quelle kochenden Salzwassers, in der ich ein Stachelschwein liegen sah, welches völlig gekocht war. Man sieht diese Quellen bis zu einer Höhe von etwa 18 Meter aus dem Felsen sprudeln; jedoch sind die meisten derselben nur höchst unbedeutend, indem sie tropfenweise hervorkommen. Einige kleine Salzquellen sprudeln aus dem flachen Boden am Fuße des Felsens hervor. Vor allen diesen Quellen sind die Salzpfannen, in denen ich jedoch niemand beschäftigt sah. In einer halben Stunde von hier erreichten wir das Dorf Toozla (Meereshöhe 64,9 Meter), welches aus nur 30 Häusern besteht und in einer Felsschlucht liegt, an deren beiden Seiten heiße Salzquellen hervorkommen; daraus

*) Vgl. Ilias, II, 840, 841.

erklärt sich die Lufttemperatur von 25° C. im Schatten. Am Ende der Felsschlucht ist eine sehr reichliche Quelle kochenden Salzwassers, die mit großer Gewalt 0,40 Meter hoch aus dem flachen Felsen hervorsprudelt.

In Toozla zeugen eine Menge von Granitsäulen von der ehemaligen Bedeutung und der Pracht der Stadt Tragasa oder Tragasae, die einst hier stand und die von Strabo (XIII, 605) nebst ihren Salzwerken (τὸ Τραγασαῖον ἁλοπήγιον) erwähnt wird. Große Massen behauener und polirter Marmorblöcke sehen wir in der Treppe und den Mauern der Moschee, welche eine byzantinische Kirche gewesen ist; auf ihrem Dom ist ein Storchnest; ein zweites ist auf dem einzigen Minaret, und zwar so nahe der Galerie, daß der Derwisch, wenn er zum Gebet ruft, sich in einer gekrümmten Stellung halten muß, um nicht den Storch zu stören oder sein Nest zu beschädigen; ein drittes Storchnest sieht man auf einer danebenstehenden Cypresse.

Toozla ist zwei Stunden Weges von der See entfernt. Auch $1^1/_2$ englische Meilen südlich von diesem Dorfe kommen Salzquellen aus dem Felsen hervor, welcher, gleichwie jener in und oberhalb der Schlucht, von schmuzig rother, gelber oder weißer Farbe ist. In 15 Minuten von Toozla passirten wir den Fluß Satnioeis, an welchem nach Homer*) die von Lelegern bewohnte Stadt Pedasos lag. Jedoch müssen die Ruinen dieser, schon zur Zeit Strabo's (XIII, 605) wüsten Stadt von den Alluvien des Flusses bedeckt sein.

Indem wir die Höhen auf der Südseite des Satnioeisthales bestiegen, erreichten wir in zwei Stunden das malerisch gelegene Dorf Kulakli Kioi, welches am Abhange eines Felsens liegt und genau die Baustelle der nach-homerischen Stadt Chrysa einzunehmen scheint. Der höchste Punkt des Dorfes hat 147,9 Meter Meereshöhe; Luftwärme 20° C. Am Fuße des Berges sind schöne Gärten, worin man die im Jahre 1866 von Pullan auf Kosten der Dilettanti Society in London ausgegrabenen Fundamente des Tempels des Apollo Smintheus sieht; derselbe war aus weißem Marmor und in ionischem Stil, octastyl und pseudodipteral. Einige Säulen, Capitäle und Gebälke liegen in den Gärten umher, auch einige sonderbar sculptirte Stücke Marmor, welche Bruchstücke großer Candelaber zu sein scheinen. Strabo (XIII, 604) berichtet, daß die Statue des Apollo aus Holz von Scopa gemacht war und eine Maus unter dem Fuß hatte. Die Säulen waren 11,1 Meter lang und hatten an der Basis 1,12 Meter im Durchmesser. Die Fundamente des Tempels, welche 34,8 Meter lang und 29,4 Meter breit sind, liegen in einer Meereshöhe von 27,1 Meter. Die Schwelle einer Thür dieses Tempels, die man im Wege sieht, ist 2,57 Meter lang, 1,5 Meter breit; etwas höher hinauf sieht man eine zweite Schwelle von gleichen Dimensionen. Viele große behauene Blöcke sowie eine Säule aus Basalt, die einem andern Gebäude anzugehören scheinen, sieht man in den Mauern der benachbarten Gärten.

Der schmale Pfad von Kulakli Kioi nach Baba (drei Stunden) geht fortwährend die mit Wachholder, Eichenbüschen und Fichten überwachsenen Felsen entlang. Das Dorf Baba, welches auf dem westlichsten Ausläufer des jetzt Cap Baba

*) Vgl. Ilias, XXI, 87.

genannten Cap Lekton hoch über dem Meere liegt, ist ein ausschließlich von Türken bewohntes modernes Dorf von 150 Häusern. Es wurde vermuthlich erst vor 157 Jahren gegründet, da das Jahr 1140 der Hegira über dem Thor der Festung und auf der ältesten Quelle angegeben ist. Seine von mir auf der Bastion der Festung gemessene Meereshöhe ist 38,0 Meter; Luftwärme 16° C. Es hat hier niemals eine alte Stadt gestanden. Man hat von hier eine herrliche Aussicht nach Süden auf Lesbos, nach Norden auf Tenedos; ersteres erreicht man von hier bei gutem Winde in $1^1/_2$ Stunden.

Wir ritten von dort am 16. Mai, $5^1/_2$ Uhr morgens, auf einem schmalen Wege im Zickzack die steile Felshöhe hinauf, die das Dorf überhängt und gleich dem ganzen Bergrücken, bis weit hinter Assos, aus alter Lava besteht. Ich brauchte $1^1/_2$ Stunden, um den Gipfel zu erreichen, der 274 Meter Meereshöhe hat. Aber sogar diese Höhe kann unmöglich das eigentliche Cap Lekton sein, da es in östlicher Richtung einen noch viel höhern Punkt gibt. Ich brauchte wieder 1 Stunde 10 Minuten, um diesen Gipfel zu erreichen, der 355,7 Meter Höhe über dem Meere hat, welches er fast vertical überhängt; die Luftwärme war dort 19° C. Jedenfalls kann Homer nur diesen höchsten Punkt im Auge gehabt haben, wenn er uns erzählt, daß Hera und Hypnos, auf ihrem Wege nach dem Ida, dies Cap erstiegen:

> Lekton, wo erst dem Meer sie entwandelten; dann auf der Feste
> Schritten sie; und es erbebte vom Gang hochwipflige Waldung.*)

Ich war ebenfalls fest überzeugt, daß sich Strabo's Angabe (XIII, 605): „daß auf dem Cap Lekton der Altar der 12 Götter ist, welcher der Sage nach von Agamemnon gegründet war", nur auf diesen höchsten Gipfel beziehen konnte. Und in der That fand ich dort die Ruine eines alten Bauwerks, 5,5 Meter lang, 4,5 Meter breit, welches aus großen und kleinen, ohne Kalk oder Cement zusammengelegten Steinen besteht und ein massives Mauerwerk bildet. Die gegenwärtige Höhe dieses Monuments über dem Boden ist nur 0,45 Meter, jedoch kann seine wirkliche Höhe nur durch Ausgrabung bestimmt werden. Es scheint jedoch nicht viel höher gewesen zu sein. Daß dies der wirkliche, dem Agamemnon zugeschriebene Altar der 12 Götter ist, darüber kann wol kein Zweifel bestehen; jedoch bin ich fern davon, zu glauben, daß dieser Held ihn wirklich errichtet haben könnte; ja, schon die Zahl 12 spricht dagegen. Auch glaube ich nicht, daß dies Denkmal auf ein so hohes Alter Ansprüche machen kann; denn ich fand dort keine Spur von vorhistorischer Topfwaare, sammelte dagegen, zwischen den Steinen, viele Bruchstücke glasirter rother hellenischer Vasen, für die ich kaum mehr als die macedonische Zeit beanspruchen möchte. Ich muß hinzufügen, daß dies das einzige alte Bauwerk auf der ganzen Strecke zwischen Chrysa (Kulakli Kioi), Baba und Assos ist, und daß es in dieser ganzen Gegend keine Spur einer alten menschlichen Niederlassung gibt. Der Altar der 12 Götter steht im Mittelpunkte einer 0,90—1,5 Meter hohen, viereckigen Einhegung von großen Steinen, die ohne Cement zusammengelegt

*) Vgl. Ilias, XIV, 284, 285.

sind; jedoch warne ich den Reisenden, diese oder die vier, unmittelbar daneben befindlichen, ganz ähnlichen Einhegungen, wovon einige zwei oder drei kleine Thüren haben, als altes Mauerwerk anzusehen oder sie auf irgendeine Weise mit dem Altar der 12 Götter in Verbindung zu bringen. In der That sind diese Einschlüsse nichts anderes als Schafhürden ganz neuen Bauwerkes; viele ganz ähnliche Schafhürden sieht man nur 15 Minuten nördlich von diesen, und sah ich dieselben bis Assos hinauf.

Neben dem Altar der 12 Götter ist ein mit großen und kleinen Steinen, ohne Cement, aufgemauerter, mit einer großen, polirten, weißen Marmorplatte bedeckter Brunnen, der ohne Zweifel alt ist, da es in der ganzen Gegend keinen Marmor gibt und die Hirten zu arm und anspruchslos sind, denselben aus der Ferne zu holen, während sie einen Ueberfluß von Lava zur Hand haben. Wir setzten die Reise über die Dörfer Paidenli Kioi (Meereshöhe 278,4 Meter) und Koiun Evi (Meereshöhe 286,1 Meter, Luftwärme 22° C.) fort. Die vulkanische Asche, womit die Lavafelsen bedeckt sind, ist mit dornigem Gebüsch und seltenen Fichten überwachsen. Sogar diese unfruchtbare Gegend ist von Heuschrecken heimgesucht, die den Heerden kaum Gras und Kräuter zu ihrer Nahrung übriggelassen haben. Oft sieht man sie zu Millionen durch ein reiches Saatfeld nach einem Grasfelde ziehen, ohne ersteres zu beschädigen, und erst nach demselben zurückkehren, nachdem sie letzteres vernichtet haben.

Die Landschaft ist aber überall, wohin man auch den Blick wenden mag, malerisch schön; denn überall sieht man ungeheuere Massen riesiger Lavablöcke, die entweder allein oder in Haufen, ja oft in drei, fünf oder selbst zehn Reihen aufeinanderliegen und gewaltigen Mauern ähnlich sehen. Manchmal sieht man diese Blöcke, die einen über den andern, aufrecht stehen gleichwie riesige Kirchenorgeln. Dann wieder sieht man sie in Gestalt von Thürmen in langen Reihen dicht nebeneinanderstehen. Die Schönheit der Landschaft wird durch die fortwährende Aussicht aufs Meer erhöht; ja, meistentheils sahen wir gleichzeitig das Aegäische Meer und den Golf von Adramytteion.

Wir passirten Arablar Kioi, welches 277,7 Meter Meereshöhe hat, und erreichten um 4 Uhr nachmittags Assos, welches jetzt Behram genannt wird, und dessen höchster Punkt eine Meereshöhe von 232,7 Meter hat, Luftwärme 19° C. Auf diesem höchsten Punkte scheinen drei oder vier Tempel gestanden zu haben, deren Baustellen deutlich zu erkennen sind und die jetzt von der Antiquarian Society in Boston ausgegraben werden. Jedoch scheint es mir, daß die Schuttanhäufung hier kaum mehr als 3 Fuß tief sein kann, und habe daher keine Hoffnung, daß hier werthvolle Sculpturen gefunden werden könnten. An der Nordseite ist ein sonderbares viereckiges Gebäude mit einer niedrigen Kuppel, welches eine byzantinische Kirche gewesen zu sein scheint und in eine Moschee umgewandelt worden ist; daneben sind zwei viereckige Thürme, deren einer halb zerstört, der andere ziemlich gut erhalten, mit Schießscharten versehen und 20 Meter hoch und 12 Meter breit ist. Beide bestehen aus mit Kalk verbundenen behauenen Steinen und stammen augenscheinlich aus dem Mittelalter. Nahe dabei sind bogenförmige

Gewölbe, wahrscheinlich Cisternen, und große Mauern mit Bollwerken, welche anscheinend alle aus dem Mittelalter stammen. Die Hauptgebäude der alten Stadt scheinen auf den beiden großen Terrassen an der Süd- oder Seeseite gewesen zu sein. Auf der obern Terrasse, deren senkrecht abgeschnittener Fels mit sich daran lehnenden Mauern bekleidet ist, mag die alte Agora gewesen sein; jedoch ist auch hier die Anhäufung von Ruinen nur höchst unbedeutend, da Assos jahrhundertelang die Bausteine für die Paläste und Moscheen in Konstantinopel geliefert hat. An der Ostseite sieht man die Trümmer eines kleinen Gebäudes, das für ein Nymphäum gehalten wird. Auf der zweiten Terrasse sieht man die Ruinen mehrerer großer Gebäude, in denen vielleicht die Arbeiten der bostoner Antiquarian Society mit einigen schönen Sculpturen belohnt werden mögen; dafür scheint aber in dem großen Theater noch mehr Hoffnung zu sein, auf welches man von dieser zweiten Terrasse niedersieht; denn obwol dies Monument fast aller seiner Marmorblöcke beraubt ist, so scheint die Schuttanhäufung dort doch tiefer als sonstwo in Assos zu sein. Die Mauern, die aus großen behauenen Blöcken aus Granit oder Trachyt bestehen, sind viel besser erhalten als die irgendeiner andern alten hellenischen Stadt, und sie bieten uns das vollkommenste übriggebliebene Muster der alten Befestigungsweise. Sie waren so gebaut, daß sie aus der natürlichen Stärke der Position Nutzen zogen und die Stadt in zwei Theile theilten, zwischen denen die Akropolis war; sie sind mit zahlreichen Thürmen versehen, die, mit einer einzigen Ausnahme, viereckig sind. Sie sind durchschnittlich 2,5 Meter dick und bestehen aus behauenen, entweder keilförmigen oder viereckigen Blöcken, die genau so zusammengelegt sind wie die der Mauern von Alexandreia Troas und der Mauern der großen alten Festung auf dem Berge Chigri: nämlich das Innere der Mauern sowie der Raum zwischen den keilförmigen Blöcken ist mit kleinen Steinen ausgefüllt. Ueberall, wo die Mauern aus viereckigen Blöcken bestehen, werden diese regelmäßig durch keilförmige Blöcke unterbrochen, die dazu dienen, sie in ihrer Lage zu befestigen. Alle Steine tragen die deutlichsten Kennzeichen davon, daß sie mit eisernen Spitzhämmern abgesplittert sind, und können daher auf kein hohes Alter Anspruch machen. Ja, ich glaube selbst, daß die ganze westliche Mauer aus römischer Zeit stammt; die übrigen sind wahrscheinlich nicht älter als die macedonische Periode. An zwei Stellen aber sehen wir die neuere Mauer über Mauern hin gebaut, die aus wohlzusammengefügten Polygonen bestehen und allgemein als Cyklopische Mauern beschrieben werden, für die ein sehr hohes Alter beansprucht wird. Jedoch muß ich ebenso sehr dagegen protestiren, diese Mauern cyklopisch zu nennen, als ihnen ein sehr hohes Alter zuzuschreiben; denn nur an der Außenseite haben die Blöcke die polygonale Form; im übrigen sind sie keilförmig und vollkommen so aufgebaut wie die Blöcke der andern Mauern hier, nämlich der Raum zwischen den keilförmigen Blöcken sowie das ganze Innere der Mauern ist mit kleinen Steinen aufgefüllt. Folglich haben diese Mauern nichts gemein mit Cyklopischen Mauern aus Polygonalblöcken, es sei denn der äußere Anschein. Wir haben kein Beispiel einer sehr alten Mauer mit solchem Mauerwerk, und da außerdem die Außenseite jener Blöcke die Kennzeichen trägt, daß sie mit eisernen Spitzhämmern abgesplittert ist, so können wir diesen Mauern unmöglich ein höheres Alter

zuschreiben als das 5. oder 6. Jahrhundert v. Chr. Es ist beachtenswerth, daß diese Mauern mit Polygonen etwas schräg stehen oder gebogen sind.

Sehr interessant sind hier die vielen wohlerhaltenen, mit großen und kleinen unbehauenen Blöcken gepflasterten Straßen. Eine solche Straße geht von der Akropolis östlich hinab und führt zu einer Anhöhe mit einem Thurm, dessen äußere Mauern aus behauenen viereckigen Blöcken von 1,80 Meter Länge, 0,39 Meter Breite und 0,45 Meter Dicke bestehen. Von diesem Punkte hat man eine herrliche Aussicht auf das Satnioeisthal und die dasselbe überhängenden, mit Gesträuch und Fichten bedeckten Lavahügel. Da wir fast überall das alte Straßenpflaster ohne Schuttaufhäufung sehen, so vermuthe ich, daß letztere hier überall nur äußerst geringfügig ist und daher Ausgrabungen sehr leicht sind. Aber gerade deswegen habe ich keine Hoffnung, daß hier viele interessante Sachen zu finden sind, es sei denn in den Gärten an der West- und Ostseite, auf die ich besonders die Aufmerksamkeit der ausgezeichneten amerikanischen Gelehrten lenkte, welche von der bostoner Antiquarian Society nach Assos gesandt sind und die ich das Vergnügen hatte hier anzutreffen.

Von der Geschichte von Assos wissen wir wenig oder gar nichts. Strabo sagt zwar, daß es eine Colonie von Methymne auf Lesbos war; aber die imposante Lage der Stadt über dem Meere veranlaßt uns, zu glauben, daß schon im hohen Alterthum hier eine Niederlassung gewesen sein muß. Ich möchte annehmen, daß Assos das alte Chrysa gewesen sei, welches einen berühmten Tempel des Apollo Smintheus hatte und oft in der Ilias erwähnt wird. Ich glaube dies um so mehr, als, nach der Ilias (I, 431), das alte Chrysa einen Hafen hatte, der ihm auch von Strabo (XIII, 612) zugeschrieben wird, während an der ganzen nördlichen Küste des Golfs von Adramytteion Assos der einzige Ort ist, der einen solchen hat. Strabo (XIII, 612) erzählt uns, daß der Cultus des Apollo Smintheus von dem alten nach dem neuen Chrysa überging, welches letztere wir bereits besprochen haben. Alles, was wir von Assos wissen, ist: daß, nachdem das Land unter die persische Herrschaft gekommen war, dieser Stadt die Pflicht auferlegt wurde, die persischen Könige mit Weizen zu versorgen. Nach Strabo (XIII, 610) erlangte Assos seine Unabhängigkeit im Jahre 350 v. Chr., unter der Herrschaft des Eunuchen Hermeias, der die Philosophen Xenokrates und Aristoteles zu sich einlud und dem letztern seine Nichte zur Frau gab. Die Stadt fiel aber bald wieder unter die Herrschaft der Perser, die den Hermeias tödteten. Sie machte, nach Alexander's des Großen Tode, einen Theil des Reiches des Lysimachos aus, kam später unter die Botmäßigkeit der Könige von Pergamos und wurde nach dem Tode Attalos' III. (130 v. Chr.) dem Römischen Reiche einverleibt. Assos wurde von den Aposteln Paulus und Lukas besucht.*)

Die Reise von Assos weiter östlich ist höchst beschwerlich; anfänglich geht dieselbe auf einem mit losen Steinen bedeckten schmalen Pfad durch dorniges Gebüsch. In zwei Stunden wendet sich dieser allmählich von den Höhen zum Strande des

*) Apostelgeschichte 20, 13, 14.

Meeres hinunter, wo wir den ganzen Tag im tiefen Sande des Ufers zu reiten hatten. In vier Stunden von Assos erreichten wir, nur etwa 18 Meter von der See entfernt, einen Brunnen, dessen Wasser 16° C. (Luftwärme 23° C.) und einen sehr starken Schwefelgeschmack hatte; etwa 300 Schritt weiter östlich steht eine Granitsäule und auf der Höhe im nördlichen Hintergrunde ein kegelförmiger Tumulus, der einzige, den ich an dieser Küste sah. Hier scheint einst eine Stadt gestanden zu haben, und vermuthe ich, daß es Gargara gewesen sein mag, welches nach Strabo (XIII, 606) 140 Stadien von Assos entfernt war; diese Entfernung stimmt vollkommen.

Die Landschaft ist hier überall höchst interessant, denn bald nähert sich der Bergrücken dem Strande und überhängt ihn fast senkrecht; bald entfernt er sich eine Viertel- oder eine halbe Meile davon und bildet so lange, mit Olivenbäumen bepflanzte oder mit Getreide besäete Thäler. Aus Furcht vor Seeräubern ist von Alexandreia Troas bis zum Cap Lekton und an beiden Seiten des Golfs von Adramytteion nicht ein einziges Dorf am Strande erbaut; alle Dörfer liegen auf den Höhen, etwa eine Stunde Wegs vom Ufer; jedoch hat jedes derselben am Meere eine hölzerne Baracke, die als Holzspeicher dient und von der Breter und Balken sowie Fichtenrinde verschifft werden. Neben dem Holzschuppen steht immer ein Laden, wo Brot, Käse, Salz und Taback zu verkaufen ist, jedoch kein Wein, da dieser nicht von dem gemeinen Türken getrunken wird und es hier keine Weinberge gibt. Solche Ladungsplätze werden mit dem italienischen Wort „Scala" benannt. In sieben Stunden von Assos erreichte ich die Scala von Arakli, welches nicht aus dem Türkischen abgeleitet werden kann und eine Corruption des griechischen Ἡράκλειον zu sein scheint; jedoch wird eine Stadt dieses Namens hier von keinem alten Schriftsteller erwähnt. Eine halbe Stunde weiter passirte ich die Scala von Mussaratli, neben welcher der Mussaratli-Tsai genannte Bach ins Meer läuft. In einer Stunde von hier erreichte ich die Scala von Chepneh, die mehrere Holzspeicher enthält und viel Bauholz zu verschiffen scheint. Wie aber schon erwähnt, ist nirgends ein Hafen, außer in Assos, und kann daher die Verladung des Holzes nur bei ruhigem Wetter stattfinden, obgleich diese Scalas etwas von den Inseln Moskonisi, Aivali und Lesbos geschützt sind. In 45 Minuten von Chipneh erreichte ich die Scala von Ada, wo ich in Erfahrung brachte, daß in einer Entfernung von einer Stunde, unweit des Dorfes Ada, in einem Berggipfel eine große Cisterne ausgehauen ist, zu welcher eine Treppe hinabführt, daß es dort jedoch durchaus keine alten Ruinen gibt. Sorgfältig habe ich mich an jedem Halteplatze danach erkundigt, ob es in der Umgegend irgendwelche Spuren alter Mauern gäbe, jedoch sind dieselben nirgends vorhanden. Die Luftwärme in Scala Ada war $20^1/_2$° C. Während der ganzen Reise hatten wir täglich, durchschnittlich zwei Stunden lang, Regen und hörten dann und wann in der Ferne donnern. Bald nach der Scala von Ada passirten wir den Fluß Mochli-Tsai, der 0,90 Meter tief und 18 Meter breit ist; darauf, in 30 Minuten, die Scala von Narli, nach welcher wir an das Flüßchen Kutschuk-Tsai kamen, was „Kleiner Fluß" bedeutet. Von dort ritten wir zum großen Dorf Papasli hinauf, welches 123,2 Meter Meereshöhe hat; die Luftwärme war dort 19° C. abends und 17° C. morgens. Dieses Dorf hat eine

herrliche Lage am Abhange eines hohen Berges, bepflanzt mit Olivenbäumen, welche hier sehr üppig wachsen und die Größe gewaltiger Waldbäume erreichen. Die Aussicht auf Thal und See ist wahrhaft prachtvoll. Dicht bei Papasli ist der kleine Fluß Tsatschindereffi. Das Dorf wird von Türken und einigen Griechen bewohnt, welche letztern sich nicht gerade durch außerordentliche Reinlichkeit auszeichnen. In der That, wie müde der Reisende auch sein mag, so kann er doch die Nacht nicht ungestört auf seinen, auf dem Fußboden ausgebreiteten Decken zubringen, es sei denn, daß er seinen Körper mit einem kleinen Wall von Wanzenpulver umgibt und sich ganz damit bestreut, denn Massen höchst unangenehmer Insekten fallen von der Decke auf ihn herab. Leider ist es nicht rathsam, im Freien zu schlafen, da die Nächte kalt und feucht sind. Auf meine Frage, ob es in der Umgegend alte Ruinen gäbe, hörte ich, daß eine alte Festung nur anderthalb Stunden von dort entfernt sei. Ich besuchte dieselbe am folgenden Morgen mit einem Führer; der Weg dahin war äußerst beschwerlich, denn es ging auf schmalem Pfade fortwährend bergauf und bergab und mußte ich sogar einen großen Theil des Weges zu Fuß machen. Wirklich fand ich die Festung im Hintergrunde einer mit wilden Oliven und Früchten überwachsenen Bergschlucht aus weißem Marmor und gerade oberhalb der Quelle des Tsatschindereffi; ich sah mich jedoch durchaus in meinen Hoffnungen getäuscht; denn der Bau erwies sich als eine kleine Burg aus dem Mittelalter und wahrscheinlich von den Genuesern erbaut. Die Mauern sowie das Thor sind wohlerhalten. Diese Festung ist in einer Meereshöhe von 162,8 Meter, Luftwärme dort 18° C. Ich begab mich von dort zur Scala von Papasli; man zeigte mir, in einer Entfernung von anderthalb Stunden Weges östlich davon, die Baustelle einer alten Stadt, die sich etwa 1000 Schritt OW. und NS. ausdehnt und bis zum Meeresstrande reicht. Auf ihrer Ostseite ist ein kleiner Hügel mit Spuren von alten Mauern, der aber kaum mehr als 10 Meter Meereshöhe hat. Obwol diese Baustelle mit großen Olivenbäumen bewachsen ist und es dort keine menschliche Wohnung gibt, so wird sie doch Devrent genannt, welches keinenfalls aus dem Türkischen abgeleitet werden kann und eine Corruption von Antandros zu sein scheint, um so mehr, als in einer in der Moschee des in unmittelbarer Nähe gelegenen Dorfs Evjilar kopfunter eingemauerten Inschrift Antandros und Peltae als Nachbarstädte erwähnt werden, welche hinsichtlich ihrer Grenzlinie in Uneinigkeit waren. Da nun am Fluß Monastir-Tsai (Klosterfluß), neben Evjilar, ebenfalls die Baustelle einer alten Stadt ist, so halte ich dafür, daß Devrent Antandros und die Baustelle am Monastir-Tsai Peltae ist. Antandros wird von Herodot (V, 26; VII, 42), Scylax*) und Strabo (X, 470; XIII, 606, 612, 613) erwähnt. Die Baustelle ist mit hellenischen Topfscherben sowie mit solchen aus dem Mittelalter bedeckt; die Stadt scheint daher bis zu einer späten Zeit bewohnt gewesen zu sein. Eine ungeheuere Masse von Münzen wird hier vom Pfluge aufgedeckt; die meisten derselben sind römische Kaisermünzen, jedoch sind auch Münzen aus macedonischer Zeit hier sehr zahlreich vertreten; Silbermünzen von Antandros sind nicht selten und werden

*) Vgl. Periplous, 96.

bronzene Münzen aus dem Mittelalter in großer Menge gefunden. In Papasli und Evjilar kaufte ich viele hier gefundene Münzen; darunter eine silberne Tetradrachme Alexander's des Großen für 4 Frs. und ein Didrachme Philipp's II. für 2 Frs. Die Schuttaufhäufung scheint hier keinesfalls 3 Meter Tiefe zu übersteigen; dennoch ist hier für systematische Ausgrabungen jedenfalls ein geeigneteres Feld als irgendwo anders in der Troas, ausgenommen Hissarlik mit Novum Ilium und Alexandreia Troas.

Ich erreichte Evjilar, welches Wort „Jäger" bedeutet, um 1 Uhr nachmittags; dieses Dorf ist in einer Meereshöhe von 144,2 Meter, Luftwärme 25° C. Die obenerwähnte Inschrift in der äußern Mauer der Moschee sagt ferner: daß die Namen der beiden zur Schlichtung der Uneinigkeit über die Grenzlinie von Athen berufenen Richter Satyrios und Demetrios waren, und daß sie dieselbe zur allgemeinen Zufriedenheit entschieden, infolge dessen das Volk ihre Statuen von Bronze und die Stele mit der Inschrift aufstellte. Von einer andern Marmorplatte, welche vermuthlich ein Grabstein ist, schrieb ich die nachstehende Inschrift ab, die vermuthlich aus dem Mittelalter stammt:

ΜΗΤΡΩΕΡΜΑΙΟΥ
ΧΑΙΡΕ
ΦΙΛΙΣΤΑΕΠΙ
ΣΤΡΑΤΟΥ

In einer Quelle hier sah ich einen eingemauerten Marmorblock mit einem Basrelief, welches zwei sitzende Personen darstellt, deren eine ein Thier, vielleicht einen Vogel, emporhebt; zur Rechten ist ein stehender Mann, der einen Becher in der Hand zu halten scheint. Obwol die türkische Bevölkerung überwiegend ist, so wohnen doch eine Menge Griechen in Evjilar, unter denen der Oelhändler Michail Cazazis der reichste und angesehenste ist. Sie sind alle von Lesbos. Die lesbier Griechen stehen im Ruf, die geriebensten Kaufleute der Welt zu sein; als Beweis führt man an, daß in Städten, deren Handel in den Händen von Lesbiern ist, sich nie ein Jude findet. Alle Griechen Kleinasiens, von jeglichem Stande, haben eine warme Anhänglichkeit für Griechenland und ist es wirklich rührend, sie, mit Thränen in den Augen, von ihrer Liebe für Griechenland sprechen zu hören, welches sie ihr theueres, großes Vaterland nennen, obwol sie es nie besucht haben. Alle haben die feurigste Hoffnung, daß, bei der Drehung des Schicksalsrades, der Tag kommen wird, und daß jener Tag nicht mehr entfernt sein kann, an dem alle die großen Provinzen Kleinasiens von Griechenland annectirt werden, nach welchem sie täglich und stündlich mehr und mehr gravitiren. Sie sagen: „Wir Griechen sind schwer arbeitende Leute; die Türken dagegen arbeiten gar nicht und sind fortwährend in Geldnoth, welches wir ihnen zu hohen Zinsen auf ihre Häuser und Ländereien leihen; da sie die Hypotheken nicht einlösen, so erklären wir dieselben für verfallen, und auf diese Weise geht ihr Eigenthum allmählich in unsere Hände über. Außerdem vermindern sich die Türken sehr schnell. Wenn wir z. B. Smyrna ansehen, so hatte dasselbe noch vor 35 Jahren 80000 türkische und 8000 griechische Einwohner, während es jetzt nur 23000 Türken und 76000 Griechen zählt;

man findet in allen Städten ein gleiches Verhältniß; auch in den Dörfern vermindern sich die Türken, jedoch weniger schnell.“ Die Griechen geben hier ihren feurigen Hoffnungen in den Bildern Ausdruck, mit denen sie ihre Läden schmücken: in der Mitte derselben sieht man den König und die Königin von Griechenland, um welche im Kreise herum, in 24 oder mehr Cartouchen, die Namen türkischer Provinzen oder großer Städte stehen, wie z. B. Samos, Chios, Kreta, Smyrna, Rhodos u. s. w.

Da ich vom Dorfe Evjilar spreche, so muß ich hinzufügen, daß es in dieser Gegend drei Dörfer dieses Namens gibt, nämlich dieses, ein zweites unweit Beiramitsch, von welchem man den Ida zu ersteigen pflegt, und ein drittes in dem Minendistrict östlich von Adramytteion. Von hier nach Beiramitsch ist nur acht Stunden und sieben Stunden nach Evjilar am Fuße des Ida.

Die Baustelle der alten Stadt am Monastir-Tsai, die ich für Peltae halte, ist nur klein, und allem Anschein nach ist dort die Schuttanhäufung nur sehr gering und kaum einen Fuß tief.

Wir ritten von Evjilar nach den schon in der Ebene von Adramytteion nahe am Meeresufer gelegenen heißen Bädern, die Lugia Hamam genannt werden, zum Unterschiede von den bereits beschriebenen Bädern von Ligia Hamam. Aber weder Lugia noch Ligia sind türkische Worte; auch finden wir ihre Etymologie in keiner andern Sprache.

Hier wird das Badehaus in besserer Ordnung gehalten und ist sehr besucht; es besteht aus einem kuppelförmigen Gebäude mit einem viereckigen Becken in der Mitte. Zwei Quellen strömen gleichzeitig ins Becken durch Röhren, wovon die eine über der andern liegt. Die obere Quelle ist kalt und hat eine Temperatur von 14° C., die untere ist heiß und hat $52^1/_2$° C. Der Bademeister versicherte mir, daß die heiße Quelle auf derselben Stelle, wo sie durch die kleine eiserne Röhre ins Becken strömt, aus der Erde kommt; jedoch konnte ich mich nicht hinsichtlich ihrer heilenden Kraft mit ihm verständlich machen. Daß es hier noch mehr heiße Quellen gibt, scheint ein Moraſtbad zu beweisen, welches in einer Entfernung von etwa 30 Meter in der Wiese ist, aus einem sehr kleinen flachen Teiche, von ungefähr 3 Meter im Durchmesser, besteht und eine Temperatur von $37^1/_2$° C. hat. Dies Moraſtbad wurde mir, als wunderbare medicinische Eigenschaften enthaltend, beschrieben und besonders heilkräftig für Gicht und Rheumatismus. Jedenfalls scheint seine Heilkraft durch die an die Zweige der dies Bad überschattenden Platane geknüpften aus Lumpen von Hemden und anderm Zeuge bestehenden Weihgeschenke bewiesen zu werden. Alle diese sonderbaren Weihgeschenke nämlich, von denen ich 150 zählte, wurden, wie mir der Bademeister versicherte, von den Kranken erst nach erlangter völliger Genesung aufgehängt. Wenn nun diesem Moraſt eine so wunderbare Heilkraft zugeschrieben wird, so ist wol mit Bestimmtheit anzunehmen, daß es sich mit der unmittelbar daneben befindlichen heißen Quelle ebenso verhält. Da es in unmittelbarer Nähe kein Dorf gibt, so ist keinesfalls anzunehmen, daß die Leute scharenweise aus der Ferne herbeiströmen sollten, nur um ein heißes Bad zu nehmen; es waren nämlich, als ich eintrat,

wenigstens sechs Personen im Badebecken. Es scheint sogar, daß dies Bad zu allen Zeiten in hohem Ruf gestanden hat; denn die großen genuesischen Ruinen, die man hier sieht, zeugen für seine Wichtigkeit und Bedeutung im Mittelalter. Da hier der Boden morastig ist, so wächst der Humus sehr rasch durch die Ablagerungen von vegetabilischen Bestandtheilen und ragen daher viele der genuesischen Mauern, die einst hoch über der Erde gewesen sein müssen, nur eben noch aus derselben empor und werden ganz darunter verschwinden.

Dieses Lugia Hamam liegt in der Wiese am Fuße des kegelförmigen etwa 50 Meter hohen Lugatepessi oder Lugiatepessi genannten Hügels, der dicht mit Fichten bewaldet ist. Sollte aber nicht dieser Hügel einst den Namen Plakos oder Plax gehabt haben, und sollte nicht das Thebé des Eëtion, Andromache's Geburtsort, an seinem Fuße in der Wiese gelegen und von ihm das Epitheton „ὑποπλακίη" (Θήβη ὑποπλακίη, das hypoplakische Thebe) erhalten haben, welches es im Homer trägt:

Kam die reiche Gemahlin Andromache eilenden Laufes
Gegen ihn her, des edlen Eëtion blühende Tochter:
Denn Eëtion wohnt' am waldigen Hange des Plakos,
Dort in der plakischen Thebe, Kilikias Männer beherrschend,
Und er vermählte die Tochter dem erzumschimmerten Hektor.*)

Ich vermuthe dies, da jeder Grund vorliegt, anzunehmen, daß an diesem Orte schon im höchsten Alterthume eine Niederlassung gegründet worden sein muß, und da es außerdem in der ganzen Ebene von Adramytteion keinen andern einzeln stehenden Hügel oder Berg gibt. Diese gänzliche Abwesenheit eines solchen Hügels oder Berges scheint auch von Strabo (XIII, 614) bestätigt zu werden, der ganz richtig Thebe in die Ebene von Adramytteion, aber augenscheinlich auf eine andere Stelle verlegt; denn er sagt, daß es dort weder einen Plakos noch einen Plax oder einen überhängenden Wald gibt. Wenn, wie es mir sehr wahrscheinlich erscheint, dieser bewaldete Hügel die Homerische Πλάκος ὑλιέσση (bewaldeter Plakos) war, und Thebe an seinem Fuße lag und von ihm sein Epitheton erhielt, dann liegen die Ruinen dieser berühmten Stadt ohne Zweifel unter dem Torf der Wiese begraben. Jedoch würden die Kosten einer Ausgrabung sehr groß sein, da man schon ein paar Zoll unter der Oberfläche auf Wasser stößt und daher mächtige Dampfpumpen benöthigen würde.

In fünf Minuten von Lugia Hamam passirte ich den Fluß Gureliotissa, dessen Etymologie mir unerklärlich ist; der Name ist nicht türkisch und klingt italienisch. Etwas weiter östlich passirten wir den großen Fluß Kisillkedjili, der 0,90 Meter tief ist und in dessen Namen wir sofort eine Corruption von Killos (Κίλλος) erkennen. An diesem Flusse lag die Stadt Killa (Κίλλα), welche auch einen berühmten Tempel des Apollo Smintheus hatte:

Höre mich, Gott, der du Chrysa mit silbernem Bogen umwandelst;
Sammt der heiligen Killa, und Tenedos mächtig beherrschest,
Smintheus! Hab' ich dir einst den gefälligen Tempel gedecket,

*) Vgl. Ilias, VI, 394–398.

Oder hab' ich dir je von erlesenen Farren und Ziegen
Fette Schenkel verbrannt; so gewähre mir dieses Verlangen:
Meine Thränen vergilt mit deinem Geschoß den Achaiern!*)

Dies wird von Strabo (XIII, 612) bestätigt, zu dessen Zeit es an diesem Flusse noch einen Killa genannten Ort mit einem Tempel des killaeischen Apollo gab. Strabo (XIII, 613) fügt hinzu, daß nahe bei diesem Tempel der große Tumulus des Killos war. Wenn letzterer noch jetzt existirte, so könnten wir die Baustelle der Stadt Killa und ihres Tempels leicht finden. Dieser Tumulus ist aber vollends vom Flusse Killos weggespült, der sein Bett fortwährend verändert und die Ebene mehrere Kilometer weit mit so dicken Steinschichten bedeckt hat, daß der Ackerbau dort beinahe unmöglich ist. Die Trümmer Killas und seines Tempels müssen daher in großer Tiefe unter den Alluvien des Flusses begraben liegen.

Vom Fluß Killos kam ich in einer halben Stunde zum Fluß Zeitounli-Tsai, so genannt von dem ins Türkische übergegangenen arabischen Wort „Zeitoun" (Olivenbaum). Dieser Fluß, der noch größer als der Killos ist, wechselt ebenfalls beständig sein Bett; ja mehrere Kilometer weit sehen wir auch hier nichts als trockene Flußbetten, voll von Kieselsteinen, die der Strom von dem Gebirge mit sich fortgerissen hat. Die untere Ebene von Adramytteion ist völlig aufgewühlt von diesen Flußbetten, zwischen denen wir hier und da kleine Stücke Land sehen, die wie Oasen hervorstehen und mit Oleandern, Ellern und Platanen überwachsen sind. Hier natürlich ist an gar keinen Ackerbau zu denken.

Lyrnessos**), Asthra***), Adramytteion†) und was für Städte sonst noch im Alterthum in dieser Ebene gelegen haben, müssen unter den Alluvien dieses Flusses begraben liegen. Es ist daher vollkommen unnütz, nach ihren Baustellen zu suchen, denn auf keiner der die Ebene umgebenden Höhen findet man die geringste Spur einer menschlichen Niederlassung.

Um 6 Uhr abends erreichte ich Adramytteion, welches 12,7 Meter Meereshöhe hat und anderthalb Stunden Weges vom Strande liegt. Die Luftwärme war dort 22° C. am Abend und 19° C. am Morgen. Die Stadt hat einen guten Exporthandel, besonders in Olivenöl; die türkische Bevölkerung ist überwiegend; es gibt dort 4000 türkische und nur 200 griechische Häuser; fast alle Griechen sind Lesbier. An den ältesten Quellen fand ich das Jahr 1101 der Hegia oder 1685 n. Chr., und ist dies annähernd das Datum der Gründung der Stadt. Sonderbarerweise hat man hier gar keine Tradition hinsichtlich der Lage des alten Adramytteion; einige meinen, es habe nahe am Strande gelegen und sei mit den Alluvien der Flüsse bedeckt; dies scheint jedenfalls die richtige Vermuthung zu sein, während andere behaupten, es habe auf den östlichen Höhen gelegen. Wie ich aber bereits erwähnt, ist auf keiner dieser Höhen eine Spur von Mauern oder Topfscherben. Adramytteion hat einen Ueberfluß an Wasser, denn es gibt hier

---

*) Vgl. Ilias, I, 37—42.
**) Erwähnt in der Ilias, II, 691; XIX, 60; XX, 92, 191; Strabo, XIII, 612.
***) Vgl. Strabo, XIII, 613.
†) Ebend., XIII, 603, 611—614.

sehr viele Quellen; außerdem wird die Stadt von zwei kleinen Flüssen durchschnitten, deren jeder durch eine der Hauptstraßen läuft. Dieselben sind eingedeicht und somit auf jeder Seite ein 3,0—3,30 Meter breites Trottoir für Fußgänger. Der größere, Adramyt-Tsai genannte Fluß ist nur 4,5 Meter breit, jedoch ist sein Bett, zum Schutz gegen Ueberschwemmungen, doppelt so breit gemacht. Aehnlich wie in Pompey überschreitet man die Flußstraßen auf fünf großen, flachen Blöcken, die anstatt einer Brücke dienen. Da die Straßen nicht erleuchtet werden, so wandeln die Leute des Abends mit Papierlaternen umher und erscheinen dem neuangekommenen Fremden als herumirrende Gespenster. Hier sind sehr viele Storchnester. Der Storch verdankt die hervorragende Rolle, die er in der Physiognomie der Landschaft spielt, hauptsächlich der Ehrfurcht, die ihm gezollt wird; diese Ehrfurcht ist aber so groß, daß er im ganzen Lande für unantastbar gilt und daß seine Anwesenheit als ein gutes Omen betrachtet wird. Der biblische Name des Storches, Chasidah, bedeutet nach Rosenmüller „fromm". Aber aus Haß gegen die Türken, welche eine Art von Verehrung für die Störche haben, nennen sie die Griechen, wie bereits erwähnt, „die heiligen Vögel der Türken" und erlauben ihnen nicht, Nester auf ihren Häusern zu bauen.

Die Römertragödien Pietro Cossa's.

Von

Paul Schönfeld.

Die pessimistische Behauptung, daß die Richtung der Gegenwart dramatischen Schöpfungen ernsten Inhalts wenig entgegenkomme, wird man schwerlich in dieser Allgemeinheit gelten lassen, wenn man je Zeuge der Sensation gewesen ist, die in Rom der ersten Aufführung eines Bühnenwerkes von Pietro Cossa voranzugehen und zu folgen pflegt. Ein Ereigniß im vollsten Sinne des Wortes, beschäftigt sie die Presse und die weitesten Kreise des Volkes schon lange zuvor, und für die Direction des Teatro Valle ist die Ankündigung einer Novität des Autors, den der Römer mit Stolz „il nostro Cossa" nennt, die sichere Bürgschaft eines ausverkauften Hauses. So fand denn auch seine gegen Ende des Jahres 1880 zum ersten mal über die Breter gehende jüngste Arbeit, das fünfactige in Versen verfaßte Drama „Cecilia", alles in Spannung, um so mehr, als der Erfolg, den dasselbe bereits in Mailand erzielt hatte, ein äußerst rauschender gewesen war. Das römische Publikum zeigte sich nicht minder freigebig mit seinem Beifall. Achtunddreißig Hervorrufe, nach italienischer Unsitte zum großen Theil bei offener Scene, ehrten am ersten Abend den Dichter, ja es ereignete sich, daß eine Glanzstelle des ersten Actes, gleich als handle es sich um eine Opernarie, wiederholt werden mußte. Eine solche Aufnahme, der gegenüber auch die excentrischsten Ovationen eines nordischen Auditoriums als kühle Reserve erscheinen, ist wohl geeignet, ein allgemeines Interesse für diese Schöpfung wach zu rufen, die von seiten der italienischen Kritik theils überschwengliches Lob, theils ziemlich herben Tadel zu erfahren hatte.

Die auf Anregung einer Notiz in Vasari's Künstlerbiographien frei erfundene Fabel des Stückes läßt sich in Kürze entwickeln. In Erzählungsform erfahren wir, wie eines Tages eine arme junge Frau in Venedig verzweiflungsvoll die Vorübergehenden bei San-Marco für ihr Töchterlein um Almosen anflehte und eine stolze Patricierin, Elena Grimani, der Unglücklichen Geld und Obdach spendete, von der sie erfährt, daß sie zu Ostia der Begierde des Malers Pietro Luzzi, genannt Morto da Feltre, zum Opfer gefallen und dann treulos von ihm verlassen worden. Von ihrer Beschützerin wie eine Schwester gehalten, begegnet sie einst auf dem Rialto dem berühmten Maler Giorgione, und ein Blick genügt, um in

beiden Liebe zu erwecken. In Cäcilia's Armen vergißt der junge Künstler das Verhältniß, welches ihn mit Elena Grimani verband, und diese brennt darauf, ihre Rivalin kennen zu lernen. Albrecht Dürer, der in Venedig weilt und in ihrem Hause verkehrt, bringt sie auf die Spur, indem er, Cäcilia in Gesellschaft der Patricierin erblickend, in ihr das Original eines trefflichen Bildes erkennt, das er in Giorgione's Atelier gesehen. Elena sucht die Nebenbuhlerin daselbst auf, die sie um so mehr haßt, als sie schnöden Undank darin erblickt, daß die mit Wohlthaten von ihr Ueberhäufte ihr den Besitz des Geliebten streitig zu machen wagt und der sie, nachdem die glänzendsten Versprechungen vergeblich geblieben, grausame Rache androht. Morto da Feltre, der Verführer der Unglücklichen, dient ihr als Werkzeug; er raubt auf ihr Geheiß das Kind Cäciliens aus dem Asyl, in dem es untergebracht worden war, und stellt derselben die Wahl, entweder ihm, den sie verabscheut, als Weib anzugehören, oder für immer auf ihr Kind zu verzichten. Das Gefühl der Mutter siegt zuletzt über das des liebenden Weibes und läßt sie mit dem Elenden nach Padua fliehen. Giorgione, der sich von der Geliebten verrathen glaubt, siecht einem frühzeitigen Tode entgegen, und Cäcilia kommt, nachdem Morto da Feltre im Kampfe für Venedig gefallen, in das Zimmer eines Sterbenden, vor dem sie sich vom Verdachte jeder Schuld reinigt.

Dies der Inhalt des Dramas, der, wie man sieht, weder durch Neuheit der Erfindung noch durch spannende Verwickelungen ein Publikum befriedigen kann, das darin die Haupterfordernisse eines dramatischen Kunstwerkes zu sehen gewohnt ist. Ein Compositionsfehler liegt vor allem in dem letzten Act, der, durch einen Zwischenraum von zwei Jahren von den übrigen getrennt, stark an den Schluß Birch-Pfeiffer'scher Rührstücke erinnert. Leider zeigt jedoch das Stück, als Drama beurtheilt, noch weitere schwache Seiten. Es ist mit vollem Rechte von der italienischen Kritik hervorgehoben worden, daß die Handlung viel zu dürftig ist, um fünf Acte zu füllen, und daß die Mehrzahl der Scenen retardirend auf den Gang derselben einwirkt. Die wenigen, die ihn wirklich fördern und deshalb mit Geschick an den Schluß der ersten drei Acte gestellt sind, bestehen in Giorgione's erstem Dialog mit Cäcilia und deren Ueberraschung durch Morto da Feltre, ferner in der Entdeckung der Grimani, daß Cäcilia ihre Nebenbuhlerin, und in ihrem Kampfe mit derselben um Giorgione's Besitz. Ebenso sind die auftretenden Personen nur zum geringsten Theile der Handlung förderlich: Tizian thut und sagt nichts, wodurch dieselbe vorwärts gebracht würde; Dürer dient im Grunde zu weiter nichts, als die Grimani auf die Spur ihrer Nebenbuhlerin zu leiten, der Organist Verdelotto lediglich dazu, einen Streit zwischen Tizian und Giorgione zu erregen, der vollkommen unbeschadet der Entwickelung des Dramas wegfallen könnte, und Aldo Manuzio endlich zu nichts anderm, als durch seinen gegen Giorgione's Geringschätzung der alten Classiker erhobenen Tadel diesem zu einer an sich gewiß glanzvollen Lobrede auf seine Kunst und auf Venedigs Schönheit Gelegenheit zu bieten. Dergleichen genügt natürlich nicht, um dramatischen Figuren Existenzberechtigung zu geben, und so verschwinden denn auch die genannten Personen, mit Ausnahme Dürer's, so unmotivirt wie sie gekommen, mitten im Stück von der Bühne.

Haben die ersten drei Acte den Streit der beiden Frauen um Giorgione zum Gegenstand, so bildet im vierten der Conflict Cäcilia's zwischen ihrer Liebe zu Giorgione und ihren Muttergefühlen den Brennpunkt. Damit tritt dieser selbst in den Hintergrund, und es kommt thatsächlich für den Hörer wenig mehr darauf an, wie sich sein weiteres Los gestaltet, während man dagegen nunmehr verlangt, Cäcilia's Schicksale nach ihrer Flucht mit Morto da Feltre und ihr Verhältniß zu diesem, die Folgen, die ihr Verzicht auf den Geliebten für sie mit sich bringt, entwickelt zu sehen. Giorgione's Tod ist keine Katastrophe, sondern vom Standpunkte des Dramas aus lediglich ein biographisches Moment von keinerlei Bedeutung. Dies ist um so fühlbarer, als Giorgione ohnehin nur wenig Interesse erweckt, da man über die Art seines frühern Verhältnisses zur Grimani und über die Gründe, weshalb er ihr Cäcilia vorgezogen, nichts erfährt und somit über seinen Charakter im Unklaren bleibt. Damit entbehrt zugleich das Thun der Grimani der Motivirung; wenn dieselbe Cäcilia gegenüber geltend macht, daß ihr zuerst Giorgione's Neigung gehörte, so muß man ihrer Leidenschaft recht geben und fühlt dadurch die Theilnahme für Cäcilia erheblich abgeschwächt. Das sind Mängel der Composition, die auch von den blendendsten Einzelheiten und einer oft hinreißenden Diction — das Drama ist in meisterhaften versi sciolti geschrieben — nicht verdeckt werden. Man muß daher entschieden denjenigen Kritikern beistimmen, die in dramatischer Beziehung an diesem Stücke einen Rückschritt Cossa's constatiren und ihn auffordern, zum streng historischen Stoffgebiete zurückzukehren, auf dem sich der Ruf seines Namens begründete.

Auf diese frühern Arbeiten Cossa's näher einzugehen, bietet die hervorragende Stellung derselben in der dramatischen Literatur Italiens ebenso wie ihre im Verhältniß dazu nur geringe Bekanntheit im Auslande hinlängliche Veranlassung. Wir beschränken uns indeß dabei auf Besprechung der aus der alten Geschichte geschöpften Dramen, unter dem Vorbehalt, die übrigen gesondert zu behandeln, wenn sie, wie es bereits mit „Rienzi" der Fall, vollständig gedruckt vorliegen werden.*)

Ueber die Tragödie „Nerone", die noch deutlich das Gepräge der Anfängerschaft trägt, dürfen wir um so eher schnell hinweggehen, als dieselbe in einer, freilich in unqualificirbaren Jamben verfaßten Uebertragung in der Reclam'schen Sammlung auch deutschen Leserkreisen zugänglich ist. Ihr Hauptfehler besteht in dem Mangel einer eigentlichen Fabel, an deren Stelle eine Reihe ziemlich lose verknüpfter Episoden getreten ist, in denen eine Menge historischen Materials aus Tacitus und Sueton in fast allzu absichtlicher Häufung verwerthet wird. Der Charakter des Helden ist im allgemeinen treu und lebendig geschildert, doch obwol Verbrechen genug in dem Drama vorkommen oder berührt werden, drängt

*) Der Dichter (beiläufig bemerkt 1834 zu Rom geboren) schrieb außer den hier besprochenen Stücken: „Mario e i Cimbri", „Sordello", „Monaldeschi", „Beethoven", „Puschkin", „Plauto e il suo secolo", „L'Ariosto e gli Estensi", „I Borgia", und zuletzt (1880) „I Napoletani del 1799", ein Drama, welches von der italienischen Kritik hart verurtheilt wurde und nur wenige Aufführungen erlebte.

nichts mit innerer Nothwendigkeit zu dem tragischen Ausgang hin. In diesem Punkte ist die epische Dichtung Hamerling's dieser Tragödie weit überlegen, indem sie nicht, wie es hier geschieht, die Hauptfigur einfach verächtlich erscheinen läßt, sondern sie als Product und Repräsentanten eines sittlich verkommenen Zeitalters hinstellt und in ihrem genialen Entwurf wie im einzelnen weit mehr dramatisches Leben aufweist.

Einen gewaltigen Schritt weiter ging Cossa mit seinem gedankenreichen „Giuliano Apostata". Die compositionellen Schwierigkeiten des Stoffes, der ja insofern nicht eigentlich tragisch ist, als der Untergang des Helden nicht in causalem Zusammenhange mit seinem Charakter steht, sondern der Feldzug gegen die Parther, der dem „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" ein vorzeitiges Ziel setzte, vom Standpunkte der Tragödie aus betrachtet blos ein zufälliges Factum bedeutet, hat Cossa dadurch überwunden, daß er, eine zwar geschichtlich nicht verbürgte Annahme geschickt verwerthend, den Tod seines Helden als ein Werk christlicher Rache erscheinen läßt. Hohe Anerkennung verdient die Gewandtheit, mit welcher der Dichter den seiner Natur nach überwiegend philosophischen Stoff mit concretem Leben zu erfüllen und ein historisches Charakterbild hinzustellen gewußt hat, das in gleichem Grade seinem geschichtlichen Sinne wie seiner poetischen Gestaltungskraft zur Ehre gereicht. Der erste Act führt mitten hinein in das Getriebe christlicher Sekten, von dem sich die Gestalt des heidnischen Kaisers, des schwärmerischen Neuplatonikers, wirkungsvoll abhebt. Auf einem Platze in Antiochia tobt der Parteihader, dessen Mittelpunkt der Bischof Eusebius ist, als plötzlich eine jüdische Sklavin, Namens Maria, Hülfe rufend herbeistürzt, von ihrem Besitzer Heliopolites verfolgt, der die wegen einer zerbrochenen kostbaren Schale vor ihm Fliehende zurückverlangt. Ein junger Christ Namens Paulus verspricht ihr seinen Schutz, und Eusebius bestimmt, um die Schale zu ersetzen, die Christen zur Veranstaltung einer Sammlung, während er das Lösegeld für das Mädchen in Gestalt heiliger Geräthe abtragen will. Die Jüdin dankt stürmisch dem Bischof, der mit den Seinen in den nahen Tempel abgeht. Es folgt ein Zwiegespräch zwischen ihr und Paulus, das mit einem Liebesgeständniß endet, von Maria unter Hinweis auf ihren verschiedenen Glauben zurückgewiesen. Da naht der Kaiser im Gefolge von Haruspices und Philosophen, und Paulus zieht das Mädchen mit sich unter den Peristyl des Tempels. Beim Anblick des heiligen Gebäudes erwacht in Julian seine Feindschaft gegen die Nazarener; er lehnt jedoch den Vorschlag, die Diocletianischen Edicte gegen die Christen zu erneuern, mit der Erklärung ab, daß er weder Verfolger noch Märtyrer wolle. Als er weiterhin den Vorsatz äußert, sich der bedrückten Juden anzunehmen, stürzt Maria herbei und spendet ihm Dank und Preis; Julian verspricht, ihrem Volke Jerusalem zurückzugeben, sobald die Parther, gegen die er zieht, besiegt seien. Die kühne Entgegnung des Paulus verhallt wirkungslos am Ohr des Kaisers, der ihm gelassen erwidert: „Wenn dich nach dem Ruhme des Märtyrers gelüstet, so suche ihn anderswo; ich bin Philosoph und liebe die Redefreiheit." Durch solche Mittel versteht Cossa historische Charaktere meisterhaft zu zeichnen; um so mehr sollte er das mosaikartige Anbringen von allerhand Nebensächlichem, wie gleich im Folgenden das Gespräch mit einem Säulenheiligen, ver-

schmähen. Die jüdische Jungfrau hat Julian der Mutter seines Begleiters Sallust zur Obhut überwiesen.

Den zweiten Act beginnt ein Gespräch zwischen Heliopolites, der mit zwei von Eusebius erhaltenen Vasen im Audienzsaal des Kaisers harrt, an den er sie verkaufen will, und einem Apollopriester, zu denen sich noch ein Mithraspriester gesellt. Heliopolites sieht sich enttäuscht, indem Julian die Vasen dem Apollopriester als dessen ursprüngliches, von den Christen geraubtes Eigenthum zurückgibt. In der fünften Scene wird der Vater des Paulus, der Feldherr Artemius — man erfährt seltsamerweise nicht recht auf Grund welches Vergehens — zum Tode verurtheilt; als Arianer weist er den geistlichen Beistand des Eusebius zurück, ebenso seinen andersgläubigen Sohn, der ihn indeß zuletzt noch weich stimmt und seinen Segen erhält. Von Maria erbittet derselbe Fürsprache beim Kaiser und faßt, als diese sich machtlos erklärt, den Plan zu offener Empörung; bald darauf schon erhält er indeß die Nachricht von der Hinrichtung seines Vaters.

Im dritten Act finden wir Julian in einem unterirdischen Heiligthum des Mithras, wo eben ein neuer Bekenner die mystischen Weihen empfängt. Der Kaiser, von dem der fanatische Priester Rache für den Sturz der alten Götter fordert, bewahrt seine philosophische Ruhe:

. . . Laß ab von deinem Eifer,
Dem grausamen, und wähne nicht, ein Thor,
Blut sei im Stand zu tödten den Gedanken!
Falls er gerecht, so treibt er leicht dahin,
Ein unversehrtes Schifflein auf dem Meere
Des Bluts dahin, das deine Hand vergießt,
Und findet droben stets den freundlichen
Strahl eines Sterns, der ihn zum Hafen führt;
Falls ungerecht er ist — was kümmert's dich?
Er ist ja todt schon beim Entstehn.
. . . Den Göttern laß
Die Sorg' um alles, was die Sterblichen
An ihnen Uebles thun. Ich sage dir,
Obwol's dich schmerzen mag: sobald als Mittler
Steht zwischen Gott und Mensch ein andrer Mensch,
So wird der Tempel eine Trödlerbude
Und an der Kasse hat der Priester Sitz.
Glückselige Zeit, in welcher jeglicher,
Sich selber Priester, auf des eignen Herzens
Altar wird niederlegen, besser traun
Als aller Weihrauch, seine gute That,
Auf daß zu Ihm die Welt den Ruf erhebe,
Der Centrum ist der Harmonie des Alls!
Sei's Zeus, Jehovah, Mithras — wenig thut's,
Nichts ist der Name vorm Unendlichen.

Nach Julian's Weggang stürzt Maria herein, der Heliopolites auf dem Fuße nachfolgt, seine Sklavin zurückfordernd, um deren Lösegeld er betrogen. Der Mithraspriester läßt den Tempel versperren und den Entweiher der heiligen Stätte einkerkern. Die Jüdin, die er dem Gotte zu opfern beschließt, bricht nach frucht-

losen Klagen ohnmächtig zusammen. Gleich darauf tritt Paulus auf und entdeckt der zum Bewußtsein Zurückkehrenden, daß er soeben einen Anschlag auf Julian versucht habe; sie, die in dem Kaiser die Hoffnung ihres Stammes erblickt, droht ihn und seine Genossen zu verrathen und schämt sich ihrer für den Jüngling erwachten Neigung. Der leidenschaftliche Dialog wird durch fernher schallende Hymnen unterbrochen, aus denen Paulus die Gewißheit schöpft, daß die aufständischen Antiochener siegten. „Kommt", ruft er der Christenschar entgegen,

Kommt, eilt heran, ihr Christen, und zerstört
Dies grause Götzenbild und alle seine
Von Menschenopfern triefenden Altäre! —
Maria, du bist mein, und weder Himmel
Noch Erde kann dich meiner Lieb' entreißen! —

Nicht mit Waffengewalt, sondern durch Bücher will sich Julian an den Empörern rächen, wie er zu Eingang des vierten Actes gegen Ammianus Marcellinus äußert, der ihn im Interesse des Reiches zu kräftigem Einschreiten gegen den christlichen Fanatismus ermahnt. Für Paulus, der seinen Mordplan bekennt, erwirkt Maria Gnade: nur in Verbannung soll seine Strafe bestehen, während die andern Gefangenen dem ins Feld rückenden Heere eingereiht werden. Den elenden Heliopolites setzt Julian, um sich an der Stadt zu rächen, zum Präfecten von Antiochia ein. Der Schlußact spielt in Persien, wo Julian nachts in seinem Zelte die Friedensvorschläge des Feindes ablehnt. Als er erschöpft entschlummert ist, naht Maria und erfleht vom Himmel Glück und Sieg für ihn. Die Meldung von einem plötzlichen Angriff der Perser und der Meuterei einer christlichen Cohorte treibt den Kaiser ins Feld. Die zurückbleibende Maria wird vom Erscheinen des Paulus überrascht, den Sehnsucht nach ihr aus der Verbannung hergetrieben. Sie knüpft die Gewährung ihrer Liebe an die Bedingung, daß er seine aufrührerischen Glaubensgenossen in den Kampf führe; er lehnt es ab, alles für sie zu thun bereit, doch nichts für ihn, der ihn mit Verachtung gestraft, als er ihn tödten konnte. Auf die Weigerung der Geliebten, mit ihm zu fliehen, stürzt er mit unbestimmten Drohungen ab, die bei der Jüdin düstere Ahnungen in Bezug auf den Kaiser erwecken, der hinter seinem Rücken Feinde hat. Diese Ahnungen bestätigen sich bald durch die Botschaft, daß Julian, von einem Pfeil getroffen, vom Pferde sank. Der Verwundete wird ins Zelt getragen; Maria wirft sich in wildem Schmerz vor ihm nieder: „Du darfst nicht sterben."

Julian.

Wahr ist's, ich gab
Ein groß Versprechen dir und hielt es nicht;
Doch stärker waltet das Geschick als ich.
Nicht löse dich in Thränen auf, o Kind!
Sallust wird Sorge tragen, dich zu führen
Zu seiner Mutter nach Antiochia. —
Nicht hör' ich mehr das Schmettern der Drommeten ...

Sallust.

Der Sieg war unser!

Julian.

Nicht zu fest vertraut!
Auf, setzt den flüchtigen Persern nach! Mein Pferd!
Gebt mir mein Pferd! . . . Weh mir, ich kann nicht mehr,
Und von der Lippe flieht mir schon der letzte
Hauch einer Welt, die untergeht . . . O Rom!
Was weint ihr? Theuer den Unsterblichen
Und hochbeglückt in meines Ruhmes Glanz
Hinsterben darf ich, wie der Heros stirbt.

Maria stößt einen Schrei der Verzweiflung aus und wendet sich zu Paulus, den sie unter den eintretenden Kriegern erblickt, mit den Worten:

Du oder einer deiner Freunde, Christ,
Verbrach des Kaisers Mord. Ihr nahmt mir alles!
Ist deine Liebe wahr, so nehm' auch ich
Dir alles denn: ich liebe dich und sterbe.

Mit stärkern Effecten ausgestattet, doch von geringerer dramatischer Geschlossenheit ist die fünfactige, mit einem Vorspiel versehene Tragödie „Messalina". Daß derartige Stoffe wegen ihrer gewagten Situationen von der Bühne absolut auszuschließen seien, ist eine vor dem rein künstlerischen Standpunkt gewiß nicht haltbare Forderung. Aeschylus und Shakspeare sind durch verwandte Vorwürfe zu den großartigsten dramatischen Compositionen inspirirt worden. Freilich leuchtet in einem Agamemnon oder Macbeth bei allen Greueln eine große sittliche Idee hindurch, eine Eigenschaft, die dem Cossa'schen Werke leider abgeht und die kaum anders als durch eine freie künstlerische Umformung des historischen Rohstoffes hätte ermöglicht werden können. Der trotzdem gerade dieser Arbeit stets gezollte lebhafte Applaus ist daher, abgesehen von dem Umstande, daß dem römischen Publikum, mag es auch in seiner Gesammtheit für derartige Stücke schwerlich mehr Vorbildung als irgendein anderes mitbringen, die Gestalten der Kaiserzeit mit ihren „titanischen Lastern und Verbrechen" immerhin näher stehen mögen, wol hauptsächlich aus der ungewöhnlichen plastischen Darstellungskraft zu erklären, mit welcher Cossa auch so singuläre Charaktere wie eine Messalina bemeistert.

Das Vorspiel behandelt die den Begebenheiten des Dramas unmittelbar vorausgehenden Ereignisse, Caligula's Ermordung durch Valerius Asiaticus, seinen Sklaven Vito, der sich dabei die Freiheit erwirbt, und die Prätorianer, sowie die Ausrufung des schwachen Claudius zum Kaiser. Der erste Act wird eingeleitet durch die zwischen Messalina und Agrippina bestehenden Intriguen und die Liebeshändel der erstern mit dem Ritter Gajus Silius, der aus Furcht vor den Folgen dieses Verhältnisses mit der Kaiserin brechen will. Der jähe Wechsel der Leidenschaften, die Messalina bestürmen, ist zu unmotivirt, um wahr erscheinen zu können. Ihr letztes Gefühl ist das der Rache gegen den verzagten Liebhaber. Der zweite Act führt in das bedenkliche Bereich der Subura, wo sich Silius im Kreise der römischen Demi-Monde für den Bruch mit der Kaiserin schadlos hält. Ein Freigelassener des Claudius zieht ihn zum Spiele in ein Nebengemach. Nach einer echt französisch-sentimentalen Scene, in welcher eine der Hausbewohnerinnen dem

Gladiator Bito, der sie um den Grund ihrer Betrübniß fragt, erzählt, wie sie jüngst an den Saturnalien in eine unterirdische Höhle der Christen gerathen und dort die Botschaft vernommen von dem neuen Gesetz der Liebe, und auf seinen Zuspruch hin ihre beschlossene Flucht ins Werk setzt, tritt Messalina auf, die beim Anblick des Gladiators entfliehen will. Er reißt ihr den Schleier herab und erkennt staunend die Kaiserin. Sie weist ihn stolz zurück und will ihn nicht kennen, er aber erinnert sie an die Beziehungen, die sie einst mit ihm, dem Klopffechter, verbanden. Die betreffende Rede, die das römische Publikum zum rauschendsten Beifall zu begeistern pflegt, möge als eine besonders charakteristische Probe Cossa'scher Diction in unverkürzter, dem Original möglichst angepaßter Uebersetzung folgen:

Es war das Festspiel
Im Circus. Majestätisch saßest du
Im kaiserlichen Rang, und dein Gemahl
Zur Seite dir, schlaftrunken. Ueberall
Ein wirrer, unruhvoller Menschenknäul,
Der an den Säulen fest sich klammerte
Und an den Statuen. Die des göttlichen
Augustus war verhüllt mit einem Schleier,
Damit sie nicht erfülle mit Entsetzen
Das große Blutbad. Unglückseliger Marmor,
Du hast so zarte Fasern! — Auf ein Zeichen
Nahn hastig sich zwei feindliche Kämpferscharen,
Von ihrem Platz im Circus aufeinander
Losstürmend. Jene Menge, welche harrend
So laut gelärmt, hüllt sich in tiefes Schweigen,
Hat eine einzige Seele nur, ein Bangen,
Und höret nichts mehr als der Waffen Anprall.
Und ab und zu ein kurzer Beifall einem
Geschickten Streiche, dann Gezisch und Schimpfen
Ob eines Stümpers, der noch Neuling drin,
Zu fallen und zu sterben. Unterdeß
Ziehn ekle Streifen Blutes in den Sand
Verkrümmte Leichen. Heil und unbesiegt
Genüber jedem Gladiator war
Ein Kämpfer übrig mir geblieben. Grimm,
Hart war der Strauß; doch endlich streckt ein Stoß
Den fürchterlichen Gegner in den Staub;
Mit einem Anstand sinkt er wie ein Held
In Stein, mehr denkend an die Kunst dabei
Als an den Schmerz. Ein Murmeln ward gehört
Im Circus rings, und Gnade flehte man
Für den Gefallnen; starr blickt' ich empor
Zu jenem Platz, wo Cäsar saß: er schlief!
Doch du, grausame Schöne, der im Auge
Das Feuer wilder Wollust funkelte,
Den Daumen neigtest du zur Erd', und deinem
Beispiele folgten die Vestalinnen,
Die Senatoren und das Volk. Da brüllt'

Aus tiefer Brust ich auf gleich einem Löwen
Und fühlte, wie das unbarmherzige Eisen
Ein in mein Opfer drang und aus ihm löschte
Des Lebens letzten Rest. Stumm blieb mein Feind
Und athmet' aus; das Volk erhob sich, und
Mit Händeklatschen und mit Freudenrufen
Belohnt' es ihn im Tod.

Messalina.
Genug!

Bito.
Und nun,
Kennst du mich nun? — Das heimlichste Gemach
Nahm im Palast mich auf in jener Nacht . . .

Nun schildert der Gladiator, wie sie ihn dann verächtlich beiseitegeworfen, wie er sie überall fruchtlos verfolgte; jetzt, da sie in seiner Gewalt, sei kein Entrinnen möglich. Alle Versprechungen umsonst. Er ist zugleich eifersüchtig auf Silius, den sie, wie er meint, zu suchen kommt und dessen Stimme soeben aus dem Nebengemach erschallt. Sie will hinein, wird aber von Bito zurückgehalten. Auf ihren Hülferuf erscheinen Silius und sein Spielgenosse, letzterer reißt die beiden Rivalen auseinander. Die Dazwischenkunft der Wachen macht der Scene ein Ende; der Gladiator bahnt sich mit dem Dolche den Weg zur Flucht; die übrigen werden auf Messalina's Befehl verhaftet.

Den Kaiser, der im nächsten Act von dem Vorgang erfährt, weiß Messalina in der Rolle eines Automaten zu erhalten: „Nicht mir, sondern dir stünde es zu, in Patricierpalästen und Plebejerhütten nachts aus- und einzugehen, um über deine Sicherheit zu wachen, die von deinen verwöhnten Freigelassenen ernstlich bedroht ist; das Ende des Caligula erwartet dich, wenn du die Dinge gehen lässest; einen der Hauptschuldigen an Caligula's Mord, Valerius Asiaticus, habe ich selbst verhaften lassen." Der von Furcht gepeinigte kaiserliche Schwächling ist außer sich vor Rührung. Sie beschuldigt in seiner Gegenwart Valerius jener That und neuer aufrührerischer Plane und treibt ihre Heuchelei so weit, für ihn, der sich mit altrömischem Stolze vertheidigt, unter Thränen die Gnade zu erflehen, daß er sich selbst seine Todesart wählen dürfe. Der Gladiator, mit ihr allein, beschwört sie, ihn selbst statt seines Herrn büßen zu lassen, und droht ihr Rache für ihre Weigerung. In der folgenden Scene läßt sie Silius vor sich bringen; ihre Leidenschaft zu ihm erwacht von neuem, er aber zittert vor derselben; ihr Spott treibt ihn indeß zu dem tollkühnen Vorschlag, sie möchte ihn zu ihrem Gatten erheben und Claudius tödten. Sie widerstrebt zuerst, weil Claudius sie liebe — einer der menschlichen Züge, die der Dichter ihr geliehen hat; durch den Hinweis jedoch, daß sie durch diese Vermählung sich am nachdrücklichsten an Agrippina räche und sich und ihre Kinder vor deren Nachstellungen sichere, erlangt Silius ihre Einwilligung und die Vollmacht, Zeit und Ort für den Plan zu wählen, der, durch Claudius' Abreise nach Ostia begünstigt, im vierten Act ins Werk gesetzt wird. In den Gärten Lucull's, dem frühern Eigenthum des Valerius, wird die Ceremonie der Vermählung vollzogen und Silius zum Kaiser ausgerufen. Da

verursacht plötzlich die Meldung, daß die Prätorianer im Anzuge seien, allgemeine Verwirrung und Flucht; Silius reißt sich, nachdem er Messalina vergeblich aufgefordert, mit ihm zu fliehen, von ihr los und rettet sich allein. Sie flucht ihm und in ihrer Kraft gebrochen, gedenkt sie — wieder ein Zug, der offenbar mildern soll, aber doch kaum innerlich wahr ist — ihrer armen Kinder. Nun folgt eine Scene von großer dramatischer Wirkung. Bito's plötzliches Erscheinen versetzt die Kaiserin in Schrecken; noch pocht sie jedoch auf ihre Macht über Claudius; da erfährt sie, daß der Gladiator selbst diesen von ihrer neuesten Tollheit unterrichtete und daß sie in der Gewalt der die Gärten umzingelnden Prätorianer ist. Sie sucht ihn weich zu stimmen: „Ist's eine solche Schuld, daß ich einst in blindem Wahn dich liebte?" Nicht Undank, sondern nur Gerechtigkeit, erwidert Bito, übe er an ihr, die sich an ihm durch Ermordung eines andern gerächt; Habsucht sei der Beweggrund der schnöden That gewesen; in diesen Gärten ward Valerius Asiaticus verbrannt:

Und gleichwie du, Verruchte,
Mein Herz zerbrachst, zerbrech' ich diese Krone,
Und an der Stätte, die der Tod geweiht,
Beug' deine Knie! Der Mensch erstirbt in mir;
Ich bin der Genius des verhöhnten Grabes;
Und wenn du schamlos nimmer auf der Bahn
Jedweden Lasters achtetest dich selbst,
Noch Cäsar oder Rom, so achte doch
Die Todesgötter jetzt, und ihre Rechte,
Sie seien heilig auch für dich!

Messalina.

Wenn er
Geliebt mich so, wie dieser Wüthende
Liebt seinen Schatten, o, dann hätt' ich nie
Zu klagen brauchen über diese Stunde!

Bito.

Er liebte dich, wie du's verdient, als Feigling!
Den Tapferen verschmähtest du.

Messalina.

Doch du,
Bist du's, der schmäht ein Weib, das vom Geschick
Des Schutzes bar gegeben ward in deine
Und in der Feinde Macht? Und soll ich lebend
In jener Freigelassnen Hände fallen
Und Agrippina's? Du zuerst verklagtest
Bei Claudius mich: wohlan, hochsinniger Fechter,
Vollende nun dein Werk und tödte mich!

Bito.

Dich tödten!

Messalina.

Wagst du's nicht? Die Stunde flieht.

Vito.

Dich tödten! Weiche fort . . . nicht sieh mich an!

Messalina.

Was ist das für ein Haß, wenn ihm die Kraft fehlt
Zu tödten mich?

Vito.

Mich brennen deine theuern,
Verhängnißvollen Augen! O, du konntest
Ganz andre Kraft mir leihen: tausendfach
Für dich zu sterben!

Messalina.

Wohl, so rette mich,
Und ich bin dein.

Vito.

Dein?

Messalina.

Was bedenkst du? Wähle:
Gib Rettung oder Tod!

Vito.

Ich wählte: komm . . .
Asiaticus, verzeihe! Dieses Weib,
Noch mächtiger ist es als dein Angedenken!
Komm, folge mir! O weh, wir sind verloren —
Die Prätorianer!

Messalina.

Und es führtest du
Sie her . . .

Vito.

Ich werde mich zu strafen wissen.

Messalina vor den Anstürmenden vertheidigend fällt der Gladiator.

Im letzten Act wird der energielose Kaiser von seinen Freigelassenen beredet, die verworfene Gattin, die er nur verstoßen möchte, tödten zu lassen. Fast gelingt es ihr, ihn wieder wankend zu machen, doch die Freigelassenen kommen ihm zuvor und schicken dem wachthabenden Centurio den kaiserlichen Ring mit dem Befehl, Messalina zu tödten, die bald darauf Hülfe rufend auf der Bühne erscheint und entseelt niedersinkt. Der Leichnam wird verhüllt beim Nahen des Kaisers, der in seiner gelehrten Zerstreutheit Messalina zu melden befiehlt, daß er sie zur Tafel erwarte, und nur wenig erstaunt ist, als er erfährt, man habe sie auf seinen Befehl beseitigt. Agrippina tritt auf mit dem kleinen Domitius; er preist ihre Schönheit und begibt sich mit ihr, als ob nichts weiter vorgefallen, zur Tafel. Der bereits oben bezeichnete Hauptmangel des Stückes, welches trotz der effectvollsten Einzelheiten mehr dramatisirte Geschichte als ein geschichtliches Drama ist, tritt besonders in diesen unbefriedigenden Schlußscenen zu Tage.

Am ausgeprägtesten erscheint Cossa's Richtung in seiner „Cleopatra", die im Winter 1878 zum ersten mal über die Breter ging. Für keinen Künstler ist es ein Vortheil, einen Stoff, den bereits große Vorgänger gewählt, von neuem zu behandeln; die Scheu vor dem Plagiat wird ihn in vielen Fällen auf minder glückliche Wege führen, und so sind auch die hauptsächlichsten Abweichungen Cossa's von Shakspeare — denn nur dieser kann in Frage kommen, da die zahlreichen französischen und frühern italienischen Bearbeitungen des Stoffes so gut wie verschollen sind — oft zum Nachtheil des Stückes ausgefallen, obschon dem römischen Poeten das große Verdienst gebührt, die Handlung mehr concentrirt zu haben, indem er das historische Material in einen engern Rahmen spannte und eine Anzahl von Ereignissen und Personen, vor allem Octavius und dessen Schwester von der Bühne ausschließend, Antonius und Kleopatra weit mehr in den Vordergrund stellte. Eine oft geniale dramatische Kraft, verbunden mit sicherster Bühnentechnik, erklärt die glänzenden Erfolge, welche diese Schöpfung an allen Hauptheatern Italiens davontrug.

Meisterhaft wird der Charakter der Heldin gleich im ersten Act entwickelt, der in Antonius' Orgien am Hofe zu Alexandria einführt. Trunken liegt der Triumvir, dessen Treiben schon einige seiner Anhänger zum Abfall veranlaßt, am Boden, als Kleopatra erscheint und ihre stolzen Gesinnungen darlegt, ihm Unheil drohend, falls er ihre ehrgeizigen Hoffnungen täusche: „Würdig meiner Liebe ist nur, wer mir die Welt zu geben weiß." Nicht befriedigt durch die bereits erhaltenen Reiche verlangt sie von ihm die Herrschaft über das Capitol und die Verstoßung seiner Gattin Octavia. Antonius widersetzt sich, dieses letzte Band, welches ihn an Octavius knüpft, zu zerreißen. Das Erscheinen des jungen Cäsarion, der den Stolz seines Vaters zur Schau trägt, bringt Antonius' Eifersucht gegen den Schatten des großen Todten zu leidenschaftlichem Ausbruch, den Kleopatra durch Bitten und Liebesbetheuerungen zu stillen sucht. Dieser Dialog, der damit endet, daß sich Antonius das verhängnißvolle Versprechen, Octavia zu verstoßen, entlocken läßt, gehört auch in formaler Beziehung zu dem Vollendetsten, was Cossa geschrieben hat. Entschiedene Bedenken erregt dagegen der zweite Act, der die Entwickelung der Handlung nur ganz unerheblich fördert. Um Antonius' Vermählung mit Kleopatra gruppirt sich eine Menge von Vorgängen und Figuren, die bei ihrer episodenartigen Natur einen vollen Act nicht einnehmen dürften. Außer dem römischen Gesandten, der Einsprache gegen Antonius' Treiben erhebt, haben nur zwei Personen Bedeutung für den Gang des Stückes, und in diesen beiden hat Cossa Gestalten von trefflicher Charakteristik geschaffen. Der Schlangenbändiger, der in prachtvollen Versen dem Volke seine wunderbare Macht schildert, spielt zwar auch erst später eine Rolle; sehr glücklich ist dagegen schon hier eine Gestalt, die gleichsam den düstern Chorus der Tragödie bildet, dazu verwendet, mitten im Festjubel an das unglückliche Ende zu erinnern: es ist dies der greise Philippus, der treue Freigelassene des Pompejus, der den Leichnam seines Herrn an diesem Strande bestattet hat und das Solon'sche Wort vom Glück der Sterblichen in den Taumel der Gegenwart wirft. „Hüte dich, Triumvir", raunt er Antonius zu, der mit Kleopatra aus dem Isistempel schreitet, „die Ptolemäer sind Verräther!"

Der dritte Act versetzt uns in den Meerbusen von Actium, auf das Verdeck des Schiffes Antonia. Alles in allem erwogen darf er der gelungenste der ganzen Tragödie genannt werden. Das von Shakspeare vermiedene Wagniß, mitten in die verhängnißvolle Seeschlacht einzuführen, hat zu einer Reihe der wirksamsten Scenen Gelegenheit geboten. Kleopatra, welche unmittelbare Zeugin des Sieges sein wollte, läßt sich die feindliche Flotte von dem ägyptischen Admiral Rotei zeigen, der ihre Besorgnisse zu verbannen sucht: „Was fürchtest du? Dreihundert Schiffe vertheidigen dich, der siegreiche Antonius ist mit dir, und unsere Segel schwellt der Windhauch von Philippi, den Adlern des Antonius ist der Weg zum Capitol vertraut."

Kleopatra.

O Jugend!
Dein Wort ist Feuerglut, und dein Gedanke
Kennt nicht Gefahren! Geh, und mit den Küssen
Des Weibes, welches traurig dir erscheint
In deinen Träumen, kränze deine Stirn,
Wenn du die Heimat wieder schaust.

Schon ist der Krieger nahe daran, seine bisher geheimgehaltene Leidenschaft für die Königin zu gestehen, als die Nähe der feindlichen Triremen verkündigt wird. Das größte Fahrzeug des Antonius wird in den Grund gebohrt; die Gefahr kommt dem Schiffe, auf dem Kleopatra sich befindet, immer näher. Trotz allem Widerstreben muß Rotei den Befehl zum Rückzuge geben, und fliehend folgen die übrigen ägyptischen Schiffe. Bald darauf erscheint Antonius wüthend auf dem Verdeck: „Was thatest du, Unselige? Dir allein ist es gegeben, fliehend zu siegen, und dein Kuß kostet mich die Welt! Dahin mein Ruhm und die Schlachten von zwanzig Jahren!"

Der vierte Act spielt im Palast Kleopatra's, die auf Selbstmord sinnt, nachdem sie den Gedanken überwunden, Antonius zu verrathen und sich Octavius preiszugeben. Da naht sich ihr der Schlangenbändiger und sucht sie zu überreden, aus der Zwietracht der Römer Nutzen zu ziehen und ihr Vaterland zu retten; er bringt sie zu dem Entschluß, die Schiffe im Hafen an Octavius auszuliefern. Unmotivirt wie die patriotischen Gefühle, die der Dichter hier der egoistischen Schlange des Nil unterlegt, ist die Ruhe, mit der ihr Stolz die gröblichsten Beleidigungen des Plebejers über sich ergehen läßt. Rotei fleht, als er ihren Plan, die Schiffe Octavius zu übergeben, erfahren, um Erbarmen für Antonius, obgleich er selbst, wie er nunmehr gesteht, sie liebt: „Als ihr glücklich waret, bewacht' ich euch getreu; nun du selbst dem Nebenbuhler Untergang bereiten willst, wer könnte dich mehr dazu anspornen als ich? Ich aber beschwöre dich, verrathe nicht Antonius! Verrath kann nicht Aegypten retten, und Antonius ist bessern Loses werth.

Vereint hat eure Namen die Geschichte,
Euch waren Hoffnungen gemein, Verbrechen,
Ruhm und Enttäuschungen — nicht mag euch trennen
Zwei feigen Seelen gleich die Zeit des Unheils!"

Antonius hat Kunde von Kleopatra's Verrath; er will indeß nicht ungerächt fallen, sondern das Kriegsglück nochmals erproben. Kleopatra credenzt ihm einen

Becher, in den sie ein von dem Schlangenbändiger erhaltenes Gift gethan; Rotei stößt einen Schrei aus, und sie reicht ihm den Becher; er leert denselben, den Tod dem Verrath vorziehend. Es ist das ein etwas bequemes Auskunftsmittel des Dichters, eine wichtige Person zu beseitigen; freilich dient es zugleich zur Erreichung eines sogenannten wirksamen Actschlusses. Antonius fragt, als der Aegypter todt niederfällt: „Das thatest du, Kleopatra?" Sie erwidert: „Sag' an, hätt' ich gewollt, hätt' ich nicht können tödten dich?" Und der Schlangenbändiger, der sich ihr verstohlen nähert, flüstert ihr zu: „Du konntest!"

Im fünften Act, nächst dem dritten unstreitig dem besten, finden wir Antonius in einem Garten des Palastes, in der nächtlichen Stille Ruhe suchend. Der ihm treu ergebene Lucilius verkündet ihm das Vorhaben des Feindes, bei Morgengrauen die Mauern der Stadt zu stürmen; er sucht ihm Hoffnung einzuflößen und ihn aus den Banden Kleopatra's zu befreien, indem er ihm berichtet, daß die Schiffe von ihr thatsächlich dem Feinde übergeben wurden:

Antonius.

Dem Feinde, sprichst du wahr? —
O Rotei, heilige Seele, jenes Gift,
Das dich dahingerafft, es war der Lohn
Für deine Treu', und jenes schnöde Weib
Sah in der Rache, die es nahm an dir,
Das Mittel, mich zu täuschen! Traun, ein neues
Beispiel inmitten eines feigen Haufens,
Gingst, Edler, du dahin, und mich erfüllt's
Mit Schmerz, daß du kein Römer warst.

Lucilius.

Und ich?

Antonius.

Das Lob des armen Todten soll für dich
Kein Tadel sein. Erprobt' ich doch, wie groß
Der Schatz der Freundschaft, den du hegst im Busen;
Darum verlange nicht, daß ich dir raube
Die letzte Münze noch.

Lucilius.

Wie? Willst du etwa . . .

Antonius.

Nun alles um mich her zusammenbricht,
Mag mich allein zerschmettern der Ruin.

Lucilius.

Nie!

Antonius.

Kehre heim nach Rom und in dem Hause
Der Väter harr' auf ein geehrtes, ein
Zufriednes Alter, und wann einst die Zeiten,
Die wir noch sehn, Vergangenheit geworden,
Und wann du mein Gedächtniß richten hörst

Gleich jenem, das die Thoren hinterlassen:
Dann mögest du als Zeuge wider meine
Verleumder aufstehn, und es sei dein Wort
Das Wort der Wahrheit; künde von den Schlachten,
Von denen nichts verzeichnet die Geschichte,
Und die ich dir enthüllt; sprich von den Schnöden,
Die mich verrathen, zeuge, daß ich stets
Ein größrer Römer war in meinem Unglück
Als im Triumph!

Das Nahen zweier Gestalten unterbricht die Umarmung der Freunde; sie verbergen sich im Dunkel und erkennen Kleopatra mit ihrem Knaben und dem Arzt Olympus, dem sie jenen übergibt, um ihn in Sicherheit zu bringen. Antonius heißt Lucilius den Beiden heimlich folgen und überrascht dann die schluchzende Königin mit der Frage, warum sie nicht auch geflohen. Er zählt ihr alle ihre Vergehen auf bis zu dem jetzigen Verrath, sie aber betheuert leidenschaftlich ihre Liebe.

Antonius.

Und gibst mich lebend in des Feindes Macht?
Verbergen sollte mir ihr schneller Sieg
Den schändlichen Verrath, so hofftest du,
Verfluchte.

Kleopatra.

Nein!

Antonius.

Wer machte mit den Schiffen
Aegyptens, unserm letzten Rettungshort,
Ein schimpfliches Geschenk dem Glücke des
Octavius? Wer?

Kleopatra.

Ich selbst.

Antonius.

Und schien es dir
Nicht bessres Werk, zu tödten mich?

Kleopatra.

Laß ab,
Antonius!

Antonius.

Freilich ist es wahr, die Flucht
Des Kinds, des angebeteten, sie zeigt
Dich zweifelnd an Octavius schon — mit Recht;
Doch nur Enttäuschung ist es, die zu spät
Dich deine Schuld bereuen läßt. Bekannt
War dir vielleicht Octavius nicht? Und du
So kundig im Verrath, o weh, du fielst
In seine Netze? Wol küßt Jugend ihm

Die Stirn, im Herzen aber haust das Alter,
Und jener Woge von Gefühlen, die
Mich ließen Schiffbruch leiden, hält er Stand,
Ein unbesiegter Fels. Der stolzen Augen
Glutblitze, meine Lust und meine Qual,
Dort sind sie machtlos, Pfeile eines Bogens,
Deß Strang zerriß. Du aber ernte st, selbst
Verrathen, des Verrathes bittre Frucht.
Gedenkst du Roms? Schon einmal schrittest du
Gar stolz durch seine Straßen; der Dictator
Umgab dich rings mit aller seiner Macht;
Bei deinem Zorn schien das Quiritenvolk
Das klägliche, verworfne Volk vom Nil . . .
Gedenkst du jenes Rom? Bei allen Göttern,
Du wirst es wiederschaun! Jedoch ein Spottbild
All derer, welche du verspottetest,
Umrauscht von unverschämten Hymnenklängen,
Wie sie die Orgie des Triumphes anstimmt;
Der letzte Name deines Stamms, des Siegers
Ersehntes Prunkstück, eine thränenwerthe
Sklavin besteigst du dann das Capitol!

Kleopatra's Schwüre, eher sterben zu wollen, als dies Los ertragen, erwidert er mit Verachtung: „Ausreißerin von Actium, es ist der Tod ein hartes Ding!" Da kehrt Lucilius mit der Nachricht zurück, daß die Barke, auf der sich Cäsarion befand, von feindlichen Kriegern überfallen ward. Kleopatra, außer sich vor Verzweiflung, will sich Octavius zu Füßen werfen, um den geliebten Sohn zu retten, aber Antonius benimmt ihr jede Hoffnung. Nun folgt eine glänzende Rede der Kleopatra:

Fluch
Auf deine Römer, dies Tyrannenvolk,
Der Erde Räuber! Und wovon geschwiegen
Das Weib, das liebende, das künde dir
Der Zorn der Mutter! Weh, du wolltest reißen
Das Herz mir aus der Brust, und ich verrieth dich,
Befreien wollt' ich mein besiegtes Land,
Die Flüchtige von Actium. Sage nicht,
Du habest Rom geopfert meiner Liebe!
Bist du denn Rom? Nein, Rom, es überlebt
Den Hader seiner Söhne, welche sich
Aus Herrschbegier bekämpfen wechselseitig,
Und fall' Octavius oder du, mit euch
Stürzt nicht das Capitol. Zu Tausenden
Erstehen andre Römer, und die Macht
Der Zeiten wird nicht leichten Spieles können
Dein ehern Volk zermalmen. Rings um mich
Wohnt Ruh' und Schweigen, und umsonst gemahnen
Denkmäler an vergangnen Ruhm Aegypten
Und an der gegenwärtigen Knechtschaft Joch.
Wohl ist es wahr, ich wollte dich verrathen,

Ich bin mein Vaterland, ich ganz allein!
Hinstirbt's mit mir, du, fällst du auch, du lässest
Das deine groß zurück.

Antonius.

Mich überlebe
Rom, wenn es kann, auf ewig, du jedoch
Nicht eine Stunde!

Und während Kleopatra in dieser Scene einen Aufschwung nimmt, der über ihren historischen Charakter hinausgeht, sinkt Antonius zu vulgärer Brutalität herab, indem er, sich selbst vor Wuth vergessend, sie zu Boden wirft. Man trägt die Ohnmächtige in den Palast. Indessen vernimmt Antonius vom feindlichen Lager her Lärm und Tubenklang; er sieht den greisen Philippus auf sich zukommen. „Wer bist du?" fragt er ihn, und der Alte hat nur die stolze Antwort:

Ich verbrannte
Pompejus.

Antonius.

Du bist jener Herrliche?
Dich senden mir die Götter denn. Verzeih',
Und zeige mir auch freundlich dich gesinnt!
Komm, suche nach geschlagner Schlacht mich auf;
Du wirst mich dorten finden, wo sich freut
Die grause Parze zwischen Leichenhaufen.
Gib mir den Kuß dann wieder, welchen ich
In dieser Stunde gebe dir, und nachts
Errichte mir auf menschenleerem Strand,
O hocherhabner Greis, den Scheiterhaufen!

Im letzten Act hat sich Kleopatra mit ihren Sklavinnen in ihrem Mausoleum verborgen und ergeht sich in Todesgedanken. Sie erfährt, daß der verwundete Antonius von seinen Kriegern herbeigetragen wird, läßt ihn hereinbringen und wirft sich verzweifelt über den Sterbenden, der ihr enthüllt, daß das Gerücht, sie habe sich getödtet, ihn bewog, ihr nachzufolgen, und seinen Untergang erzählt. Shakspeare führte denselben bekanntlich in einer großartigen Scene auf der Bühne vor, und es beeinträchtigt erheblich die Wirkung des Cossa'schen Schlußactes, der übrigens durch seine nicht gerechtfertigte Länge ermüdet, daß der Dichter sich dieses Hauptmittels, das Große im Charakter des Helden durch seinen Fall hervortreten zu lassen und dadurch mit seinen Gebrechen zu versöhnen, begeben hat. Auch der Untergang Kleopatra's, nach welcher ja das Drama benannt ist, obwol es richtiger „Antonius und Kleopatra" heißen würde, hätte er nicht blos aus ihren Reden ahnen lassen, sondern auf der Bühne vorführen sollen. Der letzte Eindruck, den Kleopatra hinterläßt, indem sie nach Antonius' Tode dem Proculejus mit den Worten zu Octavius folgt:

Entweder glückt's mir, über diesen Mann
Zu siegen, oder heute sinkt hinab
Mit mir der Stern des großen Alexander —

wirkt unbefriedigend nach den Scenen, in denen der heroische Charakter der ägyptischen Königin so schwungvoll entwickelt ist. Der Vergleich mit dem großen Briten, der sich unwillkürlich aufdrängt, gereicht dem Schlusse der Cossa'schen Dichtung zum entschiedenen Nachtheil. Trotzdem bezeichnet dieselbe, wenn man alles erwägt, unter seinen römischen Tragödien den Höhepunkt. Ob der Dichter selbst eine Steigerung innerhalb dieser Sphäre seiner Kraft nicht zutraut, da er nach Vollendung der „Cleopatra" nicht mehr zu ihr zurückkehrte? Jedenfalls ist es ihm gelungen, die oft wiederholte Behauptung, daß dieses Gebiet sich für den modernen Dramatiker undankbar erweise, namentlich durch diese letzte seiner römischen Tragödien zu widerlegen.

Geistiges Leben der Sanct-Petersburger Deutschen.

Von

Friedrich Meyer von Waldeck.

Die Bevölkerung der russischen Residenz wird auf etwa 670000 Köpfe geschätzt. Neben 585—595000 Russen wohnen dort 55—60000 Deutsche, 10—15000 Franzosen, 4—5000 Engländer und der Rest vertheilt sich auf Holländer, Schweden, Finnen, Esten und Letten.

Die deutsche Einwohnerschaft Sanct-Petersburgs ist neben der russischen nicht nur die zahlreichste, sie ist auch die älteste. Peter der Große wußte sehr wohl, was er seinem Lande, seiner Hauptstadt erwies, als er den Zuzug der Deutschen beförderte, die in bekannter Wanderlust nicht säumten, seinem Rufe zu folgen. So verpflanzte er deutschen Fleiß, deutsche Redlichkeit, deutsche Mäßigkeit und Rührigkeit in die neugebaute Stadt an der Newa, die ein fröhliches Gedeihen und rasche Ausbreitung fand. Die deutsche Colonie Sanct-Petersburgs ist mit der Zeit herangewachsen zur Bevölkerung einer ansehnlichen Stadt, und sie hat gerechten Anspruch, wenn der Maßstab deutscher Cultur angelegt wird, mit in die ersten Reihen zu treten.

Wo der Deutsche sich niederläßt, baut er im Schweiße seines Angesichts den geistigen wie den irdischen Boden. Kirche und Schule sind die Tragpfeiler seines Hauses, Wissenschaft und Kunst die Blüten, mit denen er dieselben schmückt. In Kirche, Schule, Wissenschaft und Kunst erwächst und erstarkt das geistige Leben der Nation, der Stadt, der Colonie. Bei der letztern ist niemals außer Ach zu lassen, daß sie ihre Wurzeln in fremde Erde gesenkt und der unmittelbaren Ernährung des heimischen Bodens entsagt hat; daß sie, von anders gearteten, vielleicht unsympathischen, vielleicht feindlichen Elementen umgeben, ihr aus der Heimat stammendes, ureigenstes Wesen zu wahren und zu entwickeln hat. Mit der vaterländischen Cultur Schritt zu halten, bedarf sie größerer Kraftentwickelung und Ausdauer als die Heimat selbst. Von diesen Gesichtspunkten aus möge man das Bild beurtheilen, das ich von dem geistigen Leben der Sanct-Petersburger Deutschen zu entwerfen versuchen will.

1) Die Kirchen.

Als Peter der Große im Jahre 1698 in Holland verweilte, lernte er einen Norweger kennen, aus Stavanger gebürtig, der von Jugend auf in den Nieder-

landen gelebt und sich dort zu einem trefflichen Seemann ausgebildet hatte. Er hieß Cornelius Cruys und war ein eifriger Protestant. Der Zar gewann ihn für die junge Flotte des Russischen Reiches, und als Sanct-Petersburg gegründet wurde, war Cruys bereits Viceadmiral und emsig bemüht, die neue Schöpfung des großen Herrschers zu fördern. Die zahlreichen Deutschen und Holländer, welche der Zar in sein fröhlich aufblühendes Reich verpflanzte, bedurften, mannichfachen russischen Anfeindungen gegenüber, des Schutzes und der Vertretung und Cruys wurde ihr Protector und Patron. Peter ernannte ihn zum Obervorsteher der evangelischen und reformirten Kirchen und Schulen Rußlands, von denen freilich im Reiche wenig genug, im jungen Sanct-Petersburg noch keine Spur existirte. Als der Viceadmiral ein Jahr nach der Gründung Sanct-Petersburgs in die Niederlande gesandt wurde, um tüchtige Seeleute und Handwerker anzuwerben, stieß er dort auf ein paar junge Deutsche, die beide der Heimat entflohen waren, um in der Ferne ihr Glück zu suchen. Der eine, Sohn eines protestantischen Predigers in Westfalen, hatte in Jena als Student im Rausche einen Kameraden erstochen und war landesflüchtig geworden. Der zweite, Sohn eines Professors der Theologie in Göttingen, hatte in Jena den Magistergrad erworben und war Rector der Schule in Flefeld gewesen. Das Lehramt flößte ihm jedoch solchen Widerwillen ein, daß er Flefeld heimlich verließ und nach Holland entfloh. Den einen warb Cruys für seine Kanzlei, den andern zum Prediger für die in Sanct-Petersburg angesiedelten Protestanten. Der erste hieß Heinrich Ostermann, der als Vicekanzler Graf Ostermann vom Nystader Frieden bis zum Regierungsantritt der Kaiserin Elisabeth die Geschicke Rußlands lenkte; der zweite, Wilhelm Tolle, seit 1704 erster und damals einziger Prediger der lutherischen und reformirten Gemeinde in Sanct-Petersburg. Der Gottesdienst wurde ursprünglich in einem Saale im Hause des Viceadmirals gehalten, bis man im Jahre 1708, bei dem ständigen Wachsthum der Gemeinde, auf dem Hofe der Cruys'schen Wohnung eine kleine hölzerne Kirche baute.

Beiläufig sei hier erwähnt, daß der wackere Viceadmiral sich in der unwandelbaren Gunst seines Kaisers erhielt bis auf ein, nach den damaligen Verhältnissen recht kurzes, Intermezzo. Im Jahre 1713 gelang es den zahlreichen Feinden, die ihm seine rücksichtslose Wahrheitsliebe zugezogen, ihn bei dem Zaren zu verleumden. Er wurde nach Kasan verbannt, von wo er dem Kaiser treffliche Berichte über die dortigen Verhältnisse einsandte. Währenddessen verfiel die Flotte in Sanct-Petersburg dergestalt, daß nach 13 Monaten Peter sich veranlaßt sah, Cruys zurückzurufen, ihm bei seiner Ankunft durch Menschikow den Degen überreichen ließ und ihm selbst mit den Worten entgegeneilte: „Ich bin nicht mehr böse!" worauf Cruys antwortete: „Ich auch nicht."

Das schnelle Wachsthum der protestantischen Gemeinde forderte bald gebieterisch eine Trennung nach den Nationalitäten und ihren Sprachen. Im Jahre 1717 schied zuerst die holländische reformirte Gemeinde aus, die sich im Jahre 1730 ein eigenes Grundstück kaufte, dasselbe, auf dem noch jetzt ihre Kirche steht. Im Jahre 1719 trennte sich die englische Gemeinde von dem protestantischen Stamm, 1723 die französisch-reformirte und 1747 stellte sich die deutsch-reformirte auf eigene Füße. So war denn die evangelisch-lutherische Gemeinde allein in dem

hölzernen Kirchlein auf dem Hofe des Admirals zurückgeblieben, das selbst ihren Bedürfnissen bald nicht mehr genügen konnte. Sie erhielt zum Bau eines neuen Gotteshauses am 27. Dec. 1727 von Peter II. ein schönes und umfangreiches Grundstück, auf welchem am 29. Juli 1728 der Grundstein zur neuen Kirche gelegt wurde. Der Bau wurde, nach dem eigenhändigen Entwurf des Grafen Münnich, im Jahre 1738 vollendet. Es ist dies die älteste evangelisch-lutherische Kirche Sanct-Petersburgs, die Kirche der Apostel Petrus und Paulus, welche die zahlreichste Gemeinde in ihren Mauern vereinigt, noch heute eine Zierde des Newski-Prospect.

Mit dem rapiden Wachsthum der nordischen Residenz hielt die Entwickelung der deutschen Colonie gleichen Schritt. Die Zahl der deutschen Einwohner in voneinander weit entlegenen Stadttheilen nahm beträchtlich zu, und mit ihr stieg das Bedürfniß nach neuen protestantischen Gotteshäusern und der Consolidirung neuer Gemeinden. Ich kann hier auf die Geschichte der Entstehung der deutschen Gemeinden und Kirchen Sanct-Petersburgs, die noch keineswegs ihren Abschluß gefunden hat, unmöglich ausführlicher eingehen und muß mich auf eine Zusammenstellung dessen beschränken, was gegenwärtig zur Befriedigung des religiösen Bedürfnisses der Sanct-Petersburger Deutschen vorhanden ist.

Für die deutschen Katholiken an der Newa ist bisher nur kärglich gesorgt. Wie von dem Russen die Bezeichnungen polnisch und katholisch gewöhnlich als gleichbedeutend angesehen werden, so sind auch die beiden römisch-katholischen Kirchen der Residenz wesentlich für die polnische Bevölkerung bestimmt; der Gottesdienst in ihnen wird von polnischen Dominicanern versehen. Für die deutschen Katholiken werden die gottesdienstlichen Casualhandlungen in ziemlich schlechtem Deutsch verrichtet und auch in einer der Kirchen von Zeit zu Zeit deutsch gepredigt.

Die deutschen Protestanten erfreuen sich augenblicklich der beträchtlichen Zahl von 13 Kirchen mit sonn- und festtäglichem Gottesdienst. Dieselben zerfallen in drei große Gruppen. Die erste umfaßt die ansehnlichen Gotteshäuser der selbständigen deutschen Gemeinden, in denen der Gottesdienst *nur* in deutscher Sprache celebrirt wird; die zweite besteht aus den Kirchen, die ursprünglich für evangelische Gemeinden anderer Nationalitäten bestimmt waren, an die sich jedoch eine deutsche Gemeinde angeschlossen hat, welche die Kirche, wol auch den Prediger, für ihren deutschen Gottesdienst benutzt. Die dritte Gruppe enthält die bei großen Wohlthätigkeits- oder Unterrichtsanstalten gegründeten Kirchen, in denen ursprünglich nur für die Insassen jener Institute evangelischer Gottesdienst in deutscher Sprache gehalten wurde, um die sich jedoch mit der Zeit kleine Gemeinden krystallisirt haben.

Zur ersten Gruppe gehören die folgenden sechs Kirchen: 1) Die erwähnte Kirche der Apostel Petrus und Paulus, gewöhnlich Sanct-Petrikirche genannt. Sie liegt zwischen den beiden Stallhofstraßen und schaut mit ihrer zweithürmigen Hauptfaçade nach dem Newski-Prospect. Drei angestellte Geistliche versehen den Gottesdienst. 2) Die Sanct-Annenkirche im Liteinajastadttheil, gleichfalls mit drei Geistlichen. 3) Die Sanct-Katharinenkirche auf Wassili-Ostrow, mit zwei Geistlichen. 4) Die Sanct-Michaeliskirche, gleichfalls auf Wassili-Ostrow (d. h. Basiliusinsel),

dem vorzugsweise deutschen Stadttheil. Diese Kirche stellt das interessante Beispiel dar, wie sich aus den kleinen Anfängen des Gottesdienstes bei einer öffentlichen Lehranstalt nach und nach eine große, stattliche, selbständige Gemeinde entwickelt. Dem deutsch-evangelischen Gottesdienst im sogenannten ersten Cadettencorps, der von einem jüngstverstorbenen hochverdienten Geistlichen versehen wurde, schloß sich nach und nach eine so zahlreiche Gemeinde an, daß dieselbe im Laufe des letzten Decenniums sich selbständig constituiren und ein eigenes schönes Gotteshaus erbauen konnte. 5) Die deutsch-reformirte Kirche. Das hölzerne Gebäude, in welchem die deutsche reformirte Gemeinde seit 1747 den Gottesdienst für sich allein celebrirte, brannte im Jahre 1762 ab. Man hat sich dann bald auf die eine, bald auf die andere Art beholfen, bis unter der außerordentlich lebendigen und thätigen Führung des gegenwärtigen Geistlichen, Consistorialrath Pastor Dalton, das überraschend schöne und geschmackvolle, in romanischem Stil erbaute Gotteshaus entstand, welches eine der edelsten Zierden des elegantesten Stadttheils Sanct-Petersburgs bildet. Auch diese Kirche wurde, kaum vollendet, von einer Feuersbrunst heimgesucht, die jedoch keinen bedeutenden Schaden anrichtete. 6) Die Kirche der evangelischen Brüdergemeinde. Auch in Rußland hat Herrnhut eine bedeutende Colonie, welche zwei umfangreiche Niederlassungen begreift: die ackerbautreibende und industriell-producirende in Sarepta und das große Handlungshaus in Sanct-Petersburg. Hier besitzt die Colonie in dem mächtigen Complex ihrer Gebäude eine schöne geräumige, gut ausgestattete Kirche, an welcher ein eigener Prediger der Brüdergemeinde fungirt. Obgleich der letztere wesentlich nur für den religiösen Dienst der kleinen Herrnhutergemeinde berufen ist, trat doch vor nicht langer Zeit der Fall ein, daß man dem kleinen Häuflein einen so eminent begabten und hervorragenden Prediger gesandt hatte, daß derselbe häufig in der Brüderkirche einen ansehnlichen Theil dessen um sich vereinigte, was Sanct-Petersburg an kirchlich gesinnten, gebildeten Deutschen umschließt.

Zu der zweiten Gruppe gehören drei Kirchen: die Jesuskirche, die Johanniskirche und Sanct-Marienkirche auf der sogenannten Sanct-Petersburger Seite. Die erste ist für die lettischen, die zweite für die estnischen und die dritte für die russischen Protestanten bestimmt. Da aber die Geistlichen, welche von der Entstehung dieser Kirchen an den Gottesdienst in denselben versahen, diesen auch deutsch zu celebriren im Stande und berechtigt waren, so bildeten sich neben den Gemeinden der genannten Nationalitäten auch kleine deutsche Gemeinden, welche nach und nach so beträchtlich an Zahl heranwuchsen, daß z. B. die lettische Kirche jetzt zwei Geistliche zu ihrer Bedienung nöthig hat.

Die dritte Gruppe schließt die folgenden Kirchen ein: 1) die Kirche des Armenasyls der Kaiserin Alexandra Feodorowna; 2) die Sanct-Georgskirche im zweiten Militärgymnasium auf der Sanct-Petersburger Seite; 3) die Sanct-Marienkirche des Smolna-Witwenhauses; 4) die Kirche des evangelischen Hospitals.

In den genannten 13 deutschen evangelischen Kirchen, bei denen wir die im Palais des Prinzen von Oldenburg, weil nicht für jedermann zugänglich, übergehen, wird allsonntäglich mindestens einmal evangelischer Gottesdienst gehalten; in den großen Kirchen der ersten Gruppen zweimal. Dazu kommen Bibelstunden,

Kindergottesdienst und die kürzlich aus Deutschland verpflanzte, vortrefflich gedeihende Einrichtung der Sonntagsschulen für den religiösen Unterricht der Kinder.

2) Die Schulen.

Die Sanct-Petersburger deutsche Jugend erhält ihre Ausbildung in vier großen, von den evangelischen Gemeinden gestifteten Lehranstalten und daneben in einer ganzen Reihe ausgezeichneter und umfangreicher Privatschulen. Im großen und ganzen sind sämmtliche genannte Institutionen den Lehranstalten Deutschlands nachgebildet, unterscheiden sich jedoch in wesentlichen Punkten, in denen den localen Bedürfnissen Rechnung getragen werden mußte. So wird in sämmtlichen Schulen selbstverständlich die russische Sprache theoretisch und praktisch bis zur gewandten, fehlerfreien Handhabung getrieben; das Französische hat die Bedeutung eines Hauptfaches, das Englische wird in beträchtlich höherm Grade cultivirt als in den Anstalten Deutschlands, und in der Mathematik wird mindestens ebenso viel verlangt wie in den hervorragendsten preußischen Gymnasien. Natürlich muß für die Gegenstände, welche der Lehrplan der Gymnasien in Deutschland nicht kennt und fordert, Zeit gewonnen und dafür das Pensum in andern Disciplinen herabgesetzt werden. So verlangt man im Lateinischen und Griechischen bedeutend weniger als bei uns, und die Kenntnisse eines Sanct-Petersburger deutschen Abiturienten in den classischen Sprachen werden ungefähr dem Standpunkt eines guten preußischen Obersecundaners entsprechen. Die älteste und bedeutendste der erwähnten großen Gemeindelehranstalten ist die Hauptschule zu Sanct-Petri, welche bereits im Jahre 1862 ihr hundertjähriges Jubiläum feiern konnte. Dieselbe besteht aus einer männlichen und einer weiblichen Abtheilung. Die Knabenschule zerfällt wiederum in drei abgesonderte Lehranstalten: das classische Gymnasium, die Realschule und die Elementarschule. Die beiden erstern genießen alle Rechte und Privilegien, welcher die russischen Staatsanstalten gleicher Bezeichnung theilhaftig sind, ihre Directoren und Lehrer stehen im Staatsdienst, ihre Abiturienten gehen direct zur Universität u. s. w. Die Elementarschule bereitet zum Eintritt in die höhern Anstalten vor. Die weibliche Abtheilung entspricht einer höhern Töchterschule mit Seminarklassen. Ihre Abiturienten erhalten das Diplom als Lehrerinnen. Auch ihr steht eine Elementarschule als Vorbereitungsanstalt zur Seite. Der Besuch dieser großen Lehranstalt steht jedermann frei, der genug Deutsch versteht, um dem Unterricht in dieser Sprache folgen zu können, ohne jeden Unterschied der Confession. Für die nichtevangelischen Christen sind besondere Religionslehrer angestellt. So befanden sich unter den Schülern der genannten Anstalt am 1. Mai 1880: 919 Lutheraner und Reformirte, 291 Griechisch-Katholische, 54 Römisch-Katholische und 16 Israeliten. Diese 1280 Schüler vertheilten sich wie folgt auf die verschiedenen Anstalten: das Gymnasium und die Realschule zählten zusammen 610, die höhere Töchterschule 376, die Elementarschule für Knaben 148 und die Elementarschule für Mädchen 146. Abgang und Zuwachs betragen jährlich zwischen 200 und 400.

Der Petrischule am nächsten stehen die Anstalten der Sanct-Annenschule. Dieselbe hat gleichfalls ihre hundertjährige Jubelfeier erlebt, hat im großen und ganzen dieselbe Einrichtung wie ihre Schwesteranstalt und zählte an demselben Termin in der Gymnasial- und Realabtheilung 463, in der Vorbereitungsklasse 44, in der Waisenhausschule 141 Schüler, in der weiblichen Abtheilung 407 Schülerinnen; zusammen 1055 Lernende.

Das dritte große deutsche Institut, die reformirte Schule, wurde im Jahre 1818 von den drei reformirten Gemeinden Sanct-Petersburgs, der deutschen, französischen und holländischen, gegründet, hat aber trotzdem einen ausschließlich deutschen Charakter. Ihr Mitgründer und langjähriger Director war der hochverdiente Pastor Johannes von Muralt, ein tüchtiger und begabter Mitarbeiter Pestalozzi's. Sie nimmt nur Knaben auf und besteht gleichfalls aus einer Gymnasial- und einer Realabtheilung. Die Schülerzahl im Jahre 1880 betrug 403, welche sich wie folgt auf die verschiedenen Bekenntnisse vertheilten: Reformirte 53, Evangelisch-Lutherische 141, Griechisch-Katholische 176, Römisch-Katholische 28, Anglikaner 2, Israeliten 3. Der jährliche Wechsel beträgt 80—100. Am 11. März 1868 feierte die Schule ihr funfzigjähriges Jubiläum.

Die jüngste der öffentlichen deutschen Lehranstalten ist die Katharinenschule auf Wassili-Ostrow. Sie ist noch in ihrem Bildungsproceß begriffen, zählt, soviel ich weiß, noch nicht sämmtliche Klassen des Gymnasiums, und hat demnach auch nicht die entsprechenden Rechte. In nicht allzu langer Frist wird sie gleichfalls diesen Standpunkt erreicht haben.

Unter den sehr wohlhabenden Sanct-Petersburger Deutschen gibt es nun eine beträchtliche Anzahl, welche aus localen, hygieinischen und andern Rücksichten vorziehen, ihre Kinder nicht in den vielbesuchten öffentlichen Anstalten unterrichten zu lassen, und sie deshalb einer der zahlreichen und vortrefflich eingerichteten Privatschulen anvertrauen, welche denn auch für Auswärtige, Weitwohnende u. s. w. mit Internaten und Pensionaten verbunden sind. Die bedeutendsten dieser Privatschulen stehen vollkommen auf dem Niveau der öffentlichen Lehranstalten und genießen die Abiturienten der Knabenanstalten dieselben Rechte wie die der Staatsgymnasien. Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier auf die zahlreichen Institute dieser Kategorie näher eingehen; ich nenne von den Anstalten für Knaben nur die beiden hervorragendsten und berühmtesten: Dr. Wiedemann's Privatgymnasium und Handelsschule, gegründet von dem verstorbenen frühern Director der Sanct-Annenschule Dr. Wiedemann, und Dr. Mai's Privatgymnasium, von einem tüchtigen Philologen, der noch heute an der Spitze desselben steht, ins Leben gerufen. Das erstere neigt mehr nach der realen, das zweite nach der classischen Seite hin.

Die Zahl der Privatanstalten zur Ausbildung des weiblichen Geschlechts ist eine noch viel ansehnlichere als die der Knabenschulen. Im allgemeinen wage ich von den Sanct-Petersburger Töchterschulen zu behaupten, daß dieselben in ihren Leistungen und Resultaten höher stehen als die entsprechenden Anstalten des Deutschen Reiches. Der Grund mag in verschiedenartigen Dingen und Verhältnissen beruhen: ich will nur darauf hinweisen, daß man dort, bis in die untern Klassen hinab, die größere Ausgabe für akademisch gebildete Lehrer nicht scheut, während

man sich hier vielfach bis in die obern Klassen hinauf mit Elementarlehrern und Lehrerinnen begnügt; daß man in Sanct-Petersburg ein viel größeres Gewicht auf die Handhabung fremder Sprachen und die Kenntniß ihrer Literatur legt, und daß dort der Unterricht bis in ein viel höheres Alter fortgesetzt wird, als in Deutschland zu geschehen pflegt. Meine Behauptung hat übrigens bereits ihren praktischen Beleg gefunden: die feingebildete edle Großherzogin von Baden, in hohem Grade angesprochen von der trefflichen Erziehung junger Deutsch-Russinnen, hat eine angesehene Dame aus den dortigen deutschen Kreisen nach Karlsruhe berufen, um dort eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen nach deutsch-russischem Muster zu errichten. Auch hier kann ich mich nicht darauf einlassen, einzelne Anstalten eingehender zu schildern, und nenne nur von den ersten und besten die altberühmte der Fräulein Meese, und die jüngern von Fräulein Schaffé, Frau Eck, und die schnell aufgeblühte der Damen Stunde-Feldmann.

3) Wissenschaftliche Vereine.

In der nordischen Residenz gibt es eine ganze Fülle russischer und internationaler wissenschaftlicher Gesellschaften, an denen sich die Deutschen selbstverständlich in hervorragender Weise betheiligen. Sie liegen naturgemäß außerhalb unsers gegenwärtigen Gesichtskreises, in welchen ich einzig und allein diejenigen Aeußerungen des Sanct-Petersburger geistigen Lebens hineinziehe, welche rein deutschen Charakters sind.

Die deutschen Aerzte Sanct-Petersburgs, früher vorzugsweise von den Russen gesucht, wie Peter der Große in seinem Reiche nur den Deutschen erlaubte, Apotheker zu sein, bildeten von alters her einen geistig eminent hervorragenden Stand. Während sonst keine einzige gelehrte Berufsklasse ihren eigenen deutschen Verein hat, existirt, neben dem großen Verein der Sanct-Petersburger Aerzte von gemischter Nationalität, nunmehr seit 62 Jahren der Deutsche ärztliche Verein. Sein Zweck während der ganzen Zeit seines Bestehens war Förderung der praktischen Heilkunde und Bildung eines Mittelpunktes für collegialisches Zusammentreffen. Ursprünglich hatte der Verein nicht die Absicht, literarische Arbeiten zu publiciren. Austausch von Meinungen und Ansichten auf dem Gebiete der praktischen Heilkunde, gegenseitige Belehrung, Mittheilungen über Erlebtes und vor allem das Aufrechthalten freundschaftlichen und collegialischen Verhaltens bei allen Gelegenheiten des Verkehrs war das Ziel der Stifter bei der Gründung des Vereins. Als sich später im Archiv der Gesellschaft eine beträchtliche Anzahl schriftlicher Vorträge angehäuft hatte, veröffentlichte man in der Zeit von 1821—52 eine Auswahl derselben in acht Bänden unter dem Titel: „Vermischte Abhandlungen aus dem Gebiete der Heilkunde", die im Fachpublikum eine beifällige Aufnahme fanden. Außerdem wurden in verschiedenen Zeitschriften Jahresberichte publicirt und seit 1861 werden die Sitzungsprotokolle in der „Sanct-Petersburger Medicinischen Zeitschrift" veröffentlicht. In den Verhandlungen des Vereins während der sechs Decennien seines Bestehens spiegelt sich, oft mit besonderm, den localen Verhältnissen entsprechendem Gepräge, die Geschichte der Wissenschaft.

Neben diesem großen Verein deutscher Aerzte haben in Sanct-Petersburg nicht wenige engere Cirkel existirt, gleichfalls mit der Bestimmung, die Wissenschaft der Medicin und eine schöne Collegialität zu pflegen. So hatte in jüngern Jahren der bekannte Arzt und Dichter Friedrich Hinze einen medicinischen Cirkel gegründet, der in wöchentlichen Zusammenkünften bei einem der sieben Mitglieder sich die Aufgabe stellte, im wissenschaftlichen Gebiet gegenseitige Anregung und Belehrung anzubahnen. Der jedesmalige Wirth trug einen Aufsatz medicinischen Inhalts vor, der besprochen und kritisirt wurde. Nach 9 Uhr abends, bei dem Thee, durfte, um jeden Luxus zu verbannen, nur Humor mit Butterbrot und Käse gereicht werden. Ein anderer wissenschaftlich-medicinischer Verein ist seiner eigenthümlichen Einrichtung wegen bemerkenswerth. Die große Ausdehnung Sanct-Petersburgs und der Mangel an Zeit waren von jeher für die praktischen Aerzte ein großes Hinderniß, sich so oft zu sehen und zu sprechen, als sie es wünschten. Da fand man denn ein interessantes Auskunftsmittel, welches den Genuß wechselseitigen Ideenaustausches gewährte, ohne die Vielgeplagten aus der oft so nöthigen Ruhe und ihre Equipagen aus den Fugen zu bringen. Man organisirte ein wissenschaftliches Kränzchen, dessen Mitglieder wöchentlich einen kurzen Aufsatz medicinischen Inhalts verfaßten und denselben couvertirt untereinander circuliren ließen. Die zwölf Theilnehmer erhielten jeder eine Nummer zu ihrer Bezeichnung und jeder sandte wöchentlich seinen neuverfaßten Aufsatz und die im Cirkel an ihn gelangten Abhandlungen an die folgende Ziffer, bis dieselben das ganze Zifferblatt durchlaufen hatten. Der Verein, der aus den geistreichsten Aerzten Sanct-Petersburgs bestand, führte die charakteristische Benennung „Die Uhr".

Von allgemein scientifischem Charakter ist die Gesellschaft für wissenschaftliche Unterhaltung, welche in der Mitte der sechziger Jahre gegründet wurde und heute noch besteht. Zweck derselben ist, sich an den geistigen Errungenschaften der Gegenwart und Vergangenheit zu erfreuen, mit Ausschluß der Politik. Die Mitglieder, deren Zahl auf 30 beschränkt ist, versammeln sich in den sieben Wintermonaten (October bis April) in einem bestimmten Local um 8 Uhr abends. An die Vorträge und Mittheilungen, die nicht abgelesen werden dürfen, schließen sich allgemeine Besprechungen, und auf diese folgt ein gemeinsames Mahl. Gäste dürfen eingeführt werden. In den ersten Jahren ihres Bestehens war diese Gesellschaft ein wahrhafter Brennpunkt des geistigen Lebens der Sanct-Petersburger Deutschen. Unter den Gründern, zu denen auch der Verfasser dieses gehörte, befanden sich Namen wie K. E. von Baer, Kämtz, Bischof von Richter u. a. Beim gemeinschaftlichen Mahl, das nach dem Schluß des wissenschaftlichen Theils die Mitglieder vereinigte, schäumten, statt des Champagners, den man verschmähte, die schönsten Perlen des Witzes, und das Feuerwerk des Humors, das seine strahlenden Funken in ununterbrochener Girandola auswarf, versagte nie. Diese Symposien dauerten nicht selten in den jungen Tag hinein. Später kamen weniger zusammenklingende Elemente in die Gesellschaft und damit war die eigentliche Blütezeit derselben vorüber.

4) Die periodische Presse.

Von der deutschen periodischen Presse Sanct-Petersburgs betrachten wir hier die Kategorien der wissenschaftlichen und der politischen; die belletristischen Zeitschriften folgen unter einer andern Rubrik. Bei den erstern zählen wir die periodischen Publicationen der Akademie der Wissenschaften nicht, da dieselben, wenn sie auch eine große Anzahl von Abhandlungen deutscher Gelehrten, in deutscher Sprache geschrieben, enthalten, doch selbstverständlich, wenn auch keinen specifisch russischen, so doch einen internationalen Charakter tragen. Eine wesentlich deutsche, wissenschaftliche Zeitschrift ist die bereits genannte medicinische, die sich unter den Fachmännern Deutschlands einer ehrenvollen Anerkennung erfreut. Von allgemein wissenschaftlichem Charakter ist die „Russische Revue, Monatsschrift für die Kunde Rußlands", die von dem überaus thätigen und in weiten Kreisen bekannten Hofbuchhändler Karl Röttger herausgegeben wird. Der Jahrgang besteht aus zwei Bänden in zwölf Heften und wird soeben der 20. Band in Angriff genommen. Die Verbreitung und die allgemeine Anerkennung, welche diese Zeitschrift im Verlaufe der zurückgelegten neun Jahre erworben, verdankt sie dem strengen Festhalten an ihrem Programm: in objectiver Darstellung authentisches Material für die Kenntniß Rußlands zu geben. Mitarbeiter wie A. Brückner, R. von Seydlitz, Ludwig Stieda, F. Martens, N. Wesselowski, F. Wiedemann, Baron von der Osten-Sacken, Dr. E. Schulze u. a. sichern ihr auch für die Zukunft den Erfolg.

Den wissenschaftlichen Zeitschriften müssen wir den „Sanct-Petersburger deutschen Kalender" zuzählen, welcher, früher von der Akademie, jetzt gleichfalls von Karl Röttger publicirt, mit dem Jahre 1881 seinen 153. Jahrgang angetreten hat. Derselbe trägt neben seinem kalendarischen einen vollkommen wissenschaftlichen Charakter. Auf 418 Octavseiten enthält beispielsweise der laufende Jahrgang, außer dem astronomischen und kirchlichen Theil, meteorologische Tabellen, finanzielle Uebersichten, Nachrichten über Posten, Telegraphen und Zolleinrichtungen, eine ausführliche Abhandlung über Areal und Bevölkerung des Russischen Reiches von W. Struve, einen Essay von Eduard Kretschmann über russische Volksfeste und Festgebräuche, einen Aufsatz über die Meteorologie in Rußland und eine schätzenswerthe Mittheilung über die Bewegung der Bevölkerung im europäischen Rußland während des Jahres 1870.

Die politische deutsche Presse Sanct-Petersburgs beginnt mit dem Jahre 1727, der Gründung der „Sanct-Petersburger (deutschen) Zeitung" durch Peter den Großen. Dieses Blatt, nach der „Augsburger Postzeitung" das älteste der existirenden deutschen Tagesblätter, führte in den ersten zwei Dritteln des 18. Jahrhunderts, wie so ziemlich alle Zeitungen, ein kümmerliches Dasein. Bei der „Sanct-Petersburger Zeitung" kam noch die Eigenthümlichkeit hinzu, daß sie nach der Verfügung ihres monarchischen Gründers von der Akademie der Wissenschaften nicht allein herausgegeben, sondern auch geschrieben, resp. zusammengestellt werden mußte. Für sie war natürlich die weite Entfernung von den politischen Centren Europas ein besonderes Hemmniß befriedigender Weiterentwickelung. So setzte sie ihre Existenz in bescheidener Weise bis weit in das 19. Jahrhundert fort. Aus

dem zweimaligen wöchentlichen Erscheinen wurde ein dreimaliges, später ein tägliches. Das letztere eigentlich nur nominell, da zu den 52 Sonntagen noch eine große Menge russischer Feiertage kam, an denen in der Druckerei der Akademie nicht gearbeitet werden durfte, und die mehr als ein Drittheil des Jahres das Erscheinen der Zeitung pausiren ließen. Charakteristisch ist, daß das Blatt größtentheils von Leibeigenen der Akademie gesetzt und gedruckt wurde, und noch im Anfang der funfziger Jahre dieses Jahrhunderts war der Metteur-en-pages dieser deutschen Zeitung ein freigelassener russischer Leibeigener, der nothdürftig ein deutsches Manuscript verstand, aber kein Wort deutsch sprach. Bis in das erste Drittel dieses Jahrhunderts wurde die „Sanct-Petersburger Zeitung" von dem einen oder andern Akademiker beim Nachmittagskaffee aus einigen deutschen, namentlich berliner Blättern zusammengestellt. Das ließ sich natürlich nicht länger fortführen, und die Akademie sah sich veranlaßt, die Redaction ihrer Zeitung einem speciell dazu berufenen Redacteur anzuvertrauen. Die fast unmögliche Aufgabe, mit den deutschen Zeitungen des Auslandes zu concurriren, die an Hunderten von Hindernissen scheiterte, forderte eine Sisyphusarbeit, der sich niemand gern auf längere Zeit unterzog. So wechselte Redacteur auf Redacteur, bis im Jahre 1852 der Verfasser dieser Schilderung berufen wurde, von welcher Zeit bekanntlich die Entwickelung des Blattes zu einem großen politischen Organ datirt. Da sich im Anfang der funfziger Jahre eine russische Zeitschrift in politischer Richtung nicht zu einer gewissen Bedeutung aufschwingen konnte, so versuchte es der neue Redacteur mit der Literatur, mit der Kunst, mit dem socialen Leben Rußlands. Er gab in den ersten Jahren ein reiches Material an Uebersetzungen aus dem Russischen, Polnischen, Finländisch-Schwedischen u. s. w., sowie an Berichten, Essays und Uebersichten über die literarische, künstlerische, geistige und sittliche Entwickelung Rußlands. Zeugniß davon geben sechs stattliche Bände, in denen er diese culturhistorisch wichtigen Artikel gesammelt und herausgegeben hat: 1) „Magazin für die Kunde geistigen und sittlichen Lebens in Rußland. Wissenschaftliche Mittheilungen aus den Beilagen der «Sanct-Petersburger Zeitung»", 1853—55 (3 Bde.); 2) „Belletristische Blätter aus Rußland. Aus dem Feuilleton der «Sanct-Petersburger Zeitung» herausgegeben", 1853—55 (3 Bde.). Die mit ungeheuern Kosten edirten Sammelwerke über Rußland von Ehrenberg und Wolfsohn haben nichts Besseres bieten können.

Nun brachte die Thronbesteigung Alexander's II. einen freiern Aufschwung in das russische Leben. Die Bande, welche die russische Presse fesselten, wurden allmählich gelockert und gelöst, und es bot sich die Möglichkeit, aus einer russischen Zeitung auch ein politisches Blatt zu machen. Ein materielles Hinderniß, die Administration der Akademie, wurde gleichfalls beseitigt und von diesem Zeitpunkt beginnt die ununterbrochene gedeihliche Entwickelung der „Sanct-Petersburger Zeitung" bis zu ihrer gegenwärtigen Blüte.

Die Principien, welche dem Verfasser während der zweiundzwanzigjährigen Leitung jenes Blattes zur Richtschnur dienten, lassen sich in kurzen Worten so zusammenfassen: während er gewissenhaft strebte, seine Pflicht gegen Rußland zu erfüllen, für dessen geistige und materielle Entwickelung zu wirken, trug er die

Liebe für die deutsche Heimat und seine Landsleute unentwegt im Herzen, und wenn es seine erste Aufgabe war, Aufklärung und Gesittung in Rußland verbreiten zu helfen, so betrachtete er sich in zweiter Linie als Vertreter des Deutschthums und der Deutschen in Rußland. Diese Stellung führte ihn zu ununterbrochener Fehde mit der russischen Presse, und er ist im Streite nicht gewichen, bis die Gegner unterlagen oder ihn die force majeure zum Schweigen brachte.

Da die „Sanct-Petersburger Zeitung" ein sehr großes und verhältnißmäßig theueres Blatt geworden war, machte man hin und wieder den Versuch, durch billige, wenig umfangreiche Wochenschriften dem Bedürfniß des kleinen deutschen Mannes entgegenzukommen. So erschienen nacheinander die „Petersburger Wochenschrift", „Beim Seidel", „Deutsche Blätter aus Rußland"; aber keine dieser Zeitschriften konnte sich auch nur kürzere Zeit halten; nach Inhalt und Form entsprachen sie zu wenig den Bedürfnissen der deutschen Bevölkerung Sanct-Petersburgs. Im Jahre 1870 wurde eine zweite große politische Zeitung, die „Nordische Presse", in baltischem Interesse zu Sanct-Petersburg gegründet. Obgleich ihr der große Krieg zu Hülfe kam, führte sie unter beträchtlichen Opfern ein kümmerliches finanzielles Dasein mehrere Jahre fort und endete 1874. In demselben Jahre legte Verfasser dieses die Leitung der „Sanct-Petersburger Zeitung" in andere Hände. Sein nächster Nachfolger glaubte an Inhalt und Richtung des Blattes manches ändern zu müssen, erregte dadurch Unzufriedenheit bei einem Theil des Leserkreises und wurde so die Veranlassung, daß abermals eine große Concurrenzzeitung, der „Sanct-Petersburger Herold", gegründet wurde, welche, geschickt redigirt, der „Sanct-Petersburger Zeitung", was die Zahl der Abonnenten betrifft, bereits den Rang abgelaufen haben soll.

5) Pflege der Dichtkunst.

In deutschländischen und baltischen Zeitschriften begegnen wir bis weit in das vorige Jahrhundert hinein den Namen von Sanct-Petersburger Deutschen, welche neben ernsten und schweren Berufsgeschäften die Pflege der Dichtkunst zur erquickenden Lebensaufgabe gemacht hatten. Aber das nordische Palmyra hatte — allerdings mit beträchtlichen Unterbrechungen — auch im eigenen Weichbilde poetische Kräfte genug, um selbständige belletristische Journale und poetische Almanache ans Licht der Welt treten zu lassen. So finden wir in alten Bibliotheken ein mehrbändiges „Nordisches Archiv" aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, welches zwar die Verlagsorte Riga und Leipzig auf dem Titel trägt, aber von Petersburg aus mit Beiträgen versorgt wurde. Die „Sanct-Petersburger Monatsschrift" dagegen erschien in monatlichen Heften in der Residenz selbst. Sie richtete ihr besonderes Augenmerk auf das deutsche Theater und wir begegnen im Jahre 1806 in ihren Blättern geistreichen, eingehenden und von gründlichen literarischen Kenntnissen zeugenden Besprechungen der deutschen Bühne, welche von niemand Geringerm herrührten als von dem damaligen Etatsrath Georg Cancrin, aus dem sich im Laufe der Zeit der berühmte Finanzminister, General der Infanterie, Graf Cancrin entpuppte. Eine andere Zeitschrift von ästhetischer Richtung wurde in dem ersten Jahrzehnt dieses Säculums unter dem Titel „Ruthenia" in Sanct-Petersburg herausgegeben.

Um den Rahmen dieser Skizze nicht zu weit auszudehnen, soll das ästhetische Schriftstellerthum der Sanct-Petersburger Deutschen nur so weit einer flüchtigen Betrachtung unterzogen werden, als es dem Zeitraum der letzten 50 Jahre angehört. In den dreißiger Jahren erwarb sich das „Magazin für deutsche Leser in Rußland", das in Sanct-Petersburg unter der Redaction des geistvollen Dr. Walther herausgegeben wurde, den allgemeinsten Beifall und einen großen Leserkreis. Durch den Tod des Herausgebers verwaiste dasselbe und erschien längere Zeit nicht mehr.

Friedrich Hinze, dessen ich oben als Arzt gedacht und auf den ich noch ausführlicher zurückkomme, vermißte schmerzlich ein Organ für deutsche Dichtung und Kritik und faßte mit einigen Freunden aus der medicinischen Welt, die gleich ihm mit poetischen Kräften ausgerüstet waren, den Entschluß, das „Magazin" gemeinschaftlich wieder aufzunehmen. Das geschah. Unter den Pseudonymen Heimbertsohn, Dr. Frei und Alfred gaben Friedrich Hinze, Veichtner und Maximilian Heine (der Bruder Heinrich's) im Jahre 1838 die verlassene Zeitschrift von neuem heraus und nahmen bald die Aufmerksamkeit des Publikums ungetheilt in Anspruch. Zwei Jahre hindurch widmeten die Freunde dem „Magazin" ihre beste Kraft, und diese beiden Bände enthalten eine solche Fülle des Witzes und Humors, wie sie selten auf einer so geringen Menge Papier geboten wird. Während Alfred vorzugsweise Novelletten und Sanct-Petersburger Briefe schrieb, Dr. Frei seine beißenden und geistreichen Epigramme hineinstreute, gab Hinze Theaterkritiken, humoristische Betrachtungen und Erzählungen. Natürlich ging es ihm wie allen tüchtigen Theaterkritikern vor und nach Lessing. Die Künstler, statt den Tadel zu beherzigen und aus demselben zu lernen, fühlten sich verletzt und bereiteten, wenn auch nicht dem unbekannten Beurtheiler, so doch dem Verleger des „Magazin" mancherlei Unannehmlichkeiten. Die Humoresken Hinze's aus jener Periode gehören zu den besten und geistvollsten, die er geschrieben. Er verfiel auf die köstliche Idee, sich eine stereotype Figur zu schaffen, die er in seinen witzsprühenden Schilderungen in immer neuen Verhältnissen auftauchen ließ. So entstand der harmlose Spießbürger, Herr Nigel aus Narwa, der bei verschiedenen Gelegenheiten nach Sanct-Petersburg kommt und durch seine Unbehülflichkeit und Unkenntniß zu den heitersten Verwickelungen Anlaß gibt. Noch ergötzlicher wurde der Spaß, als ein wirklicher Bürger Narwas sich in Herrn Nigel geschildert glaubte und sich in eine Correspondenz mit den Herausgebern des „Magazin" einließ, welche lange Zeit die Kosten einer frohen Unterhaltung bestreiten mußte. Die liebenswürdige Selbstverleugnung der jungen Schriftsteller erstreckte sich sogar bis auf den persönlichen Erfolg. Sie vertauschten bei einzelnen Artikeln ihre Namen, um so die Leser vollständig irrezuführen und das Incognito um so sicherer zu bewahren.

Dies lebendige literarische Wirken währte nicht viel länger als zwei Jahre. Die wachsende ärztliche Beschäftigung ließ den Herausgebern des „Magazin" nicht mehr die nöthige Stimmung. Sie sahen sich gezwungen, die Zeitschrift in andere, weniger geschickte Hände übergehen zu lassen, und sie starb einen zweiten Tod, von dem sie niemand wieder aufgeweckt hat.

Es war im Herbst des Jahres 1853. Ich zählte erst kurze Zeit zu den Bewohnern der Residenz und hatte nicht lange vorher Hinze kennen gelernt. Da

machte ich ihm den Vorschlag, in einem geselligen Vereine den Mittelpunkt für die deutschen Dichter Sanct-Petersburgs zu gründen, zu gegenseitiger Mittheilung, Kritik und Anregung. Hinze erfaßte diesen Gedanken mit der begeisterten Liebe, die er für die Poesie im Herzen trug, und derselbe Herbst noch sah die gewünschte Vereinigung ins Leben treten. Man versammelte sich einmal wöchentlich bei den Theilnehmern der Reihe nach, las sich die eigenen Productionen vor und kritisirte herzhaft. Diese Abende wirkten auf alle Mitglieder des Vereins belebend und befruchtend und manche schöne Dichtung verdankt ihnen den Ursprung.

Am Ende des Jahres 1855, nachdem die erwähnten „Belletristischen Blätter aus Rußland" zu erscheinen aufgehört, faßte man den Beschluß, mit den Ergebnissen des gemeinsamen poetischen Wirkens auch gemeinsam an die Oeffentlichkeit zu treten und eine jährlich erscheinende Sammlung der Gedichte des Vereins herauszugeben. Anfang 1857 erschien unter dem Titel „Schneeflocken"*) dieser erste Versuch eines Sanct-Petersburger deutschen Musenalmanachs, 1858 wurde der zweite Jahrgang herausgegeben. Inzwischen waren zwei hervorragende Mitglieder, Hinze und Cambecq, dem Bunde durch den Tod entrissen. Die wenigen Ueberlebenden stellten die weitere Herausgabe der Sammlung ein. Nach der Publication des „Ersten Winters" der „Schneeflocken" erhielt der Verein den Namen „Die Wolke".

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich bei den Lesern dieser Skizze ein wärmeres Interesse für die poetischen Bestrebungen jener nach dem Norden verschlagenen deutschen Dichter voraussetze, und so möge hier das kurze „Geleitwort" seine Stelle finden, mit welchem der „Erste Winter" der „Schneeflocken" eingeleitet wurde:

„In die Farbenpracht des Tropenhimmels ragt die schlanke Palme, umschwebt von lebenden Goldfunken und glänzenden Faltern; in ihrer Fächerkrone schlummert die buntschillernde Anaconda; zu ihren Füßen spielt die schlanke Gazelle. Im lianendurchflochtenen Dickicht des Urwaldes schleicht der Königstiger und nähert sich unhörbar dem schüchternen Wilde. Durch die heiße Luft schwirrt der befiederte Pfeil des schwarzen Kriegers und der mächtige Räuber liegt entseelt im riesenhohen Grase, ehe er sich zum Sprunge bereitet.

„Unter der wolkengipfeligen Pinie Spaniens lagern hochgewachsene braune Männer und schöne üppige Weiber in buntem Ringe. Der Guittarero lehnt im Schatten der breitblätterigen, stacheligen Aloë und entlockt den Saiten wollustathmende, berauschende Klänge. In der Mitte des Kreises aber, leicht geschürzt, schwebt ein herrliches, feueraugiges Kind, kaum zur Jungfrau erblüht, und alle Blicke ruhen auf ihr und folgen den magischen, süße Geheimnisse flüsternden Verschlingungen der Seguidilla.

„Am herrlichen Rhein, da strotzt die volle Traube, da weidet auf duftigen Kräutern unter dem Laubdach des Buchenwaldes der edle Hirsch und das zierliche Reh; und am Ufer ragen steile Felsen empor und auf der Spitze der schroffen Wand steht die zerfallene Burg und erzählt dem wegemüden Wanderer von der Altvordern eherner Kraft und holder Frauen Minne.

---

*) „Schneeflocken. Poetisches Jahrbuch aus Rußland. Erster Winter" (Leipzig, Dörffling u. Francke, 1857); „Zweiter Winter" (Berlin, Alexander Duncker, 1858).

„Unter jenen poesiegetränkten Himmelsstrichen wogt die Brust unter unsäglicher Liederfülle und das Leben ist so durchduftet von hoher Schönheit, daß Sprache und Ton den Reichthum kaum zu bewältigen vermögen.

„Aber im Norden — da breitet sich nach flüchtigem Sommerblick das unabsehbare Schneefeld über die Fläche und die Natur scheint starr und todt, ohne Schönheit, ohne Poesie. Und doch ist sie nicht starr und todt, doch ist sie nicht ohne Schönheit, ohne Poesie. An die saftig-grüne duftende Tanne schmiegt sich der weiße, glänzende Stamm der schlanken Birke; das graue Eichhorn hüpft von Zweig zu Zweig; der dunkle Fuchs schleicht auf der Fährte des Schneehuhns; das heisere Bellen des Wolfes unterbricht grell die meilenumfassende Todtenstille und vom bleigrauen Himmel wirbelt das Meer schimmernder Schneeflocken herab und hüllt die Erde tiefer und tiefer in ihr weiches, blendendweißes Schlafgewand.

„Auch der Norden hat seine Schönheit, seine Poesie, und wem die Glut der Dichtung wohnt in begeisterter Brust, dem erstarrt sie nicht unter Eisschollen und Schneefeldern, in dem lebt sie fröhlich und kräftig fort und nährt sich von den Träumen der Seele und von dem Schönen in der erhabenen Ruhe des Nordlandes.

„Ein Häuflein deutscher Dichter hat sich zusammengefunden im hohen Norden. Sie pflegen das deutsche Lied mit sorgsamer Hand und glauben an die unversiegbare Quelle deutscher Poesie. Was sie gesungen und gedichtet, sie senden es hinaus in die Welt, überall hin, wo deutsche Herzen schlagen, als einen Liebesgruß aus dem innersten Kern deutschen Gemüthes.

„«Schneeflocken» nennen sie die Dichtungen, die sie bald dem Norden abgelauscht, bald aus dem Süden erträumten. Woher die Schneeflocke stammt, wer sie bildet und welche Region ihre Geburtsstätte, wer mag das sagen? Aber vom Himmel kommt sie herab und deckt die kalte, fröstelnde Erde mit weichem Flaum. Bald sinkt sie langsam und sanft hernieder und auf dunkelm Steine ruht sie in der reinen Schönheit symmetrischer Formen; bald erfaßt sie ein wilder Sturm, ehe sie den Boden erreichte, und peitscht und jagt sie wirbelnd vor sich her durch die eisige Luft, bis er endlich müde und matt die Gequälte und Zerrissene mit den Schwestern zu Boden gleiten läßt.

„Und soll ich noch reden von dem deutschen Liede fern von seinem mütterlichen Boden, verwaist unter Völkern fremder Zunge? Laßt euer Auge ruhen auf diesen «Schneeflocken» und sie werden erzählen von der Geschichte ihrer Leiden und ihres Glückes.

„Wehet denn hinaus in die Welt, ihr Kinder des Nordens, und wo ihr ein empfängliches, deutsches Gemüth findet, da laßt euch nieder. Hat euch der nächste Sommer hinweggethaut vor den Augen derer, die euch freundlich begrüßten: vielleicht bleibt doch in dem Herzen ein liebendes Andenken zurück, das sich in frohen Willkommen wandelt, wenn ein neuer Winter euch wieder von neuem hervorlockt. (F. M. von W.)“

Einen neuen Sporn zu poetischem Schaffen rief der Beschluß hervor, von Zeit zu Zeit, in Gestalt eines einfachen Wortes, eine Aufgabe, ein Thema zu beliebiger dichterischer Verwerthung zu geben. Solcher Themata waren unter andern:

Lampe, Brücke, Gang, Schenke, Hab' Acht. Sie wurden von allen Mitgliedern des Vereins, von dem einen lyrisch, vom andern episch, vom dritten dramatisch u. s. w. bearbeitet; die Gedichte finden sich theils in den „Schneeflocken", theils in den poetischen Schriften der Vereinsgenossen, theils bilden sie selbständige Werke.

Von dem Geiste, der in diesem Dichterkreise herrschte, möge neben seinen poetischen Erzeugnissen die Art und Weise Zeugniß geben, wie man den Stiftungstag der „Wolke" jährlich im December beging. Man versammelte sich in der Wohnung eines der verheiratheten Mitglieder, dessen Gattin das Festmahl zu bereiten übernommen hatte; das Getränk wurde vorher mit Sorgfalt gewählt, geprüft und beschafft. Alles war in Gala. Der Wirth des Hauses empfing die Genossen mit einer kurzen poetischen Ansprache, die vom jüngsten Mitgliede beantwortet wurde. Dann begab man sich in das Speisezimmer, jeder trat hinter seinen Stuhl und sprach einen Quatrain. Beim Fischgericht wurden mehrfach in der Runde Ueberreime gemacht. Sobald der alte, wohltemperirte Rheinwein auf dem Tische erschien, sprach einer der Festtheilnehmer ein Rheinweinlied, beim Champagner folgte ein Champagnerlied und dann die Festrede. Sie wurde am ersten Stiftungstage von Hinze gehalten, und ich kann mir nicht versagen, die folgenden Worte aus derselben mitzutheilen:

„... Wir sammeln emsig die Blumen, welche uns die holde Göttin lächelnd aus ihrem Schose zuwirft, wir sammeln diese Blumen und binden sie mit dem Bande der Freundschaft zu einem stattlichen Strauße, nicht um denselben denen da draußen prahlend hinzuhalten und zu rufen: «Seht, das sind wir!», sondern um ihn unter uns von Hand zu Hand gehen zu lassen, daß jeder sich an seinem Duft und an seinen Farben labe und ergötze. Und wie haben wir uns doch so wunderbar hier zusammengefunden! Aus allen Himmelsgegenden und aus vieler Herren Ländern; von der heimischen Scholle gerissen und wieder hier im kalten Norden heimisch geworden! Soll ich euch das erklären? Nun so hört auf meinen Trinkspruch:

Wo ist des Deutschen Vaterland?
Ist's da, wo seine Wiege stand?
Ist's an der Elbe, ist's am Rhein,
Ist's an der Donau, ist's am Main?
Nicht Bundesstaat, nicht Zollverein,
Die ganze Erde muß es sein!
Wohin er auch verschlagen ist, —
Wo deutscher Mutterlaut ihn grüßt,
Wo deutscher Handschlag ihn empfängt,
Ein deutsches Herz sich zu ihm drängt;
Wo deutscher Wein die Gläser füllt
Und deutscher Sang der Brust entquillt,
Wo, was die Welt umher auch treibt,
Deutsch immerdar sein Fühlen bleibt:
Sei's Rußland, sei's Amerika,
Sei's China, sei's Australia —
Des deutschen Denkens geist'ges Band
Das schafft des Deutschen Vaterland."

Nach der Festrede ward der freundlichen Wirthin des Tages ein Lied gebracht, das später in ein reichgeschmücktes Album eingetragen und von Gedichten sämmtlicher Mitglieder begleitet, zuweilen auch illustrirt wurde. Beim Mokka und der Cigarre wurde vom Secretär der Jahresbericht verlesen.

Nach Cambecq's Tode beschloß man, beim Festmahl des Stiftungstages auch der entschlafenen Genossen zu gedenken. Einer der Theilnehmer sprach einen poetischen Gedenkspruch, nach welchem ein ausdrücklich hierzu gestifteter, mit Immortellen bekränzter und mit edelm Rheinwein gefüllter Pokal die Runde machte. Eins dieser elegischen Libationsgedichte endete:

Die Liebe dauert und es bleibt der Geist,
In unsern Herzen wohnen die Gesellen;
Der Bund, den keines Sturmes Wuth zerreißt,
Er soll am Fels des Todes nicht zerschellen!
So trinket denn! — und wenn der Becher kreist,
Den sinnig ihr bekränzt mit Immortellen,
Sei den Entschlafnen unser Gruß entboten,
Und unser Trinkspruch heißt: es gilt den Todten!

Es bleibt mir noch übrig, die einzelnen Mitglieder der „Wolke" zu nennen und einige Worte über ihr Leben und ihre Dichtungen hinzuzufügen. Man wird mir dabei gestatten, in Betreff meiner eigenen Person, auf Jegór von Sivers' „Deutsche Dichter in Rußland", S. XLVII fg., Brümmer's „Deutsches Dichterlexikon", II, 36, oder das zweite Jahressupplement (1880—81) von Meyer's „Conversations-Lexikon" zu verweisen.

Johann Friedrich Heimbertsohn Hinze wurde 1804 in Lübeck geboren, wo seine Aeltern beliebte dramatische Künstler waren. Mit 15 Jahren hatte er das lübecker Gymnasium absolvirt und sollte in Göttingen Theologie studiren. Der Bankrott des lübecker Stadttheaters vereitelte diesen Plan und man nahm den Vorschlag eines befreundeten Seekapitäns an, den Jüngling auf seinem Schiffe mit nach Sanct-Petersburg zu nehmen, wo er sich unter der Aegide des Schwiegersohnes des Kapitäns dem Kaufmannsstande widmen sollte.

So kam Hinze 1820 nach Rußland. Sein Principal fand bald, daß er sich vortrefflich für eine wissenschaftliche Carrière, für den Beruf des Kaufmanns aber gar nicht eigne, und ließ Hinze auf seine Kosten Medicin studiren, zunächst auf der Sanct-Petersburger Medicinischen Akademie, dann auf der dorpater Universität. Als junger Arzt kehrte er nach Sanct-Petersburg zurück, wo er sich bald eine ausgebreitete Praxis erwarb und an dem großen Obuchow-Hospital in den Staatsdienst trat. Ueber sein wissenschaftliches und poetisches Wirken habe ich, soweit es der Umfang dieser Schilderungen gestattet, das Erforderliche oben gesagt. Details findet man in der Vorrede zu Hinze's Werken.*) Er starb am 2. Sept. 1857. Ausgezeich-

*) Vgl. „Poetische Schriften von Friedrich Heimbertsohn Hinze. Mit einem biographischen Vorwort herausgegeben von Friedrich Meyer von Waldeck" (Berlin, Alexander Duncker). Erster Theil: „Gedichte." Mit dem Bildniß des Verfassers (1859), Zweiter Theil: „Humoresken und Erzählungen." Nebst einem Anhange: „Dramatische Kritiken" (1860). Dritter Theil: „Dramatisches" (1864).

neter Arzt, begabter Dichter, glücklicher Redner, trefflicher Humorist, unvergleichlicher Gesellschafter, war er in der deutschen Welt Sanct-Petersburgs, hier durch die eine, dort durch die andere, meistens aber durch den ganzen Blütenstrauß seiner schönen Gaben zum allgemeinen Liebling geworden und sein frühzeitiger Tod versetzte die ganze Colonie in tiefe Trauer. Hinze's poetische Werke haben die allgemeinste Anerkennung gefunden. Ihre stärkste Seite liegt in den neckischen, aber vom klarsten und reinsten Dichtergeiste durchhauchten Trinkliedern, die noch heute mit Vorliebe von den dorpater Studenten gesungen werden.

Max Cambecq, Sohn des Dr. Louis Cambecq, der viele Jahre hindurch die Professur des Römischen Rechts an der Universität Kasan bekleidete, war 1828 in Dorpat geboren und hatte in Sanct-Petersburg Medicin studirt. Sein poetisches Talent war sehr bedeutend, aber noch keineswegs zur Reife gediehen, als ein früher Tod ihn ereilte. Er schrieb für das Feuilleton der „Sanct-Petersburger Zeitung" eine ganze Reihe anziehender Novellen. Seine Erzählung aus dem russischen Leben der „Domowoi", welche in der „Novellen-Zeitung" veröffentlicht wurde, ist eine sehr hervorragende Leistung. Einige seiner Gedichte sind in den „Schneeflocken" enthalten. Er starb am 6. Mai 1856.

Alexander Tollert (sein eigentlicher Name war von Lysarch genannt Königk), geboren zu Riga im Jahre 1813, wurde in der Sanct-Petersburger Ingenieurschule erzogen und war nacheinander Ingenieuroffizier, Kreisschullehrer, Schauspieler, Zollbeamter und wandte sich schließlich bleibend der Bühne zu. Er gehörte 35 Jahre dem petersburger deutschen Theater an, 20 Jahre als Schauspieler, 15 Jahre als Oberregisseur und technischer Director. Er hat 53 Stücke theils übersetzt, theils verfaßt, welche sämmtlich an der Sanct-Petersburger Bühne zur Aufführung gelangten. Ein Theil seiner Gedichte erschien in den „Schneeflocken"; seine „Memoiren eines Schauspielers" wurden im Feuilleton der „Sanct-Petersburger Zeitung", seine „Geschichte des deutschen Theaters in Sanct-Petersburg" im „Sanct-Petersburger Herold" veröffentlicht. Er starb im Frühjahr 1880.

Ferdinand Adolf Gelbcke, geboren, wenn ich nicht irre, 1811 in Zerbst, hat sich in Halle zum Lehrfach ausgebildet und in Dessau unter Friedrich Schneider's Leitung Musik studirt. Er wurde als Lehrer nach Sanct-Petersburg berufen, hat dort Decennien hindurch an der Sanct-Annenschule gewirkt und sich jetzt zu wohlverdienter Ruhe auf seine Stelle als Director des fürstlich Bjelosselski'schen Frauenasyls zurückgezogen. Gelbcke ist ohne Zweifel das bedeutendste und am tiefsten angelegte Talent des Sanct-Petersburger Dichterkreises, doch hält ihn eine unerklärliche, fast krankhafte Scheu vor der Oeffentlichkeit von der Herausgabe der reichen poetischen Schätze zurück, die in seinem Pulte vergraben liegen. Was jedoch bisher auf vielfaches Zureden seiner Freunde publicirt wurde*), reichte hin, ihm in den

*) Vgl. „Die Peri. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen" (Leipzig, K. T. Dörffling, 1845); „Die Brücke des Heils" (Leipzig, Julius Klinkhardt, 1865); „Die Mutter der Strelitzen. Tragödie" (Leipzig, Julius Klinkhardt, 1865); „Shakspeare's Sonette. Uebersetzt von F. A. G." (Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1867). (Diese Uebersetzung bildet einen Theil der Shakspeare-Ausgabe des Bibliographischen Instituts und ist auch in die

gebildeten deutschen Kreisen Rußlands wie Deutschlands einen geschätzten Namen zu erwerben. Seine Uebersetzungen sind als vorzüglich anerkannt; sein „Rabelais" wird von Autoritäten ersten Ranges als Meisterwerk gepriesen.

Ludwig von Jessen (pseudonym von Osten), das jüngste unter den Mitgliedern der „Wolke", Sohn des aus Holstein stammenden verstorbenen Professors Peter Jessen in Dorpat, studirte in Sanct-Petersburg orientalische Sprachen und widmete sich dann der diplomatischen Carrière. Eine Reihe von Jahren war er Secretär der russischen Gesandtschaft am persischen Hofe und bekleidet jetzt eine hervorragende Stellung im Ministerium des Auswärtigen zu Sanct-Petersburg. Das Studium der orientalischen Dichter weckte in ihm eine besondere Vorliebe für die mit der Form spielende Spruchpoesie, und diesem Gebiete gehören auch seine besten Leistungen an. Seine Uebersetzungen russischer Dichter werden wegen ihrer Treue bei glatter Form allgemein geschätzt. Seine Gedichte und Uebersetzungen sind in einigen schmucken Bändchen erschienen.

Vorübergehend gehörten dem Dichterkreise nur während kurzer Zeit an: der Componist Yourij von Arnold, Friedrich von Köppen, August von Viedert und Konstantin Philippeus. Später traten dem Verein als correspondirende Mitglieder bei: Jegór von Sivers in Livland, Minna von Mädler in Dorpat, Roman Freiherr von Budberg-Benninghausen in Estland und Karl von Bursy in Mitau.

6) Das Theater.

Bereits unter der Regierung des Zaren Alexei Michailowitsch kamen deutsche Komödianten nach Rußland, die um das Jahr 1676 zur Belustigung des Hofes deutsche Vorstellungen gaben, unter denen ein Drama „Holofernes" namhaft gemacht wird. Sie wurden vom Zaren reichlich belohnt, der auch in der Folge Geschmack an ihren Darstellungen fand. Ueber den Fortgang dieser theatralischen Unterhaltungen fehlt jede Nachricht. Im Jahre 1701 ließ Peter der Große zu Moskau ein hölzernes Theater erbauen und aus Danzig eine Truppe deutscher Schauspieler für dasselbe verschreiben. Die Gesellschaft war nicht groß, ihre Leistungen unter der Direction von Johann Kunst nicht bedeutend; aber sie gaben regelmäßige Vorstellungen mit Gesang und Tanz.

Als nach der Gründung Sanct-Petersburgs die Residenz an die Newa verlegt wurde, brachte man das Theater in einem Gebäude an der Moika unter, in der Gegend, wo gegenwärtig die Hofsänger wohnen. Der erste Theaterunternehmer war ein gewisser Mahn, der mit einer Bande mittelmäßiger Gaukler Vorstellungen im Zeitgeschmack gab, welche im ganzen wenig Anklang fanden. Dabei nahm er sich dem Zaren und dem Publikum gegenüber nicht wenig heraus. Zum 1. April 1716 war in einer großartigen Anzeige eine ganz ungewöhnliche, neue und seltene Vor-

---

Hallberger'sche illustrirte Ausgabe aufgenommen.) „Tristram Shandy's Leben und Meinungen von Laurence Sterne. Aus dem Englischen übersetzt" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1869); „Rabelais' «Gargantua und Pantagruel». Aus dem Französischen" (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1880).

stellung angekündigt. Das Publikum strömte ins Theater, man riß sich um Billete und zahlte dreifache Eintrittspreise, da der Raum alle Schaulustigen nicht zu fassen vermochte. Endlich kam der Kaiser, die Musik begann, der Vorhang rollte auf und statt des Schauspiels erblickten die überraschten Zuschauer eine weiße Wand, auf der mit großen Buchstaben geschrieben war: „Heute ist der 1. April!" — „Da ist nichts zu machen", sagte der Kaiser lächelnd, „geht nach Hause! Das ist Komödiantenfreiheit!"

Uebrigens fand Zar Peter wenig Gefallen an den blutigen Trauerspielen und Harlekinaden dieser kläglichen Gesellschaft und setzte damals einen Preis aus „für ein Trauerspiel ohne strömendes Blut, ein rührendes Stück ohne unerträgliche Liebesseufzer, ein heiteres Lustspiel ohne die plumpen Harlekinaden der lustigen Person" — natürlich ohne Erfolg.

Unter Peter dem Großen, Katharina I. und Peter II. hatte Sanct-Petersburg nur ein deutsches Theater, erst im Jahre 1730, unter der Kaiserin Anna Johannowna, kam eine italienische Oper dazu. Da sie kein Französisch verstand, Ballet und italienische Oper ihr nicht hinreichende Unterhaltung gewährten, so äußerte sie den Wunsch, bei Hofe eine deutsche Komödie zu haben. Der damalige sächsische Gesandte, Graf Lynar, beeilte sich, dem Verlangen der Kaiserin zu entsprechen, und verschrieb aus Leipzig die Neuberin mit ihrer Gesellschaft, welche 1739 in Sanct-Petersburg anlangte. Die erfreute Kaiserin befahl sofort, die deutschen Komödianten als Hofschauspieler mit guter Gage anzustellen. Aus jener Zeit werden die Herren Neuber, Koch und Fabrizius sowie die Neuberin und Fräulein Büchner mit Beifall genannt. Die Gesellschaft gab, mit der italienischen Oper alternirend, deutsche Lustspiele und Possen, die so gut dargestellt wurden, daß sie zu den Hauptbelustigungen der Kaiserin gehörten, die allmählich für die italienische Oper erkaltete. Das veranlaßte den Protector der letztern, Grafen Löwenwolde, gegen die deutschen Schauspieler Intriguen anzuzetteln, die jedoch unter der Kaiserin Anna Johannowna ohne Erfolg blieben. Kaum aber hatte im Jahre 1740 Anna Leopoldowna die Zügel der Regierung ergriffen, so wurde das deutsche Hoftheater aufgelöst. Graf Löwenwolde, der erklärte Günstling der Kaiserin, verfolgte die deutschen Schauspieler mit grausamer Rücksichtslosigkeit, die bei dem Grafen Lynar nur geringen Schutz fanden. So mußten sie Rußland verlassen, ohne den rückständigen Gehalt aus dem Hofcomptoir empfangen zu haben.

Unter Elisabeth Petrowna (1741) kamen französische Schauspieler nach Sanct-Petersburg, 1748 aber eine deutsche Gesellschaft, von der es nicht recht klar ist, ob sie unter der Principalschaft Ackermann's oder Helferding's stand; jedenfalls gehörte der nachmalige berühmte Schauspieler und hamburger Director Ackermann zu derselben. Ihre Vorstellungen waren sehr gut, dennoch hatten sie keinen Erfolg, da die italienische Oper, das glänzende Ballet und vor allem die französische Truppe das Publikum so sehr in Anspruch nahmen, daß es von den Deutschen nichts wissen wollte. Nur einige Handwerker besuchten das Theater, das in traurige Verhältnisse gerieth.

Ackermann hatte im Jahre 1747 mit der Witwe Schröder, deren Sohn damals drei Jahre alt war, in Danzig gespielt. In demselben Jahre gingen beide

nach Sanct-Petersburg. Hier erschien der dreijährige Friedrich Ludwig Schröder in einem Vorspiele, in der Rolle der Unschuld, zum ersten mal auf der Bühne. Die anwesende Kaiserin Elisabeth ließ ihn nach ihrer Loge bringen, nahm ihn auf den Schos und liebkoste ihn. Seine Mutter, die Verfasserin des Prologs, erhielt ein bedeutendes Geschenk. Im Jahre 1749 ging die Gesellschaft nach Moskau, wo am 24. Nov. Ackermann sich mit der Witwe Schröder verheirathete.

Von 1750—57 gab es in Sanct-Petersburg ununterbrochen deutsches Schauspiel, zuerst unter der Direction von Siegmund, dann unter Helferding und zuletzt unter Scolari, welcher letztere den Hanswurst spielte. Als 1757 eine italienische Opera buffa unter der Direction von Locatelli nach Sanct-Petersburg kam und dort als Hofoper engagirt wurde, verfiel die ohnehin nicht angesehene deutsche Schauspielgesellschaft gänzlich und die unglücklichen Directoren zogen mit ihr nach Estland zur Belustigung des Landadels.

Eine deutsche Komödiantenbande, die unter der Direction von Neuhoff in Königsberg, Riga und andern Städten ihr Wesen getrieben, kam im Jahre 1762 nach Sanct-Petersburg und erhielt vom Kaiser Peter III. die Erlaubniß, im Hause des Fürsten Golizyn, in der Kleinen Morskaja, Vorstellungen zu geben. Auf der armseligen Bühne wurde viermal wöchentlich gespielt und die Kaiserin Katharina, die im Jahre 1763 den Vorstellungen bisweilen incognito beiwohnte und den Eifer, das Talent, aber auch die ärmlichen Verhältnisse der Schauspieler bemerkte, befahl, ihnen unentgeltlich das Theater im alten hölzernen Winterpalais und die dazu gehörige Garderobe zu übergeben. Neuhoff starb 1765 und Scolari, der inzwischen Gastwirth im Krassny Kabak und zuletzt Buchhändler gewesen war, übernahm wieder die Direction, unter welcher Frau Neuhoff als hervorragende Künstlerin gefeiert wurde. Das Publikum besuchte die Vorstellungen jetzt sehr zahlreich, und als nach den großen Fasten 1765 sämmtliche Theater wieder eröffnet wurden, ernannte die Kaiserin die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zu Hofschauspielern, die nun wöchentlich zweimal auf dem kaiserlichen Theater, vor Beginn der französischen Oper, spielen mußten. Bald erlangte jedoch die letztere wieder ein solches Uebergewicht, daß die deutsche Komödie allmählich verdrängt, immer seltener und endlich wieder Privatunternehmen wurde.

Wie Bacmeister in seiner „Russischen Bibliothek" erzählt, hatte bis dahin der Hanswurst auch auf der deutschen Bühne Sanct-Petersburgs seine Rolle gespielt; doch verlor er nach und nach an Credit und verschwand endlich ganz, als eine Gesellschaft von Kaufleuten sich vereinigte und das Theater auf ihre Kosten übernahm. Der Geschmack, den sie bei dem Publikum voraussetzten, zeigte sich in der Auswahl der Stücke. Operetten schienen am meisten zu gefallen, nächst ihnen die weinerlichen Lustspiele. Unter dieser neuen Direction wurde am 27. Dec. 1775 mit einem von Professor Willamow verfaßten Prolog die erste Vorstellung gegeben. Unter den Stücken, welche aufgeführt wurden, finden wir „Emilia Galotti" und „Minna von Barnhelm". Das Theater wurde fleißig besucht, auch die Kaiserin Katharina wohnte den Vorstellungen zuweilen bei. Trotzdem konnte die deutsche Bühne sich nicht aus eigenen Mitteln erhalten und 1783 wurden die Schauspieler auf Befehl der Kaiserin wieder in Hofdienst genommen. Jetzt fand wöchentlich,

bei drei russischen und zwei französischen, nur eine deutsche Vorstellung statt. In den Acten jener Zeit findet sich eine Curiosität, die vielleicht in der Geschichte sämmtlicher Theater der Welt einzig dasteht: ein Fräulein Möller, die für zweite Liebhaberinnen engagirt war, kam bei dem Theatercomité um ihre Entlassung ein, weil man ihr die Rollen einer ersten Liebhaberin zutheilte.

Im Jahre 1788 entstand ein deutsches Liebhabertheater, das bei einer wöchentlichen Vorstellung so Vorzügliches leistete und solchen Anklang in der Gesellschaft fand, daß das deutsche Hoftheater dadurch völlig vernachlässigt wurde und im Jahre 1791 aufgelöst werden mußte.

Im Jahre 1793 erschien wieder eine deutsche Schauspielergesellschaft in Sanct-Petersburg unter der Direction der Principalin Tilly. Bei ihr war der Schauspieler Bürger engagirt, dessen zwölfjährige Tochter Sophie als Lina in der Oper „Rothkäppchen" mit Beifall auftrat. Deutschland kennt sie als Bühnengröße ersten Ranges unter dem Namen Sophie Schröder. Sie ging später nach Reval, wo sie in ihrem funfzehnten Jahre den dortigen Schauspieldirector Stollmers heirathete. Auch das neue Unternehmen hielt sich nicht. Nach abermaligem Interregnum eröffnete am 20. Febr. 1799 Miré ein neues deutsches Theater mit einer fast gänzlich neuen Gesellschaft, und von diesem Tage an ist Sanct-Petersburg ununterbrochen im Besitze einer deutschen Bühne geblieben. Anfangs recht unbedeutend, wurde das neue Unternehmen vom Glück begünstigt. Am 20. Aug. 1800 wurde die Gesellschaft Miré's auf Anordnung Kaiser Paul's in Hofgage genommen und der kaiserlichen Theaterdirection untergeordnet. Zwei kaiserliche Befehle desselben Datums ernannten den Collegienassessor August von Kotzebue zum Hofrath und gleichzeitig zum Director des neugegründeten deutschen Hoftheaters. Miré erhielt außer der Bezahlung seiner beträchtlichen Schulden eine angemessene Entschädigung, trat das von ihm etablirte Theater der kaiserlichen Intendanz ab und wurde zum „Gehülfen des Directors" ernannt. Man erwartete von dem neuen und berühmten Director sehr viel; allein alles blieb bei der frühern Mittelmäßigkeit. Bald nach der Thronbesteigung des Kaisers Alexander I. (1801) wurde das deutsche wie das italienische Theater von der kaiserlichen Direction abgesondert, Kotzebue erhielt seinen Abschied mit Pension und Rangerhöhung und die deutsche Bühne wurde dem Unternehmer Miré mit siebenjährigem Privilegium und einer jährlichen Unterstützung von 5000 Rub. zurückgegeben. Am 22. Sept. wurde das Theater als Privatunternehmen wieder eröffnet. Das Repertoire scheint ein sehr anständiges gewesen zu sein. Wir bemerken in demselben im Jahre 1803: „Fiesco", „Cabale und Liebe", „Don Carlos", „Maria Stuart". Im September desselben Jahres wurde Miré's Bühne, wegen des Todes der Großfürstin Helene Pawlowna, bis zum 26. Oct. geschlossen und Miré erhielt für diese unvorhergesehene Unterbrechung von der Großmuth des Kaisers 11000 Rub. Trotz dieser günstigen Verhältnisse hatte der Director am Schlusse des Jahres 1803 über 40000 Rub. Schulden. Er wandte sich an die Gnade des Kaisers, und nicht nur wurde ihm diese Summe geschenkt, sondern auch noch ein jährlicher Zuschuß von 30000 Rub. bewilligt.

Die Fastenzeit des Jahres 1804 benutzte Miré zu einer Reise nach Deutschland, um tüchtige Mitglieder zu engagiren. Unter den neugeworbenen Künstlern

befand sich auch Georg Heinrich Arresto aus Schwerin, der bereits als dramatischer Schriftsteller bekannt war, sich bald mit Miré associirte, später aber für eigene Rechnung die Direction des Theaters übernahm, das sich damals in dem Hause des Senators Kuschelew befand, an der Stelle, wo sich gegenwärtig der Generalstab befindet.

Am 31. Jan. 1806 brannte das Kuschelew'sche Gebäude mit dem Theater ab, und Arresto, der bereits mancherlei Widerwärtigkeiten erlitten, wandte sich an den Kaiser Alexander mit der Bitte um Unterstützung. Der Kaiser bewilligte die Summe von 55500 Rub. zur Deckung der Theaterschulden, und im Mai desselben Jahres wurde die deutsche Gesellschaft abermals der kaiserlichen Theaterdirection untergeordnet mit dem frühern jährlichen Zuschuß von 30000 Rub. Damit begann die deutsche Bühne Sanct-Petersburgs ihren nicht wieder unterbrochenen Lebenslauf als kaiserliches Hoftheater.

Arresto, der unter den neuen Verhältnissen zugleich Schauspieler und technischer Leiter geblieben war, hatte mit mancherlei Cabalen und Anfeindungen zu kämpfen. Schon im Herbst nahm er seinen Abschied und sein Nachfolger als Director wurde der Hofrath Krassnopolski, dem 1807 Baron von Dankelmann folgte. Während dieser Zeit wurde das Repertoire mit dem Besten, was die deutsche Dramatik bot, bestritten; Schiller, Leisewitz, Iffland, Kotzebue bildeten das Hauptcontingent. Die Oper war vortrefflich.

Im April 1816 gab man Schiller's „Räuber" zum ersten mal in altdeutschem Costüm, während sie bis dahin stets in Zopf und Puder erschienen waren; 1818 engagirte man den bekannten Lustspieldichter Angely für komische Rollen. Am 15. Juni 1823 wurde der damalige Titulärrath Peter von Helmersen, ein Deutscher aus Estland, zum Director des deutschen Hoftheaters ernannt. Er hat dies Amt 30 Jahre versehen und ist dasselbe nach seinem Rücktritt nicht wieder besetzt worden; man begnügte sich fortan mit einem Oberregisseur, der die ganze technische Leitung der Bühne übernahm.

Seit dem Anfang der dreißiger Jahre erregte die deutsche Oper, welche neben dem recitirenden Drama gepflegt wurd , in allen Kreisen Sanct-Petersburgs die größte Sensation. Sie war mit vorzüglichen Kräften besetzt und wurde trefflich geleitet. Künstler wie Sabine Heinefetter, welche 1834 und 1840 zwei Cyklen von Gastrollen gab; Haizinger, welcher 1835, und die Pasta, welche 1841 gastirten, erhöhten zeitweilig das lebhafte Interesse bis zum Enthusiasmus. Im April 1843 erschien Rubini in der nordischen Residenz und gab 15 Opernvorstellungen in italienischer Sprache, in denen das deutsche Sängerpersonal mitwirkte. Er fand frenetischen Beifall und weckte bei Hofe die Idee, eine neue italienische Oper zu begründen. Dieser Plan trat für das Geschick der Sanct-Petersburger deutschen Oper nur allzu rasch ins Leben. Dieselbe hatte in den Wintermonaten 1843—44, ebenso wie im vorhergehenden Jahre, in Moskau Vorstellungen gegeben. Als sie im April nach Sanct-Petersburg zurückkehrte, wurde sie aufgelöst, um der italienischen Oper Platz zu machen.

Das letzte Entwickelungsstadium der Sanct-Petersburger deutschen Bühne datirt von der Ernennung des vielgewandten Alexander Tollert zum Oberregisseur und

technischen Leiter, welches Amt er 15 Jahre, mit der Gunst des Hofes und des Publikums belohnt, verwaltet hat. Während dieser Periode hat das deutsche Theater zu Sanct-Petersburg offenbar seine beste Zeit erlebt. Wenn auch nicht von großen künstlerischen Intentionen getragen, hat es doch stets nicht weniger zu leisten gewußt als jedes angesehene deutsche Hof- und Stadttheater zweiten Ranges. Dabei ist nicht zu übersehen, daß die Sanct-Petersburger deutsche Bühne mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und noch heute hat, die man anderswo kaum versteht. Ein großes finanzielles Hinderniß ergab sich früher aus der sehr geringen Anzahl möglicher Vorstellungen. Wöchentlich wurde drei-, höchstens viermal gespielt, in den siebenwöchentlichen großen Fasten vor Ostern und während des Sommers gar nicht. So fanden im Jahre nicht mehr als 90—100 Vorstellungen statt, unter denen 20 und mehr Benefize waren. Die sämmtlichen deutschen Vorstellungen brachten im Jahre der Theaterkasse höchstens eine Einnahme von 25—27000 Rub., während die Ausgaben allein an Gagen und Spielhonorar 47000 Rub. erforderten. Das hat sich nun einigermaßen geändert. In den Fasten wird gespielt und die Benefize sind abgeschafft; dennoch aber hat der Geldpunkt noch heute seine große Bedeutung in der Entwickelungsgeschichte der deutschen Bühne zu Sanct-Petersburg. Ein anderes, weit größeres Hinderniß bildet der Umstand, daß die deutschen Schauspieler der Residenz kein eigenes Theater innehaben, während Russen, Franzosen und Italiener dieses Vorzugs theilhaftig sind. So müssen sie ihre Proben da und dann halten, wo und wann ihnen die Acteurs der andern drei Nationalitäten eine Bühne freilassen, müssen diese Proben oft in der Mitte abbrechen, wenn die eigentlichen Besitzer das Theater brauchen, u. dgl. m. Wenn dabei das deutsche Sanct-Petersburger Theater alles gibt, was Deutschland an neuen und alten guten Stücken aufzuweisen hat, wenn es diese Stücke mit einem im ganzen zufrieden stellenden Ensemble darstellt, so leistet es in der That fast mehr, als man verlangen kann. Dazu kommt noch, daß die einheimischen Dramatiker sich niemals über Vernachlässigung von seiten der Direction zu beklagen hatten, was man nicht gerade von jedem deutschen Hoftheater sagen dürfte. Was während meines langjährigen Aufenthalts in der russischen Residenz dort geschrieben wurde, führte das deutsche Hoftheater auch auf, sobald es nur irgend aufführbar war. Eines Vorzugs aber darf das Sanct-Petersburger deutsche Theater sich rühmen, der bei seiner Abgelegenheit von den Centren des deutschen Bühnenverkehrs und seinen beschränkten finanziellen Verhältnissen noch viel bedeutender ins Gewicht fällt: daß es nicht leicht eine Bühnengröße in Deutschland gegeben hat, welche das Sanct-Petersburger Theater nicht in einem Rollencyklus gesehen hätte. Das folgende Verzeichniß der Gäste an der Sanct-Petersburger deutschen Bühne mag diese Behauptung stützen und zugleich diesen historischen Abriß schließen:

1827: Charlotte Birch-Pfeiffer; 1829: Sophie Schröder; 1830: Frau Stich-Crelinger; 1831: Karoline Bauer (engagirt); 1833: Charlotte von Hagn; 1835: Karl Devrient und Auguste von Hagn; 1841: Lilla Löwe (engagirt) und Wilh. Kunst; 1842: Emil Devrient; 1845: Anna Bärndorf (engagirt) und Wilh. Kunst; 1847: Louis Schneider; 1860: F. Haase (engagirt); 1862: Anna Langenhaun (geht nach Dresden) und Bogumil Dawison; 1864: Hedwig Raabe; 1865: Friede-

rike Goßmann; 1866: Fanny Janauschek; 1867: Frau Niemann-Seebach; 1868: Theodor Döring; 1877: Ernst Possart; 1878: Clara Ziegler.

7) Die Musik.

Sanct-Petersburg ist die Metropole der Musik; vielleicht in keiner andern Weltstadt wird so viel und so gute Musik gemacht als dort. Die ersten Größen aller denkbaren virtuosen musikalischen Leistungen pflegen auf ihren Weltwanderungen, so früh es geht, die glänzende Residenz an der Newa aufzusuchen, wo ihnen ein ergiebigeres Eldorado winkt als überall sonst. Auch die Sanct-Petersburger Deutschen pflegen die Musik mit ausgesprochener Vorliebe und unterscheiden sich vielleicht nur darin von den Russen, daß diese bald entschiedene Anhänger der italienischen Oper, bald enthusiastische Wagnerianer sind, während die deutschen Musikliebhaber an ihren eigenen Classikern festhalten und Beethoven, Mozart, Weber, Mendelssohn-Bartholdy, Schubert und Schumann mit ihren Nachfolgern den Göttern des Südens und der Zukunft vorziehen.

An die Oeffentlichkeit tritt der deutsche Musikcultus in der nordischen Residenz durch eine Anzahl specifisch deutscher Vereine, die sich die Pflege des Chorgesanges, bald des männlichen allein, bald des gemischten zur schönen Aufgabe gemacht haben.

Der Männergesang hat sein vornehmstes Centrum in der Sanct-Petersburger deutschen Liedertafel. Dieselbe besteht bereits 40 Jahre und erfreut sich seit ihrer Gründung, besonders aber seit die musikalische Leitung in den Händen des wackern Meisters Czerny ruht, der allgemeinsten Theilnahme in allen Kreisen der deutschen Einwohnerschaft. Man versammelt sich Montag abends in den prachtvollen Gesellschaftsräumen des Hotel Demuth. In den vorzüglich einstudirten Männerchören wirken etwa 80—90 Sänger; doch nehmen noch einige hundert passive Mitglieder an den Versammlungsabenden theil. Jedem gebildeten Manne steht der Eintritt offen. Die Leistungen des Chors sind so hervorragend, der Ton der Gesellschaft ein so ungezwungen edler, daß viele vornehme Russen sich um die Aufnahme bewerben. Fürst Ssuworow und der verstorbene Graf Gregor Strogonow gehörten zu den fleißigsten passiven Mitgliedern der deutschen Liedertafel.

Der Gesangverein Arion verfolgt dieselbe Tendenz, rekrutirt sich jedoch vorzugsweise aus dem jüngern deutschen Handwerkerstande.

Drei Vereine für gemischten Chor sind an den drei großen evangelisch-lutherischen Kirchen gegründet und stehen unter der Direction der betreffenden Organisten. Der älteste, der Sanct-Annenverein, trat früher unter der Direction Kahle's nicht selten an die Oeffentlichkeit. Dann folgt dem Alter nach der Sanct-Katharinen- und endlich der Sanct-Petri-Gesangverein.

Die Krone der Sanct-Petersburger Vereine für gemischten Chor ist die Singakademie, welche nun auch wol ein halbes Jahrhundert zurückgelegt haben mag. Sie hat, je nach dem Eifer und der Geschicklichkeit ihrer Dirigenten, verschiedene wechselvolle Entwickelungsstadien durchgemacht, im letzten Decennium aber, unter der Direction des trefflichen Professors Th. Beggrow, entschieden ihre glänzendste

Blüte gezeitigt. Die verstorbene geistvolle Großfürstin Helene Pawlowna, eine würtembergische Prinzessin, hatte die Singakademie unter ihren speciellen Schutz genommen. In ihrem Palais versammelte man sich zu den Uebungsabenden, bei denen die Mitglieder von der hohen Protectorin bewirthet wurden. Jährlich fand mindestens ein öffentliches Concert statt, und es herrschte in der Kritik wie im Publikum nur Eine Stimme, daß eine sorgfältigere, feiner nuancirte und geistvollere Wiedergabe selbst der schwierigsten Chorcompositionen nicht denkbar sei. Nach dem Hinscheiden der hohen Frau hat ihre erlauchte Tochter, die Großfürstin Katharina Michailowna, Wittwe des Herzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz, das Protectorat der Singakademie übernommen, und nachdem der verdiente und verehrte Dirigent, von unerträglichen Nervenleiden gezwungen, den Taktstock des Vereins wie seine Professur am Conservatorium niedergelegt, ist die musikalische Leitung auch dieses Vereins in die Hände des Professors Czerny übergegangen.

Jüngst meinte eins der kleinen deutschen Blätter, die Heldenthaten zu verrichten glauben, wenn sie auf Rußland schimpfen, nach der 10-procentigen Erhöhung der russischen Eingangszölle bleibe für Deutschland nichts anderes übrig, als mit den Russen deutsch zu reden.

Ich glaube, meine freundlichen Leser werden den obigen Schilderungen entnommen haben, daß an den Ufern der Newa recht viel deutsch gedacht, empfunden und geredet wird. Aber das Deutsche, das man dort redet, ist die Sprache deutschen Geistes und deutscher Bildung, und die verstehen die Russen vortrefflich und hören sie gern.

Georg Stephenson.

Von

Franz Joseph Pisko.

Am 9. Juni 1881 waren es volle hundert Jahre, seit Georg Stephenson, der Vater der Eisenbahnen, das Licht der Welt erblickt hat. Obwol das Andenken dieses herrlichen Mannes niemals der Welt entschwindet, so trat es an diesem Tage doch stärker als gewöhnlich hervor. Allerorten, und besonders in den Eisenbahnkreisen, wurden Gedenkfeierlichkeiten veranstaltet und der Name Georg Stephenson schwebte neuerdings auf allen Lippen, wie er schon längst in aller Herzen eingeschlossen war. Das Porträt dieses wahrhaft großen Mannes tauchte wieder in Wort, Schrift und Bild auf. Am erhebendsten gestaltete sich die Stephenson-Feier zu Newcastle am Tyne, wo ein imponirender Huldigungszug zu dem Standbilde des Schöpfers der Eisenbahnen stattfand und die ganze Einwohnerschaft den Gedenktag festlich beging. Wie kommt es, daß gerade diese Stadt hierin sich auszeichnete? Dies wird sogleich begreiflich, wenn wir erinnern, daß Georg Stephenson in der Nähe derselben, in dem Kohlengräberdorfe Wylam, geboren wurde und daß er in ihrem Bannkreise nicht nur seine Jugend, sondern auch einen Theil seines Mannesalters verlebte. Er sowol als sein berühmter Sohn Robert verdanken den Bildungsinstituten und Bildungsmitteln Newcastles mancherlei Förderung, und im spätern Lebenskampfe haben beide hier warme Anhänger und eifrige Freunde gefunden. Umgekehrt hat die Bedeutung und Größe Newcastles durch das geflügelte Rad Stephenson's so mächtig zugenommen, daß wir den Enthusiasmus dieser Stadt für jenen Mann verstehen, der vor ihren Augen vom einfachen Heizerjungen bis zum Schöpfer der Eisenbahnen gewachsen ist.

Die ersten Eindrücke, welche Georg Stephenson erhielt, entsprangen dem rührigen, industriellen Leben Northumberlands, der nördlichsten Grafschaft Englands. Hier liegen zahlreiche Bergwerke, besonders für Kohlen, deren Ausbeutung durch reckenhafte, arbeitsbeflissene Männer erfolgte. Hier beobachtete der aufmerksame Knabe frühzeitig mancherlei Maschinen und Pumpwerke, die er bald plastisch aus Thon nachbildete; später wußte er auch ihr Wesen zu ergründen und aus denselben die Anfänge seiner praktischen Kenntnisse der Mechanik abzuleiten. Wo er hinblickte, gewahrte er nichts als arbeiten; was wunder, daß intensive Thätigkeit den Inhalt seines Daseins ausmachte! Am Tage zeigten ihm Rauchsäulen und in der

Nacht die aufsteigende Lohe die zahlreichen Stätten, wo alle jene Schätze der Unterwelt von unermüdlichen Grubenleuten gewonnen und verarbeitet wurden, die auf dem Tyne zu Newcastle zur Verschiffung gelangten. Täglich sah er Wagenreihen, welche Kohlen zu dem genannten Flusse, an seiner väterlichen Hütte vorbei, auf hölzernen Schienen hinabrollten. Und wenn er seinem Vater Robert, der Heizer bei einer Dampfmaschine war, das Essen zutrug, hatte er die Geschicklichkeit des Maschinenwärters und die Pünktlichkeit des Bremsers vor Augen. Von selbst ergab sich in solcher Weise ein Anschauungsunterricht für den von Natur für Mechanik hochbegabten Knaben, der zunächst für Stephenson bald gute Früchte tragen sollte. Auch in der häuslichen Sphäre hatte der Knabe das Beispiel ruheloſen Fleißes vor Augen. Der Vater und der ältere Bruder hatten eine heiße Beschäftigung beim Anfeuern der Dampfkessel, während seine Mutter Mabel seine vier jüngern Geschwister zu pflegen und die Hauswirthschaft zu führen hatte. Gar bald mußte Georg trachten, sein tägliches Brot selbst zu verdienen, und er begann damit in seinem achten Lebensjahre, indem er als Hirtenknabe und später als Antreiber der an den Maschinen wirkenden Pferde bestellt wurde. Ueberglücklich war er, als er in seinem 14. Jahre als Heizergehülfe angenommen wurde. Drei Jahre später finden wir ihn als Maschinenjungen. Nun hielt er sich für einen gemachten Mann — aber er konnte weder lesen noch schreiben. Mit Eifer besuchte er in seinem 18. Jahre eine elementare Abendschule, die ein zugewanderter Lehrer in der Nähe seines Wohnortes für die Arbeiter errichtet hatte. In kürzester Zeit hatte er die Geheimnisse des Buchstabirens überwunden und es dauerte nicht gar lange, so war er mit Schulkenntnissen so weit ausgestattet, daß er sich durch Selbstunterricht weiter zu helfen vermochte. Im Rechnen erwies er sich besonders stark, sodaß er später zur allgemeinen Arithmetik und Geometrie fortschreiten konnte.

In seinem 20. Jahre wurde Georg Stephenson, da er sich als geschickter Maschinenbursche erwiesen hatte, zum Maschinenbremser befördert. In dieser Eigenschaft zog er zur Dollygrube nach Black Callerton und etwas später nach Willington Quay am Tyne, unterhalb Newcastle. Ein Bremser hatte in der Arbeiterhierarchie etwas zu bedeuten. Es wurden nur geschickte und pünktliche Leute zu dem Amte des Bremsens berufen, welches darin bestand, die Maschine regelmäßig anzuhalten und wieder in Gang zu bringen. Georg fühlte sich auch in seiner neuen Würde. Er bezog nun 20 Mark wöchentlichen Lohn, bewohnte selbständig eins der zu Willington Quay vereinzelt liegenden Häuschen, erwarb durch Nebenbeschäftigung, wie Schuhflicken, Leistenschneiden, Zuschneiden von Frauenkleidern und Repariren von Uhren, Ersparnisse. Er hielt seine jetzige Position für eine so vorzügliche, daß er sein Glück mit einem Weibe theilen wollte; er vermählte sich daher in seinem 21. Lebensjahre mit Fanny Henderson (28. Nov. 1802). Seine Frau war zwölf Jahre älter als er; sie wird als hübsch, verträglich und verständig geschildet. Noch vor Ablauf eines Jahres (16. Oct. 1803) beschenkte sie ihn mit einem Knaben, der nach seinem Großvater den Namen Robert erhielt. Die Welt hat später Robert Stephenson als den genialsten Ingenieur seiner Zeit kennen gelernt.

Noch waren nicht vier Jahre abgelaufen, als Georg sein Weib durch den Tod verlor (14. Mai 1806). Er war während seiner Ehe in seinen Kenntnissen und Fertigkeiten so weit gekommen, daß er nunmehr als Maschinenmeister bei einer Spinnerei zu Montrose in Schottland Anstellung erhielt (1807). Allein bald zog es ihn nach seiner Heimat — er wurde (1808) wieder Bremser zu Killingworth bei Newcastle. Vier Jahre blieb er hier als solcher. Mittlerweile hatte er durch glückliche Reparaturen von Maschinen so viele Beweise seiner Intelligenz geliefert, daß ihn die große Kohlengesellschaft zu Killingworth zum Maschinenmeister aller ihrer Gewerke berief (1812). Schon nach kurzer Zeit verwendete dieser neue Werkführer die bis dahin wenig gebräuchlichen selbstwirkenden schiefen Ebenen, bei welchen die auf einer Spurbahn hinabrollenden beladenen Kohlenwagen die leeren längs den Schienen nach aufwärts zogen. Hierdurch sowie durch andere Maschinerien brachte es Georg bald dahin, daß in den ihm anvertrauten Gewerken die große Anzahl der Pferde bis auf ein Siebentel reducirt werden konnte.

Da nun bald die Zeit herankommt, in der sich Stephenson mit der Verbesserung der ersten Locomotiven und der Schienenwege beschäftigte, so wollen wir zusehen, in welchem Entwickelungsstadium er beide vorfand. Wenden wir uns zuerst zu den beschienten Straßen, welche viel früher als der Dampfwagen erfunden wurden. Schon bei den alten Griechen und Römern finden sich Spuren von Gleisen für die Wagen, und wir erwähnen besonders jener im Tempel der Ceres zu Elensis. Ferner liefen schon seit Jahrhunderten in den deutschen Bergwerken die Erzkarren, „Hunde" genannt, auf Riegelbahnen. Der Gebrauch der letztern ist von dem deutschen Bergbau auf den fremdländischen übergegangen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurden in England diese unterirdischen, hölzernen Schienenwege auch nach außen verlängert, und sie liefen in Northumberland und in andern Gegenden bis zu den Fluß- oder Seehäfen hin. Bei den oft günstigen Neigungsverhältnissen des Erdbodens rollten die beladenen Wagen, lediglich infolge der Schwerkraft, vom Füllplatze bis zu den Schiffen, in welche sie sich selbstthätig entleerten. Bergan wurden dann die Wagen auf einer Parallelbahn von Pferden zurückgezogen. Um der starken Abnutzung der Holzbahn entgegenzuarbeiten, bedeckte man sie nachmals (1776) mit Eisenblech. Im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts begann man die Holzriegel durch gußeiserne Platten zu ersetzen. Etwas später wurden diese rinnenförmig gestaltet, derart, daß die Wagenräder in der Vertiefung liefen. Da jedoch letztere sich bald mit Sand u. dgl. m. füllte, so wurde das Verhältniß umgekehrt, das heißt die gußeisernen Räder bekamen an der Stirn ihres Umfanges eine Nut, mit welcher sie über die Schienen paßten. Dieses System war auch schon früher bei den mit Eisenblech beschlagenen Riegeln eingeführt worden (Curr 1776).

Die ersten gußeisernen Schienen waren auf Längenhölzer befestigt; dann wurden letztere durch Steinwürfel und etwas später durch Querschwellen verdrängt. Zu Anfang unsers Jahrhunderts waren die Schienen oben geradlinig, und unten, nach der Linie der größten Tragfähigkeit, fischbauchartig gekrümmt. Nachmals traten die mannichfachsten Schienensysteme auf. Wesentlich ist, daß die gut be-

festigten Schienen einander parallel bleiben, daß sie mächtige Tragfähigkeit besitzen und nach oben randlos geformt sind. Dagegen erhalten die Räder an ihren nach dem Innern der Bahn gewendeten Seiten je einen vorspringenden Rand, „Spurkranz" genannt, wodurch das Entgleisen der Wagen verhindert wird.

Nachdem sich die beschienten Straßen bei dem Transport der Bergwerksproducte in bedeutendem Grade als kraftersparend erwiesen hatten, tauchten Versuche auf, dieselben mit Maschinen zu befahren. Zuerst ließ man auf den Spurbahnen Segelwagen laufen, jedoch mit schlechtem Erfolge. Dann, als die von Watt (1774) fundamental verbesserte Dampfmaschine zur Anwendung auf die Fortbewegung von Wagen gekommen war, dachte man daran, auf den Schienenstraßen Dampfwagen rollen zu lassen. Unter den verschiedenen Constructeuren von Straßen- und Bahnlocomotiven ragt besonders Richard Trevithick empor. Er war der erste, welcher den Dampfwagen auf einer Schienenbahn rollen ließ (1802—4). Allein er zweifelte, ob die „Adhärenz" zwischen den Rädern und den Schienen groß genug sei, um die Räder der Locomotive ins Rollen zu bringen, wenn die letztere gewichtige Lastwagen nach sich zu ziehen hätte. Unter „Adhärenz" oder „Adhäsion" versteht man hier nicht wie in der Physik jene moleculare Anziehung, vermöge welcher die Körper mit ihren Oberflächen aneinander haften, sondern man begreift darunter die zwischen Rad und Schiene stattfindende Reibung. Bezüglich letzterer hegten Trevithick und alle seine Zeitgenossen einen Irrthum, der erst ein Jahrzehnt nach Erfindung des Schienendampfwagens durch einfache Versuche aufgehoben worden ist. Bis dahin mühten sich die wenigen Locomotivbauer jener Zeit damit ab, in nachtheiliger Weise die Reibung zwischen Rad und Schiene durch Aufrauhung und Verzahnung zu vergrößern und dadurch dem Dampfwagen einen schleichenden, gehemmten und stoßenden Gang aufzuzwingen. Derartige Locomotiven mit Zähnen an dem einen Triebrade und an einer dazu passenden Stange, welche seitlich an der einen Schiene befestigt war, hatte Blenkinsop (1811) bei Leeds und Blackett (1812) bei Wylam zum Kohlentransport verwendet. Beide verbesserten die Trevithick'sche Locomotive. Ihr System kann als Vorläufer der heutigen Zahnradbahnen für steile Höhen angesehen werden. Jene Verzahnung entfiel erst, nachdem W. Hedley, der Inspector in den Blackett'schen Kohlenwerken, experimentell gezeigt hatte (1813), daß der Druck vermöge des Gewichts der Locomotive hinreiche, um zwischen den Rädern uud Schienen so viel Reibung hervorzurufen, als zum Fortbewegen einer dazu passenden verhältnißmäßig großen Last erforderlich ist.

So war denn der langjährige Wahn der damaligen Mechaniker widerlegt, daß ein Dampfwagen auf unrauhen Schienen mit glatten Rädern keine Zugkraft erhalten könne; es war die Wahrheit ermittelt, daß es hierbei nur auf ein richtiges Verhältniß zwischen dem Druck der Locomotive auf das Gleis und der Größe der fortzurollenden Last ankomme. Nach dieser wichtigen Erkenntniß erschienen die Versuche vereinzelter Mechaniker (Brunton 1813 u. a.), die Locomotive mittels Füßen fortschreiten zu lassen, ebenso überflüssig als unpraktisch, ja abschreckend, indem bei diesen Experimenten einige Zuschauer durch die Explosion des Kessels tödlich verletzt wurden.

Um das Wesen der Locomotiven zu verstehen, wollen wir nach der Wirkungsweise der Dampfmaschinen überhaupt forschen. Bei einer solchen ist wenigstens ein Metallcylinder vorhanden, in welchem ein anschließender Kolben von dem hoch gespannten Dampfe hin- und hergeschoben wird. Hieraus folgt, daß man den Dampf, abwechselnd, je auf eine Seite des Kolbens leiten muß. Die hin- und hergehende Bewegung des letztern läßt sich durch Zwischenvorrichtungen in die Rotation eines Rades umwandeln. Bei den stehenden Dampfmaschinen in Fabriken wird diese Radumdrehung auf die Arbeitsmaschinen verpflanzt; bei den Locomotiven dagegen werden statt eines Rades mindestens zwei auf den beiden Schienen ruhende Triebräder angebracht. Bei den heutigen Locomotiven kann jedermann an je einer ihrer Seiten einen Dampfcylinder wahrnehmen. Die zugehörige Kolbenbewegung wird mittels Triebstange und Kurbel auf die beiden Triebräder übertragen. Letztere gerathen, infolge ihrer Reibung an den Schienen, in fortrollende Bewegung. Die andern Räder der Locomotive sind in der Regel nur da, um dem Wagen die gehörige Standfestigkeit zu geben; sie rollen, vermöge ihrer Reibung an den Schienen, mit. Zuweilen lassen sich jedoch auch diese Räder, wenn sie so groß wie die Triebräder sind, mit letztern durch Stangen und Kurbeln verbinden. Es geschieht dies, wenn die Adhäsion der Locomotive, mithin ihre Zugkraft, gesteigert werden soll.

Bei den allererſten Locomotiven standen jene Dampfcylinder lothrecht und die Umwandlung ihrer auf- und niedergehenden Bewegung in die Umdrehung des Triebrades konnte nur durch mehr oder minder zusammengesetzte Mechanismen (Zahnräder, Radketten u. dgl. m.) erzielt werden. Aeußerlich sah jedoch schon die Locomotive von Trevithick (1802—4) nahezu wie die heutige aus; sie besaß aber nur einen einzigen vertical gerichteten Dampfcylinder, von dem aus zwei hintere Triebräder in Rotation versetzt wurden. Vorn waren zwei gleichgroße Laufräder angebracht; der ausgediente Dampf ward in den Rauchfang entlassen. Auch Blackett in Wylam, als er, wie bereits erwähnt, die Locomotive Trevethick's verbesserte, behielt jene Form für den Dampfwagen bei.

Die ersten Dampfwagen, welche Georg Stephenson sah, waren jene Blackett's zu Wylam. Hierher kam Stephenson öfter von Killingworth, um mit höchsten Interesse die fortschreitenden Verbesserungen an den Locomotiven zu beobachten. Was letztern damals (1812) fehlte, war eine genügend mächtige Dampferzeugung. Infolge dessen ächzten die träg dahinziehenden Blackett'schen Locomotiven unter der Last bei der Kohlenbeförderung. Ja sie selbst mußten, wenn Stockungen zuweilen eintraten, was heute fast komisch klingt, durch Pferde weiter gezogen werden. Die Beseitigung ihrer Athemnoth war dringend nothwendig, wenn sie wirklich leistungsfähig werden sollten. Denn zu jener Zeit blieben die stolpernd dahinschleichenden Locomotiven selbst beim Lastenschleppen auch ökonomisch gegen den Betrieb durch Pferde zurück. Georg Stephenson war es, dem es glückte, der Locomotive den eigentlichen Lebensodem einzublasen und sie wahrhaft brauchbar zu gestalten. Die Schaffung der richtigen Locomotiven war dadurch höchst schwierig, weil der Dampf in einem sehr kleinen Raume in ausgiebiger Menge in kürzester Zeit erzeugt werden

sollte, d. h. mit andern Worten durch eine verhältnißmäßig kleine Feuerung sollte so viel Dampf hergestellt werden, daß nicht nur die Locomotive sammt ihrem Brennmaterial und Speisewasser, sondern überdies auch größere Lasten schnell fortbewegt werden sollten. Und dabei gestattete die Locomotive kein hohes Zugrohr, wie es doch zur kräftigern Anfachung der Kesselheizung nothwendig gewesen wäre. Um den Dampfwagen möglichst compendiös gestalten zu können, hatten schon Evans (1800) und Trevithick (1802—4) bei denselben hochgespannten Dampf angewendet. Allein das Problem nach einer schnellen und ausreichenden Dampferzeugung war noch aufzulösen übriggeblieben. Wir werden im Verlaufe unserer Darstellung sehen, wie Georg Stephenson dazu kam, diese wesentliche Forderung für die Belebung des Dampfrosses zu erfüllen.

Obwol die wylamer Locomotiven weit hinter den bescheidenen Erwartungen zurückgeblieben waren, die man damals (um 1812) über die Zugkraft einer Locomotive hegte, so erkannte Georg Stephenson doch bald, daß in derselben der Keim zu einer vorzüglichen Maschine liege. Er wußte Lord Ravensworth, welcher am meisten bei dem Pachte der killingworther Kohlenfelder betheiligt war, zu gewinnen (1813), daß derselbe die Kosten zu einer von Georg Stephenson auszuführenden Locomotive auf sich nahm. Der letztere verstand es, den Grobschmied des killingworther Kohlenwerkes, John Thirlwall, so zu schulen, daß derselbe zum Mechaniker an der ersten Stephenson'schen Locomotive wurde. Diese im Juli 1814 vollendete Maschine besaß zwei lothrechte Dampfcylinder, von welchen aus, mittels Lenkstangen und Rädersatz, die glatten Triebräder auf ebenen Kantenschienen in rollende Bewegung versetzt wurden. Georg Stephenson benutzte also schon Hedley's Versuche über die Adhäsion zwischen Rädern und Schienen, nachdem auch er sich durch einfache Experimente von dem Vorhandensein genügender Reibung überzeugt hatte. Da diese Maschine — sie hieß Blücher — einen stoßenden Gang und überdies keine ökonomischen Vortheile zeigte, so ging Stephenson (1815) an den Bau einer zweiten. Bei dieser war er zunächst sehr glücklich dadurch, daß er mittels eines engen „Blasrohres" den bereits benutzten, aus den Cylindern entwichenen Dampf in den Schornstein entließ — kaum war dies geschehen, als das Feuer auffallend angefacht wurde. Dies kam daher, weil der in die Esse rasch aufgestiegene Dampf die Luft mitriß; dadurch entstand hier eine Luftverdünnung. Der äußere Luftdruck trieb daher einen Luftstrom durch den Verbrennungsraum, wobei das Feuer kräftig angeblasen wurde. Infolge dieser lebhaftern Verbrennung ward auch in derselben Zeit viel mehr und höher gespannter Dampf erzeugt, mithin der Locomotive eine größere Geschwindigkeit ertheilt.

Es ist über das „Blasrohr" Stephenson's viel polemisirt worden und mehrseitige Ansprüche bezüglich der Priorität machten sich geltend. Auch waren Traditionen im Umlaufe, als ob Hülfsarbeiter Stephenson's diese wichtige Erfindung gemacht hätten. Eine erwiesene Thatsache ist jedoch nur, daß schon Trevithick bei seiner Locomotive (1804) den Dampf, nachdem er ausgewirkt hatte, durch den Rauchfang entweichen ließ. Allein entweder hatte dieser sonst scharfsinnige Mann die das Feuer anblasende Wirkung seiner Vorrichtung nicht bemerkt oder es waren die Verhältnisse des Blasrohres zum Rauchfang so ungünstig, daß kein überraschen-

der Luftzug entstand, genug — Trevithick ließ diesen sich von selbst darbietenden Fund unbenutzt entschlüpfen. Ja noch im Jahre 1815, nachdem Stephenson's Blasrohr bekannt geworden war, nahm er ein Patent auf eine überflüssig gewordene Schwingmaschine zum Anfachen des Feuers in der Locomotive.

Die Veranlassung zur Erfindung des wirkungsvollen und vielbestrittenen Dampfgebläses war für Stephenson eine unangenehme. Der frühere direct in die Luft weichende Dampf hatte durch sein heftiges Zischen Pferde und Vieh erschreckt, was ihre Eigenthümer zu ernsten Einsprüchen und Verwarnungen trieb. Um diesen Verdrießlichkeiten und den angedrohten Processen zu entgehen, leitete Stephenson den Dampf mittels einer schmalen, verticalen Röhre in die Esse, und die Erfindung des Blasrohres war gemacht — weil Stephenson trefflich zu beobachten verstanden hat. Die wahrhaft mächtige Wirkung des Blasrohres konnte jedoch erst hervortreten, als es 14 Jahre später (1829) in den Siederöhren des Kessels tüchtige Bundesgenossen bekam.

Außer dem Blasrohr erhielt die zweite Locomotive Stephenson's einen vereinfachten und directen Mechanismus, um vier Triebräder in Bewegung zu setzen, sodaß sie bessere Resultate als die erste ergab. Da jedoch noch immer die erwarteten Ersparungen an Kraft nicht eintraten, so widmete jetzt ihr Erbauer seine Untersuchungen — dem Wege für den Dampfwagen.

Vor allem ersann (1816) Georg Stephenson ein besseres Verfahren für das Legen und Verbinden der Schienen. Darauf (1818) ergab er sich im Verein mit R. Wood einem eingehenden und experimentellen Studium der Widerstände, welche beim Transport von Wagen auf beschienten Straßen, unter verschiedenen Umständen, zu überwinden sind. Er bestimmte hierbei mittels eines von ihm erfundenen Kraftmessers das Verhältniß der erforderlichen Zugkraft zur vollen Belastung. Die so erhaltenen Zahlen, verglichen mit jenen bei gewöhnlichen Straßen von verschiedenster Beschaffenheit, erwiesen sich äußerst günstig für die Eisenbahnen. Es durfte jedoch die Steigung derselben nur gering sein. Aus letzterm Grunde suchte Stephenson alle von ihm späterhin angelegten Eisenbahnen möglichst wagerecht oder mit kaum merklicher Steigung anzulegen, und deshalb scheute er weder große Durchbrüche noch mächtige Einschnitte oder lange Umgehungen von Höhen bei der Herstellung von Schienenstraßen, wenn auch hohe Kosten und außerordentliche Mühen damit verbunden waren. Für die Locomotiven auf gewöhnlichen Straßen waren die Ergebnisse seiner Untersuchungen vernichtend; er blieb denselben seitdem für immer abhold.

Um die Zeit, als Stephenson seine zweite Locomotive baute (1815), beschäftigte er sich auch mit der Erfindung einer Sicherheitslampe gegen die fürchterlichen, die Arbeiter tödtenden Explosionen, welche durch die Entzündung der leichten Kohlenwasserstoffgase oder der „schlagenden Wetter" in den Kohlenbergwerken auftraten. Nach dreimaliger Abänderung der von ihm erdachten Lampe bestand diese zuletzt (November 1815) aus einer blechernen Laterne, deren Mantel siebartig durchlöchert war. In entzündliches Grubengas gebracht, drang letzteres durch die kleinen Oeffnungen zur Flamme in der Lampe, explodirte, worauf die Flamme erlosch — ohne das Feuer nach außen zu verpflanzen.

Diese auf rein empirischem Wege gemachte wichtige Erfindung brachte Georg Stephenson, der bisher nur im nächsten Kreise bekannt war, in Collision mit dem schon damals weltberühmten Chemiker Sir Humphry Davy, dessen Hülfe gegen die „schlagenden Wetter" in demselben Jahre von den Inhabern der Kohlenwerke Nordenglands angerufen worden war. Davy kam infolge hiervon nach Newcastle (August 1815), untersuchte die schädlichen Gase der nahen Kohlenbergwerke und gab, nach einigen Variationen, seiner Sicherheitslampe die bekannte Form, wonach die Flamme von einem engmaschigen, feinen Drahtnetze umgeben ist. Wenn man eine solche Laterne in ein Knallgas taucht, so strömt letzteres durch die Lücken des Geflechtes zur Flamme und verbrennt, ohne daß sich die Entzündung nach außen verbreitet. Dies kommt, wie Davy erkannte, daher, weil die feinen Metallfäden, als vorzügliche Wärmeleiter, der Flamme schnell die Wärme entziehen und dieselbe so abkühlen, daß sie außerhalb des Drahtnetzes erlischt. Als diese Lampe (December 1815) in Newcastle eintraf, wurde Stephenson von den Freunden Davy's des Plagiats verdächtigt. Es entstand ein heftiger, leidenschaftlicher Kampf um die Priorität der Erfindung. Heute ist allgemein zugegeben, daß jeder der beiden Genannten ehrlich und selbständig bei der Construction der Sicherheitslampe vorgegangen ist.

Soviel Verdruß und Aerger auch der Prioritätsstreit beiden Erfindern eingetragen haben mochte, so fehlte es andererseits auch nicht an Anerkennung; denn die Verehrer Davy's überreichten diesem als Zeichen derselben ein silbernes Tafelgeräth nebst 2000 Pfd. St.; die minder reichen, aber begeisterten Anhänger Stephenson's gaben diesem ein öffentliches Festessen zu Newcastle und überraschten ihn mit einem Ehrengeschenk, welches aus einem silbernen Deckelkruge und nahezu 1000 Pfd. St. bestand. In den Kohlengruben der Davy'schen Partei fand nur Davy's Lampe Eingang. Ihre Gegner nahmen Stephenson's Lampe auf, wo sie noch heute unter dem populären Namen „Geordy" in bevorzugter Achtung steht. In der wissenschaftlichen Welt jedoch ist nur Davy's Sicherheitslampe bekannt geworden. Daß man noch heute nach einer unfehlbaren Sicherheitslampe sucht, mag hiermit erwähnt sein.

Bald kommt nun die Zeit heran, in welcher Georg Stephenson von seinem Sohne Robert wesentliche Förderung und Unterstützung bei seinen Verbesserungen der Locomotive und der damit zusammenhängenden Arbeiten erhielt; wir wollen daher sehen, in welcher Weise Georg Stephenson seinen Sohn erzog. Es läßt sich bei dem praktischen und klaren Verstande des Vaters im voraus annehmen, daß er den Knaben in die eigene Richtung zu bringen suchen werde, ausgerüstet jedoch mit Schulkenntnissen, die er selbst so mühsam und lückenhaft als Autodidakt nachzuholen hatte. Zunächst sehen wir Robert frühzeitig, bis zu seinem zwölften Lebensjahre, die ärmliche Elementarschule zu Long Benton besuchen. Die Schulhütte lag von seinem Vaterhause etwa zwei Kilometer ab; diese Entfernung hatte der Knabe täglich mindestens einmal hin- und zurückzugehen, um nothdürftig das Lesen, Schreiben und Rechnen zu erlernen. Hierauf wurde er zur Mittelschule Bruce's in Newcastle, etwa vier Kilometer von Killingworth, gesendet. In der ersten Zeit mußte Robert

diese Strecke täglich hin- und zurückgehen. Als er jedoch etwas leidend wurde, kam er nur über den Sonntag heim. Georg Stephenson wußte es so einzurichten, daß nicht nur der Sohn, sondern auch er selbst die in der newcastler Schule behandelten Materien mit bearbeitete. Ueberdies ließ er auch seinen Sohn als Mitglied in die Literarische und Philosophische Gesellschaft in Newcastle aufnehmen, um die Bibliothek derselben benutzen zu können. Letzteres geschah besonders intensiv an Sonntagen. Vater und Sohn vertieften sich dann in die von Robert mitgebrachten literarischen Schätze. Es wurden mit Vorliebe die Encyklopädien und Repertorien für Kunst und Wissenschaft, ferner die Werke über Mechanik und Mathematik studirt, wobei Georg Stephenson darauf drang, daß Robert ohne Text die beigebrachten Zeichnungen lesen sollte! Ebenso leitete der Vater seinen Sohn an, jeden Plan zu einer Maschine u. dgl. so deutlich zu entwerfen, daß derselbe ohne Worte verständlich war.

Vier Jahre blieb Robert in dem Institut zu Newcastle, worauf er in seinem sechzehnten Lebensjahre als Unteraufseher in die West-Moorgrube trat, um eine praktische Ausbildung im Bergwesen unter der Leitung des tüchtigen N. Wood zu erlangen. Letzterer hat späterhin (1830) das erste praktische Handbuch der Eisenbahnkunde geschrieben, welches viele Auflagen, in mehrern Sprachen, erlebte.

Nachdem Robert drei Jahre beim Bergwesen verbracht hatte, besuchte er im neunzehnten Lebensjahre, nur für etwa neun Monate, die Universität zu Edinburgh (vom October 1822 bis Juni 1823), wo er vorzüglich Naturwissenschaften (besonders Geologie) und Mathematik cultivirte und, am Schlusse der Curse, die praktischen Excursionen mitmachte. Obwol er nur kurze Zeit jene damals glänzende Hochschule frequentirt hatte, schied er dennoch als „berechtigter Ingenieur für alle Theile des Königreiches".

Zur Zeit, als Robert noch der newcastler Schule angehörte, war er seinem Vater in mannichfacher Beziehung bei seinen Plänen für die Verbesserungen der Locomotive und des Schienenweges nützlich gewesen. Wir werden im weitern Verlaufe unserer Erzählung wahrnehmen, wie sich mit der Entwickelung Robert's diese Hülfe immer mehr steigert, bis zuletzt der Lebenslauf dieser beiden, für längere Zeit, gleich zwei zusammenfließenden mächtigen Strömen, sich vereinigt, um dem Weltverkehr mit ihrer ganzen Kraft zu dienen.

Seit Georg Stephenson die Locomotiven und ihre Eisenbahn vielseitig verbessert hatte (1815—18), ergaben sich so befriedigende Resultate, daß die Besitzer der Kohlenwerke zu Hetton in der Grafschaft Durham beschlossen (1819), den von ihren Gruben bis zu den Docks am Wear laufenden, gewöhnlichen Schienenweg in eine von Locomotiven zu befahrende Eisenbahn umgestalten zu lassen. Die gewählte Linie war damals die längste Eisenbahnstrecke, sie betrug unter — zwei geographische Meilen. Zum leitenden und überwachenden Ingenieur ward Georg Stephenson aus den benachbarten killingworther Werken erwählt. Die Gesellschaft der letztern behielt ihn, wie bisher, als Maschinenmeister und fühlte sich durch seine Berufung zum Oberingenieur eines so großen Unternehmens geehrt. Da einige Höhen im Wege standen, zu deren Ueberwindung die Kraft der dama-

ligen Locomotiven nicht ausreichte und Durchbrüche, wegen der hohen Kosten, zu vermeiden waren, so wurden fünf selbstwirkende und zwei mittels stehender Dampfmaschinen zu überwindende schiefe Ebenen angelegt, sodaß nur die zwischen diesen liegenden Strecken mittels Stephenson'scher Locomotiven befahren wurden. Am Eröffnungstage (18. Nov. 1822) waren fünf Locomotiven oder „eiserne Pferde", wie sie das Volk nannte, thätig, von welchen jede, zum Erstaunen der massenhaft zugeströmten Zuseher, 17 beladene Kohlenwagen im Gesammtgewicht von 64000 Kilogramm, mit einer Geschwindigkeit von 6 Kilometer in der Stunde, beförderte. Der Erfolg war bedeutend und die ganze Maschinerie imponirend.

Das damalige Eisenbahnwesen war, abgesehen von den nordenglischen Kohlenrevieren, in weitern Kreisen nur wenig bekannt. Seine ersten und wärmsten Freunde sind daher in jenen Gegenden zu suchen. Darunter gab es einige, deren Enthusiasmus sich durch das eifrigste Wirken für die allgemeine Verbreitung dieses neuen und mächtigen Verkehrsmittels durch Wort und Schrift kundgab. Allein nicht von diesen sollte eine praktische Förderung dieser großen Angelegenheit ausgehen, sondern von einem Manne, der vorerst seine Aufmerksamkeit nur auf einen für Pferdezug berechneten Schienenweg von den darlingtoner Kohlengruben bis Stockton richtete (1817). Dieser Mann hieß Eduard Pease. Er war aus Darlington und Actionär von Kohlenwerken, welche etwa zwei geographische Meilen von seinem Wohnorte lagen. Die von ihm geplante neue Communication mit Stockton am Tees, welcher Fluß sich unweit von hier in die Nordsee ergießt, war für den Absatz der darlingtoner oder bishop-aucklander Steinkohlen von enormer Tragweite, weil dieselben in Stockton zu Schiffe verfrachtet werden konnten. Der seltenen Energie und zähen Ausdauer Pease's gelang es, eine Gesellschaft für eine Tramway Darlington-Stockton zu constituiren und die verschiedensten Widerstände und Hinderungen zu überwinden. So z. B. mußte wegen der Fuchsgehege des Herzogs von Cleveland die Richtung der Linie geändert werden, die Actien für die parallele, gewöhnliche Straße mußte Pease erklären einlösen zu wollen u. s. w. Endlich nach vier Jahren (1821) geht die Bill für die Pferdebahnlinie Darlington-Stockton durch.

Während Pease noch immer an eine Tramway für Darlington-Stockton denkt, hat Georg Stephenson, den selbstverständlich diese Angelegenheit mächtig interessirt, beschlossen, dahin zu wirken, daß diese Linie als regelrechte Locomotivbahn, nach seinem System, ausgeführt werden möge. Er stellt sich bei Pease vor (1821). Die beiden Streber finden Gefallen aneinander. Der stets vorsichtige Pease wird für Georg Stephenson's Vorschlag gewonnen, nachdem er die Leistungsfähigkeit der Stephenson'schen Dampfrosse zu Killingworth gründlich erprobt hat. Allein eine Umänderung der Bill für den Locomotivbetrieb durchzusetzen nimmt wieder längere Zeit in Anspruch. Endlich ist auch dieser Punkt geordnet (1823), und nun wird Georg Stephenson zum leitenden Ingenieur dieser wichtigen Eisenbahnlinie, welche die Kohlenschätze des bishop-aucklander Thales mit der Nordsee zu verbinden hat, ernannt. Außerdem gründete er jetzt, unter Mithülfe Pease's, in Newcastle eine kleine Fabrik für Locomotiven, welche ein Jahr darauf (1824) unter der Firma seines Sohnes Robert eröffnet wird. Diese hat sich später zu einem weltberühmten,

riesig ausgedehnten Etablissement, zu einer internationalen praktischen Hochschule für den Locomotivbau entwickelt.

Nach allerlei Kämpfen und Mühsalen war der große Tag der Eröffnung der Darlington-Stocktoner Eisenbahn herangekommen (27. Sept. 1825). Eine unzählbare Menschenmenge umgab erwartungsvoll den Schauplatz der ersten Abfahrt bei den Kohlengruben im Thale Bishop-Auckland, zwei Meilen oberhalb Darlington. Eine stehende Dampfmaschine zog eine Reihe aneinandergehängter, beladener Wagen eine geneigte Ebene hinauf und ließ sie dann auf der Gegenseite hinab. Unten wurde der von der Fabrik Stephenson in Newcastle gelieferte, mit Nr. 1 bezeichnete Dampfwagen „Locomotion" (nicht „Active", wie es in manchen Berichten heißt) dem Zuge vorgespannt. Dieser bestand aus 34 Wagen, von welchen 12 theils mit Kohlen, theils mit Mehl, die übrigen mit nahezu 500 Personen beladen waren. Die Vorhersage, daß Furcht die Menschen abhalten werde, sich einem explosionsfähigen Koloßpferde anzuvertrauen, war also nicht eingetroffen. Es mußten im Gegentheil die sich im Uebermaße zudrängenden Passagiere zurückgewiesen werden. Die Gesammtlast betrug etwa 90000 Kilogramm.

Der sich in Bewegung setzende Train bot, nach unsern heutigen Erfahrungen, einen sonderbaren Anblick; denn der Locomotive voran sah man einen Reiter mit einer Fahne, welche das Motto der Gesellschaft: „Periculum privatum utilitas publica" („Die Gefahr des Einzelnen dient dem allgemeinen Wohl"), als Inschrift zeigte. Als Locomotivführer fungirte Stephenson. Eine alte Zeichnung hat das Bild dieses Zuges erhalten. Die Wagen sind, bis auf jenen für den Verwaltungsrath, offen. Reiter und Läufer bewegten sich um die Wette parallel zum Train. Als letzterer auf dem wagerecht verlaufenden Theile der Bahn ankam, rief Stephenson dem Vorreiter zu, seitlich abzuschwenken. Dieser folgte dem Zurufe, und nun gab Stephenson vollen Dampf, worauf der Zug mit einer damals unerhörten Geschwindigkeit von zwei bis drei geographischen Meilen in der Stunde, unter jubelndem Zuruf der ungläubig gekommenen Volksmasse, die Wettläufer hinter sich lassend, „dahinraste". Diese zu jener Zeit angestaunte Geschwindigkeit ist die — eines heutigen Lastzuges! Die Locomotive Nr. 1, welche dieses Wunder vollbracht hat, ruht heute, nach langjährigem Dienst, als „Ehrenlocomotive" auf einem Piedestal vor dem Bahnhof zu Darlington zum eigenen Ruhme und zu dem ihres Schöpfers — Georg Stephenson.

Nach einer Stunde kam der Zug in Darlington an. Hier blieben sechs Kohlenwagen zurück und es wurden dagegen andere Wagen mit Reisenden und einer Musikbande aufgenommen. Der Train setzte sich in Bewegung. Der Vorreiter scheint wieder an der Spitze des Zuges gewesen zu sein; denn letzterer kam erst nach drei Stunden in Stockton an, was freilich die Mitfahrenden noch immer befriedigt hat; denn der Berichterstatter des Localblattes hebt rühmend hervor, daß hiervon noch die Zeit für den Aufenthalt unterwegs in Abrechnung zu bringen sei. In Stockton jubelnder Empfang.

Georg Stephenson hatte auch den ersten Personenwagen geliefert. Dieser war sehr einfach und anspruchslos. Er bekam den Namen „Experiment" und glich einem größern Omnibus mit je drei kleinen Fenstern zur Seite und einer rück-

wärtigen Thür. An jeder Längenseite stand eine durchlaufende Bank und in der Mitte — ein Luxus, den wir jetzt meistens entbehren müssen — ein paralleler Tisch. So war der Wagen beschaffen, in dem die Honoratioren am Eröffnungstage ihre Plätze genommen hatten. Bei Abendfahrten blieb der Wagen unbeleuchtet, bis ein Herr Dixon (sein Name sei gesegnet), der oft hin- und herzufahren hatte, eine brennende Kerze auf den Tisch stellte. Sein Beispiel fand später Nachahmung seitens der Unternehmer der Eisenbahn.

Schon auf dieser kurzen Strecke zeigten sich sehr bald die überraschendsten, damals neuen Wirkungen der Eisenbahn. Ein Mitglied des Parlaments, welches die Concurrenz im Kohlenhandel fürchtete, hatte schlau einen Paragraphen in die bezügliche Bill aufnehmen lassen, wonach die Gesellschaft für die zum Export bestimmten Kohlen höchstens 4 Pfennige für je 10 Metercentner auf je anderthalb Kilometer einheben durfte, während ihr für den Localverkehr mit Kohlen ein achtmal so hoher Frachtsatz gestattet wurde. Die Gesellschaft glaubte daher ihren ursprünglichen Plan, der allerdings den Welthandel im Auge hatte, durchkreuzt und setzte jetzt ihre Rechnung auf den Kohlenabsatz in der Umgegend. Zur Verschiffung waren nunmehr etwa 10000 Tonnen (zu 1000 Kilogramm) für das Jahr in Aussicht genommen als Ballast — schon nach einigen Jahren betrug jedoch die jährliche Ausfuhr zu Schiffe 500000 Tonnen. Der tiefe Frachtsatz war zum Glück der Unternehmer ausgeschlagen; der Welthandel mit darlingtoner Kohlen brachte die Haupteinnahme, der örtliche Verkauf dagegen wurde zur Nebensache.

Staunen erregend war die Größe des Personenverkehrs. Es war unbegreiflich, woher auf einmal die Massen Reisender kamen. Anfangs hatte die Gesellschaft die Beförderung der Personen Privatunternehmern überlassen, welche ihre Wagen, gegen einen Pachtschilling, auf den Schienen von Pferden ziehen ließen. Aehnlich verhielt es sich mit dem Fortschaffen von Waaren. Nur die großen, gewichtigen Kohlenfuhren wurden in den ersten Jahren von Stephenson'schen Locomotiven besorgt. Bei leichtern Sendungen mit wenigen Wagen wirkte je ein Pferd als Zugkraft. Da, wo das Land gegen die See hin allmählich abfällt, wurde das Pferd ausgespannt; es sprang dann in den letzten niedern Wagen zum Futter. Die Wagen rollten hierauf, vermöge ihrer Schwere, an ihr Ziel. Allein schon nach einigen Jahren nahmen Handel und Wandel so großartige Dimensionen an, daß die Locomotive zur Alleinherrschaft kommen und die Gesellschaft den Gesammtbetrieb in ihre Hand nehmen und organisiren mußte.

Nicht der Verkehr allein übertraf weit alle Erwartungen, sondern ebenso überraschend schnell und in erfreulichster Weise wuchsen die an den Endpunkten der Bahn liegenden Ortschaften an Wohlhabenheit und Einwohnerzahl. Ja, am Tees entstand eine neue Stadt — Middlesborough. Zur Zeit der Bahneröffnung befand sich hier eine einzige Bauerhütte sammt Nebengebäuden. Die Umgebung war sumpfiges Weideland. Als jedoch durch den niedern Kohlentarif eine mächtige Kohlenausfuhr erblühte und Stockton zu eng wurde, kauften der weitsehende Pease und seine Freunde da, wo jetzt Middlesborough liegt, große Flächen Landes und bauten hier einen neuen Seehafen. Selbstverständlich wurde auch die „Quäkerbahn" (so heißt die Strecke Darlington-Stockton im Volksmunde noch heute, weil

Pease und seine Quäkerfreunde das meiste zu ihrer Gründung beitrugen) bis hierher verlängert. Schon nach zehn Jahren stand da eine Stadt von 6000 Einwohnern, deren Zahl gegen Ende der funfziger Jahre bis auf 15000 angewachsen war. Seitdem hat die Bevölkerung bis auf mehr als 23000 Köpfe zugenommen. Auch wegen der später hier entdeckten reichen Eisenlager, welche eine neue Industrie (Hoh- und Schmelzöfen u. dgl.) weckten, ist die Seelenzahl in stetigem Steigen.

Hartlepool in der Nachbarschaft hat sich von 1300 auf 15000, Stockton von 7700 auf 16000 Seelen gehoben u. s. w. Derartig waren die Ergebnisse und Folgen der zweiten, von Georg Stephenson angelegten Eisenbahn. Und doch war dies nur ein Vorspiel von dem Hauptstück, das noch kommen sollte — wir meinen seine geniale Erbauung der Liverpool-Manchester Bahn. Erst die glänzenden Erfolge dieser trugen seinen Namen in alle Welt hinaus und erwarben ihm für ewige Zeiten die Ruhmeskrone.

Die ersten Pläne, Liverpool und Manchester mittels einer Eisenbahn zu verbinden, stammen aus dem Jahre 1821. Um diese Zeit hatte der Geschäftsverkehr zwischen diesen beiden Städten einen solchen Höhepunkt erreicht, daß die Transportbedürfnisse durch die gewöhnlichen Land- und Wasserfuhrwerke nicht mehr befriedigt werden konnten. Der Aufschwung der Geschäfte wurde dadurch sehr empfindlich gehemmt. Zunächst (1821—22) dachte man daran, daß eine Pferdeeisenbahn hier einige Abhülfe bringen könnte; später (1824) jedoch griff man nach dem kräftigern Mittel, nämlich nach der Locomotiveisenbahn Georg Stephenson's. Dieser wurde daher von dem Comité der Eisenbahngesellschaft, welche sich für die Linie Liverpool-Manchester gebildet hatte, mit der Vermessung für die projectirte Schienenstraße betraut. Das war eine harte und sauere Arbeit. Die Gegeninteressenten der Eisenbahn, wie Straßen- und Kanalactionäre, Fuhrleute, Wirthe u. dgl. m., hatten durch allerlei Märchen über die Gefährlichkeit des neuen Unternehmens das Landvolk gegen die Geometer so aufgebracht, daß letztern Hindernisse und Widerstände aller Art, ja sogar Drohungen und Gewalt entgegengesetzt wurden. Stephenson ließ sich nicht abschrecken. Seiner Klugheit, Zähigkeit und Ausdauer gelang es, alle Widerwärtigkeiten zu überwinden und das Nivellement zu beendigen.

Gefährlicher als der Kampf mit dem aufgestachelten Landvolke war jener, den Georg Stephenson im Comité des Parlaments mit den Gegnern der Eisenbahn zu bestehen hatte. Es waren ihm zwar von der Eisenbahngesellschaft tüchtige und redefertige Advocaten zugesellt worden; aber die mächtige Gegenpartei besaß solche noch in größerer Anzahl als er, und sie stellte ihm überdies weitberufene und angesehene Techniker und Ingenieure entgegen, welche seine Pläne zu durchkreuzen hatten. In der That blieb nichts an der Stephenson'schen Vorarbeit unbestritten. Die Anlagekosten sollten zu hoch, die Schienenstärke zu niedrig, die Fahrgeschwindigkeit zu groß sein, obwol er nur zwei geographische Meilen in der Stunde angegeben hatte. Er wurde von seinen Fachgenossen, die ihn jedoch als solchen nicht gelten lassen wollten, als Phantast hingestellt, der Unmöglichkeiten realisiren wolle. Es liegt einiger Humor darin, wenn man sich den geraden, schlichten, wenig sprachgewandten Georg Stephenson im Kampfe mit den schlauesten und geriebensten

Parteimännern vorstellt. Die ihm beigegebenen Redner werden durch das absprechende Votum der ausgezeichneten Techniker im Gegenlager selbst etwas irre an ihrem Helden, es wankt ihr Glaube und erlahmt ihr Eifer. Sobald jedoch die Locomotive und ihre Schienenstraße zur Sprache kommen, stellt Stephenson seinen Mann. So z. B. wirft einer der Gegner mit siegesgewisser Miene die Frage auf: wenn sich dem schnell daherkommenden Eisenbahnzuge eine auf dem Schienenwege verirrte Kuh entgegenstellte, wäre dies nicht eine arge Situation? „Sehr arg — für die Kuh", antwortete Georg unter Heiterkeit aller.

Noch in spätern Jahren gedachte Stephenson dieses feindseligen Kreuzverhörs nur mit Unwillen. Durch Anfechtung der Vermessungs- und Voranschlagsarbeiten brachte es die gegnerische Verbindung diesmal (1825) in der That dahin, daß die Vertreter der Eisenbahngesellschaft ihren Antrag auf Bewilligung der Bahn zurücknahmen. Allein schon im nächsten Jahre drangen sie mit ihren erneuerten Vorlagen durch.

Georg Stephenson wurde zum leitenden Ingenieur der bedeutenden Eisenbahnlinie Liverpool-Manchester gewählt. Er begann seine Arbeiten mit dem schwierigsten Stück. Die Schienenstraße sollte etwa eine geographische Meile lang über einen sumpfigen Boden, das „Katzenmoor", gehen. Die Ingenieure in jenem Parlamentscomité hatten es als absolut unausführbar hingestellt, über das nasse, schwammige Moos, in welchem schon ein Stock durch sein Gewicht tief einsank, eine Eisenbahn bauen zu wollen — Stephenson griff diese Strecke zuerst an. Er entwässerte den torfigen Grund durch Längen- und Quergräben, füllte tiefere Stellen mittels zusammengepreßter Torfrasen aus und stellte durch diese und andere originelle Behelfe einen auf dem Sumpfe schwimmenden Damm von hoher Tragkraft her. Dabei waren die Kosten, gegen die überwundenen Schwierigkeiten gehalten, überraschend niedrig.

Bald sollten dieser staunenerregenden Leistung noch andere, selbst in unsern Tagen noch bewunderte Werke folgen, wie z. B. der $2^1/_2$ Kilometer lange Tunnel vom Bahnhofe zu Liverpool bis nach Edgehill; der 3 Kilometer lange, stellenweise 35 Meter tiefe Einschnitt in den Olivenberg; der imposante Sankeyviaduct mit seinen neun Bogen von je 16 Meter Weite u. dgl. m. Stephenson entwarf selbst alle Pläne nicht nur für den Bau der Bahn und Brücken, sondern auch für die Ausweichen, Drehscheiben, Kreuzungen u. s. w. Dabei verstand er es in vorzüglichster Weise, die Arbeitermassen zu disciplinieren und Zöglinge für diesen ganz neuen Zweig des Ingenieurwesens zu schulen.

Der Bau dieser Bahn war nahezu vollendet und die Direction zu Liverpool war noch immer zu keinem Entschlusse über die Wahl der Zugkräfte gekommen.

Als mit der Anlage der Schienenstraße begonnen wurde, war sie gewillt, Locomotiven anzuwenden. Allein während der Bauzeit war es den Neidern Georg's, trotz seiner herrlichen Schöpfungen, gelungen, den Glauben an seiner Locomotive zu erschüttern. Fachmänner ersten Ranges hatten sich auf das entschiedenste gegen dieselbe ausgesprochen und angerathen, die Lasten mittels stehender Maschinen von Station zu Station in kurzen Distanzen zu ziehen. Man war auch geneigt, die Bahn einfach als Tramway mit Pferdezug zu benutzen. Georg

Stephenson brachte die Direction endlich doch dahin, daß wenigstens Versuche mit der Locomotive gemacht werden sollten. Dagegen thaten seine Gegner den klugen Schachzug, daß sie vorschlugen, es sollte eine Preisbewerbung für die beste Locomotive ausgeschrieben werden. Dies geschah in der That im Frühjahr 1829. Es wurde für die leistungsfähigste Locomotive, welche bestimmte, von der Direction aufgestellte Forderungen zu lösen hatte, der Preis von 10000 Mark festgesetzt. Die öffentliche Prüfung der Locomotiven sollte am 6. Oct. 1829 beginnen und nach Bedarf fortgesetzt werden.

An dem ebengenannten Tage erschienen auf der Schienenstraße bei Rainhill, zwischen Liverpool und Manchester, vier Bewerber mit ihren Dampfwagen. Wir nennen zunächst Robert Stephenson u. Comp. mit der „Rakete". Sein bedeutendster Concurrent war Ericsson, welcher schon damals als Ingenieur in Ansehen stand; später errang er sich durch die Erfindung der Calorischen Maschine sowie durch die Construction der schwimmenden Batterie Monitor einen Weltruf. Ericsson hatte sich mit Braithwaite verbunden und ihre Firma trat in diese Bewerbung mit der Locomotive die „Neuheit". Diese verdiente ihren Namen, denn sie hatte die originellste und dabei schönste Form. Ihr Dampfkessel lag nicht wie bei den andern Locomotiven horizontal, sondern er stand aufrecht; sie besaß auch keinen Beiwagen für den Wasser- und Kohlenvorrath, sondern trug diesen selbst in einem Kasten. Für das Anfachen des Feuers war sie mit einem eigenthümlichen Gebläse versehen.

Die übrigen zwei Bewerber waren Burstall mit der „Beharrlichkeit" und Hackworth mit der „Unvergleichlichen". Außer diesen vier Concurrenten sind zwar noch andere angemeldet gewesen; allein sie hatten sich verspätet. Als Curiosum mag erwähnt sein, daß ein fünfter Bewerber, Namens Brandreth, gekommen war mit einer Maschine „Der Cyklopenfuß"; aber er konnte nicht ernst genommen werden, denn seine Maschine wurde bewegt durch — ein Pferd, welches in einem Gehäuse versteckt war.

Das Wettrennen der Maschinen währte neun Tage. Das Schauspiel hatte eine ungeheuere Menschenmasse herangelockt, welche zu beiden Seiten der wagerechten, $2^1/_2$ Kilometer langen Rennbahn Platz nahm. Es war Bedingung, daß jede Locomotive diese Strecke ohne Unterbrechung neunmal hin- und zurückfahren sollte, was eine Länge gleich der Entfernung zwischen Liverpool und Manchester ergab. Unter großer Spannung begann der Kampf der Maschinen. Jene, die zum ersten Laufe in Bereitschaft sein sollte, war hiervon noch sehr weit entfernt. Große Verlegenheit. Der Antrag der beiden Stephenson, einstweilen ihre „Rakete" rennen zu lassen, ward mit Freuden angenommen. Derartige Stockungen wiederholten sich täglich und immer war die äußerlich bescheidene „Rakete" bei der Hand, um die langen Pausen durch lustiges Hin- und Herfahren, allein oder mit angehängten vollen Personen- oder Lastwagen, auszufüllen. Diese anfänglich mit Mistrauen angesehene Maschine wurde nach und nach der Liebling des Publikums. Umgekehrt erging es der „Neuheit". Diese hatte von Haus aus durch ihre elegante Gestalt die Sympathien aller erobert. Allein allmählich verlor sie dieselben gänzlich. Ihr erster Lauf war freilich bestechend, denn sie legte nahezu

fünf geographische Meilen in der Stunde zurück. Allein gar bald traten allerlei Unterbrechungen ein. Einmal versagte das Gebläse, dann zerbrach die Pumpenröhre, dann wieder ein anderer Bestandtheil u. s. w., bis das Spiel verloren war.

Die „Unvergleichliche" glich äußerlich der „Rakete", was begreiflich wird, wenn man erfährt, daß ihr Meister Hackworth ehedem Werkführer bei Robert Stephenson gewesen. Sie war programmwidrig zu gewichtig, zeigte sich niemals zur bestimmten Zeit reisefertig, bekam während des Fahrens am Kessel und dann wieder an der Pumpe Schäden, und verbrauchte (um doch ihrem Namen zu entsprechen) unvergleichlich viel Brennmaterial. Dies kam daher, weil Hackworth das Blasrohr zu sehr verengt und dadurch zu stark wirkend gemacht hatte, sodaß eine sehr große Menge Kleinkohle durch den Schornstein entführt wurde. Die „Unvergleichliche" wurde gleich der „Neuheit" von der stets fahrenden und immer ausdauernden „Rakete" in tiefen Schatten gestellt.

Die „Beharrlichkeit" von Burstall blieb beharrlich bei ihrer kleinen Geschwindigkeit von beiläufig einer geographischen Meile für die Stunde, und sie zog sich bald ebenso langsam vom Schauplatze zurück, wie sie gekommen war.

Am Tage der Preisvertheilung (14. Oct. 1829) ward die „Rakete" allgemein gefeiert. Sie hatte nicht nur die andern Maschinen weit übertrumpft, sondern hatte an und für sich in überraschendster Weise alle Lichtseiten einer Zugmaschine gezeigt. Sie war stets dienstbereit und dabei gefügig und lenksam wie das beste Pferd. Von Haus aus solid gebaut, hielt sie die Strapazen des Kampfes aus, ohne auch nur der geringsten Reparatur zu bedürfen. Sie legte im Mittel drei, und wenn es gewünscht wurde auch sechs geographische Meilen in der Stunde zurück. Nie ging ihr der Athem aus. Und darin lag eigentlich das Specifische dieser Maschine, ja diesem Umstande verdankte sie den Sieg und Triumph. Ihre Schöpfer Georg und Robert Stephenson hatten sie mit einer trefflichen eisernen Lunge versehen. Sie hatten nämlich auf Vorschlag des Secretärs der liverpooler Eisenbahngesellschaft — er hieß Booth — im Innern des Dampfkessels parallel zu seiner Länge 25 Röhren in gleichen Abständen für den Durchzug der Heizflammen angebracht. Die in solcher Weise erhitzten Röhren brachten die zwischen ihnen liegenden dünnen Wasserschichten so schnell und ausgiebig zur Verdampfung, daß die Locomotive stets mit hochgespanntem Dampf in Ueberfülle versehen war. Und dies um so mehr, als das Blasrohr die Feuerung kräftig anfachte. Das Blasrohr und jene Siederöhren, welche bei neuern Locomotiven die Zahl 100 übersteigen, bilden das belebende Princip der Locomotive Stephenson's. Der erste Gedanke, mittels geheizter Röhren das Wasser schnell zu verdampfen, scheint von Séguin (1828) zu stammen; aber die beiden Stephenson waren die ersten, welche die Siederöhren in so höchst wirksamer Weise zur Geltung brachten.

Der großartige Erfolg der „Rakete" auf dem Plateau zu Rainhill hatte das Schicksal der Locomotive für alle Zukunft in glücklichster Weise entschieden. Was Georg Stephenson tauben Ohren und ungläubigen Seelen, wenn auch nicht mit den Worten des Dichters:

Schon seh' ich dort entlang des Gaues Straßen
Die dampfgetriebnen Wagenburgen fliegen —

so doch in guter Prosa von seiner „Reisemaschine" so oft prophezeit hatte, sollte endlich bald zur Wahrheit werden. Am 15. Sept. 1830 fand die Eröffnung der Eisenbahn von Liverpool nach Manchester in feierlicher Weise statt. Diesmal waren nicht, wie bei jenen frühern Bahnübergaben, nur die localen Honoratioren zugegen, sondern die ersten Würdenträger Englands. Der Cabinetschef Herzog von Wellington, der Staatssecretär Sir Robert Peel und zahlreiche Vertreter der Regierung sowie des Parlaments waren gekommen, um das nunmehr berühmte neue Verkehrsmittel Stephenson's selbst zu erproben. Etwa 600 Reisende wurden in acht Trains, denen je ein Stephenson'sches Dampfroß vorgespannt war, mit der mittlern Geschwindigkeit von fünf geographischen Meilen in der Stunde, unter dem Jubel der Zuschauerlegionen, von Liverpool gegen Manchester entführt.

Stolz, arbeitslustig und mit beflügelter Eile hatten die Feuerrosse ihre Wagencolonnen bis Parkside gebracht. Dieser Ort liegt schon etwas in der zweiten Hälfte der Strecke von Liverpool nach Manchester. Hier sollte neues Wasser für die Maschinen eingenommen werden. Zugleich ward beabsichtigt, die Wagenreihen an dem Premierminister vorbeiziehen zu lassen. Der Wagen des letztern wurde daher auf ein anderes Gleis geschoben, während die acht Trains auf der Hauptlinie blieben. Auf der letztern, vor dem Wagen des Ministers, stand Huskisson, der Parlamentsabgeordnete Liverpools. Er war ein Freund von Georg Stephenson's Bestrebungen und hatte von jeher nicht nur für das Zustandekommen dieser Eisenbahn, sondern auch für ihre Vermählung mit der Locomotive gekämpft. Als Anwalt der hart angefochtenen Eisenbahnen sah er sich heute endlich freudestrahlend am Ziel. Leider war er es, der als Opfer des ersten Eisenbahnunglückes fallen sollte. Er war eben im Begriff, den Minister zu begrüßen, als die „Rakete" auf dem Hauptgleis daherschoß. Man rief ihm von allen Seiten Warnungen zu — es war zu spät; er wurde mit zerschmettertem Bein von den Schienen entfernt und starb noch an demselben Tage.

Trübselig und traurig verlief die zweite Hälfte der Fahrt, und man hätte meinen können, das Unglück werde höchst nachtheilig auf die Frequenz des neuen Verkehrsmittels wirken; aber schon in den ersten Tagen fanden sich täglich 12—15000 Reisende ein, während man im günstigsten Falle nur auf etwa ein Drittel der genannten Zahl gerechnet hatte. Nach fünf Jahren beförderte diese Bahn jährlich etwa eine halbe Million Personen und eine großartige Lastenmasse.

Weder das explosionsfähige Roß noch die gesteigerte Geschwindigkeit der Züge konnte die Passagiere von dem herrlichen Verkehrsmittel zurückschrecken. Es rief im Gegentheil das Publikum bald nach beschleunigten Zügen. Und wie muthig nunmehr letzteres geworden war, läßt sich am besten aus einem Ausspruche der „Quarterly Review" vom Jahre 1825 ermessen. Damals hatte diese dem Georg Stephenson geneigte Revue über seinen Plan, mittels seiner „Reisemaschine" in der Stunde zwei geographische Meilen zurücklegen zu wollen, entsetzt ausgerufen: „Ebenso könnte man glauben, daß die Einwohner von Woolwich sich auf einer Congreve'schen Rakete abfeuern ließen, als daß sie sich einer solchen Maschine anvertrauen würden", und schon fünf Jahre später ließen sich die Großen des Reiches und die Reporter der Journale, unter welchen vielleicht der Schreiber

jener Zeilen saß, von Liverpool nach Manchester abfeuern, und gleich darauf fuhren täglich nahezu anderthalbtausend Personen auf jener Strecke.

Kolossal waren die Folgen der Stephenson'schen Eisenbahn. Nur ein Statistiker verträgt ohne Aufregung die mannichfachen und riesigen Zahlen eines modernen Jahrbuches der Eisenbahnen; nur ein gewiegter Fachmann des Verkehrswesens ist heutzutage im Stande, das immer mehr sich verdichtende Netz der auf den Landkarten gezeichneten Schienenstraßen zu entwirren und klar zu übersehen; nur Specialisten endlich vermögen sich in dem reichverzweigten Gebiete der jetzigen Eisenbahntechnik zurechtzufinden. Uebermächtig und erdrückend wirkt die Masse des zum Eisenbahnwesen gehörigen Materials. Funfzig Jahre nach Eröffnung der Stockton-Darlingtoner Eisenbahn betrug (1875) die Gesammtlänge der eisenbeschienten Straßen nahezu 39000 Meilen, d. h. beinahe sieben Erdumfänge. Wie viele Personen und Lasten auf dieser Länge jährlich fahren und welcher Umtausch an Geld und Gut sich da jährlich vollzieht, mag der Phantasie des Lesers überlassen bleiben. Und den Anstoß zu all diesen gigantischen Wirkungen gaben Georg Stephenson und sein Sohn Robert.

Einige Zeit nach Eröffnung der Liverpool-Manchester Linie dauerte der Widerstand der Kanal- und Straßenpächter, der Grundbesitzer und Consorten gegen die Eisenbahnen noch fort, um dann ins Gegentheil umzuschlagen, nachdem auch für sie große Vortheile aus dem mächtig gesteigerten Verkehr entsprangen. Bald kam eine Zeit, wo die Eisenbahnprojecte wie die Pilze aufschossen. Viele der entstandenen Eisenbahngesellschaften wollten wenigstens einen der beiden Stephenson als Haupt- oder berathenden Ingenieur besitzen. Im ganzen genommen behielt Georg mehr die nördlichern Theile Englands als das Terrain, welches er im Eisenbahnbau beherrschte, während sein Sohn Robert vorzüglich im Süden das Scepter auf diesem Gebiet führte. Besonders großartig war die Thätigkeit beider in den Jahren 1834—37, wo sie ein Netz von Eisenbahnen zu flechten hatten. Um diese Zeit (1836) errichteten sie in London ihr Centralbureau für Eisenbahnwesen. Ihr Name und ihr Eisenbahnsystem hatte bereits nicht nur in England, sondern auch im übrigen Europa und in Amerika Wurzel gefaßt, um bald mächtige Zweige und Aeste zu treiben.

Seit Einführung der Feuerrosse von Georg Stephenson in den Weltverkehr haben sich, durch den Fortschritt der Mechanik, mannichfache Arten derselben entwickelt. Der Lastzug verlangt eine andere Maschine als der Eilzug, und die Locomotive für Gebirge unterscheidet sich von jener, die nur in Ebenen mit leichten Steigungen läuft. Kein anderes als das Locomotivsystem vermochte sich allen Umständen so innig anzuschmiegen. Die atmosphärischen Eisenbahnen, bei welchen die Trains durch den Luftdruck vorwärts getrieben wurden, haben die Proben der Praxis nicht lange zu überstehen vermocht. Von den Gegnern Stephenson's mit Freuden begrüßt und auf alle Weise möglichst gefördert, hatten sie dennoch nur ein sehr kurzes Leben.

Ueber das Stadium des Modells kamen nur wenige atmosphärische Eisenbahnen hinaus. Als ein Versuch im Großen läßt sich die Linie von Kingstown nach

Dalkey in Irland ansehen. Dieselbe wurde von den Ingenieuren Clegg und Samuda im Jahre 1844 eröffnet. Clegg hatte sich schon vorher im Verein mit seinem Meister Murdoch durch Einführung der Gasbeleuchtung einen Namen gemacht, was ihm jetzt bei Schaffung der atmosphärischen Eisenbahnen das Vertrauen des Publikums entgegenbrachte. Im Jahre 1845 übergab er und sein Genosse die atmosphärische Eisenbahn von London nach Croydon dem öffentlichen Verkehr. Eine solche Bahn lief auch von Exeter nach Plymouth und bei Paris von Nanterre nach Saint-Germain.

Bei den atmosphärischen Eisenbahnen war zwischen den Schienen, parallel zu letztern, ein eisernes Rohr auf den Schwellen festgeschraubt. An der obern Seite besaß dieses Rohr der Länge nach einen Schlitz, welcher mit Lederklappen luftdicht verschlossen war. In dem Rohr befand sich ein luftdicht liderner Kolben. Letzterer hatte einen starken eisernen Arm, welcher aus dem Rohrschlitz hervorragte, wobei eins der Lederventile gehoben wurde. An diesem aus der Rohrspalte hervorsehenden Eisenarm war ein auf den Schienen beweglicher Wagen befestigt. Wenn nun an der einen Station mittels einer stehenden Dampfmaschine im Rohre die Luft kräftig verdünnt wurde, so gerieth jener Kolben und der damit verbundene Wagen in Bewegung nach jener luftverdünnenden Station. Dies kam daher, weil auf der einen Seite des Kolbens der äußere Luftdruck stärker war als da, wo die Verdünnung hervorgerufen wurde. Der Kolben nahm den mit ihm vereinigten Treibwagen, und dieser wieder die an ihn gehängten wenigen Wagen mit.

Die Neider der beiden Stephenson riefen die atmosphärischen Eisenbahnen als epochemachend und als das Locomotivsystem vernichtend aus. Robert Stephenson bewies jedoch sogleich (1846) in einer Schrift die Unhaltbarkeit der atmosphärischen Eisenbahnen. Er zeigte, daß der Rohrverschluß nicht luftdicht bleiben könne und daß die Reibungswiderstände zu groß seien, mithin eine Kraftverschwendung eintreten müsse. In der That siechten die kostspieligen, unbequemen atmosphärischen Eisenbahnen sehr bald dahin; die letzte (Saint-Germain) verschied 1859. Hingegen hat sich dieses Princip, wozu es gleich ursprünglich (1810) von dem Dänen Medhurst vorgeschlagen worden war, bei der pneumatischen Rohrpost in den Großstädten bewährt. Jener Kolben ist dann hohl gestaltet und enthält als Kapsel die Correspondenzpapiere. Er ist vom Rohre völlig umschlossen und wird von verdichteter Luft vorwärts gedrückt. Stehende Dampfmaschinen verrichten die Arbeit der Luftverdichtung.

Die atmosphärischen Eisenbahnen haben, zum Verdruß der Stephenson'schen Gegner, blos dazu gedient, die Vorzüge des Locomotivsystems im schönsten Lichte zu zeigen. Nur die Eisenbahn Stephenson's hat die Welt erobert. In der That sehen wir die beiden Stephenson in den dreißiger und vierziger Jahren unsers Jahrhunderts als Rathgeber und Helfer Europas in Eisenbahnangelegenheiten. Ueberall, wo Eisenbahnen entstanden, fand man damals, wenigstens theilweise, ihre Dampfwagen, ihre Maschinenführer, ihre Zöglinge und ihre Assistenten.

Besonders häufig und intensiv nahm Belgien die Sachkenntniß der beiden Stephenson in Eisenbahnfragen in Anspruch. Georg Stephenson wurde viermal von Leopold I., König der Belgier, nach Brüssel zu Besprechungen über die An-

lage von Eisenbahnlinien eingeladen (1835, 1837 und zweimal im Jahre 1845). Er ward sogleich beim ersten Besuch zum Ritter des Leopoldordens ernannt. Allein nicht nur vom Könige, sondern auch von den Ingenieuren und vom ganzen Volke wurde er in seltener Weise ausgezeichnet. Bei seiner letzten Anwesenheit zu Brüssel gaben die belgischen Ingenieure ihm zu Ehren ein glänzendes Banket im Stadthause, wo seine mit einem Lorberkranz geschmückte Marmorbüste aufgestellt war. Als Tafelaufsatz sah man das Modell der „Rakete". In sonderbarem Lichte erscheint diesen gerechten Huldigungen gegenüber die Thatsache, daß das englische Institut der Civilingenieure ihm die Aufnahme als Mitglied versagte — weil er den Nachweis nicht liefern konnte, seinen Beruf regelrecht erlernt zu haben. Und wie zur Sühne gegen diese Unbill wählte diese Genossenschaft später seinen Sohn zu ihrem Vicepräsidenten (1848—55) und Präsidenten (1856 und 1857). Dagegen erwies sich der Verein der Ingenieure für Mechanik in Birmingham anerkennend auch für Georg, indem er ihm die Würde eines Vorstandes übertrug. Die Ehre, in den englischen Ritterstand erhoben zu werden, lehnte Georg Stephenson ab; er wollte seinen einfachen Namen behalten. Ebenso benahm sich hierin sein Sohn Robert.

Im September 1845 ging Georg Stephenson auf Ersuchen einer Gesellschaft, bei welcher sich auch das englische Kapital betheiligen wollte, nach Spanien, um die projectirte nördliche Eisenbahnlinie von Madrid nach dem Meerbusen von Biscaya zu prüfen. Er fand bei der Bevölkerung jener Gegenden die zuvorkommendste Aufnahme. Allein da die spanische Regierung der Eisenbahngesellschaft, welche die Nordbahn bauen wollte, wenig Entgegenkommen zeigte, so rieth Georg Stephenson von dieser Unternehmung, welche ihm zu wenig lohnend erschien, ab. Auf seiner Rückreise von Spanien erkrankte er an einer Rippenfellentzündung, von der er sich nie mehr gründlich erholen konnte.

Die eigentliche Last des Eisenbahngeschäftes der beiden Stephenson ruhte seit dem Jahre 1840 auf den Schultern des Sohnes. Um diese Zeit trat Georg mehr in den Hintergrund bei den großen Unternehmungen und überließ dieselben der Sorge Robert's; er selbst half jedoch letzterm noch immer mit seinen besten Kräften und, wie wir gesehen haben, gab er auch im Auslande seine Rathschläge, wo man sie anrief. Nach seiner Wiedergenesung (Ende 1845) zog er sich fast gänzlich ins Privatleben zurück. Schon seit etwa vier Jahren hatte er als seinen bleibenden Wohnsitz Tapton House bei Chesterfield gewählt, nachdem er früher (1830) in Liverpool und dann (1831—41) in Alton Grange bei Leicester gewohnt hatte, soweit ihm dies seine vielen Reisen zu jener Zeit gestatteten. Von Alton Grange aus hatte er auch die großen Arbeiten geleitet, welche nothwendig geworden waren, um auf einem von ihm angekauften Gute Snibston neue, von seinem Sohne entdeckte Kohlenlager zu erschließen, die besonders der Fabrikstadt Leicester zugute kamen.

Nach Tapton House bei Chesterfield war er um das Jahr 1841 gezogen, nachdem er die umliegenden Steinkohlenwerke zu Clay Cross gepachtet und hier überdies großartige Kalkbrennereien errichtet hatte. Sein jetziger Wohnsitz lag an einem Knotenpunkte wichtiger Eisenbahnen, die er damals noch zu überwachen hatte.

Das weitläufige Gebäude stand auf einer Anhöhe, in der Mitte einer herrlichen, hügeligen und waldigen Gegend. Hier widmete er sich seit 1845 dem Gartenbau und der Landwirthschaft. Seine Treibhäuser für Melonen-, Ananas- und Weintraubenzucht waren durch ihre Leistungen weit und breit berühmt. Er wurde hierin nur von seinem Freunde Joseph Paxton, dem Gärtner des Herzogs von Devonshire und spätern Erbauer des Krystallpalastes (1850/51) übertroffen. Dagegen stand er mit seinen „geraden Gurken" einzig und allein da. Er hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, seine Gurken müßten gerade wachsen, was er endlich mittels gläserner Formen, in die er sie zwang, triumphirend zu Stande brachte. Alle Producte seiner Garten- und Landwirthschaft wußte er durch ein eigenthümliches Verfahren zum üppigsten Gedeihen zu bringen. Sein Mastvieh war aus den schönsten und fettesten Rassen gewählt.

Von seiner Kindheit her hatte Georg Stephenson eine besondere Neigung für Vögel, Kaninchen, Hunde und überhaupt für Thiere bewahrt. Diesen widmete er jetzt wieder einen Theil seiner freien Zeit.

Tapton House war ein Centralpunkt hoher Gastfreundschaft. Bald waren es Eisenbahnmänner und Ingenieure, die sich hier versammelten; dann kamen wieder Fachmänner der Horti- und Agricultur an die Reihe u. s. w. Auch die Arbeiter und Genossen aus der frühesten Zeit Georg's wurden nicht vergessen. Auf das Erscheinen dieser wackern Leute freute er sich besonders. In ihrer Mitte bereitete er stets eigenhändig seine und ihre Lieblingsspeise „Crowdie", d. i. ein mit heißem Wasser und frischer Milch angemachtes Hafermus. Diese Gäste wurden stets reich beschenkt entlassen.

Zu seinen Freunden zählte Georg Stephenson den Staatsminister Sir Robert Peel, dann den berühmten Ingenieur für Eisenconstructionen Sir William Fairbairn, den weitberufenen Geologen Buckland und viele andere Männer ersten Ranges.

Georg Stephenson war seit dem Tode seiner ersten Frau (14. Mai 1806) nahe 14 Jahre lang Witwer geblieben; er hatte sich erst am 29. März 1820 mit Elisabeth Hindmarsh wieder verheirathet. Auch diese Ehe war glücklich. Im Jahre 1845 verlor Georg diese liebevolle Lebensgefährtin. Er nahm im Jahre 1848, etwa ein halbes Jahr vor seinem Tode, seine junge Wirthschafterin zur Frau.

Im August des Jahres 1848 wurde Georg Stephenson vom Wechselfieber befallen, dem ein Blutsturz folgte. Er starb am 12. desselben Monats im Alter von 67 Jahren. Sobald sein Dahinscheiden in Chesterfield bekannt geworden war, wurden, als Zeichen der Trauer, die Kaufläden und Werkstätten geschlossen. Die Einwohner dieser Stadt, mit ihrem Gemeindevorstand an der Spitze, begleiteten die irdischen Ueberreste Georg Stephenson's zur Gruft in der Dreifaltigkeitskirche in Chesterfield. Eine Gedenktafel in jenem Gotteshause zeigt die Stelle, wo der Schöpfer des Eisenbahnwesens ruht.

Die Liverpool-Manchester Eisenbahngesellschaft hat dem Andenken Georg Stephenson's eine Statue in der Sanct-Georgshalle zu Liverpool geweiht. Ebenso hat der Verein der Ingenieure für Mechanik ein von Bailey geschaffenes Standbild ihres ehemaligen Vorstandes in der herrlichen Halle des Nordwestbahnhofes in London, Euston-Square, aufgestellt. Eine sehr gelungene Statue Georg

Stephenson's steht seit 1862 zu Newcastle, nahe der berühmten, von seinem Sohne Robert entworfenen und ausgeführten hohen Eisenbahnbrücke über den Tyne. Geist, Männlichkeit und Geradheit sprechen aus den Gesichtszügen jenes plastischen Abbildes. Die hohe Stirn und der eigenthümlich markirte Zug um den Mund wecken die Erinnerung an den Scharfsinn, Witz und Humor Georg Stephenson's. Auf seinen Lebenslauf spielen die Gestalten an den vier Ecken des Stativs an. Man sieht hier die Sculpturen eines Grubenmannes, eines Handwerkers, eines Locomotivführers und eines Schienenlegers.

Eigenthümlich ist das „Stephenson-Memorial", welches an jener Stelle erbaut wurde, wo einst am Willington-Quay das Häuschen des ehemaligen Bremsers Georg gestanden. Man findet jetzt hier ein schönes, im gothischen Stil errichtetes Schulhaus mit frischen Rasenplätzen zum Spielen für die Jugend. Diese Bildungsanstalt besitzt auch eine Bibliothek und eine Lesestube für Handwerker. Bevor das alte Häuschen abgebrochen worden war, wurde es mittels der Photographie verewigt. Ein schönes Denkmal hat sich Georg Stephenson selbst gestiftet zu Clay Croß durch Organisation eines musterhaften Versorgungssystems für seine Arbeiter und deren Familien sowie durch Schenkung eines Gemeindehauses, einer trefflichen Schule und einer Kirche.

Das dauerndste Andenken an ihn bleibt jedoch dessen Eisenbahnsystem, welches nicht wie andere Monumente verfällt, sondern sich täglich mächtiger entwickelt. Georg Stephenson kann, wenn man die weit- und tiefgehenden, wohlthätigen Folgen seines Wirkens ins Auge faßt, ohne Bedenken an die Seite Watt's, Fulton's, Gutenberg's und der Erfinder des elektromagnetischen Telegraphenwesens (Schilling, Gauß, Weber und Morse) gestellt werden.

Als Grundzug im Wirken Georg Stephenson's erscheint, mit Hinblick auf den Bau seiner Eisenstraßen, die Kühnheit seiner Pläne und die Beharrlichkeit sowie die Ausdauer im Verfolgen und Durchführen derselben. Hauptsächlich seinem starken Willen verdankt er seine großen Erfolge; allerdings mußten diesem unerschütterlichen Wollen antreibende Gedanken zu Grunde liegen. Allein letztere waren nicht, wie wir bei seinen successiven Verbesserungen der Locomotive gesehen haben, von jenem Range, wie sie bei den großen Entdeckern und Erfindern aufblitzen. Bei der folgenreichen Belebung der Locomotive, d. i. bei Herstellung des Blasrohres und Kessels mit Siederöhren, scheint ihm die Priorität bezüglich des hier zu Grunde liegenden Princips zu fehlen; aber er und sein Sohn Robert haben unstreitig das Verdienst, dieses Princip durch geduldiges Experimentiren so praktisch verwerthet zu haben, daß nur dadurch die siegreiche „Rakete" zu Stande kam. Am glänzendsten zeigten sich sein klarer Verstand und seine zähe Beständigkeit beim Ueberwältigen des Katzensumpfes; heute ist jener für unüberwindlich gehaltene Morast mit Wegen, Straßen, Eisenbahnen und Wirthschaftshäusern bedeckt. Hierher gehören auch alle seine großartigen Ebnungsarbeiten für den Schienenweg, in welcher Richtung er im eigentlichsten Sinne des Wortes bahnbrechend für alle Zeiten genannt werden kann. Wie oft wurde der Glaube an seine Versprechungen bei dem Directorium der Liverpool-Manchester Bahn von namhaften Fachmännern

erschüttert, indem sie darauf hinwiesen, daß er sowol mit seinem Eisenroß als mit seinem Eisenweg über einen Sumpf u. dgl. m. Unmögliches ausführen wolle. Zuletzt übertrafen aber stets die Resultate seine Verheißungen. Bei ihm gingen die Worte des Dichters in Erfüllung:

Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde,
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Nur die Charakterstärke Georg Stephenson's vermochte Herr zu werden über den mächtigen Widerstand, welcher der Schaffung der Eisenbahnen so vielseitig und vielartig entgegenstand. Ohne seine Energie und Ausdauer wären die Eisenbahnen nie ins Leben getreten. Ein erfinderischer Kopf allein, ohne die hartnäckige Beharrlichkeit im Durchsetzen des als richtig Erkannten, wäre hier ohne Nutzen gewesen. Hiervon dürfte uns z. B. eine kurze Parallele zwischen Georg Stephenson und seinem genialen Vorläufer Richard Trevithick überzeugen. Letzterer scheint an Bildung, Phantasie und Gedankenreichthum über Stephenson zu stehen. Allein er begnügt sich stets nur mit den ersten Anfängen in der Verwirklichung seiner Ideen. Sobald er zu einem hübschen Ergebniß gelangt ist, setzt er sein vielversprechendes Kind aus, um eine neue Erfindung zu machen. Und so stirbt dieser sehr bedeutende Mechaniker im tiefsten Elend, weil er stets sein Werk verläßt, bevor es ihm gelungen ist, dasselbe ins praktische Leben einzuführen. Georg Stephenson dagegen prüft seinen eigenen oder den von ihm aufgenommenen Gedanken zuerst, ob dessen Verkörperung für das praktische Leben von Nutzen sein könne. Im Bejahungsfalle ruht er nicht eher, als bis er zu einem befriedigenden Ergebniß gelangt. Er ist auch späterhin noch fortwährend auf Verbesserungen seiner ausgeführten Werke bedacht. Dabei wirkt er ohne Rast, um seine Schöpfungen in das große Leben einzuführen und ihnen dort einen bleibenden Boden zu verschaffen.

Zu der geduldigen Beharrlichkeit und Energie Georg Stephenson's gesellten sich ein unermüdlicher Fleiß, eine feste Gesinnung für Recht und Billigkeit sowie eine hohe Moralität und Sittlichkeit. Er zeichnete sich auch durch Herzensgüte und Mildthätigkeit aus. Obwol er nichts weniger als ein Redner war, so machte er dennoch, wenn er sich in seiner Erregung gegen ungerechte Angriffe vertheidigte, durch die hervorbrechende Ehrlichkeit einen tiefen Eindruck. Georg Stephenson war zwar kein Redner, aber ein guter Erzähler. Dies zeigte sich besonders in spätern Jahren, wenn er in größern Versammlungen von seinen vielen Kämpfen um die Eisenbahn Mittheilungen machte. Er besaß Witz und Humor. Den breiten Dialekt des Nothumberlanders konnte er nie ganz los werden. Er war im Leben sowie in seinem fachlichen Gebiete im höchsten Grade ehrliebend, doch fehlte ihm der Ehrgeiz, in einem fremden Bereiche thätig sein zu wollen; er lehnte daher das ihm angebotene Mandat eines Parlamentsabgeordneten ab. Er blieb stets schlicht und einfach in seiner Lebensweise und in seinen Sitten. Er war körperlich äußerst kräftig und hielt in seiner Jugend auf gymnastische Kämpfe; ja selbst bis kurz vor seinem Tode liebte er den Wettlauf bergan zum Tapton House.

Ganz denselben vorzüglichen Charakter besaß auch sein Sohn Robert, jedoch noch gesteigert durch eine höhere Bildung.

Nach dem Tode seines Vaters setzte Robert Stephenson den Bau von Locomotiven und Eisenbahnen fort. Einen unvergänglichen Namen hat dieser sich besonders durch seine gigantischen eisernen Röhrenbrücken gemacht. Er stand sowol in England als in allen andern civilisirten Staaten in so hohem Ansehen, daß sein Urtheil in allen Angelegenheiten des Eisenbahnwesens als endgültig angenommen wurde. Seit 1847 saß er im Parlament für Whitby; er gehörte zur Torypartei. Er sprach meist in technischen und Verkehrsangelegenheiten, aber dann stets entscheidend.

Robert Stephenson hatte sich in seinem 26. Jahre mit Frances Sanderson am 17. Juni 1829 verheirathet, verlor aber diese treffliche Frau schon am 4. Oct. 1842. Trotz ihres auf dem Sterbebett ausgesprochenen Wunsches, er möge sich nach ihrem Tode wieder verehelichen, nahm er nie eine zweite Frau. Seinen Schmerz über den Verlust des von ihm heißgeliebten Weibes suchte er durch intensives Arbeiten zu betäuben. Nach einem Leben glorreicher Großthaten auf dem technischen Felde, starb Robert Stephenson am 12. Oct. 1859 im Alter von 56 Jahren. Er hinterließ reiche Fonds für Stiftungen und Nothleidende. Seine Asche ruht in der Westminsterabtei zu London unweit von Telford, dem Erbauer (1819—26) der riesigen Kettenbrücke über den Menaikanal in der Irischen See. Robert Stephenson hat über dieselbe Meeresenge in epochemachender Weise seine kolossale rohrförmige Britanniabrücke für die Eisenbahn von Chester nach Holyhead gelegt (1847—50). So wie jene noch heute angestaunten Werke, so liegen auch ihre bewunderten unsterblichen Meister nahe beieinander. An dem Grabe Robert Stephenson's fehlte die weinende Familie, denn er war kinderlos; aber ganz England, ja ganz Europa trauerte über den Verlust des wahrhaft großen Mannes. Sein Andenken, wie das seines Vaters, wird nie erbleichen. Und zu den größten Wohlthätern der Menschheit wird man allezeit zählen: Georg und Robert Stephenson.

Frankreich, Algerien und Tunis.

Von

Gerhard Rohlfs.

Mit Ausnahme einer Partei in England und fast aller Italiener hat die ganze gebildete Welt mit großer Genugthuung die jüngst vollzogene Annexion Tunesiens seitens Frankreichs hingenommen. Wenn „fast aller" Italiener gesagt ist, so soll damit die Thatsache angeführt werden, daß selbst in Italien eine Partei existirt, welche es ganz natürlich gefunden hat, daß Frankreich mit dem Hereinziehen von Tunis in die algerinische Machtsphäre nur einem zwingenden Gebot folgte, welches vor allem in den örtlichen Verhältnissen begründet liegt.*) Diese Partei in Italien wird repräsentirt durch die geographischen Kreise, an deren Spitze der Chefredacteur des „Esploratore", Herr Commendatore Capitano Camperio, steht. Camperio hat sich nicht gescheut, seine diesbezügliche Ansicht auch durch politische Blätter vor der Öffentlichkeit zu vertreten.

Wenn wir das Vorgehen Frankreichs als „Annexion" bezeichnen, so ist für den unparteiisch Urtheilenden dieser Ausspruch gewiß vollkommen berechtigt; denn wenn auch in diesem Augenblick von einer offen ausgesprochenen Annexion nicht die Rede ist, so ist es in Wirklichkeit doch um die Unabhängigkeit Tunesiens geschehen.

Betrachten wir in der That das Land, so kann selbst der Laie auf den ersten Blick erkennen, daß das Ras Addar (Cap Bon) die äußerste Verlängerung der Auresberge bildet. Und nicht nur orographisch ist zwischen den tunesischen und algerinischen Bergzügen ein Zusammenhang, sondern auch der geologische Bau ist beiden gemeinsam. Ebenso ist das sogenannte „afrikanische" Gebirge eine Fortsetzung des die Provinz Konstantine durchziehenden „numidischen", dies selbst aber ein Ausläufer des Djurdjuragebirges. Die tunesischen Flüsse verlaufen zum Theil auf französischem Gebiet. Die Bevölkerung ist dieselbe, und ebenso unglückliche Verhältnisse, wie sie auf der Westgrenze von Algerien nach Marokko zu bestehen, sind im Osten; nämlich häufig ist eine Tribe mit einigen ihrer Abtheilungen den Franzosen unterthan, während andere unter der Oberherrlichkeit des Bei von Tunis stehen.

---

*) Wir erwähnen nicht der Partei Garibaldi, da sie in Italien nicht ernstlich in Betracht kommt.

Vom geographisch-politischen Standpunkt aus kann man also nicht das Geringste, wie es ja selbst in Italien zugegeben wird, einwenden gegen die Einverleibung Tunesiens, und vom rechtlichen Standpunkt aus kann Frankreich manches geltend machen, welches schwer in die Wagschale fällt zu Gunsten dieses Schrittes.

Vor allem kann angeführt werden, daß Tunis schon im vorigen Jahrhundert und bis 1830 Algerien tributpflichtig war, Frankreich also, als Rechtsnachfolger der algerinischen Oberherrlichkeit, diesen Tribut gleich nach 1830 von Tunis hätte verlangen können. Wenn die französische Regierung nie daran gedacht hat, dies zu thun, so lag das einfach an dem Umstande, daß Algerien selbst noch nicht vollkommen unterworfen war. Wurde doch erst 1857 der Tell von Algerien mit Eroberung der großen Kabylie ganz und gar bezwungen, und sind die Gegenden südlich vom Atlas, die doch ein so nothwendiges Complement von Algerien oder vom Tell bilden, selbst heute noch nicht unterworfen. Die Einverleibung von Tunis ist eben einer der letzten Bausteine, welcher dem algerinischen Gewölbe nothwendig zugefügt werden mußte.

Es wird sodann niemand verkennen, daß Tunis in der Hand Frankreichs eine ganz andere Bedeutung erlangen wird, als es für sich bestehend bekommen konnte. Wir wollen gar nicht darüber grübeln, daß es unter türkischer Herrschaft etwas hätte werden können; denn die benachbarte Regentschaft Tripolitanien veranschaulicht ja gar zu deutlich, was die Türken aus diesem Lande gemacht haben. Seit 1835 im Besitze der Türken, ist Tripolitanien heute noch schlimmer in allen seinen Verhältnissen daran, als Algerien es war zur Zeit, als Frankreich die Herrschaft dort antrat. Was ist aus Algerien geworden, was aus Tripolitanien? In Algerien sind Eisenbahnen, Telegraphen, vorzügliche Chausseen, Kanäle zum Bewässern und Hunderte von blühenden Ortschaften entstanden, während von allen ersterwähnten Anstalten in Tripolitanien absolut nichts zu finden ist: zahlreich zerstörte Städte und Dörfer aber auf die echt türkische Miswirthschaft deuten.

Tunis ist übrigens factisch nur kurze Zeit unter der Herrschaft der Türken gewesen. Sinan-Pascha, der es erobert hatte, erhielt es von der Pforte als Lehn, und die dann später von den Janitscharen erwählten Deis, von denen übrigens die meisten nach kürzester Regierungszeit ermordet wurden, wurden gleich abhängig vom Bei, welcher aus der alt angestammten Fürstenfamilie der Regentschaft genommen wurde. Noch weniger Einfluß hatten die direct vom Sultan ernannten Paschas, die, wie Maltzan richtig bemerkt, von vornherein das fünfte Rad am Wagen waren. Am Ende des 17. Jahrhunderts erlosch denn auch thatsächlich die Macht und der Name „Dei", und nur der „Bei" blieb.*)

Wie das Land unter der Dynastie der Hossains, welcher auch der jetzige Bei Mohammed el Sfaduk angehört, an den Rand des Abgrundes gerathen ist, davon hat uns unser leider so früh dahingeschiedener Landsmann ebenfalls eine detaillirte Schilderung gegeben. Früher ohne Schulden, hatte das Ländchen von 1863—69 eine Schuldenlast von 275 Mill. Frs., welche mit 35 Mill. jährlich zu verzinsen waren, sich aufgebürdet. Dem gegenüber standen 26,916680 jährliche Einkünfte!

*) Vgl. Maltzan, „Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis", I, 113.

Freilich verschwiegen darf nicht werden, daß bei dieser saubern Wirthschaft sich Industrieritter aller europäischen Länder betheiligt hatten. Auch aus Deutschland eilten Schmarotzer dahin, und als endlich eine Regelung von den europäischen Mächten vorgenommen wurde, konnte man constatiren, daß kein Europäer mit leeren Händen, viele aber mit Millionen davonzogen. Daß die Würdenträger des Bei nicht leer ausgingen, bedarf wol kaum der Versicherung; die alleinigen Kosten trug das arme Volk.

Bei solchen Zuständen war es vorauszusehen, daß eine Katastrophe über kurz oder lang eintreten mußte. Maltzan in seinem 1870 erschienenen Werke sagt (I, 142) prophetisch: „Die ganze äußere Politik besteht hier, wie in allen kleinen und schwachen Staaten, darin, daß man die Eifersucht der Großmächte geschickt zu nähren bestrebt ist, daß man dem englischen Consul mit Frankreich, dem italienischen mit England u. s. w. bange zu machen sucht, daß man aus seiner eigenen Schwäche politisches Kapital macht, daß man jedermann schmeichelt und jedermann verräth, daß man die schönsten Versprechungen gibt und nichts hält, und daß man schließlich allen wirklich ernsten Forderungen der auswärtigen Mächte jene «vis inertiae» entgegensetzt, welche den orientalischen Staaten zur zweiten Natur geworden ist. Aber wie der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er zerbricht, so dürfte auch solche diplomatische Spiegelfechterei nur so lange die Existenz dieses erbärmlichen Staates zu fristen vermögen, bis einmal einer Großmacht die Geduld ausgeht und sie das diplomatische Spinngewebe des ersten Ministers mitsammt der staatlichen Existenz dieser Regentschaft mit Einem Schlage zunichte machen würde, was vielleicht zu geringern politischen Verwickelungen führen möchte, als man gewöhnlich anzunehmen beliebt.“

Diese Voraussicht unsers scharfblickenden Landsmannes hat sich vollkommen bewahrheitet in allen Stücken. Das Land, welches am meisten berechtigt ist, die Verwaltung von Tunis in die Hand zu nehmen, hat endlich jetzt den vorhergesehenen Schritt gethan: Tunis ist heute eine französische Provinz.

Um den Besitz von Tunis konnten sich überhaupt nur drei Länder streiten: die Türkei, welche neben der geistlichen Oberherrlichkeit die weltliche theoretisch stets beansprucht hat; Frankreich, welches Algeriens wegen nie dulden konnte, daß irgendeine andere Macht als es selbst sich in Tunesien festsetzte; endlich Italien, welches wegen der zahlreich dort vertretenen Italiener, wegen seiner commerziellen Beziehungen mit der afrikanischen Regentschaft und wegen der sogenannten geographischen Zusammengehörigkeit — viele Italiener behaupten, Lampedusa, Linosa, Pantellaria und Sicilien seien Fortsetzungen von Tunis, oder umgekehrt — ebenfalls glaubte ein Anrecht zu haben, die Erbschaft dort antreten zu können.

Ferner kam noch Großbritannien in Betracht; nicht als ob es je daran gedacht hätte, hier selbst festen Fuß zu fassen, sondern nur um die türkischen Ansprüche zu unterstützen, zu befestigen, um dadurch womöglich den Einfluß der andern beiden Mächte, Italien und Frankreich, lahm zu legen. War dies Verfahren doch in vorzüglichster Weise 1835 mit Tripolitanien gelungen, welche Regentschaft bis zu dem Augenblick absolut unabhängig gewesen war, dann aber von England den Türken factisch ausgeliefert wurde.

Daß aber die von Maltzan vorhergesagte Umwälzung hereinbrechen und daß Frankreich über kurz oder lang die Herrschaft antreten würde, konnte man 1864 sehen, als wegen innerer Streitigkeiten auf Befehl Englands eine mit einigen Regimentern bemannte türkische Flotte vor Goletta erschien mit einem vom Sultan ernannten Pascha, der Ordnung machen sollte. Frankreich aber widersetzte sich dem Landen des türkischen Paschas mit seiner Armee aufs entschiedenste, und der Generalgouverneur von Algerien erhielt die Anweisung, auf der Stelle mit 20000 Mann die Grenze Tunesiens zu überschreiten, sowie ein türkischer Soldat ausgeschifft würde. Dieser Zwischenfall, der wenig Beachtung in Europa fand, zeigte ganz deutlich, daß damals schon Frankreich ohne seine Einwilligung keine große Action in Tunis mehr gestatten wollte. Und es hatte vollkommen recht; denn Tunis, in der Hand einer fremden Macht, war eine stete Bedrohung des französischen Besitzes in Algerien. Ein schwaches Tunis konnte es sich allerdings gefallen lassen.

Nach dem Berliner Congreß, in welchem, wie man jetzt wol annehmen darf, von Großbritannien (und vielleicht auch von Deutschland, Rußland und Oesterreich) an Frankreich das Zugeständniß gemacht wurde, einer eventuellen Besitzergreifung Tunis' seitens Frankreichs mit „Gewehr beim Fuß" zuzusehen, begann für dies Land eine Periode der Unruhe, der unhaltbaren Zustände, die erst jetzt mit der Besitznahme des Landes durch die Franzosen ihr Ende erreicht hat.*)

Italien, ohnedies durch den Ausgang des Congresses nicht befriedigt, wollte mit fieberhafter Eile in Tunis den, wie es ihm schien, sinkenden Einfluß wiederherstellen und befestigen. Telegraphenanlage, Eisenbahnbauten, Rubattino-Concessionen wurden vorgeschoben, aber es half nichts mehr. Selbst wenn Frankreich im Berliner Congreß Tunis nicht zugesprochen bekommen hätte, würden sich die Geschicke schwerlich mehr haben aufhalten lassen. Nur wären — da von Italien ja niemals ein ernstlicher Widerstand zu erwarten war — seitens Großbritanniens vielleicht Schwierigkeiten bereitet worden. Man denke nur an die Knüppel, welche die Engländer den Franzosen während der ersten Periode der algerinischen Eroberung zwischen die Füße warfen. So aber war Großbritannien durch seine Zusagen auf dem Berliner Congreß gebunden.

Die Reibereien zwischen den officiellen höchsten Organen Frankreichs und Italiens am tunesischen Hofe beschleunigten die Krise; Frankreich ließ Revolten und Räubereien von den Grenzstämmen, namentlich den Khroumirs geschehen, um einen bewaffneten Einmarsch inscenieren zu können. Wie bald die Unterwerfung aller Triben bis zur Hauptstadt Tunis hin erfolgte, wie schnell der Bei selbst seine Proteste in Ergebenheitsschreiben an die französische Regierung umwandelte, das haben wir alles soeben mit erlebt. Und selbst die wiederholten Einsprachen der Pforte, von den Großmächten einfach den Archiven einverleibt, die Interpellation

*) Als dies geschrieben wurde, hatte sich die Besitznahme Tunesiens ohne Mühe vollzogen; das Kokettiren der Franzosen mit den Eingeborenen, die Unwissenheit der Beamten, welche nicht einmal wissen, daß die religiösen Orden der Snussi und Muley Thaib sich feindlich gegenüberstehen, hat seitdem neuen Aufruhr hervorgerufen.

im englischen Parlament, die geharnischten Artikel der italienischen Presse vermochten den Gang der Dinge nicht aufzuhalten, welcher damit schloß, daß Frankreich eine Convention mit Tunis abschloß — wahrscheinlich mit vielen geheimen Zusätzen, deren Existenz man nicht früher, als bis sie wirken werden, erfahren wird — und daß der erste Minister von Tunis nach Paris abreiste, um Frankreich in der Person seines Präsidenten zu huldigen.

Sowol die deutsche Regierung wie das deutsche Volk hat das Vorgehen Frankreichs mit großer Sympathie verfolgt. Man hat der Regierung wohlwollende Haltung gegen Frankreich und namentlich in fremden Zeitungen dadurch zu erklären versucht, daß Frankreich jetzt vollauf zu thun bekäme, mithin sobald an einen Krieg gegen Deutschland nicht denken könne.*) Man kann aber sicher annehmen, daß die deutsche Regierung nur aus civilisatorischen Rücksichten das Vorgehen Frankreichs mit wohlwollenden Augen betrachtete, und weil sie längst eingesehen hatte, daß Deutschlands Interessen am Mittelmeere dadurch in keiner Weise geschädigt würden. Andere Motive können wir in der Haltung der deutschen Regierung absolut nicht finden, denn der Besitz Algeriens mit seiner noch nie unterworfenen Bevölkerung hat auch auf den Krieg von 1870 nicht den geringsten Einfluß ausgeübt. Und wie von der deutschen Regierung das Vorgehen Frankreichs in Tunesien nur gebilligt wurde, so fand die Einverleibung Tunis' auch in der deutschen Presse überall eine sympathische Beurtheilung.

Wird aber Frankreich, diese Frage sei uns gestattet, nicht wieder mit halben Maßregeln stehen bleiben? Wenn man das hört und sieht, was augenblicklich in Algerien vor sich geht, so sollte man es fast glauben. Nach einem funfzigjährigen Besitze dieses Landes entstehen dort noch in jedem Jahre Revolten, und was für Revolten! Wagen es doch die Rebellen bis Saida, bis Sidi bel Abbes, bis ins Herz des Tell vorzudringen.

Frankreich hat nie gewagt, ernstlich mit den Eingeborenen abzurechnen. Der Marschall Pélissier, welcher einstmals denselben eine wohlverdiente, heilsame Lection gab, wurde von der gesammten Presse Frankreichs der Unmenschlichkeit bezichtigt. Die Regierungen von Frankreich werden es nie verantworten können, fortwährend jene Humanitätsrücksichten gegen die Eingeborenen walten zu lassen, durch die nun schon so viele Tausende von Franzosen, sowol Colonisten als tapfere Soldaten, ihr Leben eingebüßt haben. Warum hat man Algerien noch nicht seine natürlichen Grenzen gegeben? Denn wenn dies jetzt auch nach dem Osten zu der Fall geworden ist, so hat Algerien im Westen seine von der Natur gezogenen Grenzen nicht.

Nicht nur orographisch betrachtet gehört das ganze Muluyathal zur Provinz Oran, sondern auch hinsichtlich der Eintheilung der Bevölkerung muß dieser Theil zum französischen Gebiet geschlagen werden. Warum hat man nach der Schlacht von Isly jene unglücklche Grenzlinie gezogen? Warum folgte man nicht den natürlichen Grenzen? Diese liegen aber entweder auf der Wasserscheide zwischen Tlemsen und Bel Abbes, also innerhalb der Provinz Oran, oder auf der zwischen dem

*) Und wenn das wahr wäre, welcher unparteiisch Urtheilende, selbst in Frankreich, könnte daraus der deutschen Regierung einen Vorwurf machen?

Sebu und der Muluya. Man zog es vor, eine künstliche durch nichts motivirte Grenze zu schaffen, ganz offen, durch nichts geschützt, und was das Schlimmste war, man schnitt einen der größten Stämme Algeriens mitten durch. Die Hälfte der Uled Sidi Schich verblieben bei Marokko, die andere Hälfte kam unter französische Herrschaft. Damit wurden aber die blutsverwandtschaftlichen Gefühle, die Sympathien nicht mit zerschnitten. Und wenn auch einzelne vorzügliche Schiuch der Uled Sidi Schich während ihres ganzen Lebens treu zur französischen Tricolore standen, so waren dies nur Ausnahmen: die Sympathie der Mehrzahl der französischen Uled Sidi Schich war stets mit den Marokkanern. Sie beneideten ihre Vettern, von einem „Beherrscher der Gläubigen" regiert zu werden, während sie selbst einem „Ungläubigen" unterthan sein mußten.

Von hier aus erfolgten dann auch die meisten Aufstände, welche im religiösen Haß immer eine hinreichende Nahrung fanden. Hatte es doch die französische Regierung nie dahin zu bringen vermocht, daß man statt für den Sultan von Marokko für den Kaiser oder Präsidenten der Republik in den Moscheen betete. Und die Uled Sidi Schich, hundertmal geschlagen, fanden bei ihren Brüdern, den marokkanischen Uled Sidi Schich, oder in den Oasen Figig, Tafilet, Knetsa und namentlich Tuat stets nicht nur eine sichere Zufluchtsstätte, sondern auch neue Ermuthigung zu frischen Kämpfen gegen die verhaßten Christen.

Wird Frankreich jetzt endlich daran gehen, jene Uebel zu beseitigen, und das Unrecht gegen seine europäischen Colonisten gut zu machen suchen? Wird es jene Gumscharen*) abschaffen, von denen die französischen Armeecommandanten noch nie ernstliche Dienste, wohl aber Verrätherei genug geerntet haben? Wird es die Sklaverei im Süden abschaffen? Wird es auf die Monogamie, auch bei den Mohammedanern, bestehen? Wird es die Unsitte abschaffen, daß die Tolba und Fakih in den Moscheen Freitags beim Chotbahgottesdienst für fremde Herrscher (für den Sultan von Marokko im Westen von Algerien, für den Sultan von der Türkei in Konstantine und Tunis) statt für die eigene Regierung beten? Wird es eine allgemeine Entwaffnung der Eingeborenen anordnen, d. h. ihnen die Schießwaffen abnehmen, mit denen sie gerade in diesem Augenblicke wieder Hunderte von Europäern im Süden der Provinz Oran morden? Warum entwaffnet denn die französische Regierung jene Bestien nicht? Ist es nicht gerade, als ob man einem Verbrecher, nachdem man seiner habhaft geworden, einem professionirten Einbrecher, seine Dietriche und Nachschlüssel beließe? Wird denn nicht endlich die französische Regierung strenge Maßregeln ergreifen, statt fortwährend falsche Humanitätsrücksichten walten zu lassen?

Dies alles sind Fragen, die sich uns angesichts der vorliegenden Thatsachen aufdrängen. Wir denken nicht so pessimistisch wie Rochefort, der ausrief: „Die Annexion Tunis wird den Verlust Algeriens nach sich ziehen." Die Annexion hat sich vollzogen und die blutige Revolte in der Provinz Oran wird unterdrückt werden. Eins aber möchten wir doch der französischen Regierung rathen, zu unterlassen: das, was sie bisjetzt jedesmal nach einer unterdrückten Revolte

*) Gum, französisch Goum, d. h. Baschi-Bosuks.

gethan hat, selbst bei Individuen und Stämmen, die fünf- bis sechsmal die blutige Standarte des Aufruhrs gegen die Franzosen erhoben: nämlich die um „Aman" Bittenden derart Verzeihung zu gewähren, daß sie obendrein reich beschenkt entlassen wurden! In der Regel geschah das! Und stets hat man sie im Besitze ihrer Waffen gelassen!

Für Tunesien aber, wenn diese Provinz nicht ein steter Herd des Aufruhrs sein soll, würde es dringend geboten sein, Kairuan zu besetzen. Ich weiß, es wird nicht geschehen. Aus religiösen Scrupeln — denn Humanitätsschwindel können hier die Generale und Anwälte der Eingeborenen nicht ins Feld führen — wird man vermeiden, die heilige Stadt zu besetzen. Man wird die „religiösen Gefühle" der Muselmanen „schonen" wollen und von der heiligen Stadt werden dann nachher die Plane zu neuen Revolten gegen die verhaßten Fremdlinge geschmiedet werden!

Wir aber hegen die feste Hoffnung, daß endlich die jüngsten Ereignisse, die Ermordung der Flatter'schen Expedition, der schändliche Aufstand der Triben im Südwesten von Oran, die Revolte in Sfax den Franzosen die Augen öffnen wird; daß sie nicht ferner hören auf jene Humanitätsprediger, welche sich zu Mördern ihrer eigenen Landsleute machen, sondern daß sie durch strenge Zuchtmittel dies schöne Land voll und ganz der europäischen Cultur und Civilisation gewinnen werden. Vor allem aber, wenn Frankreich ruhig über Algerien und Tunesien herrschen will, lege es die Träger der Religion lahm: den Schich der Muley Thaib in Marokko und den Schich der Snussi in der Oase des Jupiter Ammon. Von hier aus werden die Revolten geschmiedet, von hier aus die Massenmorde der Christen geplant. Wahrscheinlich geschehen aber solche energische Schritte nicht. Wahrscheinlich ist die schließliche Unterwerfung Bu Amema's, seine Pensionirung, verbunden mit Decoration, und wahrscheinlich ist auch, daß Si Sliman ben Hamsa — auf dessen Gefährlichkeit ich vor fast 20 Jahren die Franzosen aufmerksam machte, da ich längere Zeit seine Gastfreundschaft genossen hatte — mit dem Posten eines Gouverneurs betraut, hoch bezahlt und frisch decorirt (er war schon einmal decorirt) wird . . . damit er bei günstiger Gelegenheit von neuem revoltiren kann!

Die Ziele
der gegenwärtigen Wirthschaftsbewegung.

Von

Adolf Samter.

II.

Mit der Schaffung der Wirthschaftsverbände ist der erste Schritt gethan, um der Vereinzelung der wirthschaftlich thätigen Personen, bei welcher die Schwachen unterliegen müssen und die Starken ein zu großes Uebergewicht erlangen können, ein Ende zu bereiten. Jedoch bedarf es noch weiterer Maßnahmen, um die Schäden, welche sich aus unserer atomistischen Wirthschaftsgestaltung entwickeln, die Spitze zu bieten und den freien Personenverbänden, welche in erster Linie berufen sind, dem vorwiegend individualistischen privatwirthschaftlichen System das Uebergewicht zu entziehen, Leben einzuhauchen.

Unter allen Schöpfungen, welche aus der freien privatwirthschaftlichen Wirthschaftsordnung hervorgegangen, ist unzweifelhaft das Geld- und Creditsystem, und im Zusammenhange mit demselben das Bankwesen, das am meisten mit ihr verwachsen und am meisten den Stempel ihres Ursprungs an sich trägt. Es ist bezeichnend, daß alle Angriffe, welche gegen das privatwirthschaftliche System erhoben werden, sich auch auf unser Geld- und Creditwesen richten. Beide sind in der That aufs innigste miteinander verwebt, und es ist vorweg ausgeschlossen, das Gebiet des jetzigen Privatwirthschaftssystems zu verlassen, ohne eine entsprechende Aenderung des Geld- und Bankwesens vorzunehmen.

Geld muß realen Werth haben und jedes Geldsystem, das nicht auf realer Werthgrundlage beruht, ist in sich unhaltbar. Die Grundlage unsers Geldsystems ist der Metallumlauf, und diese Grundlage ist ebenso unerschütterlich wie die freie Privatwirthschaft. Ebenso wenig wie von einer Aufhebung der Privatwirthschaften kann von einer Abschaffung unsers Geldsystems die Rede sein; aber ebenso wenig wie es möglich ist, bei unserm ausschließlichen individuellen Getriebe es bewenden zu lassen, ebenso wenig darf unser Geld- und Banksystem in seiner jetzigen Gestaltung aufrecht erhalten werden.

Wir haben es schon lange nicht mehr mit dem reinen Metallgeldsystem zu thun. Auf Grund desselben war schon früher repräsentatives Geld geschaffen, indem man durch Metall gedeckte Noten, Anweisungen u. s. w. ausgab, worauf man

dann aber einen Schritt weiter ging und, im Grunde genommen, fictives Geld creirte, indem man von der Metalldeckung absah und die Banken ermächtigte, Geldzeichen auszugeben mit der formellen Verpflichtung zwar, sie gegen Metallgeld einzulösen, aber in der gewissen Voraussicht, daß die Einlösung nicht werde verlangt werden. Ja schließlich ist man vielfach auch hierüber hinausgegangen und hat von der Einlösungspflicht der Geldzeichen abgesehen, man hat uneinlösliches Papiergeld geschaffen und an Stelle des gesicherten Metallumlaufs die unheilvolle Papiergeldwirthschaft eingeführt.

Während bei dem Gelde der effective Werth in den Metallstücken enthalten, mit ihm körperlich verbunden ist, wird er bei dem repräsentativen Gelde, bei den durch Metall gedeckten Noten bereits äußerlich getrennt, aber durch die Metalldeckung thatsächlich aufrecht erhalten; bei den nicht durch Metall voll gedeckten Noten dagegen wird der Werth des Geldes nicht nur äußerlich, sondern auch sachlich von den Geldzeichen getrennt und in den Aussteller verlegt. Die Geldzeichen behalten nur so weit und so lange ihren Werth, als die Aussteller derselben für ihre Einlösung zu sorgen im Stande sind. Dieses Papiergeld beruht daher lediglich auf Vertrauen, auf dem Vertrauen, das in die Zahlungsfähigkeit der Aussteller gesetzt wird, und alle Banknoten, welche in der Gegenwart eine so große Rolle spielen, fallen, soweit sie durch Metall nicht gedeckt sind, in diese Kategorie. Unser Geldsystem beruht nur zu einer verhältnißmäßig kleinen Quote auf realem Gelde und in weit überwiegendem Maße nicht nur auf repräsentativem, sondern auf fictivem Gelde, auf den durch Metall nicht gedeckten Banknoten.

Es ist erforderlich, die Folgen dieses Geldsystems, dessen Berechtigung an sich nicht in Frage gestellt werden soll, ins Auge zu fassen. Man hat sehr treffend die Creirung der Banknoten dahin charakterisirt, daß durch sie der Credit ausgemünzt wird. Es ist dieses richtig. Die Noten können nur von Instituten ausgegeben werden, deren Credit über allem Zweifel erhaben ist, und sie können nur an Personen geliehen werden, deren Zahlungsfähigkeit für vollständig sicher gilt; sowol die Emittenten der Banknoten sowie die Transactionen, die mit denselben vorgenommen werden, müssen die Gewähr geben, daß der durch sie ausgedrückte Werth intact, daß ihre Geldnatur aufrecht erhalten bleibt. Die Banknote basirt auf Credit und dieses macht sich um so schärfer und bedeutungsschwerer geltend, je mehr sie auf persönlichen Credit gegründet wird. Es ist dieses in weit überwiegendem Maße in der Gegenwart der Fall. Wenn auch Waaren- und Fondsbeleihungen bei den Banken nicht ausgeschlossen sind, sodaß der Werth der auf Grund derselben emittirten Noten substantiirt ist, so beruht der weitaus größte Notenumlauf auf Wechseldiscontirungen, also auf Creditoperationen, sodaß im großen Ganzen unser gesammtes Bankwesen auf Credit und auf persönlichem Credit basirt.

Die Folge hiervon liegt klar zu Tage. Der Nutzen der Banknoten kann, wenigstens in erster Linie, nur den bevorzugten Wirthschaftsklassen zugute kommen; die Banken müssen, wenn sie sich nicht den Boden unter den Füßen fortziehen wollen, mit unzweifelhaft sichern Personen arbeiten; die Anzahl der sogenannten bankfähigen Personen kann nur eine beschränkte sein. Sicherlich wird der Nutzen, den die Banknote stiftet, auch in weitere Kreise getragen; aber die Grenze dieser

ihrer mittelbaren Wirksamkeit ist beschränkt genug und sie versagt nur zu bald und gerade da ihre Dienste, wo ihr Eingreifen am meisten geboten wäre. Wir finden auf dem Gebiete des Bankwesens dieselbe Erscheinung, die wir auf dem Boden der gesammten Privatwirthschaft antreffen. Der wirthschaftlich Starke sieht sich durch die gesellschaftlichen Institutionen, hier durch die Bank- und Creditnote, gefördert; zu dem wirthschaftlich Schwachen steigen sie nicht hinab.

Die Frage ist unabweisbar, ob dieses Geld- und Banksystem allein berechtigt sei, ob nicht die Wirthschaftsbewegung dahin drängt, ein System zu adoptiren, welches den Nutzen der Banknoten weitern Kreisen zugänglich macht. Und dieses ist in der That durchführbar. Die Grundlage des Geldsystems muß der unentbehrliche Metallumlauf bleiben, dem Metallgelde darf sich aber ein stellvertretendes Geld anreihen, und diesen durch das Bankwesen zu bewirkenden Ersatz des Geldes braucht nicht lediglich die auf Personalcredit basirende Banknote zu bilden, welche unmittelbar nur verhältnißmäßig wenigen ihre Dienste leistet, sondern es kann ein substantiirtes Ersatzmittel geschaffen werden, welches allen Wirthschaftskreisen zugute kommt.

Geld kann jede Waare sein; und wenn auch nur Eine bestimmte Waare, jetzt allgemein, weil hierzu am vorzüglichsten geeignet, Edelmetall im eigentlichen Sinne des Wortes als Geld functioniren kann, so kann jede Waare als Ersatz des Geldes dienen und sich um das als das eigentliche Geld bestimmte Gold oder Silber gruppiren. Der Ersatz des Geldes schlechtweg durch Papiergeld, indem, wenn auch von noch so competenter Stelle ein Schein ausgefertigt wird, etwa: dieses gilt für 1000 Mark, mögen die Cautelen für dieses Papiergeld sein, welche sie wollen, ist jedenfalls der denkbar roheste Ersatz von Geld. Dagegen ist jede Waare, die dazu bestimmt wird, im Verkehr ausgetauscht zu werden, mit Erfolg als stellvertretendes Geld verwendbar und bildet den natürlichen Ersatz für Geld.

Kauf ist Verkauf. Kaufen kann nur derjenige, der für das zu Kaufende ein Aequivalent zu geben hat; er kauft die Waare mit der Waare, die er verkauft. In derselben Lage befinden sich alle Käufer. Keine Waare kann gekauft werden, ohne daß eine andere Waare verkauft werden muß, und keine Waare wird verkauft, ohne daß eine andere Waare gekauft wird. Jeder Waare also, die gekauft wird, muß ein Waare, die verkauft wird, gegenüberstehen. Eine jede Waare, die zum Verkauf gelangt, tritt als Käuferin einer Waare auf, die sie als ihren Gegensatz sucht. Bis dieser Proceß vollzogen, wird Geld, also wenn Geld Edelmetalle sind, in Form von Gold und Silber gebraucht. Die Edelmetalle sind also nicht Ziel des Processes, sondern nur ein Uebergangsstadium in demselben; das Ziel des Processes bleibt die Waare, die der Verkäufer sucht. Der Verkäufer kann daher recht wohl auf das Edelmetall, das nur Kaufinstrument für ihn ist, verzichten, wie er es gegenwärtig thut, wenn er die Banknote nimmt, falls er von dem Käufer ein Kaufinstrument erhält, mittels dessen er die von ihm erstrebte Waare ebenso gut erlangen kann wie mittels Gold und Silber oder der Banknote. Und jeder Käufer, der ja seinerseits Verkäufer sein muß, hat in seiner Waare, die er zum Verkauf stellt, ein solches Kaufinstrument. Jede zum Verkauf gestellte und verkäufliche Waare vermag die Grundlage einer Werthanweisung — mehr ist

Geld, Banknote auch nicht — abzugeben. Als Tauschmittel können Anweisungen gegründet auf den Werth der sich austauschenden, also verkäuflichen Waaren fungiren. Man wird sie bezeichnend Waarengeld oder Waarennoten nennen.

Der Unterschied zwischen der Banknote und der Waarennote ist leicht ersichtlich. Bei der Banknote basirt die Vertretung des Geldes auf einer Fiction, auf der Fiction, daß die verheißene Zahlung des baaren Geldes nicht wird in Anspruch genommen werden; bei der Waarennote basirt die Vertretung auf dem materiellen Werthe der ihr zu Grunde liegenden Waaren. Die Banknoten, von privilegirten Instituten ins Leben gerufen, können wegen ihrer lediglich persönlichen Unterlage nur mit exclusiven wirthschaftlichen Klassen in Verbindung gebracht werden; die Waarennote wurzelt unmittelbar im Verkehr und entspringt ihm naturwüchsig. Die Waarennote vertritt nicht das Geld unter der Prätension, Geld zu sein; sie ist ein aus dem Tauschverkehr entspringendes Tauschmittel, welches durch sich selbst das Geld ersetzt; sie ist ein Product der gesammten Wirthschaft, die Banknote dagegen das Product exclusiver Kreise. Die Banknote kommt daher nur exclusiven Kreisen, die Waarennote dagegen dem gesammten Verkehr zugute.

Um die Waarennote thatsächlich einzuführen, ist es erforderlich, daß ihre Sicherheit allgemein als unzweifelhaft anerkannt und daß ihr allgemeine Umlauffähigkeit bereitet wird. Die Sicherheit der Waarennote zu begründen, macht keine Schwierigkeiten. Der Werth steckt in den Waaren und es handelt sich nur darum, eine Controle darüber eintreten zu lassen, daß auf Grund der betreffenden Waaren nicht mehr Noten ausgegeben werden, als der Werth beträgt, zu dem sie verkäuflich sind. Es macht dieses keine größere Schwierigkeit, als die Creditfähigkeit der Personen zu prüfen, von denen die Banken Wechsel discontiren und auf welche sie Banknoten ausgeben. Es ist nur unweigerlich festzuhalten, daß die Verkäuflichkeit der Waaren, auf Grund welcher Waarennoten ausgegeben werden, die erste Vorbedingung einer gedeihlichen, ja möglichen Wirksamkeit derselben ist, und es ist darauf zu achten, daß nicht mehr Noten ausgegeben werden, als der Verkauf der betreffenden Waaren unzweifelhaft ergeben wird. Uebrigens ist darauf zu verweisen, daß die Personen, welche auf Grund ihrer auszutauschenden Waaren Noten beanspruchen, für Einlösung derselben Sorge tragen, beziehungsweise haften müssen, sodaß die Sicherheit, welche die betreffenden Waaren an sich gewähren, durch die persönliche Haftbarkeit der Verpflichteten vermehrt wird. Die persönliche Sicherheit, auf welche bei der Emission der Banknote auf Grund von Discontirungen ausschließlich Werth gelegt wird, fällt auch bei der Waarennote nicht fort, sie bildet jedoch, und das ist ihr Vorzug, nicht das einzige Kriterium, sondern es tritt die substantiirte Sicherheit, die durch die Waare gegeben wird, in den Vordergrund und wird durch die persönliche Sicherheit des Waareninhabers nur ergänzt. In den concreten Fällen wird einmal mehr auf die sachliche, ein andermal mehr auf die persönliche Sicherheit Gewicht gelegt werden.

Auch die Umlauffähigkeit der Waarennote ist leicht zu erzielen. Erforderniß ist, daß ihre Emission, entsprechend der der Banknoten seitens der Banken, von hierzu berufenen Instituten ausgeht, also entweder von Geldinstituten, wie es die jetzigen Banken sind, mit ausreichendem Vermögen, oder von wirthschaftlichen

Corporationen, welche, wie als erforderlich hingestellt, hervorgegangen aus den Gewerben, in sich für die von ihnen auszugebenden Waarennoten alle erforderlichen Garantien bieten. Diese Garantien beziehen sich, abgesehen von der Sicherheit der Noten, wie sie vorhin als erforderlich hingestellt ist, auf die Einlöslichkeit derselben und auf das Quantum der Notenausgabe.

Die Einlöslichkeit der Waarennote muß ebenso wie die der Banknote gewahrt bleiben; denn die Waarennote darf ebenso wie diese, wenn sie ihre wirthschaftliche Aufgabe erfüllen soll, den Metallumlauf nicht verdrängen, sondern soll denselben nur als stellvertretendes Geld ergänzen. Die Waarennoten können und sollen an Stelle oder richtiger an die Seite der Banknoten treten, die auch ihrerseits existenzberechtigt sind, also nicht aus der Welt geschafft zu werden brauchen; die Waarennoten dürfen daher wirthschaftlich nicht ungünstiger ausgestattet werden als die Banknoten, denen die Einlösungspflicht auferlegt ist.

Ebenmäßig muß dafür gesorgt werden, daß die emittirten Waarennoten sich in den Grenzen bewegen, innerhalb welcher der ungestörte Geldumlauf außer Frage bleibt. Die Waarennoten lassen sich und zwar sehr viel leichter in diesen Grenzen halten, als es mit den Banknoten der Fall ist. Weil letztere zum weitaus größten Theile auf Wechseldiscontirungen beruhen, wobei der Credit eine hervorragende Rolle spielt, so schwillt die Notenmenge oft kolossal an, was nur zu oft zu den bedenklichsten Krisen führt. Die Waarennote dagegen endet ihr Leben, sowie die Waare, auf Grund deren sie ausgestellt ist, zum Verkauf gelangt ist, und es bleibt nur darauf zu achten, daß die Waaren, welche zur Waarennotenemission Anlaß gegeben haben, nicht zu lange unverkauft bleiben. Noch wesentlicher ist es, daß bei den Waarennoten es sich leicht übersehen läßt, ob eine zu große Notenmenge ausgegeben, resp. verlangt wird. Die Waarennoten sind nach einzelnen Branchen zu emittiren, und wenn es auch erforderlich ist, daß die Waarennotenemission einheitlich zusammengefaßt wird, so ist es ebenso geboten, sie zu decentralisiren, und diese Decentralisation läßt einen genauen Einblick in die Gestaltung der Production zu und setzt die Bankleiter, speciell die Centralbank in den Stand, rechtzeitig einzugreifen und Ausschreitungen entgegenzutreten.

Steht es somit unzweifelhaft fest, daß die Waarennoten nicht nur dieselbe Sicherheit, sondern noch größere Sicherheit wie die Banknoten gewähren, und ihr Umlauf nicht nur ebenso leicht, sondern leichter als der jener geregelt werden kann, so unterliegt es keinem Bedenken, daß man sie ebenso willig, wie es bei den Banknoten der Fall war, nehmen wird, daß sie sich unbedenklich einbürgern werden. Die Waarennote, als Ersatzmittel des Geldes, ist somit theoretisch berechtigt, wirthschaftlich solide und thatsächlich durchführbar.

Der wirthschaftliche Nutzen, den die Waarennoten zu stiften vermögen, ist so weitreichend, daß mit Einführung derselben eine vollständige Umgestaltung der Wirthschaftsverhältnisse in Aussicht genommen werden kann. Zunächst wird die Wirthschaft von dem Banne befreit, der durch das jetzt herrschende Creditsystem auf ihr lastet. Jetzt kann wirthschaftlich selbständig nur derjenige sein, der creditfähig ist, und die Zahl derselben muß bei der Beschaffenheit unsers Bankwesens eine nur beschränkte sein. Nach Durchführung des Waarennotenprincips kann jeder

Producent in den Stand gesetzt werden, auf seine von ihm erzeugten Waaren Vorschuß zu erhalten; das Kapital, das jetzt nur einem verhältnißmäßig kleinen Kreise zufließt, wird durch die Waarennote in weiterm Umfange mobilisirt, und indem es in weitere Kreise getragen wird, die sich jetzt von ihm ausgeschlossen sehen, wird die Zahl derjenigen, welche zu einer selbständigen wirthschaftlichen Thätigkeit zu gelangen vermögen, wesentlich vermehrt.

Zugleich tritt zu Tage, ein wie bedeutungsvolles Correlat die Reform des Bank- und Creditwesens zu den Bestrebungen ist, aus dem ausschließlich individualistischem Wirthschaftssystem herauszukommen und zu Productivassociationen zu gelangen. Alle Bemühungen, auf dem Boden des jetzigen Geld- und Banksystems zur ersprießlichen Bildung von Productivassociationen zu gelangen, sind gescheitert und mußten scheitern. Erst die Durchführung des Waarennotenprincips wird den Productivassociationen die Geldmittel zuführen, welche sie zu ihrer Entfaltung bedürfen, Geldmittel, welche unser jetziges Geldsystem ihnen nur sehr unvollkommen gewähren kann.

Gewerbeverbände, welche den vereinzelten Kräften Halt gewähren, Productivassociationen, welche auch den mit unzureichenden Mitteln ausgestatteten einzelnen zu einer selbständigen wirthschaftlichen Existenz verhelfen, eine Bank- und Geldreform, welche durch Einführung von Waarennoten auch den wirthschaftlich Schwachen die nöthigen Hülfsmittel zuführt, bilden ein untrennbares Ganzes, um aus der Zerfahrenheit und Vereinzelung der Gegenwart herauszukommen. Den wirthschaftlich Starken soll die Entfaltung ihrer selbständigen wirthschaftlichen Thätigkeit nicht genommen werden, wie es diejenigen beabsichtigen, welche aus dem jetzigen Privatwirthschaftssystem in ein zwangsgemeinschaftliches übergehen wollen; den wirthschaftlich Schwachen muß aber die Möglichkeit geboten werden, zu einer wirthschaftlichen Selbständigkeit zu gelangen, damit sie nicht gezwungen sind, unter jener Minorität wirthschaftlich thätig sein zu müssen. Der erste Schritt hierzu ist die freiwillige Bildung von Personenverbänden, welche erfolgreich nur unter den angegebenen Maßnahmen kaum thätig sein können.

Der erste Schritt! Die freie Association ist schon lange die Devise geworden, unter welcher auf dem Boden der Privatwirthschaft Bestrebungen hervortreten, aus der Misère der Gegenwart herauszukommen; es ist dieses aber bisher von geringem Erfolge begleitet gewesen, weil man nicht den Muth gehabt hat, ausreichend den rein individuellen Boden zu verlassen, und man es auch unterlassen hat, das Bank- und Geldsystem entsprechend zu reformiren. Aber wenn auch dieser Schritt gethan und in Erfolg verheißender Weise gethan ist, so wäre es Täuschung, annehmen zu wollen, daß mit der selbst erfolgreichen Bildung der freien Associationen ein gesunder gesellschaftlicher Zustand herbeigeführt werden kann. Die freie Association ist die Brücke aus der reinen Individualwirthschaft in die genossenschaftliche Wirthschaft, welche bereits mächtig nach Geltung ringt und die geeignet ist, die Wirthschaft auf eine höhere Stufe zu heben, als sie jetzt einnimmt; sie kann aber nicht für ausreichend befunden werden, den socialen Schäden der Gegenwart entgegenzutreten und befriedigende Zustände herbeizuführen. Dieses kann nur

durch das Hinzutreten der zwangsgemeinschaftlichen Thätigkeit, durch die Wirthschaft der Gemeinde und des Staates erreicht werden.

Man muß die Misbräuche und das Unheil, welche der Staat seit seinem Emporwachsen durch sein Bevormundungs- und Einschüchterungssystem angeregt, kennen, um den tief eingewurzelten Widerwillen gegen jede Staatsthätigkeit zu begreifen. Jedoch, wenn man denselben erklärlich, sogar, was die Vergangenheit betrifft, gerechtfertigt finden kann, so darf dies doch niemals den Grund abgeben, die wirthschaftliche Staatsthätigkeit principiell abzulehnen und sich dadurch des mächtigen Hebels zu berauben, welchen die Staats- und Gemeindethätigkeit in Bewegung setzen kann, um ersprießliche Wirthschaftszustände herbeizuführen. Weil der Staat mannichfachen Misbrauch auf dem Wirthschaftsgebiete getrieben, darf er nicht als die bête noire gelten; es darf nicht die Staatsthätigkeit an sich, sondern nur die ungehörige verpönt werden. Die Stimmen, die sich zu der Behauptung versteigen, daß jede wirthschaftliche Thätigkeit des Staates zu verwerfen sei, haben nicht das geringste Anrecht auf Beachtung. Es geht mit dem Verwerfen der Staatsthätigkeit genau so wie mit den Angriffen auf die Privatwirthschaft. Weil die Privatwirthschaft — und dieses wird nahezu einstimmig anerkannt — wesentliche Schattenseiten zu Tage gefördert, soll sie, so wird von gewisser Seite verlangt, einfach abgeschafft werden! Ebenso verkehrt, wie diese Forderung ist, ist die Ablehnung der Staatsthätigkeit, weil sie ihrerseits auch ungünstig gewirkt. Diese Schlüsse gehen weiter über das Ziel hinaus. Weil die Privatwirthschaft unleugbare Misstände zur Folge gehabt, bedarf sie der Correctur und Ergänzung; weil die Staatsthätigkeit sicherlich im bedenklichen Grade gemisbraucht werden kann, darf sie nicht allein herrschend die Privatwirthschaft ersetzen; aber ebenso wenig darf auf sie Verzicht geleistet werden, sondern das Bestreben muß darauf gerichtet sein, sie neben der Privat- und genossenschaftlichen Wirthschaft zum Vortheil des Ganzen wirken zu lassen.

Als unumstößliches Axiom muß gelten: die Gemeinde- und Staatswirthschaft ist nicht zu entbehren. Sie hat auch stets in geringerm oder stärkerm Grade, in günstigerer oder ungünstigerer Weise ihre Thätigkeit auf dem wirthschaftlichen Boden entfaltet. Also nur über die Grenzen, nicht über die Thatsache ihrer Wirksamkeit kann eine Meinungsverschiedenheit herrschen, und daß diese Grenzen schwer zu bestimmen sind, ebenso schwer zu bestimmen, wie die Grenzen der individuellen Freiheit und der staatlichen Machtbefugnisse überhaupt, kann unbedingt zugegeben werden. Die einen werden die Staatsthätigkeit in die denkbar engsten Grenzen bannen, die andern ihr weitern Spielraum einräumen wollen. Niemand ist berechtigt, seinen Standpunkt als einen unfehlbaren hinzustellen, am allerwenigsten wenn es sich, wie im vorliegenden Falle, um Erledigung von Grenzstreitigkeiten handelt. Allgemeingültige Grundsätze lassen sich in dieser Beziehung ebenso wenig aufstellen wie bei Abmessung der einem Volke zu bewilligenden Freiheiten. Es hängt dieses ganz von dem jeweiligen Zustande der Verhältnisse, der politischen und der gesellschaftlichen ab.

Gegenwärtig, das kann und muß als Ausgangspunkt genommen werden, hat das einseitige Ueberwiegen des privatwirthschaftlichen Systems so tiefgehende Schäden zu Tage gefördert, daß es des starken Armes des Staates bedarf, um sie zurück-

zudrängen. Mag man darauf achten, daß der Staat nicht zu weit in die Privatwirthschaft hinübergreift und diese zurückdrängt: das ist durchaus gerechtfertigt; aber Kurzsichtigkeit, wenn nicht unzulässiger Widerwille gegen die Staatsgewalt ist es, diese nicht gegen die unleugbaren Ausschreitungen des Privatwirthschaftssystems in Anspruch nehmen und verwenden zu wollen. Nicht darum handelt es sich, die Rechte des Staates ausdehnen zu wollen, sondern es handelt sich darum, den Uebergriffen seitens der Einzelkräfte zu Schaden der Gesammtheit gegenübertreten zu wollen. Daß hiermit ein Wachsen der Staatsthätigkeit verknüpft ist, erscheint als unabweisbar. Darauf, daß hierbei auch Misgriffe vorkommen und mannichfache Misstände werden erzeugt werden, muß man vorbereitet sein; aber alles dieses darf nicht abhalten, den geschichtlich nothwendigen Schritt zu thun, dem Ueberwuchern des privatwirthschaftlichen Systems durch Stärkung der Staats- und Gemeindewirthschaft die Spitze zu bieten und sich dadurch zugleich alle die Vortheile zu sichern, welche letztere der Gesellschaft zuzuführen im Stande sind.

Bevor das Gebiet der Staatsthätigkeit ins Auge gefaßt wird, empfiehlt es sich, festzustellen, in welcher Weise diese Thätigkeiten ins Werk zu setzen sind; hier ist das Wie noch wichtiger als das Was. Hat man sich über ersteres verständigt, so wird sich der Inhalt der Staatsthätigkeit ohne Schwierigkeit von selbst ergeben. Hierbei ist unbedingt davon auszugehen, daß die gemeinwirthschaftliche Thätigkeit, die des Staates und der Gemeinde, andere Gesichtspunkte ins Auge zu fassen, andere Ziele zu verfolgen hat als die Privatwirthschaft. Wollte man, wie es jetzt zu allgemein und in zu ausgedehntem Maße geschieht, die Staatswirthschaft nur als eine erweiterte oder zusammengesetzte Privatwirthschaft auffassen, so räumt man vorweg denjenigen das Feld, welche sowenig als möglich von der Staatswirthschaft etwas wissen und alles den Privaten überlassen wollen. In der That, würden in der Staatswirthschaft dieselben Principien maßgebend sein, welche die Privatwirthschaft beherrschen, so würden unbestreitbar alle diejenigen recht haben, welche das privatwirthschaftliche System mindestens als das sach- und naturgemäßeste bezeichnen und jedes andere nur als Ausnahme gelten lassen. Es ist dieses jedoch nicht, oder, um sofort allen Misverständnissen vorzubeugen, nur bedingt der Fall.

Die Wirthschaft, mag sie von einzelnen, von frei gebildeten Personenverbänden (Associationen) oder Zwangsgemeinschaften (Staat : Gemeinde) betrieben werden, bildet ein zusammengehöriges Ganzes — die Volkswirthschaft, und weil diese drei genannten Gruppen, die einzelnen, die freien Personenverbände, Staat und Gemeinde, wirthschaftlich thätig sind, bewegen sie sich auf demselben Boden und verfolgen dieselben Ziele, welche die Volkswirthschaft hat: für die Befriedigung der Bedürfnisse des Volkes thätig zu sein. Insoweit, indem sie in eine höhere Einheit münden, erscheinen sie freilich gleichartig; das ändert aber nichts daran, daß sie in sich sehr verschieden sind und ihre Aufgabe, den Zwecken der Volkswirthschaft zu dienen, durchaus eigenartig lösen. Hier liegt der Grundirrthum in der Auffassung der wirthschaftlichen Einzelthätigkeit und der wirthschaftlichen Staatsthätigkeit (lassen wir die genossenschaftliche Thätigkeit, die zwischen beiden in der Mitte liegt, zunächst beiseite, um die betreffenden Unterschiede recht scharf hervortreten zu lassen). Weil beide wirthschaftlich

thätig sind, hat man nur diese ihre gemeinsame Seite betrachtet und es unterlassen, ihre fundamentale Verschiedenheit ins Auge zu fassen. Aber gerade in Beachtung ihrer Verschiedenartigkeit liegt der Schwerpunkt der wirthschaftlichen Auffassung. Die Kämpfe der Gegenwart drehen sich um das privat- und das staatswirthschaftliche System.

Der fundamentale Unterschied zwischen der Einzel- und der Staatswirthschaft liegt darin, daß die Einzelnen bei Beschaffung der erforderlichen Befriedigungsmittel lediglich ihr eigenes Interesse ins Auge fassen, während die Aufgabe des Staates sein muß, das Interesse der Gesammtheit im Auge zu halten. Soweit das Einzelinteresse mit den Interessen der Gesammtheit zusammenfällt, functionirt die Privatwirthschaft vorzüglich; wo das Einzelinteresse mit den Interessen der Gesammtheit in Conflict geräth, was in nur zu weitem Umfange der Fall ist, wirkt die Einzelwirthschaft schädlich und es wird Sache des Staates einzutreten. Damit ist der weitreichende Unterschied zwischen Privat- und Staatswirthschaft bezeichnet, und es geht zugleich hieraus hervor, daß die Staatswirthschaft nicht eine erweiterte Privatwirthschaft sein darf, sondern daß sie vielmehr das zu thun hat, was die Einzelwirthschaft ihrer Natur nach nicht zu thun vermag, wie es auch der Staatswirthschaft versagt ist, die Hebel in Bewegung zu setzen, welche das mit dem Gesammtinteresse sich verschmelzende Eigeninteresse zur Verfügung hat. Die Einzelwirthschaft beruht auf Egoismus und vollführt alles das, was der Egoismus zu leisten vermag; die Staatswirthschaft basirt auf Gemeingeist und ihr erwächst die Aufgabe, das Correlat zu jenem Egoismus zu sein, der segensreich zu wirken vermag, aber nur zu oft zersetzend wirkt, der in seiner Exclusivität die Volkswirthschaft auf abschüssige Bahnen lenkt und es unerläßlich macht, daß neben ihm sich das Gesellschaftsprincip geltend macht.

Einzelwirthschaft und Staatswirthschaft gehen daher ihre eigenen Wege, und nur das eint sie, daß sie berufen sind, sich zu ergänzen, und daß sie einem gemeinschaftlichen Ziele zustreben. Wenn auch nicht ganz treffend, kann man sie als Kopf und Herz des Gesellschaftskörpers bezeichnen. Die Einzelwirthschaft, stets auf ihren Vortheil bedacht, strengt sich an, die Befriedigungsmittel für die wirthschaftlichen Bedürfnisse zu schaffen; die Staatswirthschaft hat dafür zu sorgen, daß alle Mitglieder des Gemeinwesens zu ihrem Rechte gelangen, sie hat für das allgemeine Wohl zu sorgen.

Die erste Vorbedingung dazu, daß sich die Staats- und Gemeindewirthschaft kräftig entfalte, ist, daß dem Staate und der Gemeinde ausreichendes Eigenthum übermittelt werde. Solange der Staat und die Gemeinde, wie es jetzt der Fall ist, auf die Steuerkraft seiner Bürger angewiesen ist, ohne ein irgendwie nennenswerthes eigenes Vermögen zu besitzen, mit deutlichen Worten, solange beide ein Proletarierleben führen, kann von der kräftigen Entwickelung der Gemeinwirthschaft nicht die Rede sein.

Die gegenwärtigen Verhältnisse stehen mit der Gesammtentwickelung der Gesellschaft und des Staates im allerengsten Zusammenhange. Ursprünglich hat der Staat und die Gemeinde, wie überhaupt alle Gemeinschaften (die Kirche!) ein großes Landeigenthum besessen. Dieses änderte sich im Laufe der Jahrhunderte,

je mehr die Individuen nach Selbständigkeit rangen und die Individualwirthschaft Fortschritte machte. Mit dem Siege der letztern war die Unselbständigkeit des Staates nach der wirthschaftlichen Seite entschieden. Er und nicht minder die Gemeinden sahen sich ihres Besitzthums entäußert. Den weitreichenden Staatsaufgaben gegenüber konnten die Mittel zu ihrer Ausführung nicht versagt werden; das steigende Freiheitsbewußtsein der Völker fand es aber als ein erprobtes Mittel, die Volksrechte dadurch zu wahren, daß sie dem Staate die Mittel nur so weit gewährten, als die Regierung den Volksansprüchen gerecht wurde. Dieses Steuerbewilligungsrecht wurde constitutioneller Gebrauch und als Hauptbort der Volksfreiheit erklärt. Wieviel Täuschung hierbei mit unterläuft, bleibe unerörtert; unleugbare Thatsache aber ist es, daß der Staat, der freilich genug mit der Volksvertretung um seine Machtstellung, ja um seine Existenzmittel zu kämpfen hatte, nicht daran denken konnte, eine umfassende selbständige Wirthschaftsthätigkeit zu entwickeln, welche sich ebenbürtig der Privatwirthschaft an die Seite zu setzen vermochte. Hierzu ist Staatseigenthum unerläßliche Vorbedingung.

Es muß vorweg eingeräumt werden, daß die Zuertheilung eines nennenswerthen Eigenthums an den Staat mit dem jetzigen Repräsentativsystem schwer vereinbar ist. Jedoch darf selbst diese drohende Gefahr, wenn eine Modification der jetzt bestehenden Staatsverfassung als solche aufgefaßt werden sollte, nicht davon abhalten, dem Staate die Aufgaben zu überweisen, welche die Entwickelung der Gesellschaft unabweisbar an ihn stellt.

Die Frage, wie bei der sich mehrenden Staatsthätigkeit das Staatswesen sich zu gestalten hat, ist von der allergrößten Bedeutung, die Behandlung derselben aber hier ausgeschlossen; nur ein Gesichtspunkt, welcher zugleich im Stande ist, den Schlüssel zu dem zu lösenden Problem abzugeben, mag hier Platz finden. Es wird weit weniger der Staat als die Gemeinde sein, welcher die Aufgabe zufallen wird, die gemeinschaftlichen Functionen zu übernehmen. Hiermit fällt ein großer Theil der politischen Befürchtungen fort, die sich an die gemeinschaftliche Thätigkeit knüpfen müssen. Weniger der Staat, als die Gemeinde wird es sein, welche, falls ihr die Gemeinwirthschaft überwiesen wird, erstarken wird, und von der Gemeinde ist eine politische Gefährdung nicht oder nicht in dem Maße zu befürchten als seitens des Staates. Die Gemeinde wird zu einer größern Kraftentfaltung gelangen, als ihr jetzt möglich ist; der Staat aber wird die Möglichkeit und die Kraft haben, Uebergriffen ihrerseits entgegenzutreten. Ihm wird die Oberaufsicht und damit das letzte Wort zufallen, aber die Gemeinde wird der eigentliche Krystallisationspunkt des Gesellschaftslebens werden. Die Gesellschaft wird nicht, wie es jetzt drohend genug aussieht, einerseits in die atomistische Zerbröckelung der Individuen zerfallen, während andererseits diese dem Staate mehr oder minder machtlos gegenüberstehen, sondern die Träger der Gesellschaft werden die Individuen bleiben, sie werden in der Gemeinde ihren eigentlichen Concentrations- und Stützpunkt finden, und der Staat wird nur das zusammenfassende Princip, die Seele des Ganzen bleiben.

Diese durch die wirthschaftliche Neugestaltung bedingte Umformung ist keineswegs ein Phantasiegebilde. Es schließt dieses auch keine Aufhebung des Repräs-

sentativsystems an sich ein, sondern es ist nur seine Verpflanzung auf einen andern Boden, als es der gegenwärtige ist. Jetzt und dieses stimmt mit der atomistischen Richtung der Gegenwart vollständig überein, stehen die einzelnen unmittelbar dem Staate gegenüber, und ihr Recht besteht lediglich in dem Wählen von Abgeordneten, ein etwas luftiges und precäres Recht, welches Anlaß gegeben hat, die Wähler mit einem eben nicht schmeichelhaften Namen zu belegen. Wesentlich inhaltvoller gestaltet sich das Wahlrecht schon in der Gemeinde, wobei aber der Fehler darin liegt, daß die Gemeinde selbst zu einer nichts weniger als einflußreichen Stellung zugelassen ist. Dieses ändert sich, wenn der Schwerpunkt, zunächst der wirthschaftliche, dadurch aber auch der politische in die Gemeinde verlegt ist; dann ist dem Repräsentativsystem, das sich erfolgreich nur in kleinen Centren geltend machen kann, ein geeigneter und ersprießlicher Boden bereitet.

Die Ausdehnung der Gemeinschaft gegenüber der Privatwirthschaft, und als erstes unerläßliches Erforderniß hierzu, die Vermehrung des öffentlichen Eigenthums, braucht also nicht politische Bedenken zu erregen. Das letztere muß freilich der Jurisdiction des Staates und damit dem Staatseinflusse unterstellt werden; die Verwaltung desselben kann aber der Gemeinde überantwortet werden, sodaß der eigentliche Schwerpunkt nicht in die Staats-, sondern in die Gemeindesphäre fällt. Und dieses kann als ein gewichtiger Fortschritt in der politischen Gestaltung aufgefaßt werden. Wie aber auch immerhin die politischen Verhältnisse sich gestalten mögen; die wirthschaftliche Neugestaltung, dahin mündend, daß neben dem privaten und dem genossenschaftlichen das gemeinwirthschaftliche System zur vollen Entfaltung gebracht wird, ist unabweisbar.

Beim Beschreiten des gemeinwirthschaftlichen Bodens ist die Entscheidung der Frage von grundlegender Bedeutung, ob der Staat (wenn auch der Gemeinde bei dem gemeinwirthschaftlichen System die Hauptrolle zuzuweisen ist, so muß doch der Staat in den Vordergrund gestellt werden, weil die Gemeinwirthschaft sich unter seinen Auspicien zu vollziehen hat) auf allen Wirthschaftsgebieten, welche jetzt die einzelnen einnehmen, thätig sein soll oder ob er sich besondere Gebiete vorbehalten und die andern der Privatwirthschaft überlassen soll. Es ist vorweg einleuchtend, daß von einer exacten Scheidung der staats- und privatwirthschaftlichen Thätigkeit nicht die Rede sein kann, daß beide stets ineinander übergreifen werden, sodaß von einer scharfen Grenzbestimmung von vornherein abgesehen werden muß. Wohl aber ist eine relative Trennung durchführbar, und daß diese erfolge, ist für die Wirthschaft von durchgreifender Bedeutung. Durch die Ausdehnung der Gemeinwirthschaft gegenüber der Privatwirthschaft sind Conflicte zwischen beiden unvermeidbar. Die Privatwirthschaft wird soviel Terrain als möglich behaupten, die Gemeinwirthschaft ein so großes als möglich erobern wollen. Es wird hierdurch ein Widerstreit geschaffen, der nichts weniger als günstig sein kann, ja es liegt die Gefahr nahe, daß bei diesem Wettstreit schließlich entweder die Privat- oder die Gemeinwirthschaft Siegerin bleibt, sodaß, wenn dieses Resultat der Abschluß der Bewegung sein müßte, diejenigen recht haben, welche jetzt unerschütterlich an der Privatwirthschaft festhalten oder uneingeschränkt die Gemeinwirthschaft einführen wollen. Dieser Ausgang ist aber nicht in Aussicht zu nehmen; es kann

sowol die Privat- wie die Gemeinwirthschaft ihre segensreiche und ersprießliche Existenz aufrecht erhalten, wenn jeder ein eigenes Feld eingeräumt wird, auf welchem sie vorzugsweise thätig sein können. Zwar werden auch dann noch Uebergriffe, Streitigkeiten u. s. w. vorkommen, aber die Gefahr ist ausgeschlossen, daß seitens der beiden Wirthschaftssysteme ein Vernichtungskampf geführt wird, der mit dem Unterliegen des einen oder des andern endet.

Das Streben muß demgemäß dahin gerichtet sein, der Gemeinwirthschaft wenigstens im großen Ganzen besondern Boden und zu diesem Behufe besonderes Eigenthum zu überantworten, und dieses ist nicht nur durchführbar, sondern sogar ohne besondere Schwierigkeiten erzielbar. Es gibt Eigenthumsgegenstände, die sich ebenso vorzugsweise für die gemeinwirthschaftliche Verwendung eignen, wie Eigenthumsobjecte, die den Einzelnen füglicherweise gar nicht entzogen werden können. Hierdurch ist die Lösung des Problems, welche Bahn die Wirthschaftsgestaltung einzuschlagen hat, um zu ihrem feststehenden Ziele zu gelangen, der Gemeinwirthschaft neben der Privatwirthschaft weitern Spielraum zu gestatten, wesentlich erleichtert. Der Gemeinwirthschaft ist das Eigenthum zu überantworten, das sich vorzugsweise zur gemeinwirthschaftlichen Thätigkeit eignet, während den einzelnen alle Eigenthumsgegenstände verbleiben, die sie zur Verwendung in der Privatwirthschaft gebrauchen.

Das Eigenthum, das sich ganz besonders eignet, der Gemeinwirthschaft zu dienen, ist der Grund und Boden. Er ist von Natur prädestinirt, der Gemeinwirthschaft zu verbleiben, der Grund und Boden gehört der Menschheit an. In ihm ist die productive Kraft der Natur thätig, und diese soll für die Gesammtheit ausgenutzt und nicht einzelnen überantwortet werden. Es wird dieses erreicht, wenn der Grund und Boden der Gemeinwirthschaft vorbehalten bleibt. Der Grund und Boden hat auch in der Geschichte der Menschheit im großen Ganzen der Gesammtheit gehört; die Zeit, seit welcher derselbe in großem Umfange in Privathände übergeführt ist, ist eine verhältnißmäßig kurze und fällt in die Epoche, in welcher die Individualwirthschaft zum Siege gelangt. Diese geschichtliche Bewegung war nicht nur berechtigt, sondern stellte sich als unbedingte Nothwendigkeit heraus; die Gemeinwirthschaft, wie sie nicht nur die letzten Jahrhunderte des Mittelalters, sondern noch die Neuzeit hatte, konnte die Menschheit nicht ertragen. Daraus aber folgt nicht, daß die Gemeinwirthschaft überhaupt zu entbehren und die Privatwirthschaft, welche auch das Grundeigenthum aufgesogen hatte, die einzig zulässige und segensreiche Wirthschaftsgestaltung sei; daraus folgt ferner nicht, daß wenn die Gemeinwirthschaft wieder zur Geltung gekommen, und was untrennbar damit verbunden, das Grundeigenthum ihr wieder in größerm Maßstabe übermittelt wird, dieses ein Zurückgreifen auf verrottete und glücklich überwundene Verhältnisse ist; sondern es ist nur der Schluß zu ziehen, daß, wie damals die Gemeinwirthschaft der Privatwirthschaft weichen und dadurch auch das Gemeineigenthum sich zum Privateigenthum gestalten mußte, jetzt, nachdem die nahezu ausschließliche Privatwirthschaft ihre geschichtliche Mission erfüllt, es der Entwickelung der Wirthschaft Rechnung tragen heißt, die Gemeinwirthschaft der Privatwirthschaft an die Seite setzen und das Grundeigenthum entsprechend letzterer entziehen, wobei ganz andere

Verhältnisse in Aussicht zu nehmen sind, als damals herrschten, als das Grundeigenthum unter der damaligen Gemeinwirthschaft sich befand. Darüber, daß die Gemeinwirthschaft der Zukunft nicht die des Mittelalters sein wird, und daß die Stellung des Grundeigenthums eine fundamental von jener verschiedene sein wird, braucht auch nicht ein Wort verloren zu werden. Nur Böswilligkeit oder Unverstand kann voraussetzen, daß, wenn die Einführung der Gemeinwirthschaft und damit die Uebermittelung des Grundeigenthums in größerm Umfange an Gemeinde und Staat in Aussicht genommen wird, dieses ein Zurückgehen auf frühere Jahrhunderte bedeuten würde. Nicht auf die Vergangenheit wird zurückgegangen, sondern der Gegenwart und Zukunft wird ihr Recht eingeräumt.

Ein weiterer Grund, das Grundeigenthum der Gemeinwirthschaft zu überantworten, ist, daß es nicht beliebig vermehrbar ist, und daß es deshalb in der fortschreitenden Gesellschaft die Tendenz verfolgt, im Werthe zu steigen. Diese Werthsteigerung nimmt ganz enorme Dimensionen an, und diese Thatsache, daß der Grund und Boden bei fortschreitenden Völkern in andauernder Werthsteigerung begriffen ist, muß den durchschlagenden Grund abgeben, daß es angebracht ist, ihn der Gemeinwirthschaft vorzubehalten. Nicht der einzelne Besitzer, sondern die Gemeinschaft hat auf diese weitaus mehr durch die gesellschaftlichen Verhältnisse als durch Arbeit hervorgerufene Werthsteigerung Anspruch.

In Bezug auf diese in Aussicht zu nehmende Ueberweisung des Grund und Bodens ist zweierlei festzustellen. Es wird sich nicht darum handeln, das gesammte Bodeneigenthum den einzelnen zu entziehen und der Gemeinwirthschaft zu überweisen, vielmehr wird dasselbe in redenswerthem Umfange auch den einzelnen zu belassen sein; und zwar soweit als es als Nutzeigenthum und als Productiveigenthum für den eigenen Bedarf, für die Hauswirthschaft verwandt wird. Es ist unzulässig, dem einzelnen einen Fleck Erde zu nehmen, den er sein eigen nennen kann, um so mehr, als auch der Boden zum Hauseigenthum gebraucht wird und es dem einzelnen nicht genommen werden kann, sein eigenes Haus, und was unzertrennlich damit verbunden, seinen Garten zu haben. Es wird hierbei nur zu verhindern sein, daß hierdurch nicht wie in England große Strecken durch Privatparks oder Jagdgründe der Verwendung im Gemeininteresse entzogen werden. Ebenso wenig darf es dem einzelnen vorenthalten werden, sein Stückchen Feld und Acker für seinen Hausbedarf zu bearbeiten. Der kleine Bauernstand muß unter allen Umständen aufrecht erhalten bleiben. Nur die Verwendung des Grund und Bodens zu Productionszwecken für die Bedürfnisse der Gesellschaft, welche den weitaus größten Theil desselben absorbirt und welche in nicht geringem Umfange vielseitig zur Latifundienwirthschaft ausartet, soll den einzelnen entzogen und der Gemeinwirthschaft übermittelt werden. Den einzelnen verbleibt dann ein ansehnlicher Theil von Grund und Boden zum Selbstgebrauch und der beträchtliche Rest der Gemeinwirthschaft, um einerseits durch Gewinnung der Rohproducte die Bedürfnisse der Gesammtheit zu befriedigen und andererseits die socialen Zwecke zu erfüllen, welche der Gemeinwirthschaft gegenüber oder richtiger an der Seite der Privatwirthschaft erwachsen, welche letztere in der Verarbeitung der Producte ein ebenso weites wie selbständiges Feld der Thätigkeit behält. Hiermit ist zugleich

die als erforderlich hingestellte Scheidung der Privat- und Gemeinwirthschaft im großen Ganzen vollzogen und die Vorbedingungen sind erfüllt, daß die Gemeinwirthschaft eine ersprießliche Thätigkeit erfüllen kann.

Ferner ist festzuhalten, daß die Uebermittelung des Grund und Bodens im größern Umfange an die Gemeinwirthschaft nicht ein plötzlicher Act der Gesetzgebung sein kann, sondern für diese Umwandlung ein verhältnißmäßig großer Zeitraum in Aussicht genommen werden muß. Jahrhunderte hat es gewährt, bis das Grundeigenthum im großen Ganzen in die Hände von einzelnen übergegangen ist, und man muß auch darauf vorbereitet sein, daß seine Ueberführung an Staat und Gemeinde geraume Zeit beanspruchen wird.

Erst wenn Staat und Gemeinde im Besitz umfassenden Grundeigenthums sind und dadurch eine von der Privatwirthschaft ausreichend gesonderte Gemeinwirthschaft ermöglicht ist, kann letztere die ihr zufallende Aufgabe lösen. Der Staat, als höchster Träger der Gemeinwirthschaft betrachtet, wenn auch die Pflege derselben der Gemeinde zu überlassen ist, hat seinerseits der Production die Richtung zu geben, welche dem Interesse der Gesellschaft am besten dient. Bei Verwendung des Privateigenthums wird producirt, was dem Unternehmer den größten Gewinn abwirft, nicht was der Gesammtheit am besten frommt. Besonders bei der grundlegenden Bedeutung der Rohproduction ist es von Wichtigkeit, daß nicht die Ausnutzung des Bodens uneingeschränkt der Privatwirthschaft überlassen bleibt. In dieser Beziehung ist nicht allein, wie so vielfältig geschehen, auf den Waldboden zu verweisen und auf die Misbräuche, die mit Ausrodung der Wälder getrieben sind, sondern es kann auch sowol auf die übertriebene Ausdehnung wie auf die zu weitgehende Zersplitterung des privaten Grundeigenthums verwiesen werden, welches beides sich gleichmäßig als schädlich herausgestellt hat.

Das Hauptgewicht ist in der Gemeinwirthschaft auf die Einkommengestaltung zu legen. Es gilt den Schäden, welche die einseitige Privatwirthschaft nach dieser Richtung zu Tage gefördert, entgegenzutreten, und hier ist es die Hauptaufgabe des Staates, auf ihre Beseitigung bedacht zu sein und soweit es angängig, befriedigende Zustände herbeizuführen. Die Vertheilung des Volkseinkommens und, im allerengsten Zusammenhange hiermit, die Höhe des Arbeitslohnes bildet den ersten Gegenstand der bezüglichen Aufgabe. Es kann keine Rede davon sein, daß der Staat beliebig hohen Lohn zahlt. Da die Privatwirthschaft und zwar im weitesten Umfange aufrecht zu erhalten ist, so ist es vorweg ausgeschlossen, daß der Staat gleichsam die Löhne dictiren kann; er wird immer auf die Privatwirthschaft und auf die sich dort entwickelnden Löhne Rücksicht nehmen müssen; trotzdem aber kann sein Einfluß auf die Löhne ein ganz gewaltiger werden. In der Privatwirthschaft herrscht, und dieses ist unter der Herrschaft der freien Concurrenz unvermeidlich, die Tendenz vor, die Arbeitslöhne zu ermäßigen. Nicht dem Unternehmer ist hieraus ein Vorwurf zu machen; dieselben stehen unter dem Einflusse der freien Concurrenz; sie müssen, wollen sie wirthschaftlich leistungsfähig bleiben, sich bemühen, die Arbeit sich so billig als möglich zu beschaffen, ganz ebenso, wie sie es sich angelegen sein lassen, die Kohle, die Rohstoffe u. s. w. so billig als möglich zu kaufen. Da helfen keine Humanitätsrücksichten, welche im günstigsten Falle die

Misstände etwas lindern, aber nicht beseitigen können; der Fehler liegt in dem privatwirthschaftlichen System. Die Privatwirthschaft muß unter dem Drucke der freien Concurrenz auf Erniedrigung des Lohnes hinarbeiten, und hieran wird nichts geändert durch zeitweise dem Arbeiter günstige Wirthschaftsconjuncturen. Im Falle eines günstigen Aufschwungs steigen die Löhne auch beträchtlich, aber erfahrungsgemäß, um dann wieder, sobald der Aufschwung, der oftmals nur aus einer fieberhaften Speculation hervorgeht, geschwunden ist, wieder ermäßigt zu werden. Gemeinhin folgt auf diese den Arbeitern günstige Epoche eine Zeit der Entbehrung, welche sich nicht nur durch die Ermäßigung der Löhne, sondern durch die Verkürzung der Arbeitszeit, wenn nicht durch Arbeitslosigkeit geltend macht. Ja selbst wenn anscheinend der Geldlohn sich nicht ermäßigt, so bessert sich die Lage der Arbeiter höchstens nur vorübergehend, weil entweder alle Lebensbedürfnisse gestiegen, die Steigerung des Geldlohnes also wirkungslos geblieben oder der wirthschaftliche Fortschritt so beträchtlich ist, daß ihm gegenüber der Zustand der Arbeiter mindestens nicht gleichen Schritt gehalten.

„Billig, billig" ist einmal der Ruf der Privatwirthschaft. Es ist ihr Stolz, alles so billig als möglich zu erzielen, es muß auch für „billige Arbeit" gesorgt werden. In der Privatwirthschaft wird in der That die Arbeit Wirthschaftsmaterial, das dem Gesetze der billigsten Beschaffung anheimfällt. Hier ist der Punkt, wo dem Staate weitreichende Aufgaben erwachsen, die er durch die Gemeinwirthschaft und nur durch die Gemeinwirthschaft lösen kann. Der Staat kann nicht, wie gesagt, beliebig hohen Lohn zahlen, aber er kann und muß der Lohn ermäßigenden Richtung der Privatwirthschaft dadurch ein Gegengewicht schaffen, daß er seinerseits bestrebt ist, einen möglichst hohen Lohn zu zahlen. Hiermit ist schon unendlich viel gewonnen. Der Arbeiter ist nicht mehr widerstandslos den Ausschreitungen des ausschließlichen Privatwirthschaftssystems preisgegeben; es gibt eine sociale Macht, deren Bestreben dahin gerichtet ist, so hohen Lohn als möglich zu zahlen.

Wenn der Grund und Boden Object der Gemeinwirthschaft ist, so können die Träger derselben, Staat und Gemeinde, auf den Gewinn, wenn auch nicht ganz, so doch theilweise verzichten. Ein Theil desselben wird auf die Staats- und Gemeindebedürfnisse zu verwenden sein, ein Theil jedoch, der jetzt den Privateigenthümern zufällt, den Arbeitern zugewandt werden können, welcher Betrag eine sehr ansehnliche Höhe erreichen wird. Der Staat und die Gemeinde sollen nicht, und hierin liegt der fundamentale Unterschied von den wirthschaftlich thätigen Einzelpersonen, die nur auf ihren Erwerb bedacht sind, bei ihrer Wirthschaftsthätigkeit Gewinn erzielen, sondern sie sollen, soweit der Ertrag nicht zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse erfordert wird, ihn im Interesse der Gesammtheit, speciell auch der bei der Bodenbewirthschaftung betheiligten Arbeiter verwenden.

Und diese Verpflichtung, auf Erhöhung des Lohnes hinzuarbeiten, hat der Staat auf allen Gebieten seiner wirthschaftlichen Thätigkeiten. Je mehr das Grundeigenthum, mag dieser Proceß nun kürzere oder längere Zeit in Anspruch nehmen, der Gemeinwirthschaft überwiesen werden wird, um so mehr wird der Staat, um auch der Privatwirthschaft ausreichendes Gebiet zu überlassen, sich soviel als möglich von jeder andern wirthschaftlichen Thätigkeit fern zu halten haben;

nichtsdestoweniger wird er, wie es auch jetzt in großem Umfange der Fall ist, auch auf andern Gebieten eine ausgedehnte wirthschaftliche Thätigkeit entfalten, zumal soweit es sich um Herstellung der Befriedigungsmittel handelt, die er für seine eigenen Bedürfnisse, also für die Staatsbedürfnisse (bei der Gemeinde für die Gemeindebedürfnisse) braucht. Auch hier hat der Staat das Princip zu befolgen, für möglichste Erhöhung des Arbeitslohnes einzutreten; er darf auch bei Beschaffung seiner eigenen Befriedigungsmittel sich nicht dem privatwirthschaftlichen System anschließen, den Lohn auf das niedrigste Maß zu drücken, sondern er muß das Staatsprincip festhalten, daß es Aufgabe des Staates sei, für Besserung der Lage der arbeitenden Klassen einzutreten.

Die Bemühungen des Staates, mittels der Gemeinwirthschaft der Herabdrückung des Arbeitslohnes auf das geringste mögliche Maß entgegenzuwirken, bilden einen hervorragenden Theil der Staatsaufgaben auf diesem Gebiete; mit ihnen ist dieselbe aber nicht abgeschlossen; eine nicht minder wichtige Aufgabe ist, der dauernden wirthschaftlichen Unselbständigkeit der arbeitenden Klassen ein Ende zu bereiten oder mindestens sie möglichst einzuengen. Mit der Lohnhöhe allein ist es nicht abgemacht; schließlich kann man sich auch mit Wenigem einrichten und glücklich leben, unerträglich aber ist die Hoffnungslosigkeit, welche sich des weitaus größten Theiles der Arbeiter bemächtigen muß, aus ihrer knappen, oft dürftigen Lage herauszukommen. „Wir können", sagte ein Arbeiter auf einem eisenacher Congreß, „dreißig Jahre in einer Fabrik thätig gewesen sein und sind ebenso weit wie zuvor." Ja er hätte mit Recht sagen können: wir sind dann übler daran als zuvor, denn unsere Arbeitskraft, die bei uns sehr früh abnimmt, ist dann bedenklich geschwunden. Dieses, die traurige Gewißheit, zeitlebens Lohnarbeiter, dauernd in Abhängigkeit bleiben zu müssen und es zu keiner Selbständigkeit bringen zu können, ist für die Arbeiter noch weit empfindlicher als der geringe Lohnsatz.

Dieses kann durch die Gemeinwirthschaft, wenn ihr Grund und Boden übermittelt ist, in weitem Umfange geändert werden. Den Arbeitern, wenn auch zunächst den ländlichen, kann ein Stück Ackerland zur Bewirthschaftung für den Eigenbedarf überwiesen werden, und schon hierdurch würde ihre Stellung unendlich gefördert und befestigt werden. Dann kann der Boden verpachtet werden und dadurch eine bedeutend größere Anzahl zur wirthschaftlichen Selbständigkeit gelangen, als es jetzt der Fall ist. Durch den Uebergang des Grund und Bodens an die Gemeinwirthschaft kann nicht bewirkt werden, daß ein jeder Grundeigenthümer wird, wohl aber, daß eine bedeutend größere Quote, als es jetzt der Fall ist, wirthschaftlich selbständig wird. Der Grund und Boden ist in mittlern und kleinern Parcellen zu verpachten, damit sowol dem landwirthschaftlichen Productionsinteresse wie der socialpolitischen Anforderung, daß eine möglichst große Anzahl Personen zur wirthschaftlichen Selbständigkeit gelange, Genüge geleistet werde. Diese Maßregel hat um so größere Tragweite, als durch ihre Ausführung dem Andrange zur Beamtenlaufbahn ein Gegengewicht geboten wird. Jetzt ist es der Beamtenstand, zu dem in immer größern Dimensionen der Zufluß aller derjenigen sich wendet, welche dem wirthschaftlichen Gebiete den Rücken kehren wollen wegen all der Erscheinungen, welche die ausschließliche Privatwirthschaft aufweist. Es kann

dieses aber naturgemäß eine nur kleine Quote sein, die jetzt schon viel zu groß ist, um nicht sowol für die Betheiligten wie für das gesammte Staatswesen schädlich zu wirken. Der Staat kann sich des Andrangs nur schwer erwehren. Der Grund und Boden in den Händen des Staates erweitert ganz unendlich das betreffende Gebiet, auf welchem der einzelne sichergestellt werden kann, in dem rein individuellen Wettbetriebe von andern abhängig zu bleiben.

Preußen bei seinem großen Domänenbesitz hat es in der Hand, mit dieser bedeutsamen Maßregel ohne besondere Schwierigkeit vorzugehen. Die Beschaffung des Inventars, der Wohn- und Wirthschaftsgebäude kann diesem Staate bei seiner Finanzlage keine Schwierigkeiten machen. Die Domänen, wie vielfach vorgeschlagen, zu parcelliren und zu verkaufen, würde dem Staate den Rest seines Grundbesitzes nehmen, also der anzustrebenden Gemeinwirthschaft entgegenwirken; die Schaffung eines großen Pächterstandes dagegen wäre ein Schritt von der allergrößten Tragweite, welcher die Stein-Hardenberg'sche Epoche weit überflügeln würde. Er würde den Grundstein legen zu der großen Umgestaltung, welche den Boden in die Hände der Gemeinwirthschaft bringt. Die günstigen Folgen werden so klar hervortreten, daß der betreffende Proceß sich, wenn auch allmählich, so doch mit zwingender Gewalt von selbst vollziehen wird.

Freilich muß mit den bisherigen Anschauungen, nach welchen der Staat bei seiner Wirthschaft ganz die in der Privatwirthschaft geltenden Principien zur Anwendung zu bringen hat, kurz und bündig gebrochen werden. Der Staat darf die finanzwirthschaftlichen Gesichtspunkte nicht außer Acht lassen; aber nicht die Rücksicht auf sie, sondern die Rücksicht auf das gemeinsame Wohl muß ausschlaggebend sein. Die Gesellschaft muß aus der Misère herauskommen, daß alles in ihr, auch der Grund und Boden, das Erbtheil der gesammten Menschheit, wie es genannt ist, dem individuellen Eigennutz anheimfällt. Hier kann nur der Staat einschreiten, nur die Gemeinwirthschaft Abhülfe schaffen.

Fassen wir die Ausführungen kurz zusammen. Die springenden Gegensätze der Gegenwart und der sich entwickelnden Zukunft liegen nicht in den Kämpfen, die auf dem privatwirthschaftlichen Boden geführt werden, wie die um Freihandel und Schutzzoll, sondern sie liegen wesentlich tiefer — in der Einschränkung der, man spreche es offen aus, bis zur Zügellosigkeit vorgeschrittenen Privatwirthschaft und der Ausbildung der genossenschaftlichen wie der Erweiterung der Gemeinwirthschaft. Die Privatwirthschaft soll nicht unterdrückt werden; denn sie ist im Productionsinteresse nicht zu entbehren; aber sie soll durch die genossenschaftliche und Gemeinwirthschaft im speciellen Hinblick auf die Vertheilung des Volkseinkommens gezügelt und ergänzt werden. Die Mittel, das genossenschaftliche System, das sich immer mächtiger aus der Privatwirthschaft heraushebt, zu fördern, sind das Schaffen von Innungsverbänden und eine Reform des Geld- und Bankwesens, ohne welche das Genossenschaftswesen leerer Schall bleibt. Die Gemein-(Staats- und Gemeinde-) Wirthschaft hat wesentlich größere Dimensionen anzunehmen, worauf auch gegenwärtig die Bestrebungen gerichtet sind. Die Uebernahme großer Privatbahnen seitens des Staates ist nach dieser Richtung ein bedeutungsvoller Anfang. Jedoch

muß der Staat sich hüten, unterschiedslos in alle Gebiete der Privatthätigkeit einzugreifen und dadurch Beunruhigung in dieselben hineinzutragen. Es empfiehlt sich, daß die Gemeinwirthschaft sich eine besondere Domäne ihres Wirkens auswählt, zu welcher Grund und Boden sich vorzugsweise eignet. Die dahin zielenden Bestrebungen können sicher nur allmählich und mit Vorsicht zur Ausführung gebracht werden.

Es ist nicht ein leeres Phantasiebild, welches die ausschließliche Privatwirthschaft mit ihrem atomistischen Getriebe und Gesellschaftsgegensätzen in einem düstern Lichte erscheinen läßt; ihre Schattenseiten sind zu scharf hervorgetreten und werden nur von denen geleugnet, welche vom Hergebrachten nicht lassen wollen, auch wenn es unhaltbar geworden. Daß sie der Menschheit die größten Dienste geleistet, ist unbestreitbar und unbestritten; das verbietet, sie kurzerhand umzustoßen, gebietet aber nicht, unwandelbar an ihr haften zu bleiben und neuen Gesellschaftsformen die Entwickelung zu versagen. Es ist Kurzsichtigkeit, nicht zu sehen, daß in unserm Gesellschaftsleben die Zerfahrenheit und Vereinzelung bereits unhaltbar geworden und daß in unserm Wirthschaftsleben neue Formen mächtig nach Geltung ringen; weder die Genossenschaftsbildungen noch die Erweiterung der Staats- und Gemeindethätigkeiten lassen sich ableugnen, und es ist eitles Bemühen, gegen sie ankämpfen zu wollen.

Die nächsten Wirthschaftsaufgaben: Bildung von Gewerbeverbänden, Reform des Bank- und Geldwesens, Ausdehnung der Staatsthätigkeit im Interesse der Gesammtheit speciell auf dem Boden des Grundeigenthums, wofür ein Kern in den Staatsdomänen bereits vorhanden ist, stehen bereits deutlich vor uns. Weder die Schwierigkeit, die mit der Lösung dieser Aufgaben verknüpft ist, noch die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß hierbei viele Misgriffe vorkommen werden, dürfen davon abhalten, an ihre Lösung heranzugehen. Ein Eldorado der Wirthschaftsgestaltung wird auch das Hinzutreten des genossenschaftlichen gemeinwirthschaftlichen Systems zu dem privatwirthschaftlichen nicht schaffen; eine jede Gesellschafts- und Wirthschaftsform wird von Uebelständen und Unzuträglichkeiten begleitet sein. Deshalb wird nichts leichter sein, auch der Genossenschafts- und Gemeinwirthschaft ein übles Prognostikon zu stellen. Aber nicht darum handelt es sich, idealen Zuständen, die sich einmal nicht erreichen lassen, nachzujagen oder an den bestehenden Verhältnissen so lange festzuhalten, bis sich diese idealen Zustände erreichen lassen, was eben niemals der Fall sein wird, sondern es handelt sich darum, das geschichtlich Nothwendige zu thun, und das ist, neben der Privatwirthschaft der genossenschaftlichen und der Gemeinde- und Staatswirthschaft weitern Boden zu bereiten, der Gemeinwirthschaft freien Spielraum zu gewähren.

Das ungarische Volksstück.

Ein Essay

von

Moriz Saenger.

Ungarns erster Dramatiker ist Eduard Szigligeti (geb. 1814, gest. 1878). Sein ganzes Leben widmete er dem ungarischen Theater und ist der einzige, der, dem zukünftigen Theaterhistoriographen Ungarns vorarbeitend, einige Beiträge zur Geschichte des Dramas in Ungarn schrieb, die um so werthvoller sind, als Szigligeti die moderne ungarische Schauspielkunst und mit ihr das ungarische Drama werden und wachsen sah und die Geschichte desselben sozusagen ein Abriß seines eigenen Bildungsganges ist.

In seinem Werke „Das Drama und seine Arten" schreibt Szigligeti über das Volksstück: „So viel steht fest, daß sie (die Volksstücke) ursprünglich für ein am Rande des Abgrundes stehendes Theater geschrieben wurden und für ein polyglottes Publikum berechnet waren. Sie haben ihren Zweck erreicht, indem sie nicht nur die nichtungarische Bevölkerung ins Theater lockten, sondern zugleich verhältnißmäßig am besten rentirten."

In diesen Worten ist manches enthalten, was, wenn man es näher analysirt, wichtige Aufschlüsse über die Entwickelung des Volksstückes geben würde, und wir werden im Verfolg dieses einen Satzes dieselben in flüchtigen Strichen zu fixiren trachten. Zur Orientirung muß vorher noch gesagt werden, daß die Geschichte des ungarischen Theaters mit derjenigen der pester Nationalbühne identisch ist, ebenso wie alle Culturverhältnisse, von denen in Ungarn die Rede ist, sich zunächst auf Pest beziehen, wenn sie auch als allgemein magyarische betrachtet werden. Pest war von jeher der geistige Mittelpunkt des Landes, und diese Centralisation aller geistigen Vorgänge auf einen Ort bewirkte später ein völliges Aufgehen des Landes in diesem. Pest-Ofen war, besonders in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, der Sitz aller höhern Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, Bildungsanstalten, der von den vornehmen Kreisen am liebsten aufgesuchte Wohnort, sodaß sich nothwendigerweise in Pest ein regeres Leben entwickeln mußte, als es in andern Städten Ungarns möglich gewesen wäre.

Dieses lebhafte Treiben zog auch aus der Provinz zahlreiche, besonders junge Leute aus den Kreisen des Landadels heran, die wähnten, in Pest sich in einem Taumel der Vergnügungen zu befinden, der gar nie sein Ende erreichen könne; statt den Studien nachzugehen, trieben die sogenannten „Juraten" allerlei

unnütze Dinge, hielten mit ihren Streichen zuweilen die ganze Stadt in Schrecken und ein jeder von ihnen vermeinte dann ein neuer Alcibiades zu sein. Ernstes Streben war nur bei den Söhnen des weniger begüterten Mittelstandes vorhanden, die später den Kern der Bürgerschaft ausmachten, während die neuere Generation des Grundbesitzes, wenn dieselbe eben nicht sehr von energischen väterlichen Händen gezügelt wurde, verarmte und herabkam.

Selbstverständlich konnten sich diese bürgerlichen jungen Leute im Verkehr mit den übermüthigen Juraten, die, wie erwähnt, meistens dem niedern Adel und Kleingrundbesitz angehörten, nicht wohl fühlen, und braucht es nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß eine Scheidung der beiden Kreise, die sich so schroff gegenüberstanden, mittelbar oder unmittelbar eintreten mußte. Und geschah die Absonderung auch nicht plötzlich und augenscheinlich, so konnte man doch später die Zurückhaltung wahrnehmen, welche die pester Kreise dem verderbten Landadel gegenüber an den Tag legten. Es ist keine Frage, daß diese Sonderung für die Entwickelung beider sie vollziehender Theile von hervorragender Bedeutung war; jede Klasse für sich hielt nun enger zusammen; es entstand hierdurch in Beamtenkreisen eine, vom objectiven Standpunkt betrachtet, zu verurtheilende Gevatterwirthschaft, während sich im Landadel die an das mittelalterliche Raubritterwesen gemahnenden Zechbruderschaften entwickelten.

War der Gutsbesitzer schon dazu herabgekommen, so ging es mit ihm dann rasch abwärts. Fast wurde es zur Regel, daß, wenn sich ein Adeliger, in Pest „unmöglich geworden", auf sein Gut zurückzog, man mit Gewißheit annehmen konnte, schon nach kurzer Zeit werde sich ein anderer auf ebendasselbe Gut zurückziehen, um aber dies, was sein Vorgänger durch Kartenspiel und endlose Feste schändlich verpraßt hatte, als Frucht seiner redlichen Arbeit zu behalten. Nun zog der Edelmann von einem Freund zum andern, ließ es sich bei denen, die er einst bewirthet hatte, an nichts mangeln und wurde zum vollkommenen Schmarotzer oder zu dem, was die Ungarn selbst so treffend „fertály-mágnások" (Viertelmagnaten) nennen.

Tritt der so herabgekommene „Viertelmagnat" in ein reiferes Alter und denkt er an die Wiederherstellung seiner zerrütteten Verhältnisse und etwas schadhaft gewordenen Ehrenhaftigkeit; so verschmäht er es nicht, mit einer Bürgerlichen eine „Mésalliance" einzugehen und geläutert und gereinigt sich dem Dienste der Gesellschaft zu widmen.

Dies Beispiel mag für hundert gelten. Es ist wenig ehrend für einen Stand, dessen Vorfahren der Stolz des Vaterlandes waren, einen solchen dunkeln Punkt in seiner Geschichte eingestehen zu müssen; doch hieße es die Wahrheit unterdrücken, wenn man dieser Epoche der moralisch niedrigen Verhältnisse im Leben und Treiben des Landadels wenigstens die eine wohlthätige Folge absprechen wollte, daß während derselben das magyarische Element in den Kreisen des niedern Adels, wenn auch nicht gepflegt, so doch bewahrt wurde.

Allerdings ist es mit diesem „Bewahren des nationalen Elements" nicht weit her. Während die echten Magnaten in Wien am kaiserlichen Hofe lebten, der infolge der Josephinischen Bestrebungen gegen alles, was ungarisch war, eine ge-

wisse Abneigung, die sich stets ganz deutlich aussprach, hegte, und dort ihre etwa vorhandenen nationalpatriotischen Gefühle verbergen mußten oder wirklich vernachlässigten, bildeten sie sich zu geistig hervorragenden Männern heran, die im Umgang mit den wegen ihrer nobeln Denkart berühmten österreichischen Cavalieren der Donau-Kaiserstadt immer mehr und mehr Kosmopoliten wurden und welchen mit der Zeit jedes tiefere Gefühl für ihr engeres Vaterland abhanden kam. So wurden Pannoniens edelste Söhne gewiegte Hofleute und schlechte Patrioten.

Der Landadel aber blieb daheim und sprach immer nur ungarisch, statt des am Hofe üblich gewesenen Französisch: und darin allein bestand die „Bewahrung des magyarischen Elements". Warum aber redete diese Klasse in der Sprache ihres Volkes? Weil sie eine andere nicht verstand. Warum zog es die Angehörigen des Landadels nicht auch nach Wien und an den Hof? Weil sie sich dort den Gesetzen der glättenden Cultur und der Etikette hätten beugen müssen, die ihnen lästig waren. Freilich! Am Hofe hätten sie sich weder betrinken noch Nächte hindurch der niedrigen Leidenschaft des habsüchtigen Karten- oder Würfelspieles hingeben können, ohne welche Freiheiten ihnen aber das Leben ganz freudlos erschienen wäre.

Ein solcher Adel vermochte dem Bürgerthum, das sich durch seiner Hände Arbeit oder durch sein geistiges Schaffen seine Stellung in der Gesellschaft errang und bewahrte, wenig Achtung einzuflößen; so kam es, daß sich die beiden Stände zueinander, man kann fast sagen feindlich verhielten, jedenfalls aber jede Annäherung ängstlich vermieden.

Die weitere Folge hiervon war, daß die Bürgerschaft in Pest ohne den Umgang mit den magyarischen Elementen des Landes immer mehr und mehr von der nationalen Gesinnung verlor, derart, daß bald ganz Pest, nach Zunge und Bestrebungen, deutsch war. Deutsche standen an der Spitze der Behörden, Deutsche hatten die Lehrstühle an den Universitäten inne, an den Mittelschulen waren deutsche Lehrer thätig, kurz, das ganze Geistesleben in Pest war Deutsch. Als einen hervorragendsten Förderer des Deutschthums hatte Pest auch sein großes deutsches Theater, dessen Pächter zu verschiedenen Zeiten ungarische Magnaten waren, das aber durch nicht immer fürsorgliche Leitung in den dreißiger Jahren dem Verfall nahe kam, wodurch es die Sympathien der Bevölkerung allmählich verlor.

So lagen die Verhältnisse zu Beginn des 19. Jahrhunderts und blieben so bis zur Hälfte seines vierten Decenniums.

Um diese Zeit begann es sich in Pest unter den wenigen Magyaren zu regen. Es wurde das Verlangen rege, selbständig zu werden, um nicht genöthigt zu sein, nur das zu benutzen, was ihnen das Deutschthum noch übrigließ. Die Schriftsteller, an ihrer Spitze Bajza, Vörösmarty und Toldi, die sich im langen Kampf um Nationalität bereits erprobt hatten, erhoben abermals das Banner derselben und fanden für ihr Streben Anerkennung und Unterstützung, die wenigstens einige Erfolge erringen half, deren Krone die am 22. Aug. 1837 erfolgte Eröffnung des ungarischen Theaters in Pest zu nennen ist.

Aber dieser 22. Aug. bezeichnet für die nationale Sache einen Sieg und eine Niederlage zugleich; denn während es eine Errungenschaft zu nennen ist, daß sich die streng ungarischen Elemente, die in der Hauptstadt ganz lose nebeneinander einhergegangen, so weit gefestigt haben, um ein gemeinsames Unternehmen ins Leben rufen zu können, welches jeder Nation zur Ehre gereicht, so war es ebenso niederschlagend, daß sich das Selbstgefühl der Begründer des Nationaltheaters mit der Thatsache der Schöpfung des Institutes genügen ließ und nachher allmählich schwand, bis an seine Stelle die alte Indolenz trat.

Wir wollen hier keine Geschichte des Nationaltheaters geben, wir erwähnen nur, daß dasselbe nach mehrfachen Versuchen der Staatsregierung wie der Commune, es in eigener Regie zu behalten, 1842 an Andreas Bartay, einen scharfblickenden und scharfgeistigen Praktiker, in Pacht gegeben wurde, welcher das fast ganz ruinirte Theater bald in Schwung gebracht hatte und die des Theaterbesuches nahezu ganz entwöhnten Magyaren wieder in sein Haus lockte. Ja er brachte noch mehr zu Stande. Selbst Deutsche, die früher die ungarische Bühne so gern verspotteten, suchten das entlegene Schauspielhaus auf der Kerepeser Straße auf und mußten immer offener zugestehen, daß dessen Bühne die Existenzberechtigung nicht nur in sich selbst berge, sondern werth sei, von allen, denen das Wohl der Kunst am Herzen liege, werkthätig unterstützt zu werden. Und Bartay verdankt dieses Aufblühen des Nationaltheaters nächst seiner Energie den Volksstücken.

Wenn wir auch Bartay nicht den Schöpfer derselben nennen können, so gebührt ihm doch das Verdienst, den Anstoß zu deren Aufleben gegeben zu haben; ohne seine Förderung wären dieselben vielleicht auch entstanden; ob sie aber jene Bedeutung gewonnen hätten, die sie gegenwärtig besitzen, läßt sich nicht unbedingt bejahen; aber die Frage, ob das Nationaltheater je einen ähnlichen Aufschwung ohne Szigligeti, den Vater des Volksdramas, und ohne dieses selbst genommen hätte, kann man einfach und rundweg verneinen. Wie erwähnt, befand sich das Nationaltheater zu Beginn der Aera Bartay in den herabgekommensten Verhältnissen; es hatte keine Schauspieler, kein Repertoire, keine Requisiten und kein Publikum. Die bisherige staatliche Directionswirthschaft war recht traurig gewesen, und Bartay's erste und größte Sorge mußte die Heilung der tausend und aber tausend Misverhältnisse sein, die der Leitung immer so hinderlich waren.

Seiner rastlosen Energie gelang vieles. Durch gute Honorare und eine beide Theile ehrende Opferwilligkeit brachte er wieder jene Hand voll Künstler in einen Kreis zusammen, auf deren Schultern die ganze ungarische Schauspielkunst wie auf unerschütterlichen Säulen ruhte. Fáncsy, Lendvay, Egressy, László, Megyeri, Szentpétery, alle kehrten mit neuer Lust an die Hauptstätte ihres Wirkens zurück und unterstützten den klugen Director mit ihrer Künstlerschaft wie mit ihren einsichtsvollen Rathschlägen. Die Autoren, die sich vom Nationaltheater grollend zurückgezogen hatten, schenkten ihm reichlich das Beste, was sie zu bieten vermochten, und dennoch fehlte Eins, nachdem schon alles: Repertoire, Schauspieler, Requisiten, vorhanden war: das Publikum. Das Vorurtheil der Gebildeten ließ sich nicht so leicht besiegen wie andere Hindernisse; wenn aber das Theater keine Besucher ge-

funden hätte, wäre ja alles vergebens gewesen. Bartay suchte nach Abhülfe und hatte sie bald gefunden. Neues, dachte er, wird fesseln, und brachte Neues: die Volksstücke.

Ob die ursprüngliche Idee des Volksstückes sein Verdienst, und Szigligeti nur der künstlerische Vollstrecker seines Gedankens war, ist nicht bekannt, doch auch sehr unwahrscheinlich. Szigligeti befand sich im ersten Stadium seiner dramatischen Laufbahn und lauschte ängstlich dem Rufe der Zeit, um ihm frisch folgen zu können, als von Bartay an die vaterländischen Dramatiker die Aufforderung erging, für das Nationaltheater ein Stück zu schreiben, welches fesseln, spannen, „ziehen" sollte. Ist es etwa widernatürlich, daß der scharfunterscheidende Dichterjüngling das Mahnwort, welches aus dem gerade zu jener Zeit heftig wüthenden Kampfe des Mittelstandes mit dem niedern Adel emporbrauste, verstand? Gewiß nicht; denn alles wies ihn auf die Ausarbeitung eines solchen Werkes hin, welches den Magyaren die Augen öffnet. Und Szigligeti konnte damals kein anderes Stück schreiben als eben seinen „Deserteur", welches das erste Volksstück ist und als solches einen Markstein in der Geschichte des ungarischen Dramas bildet.

Betrachten wir dieses Werk mit Bezug auf die Verhältnisse und Eindrücke, unter welchen es Szigligeti schrieb, näher.

Der „Deserteur" hätte als bestes Volksstück, und blos als solches, nicht die Bedeutung, die ihm zugemessen wird, wenn er nicht wegen der mannichfachen Beziehungen zu den verlotterten Verhältnissen jener Zeit (1843), welche durch dieses Drama zum ersten mal unverhüllte Darlegung erfuhren, zugleich das beste wäre. Es ist merkwürdig, daß Szigligeti nichts ferner lag als die Schaffung eines Tendenzwerkes, und sein „Deserteur" dennoch eins wurde; denn hier ist nicht ein Moment unbenutzt geblieben, das sich zur Charakterisirung der Zustände eben benutzen ließ!

Die in der ersten Abtheilung (das Stück besteht aus dreien) erscheinende Figur des Notars Gémesi ist das allergetreueste Porträt des nichtsnutzigen Dorftyrannen. Gémesi, der im Dorfe Szt. Niklós infolge seiner unlautern Handlungen unmöglich geworden, legt sich aufs Industrieritterthum, kommt nach Pest, will hier mit seinem befleckten Adel prunken, ist Falschspieler, Wechselfälscher, hat Liebschaften, geht in große Gesellschaften und ist der Löwe der Waitzner Gasse, trägt aber unter dem prächtigen Frack schmuzige Wäsche. Diese Figur ist der leibhafte Doppelgänger von tausend catilinarischen Existenzen, die nichts anderes als einen vollklingenden adeligen Namen ihr eigen nennen, der aber wegen seiner frühern Träger Besseres verdient, als das Deckschild von Scham- und Ehrlosigkeit zu sein. Gémesi hat kein Vermögen, doch würde sich kein Mensch getrauen, ihm das zu sagen; denn er lebt wie der bestsituirte Magnat und somit wäre ein Zweifel an seinem Reichthum eine offene Beschimpfung, da mit jenem gleich die Frage verbunden sein müßte: „Wovon lebt der Mann?" Freilich dürfte kein Mensch aus der guten Gesellschaft wissen, daß Gémesi, dem er soeben freundschaftlich die Hand gedrückt, kaum zwei Stunden vorher in der elendesten Spelunke mit den verkommensten Gesellen niedrige Gemeinschaft hatte.

Eine zweite Gestalt ähnlicher Art ist Ludwig Korpádi, das verzärtelte Mutterſöhnchen, das von seinen pester Schneiderlehrjahren blos die plumpe Nachahmung des großstädtischen „nobeln" Lebens profitirt hat. Auf sein Drängen gibt die schwache Mutter nach, zieht nach der Hauptstadt, macht dann ein großes Haus, setzt ihr ganzes Vermögen an die Passionen ihres Söhnchens und ist daran, die Habe ihres Mündelkindes anzugreifen, um Ludwig vor der „Schande" zu bewahren, die Schulden einer Tänzerin nicht bezahlen zu können.

Im zweiten Aufzug tritt die Tendenz von anderer Seite hervor. Zwei reiche Ungarn, Tengeri und Parti, die alles eher sind als was sie scheinen, befinden sich in Mailand auf dem Maskenball des Herrn von Saint-Geran, eines ehrbewußten Franzosen, der sich während einer Gefangenschaft in Ungarn die ungarische Sprache angeeignet hatte. Diese biedern ungarischen Edelleute sehen eine Tugend darin, die heimatliche Sprache nicht zu verstehen, und demzufolge entspinnt sich die folgende Scene:

Saint-Geran. Wie lange gedenken die Herren hier zu verweilen?

Tengeri. Plaît-il?

Parti.*) Was befehlen Sie?

Saint-Geran. Ich glaube, gut ungarisch gesagt zu haben, wie lange Sie hier zu verweilen gedenken.

Völgyi. Verzeihung! Diese ungarischen Herren verstehen nicht ungarisch.

Saint-Geran. Unmöglich! Est-ce que vous nè parlez pas hongrois?

Tengeri. Parti. Non.

Saint-Geran (zieht ein Taschenbuch hervor).

Völgyi. Was thun Sie?

Saint-Geran. Ich will mir dies notiren, morgen würd' ich's mir selbst nicht glauben.

Völgyi (zu Saint-Geran). Wünschen Sie etwa, daß sich die Herren demaskiren?

Saint-Geran. Behüte, Herr Oberst! ich fürchte, sie würden kaum erröthen. — —

Und später:

Tengeri. Monsieur, votre bal est magnifique!

Saint-Geran. Excusez, monsieur, je ne parle pas français.

Tengeri. Comment?

Saint-Geran (spöttisch). Car je suis Français.

Parti.*) Das ist eine Beleidigung!

Tengeri.*) Pst, er duellirt comme il faut.

Wie fein ist hier der Umstand benutzt, daß ein Fremder vor Ungarn und seiner Sprache mehr Achtung hegt als ungarische Edelleute.

Wir müßten weit über den Rahmen dieser Skizze hinausgehen, wenn wir alle die mannichfachen Anspielungen auf die ungarischen Zustände anführen wollten, welche der „Deserteur" enthält; das Publikum erfaßte jede derselben mit einer

---

Anmerkung. Die mit einem *) versehenen Sätze Tengeri's und Parti's sind auch im Original deutsch.

staunenswerthen Empfänglichkeit, um für seinen Beifall, der bei den zahlreichen Aufführungen des Stückes immer stürmischer hervorbrach, Anhaltspunkte zu haben. Die Begeisterung für das Stück war eine grenzenlose, und so oft es auch gegeben wurde, immer fand es ein zahlreiches Publikum, welches das weite Haus gänzlich füllte. Bartay, der Director des Nationaltheaters, war glücklich, ein Stück gefunden zu haben, welches wacker „zieht", und die Erfolge, die er mit dem „Deserteur" hatte, freuten ihn um so mehr, als er sich, wie gesagt, nicht ohne Berechtigung einen Theil derselben zuschreiben durfte. Den Kassenerfolg verdankte das Stück, da der größere Theil des Publikums deutsch war, nämlich nicht seinen innern Vorzügen, sondern Aeußerlichkeiten, die zu glänzenden Ausstattungsscenen Anlaß bieten. Dem Director kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, solchen Inscenirungen zu Liebe manche Stellen des Szigligeti'schen Werkes abgeschwächt zu haben, woraus er sich eben nie ein Gewissen gemacht hatte.

Uebrigens darf man nicht annehmen, daß diese Flitterputzscenen ganz ohne andere als materielle Wirkung blieben; denn die Pester, die nie in die Provinz gekommen waren, wußten eigentlich gar nicht, wie sich das ungarische Bauernvolk kleide, wie es miteinander verkehre, was es thue und was es treibe; ihre ganze Kenntniß in dieser Richtung mochte sich auf die diesbezüglichen Gedichte Lenau's gründen, die allerdings zu den farbenprächtigsten Schilderungen gehören, welche die deutsche Literatur neben Freiligrath's Wüstenbildern besitzt. Wie sehr aber solche dichterische Gemälde von den actuellen Verhältnissen abweichen, ergab sich deutlich bei den Aufführungen des „Deserteur". Da erkannten die Pester, daß man die zauberhaften Lieder eines traumverlorenen Poeten nur für solche, und nie für baare Münze nehmen darf, und so zerstörten diese Bauernscenen manche allerdings reizende, aber grundfalsche Vorstellung von wildem Puszten- und idyllischem Dorfleben, ersetzten aber den Verlust durch richtige Schilderung der auch in der starrsten Wirklichkeit nie ganz poesielosen Lebensweise des ungarischen Bauernvolkes.

Der Erfolg des ersten Volksstückes war der denkbar vollständigste, und Szigligeti ließ sich denselben als Aufmunterung zu weiterm Schaffen auf dem betretenen Felde dienen. Er schrieb nach kurzer Zeit ein zweites Volksschauspiel: „A csikós" („Der Roßhirt"), dessen Vorzüge nach mancher Seite hin noch größer sind als die seines Vorgängers. Denn während in der Exposition des „Deserteur" ein umfangreicher dramaturgischer Apparat zur Anwendung gelangt, baut sich das neuere Werk auf sehr einfacher stofflicher Grundlage auf, sodaß die ungeachtet dessen gewaltigen Effecte doppelt hoch anzuschlagende Vorzüge sind.

Die Handlung ist die folgende: Benedict von Ormódy ist der Vetter des ormóder Gutsherrn Astolf und dessen einziger Anverwandter, sodaß nach Astolf's Tode dessen großes Vermögen an den habsüchtigen Vetter fallen muß. Benedict, den seine Besitzgier vollkommen beherrscht, ist aber nicht im Stande, Astolf's Abgang abzuwarten, um so mehr, als dieser erst 22 Jahre zählt und kräftig wie eine junge Eiche ist, und sucht ihn zu verderben. Er bringt ihn in eine Affaire mit Rózsi, der Geliebten des Roßhirten Andris, verleitet diesen zu wilden Ausbrüchen gegen den frechen Lehnsherrn und ermordet Astolf im Hause von Rózsi's Vater.

Der Verdacht wendet sich infolge einiger von Bence gethanen Aeußerungen über den Haß von Rózsi's Vater und Andris auf Astolf gegen diese beiden; im Laufe der Untersuchung tritt aber die Wahrheit ans Tageslicht, und Bence verfällt der strafenden Gerechtigkeit. Andris aber, der Grund zu haben glaubte, Rózsi für treulos zu halten, überzeugt sich davon, daß seine Geliebte das lauterste Geschöpf auf Erden ist, erhält ihre Hand und entsagt fortan dem wilden Betyárenleben.

Selten ist ein einfacheres Thema zu einem Drama benutzt worden und dennoch können nur wenige Stücke sich solcher Vorzüge rühmen, wie sie dem „Csikós" eigen sind. Abgesehen von der consequenten Durchführung der eben in ihrer Einfachheit schwierigen Volkscharaktere ist das Werk so plastisch gehalten, daß man von dem Hintergrunde der ruhig schreitenden Handlung die Personen leuchtend sich abheben sieht, und auch in diesem Werke erkennt man ohne Mühe die Originale der dem Leben entnommenen Gestalten. Während wir im „Deserteur" den gemeinen Schurken von Edelmann (Notar Gémesi) kennen lernen, erscheint im „Csikós" die adelige Verworfenheit in zwei Gestalten: Astolf, der Gutsherr auf Ormód, ist der Vertreter des Lasters, das sich über Verletzung von Familien- und Mädchenehre wenig Scrupel macht, und auf dem Wege der Vergeudung seines Vermögens ein angehender „Löwe" des pester Pflasters ist; und Benedict, das schleichende Verbrechen, das sich in Sanftmuth hüllt, um das verruchte Ziel eher zu erreichen; solche Benedicte, arme Verwandte reicher Leute, die das Gnadenbrot essen und Wohlthaten mit Undank lohnen, gab es in Ungarn viele, und diese Gestalt im „Roßhirten" ist eine der lebensgetreuesten.

Den vornehmen Verbrechern stehen schlichte, echte Bauern voll naiver Ehrlichkeit und natürlichem Rechtssinn entgegen. Der arme Andris, den die „Herren" wegen seiner Armuth ungescheut und ungestraft Roßdieb, Gauner und Betyár schimpfen können, dem der Lehnsherr die Rettung seines Lebens damit dankt, daß er ihm Rózsi untreu machen will, sodaß der verzweifelte Bursche seine zahme Natur der Wildheit weichen läßt, dieser Andris, der fähig wäre zu leiden und zu sterben, wenn er nicht glücklich lieben könnte — dieser Andris, sagen wir, ist der rechte Sohn der Puszta; so wahr und doch so poesievoll hatte vor Szigligeti niemand die Welt und Weise des Roßhirtenlebens geschildert, und Andris' Gestalt ist die ergreifendste, die je ein Ungar gezeichnet. Dieses zweite Volksstück fand beim Publikum einen bis dahin fast ungekannten Beifall, und die ungarische Literatur hat blos dieser Aneiferung jenen nun schon zu reicher Blüte entfalteten Kunstzweig zu verdanken, der die ungarische Eigenart so lichtvoll und treffend charakterisirt.

Aus den angeführten zwei Proben der dramatischen Volksdichtung lassen sich nun verschiedene Schlüsse ziehen. Die Bezeichnung „Volksstück" ist — auf ein und dasselbe Werk angewandt — von mehrern Gesichtspunkten aus berechtigt. Man kann ein Drama, welches fürs Volk bestimmt ist, und ein Drama, in welchem Kinder des Volkes auftreten — immer mit gleichem Recht — ein Volksstück nennen. Dann läßt sich noch bei der Bezeichnung Volk ein Unterschied zwischen dem Bürger-

thum und dem Bauernstande machen.*) Die ungarische Literatur hat für alle diese Nuancen blos die gemeinsame Benennung „Népszinmü" („Volksschauspiel"). Das Volksschauspiel Szigligeti's ist mehr ein bürgerliches Drama mit volksthümlichen (bäuerlichen) Elementen versetzt, das heutige Volksschauspiel aber ist rein Bauernstück.

Der Grund dieser Erscheinung läßt sich leicht finden. Vor 35 Jahren, als Szigligeti seine ersten Volksstücke verfaßte, konnte nur dasjenige wirken, was zu dem politischen Geiste jener revolutionsschwangern Zeit in Beziehung stand. Szigligeti verfiel auf die Gegenüberstellung zweier einander feindlicher Gesellschaftsklassen, und wir finden fast in allen seinen Stücken den verderbten Adel dem braven Bauernstande gegenüber; immer wiederholt sich bei Szigligeti die Idee des Kampfes um gesellschaftliche Gleichberechtigung und die Verherrlichung dieses Themas in seinen vielen Variationen. Stets wirkt das Szigligeti'sche Volksstück, und erst nach dem Genusse desselben wird man gewahr, daß es die sociale „Suppenfrage" berührt. Die nachmärzliche Zeit hatte aber ein besseres Verständniß für rein poetische Werke und war dem Entstehen derselben günstiger, und so liegt der Grund in der oben berührten Thatsache im Wandel der Zeit selbst.

Kurz vor und bald nach dem Entstehen von Szigligeti's „Deserteur" schufen Ignaz Nagy und Josef Eötvös die beiden besten ungarischen Lustspiele: „Die Beamtenrestauration" und „Es lebe die Gleichheit", und selbst diese beiden, denen man hohe Bildung und Selbständigkeit des Geistes sicher nicht absprechen kann, mußten, dem stürmischen Zeitgeiste huldigend, in ihre Lustspiele politische Tendenz verflechten, da dieselben ohne diese wol nimmer den Erfolg gehabt hätten, der sie begleitete. Im Nachmärz, als Ungarn beruhigt ward und Muße zu friedlichen Arbeiten bot, lebte die Volksdramatik wieder, aber in neuer Gestalt auf. Szigligeti's erste Volksstücke behandelten stets Politik und Liebe zugleich, die neuern die Liebe allein — die Politik war verschwunden. Dieser Wechsel verlieh nun der ganzen Kunstgattung einen neuen Charakter, den wir im Folgenden darzulegen versuchen werden.

Unter Szigligeti's Nachtretern ist Eduard Tóth der bedeutendste; er starb am 26. Febr. 1876 im Alter von 31 Jahren und hatte der ungarischen Literatur außer andern Versuchen drei Volksstücke hinterlassen, die seinen Ruhm für immer begründeten. Das erste derselben: „Der Dorflump" („A falu roszsza"), ist das hervorragendste derselben und an dieses anknüpfend wollen wir die Richtung der neuern Volksdramatik kennzeichnen.

„Der Dorflump" behandelt die Geschichte eines armen, braven Burschen, Sándor, der früher der Beste im Dorfe war, dem aber unglückliche Liebe alle Lust am thätigen Leben raubt und dem Bethárenthum in die Arme wirft. Als der schönste Bursche weit im Umkreise, findet er immer genug Mädchen, die ihn gern ihren

---

*) Anzengruber, dessen Werke den ungarischen Volksstücken in manchen Hauptzügen verwandt sind, macht immer einen genauen Unterschied bei der Bezeichnung seiner Dramen, und nennt dieselben je nach der Lebensstellung der Haupthandelnden „Volksstück" oder „Bauernstück". D. Verf.

Liebsten nennen wollten; allein gerade diejenige, nach der er strebt, bleibt kalt und wird schließlich eines andern Weib. Sein Liebesgram treibt ihn vom heimatlichen Ort weg; eben will er Abschied von allem nehmen, wodurch ihn die Natur an denselben festbannte, als ihn ein junges Mädchen, Feledi Borcsa, ereilt, welches ihn wahrhaft liebt und deshalb das väterliche Haus verlassen mußte, und gesteht ihm seine Liebe. Sandor vermag sie nicht anzunehmen, da er nur Bátki Tercsi und keine andere besitzen will. Aus Verzweiflung über diese Demüthigung stürzt sich Borcsa in den nahegelegenen Bach, wird aber von Sandor, der den Schmerz des Mädchens begreift, gerettet und ihrem Vater, Kaspar Feledi, zugeführt. Dieser, der den Dorflumpen bisher verachtete, erkannte dessen edles Herz, welches trotz aller Bitterkeit nichts von seiner Reinheit verloren hatte, und gab ihm Boriska (Borcsa) zur Frau. Sandor sieht ein, daß er mit ihr glücklicher sein könnte als mit der falschen Tercsi, und geht den Bund ein.

Aus dieser trockenen Inhaltsangabe erhellt, daß „Der Dorflump" ausschließlich ein Liebesdrama sei; es studirt fein psychologisch die Wandlung der Herzen; die Charaktere sind originell und wahr. „Der Dorflump" und mit ihm die meisten neuern Volksstücke von Tóth, Berczik, Abonyi und Franz Csepreghy zeigen keine politisch bewegte Zeit, drücken ihren Personen nicht den Stempel einer solchen auf die Stirn, sondern spielen in irgendeinem weltverlorenen Nest des weiten Ungarn, in welches keine Politik ihre beunruhigenden Strahlen wirft.

Kaspar Feledi, der Vater Borcsa's, ist der Typus des wohlhabenden ungarischen Bauersmannes. Er ist wol blos Richter im Dorfe, regiert aber darin — doch mit der hoheitsvollen Würde eines Königs. Er darf die Achtung, die man einem solchen schuldet, voll für sich in Anspruch nehmen, da man sie ihm willig zollt; in seinem Hause fühlt er sich so groß wie Gott in seiner Schöpfung, tritt er aber hinaus unter die Menge, fühlt er sich wie ein König, den die Liebe des Volkes erhoben. Göndör Sandor, der Dorflump, ist ein braver Arbeiter; zum Knecht geboren, blickte er dennoch auf die reiche Bátki Tercsi und mußte für diese Ueberhebung damit büßen, daß sein Herz fürchterlichen Qualen ausgesetzt war, bis es endlich im Genuß der echten Liebe Ruhe fand. Die zwei Hauptcharaktere des „Falu roszsza" sind der Feledi's und der Sandor's und diese bestimmen auch den Gang des Stückes. Wollten wir nur beispielsweise dieses Tóth'sche Werk dem „Csikós" gegenüberstellen, so würden wir gewaltige Unterschiede zwischen beiden Werken, die nur 30 Jahre auseinanderliegen, gewahren.

Im „Csikós" ist Rózsi's Vater der Leibeigene des Gutsherrn und darf gegen die Entehrung seiner Tochter nichts thun; er kann nur unterthänig darum flehen, der junge Herr möge seine Besuche einstellen; er hat nichts, als seine und seiner Tochter Ehre; wird ihm auch diese geraubt, so ist er ärmer als der elendeste Bettler. Feledi dagegen ist ein wohlhabender Landmann; sein ganzes Wesen hat etwas vom Behäbigen, welches sich nur unter günstigen äußerlichen Verhältnissen entwickeln kann; er ist reich und hat sich sein Vermögen so redlich erwirthschaftet, daß vor ihm jedermann respectvoll den Hut zieht; sein Name ist rein und er duldet keinen Fleck auf demselben — deshalb stößt er lieber seine Tochter aus, ehe er deren Verbindung mit dem allverschrienen „falu roszsza" zugeben würde.

Dazu hat sein Wesen einen in keiner Situation sich verleugnenden Zug von Bonhomie, deren Stelle bei Szigligeti's Bauern eine dumpfe Bitterkeit einnimmt. Kurz, im heutigen Volksstück leuchtet der Wohlstand der einst schwer gedrückten Bauernklasse wohlthuend hervor, und jedem wirklichen Volksstück der letzten Jahre läßt sich die Moral entnehmen, daß jedermann gleiches Anrecht auf die Achtung der ganzen Gesellschaft hat, wenn er sich nur dieses Rechtes nicht selbst begibt. Allerdings kann man diese Lehre auch aus Szigligeti's Stücken herauslesen, aber während uns dieser Dichter das „Volk" in seiner Erniedrigung zeigt, finden wir im heutigen Volksstück den redlichen Bauernstand auf einer seiner würdigen geistigen und materiellen Höhe.

Freilich gibt es hierin Ausnahmen; viele, selbst von den vorzüglichern, Autoren, verschmähen es, solchen Tendenzen als Dolmetscher zu dienen; solche Werke werden immer mit Mistrauen aufgenommen; aber doch ist der Fall selten, daß ein Volksstück ganz durchfällt, obwol das Publikum viel auf die edle Durchführung einer ihm naheliegenden Tendenz hält; denn wenn ein Stück schon ganz misfällt, so retten es noch die Volkslieder.

Als wir oben kurz erwähnten, daß die Volksschauspiele anfangs eher Volksschaustücke waren und als solche bedeutenden Erfolg hatten, gedachten wir eines hervorragenden Factors desselben nicht, weil dieser, eingehenderer Auseinandersetzung würdig, hier besprochen werden soll: der Volkslieder, welche in die Volksstücke eingelegt werden. Als Szigligeti's „Szökött katona" 1843 aufgeführt wurde, hörte man zum ersten mal Volkslieder auf der Bühne singen. Kein Mensch wußte von ihnen zu sagen, wem sie ihr Dasein verdanken; darin aber, daß sie herrlich seien, waren alle einig. Szigligeti war der erste, der seine Bühnenfiguren Lieder singen ließ; es waren das echte Volkslieder, die der Dichter auf den Pusztен des Alföld's von den Bauermädchen singen gehört haben mag, und auf der Bühne wurden sie mit den ursprünglichen, Jahrhunderte alten Weisen vorgetragen.

Viele Dichter wenden den Kunstgriff gern an, ihre Personen in kritischen Situationen denselben entsprechende, geflügelte Worte citiren zu lassen, welche die Zuschauer, je nach Umständen, derart verblüffen oder hinreißen, daß das Publikum über die betreffenden schwachen Stellen nachsichtig hinweggeht oder mit Beifall auf die Citate antwortet. Nun stelle man sich vor, daß ein solches geflügeltes Wort gesungen, schön gesungen wird! Wie erwacht da nicht die Erinnerung an alles, was man je beim frühern Anhören des Liedes empfunden! Szigligeti hatte mit feinem Takt die bekanntesten Lieder dem „Deserteur" eingefügt und der Erfolg derselben beweist am besten, wie sehr recht er daran gethan.

In spätern Werken ließ er seine Personen selbstgedichtete Lieder singen, wodurch er manches verdarb. Wenn ein beklommenes oder fröhliches Herz nach einem Liede greift, in welchem es sein Leid und seine Lust so recht widergespiegelt findet, so ist das natürlich; ganz widernatürlich aber ist es, daß ein einfältiges Bauerngemüth sich ein Liedchen erst dichtet, welches für seine Stimmung gerade paßt, daß ein Bursche bei der Leiche seiner Braut zu singen beginnt, und sein Lied nicht eben ein reines Volkslied ist, welches er schon von früher gekannt hat. Frei-

lich fanden die minder kritischen Zuschauer reichen Ersatz in den dem Nationalcharakter der Volkslieder sich eng anschließenden Weisen, denen künstlerischer Vortrag erhöhten Erfolg gewährleistete. Als Componist solcher Lieder zeichnete sich Benjamin Egressy, der Bruder des großen Tragöden Gabriel Egressy, besonders aus.

Eduard Tóth, der manches, was Szigligeti groß begonnen, seines Meisters würdig vervollkommnete, übertraf diesen mit den Liedern in jeder Beziehung. Tóth schob in seine Stücke keine echten Volkslieder ein, aber er dichtete solche nach, sodaß jedes seiner Lieder selbständigen Inhalt hat. Diesen Tóth'schen Gedichtchen erging es dann, wie Petöfi's Freiheitsgesängen; heute geschrieben, waren sie morgen in ganz Ungarn gekannt. Und wenn wir sagen, daß es in Ungarn keinen Menschen gibt, der nicht die Lieder aus „A falu roszsza" kennt, so wolle man dies wörtlich und buchstäblich nehmen.

Der hohe sittliche Einfluß, den ein gutes Lied übt, ist leicht erkennbar. Wie abscheulich ist es, wenn eine ganze große Klasse von Menschen gemeine Lieder singt, die den Wirthshausduft in die Wohnstube des Bürgers tragen. Warum aber singen sogar intelligente Leute derartige, nach Stoff und Form niedrige Lieder? Weil sie keine bessern haben. Es verleiht uns hohe Befriedigung, sagen zu können, daß die Ungarn nie zu gedankenlosen oder frechen „G'satz'le" zu langen brauchen, um sich die Arbeitszeit zu kürzen oder um die Fröhlichkeit zu steigern. Der sittliche Gehalt der Lieder, der durch schöne Melodien noch gehoben wird, ist ein so edler, daß er neben sich eine Frivolität gar nicht aufkommen läßt.

Das Volksstück ist in der vornehmen Form, die es durch sorgsame Pflege erhalten und bewahrt hat, ein mächtiger Hebel zur Bildung der öffentlichen Gesinnung geworden; wie es in seinen Anfängen den Sinn für Nationalität weckte, so fuhr es später fort, diesen zu befestigen. Und heute, wo es seine Mission als Pionnier der Cultur erfüllt hat, heute bildet es einen reinen Kunstzweig, an dem nun die reifsten und herrlichsten Früchte hangen. Den Volksstücken ist nun im Garten ungarischer Poesie einer der vordersten Plätze zugewiesen, und es sind nicht die lässigsten Gärtner, welchen die Obsorge für diese ins Treibhaus versetzte Heidepflanze anvertraut ist. Sind auch Szigligeti und Tóth beide zu früh für Ungarn dahingeschieden, so sind noch immer rührige Geister da, welche das Werk zweier so großer Männer nicht dem Verfall entgegengehen lassen. Ludwig Abonyi, Arpád Berczik und Franz Csepreghy werden die Erfolge, die ihren Vorbildern des Lebens Herbheit milderten und die sie einigermaßen auch jetzt schon zu erringen verstanden hatten, wol nicht ganz aus den Händen geben.

Ballade

von

Albert Moeser.

Klingsor's Nachtlied.

(1207.)

Weit kam ich her aus Ungarland,
Dort liegen kahl die Heiden,
Die Steppe dörrt der Sonnenbrand,
Auf der die Rosse weiden:
Eintönig hin durch Busch und Ried
Hallt stiller Hirten traur'ges Lied,
Zigeuner ziehn zur Ferne.

Nun steh' ich hier am Wartburghang
Und blick' ins Thal hernieder,
Mein Ohr vernimmt der Wälder Sang,
Der Nachtigallen Lieder,
Des Mondes milder Dämmerglanz
Umspinnt der Zinnen zack'gen Kranz,
Pallas und Kemenate.

Der Hörselberg liegt unter mir
Und lädt zu tollen Lüsten;
Frau Venus, aller Frauen Zier,
Ruht dort mit nackten Brüsten,
Beim Klang der Pauken und Schalmein
Schlingt dort um sie den Ringelreihn
Die Schar bethörter Sünder.

Doch über mir im Frau'ngemach
Seh' ich ein Licht noch scheinen,
Dort ist Elisabeth noch wach,
Die reinste aller Reinen,
Vom Sommernachthauch kühl umweht,
Kniet sie in stillem Nachtgebet
Und streckt den Leib aufs Lager.

Und schlummernd ruhn, die hergenaht
Zum Sagen und zum Singen:
Her zog mit neuer Lieder Saat
Heinrich von Ofterdingen;
Herrn Walther's Witz und Wolfram's Kunst
Will ringen um der Richter Gunst
Beim Sängerwettstreit morgen.

Geb' Gott uns allen froh Gedeihn
Und ziemende Gedanken!
Gar bald bricht Frühlichtglanz herein,
Der ruft uns in die Schranken!
Heil jenem, dem als Siegespreis
Elisabeth des Lorbers Reis
Mit zarter Hand wird reichen!

Chronik der Gegenwart.

Revue der bildenden Künste.

Wenn man die zahlreichen, theils cyklischen, theils permanenten Kunstausstellungen überschaut, die einerseits von den beiläufig hundert Kunstvereinen Deutschlands, andererseits von den Kunsthandlungen, welche sich gegenwärtig in fast allen größern Städten befinden, veranstaltet werden, so drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß unsere Kunstproduction in außerordentlich hoher Blüte steht. Numerisch ist dies wol auch in gewisser Beziehung der Fall, obwol im Grunde doch nicht die Anzahl der alljährlich entstehenden Bilder, die sich freilich nach Tausenden beziffert, sondern die der verkauften den Maßstab abgeben müßte; qualitativ aber ist es leider so wenig der Fall, daß die Zahl der auf den Ausstellungen erscheinenden Meisterwerke — und wir verstehen diesen Ausdruck nicht nur im technischen, sondern hauptsächlich im inhaltlich-künstlerischen Sinne — von Jahr zu Jahr ersichtlich im Abnehmen begriffen ist. Es kann an dieser Stelle nicht unsere Aufgabe sein, den Gründen dieser befremdenden Erscheinung nachzuforschen; dies jedoch darf behauptet werden, daß gerade jene durch die Kunstvereine und Kunsthandlungen beförderte Ueberproduction, weil sie nothwendig zur Fabrikmäßigkeit, d. h. zur Hervorbringung von billiger Durchschnittswaare führt, einen großen Antheil an dem allmählichen Niedergang der echten Kunst haben dürfte. Technisch wird ja heute Außerordentliches geleistet; kaum eine Epoche der Kunstgeschichte weist solche Farbenvirtuosität auf, wie sie gegenwärtig selbst bei jüngern Talenten an der Tagesordnung ist; fragt man aber nach dem ideellen Gehalt der Kunstwerke, nach dem poetischen Gedanken, der durch jenes elegante und farbenglühende Colorit hindurch zum Ausdruck gelangen solle — und schließlich ist doch solcher Inhalt das Wesentliche im künstlerischen Schaffen —, dann tritt die geistige Armuth des Werkes oft um so kläglicher zu Tage, je prunkender und in die Sinne fallender sein Aeußeres erscheint. Daß wir hiernach auf eine allgemeine Uebersicht der auf den permanenten und cyklischen Ausstellungen erschienenen Werke verzichten, wird man begreiflich finden; nur von denjenigen Ausstellungen kann hier die Rede sein, welche entweder wirklich bedeutende Kunstwerke aufzuweisen haben oder irgendeinen Specialcharakter besitzen.

Als ein Zeichen des Zeitgeschmacks darf man es betrachten, daß seit einigen Jahren häufig auf Specialausstellungen die Kunst im engern Sinne mit dem Kunstgewerbe oder umgekehrt in Zusammenhang gebracht wird; sei es, daß man dabei beabsichtigt, das Interesse am Kunstgewerbe durch eine Verbindung mit der reinen Kunst, oder umgekehrt das Interesse an der Kunst durch die Verbindung mit jenem zu erhöhen und dadurch einen zahlreichern Besuch zu erzielen. Namentlich gilt dies von der vorjährigen recht bedeutenden kunstgewerblichen Ausstellung in Düsseldorf sowie von den dieses Jahr zu Frankfurt a. M. und Halle stattfindenden Musterschutz- und Kunstindustrieausstellungen und von der im Mai

d. J. in Stuttgart eröffneten „Würtembergischen Landesgewerbe- und Kunstausstellung". Was die erstgenannte Ausstellung betrifft, so hat sie außer ihrer Bedeutung an sich auch das praktische Resultat gehabt, daß sie zur Gründung einer neuen großen Kunsthalle geführt hat, welche am 3. Juli d. J. in feierlicher Weise, durch einen Festzug der städtischen Behörden im Verein mit dem Künstlerverein Malkasten sowie durch ein Festessen, eingeweiht und eröffnet worden ist.

Die Nationalgalerie in Berlin, welche von Zeit zu Zeit interessante Specialausstellungen, namentlich von Werken jüngstverstorbener Künstler — wir erinnern unter anderm an die Lessing-Ausstellung im vorigen Jahre — zu veranstalten pflegt, hat diesmal, eigentlich im Widerspruch mit der in ihrem Namen ausgedrückten Bestimmung, eine Ausstellung von französischen und englischen Malerradirungen veranstaltet, welche allerdings den hohen Stand dieser interessanten Kunstgattung in beiden Ländern bekundet, sehr zu Ungunsten der dahin schlagenden Leistungen in Deutschland, wo nur wenige hervorragende Künstler, wie A. Menzel, A. Achenbach, W. Schirmer, F. Werner und einige andere, sich damit befassen. Es mag dieser Ausstellung der Gedanke zu Grunde liegen, durch das Beispiel des Auslandes eine Anregung für die deutschen Künstler zu geben, demselben nach- und mit ihm zu wetteifern; und von diesem Gesichtspunkte aus ist die Veranstaltung der Ausstellung gewiß dankenswerth. Vertreten sind auf derselben, um einige hervorragende Namen zu nennen, die Franzosen Daubigny, Legros, Rousseau, Jacquemart, de Nittis, Meissonnier; ferner die Engländer James Whistler, Tissot, Robinson, Edwards und besonders der geistvolle H. Harkomer, beiläufig auch ein ausgezeichneter Aquarellist.

Um bei Berlin zu bleiben, mag hier noch des auf Bestellung der städtischen Behörden für den Festsaal des neuen Rathhauses ausgeführten großen Gemäldes von A. von Werner, darstellend die Schlußsitzung des Berliner Congresses, gedacht werden. Der Mangel jeder dramatischen Action, welcher nothwendig der Composition anhaften mußte, hat den Künstler mit Recht dazu geführt, die Aufgabe im Sinne einer genrehaften Porträtdarstellung aufzufassen. Schon hierin lag, hinsichtlich der kolossalen Dimensionen des Bildes, die gleichwol für den imposanten Raum, den das Gemälde zu schmücken bestimmt ist, noch viel zu klein erscheinen, etwas Bedenkliches; was noch dadurch gesteigert wird, daß der Künstler, dessen starke Seite bekanntlich das Bildniß überhaupt nicht ist, die Genrehaftigkeit bei einzelnen Hauptpersonen, z. B. bei Lord Beaconsfield und dem Fürsten Bismarck, bis ins Triviale übertrieben hat. War schon die Versailler Kaiserproclamation mit ihren Hunderten von Uniformen eine heiklige Aufgabe, so konnte hier doch immer eine gewisse monumentale Würde erreicht werden, während dem obengenannten Bilde jedes historische Gepräge abgeht. Eine in einzelne Bildnisse zerlegte Porträtgalerie der Congreßmitglieder hätte dem Zweck der Erinnerung an jenes historisch bedeutsame Ereigniß sicherlich viel besser entsprochen, wenn man auch zweifeln kann, ob gerade das städtische Rathhaus der geeignete Platz für ein jenem Act internationaler Diplomatie zu widmendes Denkmal sei. Aufgestellt ist das Bild am 22. März; aber es findet wenig Beifall unter seinen Besuchern.

Vielen Staub hat die neueste bedeutendere Erwerbung des königlichen Museums, das unter dem Namen „Neptun und Amphitrite" bekannte, dem Peter Paul Rubens zugeschriebene Bild, aufgewirbelt. Es ist mehrfach in der Tagespresse als unecht bezeichnet worden, doch haben sich verschiedene kritische Autoritäten, darunter der Director der Gemäldegalerie selbst, Dr. Julius Meyer, veranlaßt gesehen, in ausführlicher Besprechung nicht nur die Gründe für seine Echtheit zu entwickeln, sondern auch die genaue Zeit zu bestimmen, in welcher es entstanden sei. Letzteres ist deshalb von Bedeutung, weil bei Rubens, wie bei vielen ältern Malern, mehrere Perioden von sehr verschiedenem Kunstwerth zu unterscheiden sind, da er namentlich in der letzten Zeit seiner Thätigkeit, der ins Zahllose

wachsenden Bestellungen wegen, meist nur die Composition skizzirte und die Ausführung seinen Gehülfen überließ, indem er allenfalls zuletzt noch einige eigenhändige Retouchen anbrachte. Auch ließ er oft von einem von ihm gemalten Bilde mehrfach Copien machen, die dann, wie das Original selbst, unter seinem Namen in die Welt gingen. Daß bei so bewandten Umständen eine genauere Bestimmung Rubens'scher Gemälde sehr schwierig, ja oft unmöglich sein muß, liegt auf der Hand. Es ist daher sehr erklärlich, daß auch über das obengenannte Werk die Ansichten der Kunstkenner, wozu sich nicht etwa blos die Kunstgelehrten, sondern auch viele Künstler selbst rechnen, sehr weit auseinandergehen. Während die einen, wie Meyer („Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen"), Eisenmann („Kölnische Zeitung") und Bode („Preußische Jahrbücher") es als in der besten Zeit des Meisters, etwa um 1610, entstanden und als ausschließlich von der Hand Rubens' selbst ausgeführt behaupten, stellt es Dr. Rosenberg (in der „Post"), in Uebereinstimmung mit der wiener Kunstkritik — es stammt nämlich aus der Schönborn'schen Galerie in Wien — auf eine niedrigere Stufe und vindicirt ihm nur die Bedeutung einer Schulcopie, die am Ende der zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts entstanden sei. Am auffallendsten aber erscheint es, daß unter den namhaftesten Künstlern Berlins sehr weit auseinandergehende Differenzen in der Beurtheilung des Bildes herrschen. Während Oskar und Reinhold Begas, Gustav Richter, Gustav Spangenberg und andere, welche zu der nach Wien gesandten Sachverständigencommission gehörten und auf deren Urtheil hin das Bild als ein unzweifelhaft echtes Original von Rubens für 200000 Mark angekauft wurde, dasselbe als ein Meisterwerk ersten Ranges hinstellen, tritt der Director der Akademie, A. von Werner (in der „Gegenwart"), diesen Urtheilen in allerschroffster Weise entgegen, indem er es nicht nur als „geschmacklos" und „schlecht" bezeichnet, sondern es auch in eine viel spätere Zeit setzt, nämlich in den Anfang des 18. Jahrhunderts, es also dem Rubens ganz abspricht. Daß hierzu die zu der Commission gehörenden Künstler nicht schweigen würden, war vorauszusehen; und so hat sich denn in den öffentlichen Blättern eine sehr unerquickliche Polemik entwickelt, die näher zu charakterisiren wir uns versagen müssen. Nur können wir uns nicht enthalten, darauf hinzuweisen, auf wie schwachem Grunde die kritische Beurtheilung von Werken alter Meister ruhen muß, wenn die Ansichten der berufensten Autoritäten, wie in vorliegendem Falle, zu so entgegengesetzten Resultaten führen können.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu den Ausstellungen zurück. In der diesmaligen Jahresausstellung des Wiener Künstlerhauses, welche fast durchgängig nur Mittelgut und was darunter rangirt — über die allzu große Nachsicht der Jury wird allgemein geklagt — aufzuweisen hatte, erregte eigentlich nur ein Werk die Theilnahme des Publikums, nämlich Hans Makart's neuestes Gemälde Der Sommer. Stellt man sich auf den eingangs unsers Berichtes gekennzeichneten Standpunkt, die Farbenvirtuosität als Hauptsache, den poetischen Gehalt und die innere Wahrheit des Motivs als Nebensache zu betrachten, so kann man dem Bilde den Titel eines Meisterwerkes nicht versagen. Denn coloristisch ist die Wirkung von außerordentlicher Kraft und harmonischer Schönheit. Aber das ist auch das Aeußerste, was man zu seinem Lobe sagen kann, da es so gänzlich eines ideellen Inhalts bar ist, daß jeder andere Titel, wie bei der Pest von Florenz und andern Makart'schen Productionen, ebenso gut und vielleicht noch besser paßt als der gewählte, etwa Haremsscene, um die Sache mild zu bezeichnen. Natürlich handelt es sich wieder um eine Variation über das beliebte Thema der weiblichen Nuditäten, denn darauf läuft fast immer Makart's künstlerische Erfindung hinaus. Man hat für diese coloristische Richtung die Bezeichnung „Farbensymphonie" erfunden: ein Ausdruck, dessen Sophismus auf der Hand liegt. Denn abgesehen

davon, daß die Malerei denn doch ihrer Natur nach nicht nur fähig, sondern auch berufen ist, einen poetischen Gedanken in einer so concreten Weise zur Anschauung zu bringen, wie es der wesentlich auf die subjective Empfindungssphäre sich beschränkenden Musik absolut versagt ist, so würde selbst bei dieser eine Symphonie, die jeder Melodie entbehrte und sich nur auf die Harmonie beschränkte, als ein inhaltsloses Spiel mit Tönen zu verwerfen sein. Der allerdings bezeichnende Ausdruck „Farbensymphonie" enthält also gerade den schärfsten Tadel gegen die Makart'sche Richtung überhaupt und gegen das in Frage stehende Bild im besondern.

Weitaus interessanter und im künstlerischen Sinne ergiebiger waren zwei Specialausstellungen, welche das Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie veranstaltet hat, nämlich die Keramische Ausstellung und die Internationale Photographische Ausstellung. Die erstere ist im Mai eröffnet worden; sie war ebenfalls international und sollte den Entwickelungsgang der thönernen Gefäßformen vom Mittelalter bis auf die Gegenwart zur Anschauung bringen. Außer den eigentlichen Thonkrügen waren auch allerhand Gefäße von Glas, Zinn und Bronze aufgenommen, nur die edlern Metallarbeiten sowie die Schnitzwerke von Elfenbein und verwandten Materialien ausgeschlossen. Auch die bereits im Februar eröffnete Photographische Ausstellung war namentlich durch die Heranziehung der durch die Photographie vermittelten Druckmethoden mit Glas-, Metall- und Steinplatten von hohem Interesse und sehr belehrend, besonders weil die betreffenden Apparate und Maschinen ebenfalls ausgestellt waren.

Beiläufig mag hier noch erwähnt werden, daß auf Anregung der Wiener Kunstgenossenschaft für 1882 eine in Wien zu eröffnende große Internationale Kunstausstellung projectirt ist. Man hat bereits einen Garantiefonds gebildet, der auf 200000 Fl. veranschlagt ist, wovon Baron Rothschild allein die Hälfte als unverzinsliches Darlehn zur Disposition gestellt hat. Man will damit auf der Nordseite des Künstlerhauses einen großen Anbau aufführen, welcher außer mehrern kleinern Cabineten zwei große Oberlichtsäle und einige gedeckte Höfe zur Aufstellung von plastischen Werken enthalten soll. Der Plan dazu rührt vom Architekten Streit her und wird sehr gerühmt.

Auch in Italien beginnt man sich in neuester Zeit vielfach für größere Ausstellungen zu interessiren. Nachdem die vorjährige von der Società Donatello veranstaltete Internationale Kunstausstellung zu Florenz einen guten Erfolg gehabt, hat auch Mailand große Anstrengungen gemacht, um eine glänzende Ausstellung zu Stande zu bringen. Dieselbe wurde am 5. Mai dieses Jahres vom Könige Humbert feierlich eröffnet und bot — denn sie ist eine gemischte Ausstellung — ein wahrhaft kaleidoskopisches Bild der mannichfaltigsten industriellen, kunstgewerblichen und künstlerischen Objecte dar. Die eigentliche Kunstabtheilung tritt freilich sowol qualitativ wie quantitativ gegen die übrigen Abtheilungen sehr zurück.

Auch in Rom ist ein Comité zusammengetreten, um daselbst eine große Weltausstellung ins Leben zu rufen. Der Eröffnungstermin ist indeß ziemlich weit hinausgerückt, da man die Ausstellung für das Jahr 1886 projectirt hat. Der Herzog von Aosta hat, wie man meldet, die Präsidentschaft der Ausführungscommission übernommen.

Keine Ausstellung liefert so zahlreiche Belege für die von uns eingangs geschilderte Richtung, welche als Götzendienst des virtuosen Machwerks bezeichnet werden kann, als der diesjährige Pariser Salon. Es herrscht im großen und ganzen eine Tendenz nicht etwa blos, wie bei Makart, auf harmonische Farbenwirkung, sondern auf eine künstliche Roheit der Behandlung, die sich „genial" schelten läßt, in der That aber, da ihr ohnehin jede innere Motivwahrheit mangelt, nur einen Cultus des Häßlichen und Gemeinen darstellt. Um so erfreulicher ist es zu constatiren, daß es diesmal ein Ausländer, nämlich der wiener Maler

Munkacsy, ist, welcher sowol hinsichtlich des Motivinhalts wie der echt künstlerischen Ausführung den ersten Preis verdient mit seinem Ecce homo oder Christus vor Pilatus; leider ist das prachtvolle Gemälde zu spät fertig geworden und die Jury hat sich unerbittlich gezeigt: es wurde zurückgewiesen und der Künstler genöthigt, eine Sonderausstellung zu veranstalten, zu welcher sich das vornehme Publikum drängt. Hoffentlich werden wir Gelegenheit haben, das Bild in Deutschland zu sehen und zu behalten, denn es gehört allen Berichten nach zu den immer seltener werdenden Meisterwerken ersten Ranges, welche für alle Zeit ihren hohen Werth behalten.

Endlich ist noch die in Burlington House zu London während des vorigen Winters veranstaltete außerordentlich reichhaltige Historische Gemäldeausstellung zu erwähnen, welche hauptsächlich Meister ersten Ranges der englischen, holländischen und italienischen Schulen des 16. bis 18. Jahrhunderts umfaßte. Das Hauptcontingent bildeten 37 ausgewählte Gemälde, die Lord Cooper aus seiner berühmten Galerie zur Disposition gestellt hatte, sowie 40 Meisterwerke der ältern holländischen Schule, im Besitz der Mrs. Hope of Deepdene; außerdem hatten noch beigesteuert Lord Strafford, Lord Bateman, Mr. Butler, Lord Carnarvon und mehr andere Galeriebesitzer. Selbst in öffentlichen Museen bietet sich dem Liebhaber und Kenner kaum eine so günstige Gelegenheit, die ältere Malerei in ihren hervorragendsten Meisterwerken zu studiren, als auf der letzten Winterausstellung in London, der zwölften ihrer Zahl nach, sich darbot.

Die seit mehrern Jahren in größerer Ausdehnung und in planmäßiger Weise betriebenen Ausgrabungen in Griechenland und Kleinasien haben auch in diesem Jahre zu verhältnißmäßig bedeutenden Resultaten geführt. Im Anschluß an die in unserer letzten Uebersicht*) erwähnten Funde in Olympia ist zu notiren, daß durch das für diesen Zweck ausgesetzte Geschenk von 20000 Mark seitens einer kunstsinnigen Berlinerin die dortigen Arbeiten bedeutend gefördert wurden und auch bereits von Erfolg gewesen sind. Unter verschiedenen interessanten Resten antiker Kunst hat man auch eine Bauinschrift aufgefunden, welche es ermöglicht, das aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. stammende Schatzhaus der Sicyonier, welches man zerstört glaubte, mit Sicherheit zu bestimmen; eine Entdeckung, die für die Geschichte der antiken Architektur von Bedeutung ist.

Von noch ungleich höherm Interesse ist die gegen Ende des vorigen Jahres in Athen beim Straßenbau aufgefundene, wahrscheinlich aus römischer Zeit stammende Copie (Statuette) der berühmten chryselephantinen Kolossalstatue der Athene Parthenos von Phidias. Bekanntlich wurde bereits im Jahre 1859 von Charles Lenormant eine allerdings viel kleinere Statuette der Parthenos aufgefunden, welche als eine Miniaturwiederholung des Phidias'schen Werkes erkannt wurde. In mancher Hinsicht ist die Lenormant'sche Statuette, z. B. hinsichtlich der Reliefs auf dem Schilde, die auf der kürzlich aufgefundenen Copie fehlen, sogar vollständiger als die letztere; immerhin aber wird es erst durch den neuern Fund möglich, das Originalwerk des Phidias in allen Details mit ziemlicher Genauigkeit zu reconstruiren. Die Größe der Copie beträgt 1 Meter 34 Centimeter, während die Lenormant'sche Statuette, die überdies in vielen Partien nur roh angelegt ist, etwa 42 Centimeter mißt.

Aus Kairo wurde gemeldet, daß im Norden des alten Memphis, in der Nähe von Sackarah, drei Pyramiden untersucht wurden, die von zwei Königen der sechsten Dynastie erbaut worden sind und deren Eingänge bereits im vergangenen Jahre von Mariette, dem berühmten Aegyptologen, freigelegt worden waren. Wenige Wochen vor seinem Tode ersuchte er Brugsch, an seiner Statt die Pyra-

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1881, I, 465.

miden genauer zu untersuchen, was denn auch geschehen ist. Nach den Brugsch'schen Berichten scheint es, daß das Innere bereits von den Römern arg zerstört worden ist; trotzdem hat man einen ungeahnten Reichthum von Inschriften, welche alle Wände bedecken, gefunden, deren Entzifferung die Aegyptologen auf eine lange Zeit beschäftigen dürfte.

In Metz hat sich bei einem dortigen Einwohner eine schöne Marmorbüste des römischen Kaisers Caracalla vorgefunden, die vor einigen 60 Jahren in der Nähe der Stadt in einem Sumpfe entdeckt wurde. Auf Grund einer Vergleichung mit der Photographie nach der im Vatican befindlichen Büste des Caracalla scheint der kürzlich entdeckten der Vorzug vindicirt werden zu dürfen, weshalb man seitens der Regierung bereits in Unterhandlung wegen Ankaufs für die berliner Antikengalerie steht.

Der große Skandal, der in Neuyork durch die Beschuldigungen von Feuardent gegen den Director des dortigen Metropolitanmuseums Cesnola in Scene gesetzt war, ist endlich in autoritativer Form, und zwar in entscheidender Weise zu Gunsten des berühmten Entdeckers der cyprischen Alterthümer, beendet worden. Die Anschuldigungen von ungeschickten Restaurationen, ja von wissentlichen Fälschungen der Antiken haben sich in keinem einzigen der vielen namhaft gemachten Fälle bestätigt; im Gegentheil hat die mit der Untersuchung beauftragte Sachverständigencommission, welche mit größter Gewissenhaftigkeit verfahren ist, das große Verdienst Cesnola's aufs glänzendste anerkannt. Für diejenigen Leser, welche der Entwickelung dieser das amerikanische Publikum in große Aufregung versetzenden Angelegenheit nicht gefolgt sind, sei hier nur hinsichtlich der kunstwissenschaftlichen Bedeutung der Cesnola'schen Entdeckungen bemerkt, daß der genannte Forscher — sein voller Name ist General Graf Luigi Palma di Cesnola — während eines zehnjährigen Aufenthalts in Cypern, wo er in Larnaka das amerikanische Consulat verwaltete, eine große Menge Ausgrabungen veranstaltete, welche einen wahrhaft erstaunlichen Reichthum an classischen Alterthümern zu Tage förderten. Die Zahl der untersuchten Gräber allein beläuft sich über 12000. An Statuen, worunter viele lebens- und überlebensgroß, hat er mehrere hundert entdeckt; dazu kommen nicht minder zahlreiche wohlerhaltene Sarkophage und Steingeräthe, gegen 5000 den verschiedensten Epochen angehörige Vasen, fast 2000 Lampen, viele goldene und silberne Schalen, sowie Bronzegeräthe und Schmucksachen der verschiedensten Art, welche Gegenstände gegenwärtig zum größten Theil dem neuyorker Metropolitanmuseum einverleibt sind. Wer sich über diese außerordentlichen Entdeckungen, welche für die Kenntniß der antiken Kunst von der allergrößten Bedeutung sind, näher unterrichten will, dem empfehlen wir das Studium des Cesnola'schen Werkes, das vor zwei Jahren unter dem Titel: „Cypern. Seine alten Städte, Gräber und Tempel. Bericht über die zehnjährigen Forschungen und Ausgrabungen auf der Insel; autorisirte deutsche Bearbeitung von Ludwig Stern, mit einleitendem Vorwort von Georg Ebers. Mit mehr als 500 in den Text und auf 96 Tafeln gedruckten Holzschnittillustrationen, 12 lithographirten Schrifttafeln und 2 Karten" (Jena, Costenoble) erschienen ist.

Daß am 12. Mai die bekannte Disch'sche Sammlung antikrömischer und mittelalterlicher Alterthümer nach dem Tode des Besitzers unter den Hammer gekommen und in alle Welt zerstreut ist, muß als ein großer Verlust für die Stadt Köln betrachtet werden, um so mehr, als die meisten Gegenstände, über 2500, zum großen Theil bei den gelegentlichen Ausgrabungen und Straßenbauten in der Stadt selbst gefunden worden sind. Die Sammlung war eine außerordentlich mannichfaltige: altchinesische Porzellane in Form von Vasen, Schüsseln, Figurengruppen und italienische Renaissancelustres, flandrische Gobelins und altdeutsche Hellebarten, geschnitzte mittelalterliche Möbel und Elfenbeinarbeiten, alte Steingutkrüge und venetianische Gläser, Mosaiken und Majoliken, altrömische Lampen

und mittelalterliche Reliquienschreine: kurz, was man sonst in Specialsammlungen selten vereinigt findet, war hier in Fülle vorhanden. Vierzig Jahre hatte der Besitzer daran gesammelt, dessen Marmorbüste, von seinem langjährigen Freunde, dem Dombildhauer Mohr, ausgeführt, während der Versteigerung mit Wehmuth auf die der Zerstörung gewidmete Sammlung niederzublicken schien.

An die Arbeiten zur Auffindung alter Kunstwerke schließen sich naturgemäß die Arbeiten zur Erhaltung der bereits vorhandenen an, nämlich die Restauration und Conservation alter Baudenkmäler. In Ulm hat man, nachdem bereits vor zwei Jahren die Kreuzblume auf den nördlichen Thorthurm des Münsters aufgesetzt und damit die äußere Restauration als vollendet zu betrachten war, den innern ebenfalls bedeutend gefördert. Nach Vollendung der großen Wandgemälde am Triumphbogen und im südlichen Seitenschiff hat man die Ausmalung der Sakristei und die Restauration der das Hauptportal schmückenden Statuen in Angriff genommen, sodaß die gänzliche Beendigung der Arbeiten nahe bevorstehen dürfte. Nur die rein technische Restauration, namentlich die Verstärkung der Fundamente des Hauptthurmes sowie die Vollendung der Ornamente der beiden Thorthürme, wird noch längere Zeit in Anspruch nehmen. Der Dom zu Braunschweig, dessen Restaurationen ebenfalls mehrere Jahre in Anspruch genommen haben, während deren er für den Gottesdienst geschlossen war, konnte im April dem letztern wieder geöffnet werden. Bekanntlich ist der Dom von Heinrich dem Löwen im Jahre 1172 unmittelbar nach seiner Rückkehr vom Kreuzzuge gegründet. Er erlebte indessen seine Vollendung nicht. Der Dom ist eine fünfschiffige Basilika; die beiden letzten Schiffe wurden erst nach der Mitte des 15. Jahrhunderts hinzugefügt. Er zeichnet sich besonders durch einen großen Reichthum an alten Wandgemälden aus, die später zum größten Theil übertüncht waren, jetzt aber, soweit es möglich war, freigelegt und restaurirt worden sind. Die Kathedrale von Metz wird ebenfalls, und zwar auf sehr gründliche Weise, restaurirt. Auch das Dach, welches im Mai 1877 abbrannte, soll neu und zwar in Eisenconstruction mit einem Dachreiter hergestellt werden; namentlich aber soll das arg verstümmelte Eckportal, welches bereits nach Forträumung des es verdeckenden Gebäudes freigelegt ist, wiederhergestellt und mit mehrern hundert, zum Theil überlebensgroßen Statuen geschmückt werden.

In Preußen hat man von Staats wegen einen Beschluß gefaßt, welcher in allen Ländern nachgeahmt zu werden verdient, nämlich eine Inventarisirung der sämmtlichen ältern Kunstdenkmäler des Landes aufzustellen. Vorerst hat man die Provinz Brandenburg in Angriff genommen, und ist die Lösung dieser schwierigen Aufgabe dem bekannten Architekten R. Bergau übertragen worden. Derselbe ist, nach Vollendung der Vorarbeiten, bereits mit der Ausarbeitung seines umfänglichen Berichts beschäftigt, welcher, nach dem Plan des Verfassers, „in übersichtlicher Form eine kurze kritische Beschreibung enthalten soll von allen in der Provinz Brandenburg vorhandenen Denkmälern der Baukunst, Plastik, Malerei und der verschiedenen Kunstgewerbe, von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, soweit solche in künstlerischer oder historischer Beziehung von Werth sind; mögen dieselben im Besitz des Staates, von Gemeinden, Corporationen, Vereinen u. s. f. oder im Privatbesitz sich befinden". Daß ein solches Werk für die Conservirung der Kunstwerke, von deren Bedeutung die Besitzer selbst zuweilen keine Ahnung haben, von der allergrößten Bedeutung ist, unterliegt keinem Zweifel.

Von neuern größern plastischen Monumentalarbeiten ist aus der letzten Zeit wenig zu berichten; wir registriren folgende: die Aufstellung und Einweihung des Luisen-Denkmals von Encke, des Goethe-Denkmals von Schaper und des Wrangel-Denkmals von Keil, sämmtlich in Berlin, welche noch aus dem Jahre 1880

datiren; ebenso die auf dem Terrain des Germanischen Museums in Nürnberg stattgehabte Aufstellung der einen, 10 Meter langen Riesensäule aus Miltenberg, welche wir nur deshalb erwähnen, weil nach dem Plan des Directors Essenwein darauf eine Reiterstatue der Germania aufgestellt werden soll: eine Idee, deren ästhetische Berechtigung uns sehr zweifelhaft scheint; man denke sich in einer Höhe von beiläufig einigen 30 Fuß ein Pferd mit einer weiblichen Figur, gleichsam in der Luft schwebend. Hoffentlich bleibt es bei der bloßen Idee. Was übrigens die aus dem miltenberger Steinbruch stammenden Riesensäulen betrifft, von denen eine zweite im Park des münchener Nationalmuseums aufgestellt ist, während die übrigen zehn noch der Verwendung im Steinbruch warten, so vermuthet man, daß sie trotz mancherlei aus dem Mittelalter stammender Inschriften und Steinmetzzeichen, womit sie bedeckt sind, noch von den Römern herrühren, aber nicht verwendet worden sind. Sie bestehen aus einem schönen rothen Sandstein; die in Nürnberg aufgestellte wiegt gegen 450 Ctr.

In den berliner und wiener Ateliers ist eine große Anzahl zum Theil umfangreicher und bedeutender Werke in Arbeit, auf welche wir später, nach ihrer Vollendung, zurückkommen werden. Nur über einige noch nicht fertige oder wenigstens noch nicht veröffentlichte Werke, die gegenwärtig in der von Miller'schen Erzgießerei in München der Vollendung entgegengehen, sei eine kurze Bemerkung gestattet. Das eine ist die kolossale Reiterstatue des im Mai 1868 ermordeten Fürsten Michael III. Obrenowitsch von Serbien. Sie ist von dem italienischen Bildhauer Pazzi in fast doppelter Lebensgröße modellirt. Der Bronzeguß ist vortrefflich gelungen und die Ciselirung ebenfalls ziemlich vollendet. Auch die Kolossalstatue der Germania für das große Nationaldenkmal auf dem Niederwald geht in dem genannten Institut ihrer Vollendung rasch entgegen. Die Figur wird fast 40 Fuß hoch; sie wird also fast fünf Siebentel der münchener Bavaria erreichen.

In Dorpat soll dem berühmten Naturforscher Ernst von Baer, in Genua dem Könige Victor Emanuel ein Denkmal errichtet werden, wofür seitens der Universität, beziehungsweise der Behörden Concurrenzen ausgeschrieben wurden.

Zum Schluß erwähnen wir noch einige der bedeutendern Verluste, welche die Kunst und die Kunstwissenschaft durch den Tod ihrer Vertreter erfahren hat. Am 13. Dec. 1880 starb der bekannte Architekt Martin Gropius in Berlin (geb. 11. Aug. 1824), der sich nicht nur um die elegante Behandlung des ländlichen Wohnhauses, sondern auch, als Director der königlichen Kunstschule, durch Ausbildung jüngerer Talente große Verdienste erworben hat; am 12. Jan. 1881 der Professor an der kasseler Akademie, August Bromeis, von welchem auch die berliner Nationalgalerie mehrere stilvolle Landschaftsgemälde besitzt; am 14. Febr. Karl Ziermann, Genremaler in Weimar; am 26. März Leopold Rottmann in München, Bruder des berühmten Meisters der griechischen Landschaften in den Arcaden des münchener Hofgartens, Karl Rottmann; am 27. April der Historienmaler Karl von Müller in Frankfurt a. M., welcher durch seine meist der antiken Mythe entnommenen Motive sich einen ruhmvollen Namen erworben hat und vom Könige von Würtemberg in den Adelstand erhoben wurde. Unter den namhaften ausländischen Künstlern, die innerhalb des letzten halben Jahres mit Tode abgingen, sind zu nennen Eugen Verboeckhoven, der berühmte Thiermaler (gest. 19. Jan. in Brüssel, geb. 9. Juni 1798), Alfred Elmore, Genremaler in London, Jules Lafrance, pariser Bildhauer (gest. 26. Jan.), und der Maler Felice Schiavone in Venedig.

Politische Revue.

20. Juli 1881.

In der Zwischenzeit zwischen dem Schluß der letzten Reichstagssession und den Wahlen zum neuen Deutschen Reichstage tummeln sich die politischen Parteien auf dem Kampfplatze, und besonders die Zeitungen bestreiten die Kosten der Debatte, die jetzt aus dem Reichstagssaale ausgemiethet ist. Gelegentlich prasselt hier und dort ein oratorisches Feuerwerk los, und da die Glocke des Präsidenten in Ruhe versetzt ist, so brauchen sich die Redner bei unparlamentarischen Wendungen nicht vor dem Ordnungsrufe zu fürchten; es fehlt daher bei solchen Ergüssen nicht an politischen Rücksichtslosigkeiten. Am heftigsten befehden sich die Freiconservativen und die Fortschrittspartei; die Rede des Grafen Wilhelm Bismarck im Halleschen-Thorbezirksverein war eine geharnischte Kriegserklärung, mit dem jugendlichen Ungestüm eines Heinrich Percy vorgetragen, voll der schwersten Anklagen, besonders gegen die berliner Stadtverwaltung und abschließend mit dem Losungsrufe: „Nieder mit der Fortschrittspartei und dem berliner Fortschrittsring." Am meisten böses Blut machte die Parallele zwischen dem kleinen Belagerungszustande und der Hundesperre: man sah darin eine cavaliermäßige Behandlung einer tief und schmerzlich in das Leben vieler Familien einschneidenden Ausnahmemaßregel. Daß Graf Bismarck in jeder Hinsicht für die Wirthschaftspolitik des Reichskanzlers eintrat, ist selbstverständlich. Eine in oratorischer Hinsicht durchaus glänzende Gegenrede hielt Eugen Richter im Buggenhagen'schen Saale; sie war mit einschneidenden Sarkasmen gewürzt und besonders glücklich in der Vertheidigung der berliner Communalverwaltung und im Lobe des altpreußischen Beamtenstandes gegenüber dem neuen Streberthum, das gesinnungslos nur nach äußern Ehren und äußerer Macht strebt: das altpreußische Beamtenthum charakterisirt es, daß es unter den ungünstigsten äußern finanziellen Verhältnissen sich entschädigt fühlt durch die innere Ehre des Berufs, das Bewußtsein, voll und ganz dem öffentlichen Gemeinwesen zu dienen. Dieses altpreußische Beamtenthum, welches neben dem Heere Preußen befähigt hat, die Führerschaft in Deutschland zu übernehmen, es ist vertreten in solchen, welche höhere Stellen ablehnen, die sie in Widerspruch bringen mit der eigenen Ueberzeugung, in den Ministern, welche ihren Abschied nehmen, wenn man verlangt, daß sie gegen ihre Ueberzeugung handeln, in den Ministern, welche nach ihrer Verabschiedung, wie Delbrück, Camphausen und Falk als Abgeordnete für dieselbe Ueberzeugung thätig sind, der sie als Minister dienten. Offenbar hat die Fortschrittspartei durch die heftigen Angriffe, die auf der ganzen gouvernementalen Linie gegen sie eröffnet werden, an Ansehen gewonnen; und sie wird aus diesen heftigen Kämpfen jedenfalls an Zahl verstärkt hervorgehen. Im parlamentarischen Leben verstärkt sich der Widerstand mit der Heftigkeit des Anpralls und die Führung des Kampfes geht zu den extremen Parteien über. Von der Regierungspresse werden mit Vorliebe die Erinnerungen an die Conflictzeit hervorgesucht, um das Volk gegen die Fortschrittspartei zu erbittern.

Ohne Frage sind durch die Wirthschaftspolitik und ihre Losungen die einzelnen Parteien in einen Zersetzungsproceß gerathen; derselbe führt aber nur zu Abbröckelungen und Compromissen innerhalb der Parteien; keineswegs ist er schon so weit vorgeschritten, daß sie ihr geschichtliches Beharrungsvermögen aufgeben mußten. Ob die Freiconservativen sich zu einer Partei Bismarck sans phrase entwickeln werden, wie Gegner ihnen vorhalten, ist eine Frage der Zeit: jedenfalls besteht nur ein lockerer Zusammenhang zwischen Männern wie Falk und dem Grafen Wilhelm Bismarck. Das Centrum hat gleichfalls den festen Zusammenhang verloren: der Berliner Centrumsverein, der die conservativ-klerikale Allianz auf seine Fahne geschrieben hat, protestirt durch den Mund des Herrn Cremer gegen Windthorst, Reichensperger

und Schorlemer-Alst; kurz, auch das Centrum hat seine Secession aufzuweisen. Die Nationalliberalen sind in die Opposition gedrängt; sie haben sich in der Erklärung vom 25. Mai über ihren jetzigen Standpunkt ausgesprochen; bei der Mehrzahl derselben ist das Streben lebendig, eine compacte liberale Majorität bilden zu helfen. Dies ist eigentlich das Programm der Secessionisten, welche auf den Ausfall der nächsten Wahlen mehr als alle andern Parteien gespannt sein müssen; denn diese sollen erst das Recht der Secession legitimiren, die ohne Anschluß an den rechten und linken Flügel so lange einen verlorenen Posten einnimmt, bis die Bevölkerung selbst durch ihre Wahlen erklärt, sie sehe in ihr den Nucleus für die Zellbildung und Organisation der Partei. Daß die Wirthschaftspolitik des Reichskanzlers die conservative Partei unberührt gelassen habe, darf man nicht behaupten; sie hat im großen und ganzen zwar eine Schwenkung vom Freihandel zum Schutzzoll gemacht; aber sie enthält doch noch eine Zahl von Mitgliedern, welche dieselbe nicht mitgemacht haben. Im Grunde ist durch die wirthschaftlichen Interessen das politische Medium, in dem die Parteien sich vorher bewegten, getrübt worden: die principiellen Fragen, welche doch Fortentwickelung oder Einschränkung des Parlamentarismus in erster Linie betrafen und in denen der Urkeim der jetzigen Parteibildung lag, sind mehr zur Seite geschoben worden und es bedarf eines Actes der Selbstbesinnung, wenn die Parteien sich ihrer Herkunft erinnern sollen. Während die Nationalliberalen durch Bewilligung von Ausnahmegesetzen gegenüber einer Partei eins ihrer Principien verletzten, befindet sich diese Partei selbst auf einmal weit mehr als ihre Verfolger in Einklang mit einer der wichtigsten Regierungsvorlagen; für die Principien des Unfallversicherungsgesetzes stimmen Liebknecht und Bebel, und während diese die Verwandtschaft der Regierungsvorlage mit ihren eigenen Tendenzen hervorheben können, werden sie mit mehr als 50 ihrer Anhänger aus Leipzig vertrieben, infolge des über die Stadt und Umgegend verhängten kleinen Belagerungszustandes. Solche dem Anschein nach unlogische Vorgänge entspringen aus dem jetzigen Zersetzungsproceß der Parteien.

Was das Unfallversicherungsgesetz betrifft, so wird es wol in der nächsten Session zusammen mit einem Alters- und Invaliditätsgesetz, die auf demselben Princip beruhen, wieder auf der Bildfläche erscheinen. Gegen die Landeszuschüsse haben sich viele Vertreter der Kleinstaaten im Bundesrathe erklärt: bei der Umarbeitung des Entwurfs wird man an der Reichsanstalt und dem Reichszuschuß festhalten. Das Innungsgesetz ist vom Bundesrathe angenommen worden, obschon Graf Bismarck in seiner Bezirksvereinsrede ihm ein anderes Schicksal prophezeit hatte; man geht damit um, ein Normalstatut für die nach den Bestimmungen des jetzigen Gesetzes zu regelnden Innungen auszuarbeiten.

Was die äußere Politik der europäischen Staaten betrifft, so läßt sie sich in die Formel Kampf um das Mittelmeer zusammenfassen. Dieses Mittelmeer, welches nach der Aeußerung Napoleon's III. ein französischer See werden sollte, wird jetzt zum Zankapfel zwischen den europäischen Großmächten; denn das einheitliche Italien, welches unter dem Schutze der Napoleon'schen Adler den ersten Anlauf zu seiner Großmachtsrolle nahm und durch den Sturz des Kaisers seine Staatsbildung vollendete, glaubt wol mit Recht vorwiegende Ansprüche auf die Herrschaft über das Meer zu haben, das seine Küsten bespült, und auf eine Art von Hegemonie in den benachbarten Küstenländern Afrikas. Daß die Interessen Italiens mit denen seines frühern Schutzstaates Frankreich nicht in Einklang zu bringen sind, hat die tunesische Frage gezeigt, welche auf einmal alle Rivalitäten, die sich bei der orientalischen merkbar machten, wieder in Fluß gebracht hat, nur daß Rußland diesmal Gewehr bei Fuß verharren und ruhig mit ansehen kann, wenn die türkische Oberhoheit in Afrika mehr und mehr abzubröckeln beginnt.

Im Osten des Mittelmeeres hat sich England auf Cypern festgesetzt und Aegypten, mit Zurückdrängung des französischen Einflusses, in seine Gewalt bekommen; der Besitz von Gibraltar, dem Schlüssel des classischen Binnenmeeres, und von Malta kann die Politiker von Downing-Street nicht zu müßigen Zuschauern machen bei den Verwickelungen an der nordafrikanischen Küste. Griechenland, das auch in dem heimatlichen Meere seiner uralten Odysseen festen Fuß zu fassen suchte, wünschte die Insel Kreta in Besitz zu nehmen; doch England und Frankreich boten dem maritimen Ehrgeiz der Hellenen Stillstand. Werden dieselben doch jetzt im Norden reichlich entschädigt und konnten ihre Wiedervereinigung mit ihren thessalischen Brüdern feiern. Arta ist am 7. Juli von den griechischen Truppen besetzt worden. Die Pforte hat sich diesmal ohne Ausflüchte dem Willen Europas gefügt und im Einklang mit den Verträgen gehandelt, welche zwischen der Pforte und den Botschaftern am 14. Juni und zwischen der Pforte und Griechenland am 2. Juli unterzeichnet worden waren. Die Hand nach der Insel Kreta auszustrecken, welche gegen die ottomanische Herrschaft einen so tapfern Unabhängigkeitskrieg bestanden, bleibt dem so vergrößerten Griechenland zunächst versagt.

In den osmanischen Vasallenstaaten Nordafrikas, Tunis und Tripolis, liegen nun die Keime von Verwickelungen, welche einen großen Krieg um das Mittelmeer herbeiführen könnten. Die Rivalitäten von Frankreich und Italien in Tunis, bei weitem mehr als der Aufstand der Krumirs, ließen in Paris den Gedanken zur Reife kommen, in die französische Machtsphäre auch Tunis hereinzuziehen. Der in unserer letzten „Revue" erwähnte Vertrag machte diese Erweiterung der französischen Macht zu einer Thatsache. Was konnte Italien dagegen ins Feld führen? In erbitterten Zeitungsartikeln den Franzosen den Fehdehandschuh hinschleudern, die öffentliche Meinung aufreizen; der Italia irredenta, die sich vorzugsweise gegen Triest und das Trentino richtet, ein neues Ziel setzen; doch das sind machtlose Ausbrüche des Volkshasses. Die Schlägereien in Marseille, die Demonstrationen in Neapel, auch die letzte Ministerkrisis bewiesen nur, wie tief das politische Leben Italiens von diesen Vorgängen in Mitleidenschaft gezogen ist; hierzu kommt die Unzufriedenheit, daß Italien bei dem Berliner Friedensschluß leer ausgegangen ist, daß ihm keine albanesischen Landstriche zugesprochen, daß seine Aspirationen auf das Trentino von der Schwelle der europäischen Politik zurückgewiesen wurden. Während die Bevölkerung indeß von einem unruhigen Ehrgeiz verzehrt wird, bewahrt die Regierung eine feste Haltung, die in vieler Hinsicht als eine abwartende bezeichnet werden muß; denn Italien hat einen starken Rückhalt an England und England behält seine Trümpfe zunächst in der Hinterhand. Die ungeduldige und ehrgeizige Politik Lord Beaconsfield's würde, trotz der irischen Landfrage und der Unruhen auf der Grünen Insel, gewiß schon ein Lebenszeichen in Bezug auf die Mittelmeerfrage gegeben, vielleicht irgendeine Ueberraschung vorbereitet haben: Gladstone ist zu türkenfeindlich, zu sehr Feind aller Muselmanen, um nicht zunächst seine persönlichen Sympathien den Franzosen zuzuwenden.

Indeß hat der militärische Spaziergang nach Tunis längst seinen anfänglichen harmlosen Charakter verloren: man hat an das äußerste Ende einer Kette gerührt, die sich weit hinein bis in die Wüsten Afrikas erstreckt und bis dorthin den zündenden Funken entflammt. Ohne Frage kocht im Innern der muselmanischen Welt der bitterste Haß gegen die Franken, seitdem das Osmanische Reich im Kampfe gegen Rußland und seine rumänischen und slawischen Hülfsvölker unterlegen ist und immer mehr durch die europäische Politik zerstückelt wird. Der Protest der Pforte ist von Frankreich misachtet und mit herausfordernder Drohung erwidert worden; in Europa fand dieser Vorgang weiter kein Echo, bei den Muselmanen mußte solcher Hohn gesteigerte Erbitterung wecken, und wenn nicht alles täuscht, so steht eine allgemeine muselmanische Erhebung gegen die europäische Herrschaft in Nordafrika in Aussicht. Die französische Expedition nach Tunis nimmt immer

weitere Dimensionen an; schon gilt es, mit Tripolis abzurechnen, dessen Stämme sich zum Schutze ihrer Glaubensgenossen in Tunis erheben, und in Algerien selbst bedarf es großer Anstrengungen, um der Insurrection der arabischen Rassen Herr zu werden. Frankreich, welches anfangs vielleicht mit seiner Militärorganisation nur eine kleine Probe machen wollte, sieht sich auf einmal in weitreichende Verwickelungen verstrickt, und wenn auch die deutsche Politik dieselben nicht geschürt und dem französischen Vorgehen in Afrika nur seine Zustimmung geschenkt hat, so kann doch die berliner Diplomatie mit dem Gange der Ereignisse nur zufrieden sein; denn die Blicke der grande nation werden von dem bisherigen Leuchtthurm des Chauvinismus, dem straßburger Münster, abgelenkt und die gloire militaire findet, statt in Elsaß-Lothringen, Befriedigung an den Syrten Nordafrikas.

Das Auftauchen eines neuen Abd-el-Kader, Bu Amema, in Algerien, welcher den französischen Operationscolonnen bis vor kurzem stets zu entgehen wußte und gegen spanische und französische Colonisten gleichmäßig wüthete, der mit marokkanischen Scheikhs im Westen Fühlung behält, hat den Zustand Algeriens keineswegs in dem rosigen Licht erscheinen lassen, wie er bisher von den officiellen Berichterstattern geschildert worden war.

Bu Amema gebietet über eine imponirende Heeresmacht. Die Anschuldigungen gegen den Civilgouverneur des Landes, Albert Grévy, den Bruder des Präsidenten, und gegen den Kriegsminister Farre nehmen von Tag zu Tag einen heftigern Charakter an. Das erste Echo fanden sie in der Interpellation in der französischen Kammer vom 30. Juni. Der Interpellant Jacques griff die französischen Befehlshaber, besonders die Obersten Inactanti und Malaret, welche Bu Amema wiederholt durchschlüpfen ließen, aufs heftigste an; General Farre nahm sie in Schutz; Albert Grévy wurde gegen einen andern heftigen Angriff von Jules Ferry selbst vertheidigt; in dieser Rede aber lag wiederum eine Anklage gegen den Kriegsminister; gegen die in solcher Weise getheilte Ministerverantwortlichkeit sprach Brisson mit großer Heftigkeit. Die von den algerischen Deputirten vorgeschlagene Tagesordnung, man müsse hoffen, die Regierung werde alle Maßregeln ergreifen, um für die Zukunft die Ruhe in Algerien zu sichern, hatte nicht den Beifall der Regierung; die Kammer, welche zunächst jener Tagesordnung den Vorrang eingeräumt hatte, erklärte sich dann für die Melun'sche, welche mit dem Vertrauen auf die Festigkeit der Regierung motivirt war.

Inzwischen hat aber das Kriegsministerium neue grobe Versehen gemacht. Es ließ die Krumirsieger sich ruhig nach Frankreich einschiffen, aus Unterschätzung der Bewegung, und war bald in der Lage, eine Panzerflotte und neue Truppen nach Afrika senden zu müssen. Die Festung Sfax war keineswegs eine so leichte Beute wie Biserta: die Franzosen sahen sich zu einer ernsthaften Belagerung und einem mehrfachen Bombardement genöthigt. In Algerien ist jetzt General Saussier eingetroffen, ausgerüstet mit der Machtvollkommenheit des Oberbefehlshabers; doch das Unfaßbare und Unberechenbare dieser aufständischen Bewegungen, die bald hier, bald dort auftauchen und aus dem unerschöpflichen Fonds der in den öden Landstrecken zerstreuten Volkskraft schöpfen, die Unkenntniß von den geheimen Zusammenhängen derselben wird den Franzosen die Pacification jener Länder auf lange Zeit erschweren.

Während Bu Amema bisher unerreichbar schien und mitten zwischen den französischen Colonnen hindurchzuschlüpfen pflegte, kommt neuerdings die Nachricht, daß Oberst Brunetier am 13. Juli die Nachhut der Insurgenten bei Ain-Madeissa erreicht und in die Flucht geschlagen habe; man spricht von 1500 Mann Cavalerie und 1300 Mann Infanterie, welche bei diesem Treffen seitens der Araber betheiligt gewesen seien.

Das Gefecht fand statt einen Tag vor der Feier des Nationalfestes am 14. Juli. Bekanntlich hat die Republik den Gedenktag der Erstürmung der

Bastille zum Tage des Nationalfestes bestimmt. Einige deutsche Blätter kritisirten neuerdings wieder diese Maßregel: schon die Anknüpfung an die große Revolution war ihnen misliebig, noch mehr aber die Erinnerung an einen Tag des Volksaufruhrs, an welchem tapfere Schweizer und Invaliden von der wilden Menge niedergemetzelt wurden. Uns erscheint es doch selbstverständlich, daß eine französische Republik, die es mit der republikanischen Staatsform ernst meint, an die Revolution anknüpft, welche die Aera der Republik zwar mit Blut und Schrecken eröffnet, aber ihrem Namen doch zuerst auch Triumphe bereitet hat. Der Bastillensturm bezeichnet die Zertrümmerung der alten Staatsmacht, deren Willkürherrschaft in dieser Zwingburg ein gewaltiges Bollwerk besaß. Schon die Julirevolution und die liberale Dynastie der Orléans errichtete auf dem Platze der Bastille ein Merkzeichen jenes Volkssieges, der von jeher als die populärste That der Revolution betrachtet wurde. Wir wüßten kein anderes Datum derselben, an welches die republikanische Aera mit gleichem Recht anknüpfen könnte. Der Bastillensturm hat einmal eine symbolische Bedeutung: das Föderationsfest würde sich nur als Symbol für eine constitutionell-monarchische Verfassung eignen, und die spätern Attentate auf das Königthum, der Sturm auf die Tuilerien u. s. f. hätten eine zu herausfordernde Bedeutung. Die neue Republik ist ja nicht aus dem Kampfe mit der Monarchie hervorgegangen, sondern durch den Zusammenbruch eines Imperatorenthums, das dem äußern Feinde erlag.

Das Nationalfest am 14. Juli hatte einen friedlichen Verlauf. Die monarchischen Parteien sind ganz in den Hintergrund gedrängt und außer Stande, das Fest zu stören; jede Demonstration würde nur ihre augenblickliche Ohnmacht an den Tag legen und sie lächerlich erscheinen lassen; die extremen Republikaner aber nehmen einen Theil der Ehren dieses Festes für sich in Anspruch. Vor dem Bürger-Präsidenten Grévy zogen im Bois de Boulogne 20000 Mann gutgeschulter Truppen in glänzender Parade vorüber. Grévy ist kein Napoleon, kein Mac-Mahon, nicht einmal ein Thiers, in welchem auch der Kitzel eines militärischen Ehrgeizes lebendig, und der geneigt war, sich für einen großen Strategen zu halten, weil er die Feldzüge und Schlachten des großen Napoleon auf Grundlage eingehender Studien beschrieben hatte. Grévy ist ein Staatsoberhaupt von durchaus bürgerlichem Charakter, und er mag es billigerweise seinem Kriegsminister und seinen höchsten Offizieren überlassen, die Kriegstüchtigkeit der Truppen zu prüfen. Der Vorbeimarsch derselben vor ihm hat nur die Bedeutung einer Huldigung, welche das Heer dem höchsten Vertreter der Staatsgewalt entgegenbringt. Daß Frankreich bei diesem Festtage um seine verlorenen Kinder Elsaß-Lothringen zu weinen pflegt, mag man als einen harmlosen Ausdruck berechtigten Schmerzes betrachten: eine Kriegserklärung wenigstens wird man schwerlich in der Bekränzung der Bildsäule von Straßburg erblicken.

Einige Tage vor dem Nationalfeste hat die Deputirtenkammer das Gesammtbudget mit 488 gegen 6 Stimmen bewilligt: von Steuerentlastungen verlautet indeß nichts.

Im cisleithanischen Oesterreich ist der Kampf der Nationalitäten wieder mit größter Heftigkeit entbrannt: die Attentate der Czechen auf die deutschen Studenten in Kuchelbad, an der Moldau und am prager Graben waren höchst bedenkliche Symptome des fanatischen Nationalhasses, mit welchem die Czechen die Deutschen verfolgen. Die Regierung des jetzigen Mittelparteiministeriums, welches eine Versöhnung der beiden Nationalitäten vergeblich anstrebte und bisher nur den Uebermuth der Czechen gesteigert hat, ergreift auch jetzt mehr die Partei der letztern und läßt die gerechtere Entrüstung in den deutschen Blättern nicht zu Worte kommen. Am 4. Juli wurde der Aufruf der deutsch-böhmischen Abgeordneten mit Beschlag belegt, und seit jener Zeit datirt eine Aera der Confiscationen,

wie sie Oesterreich nie gekannt hat; es sind seitdem mehr als 86 mal Zeitungsblätter diesseit der Leitha mit Beschlag belegt worden. An und für sich würde man auf solche Straßenskandale, solche Schlägereien mit blutigem Ausgang und drohenden Massenanhäufungen kaum ein so großes Gewicht legen, wenn man darin nicht wohlberechnete Lebensäußerungen des Jungczechenthums sähe, welches seinen Feldzugsplan gegen das Deutschthum jetzt in tumultuarischer Weise auszuführen sucht, um einen Druck auf die Regierung auszuüben. Das Deutschthum wird dadurch in die Opposition gedrängt: die feindseligen Maßnahmen der Regierung steigern die Erbitterung, die sich in allen neuen Erklärungen und Protesten der deutschen Abgeordneten ausspricht, und bei diesem Bruch zwischen Deutschen und Czechen hoffen die Feudalen das Spiel zu gewinnen und die Regierung auf den Weg reactionärer Gewaltherrschaft zu drängen. Schon vereinigen sie sich mit den nationalen Parteien zu einem Operationsplan gegen das verhaßte Deutschthum: die Führer der drei Clubs der Rechten, Graf Hohenwart, von Grocholski und Dr. Rieger, sind zusammengetreten, um sich über ein geeignetes Einschreiten gegen die Kundgebungen der deutschen Abgeordneten zu verständigen.

Inzwischen hat der Fürst von Bulgarien einen glänzenden Triumph über seine Gegner gefeiert: das Plebiscit ist zu seinen Gunsten ausgefallen, die Nationalversammlung erklärte sich für seine Wünsche. Der Fürst sprach seinen Dank für die feierliche Entscheidung der Frage, die er dem Volke vorlegen zu müssen glaubte, in einer Proclamation aus, in welcher es heißt, er werde an der Spitze des Volkes zur Ausführung seiner Wünsche schreiten, nachdem er die Vollmachten besitze, um aller Hindernisse einer festen Organisation zu beseitigen. Die Rechte des Volkes, die in der Verfassung niedergelegt seien, sollen stets die Grundlagen des öffentlichen Rechtes bilden. Der Fürst verspricht, den Staatsdienst auf eine solide Basis zu stellen und womöglich jedes Jahr die Versammlung zusammenzuberufen.

Am 15. Juli wurde die Generalversammlung in Sistowo eröffnet und eine Adresse an den Fürsten als Ausdruck des Volkswillens beschlossen; 306 Deputirte unterzeichneten das Protokoll. Für die Gesinnung der Versammlung sprach die Beschlußfassung zu Gunsten einer zweiten Adresse, welche die Untersuchung der von den Ministern Zankow, Karawelow und Slowenkow ausgeführten Regierungshandlungen verlangte und im Grunde eine wenig verschleierte Anklage auf Hochverrath enthielt.

Bulgarien wird von dem Fürsten als ein russischer Schutz- und Vasallenstaat betrachtet; die Dankbarkeit gegen den petersburger Zaren steht in der ersten Linie der nationalen Pflichten. Dagegen neigt die Partei, als deren Führer Zankow betrachtet werden muß, nach Rumänien und findet in der liberalen rumänischen Presse sehr feurige Anwälte. Das nach Salonichi und dem Aegäischen Meere vordringende Oesterreich wird Bulgarien, dessen Hauptstadt Sofia nicht weit von der strategischen Linie seiner Zukunftsplane liegt, ebenso wenig aus dem Auge lassen, und so ist das neue Fürstenthum nur ein Streitapfel geworden für den Kampf um die Hegemonie auf der Balkanhalbinsel, der früher oder später zum Ausbruch kommen muß.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Die Narowanixe.

Aus den Aufzeichnungen eines deutschen Arztes.

(Schluß.)

V.

Dem regenlosen warmen Frühling folgte ein trockener regenloser Sommer. Ueberall war, trotz des Wasserreichthums der Gegend, eine Dürre eingetreten, unter welcher die Vegetation litt und einem frühen Herbst entgegeneilte. Wohin ich fuhr, mußte ich durch dicke, qualmerfüllte Luft. Die Bauern benutzen die günstige Jahreszeit, um ihre Sümpfe auszutrocknen. Sie zünden allerorten das sonnenverbrannte Ried an, welches sich als dünne Kruste über das Moor hinzieht: das Feuer glüht und glimmt fort, frißt um sich, leckt wol auch hier und da gierig in die trockenen Forsten und weite Waldstrecken fallen den unseligen Moorbränden zum Opfer. Die qualmige dicke Luft, zu schwer, sich emporzuheben, wälzt sich am Boden hin. Werste-, meilenweit dringt der eigenthümlich brenzliche Geruch, ist der Himmel überzogen von einer gelblichgrauen Dunstschicht. Und nachts, wenn nach langem Tageslauf die Sonne endlich für kurze Zeit unter den Horizont sinkt, steht der Mond, eine misfarben dunstig-rothe Riesenscheibe, an dem dämmerig grauen Himmel, und die Sterne leuchten matt und verschwommen hier und da hervor und sehen wie thränenverschleierte Augen hinab auf das unter der Hitze leidende arme Land.

Meine Besuche beim Förster waren unregelmäßiger geworden; denn der Alte blieb seiner Klause jetzt oft tagelang fern, in den ausgedehnten Waldungen Vorsichtsmaßregeln gegen den immer mehr um sich greifenden Waldbrand zu treffen, von dem bisher wenigstens dieser an die Narowa grenzende Bezirk verschont geblieben.

Auch meine Zeit und Kräfte waren anderweitig in Anspruch genommen. In den Sumpfniederungen längs der Narowa hauste der Typhus; die Leute starben hin wie die Fliegen in der fauligen, fieberschwangern Sumpfluft, die von dem austrocknenden Flußufer aufstieg. Ich suchte, so viel ich vermochte, Hülfe zu schaffen; doch reichte dazu der Wille eines Menschen nicht aus. Ich schrieb nach D. um einen Assistenzarzt, und hoffte von Tag zu Tag auf die Ankunft des ersehnten Collegen.

In dem Herrenhause selbst sowie in der nächsten Umgebung desselben war bisher noch kein Krankheitsfall vorgekommen. Die Epidemie beschränkte sich auf

die zerstreut am Flußufer liegenden Hütten der Flößer und Holzknechte. Der Förster war es, der mich zuerst davon in Kenntniß gesetzt und der mir auch jetzt noch häufig Nachricht von neuen Erkrankungen zukommen ließ, oft 60, 70 Werst von meinem Wohnort entfernt.

Endlich langte ein junger Doctorand aus D. an. Der Neffe des Grafen Versyen, dessen ich bereits erwähnt, hatte ihn mitgebracht und stellte sich auch selbst, obgleich nicht Mediciner, mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit mir zur Verfügung, falls es an Hülfskräften mangeln sollte. In seiner drolligen selbstironisirenden Weise versprach er mir, sein Möglichstes aufzubieten, um binnen kurzem ein ebenso vorzüglicher Krankenwärter zu werden, als er ausgezeichneter Kameralist sei. Ich hütete mich selbstverständlich, von seinem voreiligen Anerbieten Gebrauch zu machen, versprach ihm jedoch, gelegentlich an ihn zu denken und mir wenigstens seine Begleitung ab und zu gefallen zu lassen, da es ihn interessire, einen Blick in das häusliche Leben seiner künftigen Unterthanen zu thun und sich von diesen im voraus als „gütiger Herr" ein günstiges Prognostikon stellen zu lassen.

Das Bedenken, welches mich dabei überkam, hätte ich mir füglich ersparen können; denn der junge Graf hat mich nie an die Erfüllung des mir abgenommenen Versprechens gemahnt. Auch dem Förster gegenüber hatte der junge Cavalier sich als künftiger Gutsherr geberdet, dem das Wohl und Wehe seiner Waldungen am Herzen liegt: und hier schien es ihm mehr Ernst zu sein; wenigstens trieb er sich oft tagelang im Walde herum, um die Verheerungen daselbst in Augenschein zu nehmen und die von den Forstleuten getroffenen Schutzmaßregeln persönlich zu prüfen. Mit diesen „Inspectionsgängen" entschuldigte er dem Onkel gegenüber sein spätes Erscheinen beim Theetisch sowie die Müdigkeit, die ihn unmittelbar nach eingenommenem Souper zwang, die Gesellschaft seines „lieben Onkels" zu verlassen und sein Zimmer aufzusuchen.

Nach wochenlanger Unterbrechung erlaubte es mir meine Zeit endlich einmal wieder, meinen Freund, den Förster, zu besuchen. Ich traf ihn, wie gewöhnlich, allein zu Haus. Die Walpurgis liebe es, so erzählte er mir kopfschüttelnd, die hellen Nächte im Walde zu verträumen: sie kehre oft erst gegen Mitternacht ins Vaterhaus zurück. Auf meine Frage, ob er nicht besorgt sei, entgegnete er verneinend, daß sie ja stets in Begleitung ihres Lieblingshundes ausgehe und sich überhaupt nie weit vom Hause entferne.

„Gott sei Dank", fügte der Alte hinzu, „das Mädel ist neuerdings wieder vernünftiger als sonst; sie steht einem ordentlich Rede und Antwort; nur von häuslicher Arbeit und stillem «am Herd sitzen» will sie nichts wissen — und ich rede ihr da auch nicht drein. Was soll's ihr schaden, wenn sie bei den lauen Nächten im Walde liegt und den über den Wipfeln hinziehenden Rauchwolken nachsieht, die den rothen Himmel verdunkeln? Sie ist anders geartet, anders aufgewachsen als sonst die Mädel ihres Standes: wie soll man da verlangen, daß sie sich gerade so geberde wie jene?"

Der Alte hatte sich ganz warm geredet in der Vertheidigung seines Lieblings, obgleich ich ihn durch kein Wort des Widerspruchs unterbrochen. Als ich bald

darauf aufbrach, gab er mir ein großes Stück das Geleit und sagte beim Abschied mit großer Herzlichkeit: „Ich weiß nicht, Herr, wie ich's Ihnen danken soll — Sie haben mir damals einen Stein von der Seele genommen mit Ihren Worten. Jetzt glaube ich selbst daran: mit der Zeit wird noch alles gut werden mit dem Kinde."

Mir ging die Rede des Försters nicht aus dem Sinn — während ich links abbiegend der Narowa zuschritt, um noch in einer Fischerhütte nach meinen Reconvalescenten zu sehen. „Sie ist anders geartet wie ihresgleichen", das war mir von Tag zu Tag klarer geworden: anders als ich je ein Weib gesehen — die Verschmelzung eines Dämons mit einem Kinde . . . willenlos — und doch allmächtig! Meine Phantasie hatte sich, seit ich sie zuerst gesehen, mehr und mehr mit ihr beschäftigt; und ob ich auch mit Gewalt das Bild der fernen Braut heraufbeschwor gegen den Zauber, den dieses seltsame Geschöpf auf meine Sinne ausübte: ich fühlte nur zu bald die Ohnmacht meines Willens gegenüber der allgewaltigen unheilvollen Leidenschaft, die bei dem Anblick des rothhaarigen Försterkindes fieberisch mein ganzes Sein erregte. Ich versuchte mir selbst einzureden, daß dies alles nichts weiter sei als die unbefangene Bewunderung einer außergewöhnlichen Schönheit, eine Bewunderung, wie sie auch die Betrachtung der Antike oder eines Meisterwerkes der Malerei in uns erweckt; doch wenn dem so gewesen wäre, so würde ich wol in den Briefen an meine in D. zurückgelassene Braut, in denen ich so ausführlich über mein Thun und Treiben Bericht erstattete, die interessante Narowanixe erwähnt haben. Daß ich dies nicht that, mag von meinem Gemüthszustande zeugen.

Neben mir in den Büschen wurde es lebendig. Aus dem grünen Dickicht brach der Hund des Försters, mein guter Bekannter, und legte sich schweifwedelnd vor mir nieder. Ich winkte ihm Schweigen gebietend zu und sah mich forschend um. Das kluge Thier schien meine Absicht zu errathen; es blickte mich verständig an, dann lief es zurück in das Gestrüpp, von wo es gekommen — ich ließ den klugen Führer nicht aus den Augen und folgte ihm auf der Ferse. Nach wenigen Schritten schon schlugen gedämpfte Stimmen an mein Ohr. Der Hund legte sich auf ein Zeichen von mir ruhig ins Moos und ich suchte in der Richtung, aus welcher die Stimmen drangen, einen Ausblick zu erlangen.

Mit Mühe unterdrückte ich einen Schrei der höchsten Ueberraschung: auf einem umgestürzten Baumstamm, halb verdeckt durch üppig wucherndes Farrnkraut, saß, oder lag vielmehr in den sie umfangenden Arm zurückgelehnt die schöne Walpurgis. Das aufgelöste rothe Haar fiel wie ein Mantel um die herrliche Gestalt. Die Augen loderten in sinnlichem Feuer, die Lippen zuckten wie zum Kusse und die sonst so blutlosen Wangen glühten. Und der Mann, der halb kniend sie in seinen Armen hielt, ihr leise Schmeichelworte ins Ohr flüsterte und Kuß um Kuß auf diese glühenden Lippen und Augen drückte — ich konnte sein Gesicht nicht sehen; die rothen Haarwogen, die in den durchs Gezweig fallenden Sonnenstrahlen gleich lebendigem Feuer bald aufzuflammen, bald zu erlöschen schienen, verdeckten seine Züge. Doch war ich keinen Augenblick im Zweifel, wen ich vor mir hatte, wer es gewagt, voll leichtsinniger Begierde seine Hand nach der dämonisch schönen,

bleichen Waldrose auszustrecken: jede Bewegung des schlanken Körpers, das Zurückwerfen des dunkellockigen Hauptes war mir nur zu bekannt. Jégor Versyen hatte es gemacht wie ich: er hatte sich sorgfältig gehütet, die schöne Nymphe, der seine „Inspectionswanderungen" galten, auch nur mit einer Silbe zu erwähnen, nur durch einen Hauch zu verrathen, wem sein leicht entflammtes Herz sich zugeneigt — nur war er durch sein Manöver eher zum Ziele gelangt als — andere Leute!

Ein Gefühl der Empörung, als müsse ich dazwischentreten, das unwissende Naturkind vor dem vornehmen Verführer warnen, dem sich sein Herz erschlossen, überkam mich: ein Gedanke, der wol, mir selbst unbewußt, der eifersüchtigen Regung meines Herzens entsprang, dem bittern Neid, der gegen den Glücklichen in mir aufkeimte.

Nur wenige Secunden beherrschte mich dieser Gedanke, dann gewann die Vernunft die Oberhand — die alles übertönende Stimme des Arztes, durch übereiltes Handeln nicht ein nie wieder gut zu machendes Unheil anzurichten. War es nicht besser, ich wendete mich direct an den Junker und versuchte es, an sein Gewissen zu appelliren? Er war ein leichtsinniger Aristokrat, aber, soweit ich ihn beurtheilen konnte, eine offene, gutherzige Natur. Und das Mädchen? Konnte nicht, wenn sie ihre heiligsten Empfindungen profanirt sah, Scham und Schreck über das Einmischen eines dritten den in ihr schlummernden Keim des Wahnsinns zur Entfaltung bringen und das junge Wesen auf ewig der Nacht des Irrsinns anheimfallen? Ich dachte an den alten Förster, an seine Todesangst, seine seit kurzem neu belebten Hoffnungen, und ich war entschieden.

Einen Blick noch warf ich auf das in seliger Weltvergessenheit ruhende schöne Menschenpaar. Jetzt sah ich auch das Gesicht des Junkers, wie verklärt in dem rothen Widerschein des flammenden Haares — es war, als ginge von dem Haupte des Mädchens ein phosphorescirendes Leuchten aus und erfülle die sich immer mehr verdichtende grüne Waldesdämmerung mit magischem Glanz; und ich mußte mir sagen, daß es wol kaum einen Mann geben würde, der, wenn solch ein Geschöpf in fanatischer Leidenschaft sich ihm zu eigen gab, das Opfer verschmähend, in stolzem Tugendbewußtsein sich abwendete.

Wie lange ich dort stand, in den Anblick des eigenthümlich berückenden Schauspiels versunken, ich weiß es nicht. Ich war wie in einem Rausch befangen; und erst, als das schöne Mädchen sich in den Armen des Junkers aufrichtete und, noch immer von ihm umfangen, langsam, wie träumend, begann, ihr Haar in zwei Flechten zu ordnen, dachte ich an den Rückweg.

Am Ausgang des Waldes blieb ich wartend stehen: die Ungeduld verzehrte mich, den glücklichen Liebhaber zur Rede zu setzen, ihm die Grenze zu ziehen, die auch er nicht überschreiten durfte.

Ich brauchte nicht lange zu warten. Kaum zehn Minuten mochten vergangen sein, als ich den leichten Schritt des Junkers nahen hörte, der gleich darauf, ein lustiges Studentenlied pfeifend, aus dem Walde hervortrat, Flinte und Jagdtasche umgehängt, als käme er von der Pürsch. Er schien nicht sehr überrascht, mich zu finden.

„Nun, Doctor", meinte er, mir die Hand zum Gruße bietend, „sehen wir uns

auch einmal wo anders als droben beim Thee? Weiß der Teufel, was ich dem Alten heute wieder aufbinden soll; alle meine schönen Jagdgeschichten, die ich bisher bei derartig fatalen Fällen erprobt, sind bereits erschöpft! Die Pest hole die Wilddiebe, die einem die Beute vor der Nase wegfangen! Seit Mittag treibe ich mich wieder im Walde herum und habe auch nicht ein Stück Wild erlegt."

Ich that, als bemerkte ich die mir entgegengestreckte Hand nicht. „Du warst auf der Jagd?" fragte ich kurz.

„Natürlich", antwortete er ebenso und klopfte mit der Hand auf die leere Tasche. „Sei froh, daß du nicht mit warst! — nichts erbeutet . . ."

„Mir schien dies nicht so", fuhr ich unbeirrt fort — und ihn scharf fixirend, „du hast dir ein edles Wild ausersehen!"

Er begegnete erstaunt meinem forschenden Blick; dann, mit einem Blitz des Verständnisses in den hübschen blauen Augen: „Du warst im Walde, ist es nicht so?"

Ich nickte stumm mit dem Kopfe.

„Und", ein flüchtiges Roth huschte über die gebräunten Wangen, „und hast mich dort gesehen?"

Abermaliges Kopfnicken meinerseits. Er drehte überlegend an den Spitzen seines braunen Schnurrbarts — dann nach einer Pause:

„Ein herrliches Weib, diese Walpurgis", rief er begeistert, „Juno und Venus in Einer Person! Ich begreife nur nicht, wie ein solches Juwel in dieser Wüstenei so lange ungesehen existiren konnte!"

„Es wäre ihm besser, wenn niemand es gefunden, als daß sein Glanz die Augen eines gräflichen Wüstlings auf sich gezogen", bemerkte ich finster.

Es mag wol viel bittere Gereiztheit in dem Tone meiner Stimme gelegen haben; denn mein Begleiter blieb plötzlich stehen, sah mich scharf von der Seite an, und dann, in ein unbändiges Gelächter ausbrechend:

„Du beabsichtigst doch nicht, mir eine Moralpauke zu halten, Doctor? Das wäre lustig! Das Sprichwort sagt: «Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus», und ich zweifle, ob Fräulein Erna sehr von der Nachricht erbaut sein würde, daß ihr Bräutigam sich zum Tugendwächter einer schönen Försterstochter aufwirft!"

Ich biß mir auf die Lippen, als ich die Blöße gewahrte, die ich mir dem Uebermüthigen gegenüber gegeben: an diese Wendung hatte ich nicht gedacht. Trotzdem war ich nicht gewillt, mein Vorhaben aufzugeben. Ohne diese Anspielung zu beachten, fragte ich kurz: „Hast du vielleicht die Absicht, die «schöne Försterstochter» zu ehelichen?"

Der Gefragte brach mitten im Lachen ab. „Hm — willst du da hinaus, Philisterseele? Heirathen? Die Tochter meines zukünftigen Försters, die nach unsern Ansichten — mag sein, daß sie veraltet sind — so gut wie meine Leibeigene ist! Wahrhaftig, keine üble Idee!"

Mich verletzte die forcirte Lustigkeit, mit der er sprach.

„Es ist mir nie eingefallen, daß Sie anders denken und handeln würden", entgegnete ich kalt, unwillkürlich das studentische „Du" fallen lassend. „Wenn

Sie aber noch einen Funken von Gewissen in der Brust haben, so werden Sie den Wald von heute an nicht mehr betreten —"

„Oho!" unterbrach er mich —

„Wenn Sie es dennoch thun sollten", fuhr ich, ohne seinen Ausruf zu beachten, mit erhobener Stimme fort, „halte ich es für meine Pflicht, dem Förster mitzutheilen, in wessen Gesellschaft sein Kind die Abendstunden zubringt."

Der junge Graf zuckte gleichmüthig mit den Achseln. „Ich theile deinen Geschmack nicht, andern Leuten Verhaltungsmaßregeln vorzuschreiben; auch will ich dich in deinen menschenfreundlichen Absichten durchaus nicht hindern und gebe dir vollkommene Freiheit, dein Gewissen durch ein Zwiegespräch mit dem alten Nimrod zu beruhigen — werde mich hingegen auch meinerseits nicht im geringsten um deine Ansichten scheren, Verehrtester! Und nun will ich dich nicht länger aufhalten, Doctor. Schaff' dir bis zum Thee bessere Laune an! Au revoir —"

Ich stand da, keines Wortes mächtig; verblüfft über die Wirkungslosigkeit, mit der meine Drohung von dem Leichtsinn des Grafen abgeprallt war, während der letztere, ohne eine Erwiderung auf seine übermüthigen Worte abzuwarten, pfeifend dem Herrenhause zuschritt; offenbar höchlichst befriedigt, mich so ganz gegen alles Erwarten gründlich abgetrumpft zu haben.

VI.

Ich brachte den Abend auf meinem Zimmer zu; denn ich fühlte mich unfähig, die Gesellschaft meines ehemaligen Studiengenossen zu ertragen. Die Nacht brachte mir, trotz der übergroßen körperlichen Anstrengungen der letzten Tage, wenig Ruhe. Tausend Entwürfe, das Opfer aus dem Netze des Betrügers zu befreien, durchkreuzten mein Hirn, und alle mußte ich wieder als untauglich verwerfen. Eins nur stand bei mir fest: ich mußte mit dem Förster reden, ihn zu bestimmen suchen, sich für die nächste Zeit von Walpurgis zu trennen, und wenn er eigensinnig meinen Vorschlag zurückweisen sollte, ihm die seiner Tochter drohende Gefahr von weitem zeigen. Vor allem drängte es mich auch, zu erfahren, was den Junker ermuthigte, so dreist auf sein gutes Recht, dem Förster gegenüber, zu pochen.

Leider vergingen mehrere Tage, ohne daß mein Entschluß zur Ausführung kam; denn es gelang mir nie, den Alten allein zu treffen. So oft ich zu ihm ging, fand ich Walpurgis bei ihm, die mich mit finstern, feindseligen Blicken maß, trotz dieser so offen gezeigten Antipathie jedoch während meiner Anwesenheit nicht von der Seite ihres Vaters wich, was in mir den Verdacht erregte, Jégor habe, um sich vor jeder Entdeckung seiner niedrigen Gesinnung zu wahren, die Geliebte vor mir gewarnt und ihr eingeredet, daß mein Einfluß den Vater zu Ungunsten ihrer Liebe stimmen könne.

Der Zufall wollte es, daß ich bei einem Krankenbesuch in der Hütte eines armen Holzfällers mit dem Förster zusammentraf. Wir hatten denselben Heimweg, und nachdem wir eine Zeit lang schweigend nebeneinander hergeschritten — der Förster offenbar mit dem eben Durchlebten beschäftigt, ich nicht recht im Klaren

mit mir selbst, wie ich das heikle Gespräch einleiten solle —, brach ich endlich die Gelegenheit vom Zaun, indem ich leichthin erwähnte, daß sich jetzt allerorten warme Theilnahme für das Elend der Armen kundgebe; selbst der junge Graf habe sich als Krankenpfleger angeboten! Natürlich sei auf derartige Hülfe nicht zu rechnen, denn die That bleibe bei solchen Herren meistens hinter dem Worte zurück.

Der Alte schüttelte energisch protestirend den grauen Kopf. Ein seltsamer Schimmer verklärte die wetterharten Züge und fast heftig entgegnete er: „Bei dem nicht, Doctor! Der weiß zu handeln, wo's noththut. 's ist ein gutes, braves Herz, der Junker, Gott segne ihn!"

„Er ist oft bei Ihnen im Walde, Förster?" fragte ich in dem angenommenen gleichgültigen Tone weiter.

„Täglich, kann ich sagen, Herr, täglich. Er geht mit mir auf die Jagd, oder er läuft mit der Walpurgis durch dick und dünn. Sie hält große Stücke auf den Junker. Ein Hund kann seinem Herrn nicht treuer anhängen als sie dem jungen Grafen. Was wunder! Sie müßt' ja kein Herz im Leibe haben, wenn es anders wäre."

Mir blieb der Verstand stehen. Ein paarmal fuhr ich mir, als hörte ich nicht recht, mit der flachen Hand über die Stirn — war es denn möglich? Der Vater wußte von dem Verhältniß und billigte es? That sogar alles dazu, das Gefühl im Herzen des leidenschaftlichen Weibes zu hellen Flammen anzufachen? Darum also hatte mir der Junker so höhnisch geantwortet, darum!

Oder wußte der ahnungslose Alte, der in vieler Beziehung so harmlos war wie ein Kind, nicht, wie gut die jungen Leute miteinander standen? Sollte ich ihm die Augen öffnen, ihm den Abgrund zeigen, an dem sein Kleinod schwebte, sodaß jeder nächste Schritt ihm den Untergang bringen mußte?

Doch halt! — erst mußte ich wissen, wie weit der Förster den Neffen seines Herrn kannte. Ich nahm alle meine Verstellungskunst zusammen; ich mußte klar sehen, ehe ich handeln durfte.

„Mich wundert nur", fuhr ich scheinbar unbefangen fort, „daß Ihre sonst so zurückhaltende Tochter diese Scheu dem Junker gegenüber ganz abgestreift hat. Freilich, sie wird ihn wol schon seit Jahren kennen, und Kinder schließen sich leicht aneinander an . . ."

„Gott behüte, Herr", fiel mir der Förster ins Wort. „Wo denken Sie hin! Der Junker ist ja, wie Sie wissen, in Petersburg erzogen und vor zwei Jahren zum ersten mal hier auf seinem künftigen Grund und Boden gewesen. Das hängt ganz anders zusammen. 's ist eine curiose Geschichte, und mir grauft's heute noch, wenn ich dran denke. Just im Frühjahr war's ein Jahr, daß es passirte. Mit den beiden Weibsleuten bin ich denselben Tag drüben am andern Ufer gewesen, um in dem großen Birkenwald unsern Birkenwein einzuheimsen, das einzige geistige Labsal, das unsereins hier hat! Der Wassil vom Flusse unten hatte uns übergesetzt und wartete drüben mit der Fähre, bis unsere Arbeit beendet war. Endlich ging's mit vollgezapften Krügen wieder heimwärts. Ich half dem Wassil gegen den Strom halten; denn hier, wo die Inseln ihn einengen, hat er ein

starkes Gefälle. Die Barbara saß am Steuer — dazu braucht's ein scharfes Auge und eine feste Hand, und auf die Walpurgis, die mit ihren Gedanken immer Gott weiß wo ist, ist kein Verlaß: die hatte sich vorn im Boot zusammengekauert, wie das so ihre Art ist, und blickte unverwandt in die Narowa. Auf einmal stößt die Barbara einen Schrei aus, läßt das Ruder fahren und springt mit ausgestreckten Armen auf, wie eine, bei der's nicht richtig ist . . . Ich schau' mich um, was sie wol so erschreckt hat — und da — noch jetzt starrt mir das Blut in den Adern, wenn ich's erzähl' — da ist der Platz, wo mein Kind noch eben gesessen, leer — keine Spur mehr von ihr zu sehen. Gleich darauf aber — ich steh' noch wie gelähmt und regungslos da — taucht das Kind noch einmal auf, aber nur für einen Moment und weit unterhalb unsers Bootes — die Strömung hatte sie mit fortgerissen. Ich, ohne zu überlegen, springe ihr nach, aber da war sie schon wieder unter dem Wasser und ich konnt' sie nimmer sehen . . .

„Was drauf weiter geschehen, ist mir heut noch wie ein Wunder. Ich seh' noch wie im Traum einen kleinen Nachen an mir vorbeischießen, höre einen schweren Fall ins Wasser und gleich drauf sehe ich den Junker mit Walpurgis im Arm auf die Insel, die am leichtesten zu erreichen war, zuschwimmen. Er hat sie auch glücklich ans Ufer gebracht. Mir hatte das eisige Wasser — es mochte wol kaum 10 Grad haben damals, Herr — gleich die Besinnung genommen. Der Wassil und die Barbara haben mich aufgefangen, wie ich mich krampfhaft am Bootsrand festgeklammert habe — des Junkers Kahn hatten die Wogen umgeschlagen und die Vorsehung hatte ihn mir entgegengetrieben.

„Wir sind natürlich gleich nach der Insel hinüber und haben die Kinder — denn der Junker, wiewol groß und schlank wie eine Tanne, ist doch auch kaum aus den Kinderjahren heraus — herübergeholt. Na, da fanden wir sie: er hielt das bewußtlose Mädel im Arm, daß der Wind ihr nicht schade, der ihn selbst vor Frost schüttelte, und als ich ihm die Last abnehmen wollte, da legte sie die Arme so fest um den Hals des Junkers, daß wir sie nicht losmachen konnten. Wir halfen ihm nun sie ins Boot und später in meine Hütte tragen.

„Sehen Sie, Herr", schloß der Alte, sich eine Thräne aus der grauen Wimper wischend, „in dem Augenblick habe ich mich dem Junker zugeschworen, wie ich bin, mit Leib und Seele, und auch das Mädel hat die Dankbarkeit für ihren Lebensretter nicht vergessen — so scheu sie auch gegen alle andern ist. Gleich am andern Tage kam er zu uns ins Forsthaus, nach unserm Ergehen zu fragen, und sie ist mit ihm umgegangen so zutraulich, wie mit einem Bruder, und hatte ihn doch nie zuvor gesehen! Seither aber ist er öfter bei uns gewesen, und wenn er die Ferien bei seinem Onkel zubringt, ist sein erster Gang zu uns, und kein Tag vergeht, mag es regnen oder stürmen, wo er nicht wenigstens ein Stündchen für uns übrig hat. So, Herr, nun wissen Sie auch, was mich, abgesehen von den alten Erinnerungen, mit der Familie des Grafen verkettet; welche Schuld der Dankbarkeit des Junkers Muth und Geistesgegenwart mir aufgebürdet. Gott vergelt's ihm, was er an mir altem Mann gethan . . ."

Des Försters Erzählung hatte meinen Verstand zu ganz eigenartigen Combinationen angeregt.

„Und im vorigen Frühjahr erfolgte jene wunderbare Rettung?“ begann ich, da der Alte geendet. „Sagten Sie mir nicht neulich, daß ungefähr um denselben Zeitpunkt sich das Wesen Ihrer Tochter so auffallend veränderte — daß —“

„Sie meinen, daß jener Unfall nicht ohne ernstliche Folgen für die Gesundheit des Mädels geblieben?“ unterbrach er mich nachdenklich.

„Gewiß“, pflichtete ich ihm ruhig bei, „und zwar ist dies nicht blos eine vage Vermuthung; ich glaube es mit Bestimmtheit behaupten zu dürfen. Sie sagen ja selbst, daß die Kälte des Wassers Ihnen die Besinnung geraubt, und Sie sind ein durch Sturm und Wetter und durch schwere Schicksalsschläge körperlich und geistig abgehärteter Mann. Bedenken Sie nun, um wie viel stärker der Einfluß auf die zarte Constitution des Mädchens sein mußte: der Schreck, die Kälte — dann beim Erwachen das Gesicht des schönen Jünglings, welcher der zum Wunderglauben neigenden Jungfrau wie der Gott des Flusses erscheinen mußte, der aus seinem Wogenreich emportaucht, die holde Sterbliche zu retten: das alles vereint genügt wol, ein so zartes Nervensystem wie das Ihrer Tochter gewaltsam zu erschüttern und eine nachhaltige Wirkung zurückzulassen.“

Der alte Mann hatte mir kopfschüttelnd zugehört. „Und woher erklären Sie“, wandte er fragend ein, „die seit neuester Zeit so auffallende Wandlung zum Bessern?“

„Vielleicht“, entgegnete ich bedeutsam, „aus dem Wiedersehen des Lebensretters, dem idyllischen Zusammenleben der jungen Leute — wobei es dem Weib klar wird, daß die Verkörperung ihrer übersinnlichen Ideale schließlich doch — ein schöner Sterblicher ist . . .“

Der Förster stutzte. Ein durchbohrender Blick ließ mich verstummen. „Fahren Sie fort“, sagte er dumpf, „Sie meinen, daß der Junker sich für die Lebensrettung bezahlt macht?“

Ich fühlte, daß ich zu weit gegangen. „Weshalb so ungestüm, alter Freund“, sagte ich begütigend. „Noch habe ich keinem Verdacht Worte geliehen, der Ihnen zu solcher Frage Veranlassung geben könnte. Ich meine nur, daß bei dem Charakter Ihrer Tochter ein derartiges Zusammenleben mit dem weltgewandten schönen Cavalier nicht ohne Gefahr ist, und daß ich es immerhin gerathen finde, die Augen offen zu halten. Ich habe Interesse an Ihrem Geschick gewonnen, mein würdiger Freund, und möchte daher gern Ihnen ferneres Unheil ersparen. Ich will versuchen, den Junker möglichst bald zur Rückkehr nach D. zu veranlassen. Haben Sie währenddessen ein wachsames Auge auf Ihre Tochter und suchen Sie die gemeinschaftlichen Promenaden der jungen Leute unter irgendeinem Vorwande zu beschränken. Wir dürfen bei dem leicht erregbaren Gemüthszustand des Mädchens nicht zu schroff auftreten. Jeder directe Eingriff in ihr Gefühlsleben könnte Unheil stiften. Sie sagten vorhin: Ihr Leben, Ihre Seele gehöre dem Grafen — die Ehre aber wird ein Mann selbst seinem liebsten Freunde nicht opfern.“

Und da der Förster noch immer finster vor sich hinstarrte: „Vor allen Dingen Ruhe, mein Freund, Ruhe und Selbstüberwindung.“

Er sah mich fragend an.

„Würden Sie, falls es mir nicht gelingen sollte, den Junker zu entfernen, sich für einige Zeit von Ihrer Tochter trennen?"

Ein schwerer Seufzer entrang sich den zusammengepreßten Lippen des Vaters, doch ein bejahendes Neigen des Hauptes verkündigte mir seinen Entschluß.

„Ich hoffe, es wird nicht so weit kommen", sagte ich halb zu mir selbst, ihm zum Abschied die Hand schüttelnd. „Zählen Sie auf mich, und im äußersten Fall auf den alten Herrn."

VII.

Jégor Versyen verstand es, seine Feinde unschädlich zu machen und seinen Willen durchzusetzen: das sollte ich bald genug einsehen. Wie er mir bei Walpurgis zuvorgekommen, ihre instinctive Abneigung gegen mich geflissentlich genährt hatte, so wußte er mich auch aus der Gunst seines Onkels zu verdrängen. Es fiel mir bald auf, daß bei den Meinungsverschiedenheiten, die jetzt mehr als je zwischen uns jungen Leuten auftauchten, der alte Graf sehr entschieden die Partei seines Neffen ergriff, dessen oft sehr auf die Spitze getriebenen aristokratischen Ansichten dem alten Herrn, der in seiner Jugend zu den „Rittern vom Geist" gezählt, jetzt bequemer waren als die „Umsturzideen", wie er es nannte — der Majorität unserer baltischen Jugend.

Der Junker widmete sich auch seit den letzten Tagen ganz auffallend seinem Onkel und Vormund. Er war fast den ganzen Tag in seiner Nähe, besorgt um sein Wohl und Wehe — stets guter Laune, unerschöpflich an drolligen Einfällen, mit deren Erzählung er den Alten unterhielt. Dabei führte er mit einer bei seinem lebhaften Temperament wahrhaft bewundernswerthen Geduld die langwierigsten Schachpartien zu Ende, in denen er, wie sich das für einen wohlerzogenen Neffen von selbst versteht, regelmäßig nach tapferer Gegenwehr die Waffen streckte.

Ich ward vollständig irre an dem alten Commilitonen, der mir auch nicht mehr zu dem geringsten Verdacht Veranlassung gab, seine kecke Drohung ausführen zu wollen. Ja, ich schmeichelte mir sogar mit der Hoffnung, ihm durch mein energisches Entgegentreten imponirt und ihn, fürs erste wenigstens, eingeschüchtert zu haben.

Auch im Forsthause schien sich meine Annahme zu bestätigen. Der Förster theilte mir mit, daß die Besuche des Junkers seltener geworden seien und derselbe sich offenbar bestrebe, sie abzukürzen; da, wie er sich entschuldigt habe, die Rücksicht auf seinen alten Onkel ihn ans Schloß fessele. Die alte Barbara konnte gar nicht genug preisen, wie häuslich neuerdings die Walpurgis geworden. „Sie habe sich anfangs fast geängstet über diese plötzliche Umkehr zum Guten", versicherte mir die brave Alte; „denn so eine Wandlung des ganzen Menschen sei nicht natürlich, sie habe sich auf einen ebenso plötzlichen Rückschlag gefaßt gemacht — allein, Gott und den Heiligen sei Dank! Das gute Wesen scheine anzuhalten . . ."

Mein Selbstbewußtsein ward durch diesen scheinbaren Erfolg nicht wenig gehoben. Ich kam mir wie der Retter dieser braven Leute vor und versöhnte mich auch im stillen wieder mit dem tollen Junker, der so wider alles Erwarten zur Vernunft gekommen war.

Wie sehr ich und wir alle uns geirrt, wie gut es dem leichtsinnigen Junker gelungen, unsern Verdacht einzuschläfern und uns alle zu täuschen, sollte mir bald durch einen Zufall offenbar werden.

Zu den Neuerungen, welche Graf Jégor im Schlosse eingeführt, zählte eine, wofür ich ihm als Arzt besonders zu Dank verpflichtet war. Seit Monaten hatte ich darauf hingearbeitet, den alten Grafen zu bewegen, die Spielabende abzukürzen und früher sein Lager aufzusuchen, da seine Natur der Ruhe so sehr bedürfe — allein ohne Erfolg. Der eigensinnige alte Herr wollte von einer Aenderung seiner Gewohnheiten nichts wissen. Was ich in der beinahe halbjährigen Anwesenheit auf dem Gute nicht vermocht, hatte die Ueberredungsgabe des Junkers in wenig Tagen durchgesetzt. Auf seinen Befehl wurde die Theestunde früher anberaumt, und um zehn Uhr trennte sich allabendlich die Gesellschaft.

Obgleich ich seit der Ankunft meines Collegen nicht mehr wie früher mit Arbeit überbürdet war, und außerdem die Epidemie, dank der von allen Seiten energisch ergriffenen Vorsichtsmaßregeln, nicht weiter um sich gegriffen hatte und jetzt entschieden im Erlöschen war, fühlte ich mich doch immer von dem anstrengenden Tagewerk so ermüdet, daß ich, trotz der Schönheit unserer nordischen hellen Nächte, doch sofort nach der Heimkehr in meine Wohnung die Ruhe suchte.

Es mochten etwa zehn Tage seit meinem Zusammentreffen mit dem Junker verstrichen sein. Die herrliche weiche Sommerluft hatte mich vergessen lassen, das Fenster zu schließen. Als ich, dies bemerkend, mich von meinem Lager erhebe, um das Unterlassene nachzuholen, und mein Auge dabei zufällig über die abendlich stille Gegend streift, sehe ich in dem Schimmer der am Horizont stehenden Sonne eine Gestalt die Wiesen entlang der Narowa zugehen.

Eine Ahnung dämmerte in mir auf. Schnell warf ich meine Kleider über und verließ nach wenigen Minuten das Haus, die Richtung verfolgend, welche jene eingeschlagen. Ehe ich zum Fluß hinabkam, hatte das Röhricht bereits den nächtlichen Wanderer in seinem bergenden Dunkel aufgenommen und ihn meinen Blicken entzogen. Als ich noch, rathlos über die Fortsetzung meines Weges, um mich blicke, fesselte ein an sich unbedeutender Umstand meine Aufmerksamkeit. Hier an diesem, aus den Binsen und dem Pfeilkraut hervorragenden Pfahl pflegte sonst ein kleiner Kahn angekettet zu liegen; eins jener schmalen, pfeilschnell diese versumpften Gewässer durchschneidenden Fahrzeuge, welche wegen der mit ihrer Benutzung verbundenen Gefahr den Namen „Seelenträuker" führen. Ich hatte darin mit Jégor Versyen öfters Ausflüge nach den reizenden Narowainseln unternommen und Gelegenheit gehabt, seine Muskelkraft und Gewandtheit beim Rudern zu bewundern. Jetzt fehlte der Kahn. Es war allerdings möglich, daß man ihn am Tage zur Ueberfahrt benutzt hatte und er am jenseitigen Ufer lag — doch lagen auch noch andere Vermuthungen nahe.

Während ich noch über das sonderbare Zusammentreffen nachsinne, tönt ein eigenthümlicher Pfiff, wie das schrille Geschrei der Möve, vom Flusse aus zu mir herüber, dem fast unmittelbar darauf aus dem Walde vor mir ein antwortender Schrei entgegenhallt. Jetzt regte sich kein Zweifel mehr.

Das Terrain den Fluß entlang war mir von meiner Frühjahrswanderung her

noch wohlbekannt, und selbst wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, hätte mich die in meiner Brust erwachte Jagdbegierde nicht vor der Gefahr zurückschrecken lassen, die entdeckte Spur zu verfolgen.

Noch war es fast tageshell, obschon die Mitternachtsstunde herannahte. Eine rothe Glut am Horizont verrieth die Stelle, wo die Sonne hinabgetaucht, und der Mond stand groß und ruhig am Himmel. Die Luft im Walde war schwül, wie der Athem eines Fieberkranken. Vom Flusse, den ich durch die Stille der Nacht wie ein lebendes Wesen laut neben mir rauschen hörte — denn nur eine dünne Schicht Bäume schied mich vom Ufer — stieg der beklemmende Duft der Wasserblumen auf und vermischte sich mit dem gefährlichen Brodem der zu Tausenden in dem feuchten Waldboden wuchernden Nachtviolen. Eine Ewigkeit schien es mir, bis ich die Bucht erreicht, wo ich zum ersten mal die Narowanixe erblickt. Hier konnte ich wieder freier aufathmen, frei um mich blicken.

Ich brauchte nicht lange zu suchen. Dort unten, fast zu meinen Füßen, lag das Boot des Junkers angekettet und schaukelte sich auf den leichtbewegten, im Mondesglanz schimmernden Wellen. Ich hielt den Athem an, ob nicht irgendein Geräusch mir den Zufluchtsort der Liebenden verrathen, meine Schritte leiten würde ... Nichts regte sich. Wie gefeit lag der Wald in lautloser, unheimlicher Ruhe; nur die Narowa rauschte fort ihre eintönige Weise, unbekümmert um das Wohl und Wehe der Menschenkinder, deren Werden und Vergehen ihre Fluten seit Jahrtausenden mit angesehen.

Sinnend blickte ich den dahineilenden Wogen nach, die mir geschwätzig zu wiederholen schienen, was ich erlebt, seit ich an diesen Ufern weilte: die erste traumhafte Begegnung mit Walpurgis — denn daß sie es gewesen, die, mit verzehrender Sehnsucht die Rückkehr des Geliebten erwartend, damals auf der winterlichen Fahrt mit dem Junker gesprochen, war mir lange klar ... dann das kaum minder in den Rahmen der Wirklichkeit passende Wiedersehen der schönen Waldnymphe in dieser abgeschiedenen Bucht — das Zusammentreffen mit dem Förster —

Wie aus einem Traum erwachend, fuhr ich empor: wo hatte ich meine Gedanken gehabt, daß mir jene Worte des Försters so ganz entfallen waren, „daß er, um seinem Kinde eine Freude zu machen, ihr im Röhricht versteckt ein heimliches Plätzchen hervorgezaubert — wo sie sinnen und träumen könne nach Herzenslust"? Welchen bessern Ort konnten sich die Liebenden zu ihren verstohlenen Zusammenkünften wählen?

Allein auf gut Glück hier am Ufer umherzuirren, schien mir nicht räthlich. Sicherer war es, die Rückkunft des Junkers abzuwarten, da das hier gelassene Boot ihn an diese Stelle zurückzukehren zwang. Ich war Jäger genug, um mich in Geduld fassen zu können ... so streckte ich mich also ruhig ins Moos und wartete, bis das Wild schußgerecht war.

Eine geraume Zeit verstrich; der östliche Himmel färbte sich heller und heller; in wenigen Minuten mußte die Sonne wieder über dem Horizont stehen ... Da endlich! ein elastischer, aber fester Schritt ... ich springe auf und stehe dem Gesuchten gegenüber, dessen Gesicht, ob von der fahlen Morgenbeleuchtung, der

durchschwärmten Nacht oder vor Ueberraschung, farblos erscheint. Ein halblauter Fluch dringt an mein Ohr, und seine Hand fährt nach der Waffe, deren metallenen Griff ich aus der Tasche seines Rockes hervorblinken sehe; ebenso schnell aber halte ich ihn wie mit eiserner Klammer gepackt.

„Lassen Sie die unnütze Schießerei", sage ich ruhig, „Sie würden dadurch nur noch mehr Zeugen Ihrer Ehrenhaftigkeit herbeirufen."

Er versuchte umsonst, sich von mir zu befreien. „Wer zum Teufel, Mensch, gibt dir das Recht, so zu handeln?" knirschte er fast heiser vor Wuth.

„Erstens mein Beruf als Arzt", entgegnete ich kaltblütig, „der nicht dulden darf, daß durch einen leichtsinnigen Streich der gefährliche Zustand eines Patienten verschlimmert wird; dann die Vollmacht des Vaters, der mich beauftragt hat, über die Ehre seines Kindes zu wachen."

Der Junker hatte mich bei meinen ersten Worten verständnißlos angeblickt, jetzt lachte er höhnisch auf: „Des Vaters! — Und wenn ich dir sage, daß der alte Gauner von Forstmann so wenig ein Recht auf diesen Namen hat wie etwa der Wassil drunten vom Fluß oder ich oder du, Doctor?"

Ich stutzte, und seinen Arm fahren lassend, fragte ich ihn, was ihn zu dieser Annahme berechtige.

„Warum soll ich's nicht sagen?" meinte er leichtfertig, „obgleich es eigentlich eine Profanation ist, das Geheimniß, welches mir Feinsliebchen so eben unter tausend Küssen anvertraut, auszuplaudern?" Er hatte den Ton souveränen Leichtsinns der sein Wesen sonst charakterisirte, vollständig wiedergefunden. „Warum soll ich dir's nicht mittheilen, Doctor, da du ja offenbar so viel — hm, hm — «freundschaftliches Interesse» für meinen Schatz hegst — ein Zug rührender Menschenliebe, um den man die künftige Gattin fast beneiden könnte! Nun, Doctor, ich sage dir, es war heute eine göttliche Nacht für solche vertrauliche Mittheilungen, und ich bin dir sehr verbunden, daß die edle Fürsorge für deine Mitschwestern" — er lachte häßlich vor sich hin — „dich wenigstens nicht veranlaßte, unser Tête-à-Tête zu stören oder — zu belauschen. Zur Belohnung für diese «Enthaltsamkeit» will ich dich nunmehr mit meinem Vertrauen beehren. So höre denn, was mir Wella schon zu wiederholten malen angedeutet und heute mit klaren und bestimmten Worten ausgesagt, und was dem alten Fuchs von Förster schlimm genug bekommen könnte, wollte ich nicht ein gnädiger Herr sein und ein Auge über seinen Frevel, dem ich ja im Grunde auch viele schöne genußreiche Stunden verdanke, zudrücken: das Mädchen ist durchaus nicht, wie man hier annimmt, die Tochter des Alten. Woher sie eigentlich stammt, weiß sie sich freilich nicht mehr zu erinnern, da die Erinnerungen daran in ihre früheste Kindheit zurückreichen. Sie erzählte mir nur von einem hohen Palast, in dem sie die ersten Jahre ihres Daseins verlebt, umgeben von zahlreicher Dienerschaft — im Kreise vieler Geschwister — bis die alte Barbara sie eines Nachts fortgetragen und sie im Försterhause aufgewacht sei. Was sagst du nun?" schloß er triumphirend.

„Die Unglückliche!" murmelte ich leise vor mich hin und fuhr dann, die an mich gerichtete Frage beantwortend, laut fort: „Ich sage, daß der Wahnsinn, dessen Keim das arme Kind von der Mutter ererbt hat, seine ersten traurigen Blüten

treibt ...“ Und ohne auf das erschreckte Aufblicken meines Kameraden zu achten, erzählte ich ihm rückhaltslos alles, was ich aus des Försters Munde gehört. Als ich geendet, blickte ich ihn an, aber ich erschrak, als ich die Veränderung in dem eben noch so übermüthigen Antlitz des Junkers wahrnahm.

„Also darum!“ tönte es kaum hörbar von den entfärbten Lippen, „darum war sie oft so eigenthümlich!“ Ein Schauder schien durch seine Glieder zu rinnen — gleich darauf aber war seine Miene wieder vollkommen ruhig, und in einem Ton, der mich bis ins Mark durchkältete: „Du hast recht“, meinte er, „es ist besser, ich lasse von dem Mädchen.“

Ich sah, daß ich in dem Bestreben, meinen Freunden zu helfen, übereilt gehandelt und die Situation, statt sie zu bessern, verschlimmert hatte. Ein plötzlicher Bruch des Geliebten mußte bei dem exaltirten Zustand, in dem sich Walpurgis befand, den stillen Irrsinn zur Raserei steigern und so dem alten Mann, ihrem Vater, das Herz brechen.

Den Kahn loskettend, überlegte ich, wie dem Unheil, das ich angerichtet, zu steuern sei. Ich rieth dem Junker, der in sich gekehrt und stumm vor mir auf der Ruderbank saß, bei seiner nächsten Zusammenkunft mit Walpurgis dieselbe durch eine vorgebliche Reise an den Gedanken der Trennung zu gewöhnen und so allmählich das Verhältniß mit ihr zu lösen.

„Nach demselben Princip, nach welchem man dem Hunde den Schwanz stückweise abhaut, um ihm die Schmerzen zu ersparen“ — er lachte grell auf, daß das Echo des Flusses, geweckt durch den fremden Ton, unheimlich getreu das Gelächter zurückgab. „So seid ihr hochweisen Leute! Erst gebt ihr euch alle Mühe, unsern Frohsinn zu stören — und wenn man ja euern Vernunftgründen Gehör gibt, dann habt ihr nachträglich tausenderlei Bedenken. Uebrigens will ich dir nun mittheilen“, fuhr er hochmüthig fort, „daß ich mir fernere Verhaltungsmaßregeln verbitte. Jeder ist sich selbst der Nächste! Feigheit kann mir gewiß keiner vorwerfen, aber hier gebietet die Pflicht der Selbsterhaltung. Den Kugeln des Feindes, den Bestien unserer nordischen Wälder will ich entgegentreten, ohne mit der Wimper zu zucken — aber einer Wahnsinnigen — hu“ — er schauderte — „sie wäre im Stande, mich im Kusse zu erwürgen.“

Vergebens bot ich alle meine Ueberredungskünste auf; ein mächtiger Factor, mit dem ich nicht gerechnet, machte alle meine Bemühungen zunichte: der Egoismus in der Brust des Aristokraten war stärker als die Macht der Leidenschaft, der er noch vor einer Stunde alles zum Opfer gebracht hatte.

VIII.

Ich habe den Wald seit jener Nacht nie wieder betreten, nie wieder die Hand des braven alten Mannes gedrückt, dem ich so viel Lebensweisheit verdanke und von dessen Haupt es mir doch nicht vergönnt war, den schweren Schlag fern zu halten, den ich herannahen sah ... ja es kam alles anders, schlimmer, als ich gedacht! Aber ein halbes Menschenleben liegt zwischen jener Zeit und dem Heute,

dem Tage, da ich das Ende jener skizzenhaften Erinnerung vor mir sehe, deren Beginn in die Stunde zurückreicht, als ich an der Seite des leichtfertigen Junkers durch Nebel und Schnee zum ersten mal der Narowa entgegenfuhr.

Damals hatte ich gewähnt, nach kurzer Zeit schon mir in diesem stillen Weltwinkel eine trauliche Häuslichkeit gründen zu können — im Buch des Schicksals jedoch war es anders beschlossen. Die Kriegstrompete, deren dumpfes Grollen ungehört in unsern stillen Wäldern verhallt war, rief mich, wie alle meine jungen Collegen, zum Heere. Der Ukas des Zaren gestattete kein langes Ueberlegen, und wenig Tage schon nach jener letzten Narowafahrt mit Jégor befand ich mich bereits in D., um von meiner Braut und all den guten Freunden Abschied zu nehmen und dann unter der Leitung eines ältern Arztes meinen Posten in den Lazarethen anzutreten. Jahrelang dauerte der Aufstand, der unter Strömen Blutes von beiden Seiten endlich doch durch die russische Heeresmacht erstickt ward. Dann kam der Friede und mit ihm die frohe Botschaft, daß ich avancirt sei und eine gesicherte Anstellung an der Spitze eines der großen Militärhospitäler meiner harre, wohin mir bald meine Braut folgte und wo dann ein glückliches Familienleben uns für die lange schwere Zeit der Trennung entschädigte.

Aus X., wohin ich nach meiner plötzlichen Abreise verschiedene Briefe gerichtet, an den Grafen wie auch an den Förster, erhielt ich keine Nachricht. Möglich, daß die Briefe, bei unserer damals noch so mangelhaften Postverbindung, nie ihren Bestimmungsort erreichten, oder daß die Antworten, bei dem häufigen Wechsel unserer Standorte, verspätet anlangten und einfach als unbestellbar vernichtet wurden. Nach und nach verwischten auch neue Eindrücke die Erinnerung an die traumhaft romantische Zeit, die ich in jener Waldeinsamkeit verlebt; neue Gestalten, neue Ereignisse drängten sich; eine neue Zeit war angebrochen und ich warf das Alte zu den Todten.

Am Ende der siebziger Jahre führte mich eine Versammlung russischer Aerzte nach jahrzehntelanger Abwesenheit wieder in den Norden zurück. Es hatte sich viel verändert: Strecken, die ich damals langsam mit der Post durchreist, durchflog ich jetzt, behaglich in die gepolsterten Kissen eines Eisenbahncoupé zurückgelehnt. Auch die Bevölkerung war etwas civilisirter, etwas — europäischer geworden ... aber die weiten, baumlos dürren Moorstrecken, die versumpften Birken- und Nadelholzwälder, aus denen wir oft stundenlang nicht herauskamen, sie waren dieselben geblieben — so, gerade so wie damals, als mich das Schicksal bestimmt zu haben schien, mein Leben in diesen Einöden zu verbringen, als mir aus ihrer geheimnißvollen Nacht das schöne Mädchen entgegengetreten, die Waldnymphe mit dem flammenden Haar — und die Wogen, die da unten rauschen, über die in fliegender Eile auf hoch gewölbter Brücke das Dampfroß dahinbraust — es ist dieselbe wildromantische Narowa, an der ich dereinst einen glühenden Sommernachtstraum durchlebt — wo waren die geblieben, die darin mitgespielt? ...

Die Antwort auf diese unausgesprochene Frage sollte mir bald, unerwartet bald zutheil werden, und der sie mir gab, war mein ehemaliger Assistent aus der Zeit der Typhusepidemie in X., der mich nach meiner Einberufung zum Heere vertreten hatte; er hatte nach kurzer Thätigkeit eine Stelle erhalten, und ich be-

grüßte ihn am Orte seines Wirkens. Das Wenige, was ich aus seiner Erzählung meiner Skizze noch hinzuzufügen habe, ist Folgendes:

Der Typhus, den ich bei meiner Abreise schon erloschen geglaubt, hatte noch ein letztes Opfer gefordert: der Förster, dessen Eisennatur bisher jeder Krankheit getrotzt, war nach kurzem Krankenlager der Seuche erlegen. Schwere innerliche Kämpfe, Gram und Sorge hatten an dem alten Eichstamm genagt und ihn morsch und mürbe gemacht, daß er bei dem ersten Ruck von außen zusammenbrach. Er hatte lange nicht an seine Erkrankung glauben wollen, und als er endlich, von der Macht des Fiebers überwältigt, sich auf sein Lager hingestreckt, war es, um nimmer wieder aufzustehen. Er hatte in den wenigen Krankheitstagen keinen lichten Augenblick mehr gehabt, und war so wenigstens ohne die Sorge um sein hülflos zurückgelassenes Kind aus dem Leben gegangen.

Walpurgis hatte die ganze Zeit in dumpfem, thatlosem Hinbrüten am Lager des Vaters zugebracht und der alten Barbara allein die schwere Krankenpflege überlassen. Als man den Todten zur letzten Ruhestätte gebracht, war die Försterstochter zum ersten mal den neugierigen Schloßbewohnern zu Gesicht gekommen. In ihren besten Kleidern folgte sie dem Sarge des Vaters — aber wie im Traum — thränenlos und gefaßt. Und als die Erde den Sarg ihren Blicken entzogen, hatte sie, trotz der Bitte Barbara's, ihr ins Forsthaus zurückzufolgen, sich dem Schlosse zugewandt. Als die Diener sie mit den Worten, die Herrschaft sei beim Diner, zurückweisen wollten, hatte sie nur geringschätzig mit den Achseln gezuckt und, mit unnahbarer Hoheit alle von sich fern haltend — sie sah sich ja bereits als Herrin dieser Creaturen an, die Aermste! — die Thür zum Speisesaal geöffnet, wo der alte Graf mit seinen Gästen bei der Tafel saß. Aller Augen richteten sich auf die Eintretende, die, dadurch verwirrt, momentan auf der Schwelle gezögert, dann aber auf den Junker zugeschritten war, und mit den Worten: „Jégor, du bist lange nicht bei uns gewesen — die Angst vor der Krankheit hat dich wol fern gehalten; nun ist der Vater todt, und ich komme zu dir, damit du dein Weib vor Noth und Elend schützest", hatte sie den Arm auf seine Schulter gelegt.

Der junge Graf war erbleicht, hatte sich aber schnell gefaßt und, während noch alle sprachlos auf die seltsame Scene starrten, die Diener kaltblütig aufgefordert, ihn von der verrückten Dirne zu befreien. Diese schickten sich zögernd an, den Befehl auszuführen; doch das Mädchen, welches die Worte des Junkers nicht verstanden zu haben schien, hatte sich, trotz seiner Abwehr, noch fester an ihn geschmiegt und angstvoll flüsternd fortgefahren: „Sie kommen schon, um mich von dir zu reißen, Geliebter! Das ist die Welt, von der du mir erzählt, die sich zwischen uns drängt, uns zu trennen, und aus der du deine Wella retten willst — dein Weib — Jégor!" — schrie sie dann auf; denn der Junker hatte die Schutzflehende mit Gewalt von sich gestoßen und sie von den Dienern ergreifen lassen.

Jetzt war es der alte Graf, der dazwischentrat und mit seiner ganzen Autorität in strengem Ton von dem Neffen eine Erklärung seines Betragens forderte, worauf dieser, ohne sich an die Gegenwart der Unglücklichen zu kehren, sich auf

mich und die Worte des verstorbenen Försters berufend, kurz erklärt: daß man es mit einer Wahnsinnigen zu thun habe und alle ihre Ansprüche die Erzeugnisse ihres kranken Hirns seien.

Der stiere Blick, mit welchem die Gefesselte dieser Erzählung gefolgt, sowie das grausige Gelächter, in welches sie am Schluß derselben ausgebrochen, hatten die Wahrheit von des Junkers Bericht bestätigt und ihn in den Augen der Gesellschaft von jeder Schuld freigesprochen.

Dies alles erzählte mir mein College, als wir beim Durchschreiten der berühmten P.'schen Irrenanstalt vor einer Zelle stehen blieben und durch das kleine, in der Thür angebrachte Gitterfenster die am Boden hockende Gestalt eines Weibes erblickten: mit kurzgeschnittenem, wirrem grauem Haar, das Gesicht und die abgemagerten Arme bedeckt von zahllosen Schrammen und Wunden, die sie sich trotz des ausgepolsterten Kerkers beigebracht. Dieses von den Furien zerfleischte, halb verthierte Wesen war die einst so berückend schöne, von Waldesduft und Sonnengold umflossene „Narowanixe".

Italiens Land- und Seemacht.

Von

Leo Tellenbach,
Oberst z. D.

Bei uns, in der Heimat der allgemeinen Dienstpflicht, bringt man den militärischen Dingen Verständniß und Theilnahme entgegen, besonders wenn es sich um ein Land wie Italien handelt, das eine so große Rolle bei Kriegsverwickelungen spielen kann, in die wir möglicherweise gerathen.

Die geographischen Verhältnisse Italiens machen es diesem Lande zur Pflicht, der Flotte wie dem Landheere gleiche Aufmerksamkeit zu schenken. Offenbar ist es berufen, eine Seemacht ersten Ranges zu werden; jetzt muß es sich begnügen für die Vertheidigung der ausgedehnten Küsten die nöthige Zahl tüchtiger Kriegsschiffe zu erbauen.

Auch das Landheer verzichtet zur Zeit auf Invasionskriege und stellt sich die Aufgabe, das Land zu vertheidigen, ohne darum die Offensive aufzugeben.

Im Nordosten und Nordwesten an große Militärstaaten grenzend, bieten die Alpen eine Barrière, die sich schon oft als überwindlich erwies; die Grenze von Tirol ist nur einen kurzen Tagemarsch von Verona entfernt. Die Alpenpässe gegen einen plötzlichen Angriff zu halten, sind die Compagnie alpine bestimmt, welche, immer auf Kriegsfuß, sofort ins Feld rücken und am dritten oder vierten Mobilmachungstage die zu vertheidigenden Punkte erreichen können.

Man gedenkt die Compagnie alpine am vierten oder fünften Mobilmachungstage durch Gebirgsartillerie und Bersaglieri zu verstärken und, so gedeckt, die Armee in der Poebene zu versammeln und mobil zu machen; in Italien geht nämlich die erste Versammlung des Heeres der Vermehrung desselben auf Kriegsstärke voraus.

Diese für uns auffallende Reihenfolge hat ihre vollständige Begründung.

Da nämlich Italien mehr Zeit zur Mobilmachung braucht als die benachbarten Großstaaten, besonders als Frankreich, so empfindet es das Bedürfniß, mit dem größten Theil der Truppenkörper, wenn sie auch noch auf Friedensfuß sind, an die Grenze zu eilen, um den Feind zu verhindern, ins Land zu dringen und die Mobilmachung zu stören. Hier wird sich das Heer, gestützt auf die natürlichen und künstlichen Barrièren, nach und nach verstärken und braucht keinen Augenblick die beobachtende Stellung aufzugeben.

Dazu tritt noch ein anderer Umstand.

Damit die einzelnen Bestandtheile der Nation innerhalb der Armee zu einer Einheit verschmelzen, beziehen die Truppentheile ihre Rekruten aus dem ganzen Lande, nicht aus einem besondern District. Es wird nun mit Recht Werth darauf gelegt, daß jeder Truppentheil bei einer Mobilmachung dieselben Leute wieder erhalte, welche er ausgebildet hat. Würden nun die Leute sich in den Friedensgarnisonen ihres Truppentheils zu stellen haben, so müßten die Eisenbahnen sie dorthin transportiren und viele davon machten denselben Weg ganz oder zum Theil noch einmal, wenn der Truppentheil nach der Versammlungszone befördert wird.

Ehe die Reservisten sich auf den Weg machen können, um sich bei ihren Distretti militari und danach bei ihren Truppentheilen zu stellen, vergeht einige Zeit; diese ginge für den Eisenbahntransport ganz verloren, wenn die Truppentheile ihre Verstärkung in der Friedensgarnison abwarteten. Zum Transport der Reservisten würden die Mittel der Eisenbahnen nur wenig in Anspruch genommen, um nachher zur Beförderung der Truppentheile auf Kriegsstärke in übermäßige Thätigkeit zu gelangen; bei dem eingeführten System beginnt man vom ersten Tage ab die Eisenbahnen nutzbar zu machen.

Das ganze Land ist in 88 Distretti militari getheilt. Das Distretto militare ähnelt unserm Landwehrbezirk; es hat aber beim Ersatz und bei der Mobilmachung der Armee noch wichtigere Functionen; auch werden beim Distretto militare die Montirungsstücke für die Armee durch Militär- und Civilhandwerker angefertigt. Das Distretto militare hat daher auch ein zahlreicheres Offizierpersonal als unsere Landwehrbezirke und steht unter einem Obersten oder Oberstlieutenant. Das Distretto bewacht die für die Kriegsaugmentation und für die Kriegsformation nöthigen Waffen und Montirungsstücke; die Haupt-Mobilisationsbezirke halten auch das bei einer Mobilmachung nöthige Fuhrwesen für die Truppentheile bereit.

Das Distretto hebt die Leute aus und kleidet sie ein. Jedes Infanterieregiment erhält seinen Ersatz und seine Kriegsverstärkung aus fünf bestimmten Bezirken, welche immer dieselben bleiben, wohin das Regiment auch versetzt werden mag. Bei diesen Districten melden sich auch die Ausgedienten, wenn sie entlassen worden sind; hier stellen sich die Reservisten, wenn sie wieder zur Fahne einberufen werden.

Die Reservisten der Cavalerie, der Artillerie und der Genieregimenter melden sich zwar auch zuerst bei ihren Districten: sie werden aber dort weder eingekleidet noch bewaffnet (sie erhalten dort nur Mantel und Feldmütze). Diese Truppentheile haben alles, was für die Kriegsaugmentation an Waffen und Kleidungsstücken nöthig ist, in eigenem Gewahrsam, wie sie denn auch die Montirungsstücke selbst anfertigen lassen.

Nachdem die Truppentheile auf Friedensstärke nach der Zone der ersten Versammlung transportirt sind, führen die Eisenbahnen die Reservisten zu ihrem District. Zu jedem seiner fünf Districte sendet das Infanterieregiment einen Offizier, der die Reservisten nachführt, sowie sie angesammelt, eingekleidet und bewaffnet sind.

Sehen wir nun das Heer an, welches, durch die Barrière der Alpen gedeckt, sich versammelt und nach und nach verstärkt.

Die erste Versammlung ist spätestens am 7. Mobilmachungstage vollendet; am 9. Mobilmachungstage hat die Infanterie mehr als die Hälfte ihrer Verstärkung; am 21. Mobilmachungstage ist die Armee auf voller Kriegsstärke und operationsfähig.

Die Armee zählt 80 Linien-Infanterieregimenter, 10 Versaglieriregimenter, 20 Cavalerieregimenter, 10 Feld-Artillerie- und 4 Festungs-Artillerieregimenter sowie 2 Genieregimenter.

Das Infanterieregiment besteht aus 3 Bataillonen zu 4 Compagnien und aus 1 Depotcompagnie; das Versaglieriregiment aus 4 Bataillonen zu 4 Compagnien und aus 1 Depotcompagnie; das Cavalerieregiment aus 3 Divisionen zu 2 Schwadronen und aus 1 Depotschwadron; das Artillerieregiment aus 4 Brigaden (2 Brigaden zu 3 Batterien, 1 Brigade zu 4 Batterien und 1 Trainbrigade zu 3 Compagnien) und 1 Depotcompagnie (die Batterie hat im Frieden 6, im Kriege 8 Geschütze); das Festungs-Artillerieregiment aus 4 Brigaden (3 Brigaden zu 4, 1 Brigade zu 3 Compagnien) und 1 Depotcompagnie; das Genieregiment aus 1 Brigade Pontonniere zu 4 Compagnien, 5 Brigaden Sappeurs (4 Brigaden zu 3, 1 Brigade zu 2 Compagnien), 1 Eisenbahnbrigade zu 2 Compagnien, 1 Trainbrigade zu 3 Compagnien und aus 1 Instructionszuge und 1 Depotzug.

Ein Infanterieregiment zählt auf Friedensfuß 64 Offiziere, 1310 Mann; ein Versaglieriregiment 83 Offiziere, 1690 Mann; ein Cavalerieregiment 48 Offiziere, 1030 Mann (737 Reitpferde); ein Feld-Artillerieregiment 77 Offiziere, 1376 Mann (664 Pferde), 60 Geschütze; ein Festungs-Artillerieregiment 80 Offiziere, 1591 Mann; ein Genieregiment 124 Offiziere, 2454 Mann und 168 Zugthiere.

Dies ergibt eine Friedensstärke:

	Offiziere	Mann	
Infanterie (einschließlich Versaglieri und Alpentruppen)	6150	130790	
Cavalerie	960	20600	(15000 Pferde)
Feldartillerie	770	13760	(600 Geschütze)
Festungsartillerie	320	6364	
Genietruppen	248	4908	(336 Zugthiere)
	Im Ganzen 8448	176422.	

Rechnet man hierzu die höhern Stäbe, Adjutanten, Generalstab und die bei den Militärdistricten befindlichen Offiziere und Truppen, so erhält man eine Friedensstärke von etwa 200000 Mann. Da die Ausgedienten (die Dienstzeit bei der Cavalerie beträgt 55 Monate, bei der Infanterie 31) im September entlassen, die Rekruten Ende Januar eingestellt werden, so beträgt die Friedensstärke in der Zwischenzeit höchstens 160000 Mann.

Auf dem Kriegsfuße ist die Armee erster Linie 330000 Mann stark. Eine jährliche Aushebung von 65000 Mann ist mehr als genügend, um das kämpfende Heer auf diese Stärke zu bringen, welches man aus acht Jahrgängen (Classi) zusammensetzt.

Außerdem formirt man eine Armee zweiter Linie in der Stärke von 150000 Mann für die innere Vertheidigung des Staates und eventuell auch zur Verstärkung des Heeres erster Linie.

Endlich will man auch eine Territorialmiliz als letzte Reserve aufstellen, um in Verbindung mit dem Heere erster Linie (Esercito permanente oder di prima linea) und mit dem Heere zweiter Linie (Esercito di seconda linea oder Milizia mobile) bei der innern Vertheidigung zu helfen.

Nachdem der eingezogene Mann acht Jahre dem Heere erster Linie angehört hat, wird er auf vier Jahre der Milizia mobile und auf weitere sieben Jahre der Milizia territoriale zugewiesen.

Außer den erwähnten 65000 Mann, welche die erste Kategorie bilden, hebt man noch 45000 Mann der zweiten Kategorie jährlich aus. Die zweite Kategorie soll den Ersatz des stehenden Heeres, der Milizia mobile und der Milizia territoriale, für den Kriegsfall liefern. Die zweite Kategorie gehört fünf Jahre zum Ersatz (Complemento) des Heeres erster Linie, vier Jahre zum Ersatz der Milizia mobile und zehn Jahre zum Ersatz der Milizia territoriale. Während der ersten fünf Jahre soll sie fünf Monate beim stehenden Heere dienen; in Wirklichkeit hat man sie noch nie über zwei Monate dienen lassen, ja man hat sie aus Ersparnißrücksichten zwei Jahre lang gar nicht eingezogen.

Die zweite Kategorie bildet im Kriegsfalle nicht besondere Ersatztruppenkörper, sondern stellt sich bei ihrem District, wo sie eingekleidet, bewaffnet und mit Hülfe der von den Regimentern commandirten Offiziere und Unteroffiziere ausgebildet wird. Der District sendet dann nach Erforderniß den Regimentern den Ersatz nach. Zu den Districten stoßen bei einer Mobilmachung auch die Depotcompagnien der Infanterieregimenter, welche aus nicht felddienstfähigen Leuten bestehen. Die Depots der Genietruppen, der Artillerie und der Cavalerie bleiben in der Friedensgarnison des Truppentheils zurück und bilden die Ersatztruppe desselben.

Das Heer erster und zweiter Linie, die Territorialmiliz und der für diese drei Bestandtheile bestimmte Ersatz ergeben eine Effectivstärke von 1,150000 Mann, ohne die dritte Kategorie.

Zur dritten Kategorie zählen alle diejenigen dienstbrauchbaren Männer vom 21. bis zum 39. Lebensjahre, welche in keinem andern Militärverhältniß stehen.

Das stehende Heer ist in 10 Armeecorps getheilt, jedes Armeecorps besteht aus 2 Divisionen. Bei einer Mobilmachung werden wahrscheinlich drei Armeen formirt, für welche im Frieden kein Stab existirt; auch kann das eine oder andere Armeecorps isolirt auftreten. Armeecorps und Division sind im Frieden territorial, also aus den im Armeecorpsbezirk, im Divisionsbezirk garnisonirenden Truppentheilen zusammengesetzt; da die Truppentheile etwa alle drei Jahre die Garnison wechseln, so begründen Armeecorps und Division keinen dauernden Verband. Auch hat man nicht allen Armeecorps dieselbe Zusammensetzung geben können wie im Kriege, d. h. es fehlen einigen Armeecorps einzelne Glieder, welche in den Bezirk anderer Armeecorps abcommandirt sind. Italien ist durch seine geographische Gestalt berufen, die großen Schlachten in den nördlichen Theilen des Landes zu schlagen; daher gravitirt die Disloeation der militärischen Kräfte nach dem Norden, und dies um so mehr, als das Eisenbahnnetz in Mittel- und Unteritalien noch wenig entwickelt ist. Auch ist die Vertheilung der Kasernen nicht in Uebereinstimmung mit den militärischen Anforderungen und so ist man gezwungen, einige Truppen-

körper außerhalb desjenigen Armeecorps- oder Divisionsbezirks zu halten, in welchem sie sonst ihre natürliche Garnison fänden.

Unter der Division stehen auch alle Distretti militari ihres Bezirks, für welche ein Comando superiore dei distretti in den Händen eines Generalmajors oder eines Obersten existirt. Dies Commando tritt bei Mobilmachungen als Territorialcommando an Stelle der Division.

Die italienische mobile Division besteht außer dem Divisionsstabe und den Servizi accessori, was wir bei uns Branchen und Colonnen nennen (Proviant, Sanität, Munition), aus 2 Infanteriebrigaden zu 2 Regimentern (im ganzen aus 12 Bataillonen), aus 1 Division Cavalerie zu 2 Schwadronen, aus 1 Brigade Artillerie zu 3 Baterien (24 Geschütze). Die Gesammtstärke der Division beträgt 11740 Mann, 1270 Pferde, 24 Geschütze, 188 Karren; darunter Combattanten 11402 Mann.

Das mobile Armeecorps ist aus 2 Divisionen zusammengesetzt und hat außerdem 1 Brigade von 2 Cavalerieregimentern zu 4 Schwadronen (im ganzen 8 Schwadronen), 1 Brigade Artillerie zu 4 Batterien (32 Geschütze), 1 Regiment Versaglieri zu 4 Bataillonen, 1 Brigade Sappeurs (Zappatori del genio) zu 2 Compagnien; im ganzen 28 Bataillone, 12 Schwadronen, 80 Geschütze, 2 Sappeurcompagnien, welche mit den Servizi accessori und dem Quartiere generale da corpo d'armata eine Gesammtstärke von 30958 Mann, 5903 Pferden, 80 Geschützen und 873 Karren, wovon 28589 Mann, 3823 Pferde und 285 Karren zu den Combattanten gerechnet werden.

Im Frieden steht das Generalcommando des 1. Armeecorps in Turin, mit der 1. Division (Turin) und der 2. (Alexandria); das 2. Corps in Mailand mit der 3. Division (Mailand) und der 4. Division (Brescia); das 3. Corps in Verona mit der 5. Division (Verona) und der 6. (Padua); das 4. Corps in Piacenza mit der 7. Division (Piacenza) und der 8. Division (Genua); das 5. Corps in Bologna mit der 9. Division (Bologna) und der 10. (Ancona); das 6. Corps in Florenz mit der 11. Division (Florenz) und der 12. (Perugia); das 7. Corps in Rom mit der 13. Division (Rom) und der 14. (Chieti); das 8. Corps in Neapel mit der 15. Division (Neapel) und der 16. (Salerno); das 9. Corps in Bari mit der 17. Division (Bari) und der 18. (Catanzaro); das 10. Corps in Palermo mit der 19. Division (Palermo) und der 20. (Messina).

Zwei oder mehr Armeecorps, gewöhnlich drei, stellt man zu einer Armee zusammen. Das Commando einer italienischen Armee zerfällt in zwei Gruppen: das Armeehauptquartier und die Armeeintendanz.

Die Armeeintendanz hat, unter dem Armeehauptquartier stehend, die obere Leitung aller Branchen (Servizi accessori); sie ist in der Ausführung selbständig, hat also eine große Verantwortlichkeit. Die Armeecorps wenden sich in allen Dingen, die Ergänzung und Ersatz betreffen, an das Armeehauptquartier, welches die Armeeintendanz benachrichtigt; diese theilt dann dem Armeecorps die getroffenen Maßregeln durch die Commissariatsdirectionen mit, welche sich bei den Armeecorps befinden.

Die Gesammtstärke einer Armee aus drei Corps kann man auf 100000 Mann

und 20000 Pferde (ausschließlich Fuhrwesen, welches durch 2244 Karren repräsentirt wird) beziffern.

Die „Armata" erhält keine Cavalerie besonders zugetheilt, wird also vielleicht aus der verfügbaren Cavalerie der Armeecorps eine Cavaleriedivision für den augenblicklichen Bedarf zusammenstellen müssen, welche alle Schattenseiten solcher ephemeren Formation an sich trägt.

Von den 10 vorhandenen Armeecorps müssen 3 zum Schutz der ausgedehnten Küsten zurückbehalten werden, bis die Milizia mobile dieselben ablösen kann. Innerhalb des Territoriums eines jeden Armeecorps muß sich im Bedarfsfall 1 Division der Milizia mobile von 14 Bataillonen (davon 2 Bataillone Bersaglieri) formiren. Jedes Feldartillerieregiment muß einer dieser Divisionen 1 Brigade Artillerie von 3 Batterien stellen; die beiden Genieregimenter müssen 5 Divisionen der Milizia mobile mit den Servizi ihrer Waffe ausstatten (Sappeurs, Brückenequipage, Feldtelegraph, Eisenbahntruppe); die Sanitätsdirectionen der 20 Territorialdivisionen sorgen für den Sanitätsdienst (jede Division erhält ein halbes Feldlazareth und eine Section Sanitätstruppen) und die Carabinierilegionen geben an jede Division eine Section Carabinieri ab.

Die Commandos der Districte sind die Mittelpunkte für die Formation der Infanteriebataillone; in den Hauptorten des Divisionsbezirks sammeln sich die Regimenter und Brigaden der Milizia mobile. Solange die Milizia mobile und die Milizia territoriale noch nicht formirt sind, muß das Heer ungefähr 200 Compagnien Besatzung im Lande lassen.

Die Milizia territoriale enthält 19 Jahrgänge der dritten Kategorie, 10 Jahrgänge der zweiten Kategorie und 7 Jahrgänge der ersten Kategorie; im ganzen ohngefähr 1,100000 Mann.

Die Milizia communale, welche im Kriege für diejenigen Gemeinden nothwendig ist, in denen gewöhnlich weder Truppen noch Carabinieri stehen, enthält 19 Klassen dritter Kategorie, 19 zweiter und 16 erster Kategorie; im ganzen 1,700000 Mann.

Für die Aufstellung der Milizia territoriale und der Milizia communale ist im Frieden nichts vorbereitet; wahrscheinlich wird die Milizia territoriale in locale Einheiten, Compagnien und Bataillone getheilt werden.

Wir sehen, nicht an Mannschaften fehlt es dem wohlbevölkerten Lande, und es kann, wenn die Geldmittel vorhanden sind, eine ganz imposante Heeresmacht aufstellen. Der Italiener ist ein guter Soldat; er ist außerordentlich mäßig, kann Hitze und — der gewöhnlichen Meinung zuwider — auch Kälte ertragen: seine Gewandtheit wird auch von Fremden gerühmt.

Für die Ausbildung dieses ausgezeichneten Truppenmaterials sorgt ein königtreues, dem Parteiwesen durchaus abholdes Offiziercorps, das den Eindruck der Gediegenheit macht und es mit dem Dienst ernst nimmt.

Daß die äußere Strammheit nicht in dem Maße vorhanden ist, wie wir es gewohnt sind, hat der italienischen Armee manches ungünstige Urtheil eingetragen: wir meinen mit Unrecht. Auch die Armee wird immer bis zu einem gewissen Punkte der nationalen Eigenthümlichkeit Rechnung tragen müssen, und es wäre

vielleicht ebenso falsch, wenn die Italiener die deutsche Strammheit nachahmen, als wenn die Deutschen in derselben nachlassen wollten.

Mit Recht legt man bei der Darstellung einer fremden Armee Werth auf die Verschiedenheiten, welche sich im Vergleich zu der unserigen herausstellen; aber diese Verschiedenheiten begründen nicht nothwendig einen qualitativen Unterschied; im Gegentheil, zwei Armeen können sich gerade dadurch auf gleichem Niveau halten, daß jede das ihr angemessene System festhält.

Wir haben bei der Mobilmachung schon auffallende Unterschiede zwischen der italienischen Armee und der unserigen kennen gelernt; auch im Friedensverhältniß weichen beide Armeen sehr voneinander ab.

Die Offiziere sind weder gut besoldet noch genießen sie Zuwendungen und Rücksichten, wie sie den unserigen zutheil werden; die Einrichtung eines gemeinsamen Offiziertisches fehlt, Tischgelder werden nicht gewährt.

Mit Ausnahme der Artillerie, des Ingenieurcorps (Genio) und der Stabsoffiziere müssen alle Offiziere eine Prüfung bestehen, ehe sie zu einer höhern Rangstufe befördert werden. Kein Unterlieutenant (Sottotenente) wird Lieutenant, wenn er nicht die Schießschule zu Parma vier Monate lang besucht hat, wo er im Schießen, in der Waffenkenntniß (einschließlich Waffenreparatur) und in den Sappeurarbeiten unterrichtet wird. Danach muß er in den genannten Gegenständen eine Prüfung bestehen.

Außer dem Hauptmann hat die Compagnie bei allen Waffengattungen 3, im Kriege 4 Offiziere; die Schwadron hat 1 Hauptmann (nicht Rittmeister) und 4 Offiziere; die Batterie 1 Hauptmann und 3 Offiziere.

Jeder Truppentheil hat wie bei uns seine Reserveoffiziere (Ufficiali di complemento).

Nachahmenswerth scheint es, daß der Urlaub geregelt ist. Alle zwei Jahre kann ein Lieutenannt 60 Tage Urlaub erhalten, ein Hauptmann 80 Tage, ein Stabsoffizier 100 Tage und ein General 120 Tage.

Unteroffiziere können nur dann zum Offizier befördert werden, wenn sie von ihrem Regimentscommandeur die Erlaubniß zum Besuch einer Offizierschule erhalten und nach Absolvirung derselben die Offizierprüfung bestehen.

Aerzte, Thierärzte, Rechnungsführer sind wirkliche Offiziere, und es gibt einen Maggiore generale medico, Capitani contabili (Rechnungsführerhauptmann) und Capitani veterinari (Thierarzthauptmann).

Den Consens zur Verheirathung erhält ein Offizier, der unter 40 Jahre alt ist, nur wenn 2000 Lire jährlicher Rente nachgewiesen werden; eine Rente von 1500 Lire genügt, wenn der Offizier älter ist. Offiziere, die ohne Consens heirathen, werden mit Dienstentlassung bestraft.

Der Regimentsadjutant ist Hauptmann und hat den Unterstab des Regiments zu führen, welcher außerhalb des Compagnieverbandes steht.

Die Adjutanten und die Hauptleute der Bersaglieri sind beritten; berittene Offiziere erhalten keinen Stallservis, doch haben sie meist Gelegenheit, ihre Pferde in Kasernenställen unterzubringen.

Die Unteroffiziere bilden eine Rangstufe für sich und sind streng von den

Corporalen geschieden. Die Unteroffiziere müssen das erste mal auf acht Jahre capituliren, bei Wiederholung der Capitulation auf drei Jahre und sind meist auf Unteroffizierschulen ausgebildet. Die Unteroffiziere zerfallen in furieri (Feldwebel) und Sergeanten. Jede Compagnie hat 1 Feldwebel, 4 Sergeanten und 9 Corporale.

Die Corporale sind dem Dienststande entnommen; sie werden aus den Leuten des zweiten Dienstjahres ausgesucht, erhalten ein Jahr lang bei der Truppe Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Dienstkenntniß und müssen, um nach Vollendung des zweiten Dienstjahres zum Corporal ernannt zu werden, eine Prüfung bestehen.

Es gibt einjährige und dreijährige Freiwillige; auch die Einjährigen wohnen in der Kaserne und stehen in der Verpflegung des Truppentheils, wofür sie eine nach den Waffen verschiedene Entschädigung zahlen; mindestens 1200 Lire im Jahre. Es melden sich wenige Individuen zum einjährigen Dienst.

Alle Truppentheile haben Sappeurs (Zappatori), welche jährlich vier Monate bei den Genietruppen Dienst thun. Jedes Infanterieregiment hat 1 Unteroffizier, für jedes Bataillon 1 Corporal, für jede Compagnie 2 Gemeine, welche Sappeurs sind und mit Säge, Hackemesser, Axt, Spitzhacke, Bohrer versehen sind. Jede Escadron hat 8 Sappeurs; auch zu Pferde wird Axt und Spitzhacke geführt. Die Sappeurs der Infanterie tragen ein verkürztes Gewehr. Jedes Cavallerieregiment ist mit Dynamitpatronen, Leitungsdraht und Handwerkszeug zur Zerstörung von Eisenbahnen versehen; gewöhnlich befindet sich der Apparat in einem oder zwei Regimentskarren; es können sich aber auch ein paar Reiter das Nöthige um den Leib schnallen.

Die Bekleidung ist einfach, geschmackvoll und dem Klima angemessen; bemerkenswerth ist, daß den Soldaten wollene Unterjacken, gewebte Unterhosen, Taschentücher, Fußlappen und eine Weste geliefert werden. Es besteht hier das System der Massa, d. h. jedem Soldaten wird eine bestimmte Summe für seine Bekleidung ausgesetzt; reicht er mit weniger aus, so ist das Ersparte sein Eigenthum; macht er Schulden, die nicht durch die allgemein angeordnete Rückgabe gewisser Montirungsstücke nach vollendeter Dienstzeit gedeckt werden, so muß er oder seine Familie dafür aufkommen: den Armen wird die Schuld geschenkt.

Alle Offiziere tragen Epauletten mit Fransen, wie bei uns die Stabsoffiziere. Soldaten und Offiziere tragen schmale weiße Halstücher, welche nur wenig über den Kragen der Montirung hervorsehen.

Die ganze Armee ist mit dem Waffenrock bekleidet (Giubba), welcher kürzere Schöße als der unserige hat. Die Infanterie trägt im Felde den Mantel angezogen und läßt den Waffenrock zurück; auch im Frieden wird der Waffenrock unter dem Mantel selten getragen.

Der Infanterist trägt Schuhe mit Gamaschen, der Cavalerist hohe Stiefel. Jeder Infanterist hat das Stück eines Zeltes auf seinem Tornister. Bemerkenswerth ist, daß bei der Cavalerie der Säbel nicht um den Leib getragen, sondern an den Sattel befestigt wird. Die zehn ersten Cavalerieregimenter führen Lanzen und Revolver, tragen Helme und gehören zur schweren Cavalerie; die zehn andern tragen das Käppi und führen Carabiner.

Der Soldat ist stets mit allem versehen, was er im Felde braucht. Kriegsmäßig ausgerüstet zieht er auf Wache und rückt er zum Dienst aus; in der Kaserne befinden sich die wenigen eigenen Sachen, welche er haben darf, in einem leinenen Beutel, der mit seinem Namen versehen ist, sodaß er sie jeden Augenblick auf der Kammer abgeben kann.

Ueberaus einfach ist die Ausstattung der Kasernenstuben; Schränke und Schemel fehlen; ein Tisch und zwei Bänke müssen für eine große Stube ausreichen. Dagegen ist für Wasser reichlich gesorgt und in vielen Kasernen bestehen Badeanstalten für die Leute. In der Armee regt sich der Wunsch, daß nach Einführung der allgemeinen Dienstpflicht die Kasernen nicht allein dem Bauer, der an ein hartes Leben gewöhnt ist, sondern auch dem gebildeten und wohlerzogenen Jüngling einen anständigen Wohnraum darbieten möchten. Uebrigens herrscht in allen Kasernen die größte Ordnung und Reinlichkeit.

Die Unteroffiziere wohnen und speisen für sich, nicht wie die Corporale mit den Leuten zusammen. Die Eßstunden sind für Unteroffiziere und Leute: 9 Uhr früh und $4^1/_2$ Uhr nachmittags. Die Leute erhalten morgens eine Mehlspeise und nachmittags Fleisch und Suppe; die Unteroffiziere bekommen wenigstens zu einer Mahlzeit Wein.

Jedes Infanterieregiment hat zwei ziemlich umfangreiche Marketenderkarren; die Marketendereien in den Kasernen bieten mehr Auswahl an Speise und Trank als bei uns.

Jedes Regiment hat einen Fechtsaal in der Kaserne für Offiziere und Unteroffiziere, einen Conferenzsaal für die Offiziere zu wissenschaftlichen Vorträgen und für das Kriegsspiel.

Das Regiments- und die Bataillonsbureaux, die Bureaux für das Rechnungswesen sowie die Dienstzimmer für Regiments- und Bataillonscommandeure befinden sich in der Kaserne. Alle Tage hält hier der Regimentscommandeur den kleinen oder großen Rapport ab, je nachdem nur die höhern oder alle Offiziere erscheinen müssen. Dies hängt mit einer besondern Eigenthümlichkeit des italienischen Heeres zusammen: alle Macht, die Befugniß den Dienst zu befehlen, das Strafrecht, ist in den Händen des Regimentscommandeurs centralisirt. Was unser Compagniechef für die Compagnie ist, das ist in Italien der Oberst für sein Regiment. Der Regimentscommandeur bestimmt, wann die Leute ausgehen dürfen; die übrige Zeit müssen sie in der Kaserne verbleiben. Er ordnet in einem Stundenzettel den Dienst für Sommer und Winter an, z. B. Montag und Donnerstag Exerciren; Dienstag, Mittwoch, Freitag Tiraillenr- oder Felddienst; Sonnabend Marschübung. An den Exercirtagen pflegt er sich die Verwendung der Morgenstunden vorzubehalten; er überläßt eine bestimmte Zeit dem Bataillon, eine andere der Compagnie.

Alle Vorgesetzte, bis zum Unteroffizier herab, dürfen Strafen verhängen, aber der Regimentscommandeur allein bestimmt die Dauer derselben; er kann sie nöthigenfalls aufheben.

Das Rechnungswesen steht unter dem Regiment, nicht wie bei uns unter dem Bataillon. Jedes Infanterieregiment hat einen Rechnungsführerhauptmann als

Direttore di conti, einen Rechnungsführerlieutenant für Matrikel und Magazin (Kammer), und einen Zahlmeister (Ufficiale pagatore). Das gesammte Rechnungswesen steht unter einem Major (Maggiore relatore), welcher dem Verwaltungsrath, aus allen Stabsoffizieren der Regimenter bestehend, Vortrag hält. Das Infanterieregiment läßt nur Reparaturen durch den Regimentsschneider und Regimentsschuhmacher machen, welche Civilisten sind und so viel Civilarbeiter annehmen, als sie brauchen: auf der Kammer ist nur der Vorrath an Montirungsstücken für drei Monate. Während für die Infanterie die Montirungsstücke bei den Distretti militari angefertigt und aufbewahrt werden, haben Cavalerie, Artillerie und Genietruppen alles, was sie zu ihrer Kriegsaugmentation brauchen, in eigenem Gewahrsam, wie sie denn auch ihre Montirungsstücke selbst anfertigen lassen.

Die Aerzte sind wirkliche Offiziere und heißen Ufficiali medici. Es gibt an Aerzten in der italienischen Armee 1 Generalmajor, 14 Obersten, 14 Oberstlieutenants, 30 Majore, 250 Hauptleute, 200 Lieutenants und 100 Unterlieutenants. Die Leichtkranken einer Kaserne werden in einem besondern Zimmer vereinigt; in jeder Kaserne wohnt ein Arzt. Ein Infanterieregiment hat an Aerzten: 1 Hauptmann und 2 Lieutenants. Lazarethgehülfen haben nur die Compagnie alpine.

Die Tambours sind abgeschafft, die Hornisten mit Gewehren bewaffnet. Nur die Infanterieregimenter haben ein Musikcorps.

Da die Infanterie- und Bersaglericompagnien in der Zeit zwischen Abgang der Reserve (September) und Eintritt der Rekruten (Januar) außerordentlich schwach sind, so kann, wenn in der Compagnie exercirt werden soll, die Compagnie aus allen verfügbaren Leuten des Bataillons, das Regiment aus mehrern Bataillonen formirt werden. Die hierzu bestimmten Offiziere treten ein, die übrigen sehen zu.

Ueber das Exerciren wäre nur zu bemerken, daß es in lobenswerther Weise einfach ist, und daß jede Art von Inversion (Verkehrung der Front) mit Leichtigkeit ausgeführt wird. Der Parademarsch geht ohne große Vorbereitung sowol mit Augen rechts als mit Augen links vor sich; die Züge kommen nicht, wie bei uns, gleich Linealen vorbei, die Haltung des einzelnen Mannes ist aber ganz vortrefflich. Der Italiener wird sagen, daß der Offizier vor der Front sich natürlicher benimmt als bei uns; wir würden mehr Anspannung, mehr Schnelligkeit, mehr Repräsentation wünschen. Bei dem Exerciren nach einer untergelegten Gefechtsidee legen wir mehr Nachdruck auf Zusammenhang und Entschiedenheit der Bewegungen. Bemerkenswerth schien uns beim Tirailliren, daß, sowie das Feuer beginnt, die Unteroffiziere in die Linie eindoubliren und mitschießen und daß die Bewegung ohne Tritt für geschlossene Abtheilungen unbekannt ist. Bewegungen einer Tirailleurlinie mit rechts- oder linksum im Feuer, der Rückzug im Trabe sind bei uns verpönte Dinge.

Das Scheibenschießen wird bei der italienischen Infanterie in einer Weise ausgeführt, deren Leichtigkeit uns auffällt. Die Schießstände sind sehr einfach; Kugelfänge, Traversen, Seitenwälle sahen wir nicht. Die Scheiben wurden am Fuße eines Berges aufgestellt: davor war ein Graben gezogen für die Anzeiger.

Der Soldat hat eine Anzahl Schüsse auf die vorgeschriebene Weise zu verschießen, ohne bestimmten Bedingungen damit genügen zu müssen. Es ist jedoch durch Gewährung zahlreicher Prämien für jeden Schießtag dafür gesorgt, daß der Soldat sich bemüht, so gut wie möglich zu schießen.

Wir wollen hier noch einer für Italien sehr zweckmäßigen Einrichtung gedenken: alle Soldaten, die nicht lesen und schreiben können, werden hierin unterrichtet, und kein Soldat wird entlassen, ehe er lesen und schreiben gelernt hat.

Um eine Armee kennen zu lernen, muß man sich auch um die Bestrebungen bekümmern, welche in ihr lebendig sind; man muß wissen, welche Ziele ihr vorschweben, in welchen Gestaltungen sich ihre Zukunft andeutet.

Wie bei den meisten Heeren, findet man auch hier das Budget knapp bemessen. Da ist es denn höchst merkwürdig, wie man sich zu helfen sucht. Auf eine nennenswerthe Erhöhung des Budgets für die Armee verzichtet man von vornherein und schlägt eine Minderung der jährlichen Aushebung vor. Nicht mehr sollen 65000 Mann der ersten Kategorie ausgehoben werden, sondern nur 60000, welche genügen, um mit acht Jahrgängen die Armee der ersten Linie auf Kriegsstärke zu bringen. Mit einem solchen System würde man eine jährliche Ersparniß von 5 Mill. erhalten und könnte ohne Vermehrung der Kosten die Rekruten im November schon, statt im Januar einberufen, und so dem Jahrescontingent eine gute erste Unterweisung geben.

So schlägt man auch vor, nicht mehr 47000 Mann zweiter Kategorie zum Dienst einzuberufen, sondern nur 25000, welche dem Bedürfniß genügen. Man würde dann ohne Kostenvermehrung die Leute zweiter Kategorie fünf Monat einexerciren können, während sie jetzt kaum zwei Monate dienen. Die Wünsche richten sich überhaupt nicht auf eine Vergrößerung der Armee, sondern auf eine Verwirklichung des Organisationsplans. Mit Recht bedauert man im italienischen Heere, daß die Milizia mobile und die Milizia territoriale großentheils nur auf dem Papiere steht; man wünscht für jene die Bildung der Stämme, für die Formation der letztern die nöthigsten Vorbereitungen.

Ebenso berechtigt sind die Bestrebungen, das Festungssystem des Landes zu vervollständigen, die Festungen mit Geschützen zu versehen, welche dem heutigen Standpunkte der Artillerie entsprechen.

Als das Wichtigste gilt allgemein die Aufbesserung der Lage der Offiziere. Daß sie einen geringern Sold als die Offiziere der meisten andern europäischen Armee erhalten, das beklagen sie nicht, und ich habe keine Stimme vernommen, welche eine Aenderung in dieser Beziehung herbeigewünscht hätte. Es liegt aber ein anderer Uebelstand vor; die Beförderung geht außerordentlich langsam, es gibt Hauptleute in der Armee, welche schon seit 17 Jahren diese Stellung bekleiden. Es ist dies nicht nur ein persönlicher Nachtheil für die Offiziere, sondern für die Armee selbst, die an Schwung und Geist verliert, deren Lebensregungen matter werden, wenn die Offiziercorps zu alt sind.

Dieser Uebelstand ist so wichtig, daß wir länger dabei verweilen.

Der Oberst Martelli sagte schon im Jahre 1878: „Unsere Offizierstämme

kranken und altern; sie kranken an der Schmalheit des Soldes: sie altern, weil das Soldatenleben aufreibt und weil die Beförderung sich immer trauriger gestaltet!" Hier anknüpfend schreibt Oberst Pelloux in seiner vortrefflichen Broschüre: „Appunti sulle nostre condizioni militari", welche großes Aufsehen erregt hat und um so mehr Aufmerksamkeit verdient, als der hochverdiente Verfasser eine hervorragende Stellung im Kriegsministerium einnimmt: „Seitdem ist diese Frage verschiedenemal verhandelt; anderthalb Jahre sind vergangen und bisjetzt ist überhaupt nichts geschehen. Wenn die Stämme im Jahre 1878 krankten und alterten, so hat sich dieser Zustand sicher heute nicht geändert, und jeder Monat, der vergeht, ohne daß man geeignete Vorkehrungen trifft, verschlimmert eine Lage, welche schon an sich ernst genug ist, weil von der Beschaffenheit unserer Stämme die Gesundheit des Heeres abhängt. Wir schätzen hoch das erhabene Gefühl der Pflicht und die andauernde Selbstverleugnung unserer Offiziere, die bei jeder Gelegenheit den Beifall und die Dankbarkeit des Volkes sich zu erwerben verstanden haben. Selbst ausländische Schriftsteller, welche sich mit unserm Heerwesen oder mit unserer Politik beschäftigten — wenn auch nicht immer mit der Genauigkeit, der Unbefangenheit und der Unparteilichkeit, die wir zu erwarten berechtigt waren — haben den geistigen und sittlichen Werth unsers Offiziercorps anerkennen müssen. Doch werden wir nicht leugnen, daß vieles für die Offiziercorps des Heeres zu thun bleibt und dies Viele so schnell als möglich.

„Wir alle kennen die Anforderungen des Soldatenlebens und die weit bequemern und ruhigern des bürgerlichen Lebens, und es erscheint weder natürlich noch gerecht, daß unsere Offiziere schlechter besoldet werden als unsere Civilbeamten: wir vor allen wünschten, daß dieser Lage der Dinge wirksam abgeholfen werden könnte. Aber noch ist nicht der Tag gekommen, da man mit einiger Wahrscheinlichkeit das Parlament um die Geldmittel ansprechen könnte, welche dem Bedürfniß einigermaßen genügten. Die Stämme altern! Das ist das Uebel, welches vor allen Dingen schnelle und kräftige Abhülfe erfordert. Was spricht dagegen? Wie gewöhnlich die Geldfrage. Aber man sollte sich doch überzeugen, daß es im Staatsleben Anforderungen gibt, denen man um jeden Preis genügen muß.

„Es ist bekannt, daß die italienische Armee, als sie sich bildete, zahlreiche Offizierstämme plötzlich schaffen mußte; so ist es gekommen, daß einerseits viele Offiziere von fast gleichem Alter sehr ungleiche Posten bekleideten, andererseits, daß Offiziere vom verschiedensten Lebensalter sich in gleicher Rangstufe zusammenfanden. Die Folge solcher Lage konnte keine andere sein als ein großes Misverhältniß zwischen der Laufbahn der einzelnen: unter Offizieren desselben Dienstalters waren diejenigen sehr bevorzugt, die auf der Rangliste vor den andern standen; während die letztern oft jahrelang in demselben Dienstrange bleiben und warten mußten, bis alle Vorderleute befördert oder beseitigt waren. Darum haben wir noch Hauptleute aus dem Jahre 1862 und soeben zum Hauptmann beförderte Lieutenants, welche im Jahre 1860 oder 1861 Offizier wurden; wenn es so fortgeht, wird man im 59. Lebensjahre Major werden.

„Es steht die Thatsache fest, daß wir eine Menge Hauptleute und Lieutenants haben, welche jetzt zu alt sind, und daß wir deren eine mäßige Zahl haben, welche,

obwol nicht allzu vorgerückten Alters, wegen ihrer körperlichen Beschaffenheit nicht mehr felddienstttüchtig sind. Die gesetzlichen Bestimmungen lassen nicht immer ihre Pensionirung zu; außerdem — warum Offiziere aufgeben, welche noch nützliche Dienste leisten können, wenn sie sich auch nicht mehr zum eigentlichen Dienst bei der Truppe eignen?

„Die gegenwärtige Organisation des Heeres fordert außer den Truppen erster Linie, die zuerst ins Feld rücken müssen, eine Armee zweiter Linie. Bei dieser Armee zweiter Linie, bei dem Etappendienst, bei den Besatzungstruppen können wir mit großem Nutzen die Offiziere verwenden, welche nicht mehr fähig sind, die Mühen und Strapazen eines Feldzugs zu ertragen. Und warum sollte man nicht schon in Friedenszeit diese Offiziere, von denen wir nun eine allzu große Zahl haben, solchen Dienstzweigen zuweisen?

„Man darf nicht außer Augen lassen, daß wenn die Offizierstämme während des Friedens nicht hinreichend gesichtet sind, man im Augenblick der Mobilmachung dies in überstürzender Weise wird vornehmen müssen und daß eine Menge Führer dann gerade von ihrer Truppe entfernt werden, wenn aus dem gegenseitigen Ineinanderleben Nutzen zu ziehen wäre. Wir sind darum von der unumgänglichen Nothwendigkeit überzeugt, dem Parlament ohne Aufschub geeignete Vorschläge zu machen, um aus einer Lage zu kommen, welche sich von Tag zu Tag verschlimmert.

„Diese dringliche Nothwendigkeit liegt nicht nur vor, weil unsere Offizierstämme verjüngt werden müssen, sondern auch noch aus andern nicht minder wichtigen Gründen. Wir dürfen nicht vergessen, daß für die Stämme unsers Heeres zweiter Linie, für die Milizia mobile nämlich, noch Vorsorge zu treffen ist. Lieutenants und Unterlieutenants werden wir für diese Milizia genug haben; aber wir sind weit entfernt, dasselbe in Bezug auf Hauptleute und höhere Offiziere behaupten zu können. Wenn wir in der That wollen, daß diese Milizia mobilisirt und in Bataillone, Regimenter, Brigaden und in Divisionen formirt werden kann, müssen wir daran denken, ihr die bezüglichen Stämme zu geben. Bedenken wir, daß unser Heer erster Linie nur 330000 Mann stark ist! Wir dürfen die bedeutende numerische Verstärkung nicht vernachlässigen, welche es durch die mobilisirten Divisionen der Milizia erhalten kann, und darauf müssen wir uns durchaus vorbereiten, wenn wir im Stande sein wollen, alle Kräfte erster Linie sofort im Felde zu verwenden. Das Parlament wird sicher nicht die Geldmittel versagen, welche nöthig sind, um ein vor allen anerkanntes Bedürfniß zu befriedigen.

„Allerdings wird die so durchgeführte Verjüngung Lücken in die Offiziercorps reißen, welche zu der schon bestehenden hinzutretend, einen ernsten Uebelstand begründen. Unsere Regimenter haben bedeutende Offiziermanquements, die theilweise auf der Stammrolle nicht ersichtlich sind, aber thatsächlich bestehen, weil viele Offiziere abcommandirt sind. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß im Kriegsministerium allein 150 abcommandirte Offiziere oder Militärbeamte beschäftigt sind. Wenn also, wie es zu hoffen steht, das vielbesprochene Gesetz über die sogenannte «Zweite Stellung oder Zwischenstellung der Offiziere» angenommen wird, muß man es mit großer Vorsicht anwenden, damit das Heer nicht zu sehr unter den neuen Manquements leiden möge, welche sich herausstellen werden.“

In diesem Augenblicke liegt das Gesetz über Verwendung nicht felddienstfähiger Offiziere bei der Milizia dem Parlament vor und Oberst Pelloux hat, wie er mir sagte, die beste Hoffnung, daß es durchgehen wird.

Schon ist für einen vermehrten Ersatz der Offiziere Vorsorge getroffen. Es bestehen seit geraumer Zeit außerordentliche Curse, zu welchen Unterlieutenants der Reserve oder auch Individuen aus der Truppe commandirt werden, die sich in entsprechendem Lebensalter befinden und allgemeine Bildung besitzen.

Oberst Pelloux weist in der angeführten Broschüre auf die Nothwendigkeit hin, um jeden Preis die soldatische Laufbahn begehrenswerther zu machen, mit Einem Worte, den militärischen Geist unter der italienischen Jugend zu erwecken, wenn der regelmäßige Ersatz an Offizieren gesichert werden soll.

Im allgemeinen muß anerkannt werden, daß das Kriegsministerium unausgesetzt bemüht ist, die Armee und alle Anstalten zur Vertheidigung des Landes zu vervollkommnen. Es ist dies um so höher anzurechnen, als das Jahresbudget für das Heer im Vergleich zu andern Ländern niedrig ist. Die jährlichen Ausgaben für das Heer betragen in Italien bei einer Bevölkerung von 27,769475 Seelen und bei einer Gesammteinnahme von 1435 Mill. Lire nur etwa 172 Mill., also weniger als bei allen andern Großmächten. Für das Heer wird verwendet: in Rußland fast der dritte Theil, in Deutschland nicht viel weniger als ein Fünftel, in Oesterreich-Ungarn ungefähr ein Sechstel, in Frankreich über ein Fünftel, in England ein Siebentel, endlich in Italien nur ein Achtel der Gesammteinnahme des Landes.

Bei der Beschränktheit der für die Armee verfügbaren Mittel läßt sich der Vorschlag leichter begreifen, denjenigen Individuen eine Steuer aufzuerlegen, welche nicht zum Kriegsdienst herangezogen werden. Soweit nicht körperliche Gebrechen oder die Nothwendigkeit, eine Familie zu erhalten, die Ursache der Dienstbefreiung bilden, scheint eine solche Steuer nicht nur sinnvoll, sondern auch gerecht zu sein. Die Schwierigkeit besteht nur darin, daß diese Steuer zur Aufhebung der allgemeinen Dienstpflicht führen könnte. Wenn alle diejenigen, die sich freigelost haben, eine Steuer zahlen müssen, so kann es leicht geschehen, daß viele Wohlhabende dienen, viele Arme die Dienststeuer zahlen müßten. Es ist weder verständig noch gerecht, diejenigen zu besteuern, denen die Steuer viel schwerer fiele als der persönliche Dienst; läßt man aber dem Dienstpflichtigen innerhalb gewisser Grenzen die Wahl, ob er dienen oder steuern will, so hätten wir die allgemeine Dienstpflicht der Armen und die Dienstbefreiung der Wohlhabenden gegen Entgelt.

Die Mehrforderungen des Kriegsministeriums halten sich in mäßigen Grenzen; es verlangt für das laufende Jahr 181½ Mill. Lire statt 176 Mill. im Jahre 1880, in Summa ein Mehr von 5½ Mill. Lire. Es liegt mir der Kostenanschlag des Kriegsministeriums für das Jahr 1881 vor, welchen ich der Güte des Obersten Pelloux verdanke; dieser Kostenanschlag war neuerdings Gegenstand der Verhandlung in der italienischen Kammer. Ich führe aus diesem „Stato di prima previsione della spesa del Ministero della Guerra" das an, was von allgemeinem Interesse ist.

Die Schwadronen sollen von 120 auf 130 Pferde gebracht werden; die Compagnie alpine sind um 500 Mann im ganzen verstärkt; die Leute zweiter Kategorie werden volle drei Monate dienen und nicht wie bisher kaum zwei Monate, und man wird mit der Ausbildung der Leute dritter Kategorie einen Anfang machen.

Im Jahre 1881 wird man einen Friedensstand von 12128 Offizieren, darunter 158 Offiziere auf Wartegeld, 193017 Mann (einschließlich der Carabinieri), und 3171 Militärbeamte unterhalten.

Für die Befestigungen von Rom sind 800000 Lire, für die Befestigungsarbeiten im ganzen Staate ein Mehr von $1\frac{1}{2}$ Mill., in Summa 4 Mill. in Aussicht genommen, sowie für die Küstenvertheidigung $\frac{1}{2}$ Mill. Lire.

Von Interesse ist ferner die Nachweisung, daß die Zahl der Unteroffiziere seit dem Jahre 1876 in stetem Wachsen begriffen ist.

Dasselbe Entgegenkommen wie beim Kriegsministerium fand ich auch beim Marineministerium. Der Comandante Cottrau hat mir nicht allein eine Einladung zum Stapellauf der Italia verschafft, sondern mich auch in den Stand gesetzt, ein genaues Verzeichniß der italienischen Kriegsschiffe zu geben.

Kriegsschiffe erster Klasse.

1) Panzerfregatten: Duilio, Dandolo mit Maschinen von je 1000 Pferdekraft und mit einer Bemannung von je 406 Mann; Italia und Lepanto mit Maschinen von 1200 Pferdekraft. Die beiden ersten Schiffe haben einen Gehalt von 11570 Tonnen, die beiden letzten von 14600 Tonnen. Jedes Schiff kostet ungefähr 25 Mill. Lire.

Principe Amadeo*, Palestro*, Venezia*, Roma*, mit Maschinen von 900 Pferdekraft, mit einem Gehalt von 5700—5780 Tonnen und einer Bemannung von 523 Köpfen. Jedes Schiff kostet $6—6\frac{1}{2}$ Mill. Lire.

Ancona, Maria Pia, Castelfidardo, San-Martino mit Maschinen von 700 Pferdekraft, einem Gehalt von 4250 Tonnen und mit einer Besatzung von 457 Mann. Jedes Schiff kostet etwa 4 Mill. Lire.

2) Das Panzerwidderschiff Affondatore mit einer Maschine von 700 Pferdekraft und mit einem Gehalt von 4070 Tonnen; die Bemannung beträgt 264 Köpfe; das Schiff kostet etwa 4 Mill. Lire.

Der Palestro gehört zum zweiten Seedepartement; die andern Schiffe zum ersten.

Kriegsschiffe zweiter Klasse.

Name des Schiffes.	Art des Schiffes.	Pferdekraft.	Bemannung.	Tonnenzahl.	Seedepartement, zu welchem sie gehören.	Annähernder Preis in Lire.
Terribile	Panzercorvette	400	310	2700	2.	2,950000
Formidabile	desgl.	400	310	2700	2.	2,950000
Varese	Gepanzertes Kanonenboot	300	240	2090	2.	2,180000
Maria Adelaide* . .	Schraubenfregatten	600	610	3460	1.	3,855000
Vittorio Emanuele* .		500	515	3420	2.	3,505000
Garibaldi*	Schraubencorvette	450	392	3440	2.	3,630000
Cristoforo Colombo* .	Schraubenkreuzschiff	500	207	2290	3.	2,700000
Vettor Pisani* . . .	Schraubencorvette	300	247	1580	3.	1,983000
Caracciolo*	desgl.	300	215	1580	1.	1,983000
Governolo*	Rädercorvette	450	206	1700	1.	1,600000
Flavio Gioia . . .	Kreuzer	800	200	2500	—	450000
Americo Vespucci . .	desgl.	800	200	2500	—	450000

Kriegsschiffe dritter Klasse.

Name des Schiffes.	Art des Schiffes.	Pferdekraft.	Bemannung.	Tonnenzahl.	Seedepartement, zu welchem sie gehören.	Annähernder Preis in Lire.
Stafetta	Schraubenaviso	300	144	1510	1.	1,500000
Rapido	desgl.	320	144	1450	1.	1,500000
Esploratore*	Räderaviso	350	112	1080	3.	1,300000
Messagere*	desgl.	350	112	1080	2.	1,300000
Vedetta	Schraubenaviso	200	95	790	1.	670000
Agostino Barbarigo .	desgl.	280	104	660	—	1,100000
Marc' Anton Colonna	desgl.	280	104	660	—	1,100000
Pietro Micca . . .	Torpedoboot	230	83	520	3.	900000
Scilla*	Schraubenkanonenboot	160	136	1050	2.	935000
Cariddi*	desgl.	160	136	1050	2.	935000
Sentinella	desgl.	60	48	265	1.	307000
Guardiano	desgl.	60	48	265	1.	307000
Confienza*	desgl.	60	69	262	3.	300000
Ardita*	desgl.	40	69	274	1.	265000
Veloce*	desgl.	40	69	274	1.	265000
Ettore Fieramosca* .	Rädercorvette	300	155	1400	3.	1,350000
Guiscardo*	desgl.	300	155	1400	2.	1,350000
Archimede*	desgl.	300	155	1300	3.	1,300000

Die mit einem * bezeichneten Schiffe sind hölzerne; alle übrigen sind von Eisen. Die Italia liegt in Castellamare und ist noch nicht armirt; Lepanto ist in Livorno im Bau begriffen. Maria Adelaide ist ein Artillerieschulschiff, Caracciolo ein Torpedoschulschiff; Agostino Barbarigo wird in Venedig gebaut.

Zu diesen 43 Kriegsschiffen (13 Schiffe erster Klasse, 12 zweiter, 18 dritter Klasse) treten noch 2 Transportdampfer erster, 15 Aushülfsschiffe zweiter Klasse und 12 Dampfschiffe zum localen Gebrauch hinzu. Die Schiffe sind drei verschiedenen Departements zugetheilt; zum ersten Departement gehören die Häfen von Spezia und Cagliari; zum zweiten Neapel, Gaëta, Tarent, Palermo und Messina; zum dritten Venedig, Ancona und Brindisi.

Im Jahre 1880 waren 36 Schiffe in Dienst gestellt; nämlich: 1) das permanente Geschwader, aus 6 Panzerschiffen und 2 Aviso schiffen bestehend; 2) die Division des Atlantischen Oceans, aus 1 Rädercorvette und 2 Kanonenbooten bestehend; 3) für oceanische Schiffahrt 2 Corvetten; 4) für Transporte und Sendungen ins Ausland 1 Transport- und 1 Aviso schiff; 5) für Transporte im Staate 1 Transportschiff; 6) im Bosporus 1 Dampfschiff; 7) auf Stationen im Staate 1 Corvette und 3 Dampfschiffe; 8) zu verschiedenen andern Zwecken 10 Schiffe und 9) 5 Schulschiffe.

Für die Marine waren gegen 47 Mill. Lire im Budget angesetzt.

Das Offiziercorps der Marine zählte 5 Viceadmirale, 9 Contreadmirale, 34 Kapitäne zur See, 46 Fregattenkapitäne, 20 Corvettenkapitäne, 206 Lieutenants zur See und 146 Unterlieutenants zur See.

Die Beschaffenheit der italienischen Küsten gestattet, wenn man von Venedig und wenigen andern Punkten im Mittelmeer absieht, großen Kriegsschiffen eine leichte Annäherung an das Land, sodaß dieselben nicht erst in den Hafen einzulaufen brauchen, um die Seestädte wirksam zu bombardiren. Auch dieser Umstand erklärt die allgemeine Theilnahme, welche in Italien für die Flotte an den Tag gelegt wird.

Italien besitzt zur Zeit die größten Panzerfregatten der Welt: Duilio, Dandolo, Italia, Lepanto.

Der 29. Sept. 1880, an welchem die Italia in Castellamare vom Stapel gelassen wurde, gestaltete sich zu einem Festtage für die italienische Marine und für die italienische Nation, welche mit der Sicherheit des natürlichen Verstandes begriffen hat, daß Italien berufen ist, eine Seemacht ersten Ranges zu werden.

Ein Extrazug führte abends vorher die Senatoren, die Deputirten, die eingeladenen Gäste, unter welchen die Vertreter der Presse, von Rom nach Castellamare, wo wir am 29. früh 7 Uhr ankamen. Schon am Bahnhofe wurden wir von einer dichtgedrängten Menge begrüßt, welche uns nach italienischer Sitte mit Händeklatschen empfing. Castellamare hatte sich festlich geschmückt. Gerade dem Bahnhofe gegenüber war eine Bildsäule errichtet; sie stellte Italien dar, welches seine rechte Hand auf einen Schild stützt; auf dem Schilde las man die Inschrift: „Italien muß geachtet und gefürchtet in der Welt dastehen.“ Der ganze Weg von der Station nach dem Werft war auf beiden Seiten mit Flaggen, Trophäen

und Inschriften geschmückt; aus den Fenstern hingen Teppiche, Fahnen und Blumengewinde.

Vor uns breitete sich der blaue Golf von Neapel aus: ein Schauspiel wie heute hatte er wol noch nicht dargeboten. Das Meer war mit reichbeflaggten Schiffen aller Art, von unzähligen Booten bedeckt; unter den Schiffen erkennt man zwei englische und viele italienische Kriegsdampfer.

Das Riesenschiff Italia befindet sich auf dem Werft, zur Rechten desselben erhebt sich die königliche Schaubühne im dorischen Stil mit reichem Schmuck. Weiter zur rechten Hand erblickt man den Platz für die Senatoren, die Deputirten und die Staatsbeamten; zur Linken erhebt sich die Tribüne für das diplomatische Corps und für die Vertreter der Presse; eine große Zahl von Säulenhallen und das höher gelegene Amphitheater bietet sich den andern Eingeladenen dar. Alle diese Tribünen und Schauplätze sind von Bersaglieri bewacht; eine unabsehbare Menge umgibt und drängt die Soldaten und jedermann sucht, berechtigt oder unberechtigt, in die Tribüne zu gelangen. Der italienische Soldat darf nur auf Befehl seiner Vorgesetzten von seiner Waffe Gebrauch machen. Die Bersaglieri haben einen schweren Stand und vielen aus der Menge gelingt es, ohne Einlaßkarte auf die Tribüne zu dringen.

Hinter dem Vordertheil der Italia erhebt sich der Altar für die Feierlichkeit des Segnens und der Taufe; in Italien herrscht der Gebrauch, daß das neue Schiff von Priestern eingesegnet wird, welche es in feierlichem Aufzuge umgehen; Signorina Acton, Tochter des Marineministers, war die Pathin des Schiffes.

Der König von Italien erschien Schlag 1 Uhr, umgeben von seinen Ministern, unter welchen Cairoli, der Ministerpräsident, und Acton, der Marineminister, die Augen besonders auf sich zogen; das diplomatische Corps schloß sich an, gefolgt von den anwesenden Admiralen und Seeoffizieren. Sogleich begann die Feierlichkeit der Schiffstaufe; dann zerschnitt Se. Majestät mit eigener Hand ein dünnes Seil und beim Schall der Trompeten und Posaunen wichen die Stützen der Italia und das Schiff glitt zierlich hinab in das Meer. Es war ein majestätisches, ergreifendes Schauspiel: von allen Seiten erschollen begeisterte Beifallsrufe: „Es lebe der König! Es lebe Italien!“ In den Jubel mischte sich der Donner der Geschütze, welche den glücklich vollführten Stapellauf der Italia begrüßten.

Als die Italia neben den andern Kriegsschiffen erschien, sahen diese wie Boote aus. Der Admiral Saint-Bou hat den Plan zur Italia entworfen; er wollte ein in jeder Beziehung selbständiges Kriegsschiff herstellen; es sollte so viel Kohlen mit sich führen, daß es nach Peru hin- und zurückdampfen könnte; es sollte für sich allein den Kampf mit einem ganzen feindlichen Geschwader aufnehmen und durch überlegene Fahrgeschwindigkeit und weittragende Geschütze über die Entfernung gebieten, in welcher es den Kampf aufnehmen wollte. Kein feindliches Schiff würde es einholen. Als Transportschiff sollte die Italia einer Infanteriebrigade oder einem Cavalerieregiment Raum gewähren und durch die Stärke des Panzers und durch die Bauart gegen alle Unfälle gesichert sein. Bei der Ausführung hat sich die Nothwendigkeit gezeigt, die Anforderungen in Bezug auf

Kohlenvorrath, Panzerstärke und auf Leistung als Transportschiff etwas zu mindern; dennoch ist es ein Schiff, auf das die italienische Marine stolz sein kann. Die englischen Seeoffiziere, welche es am Tage vor dem Stapellaufe besichtigten, haben ihre Bewunderung über die zahlreichen Verbesserungen ausgesprochen, die beim Bau angebracht worden sind.

Man wird die Theilnahme der italienischen Nation an dem Stapellauf der Italia begreifen, wenn man bedenkt, daß seit dem Jahre 1877 daran gearbeitet wird und daß es, in Italien hergestellt, mit Ausnahme der Maschinen und der Geschütze, ein Erzeugniß des heimischen Gewerbfleißes ist.

Trotz dieses schönen Festtages, den die Italia erlebt hat, wird man schwerlich neue Riesenschiffe der Art wieder in Italien bauen. Es haben sich gewichtige Stimmen gegen dieses Schiffsmodell erhoben.

Die Italia kostet nicht weniger als 25 Mill. Lire, und darum würde man, da nur 9 Mill. jährlich für den Bau von Schiffen erster Klasse zur Verfügung stehen, 30 Jahre brauchen, um 10 Schiffe wie die Italia zu haben; und da ein Schiff dieser Art sicher nicht 30 Jahre aushält, würde Italien höchstens 8 Schiffe wie die Italia besitzen können und zwar erst binnen zwanzig Jahren: wer weiß aber, wie es dann mit der Kriegsmarine überhaupt aussieht.

Wenn man statt dessen etwas kleinere Schiffe baute, so würde man binnen fünf oder sechs Jahren, außer den vier Schiffen, welche im Bau begriffen sind, noch vier Schiffe erster Klasse besitzen, und das ist durchaus nothwendig, weil die Zahl und die Theilbarkeit wesentliche Elemente der Macht für eine Marine sind.

Außerdem sind die Gefahren, mit welcher die See, das Feuer, die Dampfkraft ein Schiff bedrohen, für die Italia und für ein Schiff, welches nur 13 oder 14 Mill. Lire kostet, gleich groß; die Italia ist nicht durchaus gegen Torpedo geschützt, und der Sporn eines feindlichen Schiffes kann sie binnen zehn Minuten in den Grund bohren oder wenigstens außer Gefecht setzen. Bei kleinern Schiffen ist der Schaden halb so groß, wenn solche traurigen Vorkommnisse eintreten.

Es sprechen noch viele andere Gründe dagegen, große Schiffe in beträchtlicher Anzahl zu bauen.

1) Die Erfahrung lehrt, daß man zur See sich nicht auf große Entfernung schlägt und daß die Gefechte auf Pistolenschußweite entschieden werden. Auf Pistolenschußweite ist ein Schiff von 13 Mill. Lire nicht im Nachtheil gegen die Italia, ja es ist vielleicht überlegen, besonders wenn viele Schiffe miteinander kämpfen. Das kleinere Schiff braucht keinen so großen Bogen zu machen, um zu wenden, und kann leichter zum entscheidenden Angriff mit dem Sporn kommen.

2) Die Italia bietet eine ungeheuere Scheibe dar und schießt mit ihren vier Geschützen langsam: darum ist es nicht das geeignetste Schiff, um gegen Landbefestigungen aufzutreten.

3) Die Italia und die andern Riesenschiffe können wegen ihres Tiefganges von 10 Meter den Kanal von Suez nicht passiren und weder in Venedig noch in die Häfen einlaufen, die keine genügende Wassertiefe haben.

Die Frage, welches Modell in Zukunft angenommen werden soll, ist in der gegenwärtigen Sitzung der Kammer lebhaft besprochen worden. Zahlreich waren die Anhänger der großen Schiffe; doch ist der Marineminister Acton nach viertägigen Debatten mit seinem Vorschlage durchgedrungen, nur die bereits im Bau begriffenen Riesenschiffe fertig zu stellen, für die beiden neu zu erbauenden Schiffe aber ein kleineres Modell zu Grunde zu legen, welches die hauptsächlichsten Vorzüge der Italia ohne deren Nachtheile darbietet.

Der Leser, der uns mit Aufmerksamkeit bis hierher begleitet hat, wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, die ich aus unmittelbarer Anschauung gewonnen habe, daß Italien zur See wie zu Lande mit Eifer und Ernst bemüht ist, wehrhaft dazustehen, wie Ehre und Pflicht es verlangen. Vieles ist auf diesem Wege schon erreicht worden und Italien braucht heute keinen Angriff zu fürchten. Wir aber wünschen der befreundeten Nation bei ihren Bemühungen, Land- und Seemacht zu stärken, den wohlverdienten Erfolg.

Reise in der Troas.

Von

Dr. Heinrich Schliemann.

II.

Da ich beabsichtigte, den Ida zu besteigen und nach der Ebene von Troja zurückzukehren, so glaubte ich im Interesse der Wissenschaft denselben Weg nehmen zu müssen, den, nach Professor Virchow's und nach meiner Meinung, die Armee des Xerxes genommen haben muß. Herodot (VII, 42) erzählt uns darüber Folgendes: „Das Heer zog aus Lydien auf den Fluß Kaikos und das mysische Land zu, als es aber vom Kaikos weiter marschirte, indem es das Gebirge Kana zur Linken hatte, durch das Gebiet von Atarneus nach der Stadt Karina. Von dieser zog es durch die Ebene von Thebe, an der Stadt Adramytteion und dem pelasgischen Antandros vorbei. Dann bekamen sie den Ida zu ihrer linken Hand und rückten in die ilische Landschaft ein." War aber das persische Heer auf dem gewöhnlichen Wege gekommen, indem es den Bergrücken überschritt, der sich vom Ida nach Westen erstreckt und mit Cap Lekton endet, so muß der eigentliche Ida bedeutend rechts geblieben sein. Man glaubt deshalb allgemein, daß auf seiten Herodot's entweder ein Misverständniß vorliegt oder daß er, wie unter andern George Rawlinson*) vermuthet, den Namen „Ida" den Hügeln gegeben hat, die das Scamanderthal auf der Linken einschließen, westlich und südlich von Bunarbaschi. Doch scheint uns diese Theorie ebenso unannehmbar, wie die von P. Barker Webb**), der sich bemüht, uns glauben zu machen, daß das Perserheer, als es auf dem gewöhnlichen Wege kam, in der That den wirklichen Ida links gehabt haben konnte. Er sagt nämlich: „Südlich vom Cap Lekton fällt die Küste schnell nach Ost und Nordost ab und bildet mit dem gegenüberliegenden Gestade den Golf von Adramytteion. Aus dieser Gestaltung des Golfes, die auf keiner modernen Karte genau wiedergegeben ist, geht hervor, daß der Gargaros, statt, wie man allgemein annimmt, in der Mitte Phrygiens zu liegen, sich weit mehr dem Golf von Adramytteion nähert und sich fast über denselben zu erheben scheint. So stellt sich heraus, daß Herodot's Erzählung von Xerxes, der auf seinem Marsche

---

*) Vgl. „History of Herodotus", VII, 42, Anmerkung.

**) „Topographie de la Troade", S. 134.

von Sardes nach dem Hellespont den Gargaros zu seiner Linken ließ, eine Erzählung, die vielen sonderbar erscheint, sich durch die wirkliche Lage des Berges bewahrheitet." Diese Darstellung ist mit den Thatsachen gänzlich unvereinbar. Als allein richtig kann ich nur die Erklärung Professor Virchow's acceptiren. Derselbe schrieb mir darüber: „Im Herodot heißt es ausdrücklich, daß der Ida zur Linken blieb. Ich schließe daraus, daß Xerxes von Adramytteion nordwärts ging und von Osten her in die Ebene von Beiramitsch eindrang. Zweifelhaft könnte nur die Erwähnung von Antandros erscheinen, welches, wie es scheint, mehr westlich lag, indeß der Ausdruck παραμειβόμενος läßt doch die Deutung zu, daß er bei Antandros vorbeiging, d. h. es links liegen ließ. Sonst müßte er den Weg quer durch das Hochgebirge genommen haben. Auf dem östlichen Wege umging er den Ida, der zu seiner Linken blieb, und kam von oben her in das Scamanderthal."

Ich war vollkommen überzeugt, daß ein solcher östlicher Weg um den Ida herum existirt, jedoch fand ich, zu meinem Leidwesen, in Adramytteion niemand, der ihn kannte; denn es besteht kein Verkehr mit den auf jener Seite am Fuße des östlichen Passes gelegenen Dörfern Oba Kioi und Evjilar; der einzige Verkehr ist mit Beiramitsch, nach welchem man stets die directe Route über jenes Evjilar, bei Antandros, welches ich bereits beschrieben habe, einschlägt. Endlich gelang es mir, einen Circassier zu finden, der vorgab, den östlichen Weg genau zu kennen und ihn hundertmal gemacht zu haben. Kaum aber hatten wir Adramytteion verlassen und sahen die Berge vor uns, so verlangte ich von meinem Führer, er möchte mir die Richtung, die er zu nehmen beabsichtigte, angeben. Zu meiner Bestürzung sah ich alsdann, daß er gar keine Kunde von einem östlichen Wege hatte und mir nur die dem Leser schon bekannte westliche Route über Evjilar anzugeben vermochte. Ich verabschiedete ihn daher und schlug die Richtung von Cadi Kioi ein, welches eine Meereshöhe von 31,6 Meter hat und eine Stunde Wegs von Adramytteion, beinahe am Fuße des Ida liegt, denn ich hoffte, hier glücklicher zu sein. Anfänglich waren meine Nachforschungen auch hier vergeblich; endlich aber glückte es mir, einen Türken Namens Mechmet zu finden, der mir sogleich bewies, daß er den östlichen Weg genau kannte und bereit war, mich für 2 Medjid = 9 Frs., zu begleiten. Wirklich war er ein ausgezeichneter Führer und hatte eine gründliche topographische Kenntniß des Idagebirges, die mir sehr zu statten kam. Natürlich war meine erste Frage nach alten Baustellen. Aber Mechmet schwor mir zu, daß vom Fuße der Berge an dieser Seite bis Oba Kioi, am Fuße derselben an jener Seite, weder eine Spur von alten noch von neuen Häusern existirte, und daß sich sogar in jener Gegend nur wenige genuesische Mauern auf einem Hügel neben Oba Kioi befänden. Er fügte hinzu, daß keine menschliche Wohnungen auf diesen Bergen existiren können, aus dem einfachen Grunde, weil dieselben auf sechs Monate im Jahre unzugänglich sind und weder Pferd, noch Maulesel, Esel, Ziege oder Schaf das auf denselben wachsende Gras vor Mitte Juli fressen kann; daß aber dann die Hirten aus allen Gegenden mit ihren Heerden herbeieilen und bis October dort verweilen. Auf meine Frage, warum die Thiere nicht das Gras fressen können, welches ich in reicher Fülle auf den Bergen wachsen

sah, sagte er anfänglich, „weil es vor Mitte Juli nicht reif ist". Als ich ihn aber mit Fragen bestürmte, erklärte er, daß zwischen dem Grase ein Agil genanntes Giftkraut wächst, wovon jedes Thier in wenigen Stunden stirbt, das aber im Juli zur Reife kommt und dann ganz unschädlich ist. Alles dieses wurde mir sowol von meinem Bedienten als vom Eigenthümer der Pferde und den beiden Gensdarmen, welche alle mit mir von den Dardanellen gekommen waren, bestätigt. Ja, ihre Furcht, die Pferde möchten von dem Grase auf den Bergen fressen, war so groß, daß sie ihnen eine Art von Maulkorb anlegten und ein für ihr Futter des ganzen Tages ausreichendes Quantum Gerste mitnahmen. Mechmet schien einige Kenntniß von Pflanzen zu haben; denn er brachte mir den Knollen einer Art Umbellifere, der einen dem Ingwer ähnlichen Geschmack hat und den er sehr geschickt aus der Erde schnitt; dagegen konnte er mir kein Exemplar des giftigen Agil bringen. Daß aber eine solche Giftpflanze wirklich existirt und hier im Ueberfluß vorhanden ist, das ist sicher; denn ich hörte es den folgenden Tag von meinen beiden von Evjilar mitgenommenen Führern bestätigt, die mit ihren Mauleseln dieselbe Vorsicht anwandten; auch hörte ich es überall in der Troas bestätigt. Das Einzige, was mich wundert, ist, daß diese hochwichtige Thatsache noch nie von einem Reisenden und sogar nicht von einem so berühmten Botanisten wie P. Barker Webb bemerkt worden ist; unglücklicherweise aber kam dieser letztere erst im October hierher, wo die Weide schadlos und vorzüglich ist, und verstehen die Reisenden weder türkisch noch griechisch, sodaß sie sich nicht mit den Leuten unterhalten können.

Wie wir uns im Geiste ein Bild jedes uns ganz besonders interessirenden, unbekannten Gegenstandes zu machen pflegen, so hatte ich mir immer das Homerische Dardanié sowie das nach-Homerische Palaescepsis, als auf erhabenen Hochebenen nahe am Gipfel des Ida gelegen, dargestellt und haben vermuthlich andere dasselbe gethan. Derartige Vorstellungen müssen aber jetzt verschwinden; ja, diese Städte können sogar nicht einmal so hoch hinauf als Evjilar gelegen haben; wir müssen sie noch weiter unten suchen, und werde ich Gelegenheit nehmen, auf den folgenden Seiten darauf zurückzukommen.

Nach Cadi Kioi kam ich zum Dorf Zilenli Kioi, bei welchem der Fluß Zilenli von den Bergen herunterfließt; derselbe strömt in den Zeitounli-Tsai.

Das letzte Dorf, welches ich passirte, ehe ich auf die Höhen stieg, war Zeitounli Kioi, bei dem der Zeitounlifluß vom Ida herunterströmt. Wir ritten die steilen Abhänge auf schmalem Pfade im Zickzack hinauf und erreichten, in fünf Stunden von Adramytteion, eine Turkoman Tsesmesi (Quelle des Turkoman) genannte Quelle, die 763,1 Meter Meereshöhe hat. Von dort kamen wir in $1^1/_4$ Stunden auf dem Gipfel des Vorberges an den Porta (Thor) genannten, etwa 20 Meter langen, 4,80 Meter hohen Engpaß, der künstlich in Felsen ausgehauen zu sein scheint und eine Meereshöhe von 1306,5 Meter hat. Etwa 300 Schritt weiter erreichten wir einen zweiten ebenfalls „Porta" (Thor) genannten Engpaß, der anscheinend auch künstlich im Felsen ausgehauen ist, annähernd dieselbe Höhe und Breite hat wie der erste, und in einer Meereshöhe von 1310,8 Meter liegt. Der Fels besteht aus weißem Marmor und ist mit Gesträuch und Tannen überwachsen.

Von dem zweiten Engpaß führt ein Pfad zum Kazdagh (Gänseberg) hinauf, denn dies ist der Name des Ida im Türkischen. Seinen Gipfel erreicht man von hier in vier Stunden; da ich aber, bei der Ersteigung von hier, auf dem Gipfel hätte campiren müssen, so zog ich vor, wie es auch von vornherein meine Absicht war, nach Evjilar zu gehen. Homer hat recht, das Idagebirge als πολυπίδαξ (quellenreich) zu beschreiben, denn es ist dort ein Ueberfluß von Quellen; ja, fast bei jedem Schritt ist eine Quelle. Vom zweiten „Thor" geht der Pfad allmählich bergab und wendet sich nach Nordwesten, sodaß man eine herrliche Aussicht auf die Vorberge, die Ebenen von Beiramitsch und Troja, den Hellespont, Imbros, Samothrake und den Berg Athos hat, den wir, obgleich es kaum 1 Uhr nachmittags war, als große Pyramide sahen. Von Hissarlik aus ist dieser Berg nur bei Sonnenuntergang sichtbar.

Beim Bergabsteigen kam ich über drei Flüsse, welche sämmtlich in den Zeitounli-Tsai fließen; der erste ist der Atschulduren-Tsai, der zweite der Tschiisderessi, der dritte der Bazarerek-Tsai. Von hier ab sahen wir keinen Marmor mehr; der Fels besteht aus Micaschiefer, der eine etwas grünliche Farbe hat und mit viel mehr Humus bedeckt ist, infolge dessen denn auch der Wald immer dichter und mannichfaltiger wird; außer den Tannen sahen wir zuerst nur Ellern, zu denen sich allmählich auch Eichen gesellten sowie Platanen, Linden und Walnußbäume.

Um 6 Uhr 15 Minuten abends erreichten wir das Dorf Oba Kioi, welches 406,6 Meter Meereshöhe hat und um 8 Uhr 15 Minuten das Dorf Evjilar, welches 208,0 Meter über der See ist; die Luftwärme war dort 16° C. Evjilar liegt am Scamander, in den hier der Fluß Atschikur fließt, den wir kurz vorher passirt hatten.

Gleichwie Homer die Abwesenheit einer Agora (Volksversammlung) bei den Cyklopen erwähnt, um ihre barbarische Lebensweise schimpflich zu bezeichnen*), so verhöhnten meine Leute die Armuth der beiden Dörfer Oba Kioi und Evjilar, indem sie mit Widerwillen ausriefen: „Dort ist weder ein Kaffeehaus noch ist dort Brot zu kriegen." In der That ist der Zustand dieser Dörfer ein sehr kritischer, da alles Gras von den Heuschrecken verzehrt ist, die auch die Kornfelder fast zerstörten, sodaß die armen Leute nichts für ihre Heerden zu fressen haben. Zwar ist das mit Gras bedeckte Idagebirge vor ihrer Thür, jedoch können ihre Heerden dort vor Mitte Juli nicht weiden. Evjilar ist ein türkisches Dorf mit 100 Häusern.

Obgleich es am 20. Mai morgens regnete, so war ich doch fest entschlossen, den Ida zu ersteigen. Die Luftwärme war $13^1/_2$° C., die Wärme des Scamander 11°. Ich ließ in Evjilar einen Gensdarmen und den Eigenthümer der Pferde bei dem Gepäck und den Pferden zurück und erstieg die Berge in Begleitung des Dieners, des andern Gensdarmen und zweier Führer. Wir ritten auf Mauleseln, die hier zu $4^1/_2$ Frs. für den Tag nur mühsam zu erhalten waren. Auf dem Wege zu den Bergen sah ich die Dorfleute mit Ochsen pflügen; der Pflug war ganz von Holz und nur die ein paar Zoll lange Spitze von Eisen. Der Ackerbau ist hier in der That noch in jenem primitiven Zustande, in welchem er vor 3000 Jahren

*) Vgl. Odyssee, IX, 112.

war, und ist der jetzige trojanische Pflug nur ein getreues Ebenbild jenes Pflugs, den wir vom Pflüger des Brachfeldes auf dem Schilde des Achilles gebrauchen sehen:

Weiter schuf er darauf ein Brachfeld, locker und fruchtbar,
Breit, zum dritten gepflügt; und viel der ackernden Männer
Trieben die Joch' umher, und lenketen hierhin und dorthin.*)

Der erste Bergabhang ist so steil, daß selbst Maulesel ihn nicht ohne die größte Mühe ersteigen. In zwei Stunden von Evjilar passirten wir, in einer Meereshöhe von 839,2 Meter, die Quelle des vorerwähnten Flusses Atschikur. Zuerst ritten wir fortwährend in einem dichten Walde von Fichten, Eichen, Linden, Ellern, Walnußbäumen, Kastanien, Platanen u. s. w.; je höher wir aber kamen, je mehr verminderte sich die Zahl der Baumarten und hatten wir eine lange Strecke lang nur Tannen. Nach einem Ritt von vier Stunden gelangten wir, am Fuße des Sarikis genannten Bergkegels, zu einem schönen, mit langem Grase bewachsenen Hochthal mit zwei Quellen, die durch lange hölzerne Rinnen in mehrere große Tröge geleitet werden; denn dies ist der große Ruheplatz der Schäfer mit ihren Heerden von Mitte Juli bis October. Die Meereshöhe dieses Hochthals ist 1490,8 Meter, die Luftwärme um 11 Uhr 36 Minuten morgens 14° C.; die Temperatur der Quellen, wo sie aus dem Felsen hervorsprudelten, 6° C. Bis zu diesem Hochthal ist der Tannenwald dicht. Aber von hier ab, wegen des steilen Abhangs und der Natur des aus Micaschiefer bestehenden Felsens, der kaum anderswo als in den Spalten etwas Erde hat, kommen nur noch einzelne Tannen vor, die allmählich kleiner werden, bis in einer Meereshöhe von 1678,5 Meter die letzte, nur 2 Fuß hohe Krüppeltanne vorkommt. In einer Höhe von 1692,2 Meter erreichte ich den ersten Schnee und um 1 Uhr nachmittags den höchsten Gipfel des Sarikis, der eine etwa 100 Meter im Durchmesser habende Fläche bildet und eine Meereshöhe von 1766,8 Meter hat; die Luftwärme war 14° C. Ich hatte vom Hochthal ab 45 Minuten gebraucht, um diesen Kegel zu Fuß zu ersteigen. Das Wetter hatte sich allmählich aufgeklärt und wir hatten auf dem Gipfel des Sarikis einen wolkenfreien Himmel und schönen Sonnenschein. Das Panorama, welches sich hier meinen Blicken darbot, entschädigte mich reichlich für alle Mühe und Beschwerden des Aufsteigens. Wie auf einem Teller sah ich die ganze Troas mit ihren Hügeln und Flüssen vor mir, begrenzt im Norden vom Meer von Marmora, im Nordwesten vom Hellespont, jenseit dessen ich den Thrazischen Chersones und dahinter den Sinus Melas sah, dann das Thrazische Meer mit der Insel Imbros, über welche sich majestätisch der Berg Saoke von Samothrake erhob, der Sitz des Poseidon, von wo er die Kämpfe vor Troja überschaute; im Westen vom Aegäischen Meere mit der Insel Lemnos, oberhalb welcher der riesige pyramidenförmige Berg Athos stolz emporblickte; im Südwesten und Süden vom Golf von Adramytteion und dem Aegäischen Meere mit der Insel Lesbos.

Mit besonderm Entzücken weilte mein Auge auf der Ebene von Troja, in welcher ich Hissarlik sowie den Lauf des Scamander und sogar die sogenannten Heldengräber wahrnehmen konnte; es fiel mir aber dabei ein, daß Zeus sehr gute

*) Vgl. Ilias, XVIII, 541—543.

Augen gehabt haben muß, um von hier die Bewegungen der Truppen und die Kämpfe vor Troja unterscheiden zu können, denn Hissarlik erschien nur von der Größe eines Rockknopfes. Mehrere Reisende, die den Ida bestiegen, versichern, von hier selbst Konstantinopel gesehen zu haben; jedoch scheint mir dies eine physische Unmöglichkeit zu sein, die selbst Zeus wol nicht überwunden haben würde.

Natürlich gibt es auf dem Gipfel des Sarikis keine alten Mauern, wohl aber mehrere Kreise von aufeinandergelegten Steinen, welche von den Hirten als Unterbau für ihre Hütten gemacht sind und von ihnen benutzt werden, wenn sie Mitte Juli hierher kommen. Vor jener Zeit aber wird man niemals einen Hirten oder ein Schaf in diesem Gebirge sehen. Ferner sieht man auf diesem Gipfel ein einsames türkisches Grab, wahrscheinlich das eines Hirten. Der Gipfel war frei von Schnee; die Vegetation hatte das Ansehen, als ob sie erst eben aus ihrem langen Winterschlafe erwachte; aber schon sah man Tausende kleiner Frühlingsblumen.

Nach Homer hatte Zeus auf dem Ida einen Altar mit einem ihm geheiligten Bezirk, jedoch suchte ich hier vergeblich nach Spuren des erstern.

Da ich nördlich vom Sarikis, und dem Anschein nach ganz nahe dabei, einen andern Berggipfel emporragen sah, der noch sehr viel höher zu sein schien, so fragte ich nach seinem Namen und hörte zu meinem größten Erstaunen, daß sein Name Garguissa ist, denn dies kann nichts anderes sein, als eine Corruption von Gargaros. Eiligen Fußes und fast fortwährend laufend, begab ich mich dahin, dennoch aber, da es fortwährend bergauf und bergab geht, brauchte ich 55 Minuten, um seinen Gipfel zu erreichen. Als ich nun zurückblickte, schien es mir wieder, daß sich der Sarikis, den ich eben verlassen hatte, hoch über den Gargaros erhebe. Durch eine optische Täuschung daher hatte mir letzterer viel höher als ersterer geschienen. Jedoch zeigte mein Barometer, daß der Gipfel des Gargaros eine Meereshöhe von 1769,3 Meter hat und somit um $2^1/_2$ Meter höher ist als der Sarikis. Gleich wie der Gipfel des Sarikis ist der Gipfel des Gargaros mit Frühlingsblumen bedeckt. Von allen dort von mir gefundenen Pflanzen brachte ich Exemplare mit nach Athen.

Es befanden sich darunter zwei Sorten von Gras und eine Art Sedum. Homer*) erwähnt auf dem Gipfel des Gargaros den λωτός (Lotus), den κρόκος (Crocus) und den ὑάκινθος (Hyacinthus), und hält Professor von Heldreich dafür, daß der Lotus eine Kleeart (Lotus corniculatus oder ein Trifolium) ist, die vielleicht jetzt noch nicht aus der Erde emporgeschossen war, und ebenso wenig der Crocus, der auf Hochgebirgen in Griechenland und Kleinasien nicht selten ist und auf dem Gargaros wächst. Die von mir gesammelten Traubenhyacinthen (Muscari racemosum) hält Professor von Heldreich aber entschieden für identisch mit dem Homerischen ὑάκινθος (Hyacinthus).

Auf dem Plateau des Gipfels des Gargaros ist ein etwa 30 Meter langer, 4—6 Meter breiter Auswuchs von Micaschiefer, der jedenfalls einem riesigen Thron ähnlich sieht. In der That scheint es, daß Homer diesen Gipfel besucht und daß er, gerade dieses thronförmigen Auswuchses wegen, den Bergkegel des Gargaros

*) Vgl. Ilias, XIV, 384.

dem Zeus als Sitz angewiesen hat. Die Spalten dieses felsigen Sitzes sind voll von Blumen, besonders von jenen blauen Hyacinthen und Veilchen, die mich lebhaft an das Hochzeitsbett des Zeus und der Hera erinnerten. Die herrliche Stelle der „Ilias", worin die Hochzeit dieser beiden großen Götter beschrieben wird, hatte stets ein gewaltiges Interesse für mich; aber hier, auf der Stelle, wo der Dichter die Feier stattfinden läßt, war das Interesse überwältigend, und mit Entzücken recitirte ich mehrmal die göttlichen, selbst in der Uebersetzung noch schönen Verse*):

Here mit hurtigem Gang erstieg des Gargaros Gipfel,
Idas Höh'; und sie sah der Herrscher im Donnergewölk, Zeus.
Sowie er sah, so umhüllt' Inbrunst sein waltendes Herz ihm,
Jener gleich, da zuerst sich beide gesellt zur Umarmung,
Nahend dem bräutlichen Lager, geheim vor den liebenden Aeltern.
Ihr nun trat er entgegen, und redete, also beginnend:
„Here, wohin dein Weg, da du hierher kommst vom Olympos?
Auch nicht hast du die Ross' und ein schnelles Geschirr zu besteigen."
Drauf mit listigem Muthe begann die Herrscherin Here:
„Zeus, ich gehe zu schaun der nährenden Erde Begrenzung,
Auch den Okeanos, unsre Geburt, und Tethys die Mutter,
Welche beid' im Palaste mich wohl gepflegt und erzogen;
Diese geh' ich zu schaun, und den heftigen Zwist zu vergleichen.
Denn langwierige Zeit schon meiden sie untereinander
Hochzeitbett und Umarmung, getrennt durch bittere Feindschaft.
Aber die Ross', am Saume des quellentströmenden Ida
Stehen sie, mich zu tragen durch trockenes Land und Gewässer.
Deinethalb nun lenkt' ich den Weg hieher vom Olympos,
Daß nicht etwa dein Herz mir eiferte, wandelt' ich heimlich
Zu des Okeanos Hause, des tiefhinströmenden Herrschers."
Ihr antwortete drauf der Herrscher im Donnergewölk, Zeus:
„Dorthin kannst du, o Here, nachher auch betreiben die Ausfahrt.
Komm, wir wollen in Lieb' uns vereinigen, sanft gelagert.
Denn so sehr hat keine der Göttinnen oder der Weiber,
Je mein Herz im Busen mit mächtiger Glut mir bewältigt:
Auch nicht, als ich, entflammt von Ixion's Ehegenossin,
Einst den Peirithoos zeugt', an Rath den Unsterblichen ähnlich;
Noch da ich Danae liebt', Akrisios reizende Tochter,
Welche den Perseus gebar, den herrlichsten Kämpfer der Vorzeit;
Noch auch Phönix' Tochter, des ferngepriesenen Königs,
Welche mir Minos gebar, und den göttlichen Held Rhadamanthys;
Noch da ich Semele liebt', auch nicht Alkmene von Thebe,
Welche zum Sohne mir gab den hochgesinnten Herakles;
Semele aber gebar der Sterblichen Lust Dionysos;
Noch da ich einst die erhab'ne, die schöngelockte Demeter,
Oder die herrliche Leto umarmte, oder dich selber:
Als ich anjetzt dir glühe, durchbebt von süßem Verlangen!"
Drauf mit listigem Muthe begann die Herrscherin Here:
„Welch ein Wort, Kronion, du Schrecklicher, hast du geredet?
Wenn du jetzt in Liebe gesellt zu ruhen begehrest
Oben auf Idas Höhen, wo umher frei alles erscheinet;

*) Vgl. Ilias, XIV, 292—351.

O wie wär's, wenn uns einer der ewigwaltenden Götter
Beid' im Schlummer erblickt', und den Himmlischen allen es eilend
Meldete? Traun, nie kehrt' ich hinfort zu deinem Palaste,
Aufgestanden vom Lager; denn unanständig ja wär' es!
Aber wofern du willst, und dir es im Herzen genehm ist;
Siehe, du hast ein Gemach, das der Sohn, dein trauter Hephästos,
Schön dir gebaut, und die Pforte voll Kunst an die Pfosten gefüget;
Dorthin gehn wir ruhen, ist dir ja gefällig das Lager."
Ihr antwortete drauf der Herrscher im Donnergewölk, Zeus:
„Here, weder ein Gott, o vertraue mir, weder ein Mensch auch
Wird uns schaun: denn ein solches Gewölk verbreit' ich umher dir,
Strahlend von Gold; nie wird uns hindurch spähn Helios selber,
Der doch scharf vor allen mit strahlenden Augen daherblickt."
Also Zeus, und umarmte voll Inbrunst seine Gemahlin.
Unten die heilige Erd' erzeugt' aufgrünende Kräuter,
Lotos mit thauiger Blum', und Krokos, sammt Hyakinthos
Dicht und locker geschwellt, die empor vom Boden sie trugen:
Hierauf ruheten beid', und hülleten sich ein Gewölk um,
Schön und strahlend von Gold: und es thauete nieder mit Glanzduft.

Die Gipfelfläche des Gargaros ist nicht so geräumig wie die des Sarikis, und da sie zwei Stunden Weges von dem vorerwähnten Hochthal mit den beiden Quellen entfernt ist, so schlagen die Hirten ihre Hütten hier nicht auf. Daher ist dieser Gipfel auch frei von Steinen.

In geringer Entfernung südlich und nordwestlich von mir sah ich noch viel Schnee an den Bergabhängen, jedoch war der Gipfel davon frei. Die Luftwärme war hier um 3 Uhr nachmittags 12° C.

Da am Abhange dieses Berges (Gargaros) und etwa 1350 Meter unterhalb des Gipfels die Quellen des Scamander sind, der von Homer*) διΐπετής, von Zeus fließend, auch ein Sohn des Zeus**) genannt wird, da außerdem der Gipfel jenen thronähnlichen Auswuchs sowie den geheiligten Namen Gargaros hat, so scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß Homer diesen Gipfel dem Zeus als Sitz anweist; dagegen kann der Altar wol nicht hier gewesen sein, denn dieser war von einem geweihten Bezirk umgeben und Opfer wurden darauf gebracht: „τέμενος βωμός τε Ἰυήεις."***)

Für alles dieses ist aber kein Raum auf diesem Gipfel und schien es mir daher von vornherein wahrscheinlich, daß der geweihte Bezirk mit dem Altar auf dem Gipfel des benachbarten Sarikis gewesen ist, welcher leichter zugänglich ist, für beides reichlichen Raum hat und als Zubehör des Gargaros seinen Namen getragen haben mag.

Als ich daher nach dem Sarikis zurückkehrte, wozu ich jetzt 1 Stunde 30 Minuten brauchte, suchte ich sorgfältig um seine höchste Kuppe herum und fand dort wirklich am Fuße seiner nördlichen, senkrechten 33,1 Meter hohen Felswand, in einer von dieser und dem folgenden Gipfel gebildeten kleinen Schlucht, eine

*) Vgl. Ilias, XXI, 268, 326.
**) Vgl. ebend., XIV, 434; XXI, 2; XXIV, 693.
***) Vgl. ebend. VIII, 48.

0,74 Meter lange, 0,60 Meter breite, 0,35 Meter dicke Platte aus weißem Marmor. Auf der einen Seite, welche die untere zu sein scheint, sind zwei runde, 0,12 Meter im Durchmesser habende, 0,10 Meter tiefe Löcher, die ohne Zweifel dazu gedient haben, die Platte auf einem Gestell aus Holz oder Stein zu befestigen. Es wurde meinem Diener und mir etwas schwer, die Platte umzudrehen, und vermuthe ich daher, daß ihr Gewicht nicht weniger als 4 Ctr. betragen kann. Auf der andern Seite ist eine 0,68 Meter lange, 0,40 Meter breite, 0,075 Meter tiefe Aushöhlung mit zwei 0,10 Meter im Durchmesser habenden, 0,09 Meter tiefen Löchern. Auch bemerkte ich, daß an zwei der schmalen Seiten eine circa 3 Zoll breite, 1 Zoll tiefe Höhlung ist. Es kam auf der Stelle die Vermuthung in mir auf, daß dies höchst wahrscheinlich die Marmorplatte des Altars des Idaeischen Zeus ist und daß dieselbe durch den frommen Eifer der ersten Christen von der senkrechten Felswand des Sarikis heruntergeworfen sein mag. Da nämlich dies Sanctuarium des größten der Götter auf einer so geweihten Stätte stand, die mehr als 100 englische Meilen in der Runde sichtbar und nur während sechs Monaten im Jahre zugänglich ist, so muß es eine große Heiligkeit gehabt haben und ein großer Wallfahrtsort gewesen sein. Die beiden großen tiefen Löcher auf der obern Seite der Marmorplatte scheinen zu beweisen, daß dieselbe einen Aufsatz gehabt hat. Sie muß jedenfalls hier auf der Höhe der Berge gemacht worden sein, da die zwischen dem Sarikis und Gargaros befindliche kleinere Felskuppe aus weißem Marmor besteht und da es außerdem, wegen ihres großen Gewichts, schwer sein würde, sie von der Ebene auf den Gipfel zu schleppen.

Ich empfehle diese sonderbare Altarplatte der besondern Beachtung aller künftigen Reisenden. Man findet sie leicht, da sie am Fuße der nördlichen, senkrechten Kluft der obersten Kuppe des Sarikis, in einer Meereshöhe von 1733,7 Meter und somit 33,1 Meter unterhalb der Gipfelfläche liegt. Es würde ungemein schwierig und sehr kostspielig sein, sie von den Bergen herunterzubringen, da dies nicht anders geschehen könnte, als mit Hülfe von runden Balken. Wenn die Platte aber bis an den Fuß der Berge geschafft wäre, so könnte sie leicht, auf dem Rücken eines Kamels, an die Küste gebracht werden.

Homer nennt das Idagebirge μητέρα θηρῶν*) (die Mutter der wilden Thiere), woraus man schließen sollte, daß diese Berge einst von vielen wilden Thieren bewohnt gewesen sind. Eber gibt es bestimmt auch jetzt noch dort, denn dieselben können sich von Eicheln ernähren; daß aber Wölfe, Bären, Tiger, Löwen oder Panther hier jemals existirt haben könnten, scheint mir jetzt völlig unmöglich zu sein, da alle diese Thiere sich von grasfressenden Quadrupeden zu ernähren haben, die hier, wenigstens neun Monate lang im Jahre, nicht leben können. Ich sah keinen Vogel im Gebirge außer dem Kukuk, dessen Geschrei man überall in der Troas hört.

Das Herabsteigen geht schneller von statten als das Hinaufsteigen; ich hatte fast fünf Stunden gebraucht, um von Evjilar zum Gipfel des Sarikis zu gelangen, während ich den Rückweg in nur drei Stunden machte.

---

*) Vgl. Ilias, XIV, 283; XV, 151.

Die Fackeln von Kienholz, die man in den Dörfern der Troas anwendet, erinnern uns lebhaft an die Homerischen Fackeln (δαΐδες):

> Drauf erschuf er sodann zwo Städte der redenden Menschen,
> Blühende: voll war die ein' hochzeitlicher Fest' und Gelage.
> Junge Bräut' aus der Kammer, geführt im Scheine der Fackeln,
> Zogen umher durch die Stadt; und des Chors Hymenäos erscholl laut.*)

Ich verließ Evjilar am 21. Mai um $5^1/_4$ Uhr morgens und erreichte um 8 Uhr 45 Minuten das arme türkische Dorf Kurschunlu, welches Wort „bleiern" bedeutet und von kurschun „Blei" kommt. Die Meereshöhe dieses Dorfes ist 243,8 Meter; es liegt am rechten Ufer des Scamander. Es gibt dort zwei kegelförmige Tumuli, wovon der eine vor, der andere in dem Dorfe gelegen ist. In den Wänden der Dorfhäuser sieht man wohlbehauene Marmorblöcke und Bruchstücke von dorischem Gebälk. Von höchstem Interesse für die Archäologie ist der hohe, Kurschunlu Tepeh genannte Hügel, unmittelbar neben dem Dorfe und auf dessen Nordseite. Sein Gipfel ist in einer Meereshöhe von 344,8 Meter und somit 101,0 Meter höher als das Dorf. Die Luftwärme war 14° C. Als im Anfang dieses Jahrhunderts Dr. Clarke diesen Berg besuchte, war derselbe noch mit Ruinen alter Bauten bedeckt, obgleich dies Baumaterial schon damals, seit längerer Zeit, der große Steinbruch für Beiramitsch gewesen war, wo eine Moschee, das Grab eines Derwisch, eine Brücke mit drei Bogen und viele große Häuser damit gebaut waren.**) Alle Ruinen, welche zu Bauzwecken verwendet werden konnten, waren verschwunden, als P. Barker Webb den Berg im Jahre 1819 besuchte.***) Dennoch sieht man noch heute auf vielen Stellen alte Ueberreste. Der erste Gegenstand, der dem Archäologen hier in die Augen fällt, sind die Trümmer der großen Mauer, die 2,80 Meter dick ist und dieselbe Architektur hat wie die Mauern von Assos, denn sie hat an beiden Seiten keilförmige Blöcke, zwischen denen sowie im Innern der Raum mit kleinen Steinen ausgefüllt ist. Auf dem Gipfel ist der untere Theil, vielleicht nur die Fundamente, eines 3,0 Meter langen, 2,0 Meter breiten Gemachs erhalten, dessen Wände nur 0,66 Meter dick sind; aber außerhalb derselben sieht man große, roh behauene Blöcke, zwischen denen und den kleinen Wänden der Raum mit kleinen Steinen aufgefüllt ist. Die Lage der großen Blöcke scheint anzudeuten, daß der Bau eine ovale Form hatte, und war es daher wahrscheinlich ein Thurm. Nordwestlich davon sehen wir eine geräumige Höhlung im Felsen, die vielleicht die Baustelle eines großen Gebäudes bezeichnet. Nördlich davon sieht man die 0,50 Meter dicken Untermauern eines 18,0 Meter langen, 11,0 Meter breiten andern Gebäudes. Nordwestlich von diesem sind einige Ueberreste eines kleinern Bauwerkes; und wiederum nördlich hiervon, auf einer etwa 12,0 Meter unter dem Gipfel befindlichen Terrasse, sind Ruinen von größern Bauten. Von mehrern großen Gebäuden sieht man auch auf einer Terrasse an der Südseite die Spuren. An

---

*) Vgl. Ilias, XVIII, 490—493.

**) Vgl. P. Barker Webb, „Topographie de la Troade", S. 80.

***) Vgl. ebend.

allen diesen Stellen ist etwas Schuttanhäufung, jedoch kann diese, wie die Gestaltung des Felsens zu beweisen scheint, kaum mehr als 1,0 Meter tief sein. Sonst ist die Schuttanhäufung überall gering. Reisende erwähnen an der Ost- und Westseite zwei Druiden-Cromlechs ähnliche Steinkreise, welche sie dem entferntesten Alterthum zuschreiben. Auch ich sah diese Steinkreise, erkannte darin aber die von modernen türkischen Hirten gelegten Unterbauten für ihre Schäferhütten. An der Oberfläche sieht man nur Bruchstücke grober Topfwaare, anscheinend von großen Kruken.

Als ich von Kurschunlu Tepeh zum Scamander an der Nordseite hinunterstieg, fand ich dort die Meereshöhe des Flusses 115,4 Meter, infolge dessen die Höhe dieses Berges über dem Flusse 229,4 Meter beträgt, was sehr bedeutend ist.

Wie bereits erwähnt, hatte ich immer gedacht, das Homerische Dardanié sowie das dem Dichter unbekannte alte Scepsis (Palaescepsis) hätten beide in Hochthälern nahe beim Gipfel des Idagebirges gelegen. Jetzt wissen wir, daß dort keine menschliche Niederlassung möglich ist. Jedoch erzählt uns Homer nirgends, daß Dardanié hoch im Gebirge gelegen habe. Er sagt uns, daß es auf den ὑπωρεῖαι (Bergabhängen) lag:

> Erst den Dardanos zeugte der Herrscher im Donnergewölk, Zeus,
> Ihn, Dardania's Stifter; denn Ilios heilige Feste
> Stand noch nicht im Gefilde, bewohnt von redenden Menschen;
> Sondern am Abhang wohnten sie noch des quelligen Ida*) —

wobei, nach meiner Ueberzeugung, keine höher als Kurschunlu Tepeh gelegene Stelle gemeint sein kann, denn die Stadt konnte nur an einem Orte gebaut sein, dessen Umgegend fruchtbar genug war, die Einwohner zu ernähren; dies ist jedoch nicht in den höchst gelegenen Dörfern Oba Kioi und Evjilar der Fall, deren Land kaum genug producirt, um ihre dürftige Bevölkerung am Leben zu erhalten. Ferner müssen wir berücksichtigen, daß Dardanié in Dardania, dem Reiche des Aeneas, gelegen war, welches, nach Strabo (XIII, 596), auf die schmale Bergseite begrenzt war und sich südlich bis in die Umgegend von Scepsis, auf der andern aber nördlich bis zu den Lykiern um Zeleia erstreckte. Ich vermuthe daher, daß auf Kurschunlu Tepeh zuerst Dardanié gelegen habe, dessen Lage Strabo (XIII, 592) nicht bestimmen konnte und von dem er nur sagt, daß es wahrscheinlich in Dardania lag. Da ferner nach der uns von Homer**) erhaltenen Ueberlieferung die Bewohner von Dardanié auswanderten und Ilion bauten, so vermuthe ich, daß die verlassene Stadt auf Kurschunlu Tepeh andere Colonisten erhielt und Scepsis genannt wurde, weil sie — wie Strabo (XIII, 607) meint — eine hohe Lage hatte und in weiter Ferne sichtbar war. Gleichwie, nach Homer, Dardanié die Residenz der alten Könige war, so blieb, nach Demetrios bei Strabo (XIII, 607) das alte Scepsis die Residenz des Aeneas. Es war oberhalb Kebrene, nämlich näher am Ida gelegen, und wurde von diesem durch den Scamander getrennt (XIII, 597).

---

*) Vgl. Ilias, XX, 215—218.

**) Vgl. ebend.

Strabo fährt fort, uns zu erzählen, daß die Einwohner von Scepsis, in einer Entfernung von 60 Stadien von der alten Stadt, das noch zu seiner Zeit vorhandene Scepsis gründeten, welches der Geburtsort des Demetrios war. Da nun die Entfernung von Kurschunlu Tepeh nach Beiramitsch gerade zwei Stunden Wegs ist und somit ohngefähr 60 Stadien beträgt; da ferner Beiramitsch augenscheinlich die Baustelle einer alten Stadt ist und dort viele Münzen von Scepsis gefunden werden, so vermuthe ich, daß beide identisch sind. Die Meereshöhe von Beiramitsch ist 94,7 Meter; es liegt am Scamander, ist aber eine schlecht gebaute, schmutzige Stadt von 620 aus Holz oder ungebrannten Ziegeln bestehenden Häusern. Davon sind 120 von Griechen bewohnt, der Rest von Türken. Es gibt hier auch 15 jüdische Familien. Man sieht hier in den Lehmwänden der Häuser Tausende von alten Topfscherben. Südöstlich von der Stadt ist ein schöner Fichtenwald. Von hier ritten wir zu der alten Baustelle auf dem Berge Chali-Dagh, welches „Buschberg" bedeutet. Ein guter Weg führt hinauf zur kleinen Akropolis, welche 120,0 Meter lang und 40,0 Meter breit ist und aus einem mit wenigen Fichten überwachsenen steilen Felsen besteht. Die Meereshöhe des höchsten Punktes ist 544,4 Meter; die der untern Stadt, am Fuße der Akropolis, 515,1 Meter; Luftwärme 14° C. Einige im Felsen ausgehauene Hausfundamente und eine 6 Meter lange, $5\frac{1}{2}$ Meter breite, 4 Meter tiefe im Felsen ausgehauene Cisterne ist alles, was dort zu sehen ist; es findet sich dort keine Schuttanhäufung und keine Spur von Mauern; jedoch brauchte man letztere nicht, da der Fels überall, ausgenommen an einer Stelle, senkrecht abfällt. Selbst die untere Stadt hat nur eine sehr geringe Schuttanhäufung; jedoch sieht man hier sehr viele Fundamente von alten Häusern aus großen, schön behauenen Steinen. Die Mauern, die mehr als zwei englische Meilen im Umfang haben und in ihrer ganzen Ausdehnung auf dem sehr ungleichen Boden nachweisbar sind, haben ganz dieselbe Bauart wie die Mauern von Assos; denn sie bestehen auf beiden Seiten aus großen keilförmigen Blöcken, zwischen denen der Raum mit kleinen Steinen gefüllt ist. Fünf Thore sind erkennbar. Im obern Theile der untern Stadt sieht man die Fundamente eines großen Gebäudes aus großen behauenen, viereckigen Blöcken. Auch sieht man viele Mauern aus großen unbehauenen Steinen; da jedoch diese aus nur einer Steinreihe bestehen und nur dazu dienen, die Terrassen zu stützen, so können sie nicht als Cyklopische Mauern bezeichnet werden. Wie allgemein anerkannt wird, ist dies das alte Kebrene, von dessen Geschichte wir aber nichts wissen. Alles, was wir wissen, ist, daß Antigonos die Bevölkerung von Kebrene zwang, sich in Alexandreia Troas niederzulassen. Die Baustelle von Kebrene ist jetzt theilweise von dem Dorf Chalda eingenommen, welches von Türken bewohnt wird. Von diesen kaufte ich verschiedene bronzene Münzen von Scepsis und Kebrene. Diese letztern haben auf der einen Seite einen Apollo-, auf der andern einen Widderkopf und ein K.

Ich war ganz gerührt von dem patriarchalischen Wesen, der Offenherzigkeit, Höflichkeit und unbegrenzten Gastfreundschaft dieser Türken, die, trotz ihrer Armuth, meine Leute und mich mit dicker Schafmilch (Jaurt) und Brot bewirtheten, sich aber durchaus weigerten, eine Zahlung dafür anzunehmen.

Ich ging von dort zum Dorf Bunarbaschi hinunter, wo ich erst 7 Uhr 40 Minuten abends eintraf. Dies Dorf wird gewöhnlich Buink Bunarbaschi genannt, zum Unterschied von dem Bunarbaschi in der Ebene von Troja. Die Meereshöhe desselben ist 147,3 Meter; die Lufttwärme 16° am Abend, 15° C. am Morgen. Dieses Dorf, welches aus nur 80 türkischen Häusern besteht, hat seinen Namen von den drei großen, schönen Quellen, womit es gesegnet ist, denn Buink Bunarbaschi bedeutet „großes Quellenhaupt". Die Quellen werden mittels drei alter unterirdischer, aus großen behauenen Steinen ohne Cement erbauter Wasserleitungen, aus einer unbekannten Entfernung hierher gebracht. Sie fließen aus einem hübschen Mauerwerk von porösem Stein, welches mit drei Spitzbögen und vier Säulen desselben Steines geschmückt ist; an jeder Seite steht eine Granitsäule. Diese Quellen bilden einen großen mit Mauerwerk eingedeichten Teich, aus dem das Wasser als Bach weiter fließt; am Ende des Teiches ist ein geräumiges Waschhaus. Der Teich wird von drei ungeheuern Platanen überschattet; der Stamm der einen derselben hat, 1 Fuß oberhalb der Erde, 13,10 Meter im Umfang. Neben den Quellen und auf ihrer Südseite sind die Ruinen eines großen alten Gebäudes, wahrscheinlich eines Tempels, dessen Schwelle 1,67 Meter lang, 0,84 Meter breit und noch in situ ist. Ein großer sculptirter Marmorblock, wahrscheinlich der Giebel eines Tempels, liegt auf der Mauer. Andere Marmorblöcke finden sich in der Mauer des Teiches, in welchem wir eine mit Löchern versehene 2,6 Meter lange, 0,50 Meter breite, polirte Marmorplatte sehen, auf welcher die Frauen beim Wasserschöpfen stehen. Viele sculptirte Marmorblöcke dienen als Grabsteine auf dem Kirchhof, andere sieht man in den Brücken. Alles dieses weist darauf hin, daß Buink Bunarbaschi die Baustelle einer nicht unbedeutenden alten Stadt bezeichnet, und vermuthe ich, daß hier Aenea gelegen haben mag. Indeß fehlt hier jegliche Schuttaufhäufung und würde es daher unnütz sein, hier Ausgrabungen zu versuchen.

Wir ritten von hier in der Richtung von Iné oder Eziné und passirten in drei Stunden den Bach Karkaridereſſi, was „Bach des Herrn" bedeutet. Zwei Stunden später kamen wir nach Iné (Eziné), welches am Scamander gelegen ist und nach der Stadt der Dardanellen den ausgebreitetsten Handel in der Troas hat.

Kaum war ich vom Pferde gestiegen, als ich von allen Seiten von Verkäufern alter Münzen angegangen wurde, welche große Haufen um mich bildeten.

Die erste mir angebotene Münze war ein schöner silberner Tetradrachm von Tenedos, der auf der einen Seite den Doppelkopf von Zeus und Hera, auf der andern die Doppelaxt, eine Eule und eine Weintraube hatte mit der Inschrift: ΤΕΝΕΔΙΩΝ. Es wurden 20 Frs. dafür verlangt. Ehe ich aber noch im Stande war, das Geld zu zahlen, war der Verkäufer von andern fortgedrängt und wurde eine Zeit lang von ihnen fern gehalten. Da er meine Begierde sah, die Münze zu besitzen, ohne über den Preis zu handeln, dachte er, sie sei mehr werth, und forderte nun 40 Frs., die ich ohne Zögerung bezahlte, da die Münze einen Werth von 1000 Frs. hat. Außer vielen silbernen römischen Kaisermünzen, besonders solchen von Gordianus III., Philipp, Alexander Severus u. s. w., die ich zu 1 Fr. das Stück kaufte, gelang es mir, viele interessantere bronzene Münzen an mich zu bringen, nämlich solche von Neandria, die auf der einen Seite ein gra-

sendes Pferd oder, dem Anschein nach, einen Fisch, mit der Legende NE, auf der andern einen Apollokopf darstellen; solche von Adramytteion mit einem Füllhorn und der Legende ADPAMYT; solche von Larisa, die auf einer Seite eine Amphora mit der Legende ΛA, auf der andern einen Kopf, wahrscheinlich von Apollo, haben; solche von Scepsis, die auf einer Seite eine Palme und ΣK oder einen mit Trauben in den Händen, auf einem Panther stehenden Dionysos, auf der andern ein Seepferd oder einen römischen Kaiserkopf haben, waren besonders zahlreich angeboten. Römische Kaisermünzen von Alexandreia Troas, die auf der einen Seite ein grasendes Pferd oder eine den Romulus und Remus säugende Wölfin, mit der Legende COLAVG und TROIA haben, machten vielleicht den dritten Theil aller angebotenen Münzen aus und waren zu 10 Pfennigen das Stück käuflich. Ich kaufte auch Münzen von Assos, Samos, Pergamos, Nicaea u. s. w.*) Da Iné der einzige Ort im Innern ist, wo die Dorfleute hoffen dürfen, die Münzen, die sie finden, verkaufen zu können, so bringen sie dieselben von allen Seiten hierher, und sogar von Beiramitsch. Iné ist eine sehr kleine Stadt von nur 250 erbärmlichen Häusern, wovon 150 von Türken, der Rest von Griechen und Juden bewohnt werden; es gibt hier auch einige Armenier. Hier ist eine geringfügige Anhäufung alten Schuttes und sieht man in den Lehmwänden der Häuser unzählige alte Topfscherben hervorstehen. Es ist daher mit Gewißheit anzunehmen, daß hier einst eine alte Stadt stand, die ich mit Calvert für Scamandria halte. Wie nämlich der Name voraussetzen läßt, lag dies am Scamander, an welchem es keine andern alten Baustellen gibt als Kurschunlu Tepeh und Beiramitsch, deren Identität mit Daraié, Palaescepsis und dem spätern Scepsis ich versucht habe zu beweisen. Jedoch kennen wir Scamandria nur durch Plinius' Erwähnung der Stadt.

In zwei Stunden von Iné erreichte ich das blühende Dorf Kemanli Kioi, welches bestimmt auch die Baustelle einer alten Stadt bezeichnet, denn wir sehen die Gärten mit alten griechischen Topfscherben bedeckt und hier und da Granitsäulen. In der Quelle ist ein großer, alter Sarkophag von Basalt und ein 3,0 Meter langer sculptirter Granitblock. Es gibt dort auch viele sculptirte Marmorblöcke in der Treppe der Moschee und Marmorsäulen, um deren Vorhalle zu stützen.

Am Eingange zur Moschee steht ein marmorner Lehnstuhl, ähnlich denjenigen im Bacchustheater in Athen. In der Moschee ist eine Marmorplatte mit zwei Löchern, die ein Fenster überdeckt; dieselbe hat eine lateinische Inschrift, die aber schwer zu lesen ist. Dort ist auch ein Säulencapitäl von Marmor.

Mit aller Wahrscheinlichkeit halte ich dieses Dorf für die Baustelle der alten Stadt Hamaxitos, deren Bewohner von Antigonos gezwungen wurden, sich in Alexandreia Troas niederzulassen; denn der Ort stimmt vollkommen mit den Angaben Strabo's (XIII, 605), der die Entfernung Hamaxitos' von Ilion mit 200 Stadien bezeichnet und sagt, daß es unterhalb Neandria liegt (XIII, 606),

*) Bei meiner Rückkehr nach Athen hat mein geehrter Freund, Herr A. Postolaccas, Director der nationalen Münzsammlung, die Güte gehabt, alle diese Münzen zu klassificiren, wofür ich ihm hier meinen besten Dank sage.

das ich, in Uebereinstimmung mit Calvert, in der alten Stadt auf dem Berge Chigri finde, welcher in unmittelbarer Nähe von Kemanli Kioi ist und sich darüber hin zu erheben scheint.

Die Meereshöhe von Kemanli Kioi ist 150,1 Meter, Luftwärme 24° C.

Von dort besuchte ich die in unmittelbarer Nähe gelegenen alten Steinbrüche beim Dorfe Koch-Ali-Ovassi. Es sind dort sieben fertige Säulen, welche der Länge nach aus dem Granitfelsen geschnitten sind; jede ist 11,55 Meter lang; ihr Durchmesser ist oben 1,35, unten 1,65 Meter. Sie scheinen für Alexandreia Troas bestimmt zu sein, denn sie sind ganz ähnlich den drei Säulen, die dort am Ufer liegen, und der einen, die man in der Länge, auf der aus großen behauenen Blöcken bestehenden 7,0 Meter breiten schönen Straße liegen sieht, die von hier nach Alexandreia Troas führte und die an vielen Stellen, auf lange Strecken, ausgezeichnet erhalten ist; ich glaube selbst, daß sie in ihrer ganzen Länge gut erhalten und nur an den Stellen, wo wir sie nicht sehen, mit Erde bedeckt ist.

Von diesen Steinbrüchen nach Alexandreia Troas ist ein dichter Wald von Valoneaeichen, womit auch die ganze Baustelle des letztern bedeckt ist.

Am Wege sind viele große Gräber, wovon einige aus großen, behauenen Granitblöcken, andere aus kleinen, mit Kalk zusammengefügten Steinen bestehen. Die Mauern von Alexandreia Troas haben vollkommen dieselbe Bauart, die wir bei Besprechung der Mauern von Assos, Palaescepsis und Kebrene beschrieben haben. Sie sind auch denjenigen von Neandria auf dem Berge Chigri vollkommen ähnlich. Es scheint somit gewiß zu sein, daß Mauern, die auf beiden Seiten aus großen viereckigen oder großen keilförmigen Blöcken bestehen und in denen der Raum zwischen letztern und im Innern mit kleinen Steinen ausgefüllt war, während der ganzen historischen Zeit in Troas in allgemeinem Gebrauch waren. Die Mauern von Alexandreia Troas haben eine Länge von nicht weniger als sechs englischen Meilen; sie sind in regelmäßigen Abständen mit Thürmen versehen und an manchen Stellen gut erhalten. Der von ihnen eingeschlossene ungeheuere Raum ist mit Trümmern alter Bauten bedeckt, wovon man noch vor 13 Jahren mehrere im Vorbeifahren vom Dampfboot hoch über den Eichenwald hervorragen sah. Die Bäume sind aber seitdem so sehr gewachsen, daß man jetzt, von der See aus, nichts mehr von den Gebäuden sieht.

Die größte Ruine, die etwa eine englische Meile vom Strande entfernt ist und Bal Serai (Honigpalast) genannt wird, scheint ein Bad gewesen zu sein, womit ein Gymnasium verbunden war; es war dort ein großer, jetzt eingestürzter Bogen; hinter demselben ist eine große beinahe 100,0 Meter lange, 30,0 Meter breite Halle, die sich in der ganzen Länge des Gebäudes ausdehnt; die Ueberwölbung war wahrscheinlich auf die Pilaster gestützt, die wir an den Seiten sehen. Im Mittelpunkte waren vier viereckige Gemächer geschmückt mit marmornen Säulen; an der Nordostecke des Gebäudes sieht man die Trümmer einer Wasserleitung. Ruinen anderer großer Gebäude, wahrscheinlich Tempel, sind in der Nachbarschaft. Im Hafen sehen wir zwei von Hafendämmen eingeschlossene Becken.

Diese Baustelle, die von Alexander dem Großen auserwählt wurde, hieß, nach Strabo (XIII, 604), Sigia und war daher wahrscheinlich die Stelle einer ältern

Stadt. Antigonos scheint die Stadt erst nach Alexander's Tode gebaut zu haben; er nannte sie Antigoneia, welcher Name später von Lysimachos, zu Ehren Alexander's, in Alexandreia umgewandelt wurde. Unter der römischen Herrschaft war die Stadt sehr blühend und erhielt unter Augustus eine römische Colonie. Der Apostel Paul besuchte es zweimal.*) Wie man aus den Ruinen der Mauern und Gebäude sieht, ist die Schuttaufhäufung hier im allgemeinen nur sehr geringfügig und übersteigt nicht 0,30 Meter. Jedoch bemerkte ich verschiedene Stellen, wo eine Schuttaufhäufung von 3 Meter sein mag und wo die Arbeit des Forschens durch schöne Sculpturen belohnt werden dürfte. An vorhistorische Ruinen ist hier natürlich gar nicht zu denken.

Die Nacht brachte ich im Dorfe Talian Kioi, unmittelbar an der Nordseite von Alexandreia, am Meeresufer zu. Vor 13 Jahren war hier nur ein einziges Haus; seitdem ist ein beträchtliches Dorf entstanden, welches vielleicht einmal zu einer großen Stadt anwächst.

Ohne allen Zweifel liegt Talian Kioi auf der Stelle der alten Stadt Achaeion; denn es liegt Tenedos gegenüber, an den Mauern von Alexandreia und entspricht somit vollkommen den Angaben Strabo's (XIII, 596, 603, 604). Ich bemerkte in den Brunnen, daß die Schuttaufhäufung hier 4—6 Meter Tiefe hat; jedoch besteht diese natürlich größtentheils aus Seesand, und da außerdem Achaeion keine bedeutende Stadt gewesen sein kann, so halte ich Ausgrabungen hier für nicht rathsam.

Von hier eine Strecke in nördlicher Richtung am Strande weiter reitend, sah ich Massen von großen granitenen Kanonenkugeln, die von den Türken aus den Säulen von Alexandreia geschnitten waren. Ich kehrte nach Hissarlik zurück über Gheukli Kioi und den Ujek Tepeh genannten Tumulus, der irrthümlich für das von Homer erwähnte Grab des Aesyetes**) angesehen worden war, welches sich aber durch meine im Jahre 1879 darin vorgenommene gründliche Exploration als das Cenotaphium erwiesen hat, welches der Kaiser Caracalla (211—216 n. Chr.) zu Ehren seines intimen Freundes Festus errichtet hat, den er ermordete, um einen Patroklos zu haben und im Stande zu sein, das Leichenbegängniß nachzuahmen, welches Achilles seinem Freunde bereitete.***) Der von mir in den Tumulus gegrabene 30,0 Meter lange Tunnel sowie alle Galerien sind sehr wohl erhalten. Da aber die Dorfleute das hölzerne Gerüst herausgenommen und gestohlen haben, womit ich die vier Seiten des von oben in den Tumulus gegrabenen 14 Meter tiefen Schachts consolidirt hatte, so ist ein Theil des großen viereckigen Thurmes eingestürzt, den man, zur Consolidirung des Erdhügels, darin errichtet hatte. Dieser Tumulus ist an der Ostseite 25,0 Meter hoch und hat nicht weniger als 130,0 Meter im Durchmesser. Ich kehrte von dort über das Dorf Yeni Kioi, welches wahrscheinlich das Oppidum Nea des Plinius ist, und über das Dorf Yeni Shehr nach Hissarlik zurück und von dort über die Stadt der Dardanellen nach Athen.

---

*) Apostelgeschichte 16, 8.
**) Vgl. Ilias, II, 792—793.
***) Vgl. mein „Ilios", S. 732—739.

Mit dem Resultat meiner mühevollen Reise bin ich sehr zufrieden; denn ich weiß jetzt bestimmt, daß, während in Hissarlik auf die 14 Meter tiefe Anhäufung vorhistorischer Trümmer noch ein 2 Meter tiefes Stratum hellenischer Trümmer folgt, es in der ganzen Troas, zwischen dem Hellespont, dem Golf von Adramyttion und dem Idagebirge keine Baustelle gibt, die vorhistorische Ruinen enthält, vielleicht mit Ausnahme von Kurschunlu Tepeh, wo die Schuttaufhäufung an einigen Stellen 1 Meter tief ist und wo einige vorhistorische Topfscherben ganz unten liegen mögen. Ich weiß, daß vielleicht mit Ausnahme von Assos, welches jetzt von vorzüglichen amerikanischen Gelehrten ausgegraben wird, selbst Excavationen für Alterthümer aus der classischen Zeit nirgends in Troas möglich sind, ausgenommen in Antandros und Alexandreia Troas, wo an einigen Stellen die Schuttaufhäufung eine Tiefe von 3 Meter erreichen mag.

Alle in diesem Bericht enthaltenen Meereshöhen wurden nach meinen barometrischen und thermometrischen Beobachtungen durch den berühmten Astronomen und Director der Sternwarte Dr. Julius Schmidt in Athen gemacht, welcher auch mein Thermometer rectificirte und welchem ich hier meinen wärmsten Dank ausspreche.*) Desgleichen sage ich hiermit meinen verbindlichsten Dank Herrn Professor E. Ziller in Athen und Herrn Karl Heise, Kartograph bei der königlich preußischen Landesaufnahme in Berlin, welche die Güte hatten, eine Karte der Troas für mich anzufertigen.

*) Eine Separatausgabe dieses Reiseberichts wird demnächst von der Verlagshandlung dieser Zeitschrift veranstaltet werden, unter Beigabe einer Specialkarte der Troas und ausführlicherer Beiträge der Herren Professor P. Ascherson und Director J. Schmidt.
D. Red.

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten im Jahre 1880.

Von

Rudolf Doehn.

I.

Das letzte Administrationsjahr des Präsidenten Rutherford B. Hayes, welches vom 4. März 1880 bis zum 4. März 1881 dauerte, zeichnete sich in keiner Weise durch eine besonders fruchtbringende Thätigkeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung aus, da die Vorbereitungen zu der entscheidungsvollen Präsidentenwahl und der Wahlkampf selbst das allgemeine Interesse innerhalb und außerhalb der Bundeslegislatur zu lebhaft in Anspruch nahmen.*) Der 46. Congreß, welcher am 1. Dec. 1879 in Washington City zu seiner zweiten ordentlichen Sitzung zusammentrat und sich am 16. Juni 1880 bis zum 6. Dec. desselben Jahres wieder vertagte, führte im ganzen nur ein Scheinleben. Die Anläufe, welche er namentlich mit Rücksicht auf die schwer daniederliegende Rhederei der Union zu Gunsten einer Freihandelspolitik machte, blieben vollständig resultatlos, und der zwischen den Nord- und Südstaaten bestehende politische Parteiantagonismus wurde nicht gemindert, viel eher verschärft. Nur so weit die Regierung des Präsidenten Hayes mehr oder weniger selbständig vorangehen konnte, wurden, von dem Post- und Marinewesen abgesehen, entschieden günstige Resultate erzielt. Hierher gehört unter anderm ein zwischen den Vereinigten Staaten und England wegen der leidigen Fischereifrage entstandener Conflict. Die Vereinigten Staaten hatten gegen das Ende des Jahres 1878 auf Grund des Urtheils einer zu Halifax zusammengetretenen gemischten Commission an Großbritannien eine Entschädigungssumme von $5^1/_2$ Mill. Doll. dafür zahlen müssen, daß sie zehn Jahre hindurch in den canadischen Gewässern unbefugt das Fischereirecht ausgeübt hatten; diesmal handelte es sich nun aber um Gewaltthaten, welche sich englische Unterthanen auf Neufundland gegen amerikanische Fischer hatten zu Schulden kommen lassen. Der Präsident Hayes richtete deshalb am 17. Mai 1880 in der erwähnten Angelegenheit eine

---

*) Vgl. „Drei Jahre der Präsidentschaft von Rutherford B. Hayes“ in „Unsere Zeit“, 1880, II, 695 fg.

Botschaft an den Congreß, in welcher die ganze Frage auf Grund eines beigefügten Berichts des Staatssecretärs Evarts klar auseinandergesetzt war. Die Sache war schon deshalb nicht ohne Bedeutung, weil durch sie der bekannte Vertrag von Washington City in Frage gestellt wurde. Die amerikanische Regierung hatte sich schon früher, um die Angelegenheit schnell und friedlich beizulegen, an die Regierung von Großbritannien gewandt und Abhülfe der Uebelstände verlangt; allein das englische Cabinet schob die Sache auf die lange Bank, bis schließlich Lord Salisbury in einem Schreiben vom 6. April 1880 sich geradezu weigerte, den amerikanischen Forderungen Gehör zu geben. Allem Anschein nach hatte Lord Salisbury die Streitfrage nicht gründlich studirt, vermuthlich weil er und Lord Beaconsfield zu sehr mit andern Dingen beschäftigt waren. Präsident Hayes verfolgte indeß die Sache mit allem Ernste und wurde dabei auch vom Congreß, der sich in Fragen, welche die äußere Politik betrafen, in der Regel viel leichter einigte als bei innern Fragen, energisch unterstützt. So geschah es denn auch, daß es, nachdem Beaconsfield gestürzt und Gladstone an dessen Stelle getreten war, dem Präsidenten Garfield und seinem Premierminister Blaine gelang, im Mai 1881 den Conflict beizulegen, indem England sich zur Zahlung einer Entschädigungssumme von 15000 Pfd. St. für die den amerikanischen Fischern angethanen Gewaltthaten bereit erklärte.

Eine andere Frage betraf den projectirten Bau des Panamakanals. Um die Interessen der Vereinigten Staaten zu schützen, berief sich Präsident Hayes nicht nur auf die bekannte Monroe-Doctrin, sondern sandte auch im Frühjahr 1880 zwei amerikanische Kriegsschiffe an den Isthmus von Panama, um dort Kohlenstationen anzulegen und das Interesse der Union etwaigen europäischen Uebergriffen gegenüber zu wahren. Hatte doch schon in der Sitzung des Bundessenats vom 2. Dec. 1879 der General Burnside, Vertreter des Staates Rhode-Island, in längerer Rede, wobei er sich auf Aussprüche von Thomas Jefferson, Daniel Webster, John Quincy Adams, Henry Clay, John C. Calhoun und selbst des englischen Premierministers George Canning berief, darauf hingewiesen, daß die Vereinigten Staaten den Bau eines interoceanischen Kanals mit europäischem Gelde und unter den Auspicien einer europäischen Macht niemals zulassen dürften.

Auch hinsichtlich der lästigen Chinesenfrage, die so oft schon im Congreß zu den heftigsten Debatten Veranlassung gegeben und in den Pacificstaaten so häufig zu Unruhen und offenen Gewaltthaten geführt hatte, fand Präsident Hayes einen Weg, der jene Frage in günstiger und für die Vereinigten Staaten ehrenhafter Weise lösen sollte. Er sandte nämlich, unter Zustimmung des Senats, eine Commission von drei Männern nach China, um eine Revision des Burlingame-Vertrags vorzunehmen und alle Punkte, die mit der chinesischen Einwanderung nach Amerika in Verbindung standen und den Handel berührten, in Gemeinschaft mit der Regierung des Himmlischen Reiches zu untersuchen und neu festzustellen. Der Obmann dieser Commission war Dr. James Angell, Präsident der Universität von Michigan; er ging als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach China, und als Hülfscommissare wurden ihm die Herren John F. Swift aus Californien und William Henry Trescott aus Südcarolina zur Seite gestellt. Präsi-

dent Angell zeichnete sich durch gründliche Bildung und bedeutende administrative Fähigkeiten aus; er war früher Professor der modernen Sprachen an der Brown-Universität, wurde dann Präsident der Universität von Vermont und bekleidete später dieselbe Stelle an der Michigan-Universität. John F. Swift war ein höchst angesehener Rechtsanwalt im Staate Californien und wurde dem Präsidenten Hayes von den beiden Häusern der californischen Legislatur für die in Rede stehende Commission nach China empfohlen; er war zugleich ein hervorragendes Mitglied der republikanischen Partei und ein treuer Repräsentant der an der Pacificküste herrschenden Ansichten über die Chinesenfrage. Der dritte Commissar endlich, William Henry Trescott, war längere Zeit im Ministerium des Aeußern beschäftigt gewesen, vertrat die amerikanische Regierung mit Geschick in der nördlichen Fischereifrage und zählte zu den gewandtesten Publicisten der Vereinigten Staaten. Er stammte aus den Südstaaten der Union und nahm in den Reihen der demokratischen Partei eine geachtete Stellung ein. Diese mit Um- und Einsicht gewählte Commission hat denn auch die ihr gestellte Aufgabe glücklich gelöst, sodaß der durch sie mit China zu Stande gebrachte neue Vertrag, unter Wahrung der amerikanischen Handelsinteressen, die argen Wirrnisse der Chinesenfrage für geraume Zeit aus dem Wege geräumt hat und beim Beginn der Administration des Präsidenten Garfield vom Bundessenat bereitwillig anerkannt und bestätigt wurde.

Im übrigen beschäftigte sich der Congreß vielfach, aber ziemlich resultatlos, mit der Finanz- und Währungsfrage, mit der Oberaufsicht der Bundesregierung bei nationalen Wahlen und sonstigen Parteistreitigkeiten. Beachtenswerth ist noch, daß die staatsgefährlichen Umtriebe und freiheitsfeindlichen Machinationen der ultramontanen Römlinge gegen das amerikanische Freischulwesen, das bei vielen Mängeln doch auch manche Vorzüge besitzt, und gegen die Freiheit der Presse zunahmen, weshalb in der Tagespresse der Union, namentlich in den deutsch-amerikanischen Zeitungen, laute Warnungsrufe gegen die betreffenden Dunkelmänner erhoben wurden.

Wenden wir uns jetzt nach diesen kurzen Bemerkungen über die Thätigkeit der Bundesregierung und das Verhalten des 46. Congresses in seiner zweiten ordentlichen Sitzung zu unserm Hauptthema, der letzten Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten.

Die amerikanische Präsidentenwahl ist bekanntlich keine directe; vielmehr werden in den einzelnen Unionsstaaten sogenannte Electoren oder Wahlmänner gewählt. Diese Electoren, deren Zahl für jeden einzelnen Staat derjenigen seiner Senatoren und Repräsentanten in der Bundesgesetzgebung entspricht, haben dann ihrerseits die Wahl des Präsidenten und des Vicepräsidenten vorzunehmen. Nicht wählbar als Electoren sind die Mitglieder des Congresses und solche Personen, welche im Dienste der Union irgendein Ehrenamt oder einen besoldeten Posten innehaben. Die Erwählung der Electoren erfolgt nach dem jetzt zu Recht bestehenden Gesetze am ersten Dienstage nach dem ersten Montage im November, und zwar in jedem vierten Jahre nach der letztvergangenen Präsidentenwahl; die neue Präsidentenwahl selbst ist dagegen am ersten Mittwoch im December nach der Vornahme der Electorenwahlen zu vollziehen. Das Resultat dieser Wahl wird in beglaubigten

Listen an den Präsidenten des Bundessenats in Washington City gesandt, der dann in Gegenwart des Senats und des Repräsentantenhauses die betreffenden Urkunden öffnet und die Zählung der Stimmen vornimmt. Derjenige Candidat, welcher die meisten Stimmen erhalten hat, soll zur Präsidentschaft berufen werden, wenn die auf ihn gefallene Zahl der Stimmen die absolute Majorität aller Electoren darstellt; wenn aber eine solche Majorität nicht erzielt worden ist, dann hat das Repräsentantenhaus des Congresses unverzüglich, und zwar durch Wahlzettel, aus denjenigen drei Candidaten, welche die meisten Stimmen für die Präsidentschaft erhielten, den Präsidenten zu ernennen. Hierbei sollen jedoch die Stimmen nach Staaten gerechnet werden, sodaß die Gesammtrepräsentation eines jeden einzelnen Unionsstaates, gleichviel wie hoch die Zahl seiner Vertreter im Congreß sich stellt, nur Eine Stimme hat. Beschlußfähig aber ist das Haus dann, wenn von mindestens zwei Dritteln aller Unionsstaaten wenigstens je ein Vertreter anwesend ist. Ein endgültiges Wahlresultat wird nur erzielt, wenn die absolute Mehrheit aller die Union bildenden Staaten (die Territorien zählen hier nicht mit) ihre Stimmen auf einen Candidaten vereinigt. Wenn jedoch das Repräsentantenhaus vor dem nächsten 4. März eine Wahl nicht zu Stande gebracht, dann hat, wie in dem Falle des Todes oder der Regierungsunfähigkeit des Präsidenten, der Vicepräsident die Präsidentschaft zu übernehmen. Auch zur Wahl des Vicepräsidenten sind in erster Linie die Electoren berufen; gelingt es ihnen nicht, sich mit absoluter Majorität für einen der Concurrenten zu entscheiden, so hat der Senat, nicht das Repräsentantenhaus, einen der beiden Candidaten, auf welchen die meisten Stimmen fielen, zum Vicepräsidenten zu erwählen. Beschlußfähig zur Wahl soll der Senat sein, wenn zwei Drittel aller Senatoren anwesend sind; doch ist ein günstiges Wahlergebniß nur dann erzielt, wenn die absolute Majorität des vollzähligen Senats ihre Stimmen auf einen und denselben Candidaten vereinigte.

Der Wahl der Electoren selbst gehen, nach hergebrachter Sitte, die sogenannten Staats- und Nationalconventionen voraus. Die Staatsconventionen kann man als Vorläufer der Nationalconventionen ansehen, da sie wesentlich dazu dienen, die in die letztern zu entsendenden Delegationen zu bestimmen und unter Umständen mit Instructionen zu versehen. In den Nationalconventionen der verschiedenen Parteien aber findet die Aufstellung der von letztern für das Amt des Präsidenten und des Vicepräsidenten zu ernennenden Candidaten statt. Ueber das Abhalten dieser Conventionen, so wichtig und maßgebend dieselben auch in der Praxis sind, bestehen keine verfassungsmäßigen Vorschriften; ihre Zusammenberufung und Leitung ist vollständig dem Belieben der einzelnen politischen Parteien überlassen, wenn auch in den meisten Fällen der hergebrachte Modus entscheidet. Hier bietet sich denn, wie leicht begreiflich, sowol was die Vorbereitung zu solchen Conventionen, als was die Leitung derselben anlangt, der geschickten Parteitaktik und den politischen Wahlmanövern ein weites Feld dar, auf dem die sogenannten „Drahtzieherkünste" und die „Maschinenpolitik" ihre Triumphe feiern. Die später zu wählenden Electoren sind nämlich nicht gesetzlich, wohl aber moralisch verpflichtet, ihre Stimmen für diejenigen Präsidentschaftscandidaten abzugeben, welche von den

Nationalconventionen der verschiedenen Parteien ernannt worden sind, und sie haben sich bisjetzt dieser Verpflichtung auch niemals entzogen.

Die Zurüstungen für den Präsidentenwahlkampf des Jahres 1880 begannen früher, als dies sonst in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegte. Die Initiative wurde von der Partei der Republikaner ergriffen, aus deren Reihen seit dem Jahre 1860, wo Abraham Lincoln erwählt wurde, alle Präsidenten der Vereinigten Staaten hervorgegangen sind. Nachdem das republikanische Central-Wahlcomité die Nationalconvention der republikanischen Partei auf den 2. Juni nach Chicago im Staate Illinois ausgeschrieben hatte, berief der Vorsitzende dieses Central-Wahlcomité, der Bundessenator James Donald Cameron aus Pennsylvanien, ein in allen politischen Umtrieben wohlbewanderter Mann, die Vertreter der republikanischen Partei des Staates Pennsylvanien zum 4. Febr. nach der Stadt Harrisburg zur Abhaltung einer Staatsconvention, um für die in die Nationalconvention nach Chicago zu entsendenden Delegirten die nöthigen Instructionen festzustellen. Unter dem Beistand des Gouverneurs Hoyt gelang es ihm, mit einer kleinen Stimmenmehrheit den General U. S. Grant zum Präsidentschaftscandidaten erklären zu lassen und die für die Nationalconvention in Chicago bestimmten Delegirten Pennsylvaniens dahin zu instruiren, daß sie „geschlossen" (as a unit) für die Präsidentschaftscandidatur Grant's stimmen sollten. Aehnlich wie Cameron in Pennsylvanien, operirte der Bundessenator Roscoe Conkling im Staate Neuyork; auch er, der seinen Collegen Cameron an Stolz und herrschsüchtiger Rücksichtslosigkeit noch übertraf, setzte es in der auf den 25. Febr. nach der Stadt Utica berufenen neuyorker Staatsconvention durch, daß die der republikanischen Partei angehörige Delegation dieses Staates den Auftrag erhielt, in Chicago „geschlossen" für Grant als Präsidentschaftscandidaten zu stimmen. Nicht so leicht wie Cameron und Conkling, wurde es dem Bundessenator John A. Logan, die Staatsconvention von Illinois, dem Heimatsstaate Grant's, für letztern zu gewinnen.

Es war ein geschickt angelegter Plan der drei Bundessenatoren Cameron, Conkling und Logan, die man als das Grant-Triumvirat in dem letzten Präsidentenwahlkampfe bezeichnen kann, die Delegationen der beiden bevölkertsten Staaten der Union sowie die Delegation von Grant's Heimatsstaat, der überdies ebenfalls eine nicht unerhebliche Zahl von Electoren stellt, von vornherein für Grant's Präsidentschaftscandidatur zu gewinnen. Durch das sofortige entschiedene Eintreten von drei der einflußreichsten Staaten zu Gunsten Grant's hoffte man auf die Staatsconventionen und Delegationen anderer Unionsstaaten in dieser Richtung eine kräftige und nachhaltige Pression auszuüben. Dazu kam, daß einzelne republikanische Blätter und Parteiführer nicht müde wurden, Grant, den „ruhmreichen Besieger der südlichen Rebellion", als den einzigen Mann hinzustellen, welcher, trotz der in seinen beiden Administrationen begangenen schweren Misgriffe, im Stande sei, den sich stets wieder regenden Rebellengeist der südlichen Demokratie mit starker Hand zu bändigen und die nationale Fahne allen particularistischen Gelüsten gegenüber hochzuhalten. Als die gefährlichsten Rivalen Grant's im Kampfe um die Präsidentur galten damals auf republikanischer Seite der Bundessenator James G. Blaine

und der Finanzminister John Sherman, der Bruder des als Feldherr kaum weniger als Grant gefeierten Generals William T. Sherman.

Allein so klug auch der Plan des Grant-Triumvirats ersonnen und theilweise ausgeführt war, so hatten doch die Manöver Cameron's und Conkling's auf eine große Anzahl von Mitgliedern der republikanischen Partei einen sehr bösen Eindruck gemacht, und dem Bundessenator Logan wollte es nicht gelingen, in Illinois dieselben Erfolge für Grant zu erzielen, welche seine beiden Collegen in Pennsylvanien und Neuyork, scheinbar wenigstens, errungen hatten. Abgesehen davon, daß in verschiedenen kleinern Unionsstaaten, wie z. B. in Vermont, Rhode-Island, Indiana, Kansas u. s. w., die republikanischen Staatsconventionen sich gegen einen dritten Präsidentschaftstermin Grant's erklärten und zu Gunsten anderer republikanischer Parteiführer aussprachen, regte sich auch in den Reihen der unabhängigen Republikaner von Pennsylvanien und Neuyork eine starke Opposition gegen Grant's Candidatur. Schon in der nur mit Mühe von Cameron beherrschten Staatsconvention zu Harrisburg war eine von hochangesehenen Republikanern unterzeichnete Adresse zur Verlesung gekommen, in welcher stark gegen jede Art von „Maschinenpolitik" protestirt wurde. In dieser Adresse, der ein Verwandter Cameron's, Wayne Mac-Veagh, nicht fern stand, hieß es unter anderm: „Wir glauben, daß die republikanische Partei zum großen Theile die Intelligenz, die Gewissenhaftigkeit und den Unternehmungsgeist des amerikanischen Volkes repräsentirt. Aus diesem Grunde umfaßt sie auch eine bedeutende Anzahl solcher Bürger, auf denen gewisse Parteibande nicht sonderlich schwer lasten und die sich durch blinden Parteigeist nicht zur Unterstützung von Männern, denen sie mistrauen, oder von Maßregeln, die sie misbilligen, zwingen lassen." Die Adresse nannte keinen Namen, auch keinen Präsidentschaftscandidaten; aber sie gab deutlich genug zu verstehen, daß General Grant nicht der Mann sei, für den die republikanische Partei bei der bevorstehenden Präsidentenwahl geschlossen stimmen könnte, indem sie sagte, daß kein guter Republikaner seine Stimme einem Manne geben könne, der zum dritten mal Präsident werden wolle und damit „jene Tradition verletze, die ein Theil des ungeschriebenen Gesetzes des amerikanischen Volkes geworden sei", oder einem Manne, „der die geschickte Ausnutzung der Aemterpatronage zu persönlichen Zwecken als die höchste Eigenschaft und Aufgabe eines Staatsmannes betrachte, dessen Unfähigkeit, der Versuchung zu widerstehen, seine Anhänger während des ganzen Wahlkampfes in die Defensive versetzen müßte, dessen persönlicher Ehrgeiz ihn verleiten möge, den öffentlichen Dienst als ein bloßes Werkzeug zur Förderung seiner Sonderinteressen anzusehen, und dessen Ueberzeugungen nichts anderes seien als der Ausdruck temporärer politischer Nützlichkeit". Alsdann wies die Adresse auf die Platform hin, mit welcher die republikanische Partei im Jahre 1876 in den Wahlkampf um die Präsidentschaft zog und die kurz also lautete: „Nationale Suprematie in nationalen Angelegenheiten, Verminderung unconstitutioneller Einmischung in die locale Selbstverwaltung, ehrliches Geld und vollständige Reform des Civildienstes." Es wäre „ein Insult für die Intelligenz der republikanischen Partei", meinte die Adresse weiter, „wenn man derselben einen Candidaten zur Unterstützung empfehlen wollte, dessen Vorleben den Beweis liefere, daß seine Candidatur auf der Platform von

1876 nichts anderes sei als ein Fallstrick, um den ahnungslosen Stimmgeber zu fangen. Wenn der Kampf um einen so hohen Preis, wie die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten, von den ehrgeizigen und selbstsüchtigen Maschinenpolitikern zu einem bloßen Hazardspiele gemacht werden solle, in welchem von beiden Seiten mit falschen Würfeln gespielt werde, so bedürfe es keiner großen Prophetengabe, um Anarchie und Bürgerkrieg in der nächsten Zukunft als das unausbleibliche Resultat zu verkünden".

Die in der vorstehend skizzirten Adresse enthaltenen Mahnungen verhallten denn auch nicht wirkungslos. Bald nach der Staatsconvention zu Harrisburg versammelten sich mehr als 400 angesehene Mitglieder der republikanischen Partei in Philadelphia, der bedeutendsten Stadt Pennsylvaniens, wo nicht lange Zeit vorher General Grant bei seiner Rückkehr von seiner Reise um die Welt von seinen Anhängern mit großer Festlichkeit empfangen worden war, um gegen das Vorgehen Cameron's zu protestiren und den in Harrisburg gefaßten Beschluß, die pennsylvanischen Delegirten sollten in Chicago am 2. Juni „geschlossen" stimmen, als ein „gag-law", d. h. ein Knebelgesetz, zu verurtheilen. Bemerkenswerth ist übrigens, daß auf der republikanischen Nationalconvention zu Cincinnati im Jahre 1876 ein ähnlicher Beschluß, der ebenfalls durch Cameron zu Stande gekommen war, als für freie Männer nicht absolut bindend erklärt worden war. Die erwähnte Versammlung in Philadelphia faßte aber noch einige Resolutionen, in denen der dritte Präsidentschaftstermin als gegen den Geist der republikanischen Institutionen der Union verstoßend erklärt und beschlossen wurde, daß eine neue Delegation zur Nationalconvention nach Chicago gesandt werden solle. Die in Philadelphia erscheinende „Times" billigte in warmen Worten diese Resolutionen und bezeichnete die Cameron'sche Staatsconvention zu Harrisburg in etwas derber Weise als das „Grant-Schlachthaus" („Grant-Slaughter-House"), in welchem die „Dritte-Termins-Thorheit" ihr Ende gefunden habe.

Eine ganz ähnliche Opposition, wie in Pennsylvannien, erhob sich gegen die durch Roscoe Conkling im Staate Neuyork inaugurirte Grant-Candidatur. In diesem Staate war das Element der sogenannten „unabhängigen" Republikaner schon seit mehrern Jahren sehr zahlreich und wurde namentlich durch deutsch-amerikanische Bürger repräsentirt. Der vielgelesene „New-York Herald" brachte einen beachtenswerthen scharfen Artikel gegen die Grant-Bewegung, in dem es unter anderm hieß: „Es ist in der That eine großartige Farce, wenn ein paar große Unionsstaaten, nachdem sie mit Hülfe der Parteimaschine die Andersdenkenden in ihrem Bereiche unterdrückt haben, dictiren wollen, was die übrigen republikanischen Staaten thun sollen, namentlich wenn sie ihre Befehle nur mit Hülfe von Delegaten aus den vorwiegend demokratisch gesinnten Südstaaten durchzusetzen vermögen, mit Delegaten, die factisch in der Präsidentenfrage nur Nullen sind, aber dazu helfen können, Pennsylvanien und Neuyork allmächtig zu machen. Wenn die wirklich republikanischen Staaten gegen einen solchen schmachvollen Zwang sich auflehnen und ihren eigenen Präsidentschaftscandidaten ernennen würden, so hätten sie wahrlich die beste Aussicht, ihn zu erwählen und endlich einmal das entwürdigende Joch der Parteisklaverei zu brechen." So der „New-York Herald",

und ihm stimmten mehrere andere Blätter, z. B. die einflußreiche „New-York Tribune", bei.

Von besonderer Bedeutung war aber eine nationale Massenconvention, die von den republikanischen Gegnern des dritten Präsidentschaftstermins zum 6. Mai nach Saint-Louis im Staate Missouri von hervorragenden Mitgliedern der republikanischen Partei berufen wurde. In der von dem frühern Bundessenator John B. Henderson unterzeichneten, vom 25. März 1880 datirten Einladung zu dieser Convention hieß es unter anderm: „Wir nehmen ein tiefes Interesse an der nächsten Präsidentenwahl und sehen daher mit Bedauern, daß einige unserer politischen Freunde die republikanische Partei mit der gefährlichen Politik einer dritten Präsidentschaftscandidatur identificiren wollen. Wir glauben, daß das Beispiel George Washington's und seiner patriotischen Nachfolger auf guten Gründen der öffentlichen Politik beruht. Wir indossiren die Worte Thomas Jefferson's, daß, wenn nicht für die Präsidentschaft ein gewisser Endtermin gesetzt wird, das Präsidentenamt thatsächlich für Lebenszeit gegeben werden kann. Die Beschlüsse, welche die republikanische Staatsconvention von Pennsylvanien im Jahre 1875 faßte, werden noch heute von uns gebilligt, und diese Beschlüsse bekunden eine feste und unzweideutige Anhänglichkeit an das ungeschriebene Gesetz der Republik, welches, weise und durch leuchtende Beispiele geheiligt, die Amtsdauer eines Präsidenten der Vereinigten Staaten auf zwei Termine beschränkt und einen unwandelbaren Protest gegen die Wahl eines Präsidentschaftscandidaten für einen dritten Termin enthält. Wir billigen die Principerklärung, die in demselben Jahre von den Republikanern des Staates Neuyork erlassen wurde, als sie sich ebenfalls gegen jeden dritten Präsidentschaftstermin aussprachen, und wir empfehlen nachdrücklichst die von der republikanischen Nationalconvention zu Cincinnati im Jahre 1876 angenommene Platform, wonach die Befolgung von Washington's Beispiel für alle Zukunft als ein Fundamentalsatz des ungeschriebenen Gesetzes unserer Republik zu betrachten ist. Wir glauben aufrichtig an die Weisheit und Wahrheit des Beschlusses, welcher einstimmig vom Congreß in Washington City im December 1875 angenommen wurde und dahin lautete, daß das Beispiel Washington's und anderer Präsidenten, indem sie nach ihrem zweiten Amtstermin in das Privatleben zurücktraten, durch allgemeine Zustimmung ein Theil unsers republikanischen Regierungssystems wurde, und daß jedes Abweichen von diesem Gebrauche unweise, unpatriotisch und gefährlich für unsere Freiheit ist. Die Ernennung General Grant's für einen dritten Präsidentschaftstermin würde also ein Fundamentalprincip unsers Regierungssystems verletzen und gegen einen Gebrauch verstoßen, der in der Meinung des amerikanischen Volkes Gesetzeskraft erlangt hat. Eine solche Nomination könnte nur in gänzlicher Nichtachtung der ausgesprochenen Grundsätze der republikanischen Partei vollzogen werden. Die Warnung Thomas Jefferson's in der Reife seiner Erfahrung und nach langjährigen Diensten ist unvergessen: «Sollte ein Präsident zu seiner Aufstellung in einer dritten Wahl zustimmen, so hoffe ich, daß er vom Volke verworfen und zur Strafe für seinen Ehrgeiz geschlagen wird.»" Die Einladung tadelte dann noch entschieden das Vorangehen der „Stalwarts" oder der Grant-Partei und sprach die Hoffnung aus, daß die Massenconvention in Saint-Louis

dahin wirken werde, daß ein Amendement zur Bundesverfassung der Vereinigten Staaten zu Stande komme, welches die Amtsdauer des Präsidenten mit Bezug auf seine etwaige Wiedererwählung genau regele. Die mehrfach erwähnte Convention fand denn auch wirklich am 6. Mai in Saint-Louis statt und war von Deputirten aus den verschiedensten Unionsstaaten zahlreich besucht. Es wurden dem Inhalt der Einladung entsprechende Beschlüsse gefaßt und man traf sogar Vorkehrungen, um für den Fall, daß General Grant, dessen corrumpirte und corrumpirende Regierung die Union mit unauslöschlicher Schmach und Schande bedeckt habe, von der Nationalconvention in Chicago wider Erwarten zum dritten mal für das Präsidentenamt nominirt werden sollte, sofort einen unabhängigen republikanischen Gegencandidaten aufstellen zu können; auch wurde ein Comité ernannt, die von der Massenconvention gefaßten Beschlüsse der Nationalconvention in Chicago zu unterbreiten.

Während so die republikanische Partei sich im Hinblick auf die Präsidentenwahl sehr rührig zeigte, verhielten sich die Demokraten noch ziemlich ruhig. Uebrigens fehlte es auch im demokratischen Parteilager gar sehr an der zum Siege so nöthigen Einigkeit; als der wichtigste Präsidentschaftscandidat erschien lange Zeit Samuel J. Tilden aus Neuyork, der schon im Jahre 1876 von den Demokraten gegen Rutherford B. Hayes aufgestellt gewesen war. Gegen Tilden sprachen auch wieder verschiedene Umstände, denn abgesehen davon, daß über dem Haupte dieses Mannes ein sehr ärgerlicher Proceß schwebte, bekämpfte der im Staate Neuyork sehr einflußreiche Demagoge John Kelly, der Führer der berüchtigten Tammany-Hall-Demokraten, die sich meistens aus Irländern rekrutirten, mit allen Mitteln Tilden's Candidatur; und wenn der Staat Neuyork den Demokraten bei dem Wahlkampfe verloren ging, so hatten sie nur sehr geringe Aussicht auf Sieg gegen die Republikaner. Der Hauptfehler der demokratischen Partei war und blieb aber immer der, daß sie zu sehr der particularistischen Staatenrechtslehre Rechnung trug und keine lebenskräftigen neuen Ideen in ihr politisches Programm aufzunehmen verstand. Auch huldigte die Mehrheit der Demokraten in der so wichtigen Finanzfrage sehr verderblichen Grundsätzen, indem sie mit der socialdemokratisch angehauchten Papiergeld- oder Greenbackpartei, die für eine unendliche Vermehrung des uneinlösbaren Papiergeldes in die Schranken trat und in dem Congreßabgeordneten James B. Weaver einen energischen Vertreter gefunden hatte, liebäugelte. Eine ziemlich sichere Aussicht auf Erfolg in dem Präsidentenwahlkampfe konnten sich die Demokraten wol nur versprechen, wenn die republikanische Nationalconvention in Chicago den General Grant zu ihrem Bannerträger ernannte, da die nicht geringe Zahl der unabhängigen Republikaner, zu denen auch Karl Schurz zählte, „unter keinen Umständen" für Grant stimmte. Außer Tilden kamen in den Reihen der Demokraten als Präsidentschaftscandidaten noch James A. Bayard aus Delaware, General Hancock aus Pennsylvanien, Thurman aus Ohio und Horatio Seymour aus Neuyork in Betracht. Da aber unter den obwaltenden Umständen leicht der Fall eintreten konnte, daß in der durch die Electoren vorgenommenen Wahl kein Präsidentschaftscandidat die gesetzlich nothwendige Stimmenmehrheit erhielt, die Wahl mithin von dem Repräsentantenhause des Congresses vorgenommen werden

mußte, so waren die Demokraten im Congreß eifrig bemüht, sich durch Anfechtung der Wahlen von republikanischen Repräsentanten die nöthige Mehrheit der Stimmen in den Congreßrepräsentationen der Einzelstaaten per fas et nefas zu sichern. Als der Tag, an welchem die demokratische Nationalconvention zur Ernennung der Präsidentschaftscandidaten zusammentreten sollte, war der 22. Juni, und als Ort die Stadt Cincinnati bestimmt worden.

Am Mittwoch, 2. Juni, trat die Nationalconvention der Republikaner in Chicago zusammen und organisirte sich durch die Ernennung des Bundessenators George F. Hoar von Massachusetts zum temporären Vorsitzenden. Nachdem Hoar eine längere Rede gehalten hatte, in welcher er einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über die Entstehung und Weiterentwickelung der republikanischen Partei gab und die Aufgabe der Convention beleuchtete, fand der Namensaufruf der Delegationen und die Abgabe ihrer Beglaubigungsschreiben statt; auch wurden die zur Entwerfung der Geschäftsregeln, zu der Prüfung der Beglaubigungsschreiben und der Aufstellung einer Platform nöthigen Ausschüsse gewählt. Die beiden folgenden Tage wurden wesentlich damit zugebracht, daß, nachdem Hoar zum definitiven Vorsitzenden der Convention erwählt worden war, die Anhänger und Gegner von Grant in der Discussion von Formfragen ihre Kräfte maßen. Die hauptsächlichsten Redner waren Conkling und Garfield; doch zeigte sich schon hier, daß die Grant-Leute sich in der Minorität befanden. Am 5. Juni schritt man, nachdem die Platform angenommen war, zur Aufstellung der einzelnen Candidaten für das Präsidentenamt. Conkling nominirte Grant, Garfield den Finanzminister John Sherman, James F. Joy aus Michigan James G. Blaine und Drake aus Minnesota den Bundessenator Windom; außerdem kamen noch Edmunds von Vermont und Washburne von Illinois in Vorschlag. Die erste Abstimmung, welche am Montag, 7. Juni, stattfand, ergab folgendes Resultat: Grant erhielt 304, Blaine 284, Sherman 93, Edmunds 34, Washburne 30 und Windom 10 Stimmen; nach 28 Abstimmungen, bei denen das Resultat ziemlich dasselbe wie bei der ersten Abstimmung blieb, vertagte sich die Convention auf Dienstag, 8. Juni. Bei dem 29. Ballottement erhielten Grant und Blaine wieder ungefähr dieselbe Stimmenzahl wie am Tage vorher, d. h. 305 und 278 Stimmen; Sherman dagegen gewann einen Stimmenzuwachs von 91 auf 116. Dieser Zuwachs war hauptsächlich der Delegation von Massachusetts zu verdanken, welche 19 Stimmen von Edmunds auf Sherman übertrug. Fast schien es, als wenn der Bann, der so lange eine Nomination unmöglich gemacht hatte, gebrochen sei. Man erwartete allgemein, daß jetzt auch andere Staaten dem Beispiel von Massachusetts folgen würden, und viele glaubten bereits, daß der große Finanzmann der Hayes-Administration, der die von so segensreichen Folgen begleitete Wiederaufnahme der Hartgeldzahlung zu Stande gebracht hatte, die Siegespalme erringen würde. Aber diese Erwartung wurde nicht erfüllt. Beim 30. Ballottement am 8. Juni gewannen Grant und Blaine je 1 Stimme und Sherman 4. Während der drei folgenden Abstimmungen vergrößerte sich Grant's Stimmenzahl bis auf 309, Sherman und Blaine verloren dagegen einige Stimmen. Das Beispiel der Massachu-

settsdelegation, die zu Sherman übergegangen, fand keine Nachahmung. Beim 34. Ballottement stimmten, wie behauptet wird mit Blaine's Einwilligung, 16 Delegaten von Wisconsin, die früher für Blaine und Washburne gewesen waren, für Garfield, der bis dahin nur abwechselnd ein oder zwei Stimmen erhalten hatte. Jetzt war es augenscheinlich, daß die Entscheidung herannahte. Garfield erhob sich zu einer Ordnungsfrage und sagte: „Ich beanstande die Richtigkeit des soeben verlesenen Ergebnisses der Abstimmung. In dieser Convention kann ohne seine ausdrückliche Einwilligung über keinen Mann als Präsidentschaftscandidaten abgestimmt werden. Eine solche Einwilligung habe ich aber nicht ertheilt und kann sie nicht ertheilen." Diese Erklärung erregte nicht geringes Aufsehen, wurde aber von dem Vorsitzenden der Versammlung, Herrn Hoar, unter dem lauten Beifall der Versammlung für „nicht in der Ordnung" erklärt. Beim 35. Ballottement stieg Grant's Votum auf 313, Blaine fiel auf 257 und Sherman auf 99, Garfield's Votum aber betrug 50 Stimmen; beim 36. Ballot erfolgte endlich der allgemeine Umschwung oder „break". Die Blaine-, Sherman-, Edmunds- und Washburne-Delegationen gingen in hellen Haufen, eine nach der andern, zu Garfield über. Die einzelnen Staaten werden bekanntlich nach dem Alphabet aufgerufen und der Obmann der betreffenden Delegation verkündet deren Stimmen. Die gesammte Stimmenzahl der Convention betrug 756, mithin waren zur Ernennung 379 Stimmen nothwendig. Als beim 36. Ballot der Stimmenaufruf bis zum Staate Wisconsin gekommen war, hatte Garfield 361 Stimmen auf sich vereinigt; es fehlten ihm mithin zum Siege noch 18 Stimmen; Wisconsin aber verfügte über 20 Stimmen. Die Aufregung erreichte daher ihren Höhepunkt. Garfield selbst saß, wie ein Augenzeuge berichtet, still und ruhig auf seinem Platze, mit der Aufzählung der Stimmen beschäftigt. Da erhob sich der Obmann der Wisconsin-Delegation und verkündete, daß dieser Staat, der „Badger State" genannt, seine 20 Stimmen für Garfield in die Wagschale werfe. Der Jubel, welcher nun erfolgte, spottet aller Beschreibung. Das Orchester, welches nie bei einer Nationalconvention fehlt, spielte die Nationalhymne „Heil Columbia", und vom Ufer des Michigansees her, an welchem Chicago liegt, ertönten die Freudenschüsse der Kanonen. Durch die auf Wisconsin folgenden Territorien und den District Columbia erreichte Garfield's Votum die Höhe von 399 Stimmen; er war mithin zum Präsidentschaftscandidaten der republikanischen Partei nominirt. Grant's Stimmenzahl betrug 306, Blaine's 42, Sherman's 3 und Washburne's 5.

Die Unmöglichkeit einer Vereinigung der Anti-Grant-Männer auf Blaine hatte sich im Verlauf der Abstimmungen deutlich herausgestellt. Ebenso war klar geworden, daß die Blaine-Leute nicht gewillt waren, Sherman zu unterstützen. Unter diesen Umständen war nur ein Ausweg übrig, um die Nomination Grant's zu verhindern. Es mußte ein neuer Candidat, ein „dark horse", in die Schranken gebracht werden. Diese Ueberzeugung hatte sich der großen Mehrzahl der Conventionsmitglieder aufgedrängt. Als daher in dieser Beziehung einmal der Anfang gemacht war, gab es auch kein Halten mehr. Wie ein Sturmwind brauste es durch die mächtige Versammlung, und wie der Wind oft die auf weitem Felde verstreut gewesenen Blätter auf einer Stelle zusammenweht, so wurden hier die

bisher vertheilten und zersplitterten Stimmen auf einen Candidaten vereinigt. Nur die Grant-Colonnen hatten unter ihren Führern Conkling, Cameron und Logan dem Sturm widerstanden und ihre Stellung behauptet. Das Grant-Votum war bei der letzten Abstimmung noch um zwei Stimmen größer, als bei der ersten. Als aber der Kampf entschieden war, da stellte Conkling selbst den Antrag, Garfield's Nomination zu einer einstimmigen zu machen. Logan von Illinois, Hale von Maine, Harrison von Indiana und andere Delegaten unterstützten diesen Antrag, und so wurde er denn auch von der Versammlung einstimmig angenommen.

Noch nie war es geschehen, daß eine zur Ernennung von Präsidentschafts-candidaten zusammenberufene Nationalconvention der republikanischen Partei in den Vereinigten Staaten ein Mitglied aus ihrem eigenen Schose für das Amt des Präsidenten ernannt hätte. General James A. Garfield ist nicht allein der erste Delegat gewesen, welcher auf diese Weise die Nomination für das höchste Amt der Nordamerikanischen Union erhielt, sondern er verdankte dieselbe in erster Linie gerade dem Umstande, daß er Delegat und Mitglied der Convention war. Nur in dieser Stellung konnte er sich, wie die Sachen lagen, das Vertrauen und die Zuneigung der zahlreich besuchten Versammlung, welcher am 4. Juni auch Prinz Leopold von England längere Zeit beiwohnte, und der nach Tausenden zählenden Zuhöhrer und Zuschauer so wirksam und so schnell erwerben. Vom ersten Augenblicke an, wo Garfield als Redner Conkling gegenüber in die etwas leidenschaftlichen Debatten, namentlich am 4. Juni, beruhigend und besänftigend eingriff, lenkte er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und wurde der Liebling aller besonnenen und vorurtheilsfreien Personen, die sechs Tage hindurch sich in den weiten Räumen des Conventionsgebäudes einfanden. Aehnlich wie Conkling, nur noch in höherm Maße, wurde er, so oft er die Halle betrat, so oft er sich von seinem Sitze erhob, um seine Meinung auszusprechen, mit donnerndem Applaus und enthusiastischem Beifall begrüßt. Diese ungesuchte, freiwillig ihm dargebrachte Liebe des Conventionspublikums stieg mit jedem Sitzungstage. Und als er in der Nachtsitzung des 5. Juni dem Programm gemäß in einer längern Rede den Finanzminister John Sherman, seinen engern Landsmann, eindringlich für das Präsidentenamt empfahl und bei der Gelegenheit die Frage stellte: „Was für einen Mann brauchen wir?", da antwortete ihm der hundertfache Ruf: „Garfield! Garfield!" Wahrlich, das Glück, der unberechenbare Zufall spielt im Leben der einzelnen Individuen, wie in dem ganzer Nationen nur zu oft eine entscheidende Rolle. Diejenigen amerikanischen Politiker, welche seit Jahren nach der Nomination für das Präsidentenamt gestrebt hatten, entweder in eigener Person, wie z. B. James G. Blaine, oder durch ihre Freunde, wie der Expräsident U. S. Grant, erhielten sie nicht; sie fiel einem Manne zu, der nicht danach gerungen hatte, sondern sich anscheinend gegen die Annahme derselben sträubte. Man möchte in der That an die Richtigkeit der alten, in Amerika oft gehörten Behauptung glauben, daß die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten selten oder niemals jemand zufällt, der sich besonders darum bemüht oder den das Volk mit Eifer dafür arbeiten sieht.

Am 8. Juni, $5\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags, trat die Convention zu ihrer letzten Sitzung zusammen, um die Nomination des Vicepräsidenten zu vollziehen. Eine große

Anzahl von Candidaten wurde in Vorschlag gebracht, doch waren die bedeutendsten Elihu B. Washburne von Illinois und General Chester A. Arthur von Neuyork. Die Anhänger Grant's waren entschieden für letztern; so wurde Arthur schon beim ersten Ballot mit Stimmenmehrheit nominirt und die Nomination auf General Kilpatrick's Antrag zu einer einstimmigen erhoben. Arthur's Nomination geschah wol hauptsächlich zu dem Zwecke, die Grant-Fraction mit ihrer zuvor erlittenen Niederlage etwas zu versöhnen und dem aufgestellten Präsidentschaftscandidaten die thatkräftige Unterstützung der Führer dieser Fraction zu sichern. Nur in dieser Hinsicht konnte die Nomination als ein geschickter politischer Schachzug angesehen werden. Conkling und seine Freunde, die sonst vielleicht aus Verdruß über ihre Niederlage sich von einer regen Betheiligung an der Wahlcampagne, welche im Augustmonat in voller Hitze entbrennen mußte, fern gehalten hätten, waren dadurch veranlaßt, alle Kräfte aufzubieten, um die Electoren des Staates Neuyork, welcher der bevölkertste der Union ist und deshalb auch die meisten Electoren unter allen Unionsstaaten stellt, für den republikanischen Präsidentschaftscandidaten zu gewinnen. Und in dieser Berechnung täuschte man sich auch nicht.

Die von der Nationalconvention angenommene Platform bestand außer der Einleitung und dem Schlusse aus acht Paragraphen. Die Einleitung gab in kurzen Zügen eine Geschichte der republikanischen Partei von dem Secessionskriege an bis zur Gegenwart herab und hob namentlich die Verdienste derselben um die Freimachung der Neger, um die Finanzen der Union sowie um Hebung des Handels und der Industrie hervor. Die §§. 1 und 2 betonten die Einheit der Union und die nationale Autorität gegenüber allen particularistischen Bestrebungen; §§. 3 und 4 wiesen auf den hohen Werth einer guten Volkserziehung hin, die zwar in der Hauptsache den Einzelstaaten überlassen bleiben müsse, jedoch von der Nationalregierung nach den Bestimmungen der Constitution gefördert werden könne. Jegliches Sektenwesen müsse in den öffentlichen Schulen vermieden werden und dürfe keine Unterstützung aus öffentlichen Mitteln (public funds) erhalten. §. 5 empfahl das Schutzzollsystem, verurtheilte die Polygamie der Mormonen und sicherte jedem amerikanischen Bürger, gleichgültig ob er das Bürgerrecht durch Geburt oder durch Adoption erlangt habe, den vollen Schutz der Vereinigten Staaten zu. §. 6 verlangte eine Einschränkung der chinesischen Einwanderung. §. 7 ertheilte der Administration des Präsidenten Hayes das vollste Lob, während §. 8 die Fehler und Mängel der demokratischen Partei verurtheilte. Der Schluß endlich sprach sich für strenge Aufrechthaltung des nationalen Credits, für die Reinheit der Wahlurne, freies Stimmrecht und durchgreifende Reform im öffentlichen Aemterwesen aus.

Während die republikanische Partei eine ganze Woche und eine Reihe von Tag- und Nachtsitzungen dazu gebrauchte, um unter harten Kämpfen ihre Präsidentschaftscandidaten zu ernennen, erledigte die demokratische Partei, welche am 22. Juni zu Cincinnati ihre Nationalconvention unter dem Vorsitze des Richters George E. Hoadley abhielt, ihre Aufgabe verhältnißmäßig sehr schnell. Schon im zweiten Wahlgange wurde General Winfield Scott Hancock aus Pennsylvanien für das

Amt des Präsidenten ernannt, und der frühere Congreßrepräsentant William H. English aus Indiana erhielt auf Antrag der Delegation des Staates Alabama die Nomination für den Posten des Vicepräsidenten durch Acclamation. Die Umtriebe des Demagogen John Kelly aus Neuyork hatten die Candidatur von Samuel J. Tilden unmöglich gemacht. Nicht unbemerkt blieb der an sich geringfügige, bei der Gereiztheit der Gemüther aber doch beachtenswerthe Umstand, daß bei der Nomination von Hancock das Orchester zuerst die Melodien der Rebellengesänge „Dixie" und „Hail to the Chief" spielte und erst später das Unionslied „The Starspangled Banner". Die von der demokratischen Nationalconvention angenommene Platform bestand aus 14 Paragraphen, von denen die beiden ersten außer dem alten demokratischen Grundsatze der politischen Decentralisation die Trennung von Kirche und Staat und die Förderung des niedern Schulwesens (common schools) befürworteten. §. 3 berührte, obschon in einer sehr kurzen Fassung, die wichtigsten Fragen: er sprach sich für „ehrliches Geld, bestehend in Gold, Silber und in einem in Hartgeld umsetzbaren Papiergeld", aus, wahrte den Credit der Union und der Einzelstaaten und empfahl keinen Schutz-, sondern einen Finanzzoll (a tarif for revenue only). Die beiden folgenden Paragraphen betonten die Unterordnung der Militärgewalt unter die Civilgewalt und das freie Stimmrecht. Die nächstfolgenden vier Paragraphen enthielten eine scharfe Verurtheilung der republikanischen Partei, namentlich der Hayes-Administration, und ein hohes Lob der politischen Tugenden von Samuel J. Tilden; die letzten vier Paragraphen sprachen sich für Hebung der Rhederei und Besserstellung der arbeitenden Klassen aus und verlangten, unter Anerkennung der von der demokratischen Majorität im Congreß befolgten Politik, eine Revision des vor längerer Zeit mit China geschlossenen Burlingame-Vertrags. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Platform manche empfehlenswerthe Punkte enthielt, so z. B. den Hinweis auf das Zollsystem und auf die Hebung der Rhederei.

Stellen wir einen kurzen Vergleich der persönlichen Vorzüge und Mängel der beiden sich gegenüberstehenden Präsidentschaftscandidaten an, so muß zugestanden werden, daß beide Parteien, die Republikaner sowol wie die Demokraten, keine schlechte Wahl getroffen hatten. Beide Candidaten hatten ihrem Vaterlande in Krieg und Frieden treu und ehrlich gedient und sich die Liebe und Achtung ihrer Mitbürger in hohem Grade erworben. Wenn aber Hancock seinen Gegner in militärischer Beziehung übertraf, so besaß Garfield unzweifelhaft weit mehr politische Erfahrung und größere staatsmännische und volkswirthschaftliche Kenntnisse. Garfield's bisherige Thätigkeit als Gesetzgeber bürgte dafür, daß er in allen Hauptpunkten die gesunde Reformpolitik des Präsidenten Hayes, die nur segensreich für alle Theile der Union gewirkt hatte, befolgen werde, während Hancock, in politischen Dingen verhältnißmäßig unerfahren, gar leicht ein Spielball in den Händen der particularistischen und unionsfeindlichen Demokraten werden konnte. Hierzu kam, daß unter Garfield die bisherige gesunde Finanzpolitik sicher aufrecht erhalten wurde, während unter einer demokratischen Präsidentur nicht geringe Gefahr vorhanden war, daß das verderbliche System der Vermehrung des uneinlösbaren Papiergeldes wieder zum Siege gelangen würde. In der so wichtigen Tariffrage

war weder von Garfield noch von Hancock eine wesentliche Verbesserung zu Gunsten des Freihandelsprincips zu erwarten; auch war wenig auf den Passus in der demokratischen Platform zu geben, der einen Finanzzoll empfahl. Zwar huldigten die Demokraten in früherer Zeit ganz entschieden dem Freihandelssystem; aber in der letzten Zeit, wo sie in beiden Häusern des Congresses die Mehrheit hatten, waren sie doch nicht im Stande gewesen, wie bereits oben angedeutet, irgendeine der drückendsten Tarifbestimmungen abzuschaffen. Die Zoll- oder Tariffrage war eben, vielleicht wegen der großen Ausdehnung der Republik, die den verschiedenen Landestheilen der Union so heterogene Interessen verleiht, seit Decennien nicht zu einer politischen oder eigentlichen Parteifrage gemacht worden. Es hatte da Californien seine besondern Wünsche, wie Neuyork, Pennsylvanien, Illinois, Ohio, Massachusetts, Maine u. s. w. Im übrigen hängt die Entscheidung über die Tariffrage in den Vereinigten Staaten doch immer mehr von der Zusammensetzung des Congresses, als von den persönlichen Anschauungen des Präsidenten ab.

Außer den Republikanern und den Demokraten hatten mittlerweile auch die Inflationisten oder rabiaten Papiergeldleute und die Temperenzler ihre Präsidentschaftscandidaten ins Feld gestellt; an der Spitze der erstern stand der bereits erwähnte Congreßrepräsentant James B. Weaver aus Jowa, der Führer der Temperenzler aber war ein gewisser Neal Dow. Die Macht der Temperenzler war indeß beim Kampfe um die Präsidentschaft wenig zu fürchten, und auch die eigentlichen Papiergeldleute unter Weaver waren nicht allzu stark, da sich das socialdemokratische Element aus verschiedenen Gründen von ihnen zurückgezogen hatte. Es kamen daher bei der Präsidentenwahl im Grunde nur die Candidaten der Republikaner und der Demokraten in Frage. Was nun das Vorleben dieser Candidaten anlangt, so behalten wir uns eine etwas genauere biographische Skizze Garfield's bis zum Schlusse dieses Artikels vor; hinsichtlich seines im Wahlkampfe geschlagenen Gegners sei indeß schon hier kurz Folgendes bemerkt: der demokratische Bannerträger Winfield S. Hancock war Soldat vom Scheitel bis zur Sohle. Er wurde am 14. Febr. 1824 in Montgomery County im Staate Pennsylvanien geboren und kam schon in jungen Jahren auf die bekannte Militärschule zu Westpoint. Nachdem er dort 1844 sein Offiziersexamen bestanden hatte, diente er bis 1846 an der Grenze, den Indianern gegenüber. Im Kriege mit Mexico nahm er theil an verschiedenen Gefechten, namentlich an den Schlachten bei Contreras und Cherubusco. Von 1848—61 war er wieder an der Grenze und im südlichen Militärdistrict von Californien thätig. Als unionstreuer Demokrat wurde er im August des Jahres 1861 nach dem Osten der Union berufen, kämpfte mit Auszeichnung in verschiedenen Schlachten, z. B. bei Williamsburg, bei Antietam, bei Fredericksburg und Chancelorsville. Ganz besondere Verdienste aber erwarb er sich unter dem Oberbefehl des Generals Meade in der hartnäckigen Schlacht bei Gettysburg. Unter General Grant focht er bei Spottsylvania Court-House und in den langwierigen und blutigen Kämpfen um Petersburg in Virginien. Nach der Besiegung der Rebellen verwaltete er verschiedene Militärdepartements, wie z. B. in Missouri, Louisiana und Texas. Er vermied, der Politik des Präsidenten Andrew Johnson folgend, mit Sorgsamkeit jeden Conflict der militärischen Gewalt

mit der bürgerlichen Autorität. Stets der demokratischen Partei freundlich gesinnt und von Ehrgeiz nicht frei, wurde er bereits in den Jahren 1868 und 1876 als demokratischer Präsidentschaftscandidat in Vorschlag gebracht; im Jahre 1880 bekleidete er den Posten eines Commandeurs des atlantischen Militärbezirks der Vereinigten Staaten, in welcher Stellung er sich auch noch gegenwärtig befindet.

Der von der demokratischen Nationalconvention in Cincinnati ernannte Vicepräsidentschaftscandidat William H. English war am 27. Aug. 1822 zu Lexington im Staate Indiana geboren; in seiner Jugend genoß er nur eine ziemlich oberflächliche Erziehung, war aber durch fleißiges und anhaltendes Selbstudium bemüht, seine Kenntnisse zu erweitern. So konnte er schon mit 18 Jahren zur Rechtspraxis vor der Circuit-Court, einem niedern Gerichtshofe, zugelassen werden; da er sich aber in dieser Stellung sehr auszeichnete, erlangte er bereits 1845 die Berechtigung, vor der Supreme-Court, dem höchsten Gerichtshofe der Vereinigten Staaten, Processe zu führen. Bald nach seiner Zulassung zur Advocatenpraxis betheiligte er sich lebhaft an politischen Fragen und trug bei der Präsidentenwahl des Jahres 1844, in welcher sich der Demokrat James K. Polk und der Whig Henry Clay gegenüberstanden, wesentlich zum Siege des erstern bei, wofür er mit einer Anstellung im Schatzdepartement zu Washington City belohnt wurde, in welcher Stellung er bis zum Ende von Polk's Administration blieb. Im Jahre 1850 wählten ihn seine Mitbürger in die Gesetzgebung des Staates Indiana und zwei Jahre später in den Congreß, wo er seinen Sitz bis 1860 behauptete. Als die berüchtigte Lecompton-Constitution von Kansas, welche die Sklaverei gestattete, im Congreß zu den lebhaftesten Debatten Veranlassung gab, trat English mit Energie für das Recht der freien Selbstbestimmung der Bürger in den Einzelstaaten der Union ein. Entgegen seiner eigenen Partei, zu deren Administration er sonst in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, opponirte er der Zulassung von Kansas als Staat in der Union, solange sich nicht die Bevölkerung des damaligen Territoriums Kansas durch freie Abstimmung über die Constitution des zu bildenden Staates entschieden habe. Der Bundessenat, in welchem die Sklavereifreunde die Majorität besaßen, nahm eine Bill an, der gemäß Kansas ohne voraufgegangene Abstimmung über die Lecompton-Constitution als Sklavenstaat in die Union aufgenommen werden sollte; und dieser Bill stimmten der damalige Präsident und dessen Ministerium bei. Das Repräsentantenhaus des Congresses nahm jedoch, vornehmlich auf Betreiben von English, eine Gegenbill an, welcher weder der Senat noch der Präsident und dessen Cabinet zustimmten. Die Aufregung erreichte eine kaum glaubliche Höhe und im Congreß waren damals Scenen wie zu den schlimmsten Zeiten der polnischen Reichstage ganz gewöhnliche Erscheinungen. Da beantragte English im Repräsentantenhause ein sogenanntes Conferenzcomité; der Antrag wurde mit knapper Stimmenmehrheit angenommen; das obengenannte Comité adoptirte die bekannte „English-Bill", wonach die Lecompton-Constitution an die Bürger von Kansas zur Abstimmung zurückgewiesen wurde, und diese entschieden sich gegen die Sklaverei. Nach Schluß des 36. Congresses, als English auf dem Höhepunkte seines parlamentarischen Rufes stand, lehnte er eine Wiederwahl in den Congreß ab und zog sich vom activen politischen Leben, soweit dies in der

Annahme eines Amtes bestand, zurück. Nach seinem Rücktritt ins Privatleben nahm er die Rechtspraxis nicht wieder auf, sondern gründete als ein Freund gesunder Finanzplane unter dem National-Banksystem von 1863 die „erste Nationalbank von Indianapolis", eine der ersten dieser Banken in den Vereinigten Staaten. Wie English ein Freund des Hartgeldsystems war, so billigte er auch die Secession der Sklavenhalter nicht; seit 1877 lebte er, zurückgezogen von allen Geschäften, als unabhängiger und reicher Privatmann.

Ueber den republikanischen Vicepräsidentschaftscandidaten Chester A. Arthur mag kurz erwähnt werden, daß er am 5. Oct. 1830 in Franklin County im Staate Vermont geboren wurde. Nachdem er sich im Union-College zu Schenectady die nöthige Bildung erworben, war er kurze Zeit Lehrer, widmete sich aber bald der Advocatenpraxis und erlangte den Ruf eines geschickten Rechtsanwalts. Er zählt zu den Gründern der republikanischen Partei und bekleidete im Bürgerkriege das Amt eines Generalquartiermeisters. Später nahm er die Rechtspraxis wieder auf, bis er auf Conkling's Empfehlung vom Präsidenten Grant im November 1872 die einträgliche und einflußreiche Stellung eines Hafencollectors in der Stadt Neuyork erhielt. Vom Präsidenten Hayes im Juli 1878 dieses Amtes entsetzt, griff er wieder zur Advocatur und betrieb nebenbei als ein enragirter Grant-Mann die Politik. Arthur kann in keiner Hinsicht als ein fähiger Staatsmann angesehen werden; wohl aber zählt er zu der nicht geringen Klasse von Politikern, die in Amerika als geschickte und kühne „Maschinenpolitiker" bezeichnet und gefürchtet werden.

Doch kehren wir nach diesen kurzen biographischen Notizen über die Präsidentschaftscandidaten zur Darstellung des Wahlkampfes zurück.

Die Rückkehr des Generals James A. Garfield von Chicago nach seinem Heimatsstaate Ohio war ein wahrer Triumphzug. Schon am 8. Juni, demselben Tage, wo Garfield's Nomination stattfand, und sofort durch den Telegraphen über die ganze Union hin verbreitet wurde, liefen von allen Seiten telegraphische Glückwünsche an ihn ein. Die Depesche des Präsidenten Hayes lautete: „Sie werden heute keinen herzlichern Glückwünsch als den meinigen erhalten; dieses gilt beiden, Ihnen und dem Lande." Der Finanzminister John Sherman telegraphirte: „Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen zu Ihrer Nomination als Präsident der Vereinigten Staaten. Sie haben die republikanische Partei und das Land vor einer großen Gefahr bewahrt und den dauernden Erfolg der republikanischen Principien gesichert." Das Telegramm des Ministers des Innern, Karl Schurz, lautete also: „Empfangen Sie meinen Glückwunsch. Dem Lande ist ebensowol Glück zu wünschen als Ihnen selbst." Ueberall, wohin Garfield auf seiner Rückreise kam, wurde er von seinen zahlreichen Parteifreunden und Gesinnungsgenossen mit großem Jubel empfangen, so namentlich in den an der Eisenbahn gelegenen größern Städten Toledo und Cleveland. Die vorläufige Annahme der Nomination für das Präsidentenamt hatte Garfield dem Bundessenator Hoar, der bekanntlich in der Nationalconvention zu Chicago den Vorsitz führte, mündlich ausgesprochen; eine officielle Annahmeerklärung veröffentlichte er erst am 12. Juli, nachdem das Resultat der demokratischen Nationalconvention zu Cincinnati bekannt geworden war.

In diesem Schreiben, das klar, scharf und eindringlich abgefaßt war, erklärte er sich für Aufrechterhaltung der nationalen Autorität gegenüber der particularistischen Staatenrechtsdoctrin, ebenso dafür, daß das Stimmrecht der Bürger allenthalben gewahrt und die Stimmen ehrlich gezählt werden müßten. Im weitern bemerkte Garfield, daß die Wunden des Bürgerkrieges nicht geheilt werden könnten, solange nicht jedem Bürger ohne Unterschied der Rasse und der Farbe der freie und gleiche Genuß aller von der Verfassung und den Gesetzen verbürgten bürgerlichen und politischen Rechte gesichert sei, und zu dem Ende müsse die Bundesregierung alle ihr zu Gebote stehenden Mittel in Anwendung bringen. Der Volksunterricht müsse von den Einzelstaaten hochherzig gepflegt werden, für Sektenschulen aber seien Staatseinkünfte nicht zu verwenden; die Trennung von Kirche und Staat solle und müsse in allem, was die Besteuerung anlange, eine absolute sein. Ferner befürwortete er die Verwendung des Ueberschusses der nationalen Einkünfte über die Ausgaben zur Tilgung der Bundesschuld und billigte die Wiederaufnahme der Hartgeldzahlung auf das wärmste. Er drückte seine Befriedigung über die gegenwärtige Finanzlage der Union aus und erklärte, die Wohlfahrt des Landes dürfe nicht durch gewaltsame und plötzliche Veränderungen oder zweifelhafte finanzielle Experimente gefährdet werden. Er begünstigte eine Zollpolitik, die Amerika in den Stand setzen würde, mit fremder Arbeit oder ausländischem Kapital zu concurriren, und empfahl, den Einwanderern, mit Ausnahme der Chinesen, die größte Gastfreundschaft zu erweisen. Mit Bezug auf die Chineseneinwanderung bemerkte er, daß das Zuströmen so vieler serviler Arbeitskräfte ein Uebel sei, das beschränkt werden müsse. Zum Schlusse befürwortete er eine mit dem Beistande des Congresses zu erzielende gründliche Reform des öffentlichen Aemterwesens.

Das Annahmeschreiben von Arthur war einfach und sachlich gehalten und stand überall mit der republikanischen Platform im Einklang.

Die beiden demokratischen Präsidentschaftscandidaten zögerten verhältnißmäßig lange mit der Veröffentlichung ihrer Annahmeschreiben, die erst in den letzten Tagen des Juli erschienen. Man merkte diesen Actenstücken an, daß sie zur gegenseitigen Ergänzung geschrieben waren. Eine leichte Sache war es allerdings auch nicht, den verschiedenen Fractionen der demokratischen Partei, den Südländern, den Papiergeldleuten, den Hartgeldfreunden, den Schutzzöllnern, den Freihändlern u. s. w. Genüge zu leisten. Da man jedoch der Stimmen sämmtlicher Südstaaten so ziemlich sicher war, so galt es, um die Mehrheit der Electoralstimmen zu gewinnen, in erster Linie einige Nordstaaten zu befriedigen. Daher legte der General Hancock in seinem Schreiben den Hauptnachdruck auf die Aufrechterhaltung der Errungenschaften des Bürgerkrieges; er verwahrte sich gegen Zugeständnisse an den Süden in Bezug auf Kriegsentschädigung und Tilgung der Schulden der frühern Rebellenstaaten aus Bundesmitteln; er versprach, die Stimmfreiheit schützen und die Bundesämter nicht als Pfründen für politische Handlanger ansehen zu wollen; den Arbeitern stellte er Erleichterung der Steuerlasten in Aussicht, sprach in etwas dunkler Weise über nationale und staatliche Rechte und gelobte, mit allem Nachdruck für den Schutz der Industrie und des Handels einzutreten. Das Ganze war ein loyales Schreiben voll glänzender Allgemeinheiten, „glittering

generalities", wie der Amerikaner zu sagen pflegt. Man fand kein Wort über die Finanzfrage, keine Silbe über das angebliche Freihandelscredo der demokratischen Partei, keine Idee von der Nothwendigkeit der Civildienstreform, keinen Hinweis auf die Chinesenfrage u. s. w. Allerdings erklärte sich Hancock mit der ganzen Platform seiner Partei einverstanden. English schien dagegen den Auftrag erhalten zu haben, einige Einzelheiten des demokratischen Parteiprogramms näher zu beleuchten und das Schweigen seines Mitcandidaten zu ergänzen. Er begann sein längeres Schreiben mit einer Lobrede auf die „staatsmännischen Tugenden" von Hancock und erklärte dann, daß die republikanische Partei zu lange das Staatsruder geführt habe und nun den Demokraten Platz machen müsse. Zwanzig Jahre im Besitz der Regierungsgewalt seien lange genug für eine Partei; die Republikaner seien dadurch der Corruption anheimgefallen und hätten die Verwaltungsmaschinerie zu Wahlzwecken gemisbraucht. Die Minister, wie z. B. Karl Schurz und John Sherman, wären im Lande umhergereist und hätten Wahlreden gehalten, statt die Pflichten ihres Ressorts in Washington City zu erfüllen. Anzuerkennen war, daß English sich offen zur Hartgeldpolitik bekannte und für strenge Sparsamkeit in den öffentlichen Ausgaben erklärte; auch befürwortete er die Einschränkung der Chineseneinwanderung. Die Tariffrage und die Nothwendigkeit einer Tarifreform berührte aber auch er mit keinem Worte.

Unterdessen hatten die beiden Hauptparteien Schritte zur praktischen Organisation für den Präsidentenwahlkampf gethan. In den ersten Tagen des Juli trat in der Stadt Neuyork das republikanische Nationalcomité zusammen; die Versammlung war zahlreich aus allen Theilen der Union, namentlich auch aus dem Süden, besucht. Garfield hielt sich persönlich fern davon; allein sein Freund, Gouverneur Foster aus Ohio, vertrat mit Geschick und Wärme seine Ansichten. Zum Vorsitzenden des Nationalcomité wurde diesmal nicht Cameron oder ein anderer Grant-Mann gewählt, sondern Marshall Jewell aus Connecticut. Das Executivcomité bestand aus 20 Personen, darunter Logan von Illinois, Cameron aus Pennsylvanien, Thomas C. Platt aus Neuyork und Chauncey F. Filley aus Missouri, alle vier eifrige Anhänger Grant's. Es war somit kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Anhänger der alten Grant-Partei sich nicht eifrig und zahlreich bei der Wahl betheiligen würden. Verschiedene Abgeordnete aus den Südstaaten meinten, daß die republikanische Partei in einzelnen dieser Staaten stark genug sei, um wenigstens in einigen Districten republikanische Congreßrepräsentanten zu wählen, sobald nur Sorge dafür getragen würde, daß die Stimmurne vor den Betrügereien und Gewaltthätigkeiten der Demokraten gewahrt bleibe; und diese Ansicht war, wie die Folge lehrte, berechtigt. Wenige Tage nach der Organisation des republikanischen Nationalcomité versammelte sich auch das Nationalcomité der Demokraten, und zwar ebenfalls in Neuyork; an der Spitze desselben stand der Exsenator William H. Barnum, welcher als sehr geschickt in der Handhabung der politischen Partei- und Wahlmaschine bekannt war. Die Maßregeln, welche das demokratische Nationalcomité traf, waren im wesentlichen dieselben, die von den Republikanern getroffen wurden. Es handelte sich in erster Linie um Beschaffung von Geldmitteln und um die Auswahl tüchtiger Redner.

Die Reden, mit welchen wichtige nationale Wahlkämpfe in den Vereinigten Staaten eröffnet werden, pflegen stets von hoher Bedeutung zu sein. Das amerikanische Volk erwartet von ihnen, daß alle Hauptfragen, welche bei der vorzunehmenden Wahl zur Discussion stehen, in ihren Grundzügen klar und deutlich darin auseinandergesetzt und in eindringlicher Weise erörtert werden. Der Eindruck einer solchen „Eröffnungsrede" (opening speech) bedingt vielfach den Erfolg der ganzen Wahlcampagne, und aus diesem Grunde werden in der Regel Redner von nationalem Ruf für dieselbe auserkoren. Bei der in Rede stehenden Präsidentenwahl war es der Minister des Innern, Karl Schurz, dem von der republikanischen Partei die Ehre und die Auszeichnung zutheil wurde, Ende Juli die bezeichnete Rede zu Indianopolis im Staate Indiana zu halten. Verschiedene Umstände trugen dazu bei, die Wichtigkeit dieser Rede, welche ihrer eigenen Bedeutung halber durch alle Preßorgane der republikanischen Partei die Runde machte und in besondern Abzügen über die ganze Union verbreitet wurde, zu erhöhen. Zuvörderst war der Ort, wo sie gehalten wurde, mit Vorbedacht dazu anserwählt worden. Der Staat Indiana gehörte zu den nördlichen, zahlreich von Deutschen bewohnten Staaten; von seiner Gewinnung hing das Resultat der Wahl in hohem Maße ab. Während er in früherer Zeit den Republikanern angehörte, hatte seit einigen Jahren die demokratische Partei daselbst die Oberhand gewonnen. Die rabiatesten Papiergeldleute und verbissensten Demokraten vertraten damals Indiana im Congreß, und um den Staat nicht bei der Präsidentenwahl zu verlieren, hatte die demokratische Partei neben dem Präsidentschaftscandidaten Hancock den daselbst wohnhaften English, der im übrigen gerade nicht sehr populär war, als Candidaten für das Vicepräsidentenamt aufgestellt. Da nun das deutsche Element stark in Indiana vertreten und der demokratischen Wirthschaft ziemlich müde war, so durfte es in der That als ein geschickter Zug angesehen werden, daß man den Deutsch-Amerikaner Schurz in Indianopolis als Redner auftreten ließ. Hierzu kam aber noch der Umstand, daß Schurz als Minister des Innern aufs engste mit der Hayes-Administration in Verbindung stand. Seine Rede ward mithin allerseits als ein schlagender Beweis dafür angesehen, daß die Bundesregierung sich lebhaft für die Erwählung der republikanischen Präsidentschaftscandidaten Garfield und Arthur interessire. Auch ward durch das Auftreten von Schurz dargethan, daß sich die Administration des Präsidenten Hayes nicht scheute, die öffentliche Kritik herauszufordern. Hayes und seine Minister mochten in einzelnen Fällen von mehr untergeordneter Bedeutung geirrt und Misgriffe gethan haben; aber die republikanische Partei hatte es doch nicht nöthig, die von ihr gewählte Regierung zu vertheidigen; sie brauchte nicht den bei nationalen Wahlen stets unvortheilhaften Standpunkt der Defensive einzunehmen, sondern konnte kühn und energisch zum Angriff gegen ihre Gegner vorangehen. Die Rede von Schurz war insofern ein Meisterstück der politischen Beredsamkeit, als sie das bisherige Verhalten der Regierung in allen wesentlichen Punkten nicht nur vollkommen rechtfertigte, sondern auch die Mängel und Fehler der Gegner scharf bloßlegte, in großen Zügen die Momente hervorhob, auf welche es bei dem entscheidenden Wahlkampfe ankam, und die Hauptgründe anführte, weshalb ein Wechsel in den

Regierungsgrundsätzen durch Erwählung der demokratischen Präsidentschaftscandidaten für die Union und das amerikanische Volk von den traurigsten Folgen begleitet sein müßte. Wir wollen versuchen, im Nachstehenden einige Hauptpunkte aus der Schurz'schen Rede hervorzuheben.

Schurz nahm einen entschieden conservativen Standpunkt ein und erklärte, er werde nicht an die Leidenschaften, sondern an die gesunde Vernunft appelliren und in möglichster Ruhe und Einfachheit sprechen. Die Sprache des Parteikampfes pflege zu übertreiben, um einen starken Eindruck zu machen, die Sprache der Vernunft aber halte sich von allen Uebertreibungen fern. Der Präsidentenwahlkampf von 1880 entscheide nicht über das Bestehen oder Untergehen der Union; aber er sei wichtig genug, um die brennenden Tagesfragen sorgfältig ins Auge zu fassen, sie richtig zu beurtheilen und demgemäß zu handeln. Zuvörderst müsse man sich darüber klar werden, ob die gegenwärtige, die Hayes-Regierung, wie es einer guten Regierung zukomme, mit richtigem Verständniß der jedesmaligen Umstände und in ehrlicher und gerechter Weise die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten bemüht gewesen sei. Von der Entscheidung dieser Frage hänge es ab, ob ein durchgreifender Wechsel der Regierung zu wünschen sei oder nicht. Als ein Mitglied der Regierung, die in einigen Monaten ihre Gewalt in die Hände ihrer Nachfolger niederlegen werde, dürfe er wol an das aufrichtige Urtheil des amerikanischen Volkes bezüglich der Art und Weise, wie regiert worden sei, appelliren. Obschon selbst nicht unbetheiligt, glaube er doch das Recht dazu zu haben und nicht parteiisch zu sein, wenn er sich auf das Urtheil beziehe, das selbst von vielen Gegnern der Hayes-Administration getheilt werde. Er erwarte natürlich nicht, daß demokratische Parteigänger in der Hitze des Wahlkampfes der Hayes-Regierung so viel Anerkennung widerfahren lassen würden wie in ruhigern Zeiten vorher und ohne Zweifel auch nachher; aber er glaube doch sagen zu dürfen, daß die gerecht und billig denkenden Bürger der Union schon jetzt einräumen müßten, daß im ganzen genommen die Regierung des Präsidenten Hayes ehrlich, fähig und erfolgreich gewesen sei. Vollkommenheit beanspruche er für diese Regierung nicht; habe er doch selbst Gelegenheit gehabt, Irrthümer und Fehlgriffe in nächster Nähe zu sehen. Keine Administration sei je davon frei gewesen oder werde es je sein. Die Hayes-Administration aber habe Treue und Glauben gehalten und den amerikanischen Credit höher als je zuvor gehoben; sie habe ein gefährliches Geldsystem beseitigt und den Wohlstand der Union durch Aufnahme der Hartgeldzahlung befestigt; sie habe die Zinsen der Nationalschuld ermäßigt und dadurch den Steuerzahlern jährlich Millionen erspart, Gesetz und Verfassung streng beobachtet und dadurch die verschiedenen Landestheile und Volksklassen einander näher gebracht, in gefährlichen Augenblicken, als Aufstände die Ruhe und den Frieden des Landes bedrohten, diese gesichert ohne despotische Uebergriffe. Sie habe viele Uebelstände im öffentlichen Dienste abgestellt, ein regeres Pflichtgefühl der Beamten wach gerufen, habe dieselben eifriger gemacht und öffentlichen Skandal vermieden. Damit wolle er keineswegs sagen, daß die Civildienstreform die ihr entgegenstehenden Hindernisse politischer Gewohnheit bereits in wünschenswerthem Grade überwunden habe; im Gegentheil, das höchste Ziel sei nicht erreicht,

und manche fehlerhafte Anstellung habe stattgefunden; trotzdem sei der Civildienst wirksamer, moralisch gehobener im Vergleich mit der Blütezeit des Beutesystems. In manchen Regierungszweigen seien Verbesserungen eingeführt, die unter einer damit sympathisirenden Administration vervollkommnet werden könnten. Er glaube sagen zu dürfen, daß dies von allen gerecht und billig denkenden Bürgern als eine historische Thatsache anerkannt werden müsse. Das Land befinde sich in guter Verfassung, die Geschäfte höben sich, die Industrie sei thätig, die Arbeit finde ihren Lohn, die Regierung erfreue sich des Vertrauens der Geschäftswelt und das Finanzwesen der Vereinigten Staaten genieße die Achtung der civilisirten Welt. Jedermann hoffe das Beste von der Zukunft, wenn in der Regierung keine Wendung zum Schlechtern einträte. Die Zeit zu einem Personenwechsel in der Regierung sei aber nunmehr nahe herangekommen, und wenn die Geschäftsführung der bisherigen Regierung im wesentlichen eine gute gewesen, so sollten alle guten Bürger dafür sorgen, daß der nothwendige Wechsel das Gute bestehen lasse und, wenn möglich, noch besser mache. Sicher sollte man einen Wechsel, der eine Verschlechterung zu bringen drohe, verhindern. Darum gelte es, sich für den Präsidentschaftscandidaten zu entscheiden, der mit Bezug auf das Gesagte der zuverlässigste sei. Es handle sich um zwei Parteien und deren Candidaten, um die republikanische mit Garfield und um die demokratische mit Hancock.

Schurz verglich nun diese beiden Parteien miteinander. Er erklärte dabei offen, daß er selbst kein stricter Parteimann sei und niemals einen politischen Gegner in Bausch und Bogen verdamme. Er wünsche, daß die gegnerischen Parteien so tüchtig als möglich seien, um durch einen Wetteifer miteinander dem Lande zu nützen. Er habe schon früher einmal (1872) versucht, die demokratische Partei auf einen höhern Standpunkt zu erheben; sein damaliges Streben sei aber fehlgeschlagen; die Partei zähle gute und helldenkende Männer unter sich, allein dieselbe habe von der Secessionsbewegung 1861 an bis zur Nomination des Generals Hancock in allen schwierigen Fragen hin- und hergeschwankt, ohne die Tagesfragen richtig zu erkennen und sie logisch miteinander zu verbinden. Dies würde auch von den bessern und klar sehenden Demokraten selbst zugestanden. Die demokratische Partei habe nicht selten Dinge für unmöglich erklärt, die fast schon vollzogene Thatsachen gewesen. So habe sie die Aufhebung der Negersklaverei für eine Unmöglichkeit ausgegeben, und doch sei dieselbe zu Stande gekommen und niemand wolle sie wieder einführen. Die Wiederaufnahme der Hartgeld- oder Baarzahlung am 1. Jan. 1879 sei von den Demokraten für unausführbar und verderblich erklärt worden, aber sie sei ausgeführt und von den segensreichsten Folgen begleitet. Aehnlich verhalte es sich mit manchen andern Fragen. In der demokratischen Partei seien die stärksten Gegensätze vertreten; man finde dort ehrliche Hartgeldleute Hand in Hand gehend mit den schwindelhaftesten Papiergeldleuten, die freiesten Freihändler neben den wüthendsten Schutzzöllnern, versöhnliche und loyale Politiker an der Seite von Unionsfeinden, Particularisten und Unterdrückern aller durch den Bürgerkrieg gewonnenen Rechte und Freiheiten. Das Schlimmste aber sei doch, daß die bösen Elemente in der demokratischen Partei meistens die Oberhand gewönnen, namentlich im Süden der Union. Im Norden

sei es oft nicht besser; so z. B. seien die demokratischen Gouverneurscandidaten in Indiana und Ohio, Sanders und Ewing, die wildesten Papiergeldleute. Unter solchen Umständen sei es doch kaum rathsam, einen Wechsel in der Regierung der Union vorzunehmen, der die demokratische Partei an das Ruder brächte.

Indem sich Schurz dann zu den Persönlichkeiten der beiden Präsidentschaftscandidaten wandte, bemerkte er, die Union bedürfe gegenwärtig und wahrscheinlich für längere Zeit eines klugen und erfahrenen Staatsmannes an ihrer Spitze, aber keines ruhmreichen, kriegstüchtigen Generals. „Die Frage ist nicht", sagte er, „ob wir einem verdienstvollen General Ehre bezeigen sollen oder nicht; die Frage ist vielmehr, ob der verdienstvolle General ein Präsident sein würde, auf den man sich verlassen kann, daß er mit Erfolg die Probleme der Staatskunst lösen wird, welche uns jetzt vorliegen, ob er im Stande ist, das bereits erreichte Gute zu erhalten und es, den Anforderungen der Zeit gemäß, zu verbessern. Bataillone braver Männer gegen eine befestigte Stellung zu führen und durch geschickte Manöver eine Campagne zu gewinnen ist etwas anderes, als die Finanzen des Landes in solcher Weise zu reguliren, daß uns der Segen eines gesunden Courants permanent bleibt, als unsere Handelsverbindungen zu entwickeln, unsern Civildienst in solcher Weise zu organisiren, daß der öffentliche Dienst nach erprobten Geschäftsprincipien geführt wird. In diesen letztern Fällen sind der Muth und die Fähigkeit, feindliche Batterien zu erstürmen und die Feinde zu Boden zu werfen, nicht von ausschlaggebender Wichtigkeit. Wenn so schwierige Civilpflichten zu erfüllen sind, werden wir als vernünftige Leute fragen müssen, ob der große Feldherr, der so glorreich an der Spitze seiner Colonne erscheint, auch mit den complicirten Verhältnissen und Interessen bekannt ist, denen er in seiner officiellen Stellung als Präsident zu entsprechen haben würde; ob seine Kenntniß, Ausbildung, Erfahrung und geistige Thätigkeit ihn befähigen, auf dem politischen Felde Gutes von Schlechtem zu unterscheiden, und zwar nicht nur in abstracter Weise, sondern unter der oft verwirrenden Verschiedenheit der Formen, in welchen die Dinge in Wirklichkeit erscheinen; ob er genügend ausgerüstet ist, mit den politischen Intriguen und Conflicten unter den wirklichen oder angeblichen Freunden es aufzunehmen, die so oft den höchsten Beamten eines großen Gemeinwesens umgeben; ob er im Stande ist, sich auf dem Felde der Civilthätigkeit klug und umsichtig zu bewegen, wo die Mannschaften nicht durch die bloße Regel des Commandirens und Gehorchens geleitet und bewegt werden, sondern durch Festigkeit und weise Mäßigung in der Verfolgung großer Zwecke und durch Widerstand gegen schlimme Einflüsse. Ich kann es den Wählern nicht warm genug ans Herz legen, daß es keinen größern Unterschied gibt, als denjenigen zwischen der Leitung von Truppen in einem Feldzuge und der Leitung der politischen Gewalten eines großen Volkes, der Leitung der politischen Angelegenheiten einer großen Regierung. Außerdem darf nicht vergessen werden, daß die jetzige Regierung der Vereinigten Staaten nicht mehr die einfache Maschine ist, die sie zu Anfang der Republik war. Das idyllische Zeitalter Amerikas ist vorüber. Die Interessen, mit welchen unsere Regierung sich zu befassen hat, sind nicht mehr diejenigen kleiner Landgemeinden mit einem Handelsplatze hier oder dort; es sind die Interessen von mehr als 50 Mill.

Menschen, die über einen ungeheuern Landstrich vertheilt sind, mit Gewerben, Erwerbszweigen und Industrien von endloser Mannichfaltigkeit und bedeutender Größe, mit Elementen der Bevölkerung, wie man sie hier in den frühern Tagen kaum gekannt hat; und alle diese Bestrebungen und Interessen in dem Geschäfte der Production sind so drängend, mächtig und vielfältig in ihrer Natur und wenden sich gerechter- oder ungerechterweise so beharrlich um Hülfe an die Regierung, daß die Ansprüche an den Staatsmann, die in diesem Zeitalter gemacht werden, diejenigen, die man vor einem Jahrhundert machte, weit hinter sich lassen."

Schurz schilderte nun die schwierige Stellung eines amerikanischen Präsidenten dem Lande, dem Ministerium und vor allem den politischen Parteien und deren Vertretern im Congreß gegenüber und stellte dann die Frage, ob der als Soldat tüchtige General Hancock, der niemals ein rein bürgerliches oder politisches Amt bekleidet habe, oder ob der durch jahrelangen Dienst als leitender Congreßrepräsentant erprobte Garfield sich mehr für die Stellung eines Präsidenten der Union eigne. Was das Aemterwesen betrifft, so wies er mit Recht darauf hin, daß ein Sieg der demokratischen Partei nichts anderes bedeute als die praktische Anwendung des von den Demokraten unter der Präsidentschaft Andrew Jackson's zuerst aufgestellten Grundsatzes: „Dem Sieger gehört die Beute." Präsident Hayes habe manche fähige Demokraten angestellt, sogar einer seiner Minister gehöre der demokratischen Partei an; die siegenden Demokraten würden eine solche Unparteilichkeit schwerlich beobachten. Das Amt des Präsidenten dürfe niemals als eine Belohnung für einen tüchtigen, siegreichen General und Berufssoldaten angesehen werden, dem jegliche politische und staatsmännische Erfahrung fehle. Wolle man aber absolut einen ausgezeichneten Soldaten zum Präsidenten haben, so ständen die Generale William T. Sherman und Philip Sheridan doch noch höher als Hancock. Unter den obwaltenden Umständen verdiene aber die republikanische Partei, welche in den letzten Jahren viele ihrer Fehler abgelegt habe, entschieden den Vorzug vor der beutegierigen, particularistischen, in der Finanz- und Aemterfrage ungesunden Partei der Demokraten, die noch vor nicht langer Zeit in den Hallen des Congresses den Rebellenpräsidenten Jefferson Davis hoch gefeiert habe; ebenso sei der als Staatsmann seit nahezu zwei Decennien bewährte Garfield dem stets nur als fähigen Soldaten befundenen General Hancock vorzuziehen.

Die Wirkung, welche die vorstehend skizzirte Rede auf das amerikanische Volk ausübte, war keine geringe. Die republikanischen Wahlredner und Tagesblätter kamen fortwährend direct oder indirect darauf zurück, während die Presse und die Redner der demokratischen Partei entweder darüber schwiegen oder Schurz in persönlicher Weise angriffen. In letzterer Beziehung wies man darauf hin, daß Schurz im Jahre 1872 gegen die republikanische Partei Front gemacht habe, während er 1880 dieselbe lobe. Man vergaß aber dabei, daß Schurz im Jahre 1872 nicht die republikanische Partei als solche angriff, sondern nur die unter Grant's Präsidentschaft bei einem großen Theil der Republikaner eingerissene Corruption. War doch auch die Erwählung des Präsidenten Hayes im Jahre 1876 nicht am wenigsten sein Werk.

Um dieselbe Zeit, wo Karl Schurz in Indianapolis sprach, rüstete sich die republikanische Partei mit Eifer auch in den Kreisen der frühern Unionssoldaten. Dies geschah namentlich, nachdem General Grant von Manitou in Colorado aus eine allgemeine Ordre an die „Boys in Blue", d. h. die frühern Unionskämpfer, erlassen hatte, in welcher er die Erwählung von Garfield und Arthur dringend empfahl und zu einer Art von militärischer Organisation in allen Unionsstaaten aufforderte. Grant unterzeichnete sich selbst als den Oberbefehlshaber aller „Boys in Blue". Die so organisirten Compagnien bestanden aus 50—100 Mann, die Regimenter aus 1000 Mann und gingen mit den republikanischen Nationalcomités der einzelnen Unionsstaaten Hand in Hand. In einem von 682 Männern unterzeichneten Aufrufe an die frühern Unionssoldaten zu Wasser und zu Lande hieß es unter anderm also: „Euere Aufgabe war es, die Insurrection zu bekämpfen und die Republik gegen die Rebellen zu schützen. Der Krieg sah euch in Reih und Glied, und nachdem ihr den Sieg errungen, kehrtet ihr zu euern friedlichen Beschäftigungen zurück. Aber das Werk ist noch nicht ganz gethan. Der alte Feind ist jetzt an der Stimmurne zu besiegen. In drei aufeinanderfolgenden Präsidentenwahlen habt ihr ihn geschlagen; jetzt naht die vierte heran. Euer Feind ist der alte — die demokratische Partei. Die Grundsätze dieser Partei sind dieselben: particularistische Staatenrechtslehre, Rechtfertigung der Secession und Rebellion, Feindschaft gegen die Union. Ihr schenktet den Demokraten kein Vertrauen während des Krieges. Welche ihrer Handlungen seit der Uebergabe bei Appomattox hat dies Vertrauen gehoben? In ihrer Verzweiflung haben die Demokraten einen General der Unionsarmee zu ihrem Präsidentschaftscandidaten ernannt. Dieser General ist nur zum Schein an die Spitze gestellt: die Masse der Demokratie hat sich nicht geändert. Man hat den einigen Süden gegen den friedliebenden Norden ins Feld geführt. Der Kampf ist wieder entbrannt. Das Vaterland und die Freiheit rufen uns. Kein Unionssoldat darf in diesem Kampfe fehlen."

Dieser Aufruf verfehlte nicht seine Wirkung. In fast allen größern Städten der nördlichen Unionsstaaten, namentlich in Neuyork, scharten sich die alten Freiheitskämpfer um die Fahne der republikanischen Partei zum Wahlkampfe für Garfield und Arthur. In der Stadt Neuyork trat auch am 5. Aug. eine allgemeine Conferenz der republikanischen Partei zusammen. Noch niemals zuvor waren die hervorragendsten Führer dieser Partei zu einer berathenden Versammlung in so großer Anzahl vereinigt gewesen als diesmal. In frühern Zeiten konnte dies nicht wohl gesehen, da gewisse Meinungsverschiedenheiten in der Partei ein erfolgreiches gemeinsames Berathen über die Art und Weise der Kampfführung erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht haben würden. Anders war es bei der Präsidentenwahl des Jahres 1880. Diesmal stand die republikanische Partei in allen ihren Schattirungen geschlossen und einig da. Aus allen Theilen der Union, aus dem Norden und Süden, aus dem Osten und Westen hatte die Partei viele ihrer besten Vertreter, mehr als 200 an der Zahl, nach Neuyork entsandt; es waren die „Unabhängigen", die „Regulären", die „Stalwarts" und die „Liberal-Republikaner" vertreten, alle einig, Garfield zum nächsten Präsidenten der Union zu erwählen. Als

ein günstiges Zeichen konnte die warme Begeisterung gelten, mit der Garfield auf seiner Reise nach Neuyork und in Neuyork selbst von dem Volke begrüßt wurde. Es herrscht in den Vereinigten Staaten die aus vielen Gründen löbliche Sitte, daß der Präsidentschaftscandidat während des Wahlkampfes es vermeidet, eine eigentliche politische Wahlrede zu halten; doch kann er es nicht immer vermeiden, gelegentlich eine öffentliche Ansprache an das Volk zu richten. So geschah dies denn auch von Garfield auf seiner neuyorker Reise. Von nicht geringer Bedeutung für den Wahlkampf war die kurze Rede, welche er am 6. Aug. an eine Bürgerversammlung in Neuyork, in der sich eine große Menge früherer Unionssoldaten befand, richtete. Er erinnerte in dieser Rede an die großen Tugenden und an die unvergänglichen Verdienste Alexander Hamilton's, die dieser große Bürger der nordamerikanischen Republik während des Unabhängigkeitskrieges und nach demselben um das Zustandekommen der Union und um die Verwirklichung der Ideen der Einheit und Freiheit in derselben sich erworben habe. „Ideale überleben die Menschen", sagte Garfield unter anderm; „für die Idee der Einheit und Freiheit kämpften Washington und Hamilton im Unabhängigkeitskriege, für die Idee der Einheit und Freiheit kämpften auch wir im Bürgerkriege und trugen den Sieg über die Feinde der Union und die Freunde der Sklaverei davon. Aber dieser Sieg wäre von keinem großen Werth gewesen, wenn ihm keine segensreichen Früchte für unser Volk und unser Vaterland entwachsen wären. Wir kommen heute als frühere Kampfgenossen zusammen, um zu geloben, daß wir treu und fest Wache halten wollen, daß die Wahrheiten, für die wir kämpften, nicht zu Schanden werden. Die Gefühle und die Gedanken, die uns zum Kampfe für die Union begeisterten, sind tief in unsere Herzen eingegraben und wir werden sie niemals vergessen. Aber wir werden auch derer nicht vergessen, die unsere Bundesgenossen in jenem Kampfe waren. Bald nach dem Ausbruche des Rebellionskrieges sahen wir 4 Mill. Neger als Sklaven hinter den Reihen der Rebellen, und in den Herzen dieser Sklaven brannte die Liebe zur Freiheit, und sie wurden unsere Bundesgenossen. Viele weiße Männer verriethen die Fahne der Union und suchten sie zu vernichten, aber während des langen, blutigen Krieges ist niemals ein schwarzer Mann zum Verräther geworden. Und nun, wo wir diese schwarzen Bundesgenossen zu freien Bürgern gemacht haben, wollen wir auch ihre Rechte schützen und dafür Sorge tragen, daß die Sonne der Freiheit, die am Firmament unserer Constitution leuchtet, gleichmäßig ihre Strahlen herabsende auf die schwarzen und weißen Bürger der Union. Indem wir dies thun, vollziehen wir nur einen Act der Gerechtigkeit. Wir müssen, wie unsere Vorfahren es thaten, die in blutigem Kampfe errungenen Güter der Einheit und Freiheit unverkümmert unsern Nachkommen hinterlassen. Die Sitte verbietet es mir, auf die streitigen Tagesfragen einzugehen, und ich achte und ehre diese Sitte; aber nicht verboten war es mir, an die Tage unsers Ruhmes in der Vergangenheit zu erinnern, auf daß auch wir durch die Erinnerung daran selbst besser und edler werden."

Diejenigen Unionsstaaten, in denen der Wahlkampf am heftigsten tobte, waren Neuyork, Indiana, Maine und Ohio. Es würde zu weit führen, näher auf die einzelnen Wahlreden einzugehen; wir begnügen uns daher mit einem kurzen Hin-

weis auf einige Parteiversammlungen, die im September in Neuyork und Ohio stattfanden und in denen hervorragende Parteiführer als Redner auftraten. Während in Maine, allen andern voran, der Bundessenator James G. Blaine die Fahne der republikanischen Partei hochhielt, sprach am 17. Sept. in der Stadt Neuyork Roscoe Conkling in den weiten Räumen der dortigen Musikakademie vor einer äußerst zahlreich besuchten Versammlung, an der sich auch viele alte Kämpfer der Unionsarmee betheiligten. Immer deutlicher trat das Streben der Republikaner hervor, dem „einigen Süden" (Solid South) der Demokraten einen „einigen Norden" (Solid North) der Republikaner entgegenzusetzen, und wenn dies gelang, so war den letztern der Sieg sicher. Conkling brachte in der genannten Versammlung zunächst einen Brief des Generals Grant zur Verlesung, aus welchem wir folgende bezeichnende Stellen hervorheben: „Das amerikanische Volk sollte sich darüber klar werden, daß die nationale Regierung in den Händen der republikanischen Partei bleiben muß, bis wir zwei große nationalgesinnte politische Parteien haben, von denen jedes Mitglied nach seinem eigenen freien Urtheile seine Stimme an der Wahlurne abgeben kann, ohne Gewaltthätigkeiten und Stimmenfälschung befürchten zu müssen. Diese Parteien mögen über die Mittel und Wege, das Wohl des gesammten Volkes allseitig zu fördern, verschiedene Ansichten haben, aber sie dürfen die nationale Einheit unsers Volkes nicht in Zweifel ziehen. Da ich nun fest überzeugt bin, daß die demokratische Partei, wie dieselbe gegenwärtig zusammengesetzt ist und geleitet wird, weder die nationale Einheit noch die Freiheit als ihr höchstes Ziel ansieht, so liegt es im wohlverstandenen Interesse aller Theile der Union, des Nordens wie des Südens, daß die Partei der Republikaner bei der nationalen Wahl im November den Sieg davonträgt." Hieran anknüpfend führte Senator Conkling, auf Thatsachen gestützt, aus, wie seit einer langen Reihe von Jahren die demokratische Partei in unionsfeindlicher Weise durch Wort und That den sectionellen Antagonismus zwischen den Süd- und Nordstaaten der Union systematisch gepflegt habe und wie die bevorstehende Präsidentenwahl, dieser wichtige Act, in 12 südlichen Staaten zu einem „politischen Possenspiel" (a farce) herabgewürdigt werde, allerdings einem Possenspiel, das manchmal auch mit höchst tragischen Umständen verknüpft sein könnte. In diesen 12 Staaten ließen die Demokraten keine freie Discussion, keine freie Ausübung des Wahlrechts zu.

Auf die damalige Zusammensetzung des Congresses in Washington City eingehend, bemerkte Conkling, daß die 16 frühern Sklavenstaaten (mit Einschluß von Delaware, Maryland, Kentucky und Missouri, die allerdings durch unionsfreundliche Elemente in diesen Staaten im Jahre 1861 an der Secession verhindert wurden) im Jahre 1880 im Bundessenat 32 Vertreter hätten; da die Majorität im Senat aus 39 bestehe, so brauche der demokratische Süden aus den Nordstaaten nur noch 7 Senatoren zu gewinnen, um die Mehrheit im Bundessenat für sich zu haben; zur Zeit der Präsidentenwahl gehörten 12 nördliche Bundessenatoren zur demokratischen Partei. Das Repräsentantenhaus des Congresses zählte im ganzen 293 Mitglieder, die Majorität sei mithin 147; der demokratische Süden stelle 106 Repräsentanten, sodaß er, um die Majorität zu erhalten, nur 41 nördlicher Demokraten bedürfe. Die gesetzmäßige Zahl der Präsidentenelectoren betrage

369, wovon die zur Erwählung des Präsidenten nöthige Mehrheit 185 sei. Der Süden allein stelle 138 Electoren; er dürfe also, um zu siegen, nur noch 47 nördliche Präsidentenwähler gewinnen. Conkling hob ferner hervor, daß die Demokraten in allen 28 Ausschüssen des Bundessenats und in den 42 Ausschüssen des Repräsentantenhauses die Entscheidung in der Hand hielten. So sei es seit zwei Jahren gewesen, und während dieser Zeit habe der Congreß bekanntlich keine sehr guten Gesetze erlassen. Wolle das amerikanische Volk nun außer der legislativen Gewalt auch noch die executive Macht den in großer Anzahl antinational und antiliberal gesinnten Demokraten überlassen, so könne daraus für die Union schwerlich Glück und Heil entstehen. Auch solle man nicht vergessen, daß ein demokratischer Congreß bald dafür Sorge tragen werde, daß durch Vermehrung der Südstaaten die Macht des Südens in beiden Congreßhäusern wachse. Als Texas in die Union im Jahre 1845 aufgenommen worden sei, hätten die Demokraten sofort die Annahme einer Resolution im Congreß durchgesetzt, wonach Texas in vier bis fünf Unionsstaaten getheilt werden dürfe. Texas habe einen Flächeninhalt von etwa 274000 englischen Quadratmeilen und zähle jetzt ungefähr $1^1/_2$ Mill. Einwohner, sodaß sehr leicht vier Staaten daraus gemacht werden könnten. Wenn dies geschähe, so würde dadurch nicht nur die Zahl der südlichen Bundessenatoren um sechs bis acht vermehrt, sondern es steige auch die Zahl der südlichen Präsidentenwähler. Ein demokratischer Congreß und ein demokratischer Präsident würden sicher in dieser Richtung vorangehen und so die politische Wage des Südens stärken, der finanziell am Rande des Bankrotts stehe, denn von den 242,500000 Doll. Staatsschulden, welche die Südstaaten im Jahre 1872 gehabt, würden von diesen Staaten nur 58,978945 Doll. anerkannt, wovon sie theilweise nur 2 Proc. Zinsen zahlten.

Wir verzichten darauf, noch weiter auf die beachtenswerthe Rede Conkling's einzugehen; die angeführten Punkte zeigen zur Genüge, welche Gefahr ein Sieg der südlichen Demokratie der Union in geistiger und materieller Beziehung gebracht haben würde. Verlangte doch der „einige Süden" schon damals als Ersatz für die Beschädigungen, welche er durch den von ihm selbst hervorgerufenen Bürgerkrieg erlitten, nicht weniger als 1390,970313 Doll. aus dem Bundesschatze, den vorzugsweise der Norden füllte und noch füllt; wenn Hancock im November gewählt wurde, hätte er später als Präsident, trotz alles anfänglichen Sträubens, zum größten Theile diese Forderungen bewilligen müssen, sobald die Demokraten auch bei den Congreßwahlen siegten. Aus diesem Grunde legte denn auch die republikanische Partei dem Siege in den mit der Präsidentenwahl in manchen Unionsstaaten verbundenen Congreßwahlen fast ebenso viel Bedeutung bei als dem Siege in der Präsidentenwahl.

Wenige Tage nach der republikanischen Versammlung, in welcher Conkling die vorstehend berührte Rede gehalten hatte, hielt die demokratische Partei des Staates Neuyork zu Saratoga eine Staatsconvention ab, in der John Kelly, das Haupt der corrupten Tammany-Hall-Partei, eine Hauptrolle spielte und von den Tilden-Demokraten willkommen geheißen und höflichst geehrt wurde. Somit war für die bevorstehende Präsidentenwahl im Staate Neuyork der Friede im demokratischen

Parteilager hergestellt. Bald darauf veranstalteten denn auch die Demokraten in der Stadt Neuyork an einem Abende zehn größere Versammlungen, in denen der einflußreiche Millionär und Bankier August Belmont und die Bundessenatoren Bayard und Hill als die Hauptredner auftraten. Während dies in Neuyork geschah, fand zu Warren, in dem Congreßdistrict Garfield's, in Ohio eine zahlreich besuchte Versammlung der republikanischen Partei statt, in der General Grant den Vorsitz führte und gegen seine Gewohnheit eine längere Rede hielt. Er erklärte, ein entschiedener Anhänger der republikanischen Partei zu sein, und constatirte, daß es bei der bevorstehenden Präsidentenwahl nicht einen Bezirk gebe, in welchem nicht jeder Anhänger der demokratischen Partei frei und ungehindert seine Stimme abgeben könnte, während in 14 Staaten, namentlich Südstaaten, und in einigen Wahldistricten anderer Unionsstaaten den republikanischen Wählern ein gleiches Recht der freien Stimmabgabe von der demokratischen Partei nicht erlaubt werde. Ein anderer Grund, weshalb er, der frühere Demokrat, zur Partei der Republikaner gehöre, bestehe darin, daß diese Partei im Gegensatz zu den Demokraten den nationalen Credit aufrecht erhalte und eine wohlthätige Finanzpolitik befolge; außerdem schütze und wahre die republikanische Partei die Rechte aller Bürger der Vereinigten Staaten ohne Rücksicht auf Rang und Stand, auf Farbe und Abstammung. Die republikanische Partei sei in allen Hauptfragen einig und befolge bestimmte, klar ausgesprochene Principien, die nicht nur den Einzelstaaten und gewissen Landestheilen, wie z. B. dem Süden, zum Wohle gereichten, sondern der ganzen Union und dem ganzen amerikanischen Volke; die demokratische Partei dagegen sei in mehrern Hauptfragen in sich uneinig; einig sei sie nur darin, daß sie die Herrschaft über die Nation an sich reißen wolle, um daraus für ihre Mitglieder und für einige Landestheile in eigennütziger Weise den gehörigen Vortheil zu ziehen.

Nach Schluß der Versammlung begaben sich Grant, Conkling und Logan zum Besuch nach Mentor, dem Wohnsitze Garfield's.

Londoner Theatergänge.

Von

Ottomar Beta.

I.

1) Das Intensitytheater, die neueste Bühnenschule. Henry Irving.

In London gewesen sein und das Lyceumtheater in Wellington-Street am Strand nicht besucht haben, gilt neuerdings, seitdem Henry Brodrib Irving dort das jüngste Kind des betagten Laureaten Tennyson: „The Cup", zur Aufführung bringt und in der Doppelrolle der corsicanischen Brüder auftritt, für gleichbedeutend mit Häresie. Und in der That, man wird bei einem Besuch dieses Theaters für Mühe und Kosten reichlich belohnt durch einen Einblick in neue, für Laien und Bühnenkenner gleich interessante Perspectiven. In Bezug auf die Technik, auf den finish und die letzte Feile der Inscenirungskunst, in Bezug auf Reichthum, malerischen Geschmack und Raffinement steht die Regie Henry Irving's unübertroffen da. Ueber den Schauspieler Irving will ich erst später berichten, nicht urtheilen. Denn etwas lediglich Subjectives zu geben, scheint mir werthlos, und je fester das allgemeine Urtheil über den Manager des Lyceum steht, um so mehr schwankt es über den leitenden Histrionen, der so viel Aufsehen erregt. Indessen, sagt Moreto: „Da, wo man Rauch spürt, muß es brennen."

Das Lyceum hat eine günstige Westcitylage, zwischen den Drurylane-, Strand-, Adelphi-, Folly-, Gaiety- und andern besuchten Theatern, nahe dem Olympic, Covent-Garden, Haymarket, Alhambra, Criterion u. s. w., welche alle, den Beeren einer Traube gleich, sich um den Strand und Leicester Square gruppiren. Das Lyceum concurrirt mit dem Criterion um die Gunst der Intensityschule und mit dem Saint-James um den Ruf eines vollendeten Ensemble. Wenn es nicht alle Abende bis auf den letzten Platz ausverkauft ist, trotz hundertmaliger Wiederholungen desselben Stückes, so hat es dies der Ausgiebigkeit seiner Räumlichkeiten zu verdanken. Irving, dem es nie an Protection gefehlt hat, fand darin eine Goldgrube. Die bereitwilligst dargeliehenen Mittel der Baroneß Burdett-Couts, jetzt Bartlett, dieser merkwürdigsten Frau, gestatteten ihm, als Bühnenleiter epochemachend aufzutreten. Jede Coulisse, jede Scene, jede Costümirung, jedes Möbel und Geräth in diesem Hause ist ein Kunstwerk, ist echt, ist exorbitant, ist utter und sweeter than sin. So lauten die neuesten Intensityausdrücke der „Aesthe-

tischen". Irving war es, der mit einem Riesenvorhang von schwerem, echtem Sammt mit gigantischem Faltenwurf debutirte und den Werth des kostbaren Stoffes durch diese Benutzung erhöhte. Die ästhetische Tea-dreß für Damen besteht aus einer Tunique verstaubten Lyceumsammts und einer seidenen Quaste vom Lyceumvorhang. Wenn wir also unsere Schritte in diesen Musen- und Luxustempel lenken, so erwarten wir nicht vergebens zu erstaunen.

Vestibul und Lobby sind überladen mit tropischen Gewächsen und Statuen; an den Wänden hängen Gemälde von Dicksee, Millais, Burne Jones, Holiday, zwischen alten Tellern, Schüsseln, Vasen von Mayence, China, Dresden und anderm Porzellan; Tassen und Nippes stehen umher. Das Mittelalter ist die Rage und spricht sich in dem Stil der Möbeln aus; die Präraphaeliten geben die Modelle für die Costüme her. Das Publikum drängt sich an die tageshell erleuchteten Eingänge, vor denen die Equipagen von Grosvenor Square und Belgravia defiliren. Man sieht es ihm an, diesem Publikum, daß es vorher einige Sorgfalt auf die Toilette verwandte und nicht im Cityrock und aus der Taverne hierher kommt. Die Preise für die Booth-Irving-Terry-Vorstellungen im Mai waren auf 1 Guinee für die Stalls — unser Parket —, auf 10 Sh. für den Dreß-Circle, den Balkonsitz, auf 2—10 Guineen für die Logen festgesetzt. Aus zweiter Hand kosten sie das Zehnfache. Gewöhnliche Preise sind etwas höher als die Hälfte der genannten. Es gibt aber auch ein ausgiebiges Amphitheater zu einer halben Krone, einen Pit (Parterre) zu 2, sogar eine Galerie zu 1 Sh. Auf dem Repertoire dieser Saison stehen unter anderm: „Othello", „Hamlet", „Der Kaufmann von Venedig", „Charles I.", „Eugen Aram" (nach Bulwer) und immerdar „The Cup" vom Laureaten Alfred Tennyson.

Wir sahen dieses für den bloßen Kritiker wenig erfreuliche Stück, als es seine 63. Wiederholung erlebte. Es spielt in Galatien in Kleinasien in spätrömischer Zeit. Ein gewisser Tetrarch Sinnatus braut Haß gegen Rom. Der Extetrach Synorix spielte den agent provocateur, indeß vergebens. Sinnatus war zu keinem Abfall zu bewegen. Er huldigt dem römischen Feldherrn Antonius und der Jagd. Der Bühnenbösewicht nun wird von Ehrgeiz und von blinder Leidenschaft für des Sinnatus schönes Weib Gamma getrieben, jenen zu beseitigen, sich an seine Stelle zu setzen. Mit einem heiligen Becher aus Olympia führt er sich unbekannt bei ihm ein und genießt dessen Gastfreundschaft. Den Becher bringt er Gamma zum Geschenk dar und bringt auch die Verführungskünste des römischen Wüstlings gegen sie ins Spiel. Sinnatus gegenüber heuchelt er etwas Patriotismus; endlich, um Gamma in seine Gewalt zu bringen, fabelt er von einer Gefahr, die ihrem Gatten von seiten des römischen Feldherrn drohe, und räth ihr, den Antonius beim Tempel der Artemis aufzusuchen. Den Dolch unter der Tunica bergend, begibt sie sich an den Ort des Unheils, trifft indessen nur den Verführer und ringt mit ihm; Sinnatus kommt dazu, stirbt unter dem Dolch, den Synorix Gamma entrissen, und diese flüchtet sich in den Tempel. Ein halbes Jahr verrinnt. Gamma ist Priesterin der Artemis und unantastbar geworden, der Mörder ihres Gatten sitzt auf dessen Thron. Antonius legt sich ins Mittel und bewegt Gamma, Synorix zu ehelichen. Sie willigt ein und führt selbst die Ceremonie aus, indem

sie dem Verhaßten aus dem von ihm erhaltenen heiligen Becher Gift credenzt. Vorher hat sie selbst davon getrunken. Langsames melodramatisches Sterben bei zunehmender elektrischer Beleuchtung. Ein treffliches Epos in trefflicher Laureatensprache, natürlich in Versen, aber ohne eine Spur dramatischer Entwickelung. Indessen so sehr diese auch vermißt wird von demjenigen, der ins Theater geht, um eine Handlung, welche wächst, nicht lediglich sich abwickelt, und spannendes Spiel zu sehen, so wenig Gewicht wird auf diesen Mangel scheinbar von seiten der Direction und des Publikums im Lyceum gelegt. Das Gedicht und die häufig mittönende Musik sind nur dem Strom gleich, auf welchem das prunkende Schiff in stolzem Selbstbewußtsein dahinfährt. Nicht das Drama, sondern das Bild mit Zuhülfenahme jedes denkbaren Beleuchtungseffects ist es, was hier dominirt. Wir haben es mit einer Reihe von vier stilvollen lebenden Bildern zu thun, mit der Anomalie, daß die Figuren Verse sprechen. Die pantomimische Bewegung würde sich vielleicht innerhalb des Rahmens des Lyceums weit wirksamer *ohne* Worte ausnehmen.

Namentlich ist es Miß Ellen Terry, die in der Rolle der Gamma sowol als Weib wie als Priesterin, in jeder Attitude gleich einer genrehaften, später gleich einer streng stilvollen Statue in diese Bilder sich einfügt. Hierin beruht ihr wohlberechtigter Ruhm, die große Anziehungskraft, welche sie ausübt. Sie ist das Urmodell des Intensitymalers Burne Jones. Dieses süße, matte, etwas hagere Antlitz ist es, welches wir auf seinen Bildern in der Grosvenor-Galerie in Bond-Street so vielfach wiederfinden. Er, der Maler, und sein Ideal treiben den Cultus der Linie, des Faltenwurfs, der schmachtenden, halb hinfälligen Haltung. Miß Terry steht fast nie, sie lehnt sich an und biegt sich und scheint selbst in Momenten höchster Leidenschaft ohne den Speer und eine Busenfreundin als Stützen nicht aufrecht bleiben zu können. Ihr verschleiertes, von hundert allabendlichen Wiederholungen angenagtes Organ hat etwas Bestrickendes, und wenn sie gar zur Harfe singt, so muß Narcissus verschmachten, der Narcissus-Endymion-Postlethwaite des „Punch"-Zeichners Du Maurier am Gestade der obern Themse. Ja sie ist das Urbild dieser Schmachtschule und ihr Antlitz in eigenartiger Abgezehrtheit ist es, das uns oft auf *demselben* Bilde der Schule zehn- und mehrmal wiederholt mit Honigduft oder auch mit Eau-de-Irgendwas entgegenschwebt. Sie hat die Hinfälligkeit in die Mode gebracht, zur „rage" gemacht. Daß sie in Hinsicht auf Plastik, ähnlich ihrer Schwester Marion am Haymarket, eine Meisterin, die mit Lady Hamilton in Reih' und Glied steht, ist unleugbar; ebenso aber auch, daß sie als eigentliche Darstellerin unter dem verflachenden Einflusse zahlreicher Wiederholungen leidet, daher selbst in großen Momenten der Leidenschaft oft mehr mechanisch der Uebung als der Inspiration folgt. Dies ist ein Generalfehler der Bühne großer Städte, von dem man vernünftigerweise als Realist von vornherein absehen muß. Uebung macht bekanntlich den Meister, repetitio est mater studiorum, und so kommt es denn, daß man an glücklichen Tagen auch auf londoner Bühnen Momente hat, wo eine gute Stimmung der technischen Meisterschaft in die Hände arbeitet. Ich glaube, daß ich Edwin Booth als König Lear in einer solchen günstigen Constellation erblickte. Bei Miß Ellen Terry war dies wol nicht der Fall.

Auch Henry Irving als Synorix bekundete einige Angegriffenheit. Wir werden später eine Analyse seiner Künste vornehmen. Vorderhand vermißten wir neben dem geradezu erstaunlichen Prachtwerk des Bildlichen nur wenig. Namentlich ist die Stimmung im malerischen Sinne stets vollständig gewahrt. Auf dem Zettel schon kündigte sich durch die Bemerkung „Nachmittag, Abend, Morgen" bei der Aufzählung der Bilder an, daß hierin eine peinliche Beobachtung der Natur leitend ist. Man arbeitet mit gebrochenen Farben und farbigen Lichtern; die Gründe sind tiefblau beleuchtet, durch die wirklichen Fenster der später zu erwähnenden corsicanischen Schloßhalle mit kleinen Scheiben in Blei fällt rothe Abendglut oder Sonne und Mond je nach Bedarf; leuchtendes Grün schimmert durch das Transparent der Laube, in der Ferne tauchen zuweilen jene Lichtstreifen auf, die wir auf Bildern erster Meister so energische Wirkung ausüben sehen. Berge, Felssteige, der ganze Vorplan mit üppiger Vegetation, alles erhebt sich aus dem Reiche des blos Symbolischen, das den deutschen „Versatzstücken" innewohnt, in das der Kunst, und wird sozusagen „vorgetragen". Das Innere des Tempels der Artemis mit zwei Reihen von Kolossalsäulen, die ihre plastische Wirkung wirklicher Modellirung verdanken, gilt in ganz England für ein unique sight, das man gesehen haben müßte. Am Ende aber sind wir froh, wenn wir dieser Obliegenheit genügt haben und der Vorhang sich über die schöne Leiche der Galatierin herabläßt und das Meisterstück der Maler Hawes Craven und W. Cuthbert unsern Blicken entzogen wird. Zu spät erst bemerken wir, daß der Zettel gegen 30 Namen renommirter Schönheiten aufführt, welche die stumme Umgebung der Priesterin Gamma bilden. Die unsteten rastlosen Bewegungen des Synorix, Mr. Irving, welche wir mit Aufmerksamkeit und einiger Enttäuschung verfolgten, ließen uns nicht dazu gelangen, dieser Galerie von Plastikerinnen die gebührende Beachtung zu widmen.

Nach einer nochmaligen Pause von 15 Minuten beginnt nun der erfreulichere Schmaus des Abends, die Darstellung des extravaganten Geisterstücks „Die corsischen Brüder", von Dion Bourcicault, nach der Dumas'schen Novelle „Les Frères corses". In der Doppelrolle des Louis und Fabian ist Henry Irving durchaus an seinem Platze. Seine Extravaganzen decken sich mit denen des seltsamen Zwillingspaares. „Eine geheimnißvolle Sympathie", so erklärt Fabian einem ihn in dem Ahnenschloß besuchenden Freunde des Bruders, „verbindet mich mit Louis. Entfernt wie wir uns voneinander befinden, steht unsere Stimmung dennoch in einem seelischen Zusammenhange. Seit einigen Tagen bin ich tief bedrückt. Ich weiß demnach, daß ein Unheil meinen Bruder bedroht." Er erzählt nun, wie vor 300 Jahren die beiden Söhne des Gründers seines Hauses, des Urahnen der Dei Franchi, in einem ähnlichen Rapport gestanden, und daß, als der eine ermordet wurde, sein Geist dem andern in der Ferne erschien, während dieser gerade einen Brief an ihn schrieb. Als er das Siegel auf den Brief drückte, hörte er einen Seufzer. Er wendet sich und erblickt den todten Bruder neben sich, der langsam den Arm erhebt und auf ein Bild im Hintergrunde deutet, auf dem sich die Scene der Ermordung abspielt. Genau dieselbe Scene wiederholt sich nun unmittelbar darauf vor den Augen des durch allerlei raffinirte Einzelheiten in die äußerste Spannung versetzten Zuschauers. Nur eine an sich humoristische, die cor-

sische Vendetta illustrirende Scene liegt zwischen der gespenstischen Legende und ihrer Resurrection auf der Bühne. Es ist dies eine von Fabian ausgeführte Versöhnung zweier feindlicher Gemeinden, die sich gegenseitig mehrere Morde vorzählen. Alles dies ist sehr realistisch. Drei Menschenleben werden endlich für ein Dutzend lebensgefährlicher Verwundungen, welche die eine im Vorschuß befindliche Gemeinde bei der letzten Metzelei davontrug, in den Kauf gegeben. Man ist nicht erstaunt, Fabian, der hier den humoristischen Mittler macht, sehr bald darauf selbst vom fanatischen Triebe der Blutrache durchglüht zu sehen. Der in grotesker Weise zur Aeußerung kommende Haß und Neid der Bauern, die sich selbst mit dem Versöhnungshahn noch betrügen, nämlich eine Henne unterschieben, findet in Fabian ihre Veredlung. Der erste Act, der übrigens mit dem Liede einer Bauerndirne eröffnet, das den Stoff der Legende behandelt, ist eins der geschicktesten Bühnenwerke und sichert dem Stück ein Leben über viele Dramengenerationen hinaus. Dasselbe hat schon vor 25 Jahren mit Charles Kean im Prinzeßtheater seine „runs" gehabt. Liegt es nun im Aufbau, im Reiz des Geheimnißvollen, in der Sorgfalt, mit welcher allen Erfordernissen Rechnung getragen wird, kurz es fehlt nichts, daß nicht der langsam von der Mitte der Bühne nach der Seite hin aufsteigende Geist des Bruder Louis das gesammte Publikum in der nöthigen Stimmung fände. Man ahnt den Schrei des Entsetzens, mit welchem Fabian endlich, im dunkeln Raum bei seinem Oellämpchen sitzend und den Brief versiegelnd, der Erscheinung gewahr wird, voraus; überrascht wird man aber durch das lebende Bild, welches sich dann plötzlich im Hintergrunde zeigt. Die Scene, auf welcher man alle lauschigen Effecte eines Sommerabends beobachtete, ist unbemerkt ein Wald geworden, der im Froste starrt. Dort liegt noch einmal Louis in seinem Blute; neben ihm steht sein Mörder, der pariser Roué, den nun Fabian bis an den Grabesrand verfolgen und der Rache überliefern wird. Diese Waldscene, welche dreimal im Stücke Dienste leistet und jedesmal mit schlagendem Effect, ist ein Wunderwerk. Jeder Zweig, jedes Reis, jeder Stamm hilft den Eindruck der Natur hervorbringen. Er bedurfte zur Unterstützung dieses Zwecks kaum eines wirklichen gigantischen Baumastes, der im Vordergrunde des Bildes figurirt. Je vollendeter ein Bild, um so mehr stört jedes Detail, das nicht im Rahmen bleibt. Diese frostige, schaurige Stimmung! Streifen Bluts scheinen im Hintergrunde den Horizont zu umrahmen; der rothe Morgen leuchtet gespenstisch durch die Stämme. Der Vorplan ist mit raffinirter Beobachtung der Natur hergestellt, die Duellanten scharren den Schnee beiseite, ein Echo wird im Walde hörbar, hier knistert ein Reis, dort fällt eine schwere Schneeflocke aus dem Gezweig hernieder, während schon der erste Sonnenstrahl die Spitzen der Bäume glitzern macht. Die leise Musik („Ghost melody, molto adagio et tremolando", welche übrigens für 1 Sh. mit dem Zettel verkauft wird) sorgt dafür, daß man selbst das Zwitschern der Vögel nicht vermißt. Alles das, was ein Novellist mit seiner Feder ausführt, stellt hier der Bühnenmaler vor Augen, und das in solchen Dingen ungemein feinfühlige, durch zahllose Bildergalerien, durch den Umgang mit der Natur ver- und erzogene Publikum athmet Beifall. Die Ausdrücke der Intensitätsschule, wie „utter, too-too!" sind kaum hinreichend, um diesem scenischen

Chef d'oeuvre gerecht zu werden. Was soll man aber gar zu dem „stupenden" Maskenball und Carneval im Innern des pariser Opernhauses sagen, wo Hunderte der elegantesten Masken die verschiedensten Episoden aufführen, zwischen welchen sich die Handlung wie durch die Realitäten des Lebens hindurchwindet! Eigentlich wird im zweiten Act die Handlung nicht fortgesetzt, sondern recapitulirt. Das Stück bewegt sich sozusagen in Relativsätzen; aber sie sind alle an sich so bedeutend, daß man darüber die Verschränkung der Construction verzeiht. Es folgen nun nämlich die Erlebnisse Louis' in Paris, während man immer wähnt, Fabian vor sich zu haben. Der Boden der Erzählung wird festgehalten, und ein „Grundgesetz" des Dramas, die Zeitfolge, fliegt über Bord, ohne daß man geneigt ist, dies zu kritisiren. Beide Brüder waren in die Tochter des französischen Gouverneurs verliebt; Louis folgte ihr nach Paris, wo sie mit einem Admiral sich vermählte und unter den Nachstellungen des Wüstlings Renaud zu leiden hat. Dieser lockt sie vom Opernballe, unter dem Vorwande, er wolle ihr ihre Briefe zurückstellen, in eine Gesellschaft von lockern Damen, wo sich Louis als ihr Ritter aufwirft. Es sind dies drei Scenen, denen sich als vierte abermals die Duellscene im eisigen Walde zu Fontainebleau anschließt. Der dritte Act spielt an derselben Stelle, und nun culminirt das Stück im Zweikampf zwischen Fabian und Renaud, der mit peinlicher Detailmalerei ausgeführt wird. Nachdem die Speere zersplittert, ergreift Fabian die Spitze des Rapiers; ein Taschentuch dient als Griff, der berüchtigte pariser Duellant muß dem Beispiele folgen, er ahnt seinen Tod, die beiden Männer packen sich, ringen, und endlich findet die Mordwaffe zischend den Weg zum Herzen des Franzosen. Die Römer hatten in ihrer Arena, wo die Sklaven um ihr Leben kämpften, kaum ein aufregenderes Schauspiel.

Gespielt wurde durchweg mit virtuoser Vollendung. Wir lernten in Mr. Terris, dem Darsteller des Roué, den routinirtesten Träger des extravaganten Fracks der vierziger Jahre kennen. Auch Henry Irving zeigte sich als Corse in einem ganz andern Lichte als in der Toga des Galatiers. Die Antike liegt außerhalb des Bereichs einer Schule, die den absoluten Gegensatz zur classischen Weltanschauung verkörpert; die languiden Anbeter der welkenden Lilie können keine Helden darstellen. Mit Miß Ellen Terry ist es etwas anderes; sie ist die Lilie selbst und fand hier keine Beschäftigung.

So weit das „legendary drama", das man übrigens nicht mit der deutschen Schicksalstragödie auf eine Linie stellen darf. Nicht Tiefe, sondern Bühneneffect ist es, was Dion Bourcicault, der erfolgreiche Autor von „London Assurance", worin mit Sardou'scher Schärfe die Frechheit des Cockney gezeichnet wird, im Auge hat. Alle deutschen Vorstellungen vom Wesen, Zweck und Ziel der Bühne muß man neben den Aristotelischen Einheiten im Repositorium lassen, wenn man solche Extravaganzen und ihren Hauptdarsteller, den Pachter des Lyceum, beurtheilen will.

John Henry Brodrib Irving ist ein Sohn Englands, geboren in Somersetshire am 6. Febr. 1838, einziger Sprößling eines Aelternpaares, über welches

genauere Informationen fehlen. Eine gewisse Behäbigkeit scheint aber die Wiege des jungen Histrionen umgeben zu haben. Im 11. Jahre wird er in eine londoner Schule gethan, wo ihm das Declamiren schauriger Gedichte untersagt wird, während der Schauspieler Creswick ihn mit einem Theaterdolch beschenkt, den er somit frühzeitig zücken lernt. Vierzehn Jahre alt, tritt er in ein Ostindiageschäft, befleißigt sich der Buchführung, ist auch bis heute ein guter Kaufmann geblieben. In einem Knabenclub, wo declamirt und discutirt wird, übt er sich in der Kunst der freien Rede, und es darf als des spätern Künstlers Haupteigenschaft gelten, daß alles, was er auf der Bühne spricht, als eine langsam oder schnell entstehende spontane Aeußerung seines innersten Gedankenprocesses erscheint. Dilettantenvorstellungen bringen ihn mit Mr. Phelps zusammen, der ihm ein Engagement am Sadler's Wells angeboten haben soll; wenigstens wurde dies 20 Jahre später, als Phelps und Irving zusammen zum Benefiz des Mr. Buckstone am Drurylane agirten, behauptet. Irving galt in dieser Zeit schon als der Gründer einer neuen Schule.

Wie Edmund und Charles Kean, wünschte aber Henry Irving die londoner Breter erst als Künstler von Ruf zu betreten, und wie die ersten Versuche Emil Devrient's, so fielen auch die seinigen beklagenswerth aus. Er spielte zuerst im Jahre 1856 einen ängstlichen Herzog in „Richelieu", sodaß den Zuschauern ängstlicher zu Muthe wurde als ihm selbst und man ihm das consilium abeundi gab. Die Rolle des Cleomenes in Shakspeare's „Wintermärchen" wurde auf die Improvisation reducirt, daß die ihm obliegende Mittheilung andernorts stattfinden solle. Es gab sogar einen Skandal in der Ortspresse darüber. Eine puritanische Scheu, Sonntags zu memoriren, soll ihm innegewohnt haben; dazu kommen gewisse, schwer zu überwindende Naturfehler, und so waren die ersten Jahre Fehljahre. Ein Engagement am Theatre Royal in Edinburgh half ihm dann auf, da er dort mit Charles Mathews, dem vor zwei Jahren gestorbenen Bonvivant, mit B. Webster, Wright, Vandenhoff, Robson, den Damen Cushman und Helen Faucit zusammen wirkte. Er hatte hier, wie die Guten und Großen der alten Zeit, auch gesangliche Leistungen zu übernehmen. Der Komiker Toole, der jetzige Hauptträger der Posse, verschaffte ihm 1859 ein Engagement am londoner Prinzeß, wo jetzt Booth als Star culminirte; dasselbe wurde aber wegen mangelnder Beschäftigung aufgegeben. Zwei dramatische Vorlesungen vor dem Arundelclub, nämlich von „The Lady of Lyons" und „Virginius", die er zum Abschied veranstaltete, bekunden indessen schon, daß dem Löwen die Mähne zu wachsen begann. Auch gab ihm nun ein Engagement in Manchester Gelegenheit, seine Individualität zu entwickeln und geltend zu machen. Mit einem ganz neuen Hamlet, der die Verwunderung der Habitués erregte, gab er 1865 dort seine Farewells und bürgerte sich nun in London am Saint-Jamestheater als Bühnenbösewicht ein. Rawdon Scudamore, der Spieler in Dion Bourcicault's „Hunted down", ist eine der Rollen, mit denen er jahrelang identificirt wurde. Wenn es anwendbar wäre, was Dr. Johnson einst von David Garrick sagte, daß derselbe gehangen werden müsse, weil er die ärgsten Verbrechercharaktere gleichsam assimilirte, so würde das einstimmige Erstaunen der Presse und des Publikums über Irving's Gabe, das verborgene Seelenleben der Schurken,

Schufte, Schwindler und Mörder durch sein Spiel zu offenbaren, diesem Künstler verschiedentliche Todesurtheile und ein paar Jahrhunderte Zuchthaus eingetragen haben. Charles Dickens spricht in einem Briefe an Yates von Irving's eigenartiger Begabung und empfiehlt ihn für die Rolle des Bill Sikes, der Mördergestalt im „Oliver Twist". Von dieser Tiefe erstreckt sich Irving's Scala bis zu dem Extrem der hochintellectuellen Intriguanten. Count Falcon in Ouidas' „Idalia" ist eine seiner besten Schöpfungen. Jingle in den dramatisirten „Pickwickiern", Chevenix in Byron's Lustspiel „Uncle Dick's Darling", Captain Absolute, Mathias in „The Bells", nach Erckmann-Chatrian's „Der polnische Jude", sind Rollen, welche seine große Gewandtheit in Komik und Tragik bezeichnen. Seit 1871 führte Irving mit Bateman, nach dessen Tode selbständig die Direction des Lyceum und dehnte sich dort über das ganze Areal leitender Rollen aus. Sämmtliche gangbare Stücke Shakspeare's wurden nach und nach vorgenommen und auf dieser Bühne zu besonderer Geltung gebracht, indem sie die Mühen und Kosten unerhörter Ausstattungen und Einrichtungen durch hundertmalige Wiederholungen lohnen. In der That, oft werden Stücke nur abgesetzt, weil doch Mr. Irving nicht dieselbe Rolle, z. B. den Mathias, bis an sein Lebensende spielen kann. „Charles I." von Wills spielte sieben Monate; desselben Verfassers „Eugene Aram", „Richelieu", „Macbeth", „Othello" folgten einander. Im Jahre 1876 wurde des Laureaten „Queen Mary" mit Miß Bateman in der Titelrolle, dann „König Richard", dann Charles Reades' „Lyons Mail" gegeben, worin Irving die Doppelrolle des Lesurques und Dubosc innehat. Dieses Stück ringt mit den „Corsischen Brüdern" um die Palme der — Popularität. Daneben laufen viele Abstecher in die Provinz und nach Irland, Vorlesungen und Vorträge von Schaudergedichten, denen dieser Mime den Vorzug gibt; auch ist Irving Präsident des Perry Barr Institute, einer Volksbildungsgesellschaft, Mitglied der Church of England Temperance Society, und seine Stellung in der Gesellschaft gab zu jenem humoristischen Sturm Anlaß, mit welchem „Punch" gegen die „Akademie für Bühnenkunst" zu Felde zog, die Irving geplant haben soll.

Irving's beste oder classischste Rolle ist Hamlet. Dieser schwache, vor der That zurückschreckende Melancholiker ist von ihm in ungewohnter, aber überzeugender Eigenart auf die englische Bühne gestellt worden, indem der Künstler mit der Tradition brach und die eigene Individualität der Rolle zu Grunde legte. Irving hat eine hagere Gestalt, die länger erscheint, als sie ist. Sein Begleitgestirn Miß Terry ist größer als er. Er besitzt große, hohle Augen, unstete, tigerartige Bewegungen, dabei einen schleppenden Gang auf Beinen, deren Dürre kein Watton zu bemänteln vermag, einen langen Hals, der den Kopf nicht tragen zu wollen scheint. Ein faunischer Zug zuckt um die schmalen Lippen, die Sprache ist heiser und der Künstler scheint die größten Schwierigkeiten zu haben, irgendetwas wie Parlamentston zu finden; daher stoßweises Hervorbringen der Worte, ruckweises Absetzen, denen ebenso ruckweise, indessen mit übertriebenem Aplomb ausgeführte Gesten sich zugesellen. Eine neuerdings viel gegebene Farce von Burnand u. Stephens: „The Corsican Brothers and Comp.", am Gaietytheater beschäftigt sich hauptsächlich mit den Extravaganzen des Mr. Irving, der eine Miniaturcigarette mit einem Feuer-

brande ansteckt. Und dennoch ist dieser scheinbar unmögliche und viel verhöhnte Mann „ein großer Künstler".

Hierzu machen ihn zwei Dinge, ein äußerer Vorzug, der Vorzug seiner Fehler, die ihn in den Stand setzen, jeder Extravaganz gerecht zu werden, und ein intellectueller Vorzug vor seinen Collegen, insofern Henry Irving einen allgemeinen Fehler derselben nicht theilt. Jedes Wort, das er spricht, scheint spontan und unmittelbar aus ihm selbst geboren zu sein. Er reproducirt nicht auf dem Gedächtnißwege, sondern auf dem des Gedankens; er erscheint als selbstdenkend und empfindend. Sein Blick irrt umher und bleibt auf dem redenden Mitspielenden erst haften, wenn dieser ausgesprochen, und scheint den Werdeproceß der Entgegnung zu verrathen. Ob Schein, ob Wirklichkeit, es wirkt. Der auffallende, schleppende Gang, die schleppende, schlurrende Sprache erzeugen vielleicht eine Täuschung, welche uns aber in steter Spannung erhält. Man wird sich unschwer vorstellen können, wie ein Hamlet mit diesen Eigenarten an „Intensität" gewinnt. Gerade bei diesem Charakter, der in der Hauptsache leidend ist und sich aus der Flut seiner Leiden durch Reflexion zu retten sucht, der, wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm, so nach jedem Gedanken hascht, oder doch jedem Gedanken nachgeht, den ihm die Situation irgend erlaubt, muß die Spontaneität, das Sich-ins-Leben-ringen der leitenden Vorstellungen als Wesenheit sichtbar werden. Und der Mangel an Spontaneität wird in dieser Rolle so sehr empfunden, daß Irving's Gabe, eine gewisse müßige Geisteshaltung, welche der körperlichen Languidität der Intensity-schule entspricht, in die Erscheinung zu stellen, ihn für diese Rolle geboren erschei-nen läßt. Er unterscheidet sich hierin von der Mehrzahl selbst guter Schauspieler, bei denen das ewige Paratsein mit Gedächtnißkram, das Ablesen von „der Tafel der Erinnerung" sich bemerklich macht. Sie sind nicht im Stande, dem Hamlet ihre Individualität zu verleihen. Bei Irving deckt sich der Charakter der Rolle mit dem wesentlichen Vorzug des Mimen, und so entsteht ein Stück Wahrheit auf der Bühne, dessen Betrachtung uns befriedigt. Sein Hamlet läßt ein Gefühl des Mangels nicht aufkommen. Dasselbe Frisiren, welches aus der Berührung zweier fast paralleler Flächen entsteht, auf geistigem Gebiete wie in der Physik, zeichnet auch andere viel gerühmte Leistungen Irving's aus, seinen Richard III., Richelieu, Jago, Mathias u. a.

2) Die Tradition, Sadler's Wells und Edwin Booth.

Abgelegen von der großen Heerstraße der Theatergänger im Norden der Stadt, dort, wo einst Oliver Goldsmith höhere Töchter in Theegärten tractirte und nach-her kein Geld hatte, um die Zeche zu zahlen, in der Vorstadt Islington beim Wirthshause Zum Engel und dem großen Clerkenwellgefängniß liegt das neue Sadler's Wellstheater; das alte, durch Phelps, den Zeitgenossen Charles Kean's, berühmte Gebäude ist kurz nach dessen Tode ein Opfer der Flammen geworden oder doch ausgebrannt. Die Ueberlieferung verlangte es, daß wir auch diesen Kunsttempel besuchten, wo jetzt unter Leitung der Tragödin Bateman noch ein Flämmchen von der Fackel frühern Ruhms genährt wird. Das neue Haus ist schmucklos und einfach, klein im Verhältniß zu dem sonst üblichen Maßstabe der

Vier- bis Acht-Millionen-Stadt (je nachdem man die entferntern Vorstädte mitrechnet). Auf dem Vorhange prangt das Bild eines alten Baues, der sich im New-River spiegelte, als noch Wiese und Sommerfrische diese Gegend erfüllte und die Grenze der städtischen und ländlichen Welt, die jetzt viele Meilen nach Norden vorgerückt ist, in dieser Vorstadt lag. Wehmüthige Erinnerungen werden wach, die auch durch das sonst hier Gebotene nicht völlig verwischt werden. Nach der üblichen Farce, in welcher ein Erfinder und Ingenieur Jones für den Wettfußgänger Blower-Jones gehalten wird, und nachdem die Musik, bei welcher der Director mit der Rechten den Takt gegen das Blech der Rampe schlägt und mit der Linken den Contrabaß auf einem Harmonium ergänzt, einem die Stimmung verdorben, erhebt sich der Vorhang und des alten Hamlet Geist erscheint vor den erstaunten Gentlemen der Schloßwache. Die Art, wie er erscheint, auf einer völlig verkürzten Bühne, von den Suffiten aus angestrahlt, ist sehr effectvoll. Die unmittelbare Gegenwart des Gespenstes wird dem ganzen verdunkelten Hause zum Bewußtsein gebracht. Es ist kein Hokuspokus bei diesem ganz „ehrlichen" Gespenst; es nimmt seine Aufgabe ernst und schreitet hart von der Rampe entlang quer über die Bühne, sodaß die Wesen von Fleisch und Blut ihm kaum auszuweichen vermögen. Schon Theodor Fontane hat vor mehr als 20 Jahren dieser Art, Geister zu inscenirен, seine Anerkennung ausgesprochen, und es scheint also sich hierin seitdem nichts verändert zu haben. Auch im übrigen that die Dürftigkeit und theilweise Schlotterigkeit der trotzdem stilvollen Ausstattung dem Effect keinen Abbruch, sondern bewirkte, daß man sonstige Mängel weniger bemerkte. Mr. Hermann Vezin, schmächtig, schwarzängig, im Mantel mit reichlichem Goldbrocat, gab einen sehr vernünftigen Hamlet, der sich seine eigenen Lehren den Schauspielern gegenüber zu Herzen genommen hat. Die ersten Acte habe ich in dieser fließenden, conversationellen Weise selten besser gesehen. Unsere großen Shakspeare-Darsteller glauben durch Spiel, Dehnungen, Pausen und Effecte eigener Art wirken zu müssen; sie vergessen, daß wir es mit dramatisirten Romanen zu thun haben, in deren Rahmen sich alle Figuren wie auf einer Fläche Papier vor uns bewegen. Je gleichmäßiger und glatter dies geschieht, um so mehr kommt der Dichter in seiner Totalität zur Geltung. Die Spielpause ist für Shakspeare's Genie geradezu verderblich; wir bedürfen keines Nachdenkens, keiner Insinuation, keines Hineingeheimnissens in diesen reichen Strom von Handlung und Poesie. Solche Dinge gehören in die modernen Stücke, wo vieles Anonyme und Unausgesprochene dem Zuschauer zu ergänzen bleibt. Shakspeare erzählt alles offen wie ein Buch und ist, wie gute Bücher immer sind, mit sehr dürftigen Illustrationen zufrieden. Unsere modernen Prachtausgaben in Sammt oder Gold und Seide passen für seine Werke nicht. Rasch, fließend herunter muß man ihn spielen, wie er selber es verlangt hat. Durchweg ist unser Tempo zu langsam, zu lehrreich, großsprecherisch für diese leicht gekräuselte, höfische, im englischen Geschwindtritt sich bewegende Sprache des Erzählers. Besonders bemerklich machte sich der Vorzug dieser effectvollen Behandlung in der Bühnenscene. Es war Hamlet, der Höfling, der sich hier zu Ophelia's Füßen niederließ und seine leichten Bemerkungen gegen die Dame of his flirtations im Tone des flirting aussprach. Seine metaphysischen Anwandlungen

gehören in eine Traumwelt, die ihn nur des Nachts in der Einsamkeit umgibt; aber auch da huschen sie nur schattenhaft vorüber, beladen mit den Ausgeburten des Aberglaubens seiner Zeit, sodaß wir uns in sie durch den ununterbrochenen Lauf der Erzählung selbst ohne Mühe versetzt sehen. Unsere Mimen meinen, diese Vernünfteleien des „Sein oder Nichtsein" hätten für den heutigen Tag als solche noch Bedeutung und ertrügen das Licht eines analytischen Vortrags gleich den Aussprüchen ewiger Weisheit, während sie nur die Verbrämung an dem Kleide des gestaltenden Dichters bilden. In den Dingen dieser Welt doch sonst meist Realisten, affectiren unsere Darsteller hierin Tiefsinnigkeit, durch allerlei Commentatoren dazu verleitet. Der Effect kommt und kam von selbst; er kam erschütternd und überwältigend, als König Claudius entsetzt, mit hoch erhobenen Händen und einem wirklichen Schrei, wie ihn der gehetzte Hirsch ausstößt, plötzlich vom Thron und ganz vorn durch die erste Coulisse von der Bühne stürzte, gefolgt von der händeringenden, schlotterigen Königin. Dies geschieht blitzartig schnell und erschreckend. Hamlet dagegen, nach dem ersten Ausbruch seiner Empfindung, wirft sich erschöpft auf einen jener alten muldenartigen Sessel, in welchem er liegt wie ein Kind in der Wiege, die Füße gegen das Publikum, was ich zur Nachahmung nicht gerade empfehlen will. Jener markerschütternde Schrei bildet einen tiefen Einschnitt in die Handlung; Hamlet's Zögern wird jetzt wirklich verächtlich und die ehrlichen Gewissensbisse, die der König in der nächsten Scene schmerzvoll sich windend erduldet, entfernen uns noch mehr von jeder subjectiven Solidarität mit dem Helden. Man sieht und sehnt sich dem selbstverständlichen Ende der ganzen Gesellschaft entgegen, ja betrachtet es als eine Erlösung vom Uebel. Um so mehr wächst nun die Sympathie mit Ophelia, deren Erscheinen in ihrer rührenden Umnachtung wir indessen nicht mehr abwarten. Ein holländischer Freund neben uns war eingeschlafen und wir sahen uns veranlaßt, seinem Schnarchvergnügen, resp. seiner Langeweile ein Ende zu machen. Unser Hamlet, der seine Rolle mit sonntäglichen Unterbrechungen nun schon hundertmal hintereinander täglich hergesagt hatte, war überdies sehr heiser geworden, und die Ophelia war sehr passée.

Das Haus war nur mittelmäßig besetzt und wir zweifeln, daß Mrs. Crowe-Bateman hier viele Seide spinnt. Indessen möchten wir doch die sehr peinliche Darstellung, welche Louis Schneider in seinen Memoiren den londoner Bühnenverhältnissen angedeihen läßt, in etwas corrigiren. Er hat London im Jahre 1842, im Winter, also nicht in der Saison, in Rauch, Nebel und Dämmerschein von blakenden Oellampen gesehen und wohnte nahe dem Leicester Square. Kein Wunder, daß er alles schwarz sieht. Wir können dagegen constatiren, daß alle übrigen Theater, die wir besuchten, selbst im März, einen Monat vor deren Beginn, stets so gut wie ausverkauft erschienen. Wenn viele londoner Theaterdirectoren damals ab und zu bankrott machten, so ist das heute, wo die Riesen- und Welthauptstadt auf das Doppelte gewachsen ist, nicht mehr der Fall und auch sonst wol mehr auf Rechnung des leichtsinnigen englischen Bankrottgesetzes zu bringen. Einem so reichen Lande, wo die Chancen des Gedeihens so mannichfaltig sind, dürfte aber auch ein etwas leichtsinniges Civilgesetz weniger schaden als die Verschärfung desselben zu Gunsten leichtsinniger Gläubiger. Wer Credit gewährt, der sehe zu: wem, so

heißt es hier, und Gladstone hat seine Bankrott-Bill zurückgezogen. Zum Schluß sei bemerkt, daß Mrs. Bateman in dem Taylor'schen Drama „Mary Warner" jetzt ihrem Theater neue Anziehungskraft verleiht.

Kehren wir nun zurück zu dem leitenden Motiv dieser Aufsätze, zu dem Nachweis, daß die Tradition durch die Spontaneität in der Menschendarstellung verdrängt worden, so gibt uns gerade dieser Vezin'sche Hamlet hierfür einen sprechenden Beweis.

Auf vielen Gebieten ist die Zeit der Größen vorüber. Es gab einen Galilei, dem wir thurmhohe Denkmale setzen und in Bänden und Feuilletons feiern. Der vielen, der Hunderte von Galileis, welche die Söhne seines Geistes, die heute noch gegen Jesuitismus und Engherzigkeit ankämpfen, kann nur summarisch gedacht werden. Die Weltenstürmerei ist aus der Mode gekommen, hat auch als solche keinen Werth. Es sind die Pfadfinder, die Bahnbrecher, die wir schätzen. Nachdem uns Bismarck gezeigt hat, daß Deutschland als Einheitsstaat regiert werden könne, wenn man die moralischen Stiefel hoch genug zieht, wird es vielleicht viele Bismarcks geben, welche namentlich im culturgeschichtlichen Sinne das Regieren aller Wahrscheinlichkeit nach mindestens ebenso gut machen werden wie ihr großer Vorgänger. Die Kraft aber, welche das eiserne Band um unser noch cohäsionsloses Volk legte, wird man in dem ersten Bismarck verehren und ihm Denkmale neben Luther, Goethe und vielleicht sogar neben Richard Wagner setzen.

Der Leser verzeihe diese Abschweifung; sie ist auch ohne Bezug auf unser Thema. Es gab in England einen Hamlet, den der Tradition. Dieser Hamlet ist nun todt und es laufen jetzt, nachdem Fechter zuerst den Bann durch eine blonde Perrüke brach, selbst auf den Bühnen der Vorstädte, wo zeitweilig die Theatermanie herrscht und Ladendiener, auch wol höhere Töchter elektrisirt, eine Menge kleiner Hamlets herum, die sich auf dem Wege der generatio aequivoca entwickeln. Sie haben die Chrysalidenschale der Urgestalt, welche angeblich von Burbage, Cibber, Garrick, den Keans, Kembles und Macready herabgereicht und conservirt wurde, abgestreift. Vezin ist einer dieser kleinen Hamlets. Er wagt es, seinen dunkeln Mantel mit Goldbrocat zu verbrämen. Die Welt schweigt, die Kritik nickt sogar mit dem Kopfe dazu. Er pointirt seine Rede an die Schauspieler direct gegen Irving und dessen Schule, die genau alles das thut, was Shakspeare verbietet. Mr. Irving steht nicht, noch geht er, ißt, trinkt, raucht er wie ein Mensch; er fegt mit den Händen durch die Luft wie eine jener nachgemachten Creaturen, die ein Handlanger der Natur verpfuschte. Das Publikum weiß dies und applaudirt Vezin; aber es ist nur ein platonischer Applaus, wie ihn der Moralist erhält. Ihr Geld trägt die Welt dennoch ins Lyceum, in die Kasse des besten Geschäftsmannes unter den Managers, des Größten unter den Manieristen, der die Menschennatur abscheulich entstellt. Die Welt dankt ihm dennoch dafür, daß er die alte Phrase, an der Macready sein Leben lang kaute, in die Winde geblasen hat. Man ist froh, daß die alten Eisberge schmelzen, und fragt nicht danach, ob man naß wird. Die Individualität ringt sich durch. Irving wird als Bahnbrecher gefeiert, verlacht und bezahlt.

Indessen gibt es noch einen Repräsentanten der Tradition, und dieser nun,

der jetzt im Princeßtheater als Star fungirte und dann mit Irving zusammen als Othello und Jago für 10 Guineen per Loge im Lyceum alternirte, ist ein Yankee, ist Edwin Booth.

Wir hatten das Vergnügen, ihn in mehrern Rollen zu sehen, die ein maßgebendes Urtheil wol zulassen, als König Lear, als Shylock und als Petruchio.

Edwin Booth ist von italienischem Typus, schmächtig, schlank, mit großen Sinneswerkzeugen und besonders sprechenden Augen. Seine von Natur sehr große Beweglichkeit wird durch einen Fehler gemildert: er kann den rechten Arm, infolge eines Sturzes vom Wagen, nur wenig gebrauchen, und das ist in seinem Falle vielleicht ein Glück, denn dieser Umstand zwingt ihm ein gewisses Maß auf und nöthigt zur Vertiefung. Eine ganz ungemein große Nervosität, die im gewöhnlichen Leben ihn nöthigt, sich sehr zu schonen, verleiht ihm denjenigen Grad von Reizbarkeit, der selbst in schwachen Momenten noch elektrische Lichtblicke auf seine Darstellung wirft. Sein Organ ist tief, kräftig, mit dem Beiklang des Charakterspielers. Er versteht es, dieses Organ mit weiser Haushaltung zu gebrauchen, und wird sich nie übernehmen. Trotz monatelanger Wiederholung des „Lear" im Royal Princeß fanden wir ihn bei der Aufnahme des Shylock und Petruchio noch im ungeschmälerten Besitze seiner Stimmmittel. Einige tiefe, unartikulirte Baßlaute, die er an rechter Stelle einstreut, sowie ein bis in die höchste Höhe gehender Klageton, den die Engländer wailing nennen, ist ihm eigenthümlich. Letzterer hat etwas Stereotypes und dient ihm gleichsam als stimmliches Versatzstück. Er verdeckt damit einen offenbaren Mangel an Intensität. Dagegen ist Booth derjenige Schauspieler, in dessen Munde die englische Sprache uns in edelster Modellirung entgegentrat, und in dieser Hinsicht ist er vielleicht der einzige würdige Nachfolger in der Reihe großer Mimen, welche die Tradition pflegten und das edle Metall der Rede geläutert der Nachwelt überliefern. Denn im übrigen hat sich ein gewisser twang oder eine Verzerrung in die Bühnensprache eingeschlichen, welche dahin führt, daß die Worte verkrüppelt und mit bedeutungslosen Dehnungen der Endsilben an das Ohr treten. Wir hörten von andern namhaften Künstlern, z. B. dem Mr. Warner als Michael Strogoff im Adelphitheater, Worte wie mother und monster so entstellen, daß ihr phonetisches Bild auf ein mădd-ah und mŏnst-ah hinauslief, während Booth ein leichtes Rollen des r beibehält, welches in der Umgangssprache schon völlig abgeschliffen ist. Eine wesentliche Endsilbe tion, der stets der Accent vorausgeht, behält bei Booth den vollen Werth ihrer Vocale, wodurch seine Sprache ein musikalisches Element gewinnt. Trotzdem ist seine Sprechweise weit entfernt vom Singsang und der logische wie der ethische Accent bleiben in gleicher Weise gewahrt. Die Declamation selbst der schwierigsten Shakspeare'schen Constructionen schreitet lebhaft, klar, energisch fort; es fehlt ihm etwas von jenem Zauber der Spontaneität, der Irving's Vortrag auszeichnet. Nichts ist ihm aber ferner als Schwulst und Pathos. Letzteres ist eben nicht selten auf englischen Bühnen, und man nimmt durchaus fälschlich an, daß dieses ein Merkzeichen der Tradition sei. Sie ist vielmehr das der bedeutungslosen Nachahmer, welche einige Effecte stereotypiren, sie gleich mixed pickles serviren in einer allgemeinen Sauce, aber dem tragenden Geiste, der diese Effecte vermittelte, nicht gerecht werden.

Edwin Booth hat uns als Lear wie noch nie ein Schauspieler vor ihm in den letzten Acten der greisenhaften Hülflosigkeit gerührt, um so mehr als die ganze Scala des Stolzes und der Starrheit bis zum Zusammenbruch in Schmerz und Wahnsinn uns vorgeführt wird. Nicht wie Ernesto Rossi stellt er die Rolle gleich auf die schiefe Ebene, sondern er zeigt uns den stolzen König und beleidigten Vater, allerdings mit jener Empfindsamkeit des Greises, die uns den baldigen Zusammenbruch unter der Last der Leidenschaft und des Zornes vorausahnen läßt; aber so, daß wir die ganze Entwickelung durchmachen, über dieser Heldenruine in Trauer vergehen und Cordelia's Thränen der Reue verstehen. Die formale Schönheit vereinigt sich in dieser Rolle vorzüglich mit dem nordischen Gemüth. Rossi und selbst Dessoir, der etwas krampfhaft war, könnten sich mit Booth in dieser Rolle nicht messen, und wer noch? Dagegen haben wir leider hinzuzufügen, daß der Shylock des Mr. Booth, obwol naturalistisch und unverhohlen shakspearisch angelegt, uns zu viel Stereotypes zeigte, und daß sein Petruchio in einer schwankartigen Verballhornung der Shakspeare'schen Version, wie solche nur die englische Bühne sich erlaubt, uns als des Künstlers unwürdig erschien. Der hohe Grad liebenswürdigen Humors, den der Künstler zu entwickeln vermag, hilft uns doch nicht über die auffälligen Extravaganzen dieser Schaustellung hinweg. Ein Uebermaß von Nervosität hindert Booth an der Darstellung dieses Helden und Liebhabers, er sucht es durch Posse zu ersetzen, z. B. durch eine Feder, die vom Hute ihm auf die Nase herabhängt, durch Peitschenknallen, Tischumwerfen und derlei Schwänke, mit welchen er in die Arena des Komödiantenthums der Minendistricte hinabsteigt. Warum dies alles, wenn man dies nicht nöthig hat? Die Persiflage erschien so stark, daß Fräulein Masson, eine gleich achtbare Portia und Katharina, ihm nicht folgen konnte und die Darstellung in Stücke zerbrach. Auch Künstler haben ihre Achillesferse, und man muß sich daran gewöhnen, wenn man ein guter Christ sein will, die Menschen mit ihren Fehlern zu lieben, was einem bei Booth nicht schwer wird.

Erklärlich wird manches in diesem seltsamen Gemisch von classischer Stilstrenge und Verirrung durch den Entwickelungsgang, den Booth genommen. Edwin ist der Sohn des Zeitgenossen von Edmund Kean, Junius Brutus Booth; er wurde in Maryland (Vereinigte Staaten) am 13. Nov. 1833 geboren. Nachdem er seinen Vater auf Kunstreisen begleitet hatte, machte er sein Debut im Boston Museum im Jahre 1849 als Tyrrel zu dessen Richard III. Drei Jahre später trat er einer Gesellschaft unter Direction seines Bruders bei. Die Minendistricte Californiens waren der Schauplatz seiner ersten bescheidenen Triumphe. Schon 1849 konnte er als Star in Sydney und Melbourne fungiren. Eine kleine Zwischenepisode spielt auf Hawaii, wo er das Hoftheater des Königs der Sandwichinseln leitete und mit sechs Mann und einer weiblichen Kraft die Shakspeare'schen Stücke inscenirte. Hier mag denn auch die Farce „Katharina und Petruchio" am Platze gewesen sein. Seit 1856 „start" er nun in den Staaten. In Geschäftsgenossenschaft mit seinem Schwager, dem Komiker John S. Clarke, kaufte er das Theater zu Philadelphia und leitete gleichzeitig das Wintergartentheater in Neuyork. Er gehört seitdem zu der Bühnenhierarchie, mit welcher der berechnende Henry Irving klug thut, sich, behufs einer Goldernte in den Staaten, zu verbinden. Dies springt

um so mehr in die Augen, da auch der Schwager zu derselben Zeit dem Bostontheater vorstand. Indessen Bewunderung läßt sich nicht kaufen — und diese wurde Edwin Booth gezollt. Sein Hamlet, der eine seiner weniger gerühmten Rollen ist und dem es, wie gesagt, an dem Zauber der Individualität gebricht, erlebte trotzdem im Jahre 1864 ein „run" von 100 Wiederholungen. Schon drei Jahre vorher hatte er eine séance in London unter Mr. Buckstone am Haymarket und in Manchester und Liverpool. Durch den Brand des Wintergartens erlitt er 1867 schwere Verluste, baute aber in demselben Jahre das Booth-Theater in der 23. Straße zu Neuyork mit einem Aufwande von $1^1/_4$ Mill. Doll. Die Leitung desselben übertrug er seinem Bruder, der auch kein Finanzgenie war. Ein Bankrott, ein Armbruch und anderes Ungemach, von dem Edwin Booth betroffen wurde und gegen dessen Erwähnung er sehr empfindlich ist, zerrütten seine Nerven. Wie Walter Scott macht er sich indessen auf und arbeitet drei Jahre lang als Star, bis seine Gläubiger befriedigt sind. Der Revolver spielt in seinem Leben eine störende Rolle. In Chicago feuert ein Irrsinniger im Jahre 1878 dreimal auf ihn, während er auf offener Bühne den Richard II. darstellte am Geburtstage Shakspeare's. Bald darauf folgt seine zweite Vermählung. An Nachkommen lebt eine Tochter aus erster Ehe.

Edwin Booth gilt den Engländern als ein Träger der Tradition und gibt, von Einzelheiten abgesehen, ein mustergültiges Vorbild guter Methode und Form in Haltung und Sprache, getragen durch Einsicht und künstlerischen Schwung. Seine am meisten gepriesene Rolle ist die des Richelieu, das Paradepferd aller britischen Charakterspieler. Er erinnert den Deutschen in vielen Stücken an Grunert und Marr. Der Lebenden keiner steht ihm jetzt nahe, seitdem Phelps todt ist und Irving in anderm Sinne Schule macht. Die Umstände und die Umgebung, unter denen uns der Künstler am Prinzeßtheater erschien, waren nicht ganz seiner und Londons würdig. Indessen war Mr. John Ryder, der sogenannte Bruder Lorenzo, ein guter Kent im „Lear", während es diesem Künstler in der Rolle des Antonio im „Kaufmann von Venedig" gänzlich an jenem Heiligenschein von Poesie fehlte, der diesen Melancholiker zu einer der originellsten Gestaltungen des Hamlet-Dichters macht. Die Cordelia des Fräulein Maud Milton (sie heißen jetzt alle Maud) gab uns wieder einmal ein Beispiel, mit wie Wenigem viel auf dem Boden der Kunst zu erreichen ist. Natürlich beziehen wir das auf die Erkennungsscene, der durch ein paar wirkliche Herzenstöne Cordelia's zu unverkürzter Wirkung verholfen wurde.

Das Erdenleben, wie's auch sei,
Ist immer doch nur Stümperei.

Auch die Bühne — obwol sie den künstlerischen Adel trägt — ist eben doch nur ein Stück vom Erdenleben. Von diesem Gesichtspunkte aus wird uns der Künstler Booth verzeihen, wenn wir für seinen Petruchio nicht den rechten Gesichtspunkt fanden. Booth kann sich selbst nicht übertreffen und steht als Lear auf seiner Höhe. Ein Etwas in seiner Construction bewirkt, daß hier jenes Frisiren sich bemerklich macht, das aus der engen Berührung zweier nahe verwandter Charaktere entsteht, und auf das wir als auf das wahre Wirksame der Darstellungskunst hingewiesen haben.

Die Regierung der niederländisch-ostindischen Colonien.

Von

Emil Metzger.

II.

Dem Generalgouverneur untergeordnet sind die Directoren, Chefs der verschiedenen bürgerlichen Departements, der Commandant der Armee und der Admiral der Flotte. Beide hohen Offiziere werden, wie schon erwähnt wurde, durch den König ernannt und ihrer Stelle enthoben; der Commandant der Flotte wechselt regelmäßig alle drei Jahre. Beide sind gleichzeitig Chefs des Militär- und Marinedepartements. Die bürgerlichen Directoren ernennt und verabschiedet der Generalgouverneur.

Aus dem eben Gesagten ergibt sich, daß das Militär- und das Marinedepartement wegen der Stellung ihrer Chefs der Regierung unabhängiger gegenüberstehen als die andern Departements und dadurch einen Standpunkt einnehmen, mit dem besonders gerechnet werden muß.

Die bürgerlichen Departements sind: das der Justiz, das des Innern, das für Unterricht, Gottesdienst und Industrie, das der öffentlichen Arbeiten, das der Finanzen.

Ich gebe zunächst einige Mittheilungen über das Kriegsdepartement.

An der Spitze steht, wie schon gesagt, der Generallieutenant, Chef der Armee.

Das Departement zerfällt in sieben Abtheilungen: 1) Cabinet, 2) Persönliche Angelegenheiten, Infanterie und Cavalerie, 3) Artillerie, 4) Genie, 5) Militäradministration, 6) Militär-Sanitätsdienst, 7) Generalstab.

Die Chefs der dritten bis siebenten Abtheilung sind zugleich Chefs der betreffenden Waffe.

Bei der Infanterie bildet das Bataillon, bei der Cavalerie das Regiment, bei der Artillerie die Compagnie oder Batterie, bei den Genietruppen das Corps die taktische Einheit.

Die Colonie ist eingetheilt in territoriale Commandos, denen alle darin garnisonirende Abtheilungen unterstellt sind. Es gibt drei Territorialabtheilungen in

Java, eine in Atjeh, eine auf Sumatras Westküste; ferner die kleinern: Benkoelen (sprich Benkuhlen), Lampongs, Palembang, Sumatras Ostküste — die vier letztgenannten alle in Sumatra — Westküste von Borneo, Süd- und Ostküste von Borneo (auch Bandjermassing genannt), Celebes, die Molukken, Banka und endlich Rionw (sprich Riau). Die fünf erstgenannten werden von einem General oder Oberst, die andern, je nach ihrer Bedeutung, durch einen Offizier im Range eines Kapitäns bis zu dem eines Oberstlieutenants befehligt.

Außerdem stehen größere Abtheilungen derselben Waffe, die nahe beieinander garnisonen, wol noch unter dem Commando eines höhern Offiziers, z. B. die Feld- und Bergbatterien auf Java.

Alle Offiziere mit sehr wenigen Ausnahmen sind Europäer.

Die Infanterie besteht aus Europäern, Afrikanern, Amboinesen und Inländern. Sie ist formirt in 18 Feldbataillone, à 4 Compagnien (700—750 Mann), also 72 Compagnien, wovon 26 Europäer, 7 Amboinesen, 1 Afrikaner, 38 Inländer. Bei den drei letztgenannten sind außer den Offizieren bei jeder Compagnie einige Unteroffiziere und Corporale Europäer. Ferner besteht die Infanterie aus 11 Garnisonbataillonen in verschiedener Stärke und aus verschiedenen Nationen zusammengestellt, und zwar: in Mittel-Java, Sumatras Westküste, Palembang, Banka, Borneos Westküste, Borneos Süd- und Ostküste, Celebes, Molukken, Atjeh je 1 Bataillon; 6 Garnisonscompagnien in: Bantam, Cheribon, Lampongs, Benkoelen, Rionw, Ostküste Sumatra (hier Truppenmacht genannt); 4 Depotbataillone in Java und auf Sumatras Westküste. Subsistentencadres von Ersatztruppen, bei denen die vielen detachirten Militärs in den Listen geführt werden.

Die Cavalerie formirt aus Europäern und Inländern 6 Escadrons, 1 Depot und 1 Detachement, attachirt ein Gestüt.

Die Artillerie, bestehend aus Europäern und Inländern, mit 22 Compagnien und Batterien, wovon: 4 Feldbatterien, 4 Bergbatterien, 2 gemischte Compagnien (Feld- und Festungsartillerie), 9 Festungscompagnien, 3 Garnisonsartillerie, 1 Detachement; zur Artillerie gehören noch: die Depots, die Gewehrmacherschule, die Artilleriewerkstätte, die Pulverfabrikation und das Feuerwerksatelier, die Inspection der Handfeuerwaffen, das Geniecorps, bestehend aus dem Geniestabe und den Truppen (Europäern und Inländern), und zwar 2 Compagnien Mineurs und Sappeurs und dem Corps der Arbeitssoldaten.

Außerdem bestehen noch: Strafabtheilungen für Europäer und Inländer (voneinander abgesondert), die Pupillenschule zur Erziehung von Nachkommen von Europäern für den Militärdienst, die Unteroffiziersschulen zur Vorbereitung für das Offiziersexamen, das Militärgefängniß.

Endlich, speciell dem Generalstabe zugetheilt: das topographische Bureau mit dem Personal für die topographische Aufnahme, dem lithographischen und photographischen Institut und dem Atelier für mathematische Instrumente.

Alle Truppen werden (mit Ausnahme der jungen Leute, welche aus der Pupillenschule kommen) geworben.

Die Europäer, sowol die neu Angeworbenen in Europa und in Indien als auch solche, deren Dienstzeit abgelaufen ist und die aufs neue in Dienst treten,

sind nur zum Theil Holländer. (Vom 1. Juli 1877 bis 1. Juli 1878 sind in Europa 2372 Mann angeworben, wovon 892 Holländer. Vom 1. Juli 1878 bis 1. Juli 1879 1750 Mann, worunter 666 Niederländer. Vom 1. Juli 1879 bis 1. Juli 1880 1549 Mann, worunter 1034 Niederländer.

Da die Niederländer in den Chargen stärker vertreten sind, außerdem die in Indien engagirten Nachkommen von Europäern in diesem Falle als Niederländer gerechnet werden, so verändert sich dies Verhältniß in Indien. Im ganzen waren am 1. Jan. 1880 50,1 Proc. Ausländer in der Armee. Unter den neuangeworbenen Truppen waren sie am stärksten 1876/77 repräsentirt, als ihre Anzahl 75 Proc. davon betrug. Der innere Werth scheint in den letzten Jahren sehr nachgelassen zu haben. Der Nationalität nach sind die Ausländer meist Deutsche, Schweizer und Belgier. Russen und Engländer beinahe nie. Die Totalstärke der Europäer beträgt etwa 16000 Mann.

Die Afrikaner waren früher in größerer Zahl vorhanden. Sie wurden an der Küste von Guinea angeworben und sie zählen zu den besten, ausdauerndsten Truppen. Schon seit Jahren mehr ist kein Ersatz aus Afrika gekommen; sie haben sich nur aus ihrer in Indien geborenen Nachkommenschaft ergänzt, die den Typus der Väter viel mehr behalten hat als die durch Kreuzung der inländischen mit andern fremden Rassen gemischten Nachkömmlinge.

Die Amboinesen sind inländische Christen aus den Molukken. Amboinesen und Afrikaner werden im Verhältniß zum inländischen Soldaten durch höhern Sold, bessere Verpflegung u. s. w. bevorzugt; sie haben auch Schuhe vor ihm voraus, worauf sie nicht wenig stolz sind. Der Inländer nennt sie, gleich wie den Europäer, Herr (Juan), ein Titel, der nur den höchsten Häuptlingen der Inländer, aber nie einem Chinesen gegeben wird. Die Afrikaner heißen wol auch tuwan blanda item = Herr schwarzer Europäer oder auch komisch genug tuwan blanda balek = Herr umgekehrter Europäer, welch letzterer Ausdruck, wol auch durch den Inländer, mit leiser Ironie gebraucht wird.

Endlich gehören zur Armee die Inländer in verschiedenen Rassen, hauptsächlich Javanen, Madureser und Bugmesen, abstammend von Java, Madura und Celebes.

Zum Ersatz des Offizierscorps dienen die niederländische Militärakademie zu Breda und die indische Unteroffiziersschule; bei größerm Mangel werden auch Unteroffiziere aus der niederländischen Armee in größerer Zahl, auch wol unter Erleichterung des Examens zum Offizier befördert. Einzelne Offiziere werden auch aus der holländischen Armee nach Indien für bestimmte Zeit detachirt und umgekehrt werden indische Offiziere nach Holland geschickt, um die Generalstabsschule zu besuchen oder sich mit andern Einrichtungen bekannt zu machen.

Die Offiziere des Sanitätscorps werden entweder (wie dies auch bei den Apothekern stattfindet) speciell für diesen Zweck in einer Staatsanstalt ausgebildet oder da die Zahl der aus derselben (zu Amsterdam) hervorgegangenen Aerzte nicht genügt, werden auch niederländische oder ausländische Aerzte, die in ihrem Vaterlande die gesetzliche Qualification haben, als Offizier (und zwar wie alle Aerzte, gleich als Oberlieutenant) angestellt, erstere unter Genuß von 8000, 6000, 4000 Fl. Gratification für 8, 6, 4 Jahre Dienst.

Von der Armee befanden sich am 1. Jan. 1881 in Atjeh: 6 Feldbataillone, also ein Drittel der Infanterie, 1 Garnisonsbataillon in der Stärke von etwa 2000 Mann, 1 Subsistentencadre, 1 Escadron, 1 Bergbatterie, 4 Festungsartilleriecompagnien, 1 Compagnie Mineurs und Sappeurs.

Außer den genannten Truppen bestehen noch sogenannte Hülfstruppen, die von einzelnen unabhängigen Fürsten unterhalten werden und in gewisser Beziehung zur Armee stehen, namentlich werden sie in europäischer Weise bewaffnet und gekleidet. Ueber die Miliz wird noch bei den Departements des Innern gesprochen werden.

Die Militärärzte sind nicht den Truppen, sondern den Garnisonen zugetheilt; werden Truppen aus der Garnison detachirt oder ins Feld geschickt, so wird denselben das nöthige Medicinalpersonal zugefügt.

Die totale Sollstärke betrug am 31. Dec. 1879: 1559 Offiziere, 15649 Europäer, 246 Afrikaner, 970 Amboinesen, 15830 Inländer (mit Ausnahme der Amboinesen), 1451 Pferde.

Die effective Stärke betrug an demselben Tage: 1495 Offiziere, 15788 Europäer, 172 Afrikaner, 1296 Amboinesen, 16743 Inländer (mit Ausnahme der Amboinesen), 1222 Pferde.

Die Stellung des Armeecommandanten übertrifft wegen der Art seiner Ernennung die der bürgerlichen Directoren bedeutend. Nicht ohne Einfluß dürfte darauf sein, daß er auch den Titel „Excellenz" führt und daß ihm dies Prädicat auch beim Verlassen seiner Stellung bleibt, während der Generalgouverneur, sobald er sein Amt niederlegt, auch titellos in das Privatleben zurücktritt.

Marinedepartement. Das Verhältniß dieses Departements gestaltet sich noch eigenthümlicher gegenüber der Regierung, als dies bei dem Militärdepartement der Fall war. Der Chef, Vice- oder Contreadmiral (letzterer eigentlich Schout bij nacht, sprich Schaut bei Nacht) wird nicht nur durch den König ernannt, sondern steht auch nur drei Jahre an der Spitze des indischen Seewesens, während welcher Zeit er auch in directer Beziehung und Correspondenz über manche Angelegenheiten mit dem Minister der Marine in Holland bleibt, wodurch seine Stellung gegenüber dem Generalgouverneur eigenthümlich verwickelt wird. Zu dem Ressort dieses Departements gehören das gesammte Personal und das Material des Seewesens. Ersteres zerfällt in drei Theile:

1) Die zur niederländischen Marine gehörigen und zum indischen Dienst (für drei Jahre) detachirten Offiziere, Aerzte, Matrosen, Soldaten u. s. w.

2) Die in Indien für die Kriegsmarine angeworbenen Inländer.

3) Die sogenannte Gouvernementsmarine: Kapitäne, Steuerleute, Maschinisten (Europäer), Matrosen (Inländer) u. s. w.

Auch die Schiffe zerfallen in drei Abtheilungen:

1) Hülfsgeschwader der holländischen Marine; größere Schiffe, die nur zeitweise in Indien detachirt sind.

Am 1. Jan. 1881 waren dies: 2 Panzerschiffe à 8 Kanonen, circa 300 Mann, 4—600 Pferdekräfte; 1 Dampfschiff, 6 Kanonen, 200 Mann, 260 Pferdekräfte; 1 Dampfer, 10 Kanonen, 270 Mann, 450 Pferdekräfte.

2) Indische Militärmarine; die Schiffe gehören nicht zur holländischen Marine, sondern sind seit 1866 theilweise neu gebaut, theilweise von dem holländischen Aerar für die Zwecke der Colonien an die coloniale Regierung verkauft worden.

Es sind dies jetzt: 6 größere Dampfer à 2—6 Kanonen, 130—200 Mann, 200—250 Pferdekräfte; 17 kleinere Dampfer à 1—6 Kanonen, 65—105 Mann, 70—90 Pferdekräfte; 4 ziemlich unbrauchbare Stationsschiffe.

3) Die Gouvernementsmarine; mehr für locale Zwecke.

Es sind dies jetzt: 8 Flußdampfer à 3—6 Kanonen, 16—40 Mann, 20—80 Pferdekräfte; 7 Seedampfer à 6—8 Kanonen, 40—90 Mann, 50—170 Pferdekräfte; 3 Dampfer für besondere Dienste; 60—70 kleinere Segelfahrzeuge.

Die Schiffe unter 1 und 2 werden gleichmäßig durch die Mannschaften der holländischen und indischen Kriegsmarine bemannt. Die zu letzterer gehörigen Mannschaften, Inländer, sind hauptsächlich für solche schwerere Dienste bestimmt (das Rudern der Boote, die Arbeit in den Maschinenräumen, die man der europäischen Mannschaft in den Tropen lieber erspart). Nebenbei sei bemerkt, daß die Schiffe sich in Indien nur des Dampfes bedienen, nie segeln.

Das zur Gouvernementsmarine gehörige Personal bemannt die für locale Zwecke bestimmten Schiffe.

Die totale Stärke der Marine betrug im Jahre 1880 209 Offiziere und 2526 europäische Mannschaften und 1045 Inländer, wozu noch die Gouvernementsmarine mit 90 Europäern und ungefähr 500 Inländern tritt.

Dem Marinedepartement sind noch unterstellt die Marineetablissements zu Surabaya und Onrüst für alle Reparaturen an den Schiffen, mit Docks und Ateliers; die Maschinenfabrik zu Surabaya; die Magazine der Marine; die Betonnung der Küsten, die Lootsen, die Leuchtfeuer (65 an der Zahl mit Einschluß der entworfenen) mit ihrem Personal; das Schiffsbauwesen und die Exploitation der dafür bestimmten Wälder; die Hafenbehörden; die geographischen Arbeiten mit astronomischen Ortsbestimmungen, Triangulationen und den magnetischen und metereologischen Beobachtungen, die letztern mit eigenem Observatorium; die Hydrographie, die Inspectionen der Privaten zugehörigen Dampfschiffe.

Betreffend die bürgerlichen Departements, so kann ich im Folgenden nur einige kurze Notizen als allgemeine Uebersicht geben; nur wo es für das Verständniß dies erfordert, werde ich Einzelheiten mittheilen.

Departement der Justiz. Unter demselben ressortiren das Personal aller Gerichtshöfe, mit Ausnahme der militärischen (und der Marine-) Kriegsgerichte und des Präsidenten des Hohen Gerichtshofes, ferner das Personal für die Verwaltung der Nachlassenschaften.

Sachlich: alles, was zum Rechtswesen, in weitester Bedeutung, gehört.

Es ist unmöglich, eine kurze Uebersicht über das Rechtswesen zu geben, um so mehr, da die Organisation in verschiedenen Theilen der Colonie eine andere ist.

Im allgemeinen wird Recht gesprochen im Namen des Königs von Holland, nach einem durch Europäer verfaßten Gesetzbuch; an der Spitze des Gerichtshofes

stehen Europäer; nur in kleinen Civilsachen zwischen Inländern wird die Sache ganz nach mohammedanischem Recht und durch inländische Richter abgeurtheilt.

Bei der Rechtspflege soll jedoch die Religion, die Gewohnheit des Volkes, welchem der Angeklagte angehört, zu Rathe gezogen werden. Dies geschieht durch Zuziehung von consultirenden Mitgliedern. Gegen den Inländer wird kein Urtheil gesprochen, ohne daß der hinzugezogene Priester sein auf mohammedanisches Recht gegründetes Gutachten abgegeben hat, welches aber regelmäßig nicht befolgt wird: so fordert er z. B. regelmäßig, daß dem Diebe die Hand abgehauen werden soll.

Bei den gesetzlichen Bestimmungen ist es ebenso wie bei den administrativen; sie fließen über von Humanität, Sorge für den Inländer, während die unbestimmten Ausdrücke, in denen dieselben verfaßt sind, doch eine sehr verschiedene Auslegung erlauben.

Der größere Theil der Beisitzer der Gerichte, in einzelnen Fällen auch die Vorsitzenden, sind keine rechtsgelehrten Beamten; diese Functionen sind nebenbei mit andern Aemtern verbunden. Der (inländische) Vertreter des öffentlichen Ministeriums bei Verhandlungen gegen Inländer ist ausschließlich mit diesem Amte bekleidet. Um wenigstens eine Vorstellung von der Rechtspflege zu geben, will ich es versuchen, eine Skizze von der Weise, wie sie in den Regierungslanden auf Java gepflogen wird, mitzutheilen.

Für kleinere civile Angelegenheiten haben die Inländer Districts-, Regentschafts- und Priestergerichte. Die Richter sind alle inländische Beamte in anderer Stellung, nebenher mit dem Richteramte beauftragt. Die Polizeiübertretungen sind in den Händen der administrativen Macht, die formell allerdings Rechtswesen und Verwaltung streng auseinanderhalten soll. Ueberhaupt haben die Beamten der eigentlichen innern Regierung manchmal wol fünf bis zehn Nebenfunctionen.

Größere civile Sachen, kleinere Criminalvergehen stehen zu Recht vor dem Landrathe.

Vorsitzender ist in einzelnen Orten ein Rechtsgelehrter; sonst ist es der höchste Beamte der localen Regierung. Der obenerwähnte inländische Beamte tritt auf als Vertreter des öffentlichen Ministeriums, ferner einige inländische Beamte der Verwaltung als Beisitzer, endlich ein Europäer, nicht rechtsgelehrter Beamter, als Protokollführer.

Die schweren Verbrechen werden beurtheilt durch die sogenannten ambulanten Gerichte. Sie bestehen aus einem rechtsgelehrten Vorsitzenden, einem rechtsgelehrten Protokollführer als fest angestelltem Personal. Sie halten in jedem Hauptorte ihres Gerichtssprengels wenigstens einmal in zwei Monaten Sitzung, wobei der für alle Gerichte dieses Ortes angewiesene, inländische öffentliche Ankläger auch für dieses Gericht in seine Function tritt. Für jeden Ort sind außerdem 4 ordentliche und 4 außerordentliche Beisitzer angewiesen, genommen aus den administrativen Beamten.

Für Europäer bestehen analoge, jedoch nur durch Europäer besetzte Gerichte.

In einzelnen Fällen können auch Inländer sich diesen letztern Gerichten freiwillig unterwerfen; sie müssen denselben unterworfen werden, wenn auch Europäer in die Anklage verwickelt sind.

Militär und Marine haben ihre eigenen Gerichte, die Kriegsgerichte in gewöhnlichen Fällen nur mit Offizieren als Richtern; sie urtheilen über alle Verbrechen durch Militärs und Personen der Marine begangen. Als höchste Instanz fungirt der „Hohe Militärgerichtshof", dessen Mitglieder zum Theil pensionirte Offiziere, zum Theil rechtsgelehrte Richter sind.

In allen civilen Sachen ist der „Hohe Gerichtshof" höchste Instanz, in erster Instanz werden vor ihm behandelt alle bürgerlichen Sachen, wobei die Regierung vorgeladen ist, die Verbrechen und Vergehungen der Räthe von Indien, Amtsverbrechen anderer Beamten in gewissen Fällen. In allen diesen Fällen tritt dann der Hohe Rath der Niederlande als Instanz ein.

Auf den andern Inseln ist die Rechtspflege anders, anders auch in den Theilen, welche noch unter sogenannten „unabhängigen Fürsten" stehen. Es würde jedoch zu weit führen, diese Verhältnisse hier berühren zu wollen.

Departement des Innern. Von diesem Departement ressortirt zunächst die eigentliche Verwaltung des Innern, über die ich noch einige Worte sagen werde, da dies wol der interessanteste Punkt der innern Einrichtungen ist. Ferner gehört hierher die Gouvernementsmarine, insofern sie den localen Vertretern der Regierung zur Verfügung gestellt ist, die Milizen und inländische bewaffnete Corps, theilweise Hülfstruppen, theilweise Polizeisoldaten. Weiter gehören zum Departement des Innern der Landbau, und zwar in erster Linie die Regierungsculturen, Kaffee und Zucker unter einheitlicher Leitung je eines dem Director zugetheilten höhern Beamten in allen Territorien; ferner die Chinacultur, die auch durch die Regierung gehandhabt wird, jedoch ganz in freiwilliger Arbeit, während die Arbeit bei den zuerst genannten Culturen der inländischen Bevölkerung als verpflichtend aufgelegt ist. Weiter gehören hierher auch die Interessen des Ackerbaues im allgemeinen und die Vertretung der Regierungsinteressen gegenüber von Privatunternehmern; die Sorge für die Wälder, namentlich die Djatiewälder. Dieselben werden unter Aufsicht der Regierungsbeamten durch Privatunternehmer exploitirt, und zwar in der Weise, daß entweder die Disposition über das gefällte Holz dem Unternehmer bleibt gegen eine an die Regierung zu bezahlende Entschädigung, oder aber, daß er verpflichtet ist, alles Holz an die Regierung zu liefern gegen eine festgesetzte Vergütung für seine Kosten und Mühewaltung.

Die inländische Bevölkerung darf, mit Erlaubniß der zuständigen Behörde, gegen sehr kleine Entschädigung Holz fällen in den Wäldern, welche nicht exploitirt werden, jedoch nur zu eigenem Gebrauche und bis zu gewissen Abmessungen.

Im Verband mit den Culturen gehört hierher die Regelung der sogenannten Culturdienste und der eigentlichen Herrendienste; die erstern sind also, wie wir gesehen haben, gezwungene Dienstleistungen gegen Bezahlung zum Vortheile der Regierung, die Herrendienste eigentliche Steuer, in Arbeit bezahlt, im Interesse des Allgemeinen. Für solche Arbeiten wird keine Entschädigung gegeben. Nur in ganz besondern durch die Bestimmungen genau bezeichneten Fällen kann der Inländer außerdem zur Arbeit oder zu Lieferungen, es sei mit oder ohne genügende Bezahlung, gezwungen werden.

Endlich müssen wir erwähnen die statistische Aufnahme und das Kataster, die in der Reorganisation begriffen sind, nachdem die erstere in ihrer ursprünglichen Organisation dem Zwecke wenig genügte, dabei aber einige Millionen gekostet hat.

Hierher gehört noch das Abtreten und Vermiethen der der Regierung gehörigen Ländereien durch Verkauf, Erbpacht- oder Miethverträge an Inländer und Europäer und alles was damit im Zusammenhange steht.

Zuletzt sei hier noch die Aufspeicherung der Producte, ihr Transport nach den Hafenplätzen, die Versendung über See in Indien und nach Europa erwähnt, die ebenfalls von diesem Departement ressortiren, sowie auch die Bauleitung bei einfachen im Innern des Landes auszuführenden Gebäuden, die nicht unter die Beaufsichtigung des Departements der öffentlichen Arbeiten gestellt werden müssen.

Man sieht, daß die Geschäfte dieses Departements sehr wichtig sind; der größere Theil der Einnahmen wird aus den ihm unterstellten Culturen u. s. w. erhalten.

Ein zahlreiches Personal, 31 Personen außer den Schreibern, steht dem Director für die Bureauarbeiten seiner Direction zur Seite.

Ohne in weitere Details einzugehen, will ich doch einen kurzen Abriß der innern Regierung in ein paar Worten zu geben versuchen.

Unsere Besitzungen in Ostindien sind vertheilt in Gouvernements, Residentien und „selbständige" Adsistent-Residentien. An der Spitze solcher Unterabtheilungen stehen höhere, den Generalgouverneur repräsentirende Beamte mit dem Titel Gouverneur, Resident oder Adsistent-Resident, oder mit einem allgemeinen Titel „die Spitzen der territorialen Regierung" genannt. Sie repräsentiren in jeder Beziehung die Regierung, behandeln alle Geschäfte des ihnen unterstellten Landstriches durch Vermittelung der betreffenden Directoren (nur die politischen Angelegenheiten und alle Staatssachen direct) mit der Regierung.

In Friedenszeiten stehen sie über der militärischen Autorität. (Auch ein sehr zarter Punkt!)

Ihnen an die Seite gestellt ist ein europäisches und inländisches Bureaupersonal, an dessen Spitze ein Secretär steht, der gleichzeitig (wenigstens an vielen Orten) mit sehr vielen Nebenämtern beauftragt ist. Der Rang dieser Gouverneure und Residenten steht gleich dem von Generalmajor und Oberst.

Unter ihrer Leitung wird die „locale" Regierung über die Unterabtheilungen ausgeübt durch „nicht selbständige" Adsistent-Residenten (insofern ein großes Gouvernement nicht erst noch in einige selbständige Residentien vertheilt ist) oder Beamte in ähnlicher Stellung, aber mit anderm Titel.

Alle diese Beamte üben die Polizeigewalt aus. Untergeordnet sind die Controleurs, die sich speciell der inländischen Bevölkerung und ihren Interessen zu widmen haben (in Java und Madura haben sie in einzelnen Residentien auch auf die Uebertretungen gegen die Opiumpacht zu wachen), außerhalb Java und Madura üben sie häufig auch Polizeigewalt aus.

Dies sind die europäischen Beamten der eigentlichen Regierung.

Hierzu kommen die inländischen Beamten. Für die Abtheilungen sind dies die Regenten mit verschiedenem Titel, Rang und Functionen. Pangeran oder Prinz

ist der höchste Titel, gewöhnlich haben sie jedoch einen geringern Titel in zwei Abstufungen mit dem Range von Oberstlieutenant oder Major. Sie haben die Sorge für alles, was die inländischen Zustände in ihrer Abtheilung angeht. Sie sind dem europäischen Beamten beigeordnet; wirklich sind sie ihm an Ansehen, Einfluß, Einkommen überlegen, während er jedoch als Repräsentant der Regierung hierdurch eine kräftige moralische Stütze hat. Die officielle Instruction drückt dies Verhältniß, bezeichnend genug, dadurch aus, daß sie dem europäischen Beamten vorschreibt, den Regenten als jüngern Bruder zu betrachten.

Ein solcher Bezirk, der unter der Leitung eines Regenten steht, heißt Regentschaft und kommt gewöhnlich in seinen Grenzen mit denen einer Abtheilung überein; in einzelnen Fällen umfaßt die Regentschaft zwei Abtheilungen.

Jeder Regent hat einen Häuptling von hohem Rang als seine rechte Hand zur Seite, der eigentlich in den meisten Fällen seine Arbeit thut.

Die Regentschaft wird eingetheilt in Districte und Unterdistricte, geleitet durch Häuptlinge mit verschiedenem Titel. Den letztern sind wieder besondere Beamte für besondere Geschäfte beigegeben, z. B. für die Polizei.

Die Dorfregierung besteht im allgemeinen aus einem durch die Bevölkerung erwählten, durch den Residenten bestätigten Häuptling (nur für die Dörfer, denen die Bewachung der heiligen Gräber aufgetragen ist, erfolgt die Ernennung durch den Generalgouverneur). Diesem zur Seite steht sein Stellvertreter und beide mit dem Gemeindepriester bilden den Dorfrath. Mit diesen Aemtern sind von seiten der Regierung keine Vortheile verbunden. In manchen Gegenden gehören zum Dorfrathe noch die Aeltesten der Gemeinde, manchmal in großer Anzahl.

Da wo größere Ländereien in größerer Ausdehnung in Privatbesitz übergegangen sind, wie z. B. in den Residentien Batavia und Krawang, da schlägt der Landeigenthümer eine Person als Polizeichef vor, welche durch den Residenten bestätigt wird.

Anders gestaltet sich die Sache außerhalb Javas und Madnras, anders wieder in den sogenannten „Fürstenländern" (wo noch inländische Fürsten mit dem Scheine von Souveränetät bestehen), doch verbietet der Raum, hier näher darauf einzugehen.

Java ist eingetheilt in 22 Residentien (wovon 2 mit eigenen Fürsten), ferner Madura ganz wie Java, jedoch auch unter eigenen Fürsten.

Das Gouvernement die Westküste von Sumatra steht unter einem Gouverneur und zwei diesem untergeordneten Residenten.

Ferner bestehen noch in Sumatra die Residentien Benkoelen, Lampongs, Palembang, Sumatras Ostküste, das Gouvernement von Atjeh.

Weitere Residentien sind noch: Riouw, Banka, Billiton (dies eine selbständige Adsistent-Residentie), West-Borneo, Süd- und Ost-Borneo. Menado liegt auf Celebes, gehört jedoch nicht zu dem folgenden Gouvernement von Celebes, ferner die Residentien Ambon, Ternate, Banda.

Alle europäischen Einwohner und alle orientalischen Bewohner, die nicht Chinesen oder Inländer sind, müssen den persönlichen Dienst in der Miliz leisten oder jährlich $^1/_2$ Proc. ihres Einkommens für die Milizkasse erlegen.

Die Miliz zählt zu Batavia 1 Bataillon (6 Compagnien), 1 Escadron; zu Samarang 1 Bataillon; zu Surabaya 1 Bataillon; zu Pasuruan, Padang je 2;

Menado, Makassar, Solo, Djokja je 1 Compagnie; zu Ambon 1 Bataillon; zu Timor, Banda, Ternate je 3 Compagnien.

Ferner bestehen die Hülfstruppen der Fürsten zu Solo, Djokja und von Madura, die Paijnrits und Polizeisoldaten unter europäischer Aufsicht.

Departement des Unterrichts, Gottesdienstes und der Industrie. Diesem Departement ist unterstellt alles, was sich auf den Unterricht bezieht. Hierzu gehören in erster Linie die Einrichtungen für mittlern Unterricht (bestimmt hauptsächlich, doch nicht ausschließlich, für die Kinder von Europäern), nämlich: das Gymnasium Willem III. zu Batavia, auf dem Fuße einer höhern Bürgerschule mit fünfjährigem Cursus und einer Abtheilung zur speciellen Vorbereitung für das Beamtenexamen. Die Schüler wurden als Internen aufgenommen (nur bis zum October 1879), gegen Erlegung einer Summe von 600 Fl. jährlich und als Externen gegen 300 Fl. jährlich. Ferner die höhern Bürgerschulen zu Samarang und Surabaya auch mit dreijährigem Cursus.

Weiter: Schulen für den Elementarunterricht (hierzu sind auch die für mehr ausgebreiteten Unterricht zu rechnen). Sie werden beaufsichtigt durch besonders für diesen Zweck ernannte Schulinspectoren; außerdem besteht in jedem Orte, wo sich eine Schule befindet, auch eine Schulcommission, aus den europäischen Einwohnern zur Schulaufsicht ausgewählt.

Der Unterricht umfaßt die gewöhnlichen Elementarfächer; bei dem höhern Unterricht treten die fremden Sprachen, Mathematik, Landbaukunde, Gymnastik, Zeichnen und Handarbeiten hinzu. Am Gymnasium werden 31 Fächer gelehrt (alte Sprachen nicht darunter begriffen).

Auch besteht eine Normalschule zur Fortbildung von Lehrern.

Der inländische Unterricht steht unter der Aufsicht von fünf europäischen Inspectoren. Für den Unterricht werden inländische Lehrer in Staatseinrichtungen herangebildet in 8 Schulen, deren 3 je 100, 4 je 50 und eine 25 Schüler aufnehmen können. Die eigentlichen Schulen zum Unterricht der Kinder der Inländer sind meist Privatschulen.

Hier muß ferner der Cultus, dessen Kosten die Regierung auf ihre Rechnung nimmt, erwähnt werden. Es besteht vollkommene gottesdienstliche Freiheit. Die protestantische Kirche steht unter der Leitung eines Präsidiums, zusammengesetzt aus einem höhern Beamten als Vorsitzendem, den Predigern von Batavia und drei angesehenen Gemeindegliedern als Mitgliedern.

Auch für die Religionsübungen der Soldaten und inländischen Christen wird gesorgt.

Die katholischen Geistlichen stehen unter einem Bischofe in partibus und werden durch den Papst ernannt, aber durch den König und den Generalgouverneur in den Colonien zugelassen.

Endlich werden auch die mohammedanischen Priester, die als Rathgeber bei den inländischen Gerichtshöfen angestellt sind, durch die Regierung besoldet.

Unter das Departement gehört auch die Staatsdruckerei (auch das Verfassen von Schriften, die für den Inländer nützlich sind, wird mit hohen Prämien honorirt),

die wissenschaftlichen Gesellschaften mit ihren Museen, die Alterthümer aus der Hinduzeit, denen besondere Sorgfalt gewidmet wird; ferner ressortirt noch von dieser Stelle das Civilsanitätswesen mit seinem Personal und den Einrichtungen zur Ausbildung inländischer Aerzte und Hebammen und die Vaccine.

Milde Stiftungen, Waisenhäuser u. s. w. werden durch die Regierung grundsätzlich den Einwohnern überlassen, doch hilft die Regierung mit freigebiger Hand, wo es nöthig ist.

Endlich gehören hierher alle Einrichtungen im Interesse der Industrie, die Handelskammern, die Consuln fremder Mächte (die nur als Handels-, nicht als politische Agenten erkannt werden, aber einige persönliche Vorrechte genießen), die Ausstellungen für Landbau, Viehzucht u. s. w., das Veterinärwesen, Errichtung von Fabriken, die Salzproduction (Regal) und das Bergwesen.

Grundsätzlich will die Regierung den Bergbau der Privatindustrie überlassen, in eigener Regie betreibt sie nur die Zinnbergwerke auf Banka und ein Kohlenbergwerk auf Borneo. In den letzten Jahren hat sich das Bergwesen sehr nützlich gemacht durch das Anlegen vieler Artesischer Brunnen.

Oeffentliche Arbeiten. Hierher gehören: 1) die Wasser- und Wegebauten und die bürgerlichen öffentlichen Bauten; 2) Untersuchung und Beaufsichtigung der Dampfmaschinen; 3) das vereinigte Post- und Telegraphenwesen; 4) das Eisenbahnwesen.

An der Spitze steht ein (jetzt wenigstens nicht technischer) Director, dem das nöthige Bureaupersonal zur Seite steht. Er vermittelt zwischen den ihm untergeordneten Dienstzweigen und der Regierung; nur der Chef der Staatseisenbahnen hat eine beinahe gänzlich unabhängige Stellung.

Das Personal des oben unter 1) genannten Dienstes besteht aus 75 Ingenieuren, 20 Architekten und 146 Aufsehern (nach der Formation). Seit ungefähr 25 Jahren ist das Personal sehr vermehrt worden; es ist mir jedoch nicht bekannt geworden, daß die Leistungen in demselben Verhältniß fortgeschritten wären.

Alle über die holländischen Besitzungen handelnden Quellen klagen über die Leistungen; es ist nur die Frage, ob das Ungenügende derselben Schuld der Ingenieure ist oder in andern Verhältnissen gesucht werden muß.

Arbeitskräfte sind nicht überall in genügender Zahl zu bekommen; die Handwerker sind schlecht geschult, ungenügend in ihren Leistungen. Bei der Ausführung größerer Bauwerke wird dieser Fehler durch die Zeit verbessert; der Inländer ist gelehrig und gutwillig und gibt endlich in guter Schule einen ganz guten, jedoch in seinen Leistungen beschränkten Arbeiter ab.

Bei kleinern Bauwerken, wo die Zeit fehlt, um ihn zu bilden, steht es jedoch sehr schlecht damit, um so mehr, als Inländer und (theilweise auch die viel entwickeltern und geschicktern) Chinesen, welche das Hauptcontingent der Bauhandwerker bilden, nicht gewohnt sind, mit unsern Baumaterialien umzugehen und dieselben in guter Beschaffenheit selbst zu bereiten, wozu die Grundstoffe, namentlich für Ziegel, auch nur in schlechter Qualität vorhanden sind.

Namentlich jedoch dürfte die administrative Regelung mit ihren einengenden

Bestimmungen die Hauptursache sein, weshalb die Leistungen den Erwartungen, welche man hegen zu können meinte, nicht immer entsprachen.

In diesem Punkte dürfte es charakteristisch sein, daß man das Comptabilitätsgesetz für Indien, so wie es seit 1866 besteht und angewendet wird oder doch angewendet werden soll, für die seit 1875 angelegten Staatseisenbahnen modificirte, hiermit also die hemmenden Einflüsse des Gesetzes selbst erkannte, trotzdem dasselbe aber noch immer fortbestehen läßt.

Java selbst ist eingetheilt in drei Abtheilungen für die technische Beaufsichtigung. In jeder Provinz (um mich dieses nicht holländisch-indischen Wortes für Residenz zu bedienen) steht der älteste Ingenieur an der Spitze, der Chef des Bauwesens ist unter den Befehlen des Chefs der Territorialregierung.

Das Personal, erwähnt unter 2), hat nur alle Dampfmaschinen und Dampfkessel, für deren Aufstellung oder in Betriebstellung Erlaubniß nachgesucht wird, in technischer Beziehung zu prüfen und die im Betrieb befindlichen Maschinen zu beaufsichtigen.

Der Post- und Telegraphendienst zählt beinahe 300 Beamte. Der Postverkehr beschränkt sich hauptsächlich auf die Versendung von Briefen; Personenbeförderung mit der Personenpost findet nur längs einzelner Linien in sehr beschränktem Maße statt, sonst nur als Extrapost, wobei der Reisende seinen eigenen Wagen stellt, die Post nur die Pferde gibt, umsonst an die in Dienst reisende Beamten und Offiziere (die immer Vorzugsrecht haben), gegen Bezahlung von 5—10 Fl. per deutsche Meile an Privatpersonen.

Die Briefversendung geschieht auf den Hauptlinien von Java täglich, auf den Nebenlinien dreimal wöchentlich.

Die Dampfschiffahrt mit den andern Inseln findet statt durch die Schiffe einer Privat-(englischen)Gesellschaft, die mit der Regierung contrahirt hat, um zu bestimmter Zeit die Verbindung zu unterhalten gegen feste Preise (gegenüber der Regierung) und eine bestimmte Subvention.

Mit einzelnen Inseln findet die Verbindung einmal, auch wol zweimal im Monat statt, nur mit Sumatra (und Atjeh), Singapore häufiger. Mit letzterm Orte unterhält die indische Dampfschiffahrt nur den Anschluß an die englische Mail; die Messageries maritimes haben eine eigene Seitenlinie nach Java, die niederländischen Maildampfer fahren auch längs der Küste, um zu laden.

Die Verbindung mit Europa findet regelmäßig statt: alle 14 Tage durch die englische, alle 14 Tage durch die französische, alle drei Wochen durch die niederländische Mail.

In den letzten Jahren wurde durch die niederländische Gesellschaft eine Subvention nachgesucht, um den Dienst auch nach Japan und China ausdehnen zu können, die jedoch durch die Generalstaaten verweigert wurde.

Dagegen besteht seit längerer Zeit eine Verbindung mit Australien durch eine Linie der indischen Gesellschaft.

Außer den genannten gibt es noch manche Verbindungen, die Privatpersonen gehören und nicht regelmäßig unterhalten werden.

Telegraphenbureaux finden sich auf ganz Java und auf Sumatra. Java ist mit

Singapore einerseits, mit Port-Darwin andererseits verbunden. Letztere Leitungen gehören einer englischen Gesellschaft.

Wir kommen endlich zu den Eisenbahnen. Nachdem die Erbauung von Eisenbahnen beinahe 30 Jahre lang eine brennende offene Frage gewesen war, entschloß man sich endlich für Privateisenbahnen und gab im Jahre 1862 die erste Concession für circa 200 Kilometer mit $4^1/_2$ Proc. Garantie durch den Staat, der bald eine neue Concession, diesmal ohne Garantie, für 60 Kilometer folgte.

Im Laufe der Zeit änderten sich die Ansichten; 1875 wurde der Anfang gemacht, weitere Linien für Staatsrechnung anzulegen und weitere Linien zu vermessen.

Im Augenblick sind einige hundert Kilometer Eisenbahn in der Anlage begriffen; wie es jedoch scheint, stellt das Terrain einer durchlaufenden Linie große Schwierigkeiten in den Weg.

Das Obenstehende bezieht sich auf Java; auf Sumatra hat von 1873—76 eine Untersuchung des Terrains für die Anlage einer Eisenbahn stattgefunden, wozu wegen der Terrainschwierigkeiten und Kosten vorläufig wenig Aussicht zu bestehen scheint. Zeitungsnachrichten zufolge hat die niederländische Regiernng den Ingenieur Riggenbach ersucht, das Terrain zu bereisen und ihr Bericht zu erstatten.

Die Privateisenbahnen befinden sich immer noch in den Händen der Gesellschaft, welche sie angelegt hat, jedoch liegt den Generalstaaten ein Gesetzentwurf vor, die Linie Batavia-Buitenzorg, etwa 60 Kilometer, gegen 6 Mill. Fl. für den Staat zu erwerben.

Departement der Finanzen. Diesem Departement sind untergeordnet: der gesammte Geldverkehr und das Rechnungswesen; die Steuern, insoweit sie nicht zu einem andern Departement gehören; ferner alle Verpachtungen und Zölle.

Die Haupterträge der Colonie ergeben sich aus dem Verkauf der Producte in Holland (theilweise, aber nur theilweise werden sie auch in Indien verkauft).

In Indien selbst ist es namentlich die Opiumpacht, die einen ganz hübschen Beitrag liefert, ferner noch andere Verpachtungen, z. B. vom Schlachten von Vieh, die chinesischen Hazardspiele u. s. w.

Ferner die Ein- und Ausfuhrsteuern.

Die Grundsteuer, soweit sie nicht zum Departement des Innern gehört, und die Steuer, die bei dem Uebergang des Grundbesitzes in andere Hände erlegt werden muß.

Hierher gehören ferner eine Anzahl von verschiedenen kleinen Steuern, die sich nicht leicht zusammenfassen lassen, weil sie nach sehr verschiedenen localen Verhältnissen aufgelegt werden.

Weiter gehört hierher die Leitung aller Auctionen, die dem Staate je nach den Objecten 2—4 Proc. einbringt, wofür er die Ausbezahlung des Betrages nach vier Monaten verbürgt.

Seit 1880 sind auch Europäer und Chinesen zur Steuerzahlung in höherm Maße als bisher herangezogen.

Nach dem Etat für 1881 stellt sich das Budget in runden Zahlen:

1) Einnahmen.

A. In Indien.

Justizdepartement	300000	Fl.
Finanzdepartement:		
1) Opiumpacht	12,500000	„
2) Verkauf von Opium an die Pächter	5,300000	„
3) Kleine Verpachtungen	2,500000	„
4) Abgaben für Ein- und Ausfuhr. .	9,000000	„
5) Persönliche und Patentabgaben . .	1,300000	„
6) Die Bandainseln	1,700000	„
7) Gewerbesteuer	2,500000	„
8) Diverse Abgaben u. s. w. . . .	5,800000	„
Departement des Innern:		
1) Von inländischen Fürsten	250000	„
2) Grundsteuer u. s. w.	17,500000	„
3) Verkauf u. s. w. von Ländereien .	600000	„
4) Verkauf von Kaffee	11,300000	„
5) Zucker	9,100000	„
6) Forsten	650000	„
7) Verschiedenes	300000	„
Departement des Unterrichts, Gottesdienstes und der Industrie:		
Verschiedene Einkünfte (namentlich das Salzregal)	8,100000	„
Oeffentliche Arbeiten:		
1) Post	700000	„
2) Telegraphie	600000	„
3) Eisenbahnen	1,600000	„
Militärdepartement:		
Diverse Einnahmen	500000	„
Marinedepartement:		
Diverse Einnahmen	1,200000	„
Total der Einnahmen in Indien	93,300000	Fl.

B. In Holland.

Verkauf von Kaffee	44,900000	Fl.
Chinarinde	140000	„
Zinn	4,200000	„
Diverse Posten	1,600000	„
Totaleinnahmen in Holland	50,840000	Fl.
Total	144,140000	„
Genau	144,183138	„

2) Ausgaben.

A. In Indien.

Generalgouverneur, Rath von Indien u. s. w.	1,223000	Fl.
Departement der Justiz	5,012000	„
„ der Finanzen	7,292000	„
„ des Innern	40,657000	„
„ des Unterrichts, Gottesdienstes und der Industrie . . .	10,766000	„
Departement der öffentlichen Arbeiten.	21,039000	„
„ des Krieges	27,200000	„
„ der Marine	6,262000	„
	Genau 119,452407	Fl.

B. In Europa.

Generalgouverneur, Pensionen u. s. w.	37,100	Fl.
Departement der Finanzen	5,599000	„
„ des Innern	5,695000	„
„ des Unterrichts . . .	570000	„
„ der öffentlichen Arbeiten.	3,615000	„
„ des Krieges	4,508000	„
„ der Marine	5,031000	„
Genau	25,057863	Fl.
Hierzu Ausgaben	119,452407	„
Total	144,510270	Fl.

In Wirklichkeit dürfte sich die Sache noch ungünstiger gestalten. Trotzdem der Krieg in Atjeh scheinbar beendet ist (wenigstens nach den officiellen Berichten), dürfte immer noch auf die Voranschläge für Marine und Krieg wenig Verlaß sein.

Die Ausgaben für diese Dienstzweige betrugen zusammen für

1875	51,4	Mill.
1876	59,6	„
1877	59,4	„
1878	54,0	„
1879	50,9	„

Dagegen hat man für 1878 nur auf 46,4, 1879 auf 49,1, 1880 auf 45,9, 1881 auf 37,9 Mill. gerechnet.

Beiläufig sei hier mitgetheilt, daß die Kosten der Besetzung von Atjeh für 1879 auf circa 9 Mill., 1880 auf 9,6 Mill. veranschlagt sind. Sie haben wirklich betragen:

1873	5,8	Mill.
1874	8,2	„
1875	10,4	„
1876	15,8	„
1877	16,9	„
1878	14,2	„
1879	13,2	„

Uebrigens haben bisjetzt die Ueberreste aus frühern Jahren (die sich erst nach Abschluß der Rechnung ergeben), hingereicht, um das Deficit der letzten Jahre zu decken.

Eine genaue Einsicht in die finanziellen Verhältnisse ist sehr schwierig. Nach einer gesetzlichen Bestimmung soll jährlich den Generalstaaten soviel wie möglich die Abrechnung früherer Jahre, soweit sie abgeschlossen ist, vorgelegt werden. Bisjetzt ist nur die Rechnung der Jahre 1867, 1868, 1869 im Jahre 1880 vorgelegt worden, deren Annahme im Jahre 1878 durch die Generalstaaten als ungenügend verweigert worden war.

Als Hauptquellen ergeben sich also die Culturen von Kaffee und Zucker, die Ein- und Ausfuhrsteuern und die Opiumpacht.

Ueber letztere will ich noch einige Worte beifügen als eine kleine Erläuterung, da man ja in manchen Kreisen zu glauben scheint, daß bei der Verwaltung der Colonie in Bezug auf Humanität ganz Außerordentliches geleistet sei, während doch so manches bei näherer Betrachtung in eigenthümlichem Lichte erscheint.

Die Opiumpacht ist ein Erbstück der alten Compagnie; unter Daendels bis zu einem Ertrage von 250000 Fl. ausgebildet, steigerte sich dies bis zu beinahe dem doppelten Betrage unter seinem Nachfolger.

Raffles, der humane englische Gouverneur, beschränkte den Verbrauch soviel als möglich, mußte jedoch die in dieser Beziehung getroffenen Maßregeln auf höhern Befehl aufheben. Nachdem die Colonie in holländische Hände zurückgekommen war, wurde das englische System anfänglich beibehalten und machte man ziemlich gute Geschäfte, bis man ein Deficit dabei entdeckte und das Monopol der Opiumpacht der Handelsgesellschaft übergab.

Dies dauerte bis zum Jahre 1873, wo die Regierung die Sache selbst in die Hand nahm. Einestheils wollte man aus Humanitätsrücksichten den Verbrauch einschränken, andererseits aber auch den Gewinn womöglich vermehren. Man machte den Opiumhandel also wieder zum Monopol der Regierung, verpachtete den Verkauf und nöthigte den Pachter, seinen Bedarf von der Regierung zu entnehmen bis zu einer gewissen Quantität zu hohen Preisen, darüber hinaus zu weniger hohen Preisen, selbst zuletzt zum Einkaufspreise.

Mit diesem Zustande wurde des starken Schmuggels wegen viel experimentirt, bis er sich zur gegenwärtigen Form ausgebildet hat.

Außer den Apotheken (denen die Einfuhr von 25 Kilogramm per Jahr erlaubt ist) darf niemand rohen Opium einführen oder auch selbst die Pflanze cultiviren. Die Verpachtung geschieht für 1—3 Jahre, wobei das Gebiet in verschiedene Pachtabtheilungen zerfällt; einzelne Theile des Grundgebietes sind für den Opium verschlossen.

Die Pächter können zusammen höchstens circa 100000 Kilogramm Opium gegen den Preis von 48 Fl. per Kilogramm von der Regierung empfangen.

Bereiteter Opium darf nur durch den Pachter verkauft werden. Einigermaßen anders gestaltet sich die Sache auf den andern Inseln, namentlich führt der Pachter dort auch selbst den Opium ein und zwar gegen einen enorm hohen Eingangszoll.

Der Regierung zur Seite steht das Secretariat in zwei Abtheilungen: das Secretariat des Rathes von Niederländisch-Indien, bestehend aus einem Secretär mit einigen Beamten für die laufenden Geschäfte, und das Secretariat des Generalgouverneurs, dem sogenannten „Allgemeinen Secretariat".

Letzteres verdient seiner eigenthümlichen Stellung wegen an dieser Stelle näher berücksichtigt zu werden. An der Spitze desselben steht der Allgemeine Secretär im Gehalt (24000 Fl. im Jahre) und der Stellung nach gleichstehend mit den Departementschefs, dem Einflusse nach viel bedeutender.

Er ist in erster Stelle der officielle Rath des Generalgouverneurs, der aber auch das Recht hat, jenen im Interesse des Dienstes Vorschläge zu machen. Ihm ist ein zahlreiches Bureaupersonal, zahlreicher als das eines jeden andern Departements, zugefügt.

Zu den Geschäften dieses Bureau gehört zunächst die Leitung der indischen Politik, welche die Regierung selbst, mit Umgehung der Vermittelung der Departements, behandelt. Alle Correspondenz des Generalgouverneurs mit Behörden, mit einzelnen Beamten und mit Privatpersonen geht durch dieses Zwischenglied. Alle für den Generalgouverneur bestimmten Berichte müssen bis hierher geschickt werden; kein Beamter hat das Recht, einen Bericht, eine Klage eines Untergebenen zurückzuhalten, außer wegen Formfehler, die redressirt werden müssen. Alle Vorschriften, welche durch die Directoren in ihrem Ressort gegeben werden, müssen dem Generalgouverneur durch Vermittelung dieses Bureau mitgetheilt werden.

Man muß dabei im Auge behalten, daß letzteres nicht nur ein „Cabinet" ist, bestimmt für den Empfang der an den Generalgouverneur gelangenden Vorschläge, für die Ausfertigung seiner Entscheidung auf dieselben, sondern jede einlaufende Sache wird hier begutachtet, nochmals bearbeitet und dann dem Generalgouverneur vorgelegt.

Alle Beschlüsse der Regierung werden bei diesem Bureau in die richtige Form gebracht, und soweit nöthig den Behörden u. s. w. mitgetheilt und veröffentlicht; durch dasselbe wird auch die Ausgabe der Gesetzsammlung, der officiellen Zeitung und anderer Publicationen besorgt.

Endlich ist mit diesem Bureau noch eine Abtheilung für Statistik (seit 1863) verbunden.

Das Allgemeine Secretariat ist für die Staatsmaschine vom allergrößten Einfluß; daß derselbe im ganzen günstig ist, wage ich nicht zu behaupten.

Es ist meiner Ansicht nach ein Fehler, daß die dem Generalgouverneur durch die Departementschefs, die dafür also organisch verantwortlichen „Fachleute" (wenn es auch mit der Fachwissenschaft der Directoren, wie z. B. gerade jetzt, manchmal eigenthümlich bestellt ist, so haben dieselben doch ein Fachpersonal zur Verfügung), gemachten Vorschläge der Zergliederung durch ein für diese Arbeit nicht immer genügend vorbereitetes Bureaupersonal unterworfen werden.

Die Beamten haben die gewöhnlichen Studien eines für die indische administrative oder gerichtliche Beamtenlaufbahn bestimmten jungen Mannes absolvirt. Gewöhnlich gelangen nur die am besten Empfohlenen zu einer Stellung bei diesem Bureau, welches, es muß eingeräumt werden, sowol das beste Mittel bietet, ein

entschiedenes Talent zu zeigen, als auch um dasselbe zu erproben. Gute Verbindungen können zu einer Stellung in diesem Bureau, vielleicht auch zu anfänglicher schneller Beförderung verhelfen; über einen gewissen Rang hinaus werden Stellungen in diesem Bureau gewiß nur den fähigsten Köpfen anvertraut; für bloße Schützlinge findet sich auch eine vortheilhafte Stellung, aber gewiß außerhalb dieses Bureau.

Diese höhere Intelligenz, in unverhältnißmäßigem Verhältniß zu den andern Bureaux, bei dem Secretariat versammelt, hat eigenthümliche Nachtheile zur Folge. Zunächst bewirkt, wie wir schon gesehen haben, die ungemeine Centralisation, daß beim Generalgouverneur Sachen zum Vortrage kommen, die durchaus keine höhere Intelligenz, wohl aber Praxis und positives Wissen erfordern.

Man kann in Europa recht gute kameralistische und juristische Studien gemacht haben, ohne z. B., namentlich im Anfange, wenn man erst kurze Zeit in Batavia ist, beurtheilen zu können, wie viel Reis ein inländischer Soldat, ein inländischer Gefangener, ein inländischer Arbeiter nöthig hat; ohne untersuchen zu können, ob es unter gegebenen Verhältnissen vortheilhaft ist, ein Gebäude aus dauerhaften oder temporären Stoffen zu bauen. Die Beamten dieser Bureaux können es in vielen Fällen ebenso wenig, als sie im Stande sind, über so viele andere technische, militärische, maritime Fragen zu urtheilen. Doch bringt ihre Stellung die Verpflichtung dazu mit sich, und die über das Niveau des Durchschnitts entwickelte Intelligenz, nicht gestützt durch die genügenden Fachkenntnisse, verwandelt die höhere Instanz leicht in ein Collegium von „Besserwissern".

Dazu treten andere Nachtheile.

Das Secretariat ist der Weg, um eine schnelle Carrière zu machen; der Beamte muß die Augen auf sich ziehen, wozu eine scharfe und gewandte Feder kein schlechtes Mittel ist. Alles ist in den Colonien in kleinerm Maßstabe angelegt; man weiß, daß die Chefs, wie überall, nicht immer die Urheber der von ihren Departements ausgegangenen Maßregeln sind; in Indien kennt man aber im Cabinet den Namen des Verfassers eines jeden Schriftstückes, des Urhebers eines jeden Vorschlags.

Dies ist eine neue Ursache, um auch persönlichen Gefühlen Einfluß einzuräumen, der Absicht, seinen Freunden zu helfen, seinen Feinden zu schaden. Man hört denn auch sehr häufig die Worte: er hat Freunde, er hat Feinde bei dem Secretariat; für andere Beamte wieder mag es ein Sporn der Eitelkeit sein, ihre Geisteskraft zu erproben im Kampfe mit so hochgestellten Männern, wie es die Directoren sind, und zu untersuchen, ob der junge, äußerlich unbedeutende Beamte durch die Kraft seiner Dialektik den Sieg davonträgt über die Begründung durch den Fachmann; ob es ihm glückt, letzterm die Palme zu entreißen. Genug, erfahrungsmäßig stehen einzelne Departements auf besserm, andere auf schlechterm Fuß mit dem Secretariat, und finden demgemäß ein mehr oder weniger offenes Ohr bei der Regierung, nicht nur in Betreff des Geschäftsganges im allgemeinen, sondern auch der persönlichen Interessen. Infolge dessen begegnen wir denn bei dem Secretariat, ebenso wie wir es beim Ministerium der colonialen Angelegenheiten in Holland fanden, „geheimen", nicht officiellen Räthen, theilweise

Beamten anderer Branchen, welche befreundet sind mit Beamten, die dem Secretariat angehören, auch wol Privatpersonen.

Dieser Uebelstand ist hier noch größer als beim Ministerium der colonialen Angelegenheiten; denn Beamte anderer Departements sind häufig Untergebene derjenigen, welche officiell für den Vorschlag haften, bekannt mit der Entstehungsgeschichte, eine Kenntniß, von der sie sehr schlimmen Gebrauch wenigstens machen können.

Kommen solche Missstände wirklich einmal zum Ausbruch, so wird der betreffende Beamte allerdings gewöhnlich das Opfer der Verhältnisse.

Ganz abgesehen jedoch von dem, was hinter den Coulissen vorgeht, hat die Sache ganz so, und nur so, wie sie officiell sein soll, ihre großen Uebelstände.

An der Spitze eines jeden Departements steht ein hoher Offizier oder ein hoher Beamter; dieser sieht seine Vorschläge, ehe sie das Auge des Generalgouverneurs erreichen, der zersetzenden Kritik eines meist jungen Beamten von unbedeutendem Range unterworfen, und wenn auch der etwa nöthige Briefwechsel im Namen des Generalgouverneurs geführt wird, so weiß doch jeder, dank dem indischen Amtsgeheimniß, wer der Autor ist.

Es ist eine eigenthümliche Sache um die indische Geheimhaltung; im allgemeinen wissen die Zeitungen ziemlich schnell sogar das, was unter der Rubrik „geheim" bei der Regierung behandelt wird, und bringen es ihren Lesern ganz frisch. Allerdings bestehen Vorschriften gegen die Verletzung des Amtsgeheimnisses, aber so streng sie auch sind, es fehlt an einer bestimmten Auslegung dessen, was geheimgehalten werden soll. Seinem Eide gemäß verpflichtet sich jeder Beamte, alles geheimzuhalten, was der Art, der Sache nach geheimgehalten werden muß; die Erklärung jedoch, was dazu gehört, ist ganz willkürlich, und trifft auch hier, wie in so vielen Fällen, ein holländisches Sprichwort ein: „Der eine darf ungestraft das Pferd stehlen, der andere es nicht einmal über das Gitter hin ansehen." Und so ist es auch mit allem, was die Beamten betrifft; je höher ihre Entwickelung, je größer ihre Selbständigkeit ist, um so mehr macht sich das Bedürfniß einer gesetzlichen Regelung ihrer Stellung, ihrer Beförderung und Entlassung fühlbar, wie das theilweise wenigstens bei den Offizieren stattgefunden und ihre Stellung einigermaßen gesichert hat.

Häufig schon ist der Wunsch ausgedrückt worden, das Secretariat auf ein reines Bureau für die Arbeiten des Cabinets, d. h. für die Ausfertigung der Entschlüsse des Generalgouverneurs zu beschränken und den Generalgouverneur zu veranlassen, mehr direct mit den Chefs der Departements zu verhandeln. Man hofft dadurch erstens viel Zeitverlust zu verhindern, viele Weitläufigkeiten zu ersparen, zweitens eine Unzahl von kleinen und großen Intriguen zu verhindern.

Wie andere als die officiellen Einflüsse überhandnehmen, trotzdem der vor kurzem abgetretene Generalgouverneur in seiner Antrittsrede erklärte, die Autorität entschieden handhaben zu wollen: dafür will ich nur zwei Beispiele anführen, die in neuerer Zeit mir durch indische Zeitungen bekannt geworden sind.

Ein Beamter in höherer Stellung wird durch seinen Departementschef nach vielen in die Oeffentlichkeit gedrungenen Klagen und nach einer speciellen Unter-

suchung zur Entlassung in Vorschlag gebracht. Zwei einflußreiche Personen schützen ihn; er bleibt im Amte. Kaum haben beide vor zwei Jahren Indien verlassen, so wird er pensionirt. Vielleicht bringen ihn seine Gönner nochmals zu Ehren!

Ein anderes Beispiel. Zur Besetzung von Stellen werden der Regierung durch die Chefs Vorschläge gemacht. Zu den meisten Stellen melden sich jedoch auch Candidaten auf allen möglichen offenen und verdeckten Wegen bei der Regierung an, und so kommt es vor, daß die Regierung andere Personen ernennt als die, welche der Chef vorgeschlagen hat, wobei natürlich das Personal des Secretariats eine große Rolle spielt.

Bei dem Rechnungshofe nun, der infolge des Comptabilitätsgesetzes von 1866 vielen Rückstand hatte, weshalb ihm für eine gewisse, bestimmte Zeit ein größeres Personal beigegeben war, ist Folgendes vorgekommen. Als der Termin abgelaufen, die Arbeit aber noch nicht fertig war und der Rechnungshof die Vermehrung des Personals noch länger fortgesetzt haben wollte, wurde die Regierung sehr unangenehm und ersuchte um Aufklärung, weshalb die Arbeit in der Zeit, die der Hof selbst nöthig erachtet habe, nicht beendet sei.

Der Hof meinte jedoch, daß dies ganz natürlich sei, da die Regierung häufig andere, weniger qualificirte Personen ernannt habe als die, welche durch ihn selbst in Vorschlag gebracht wären.

Die Regierung gab sich hiermit zufrieden, verlängerte die Frist und versprach dem Hofe, in Zukunft nur seine Candidaten zu ernennen.

Uebrigens hat die Regierung einen Versuch gemacht, ihrer Unzufriedenheit Ausdruck zu geben. Sie brachte nämlich einen Gesetzentwurf in den Generalstaaten vor, wodurch die Unabhängigkeit des genannten Collegiums bedroht wurde. Derselbe stieß jedoch in der Zweiten Kammer auf so heftigen Widerstand, daß die Regierung von ihrem Plan absehen mußte.

Jetzt aber hat der Rechnungshof es durchgesetzt (nach Zeitungsnachrichten), daß seine Beamten, um zu höhern Stellen befördert werden zu können, das hierfür allgemein vorgeschriebene Examen nicht zu machen brauchen.

Wegen Mangel an Raum konnte ich keine zusammenhängende Uebersicht über die Verhältnisse geben, sondern mußte mich auf Mittheilung einzelner Details beschränken. Neues bringt diese Skizze nicht, sie beabsichtigt nur, in Holland allgemein bekannten Thatsachen auch eine weitere Verbreitung zu verschaffen.

Die gegenwärtigen Verhältnisse der Philosophie in Deutschland.

Von

Conrad Hermann.

Der Begriff der Philosophie umschließt für uns einen Complex von Erscheinungen, die bei aller Verschiedenartigkeit doch zugleich immer einen bestimmten gemeinsamen Charakter an sich tragen. Man bezeichnete dieses Gebiet früher wol auch mit dem Ausdrucke der Weltweisheit, während neuerlich mehrfach der Ausdruck der Begriffsdichtung dafür vorgeschlagen worden ist. Die erstere dieser Bezeichnungen vertritt mehr das Ziel oder das Object, worauf sich alle jene Bestrebungen richten, indeß die letztere sich vielmehr auf die subjective Art oder Form derselben bezieht. Keine von beiden aber ersetzt genau die streng technische Geltung und Bedeutung des Begriffs der Philosophie. Man mag über den Werth der Philosophie an sich denken wie man will, so kann man sie nicht trennen und absondern von dem ganzen übrigen Umfange der Erscheinungen des menschlichen Lebens in der Geschichte. Die Namen eines Plato, Aristoteles, Kant u. s. w. gehören jedenfalls mit zu den wichtigsten Grundpfeilern, auf denen unsere ganze jetzige Cultur, Wissenschaft und Bildung beruht. Es ist aber auch in neuerer Zeit so viel philosophirt worden, daß es vielleicht angezeigt sein möchte, auf die Gesammtheit der Philosophie in ihrer Eigenschaft einer historischen Erscheinung einen orientirenden Blick zu werfen.

Die frühesten Wurzeln aller Philosophie in der Geschichte liegen unverkennbar in dem Gebiete oder dem Vorstellungskreise der Religion. Die Religion als solche ist überall das Aelteste und Ursprünglichste in der ganzen Gedankenwelt oder dem geistigen Leben der Völker. Religion und Philosophie aber dürften zunächst als feindliche oder Concurrenzgebiete angesehen werden, indem ein jedes von ihnen eine andere Antwort auf die allgemeine Frage nach der Einrichtung und den letzten Gründen der ganzen den Menschen in sich einschließenden Welt gibt oder aufzufinden bestrebt ist. Denn die allgemeine Annahme oder Voraussetzung der Religion ist überall die, daß es subjectiv-persönliche oder göttliche Wesenheiten und Kräfte seien, welche als bewegende Ursachen hinter den gegebenen Erscheinungen der Welt stehen, während dagegen die Philosophie alle diese Erscheinungen viel-

mehr aus objectiv-sachlichen oder in ihnen selbst liegenden Principien, Gesetzen und Gründen abzuleiten und zu begreifen bemüht ist. Die Natur zu entgeistern und an die Stelle der nebelhaften Vorstellung von einer transscendenten Götterwelt die nüchterne Erkenntniß des Wirklichen aus den ihm selbst immanenten Ursachen und Gesetzen der Entwickelung zu setzen, hierauf ist von Anfang an das allgemeine Bestreben der Philosophie gerichtet gewesen. Der natürliche Mensch am Anfange der Geschichte hat noch keine Erkenntniß davon, daß es in der sinnlichen Außenwelt oder der Objectivität in einer andern Weise zugeht, als in der Sphäre seiner eigenen persönlichen oder geistigen Subjectivität selbst: weil in dieser letztern alles auf individueller Freiheit und eigener Willensbestimmung beruht, so ist er geneigt, auch in allem äußern Geschehen nur die unmittelbare Wirkung persönlicher Ursachen und Factoren zu erblicken. Daß in der Außenwelt allgemeine Gesetze und eine zwingende oder blinde Nothwendigkeit walte, mußte zuerst durch die Philosophie festgestellt und zur Geltung gebracht werden. Hiermit war der erste Schritt zu aller weitern nüchternen oder objectiv gedankenmäßigen Erforschung der wirklichen Welt in der Geschichte gethan.

Ein ferneres Gebiet, mit welchem die Philosophie in der Geschichte zusammenhängt, ist dasjenige der Wissenschaft im strengen oder specifischen Sinne des Wortes. Das, was wir jetzt die Wissenschaft nennen, d. h. die genaue und umfassende Erkenntniß der ganzen Gesetze und Ursachen des Wirklichen auf dem Wege der strengen empirischen Beobachtung, war zu Anfang noch gar nicht vorhanden, sondern ist erst ein späteres oder mühsam und allmählich gereiftes Product der Geschichte. Die allgemeine Aufgabe und Thätigkeitsfunction der Philosophie in der Geschichte aber hat wesentlich in der vorbereitenden Einleitung und Begründung dieses ganzen Gebietes der eigentlichen oder strengen Wissenschaft bestanden. Alles erkennende Streben des menschlichen Geistes hat sich zuerst mit Nothwendigkeit nur auf die allgemeinen Principien oder die höchsten Gesammtbeschaffenheiten der Welt gerichtet, ehe es den Eingang in die genaue Erforschung des unmittelbar wirklichen oder concreten Inhalts derselben auffinden konnte. Die ganzen Methoden und formalen Voraussetzungen der jetzigen empirischen Wissenschaft haben erst durch die Philosophie vorbereitet, angebahnt und begründet werden müssen. Es darf als ein organisches Entwickelungsgesetz im Leben des menschlichen Geistes angesehen werden, daß diese drei allgemeinen Standpunkte der Weltauffassung, der religiöse, der philosophische und der wissenschaftliche, an sich nach einer bestimmten Ordnung aufeinanderfolgen oder der eine aus dem andern entspringen. Auch Comte unterscheidet in seiner Lehre vom socialen Leben eine dreifache allgemeine Entwickelungsstufe, welche er die theologische, die metaphysische und die positivistische nennt. Es kommt dieses wesentlich hiermit überein: zuerst sind es Einbildungen, sodann sind es Ideen, endlich sind es Thatsachen, mit denen sich das Vorstellungsleben des menschlichen Geistes erfüllt oder durch welche derselbe die ihn umgebende Welt aufzufassen und zu ordnen sich bestrebt. Im ganzen und großen darf gesagt werden, daß die Geschichte der Philosophie oder die Reihe der einzelnen Gedanken und Systeme, aus denen dieselbe besteht, die verbindende Brücke bilde, auf der sich der menschliche Geist von dem anfänglichen mythologisch-religiösen zu dem

spätern nüchternen und gereiften wissenschaftlichen Standpunkte der Weltauffassung erhebt. Ich lasse hierbei unerörtert, ob dasjenige, was Comte den Positivismus nennt, sich wirklich mit dem Begriff der Wissenschaft im wahren und vollkommenen Sinne des Wortes decke. Auch darf jenes Gesetz nicht etwa so aufgefaßt und verstanden werden, als ob dasselbe nothwendig und überall bei jeder nationalen oder volksthümlichen Geistesentwickelung in Wirksamkeit trete, sondern es bezieht sich dasselbe wesentlich nur auf den historischen Fortgang des menschlichen Geisteslebens überhaupt oder im ganzen. Denn viele Völker in der Geschichte — und hierzu gehören insbesondere diejenigen des Orients — kommen in ihrem ganzen Geistesleben im allgemeinen nicht über die erste jener drei Stufen, die specifisch durch das Gebiet der Religion bestimmte, hinaus. Die Griechen im Alterthum aber waren allerdings entschieden auf die zweite derselben, die specifisch philosophische oder sogenannte metaphysische, übergetreten, und es hatte sich bei ihnen zuerst in der Geschichte der definitive Bruch der gedankenmäßig-philosophischen mit der träumerisch-einbildungsvollen religiösen Weltauffassung vollzogen; aber die Wissenschaft als solche in dem gleichen specifischen und ausgedehnt umfangreichen Sinne des Wortes wie in der neuern Zeit ist auch ihnen im allgemeinen noch fremd gewesen und es ist insofern der menschliche Geist als solcher erst jetzt oder bei den Völkern der neuern Zeit auf diese dritte allgemeine Hauptstufe seiner Entwickelung übergetreten. Durch die Philosophie wird einmal in der Geschichte der Standpunkt der Religion überschritten und andererseits derjenige der Wissenschaft vorbereitet und angebahnt, und es ist ihre ganze Stellung zunächst durch ihr Verhältniß zu diesen beiden andern allgemeinen Gebieten des Lebens bedingt.

Noch ein drittes wichtiges und charakteristisches Verhältniß in der ganzen historischen Stellung der Philosophie aber ist überall dasjenige zu dem Gebiete der Poesie. Ein philosophisches System ist wesentlich ebenso wie ein poetisches Werk immer eine freie und subjectiv innerliche Conception des menschlichen Geistes. Die Wurzeln beider Gebiete liegen bei ihrer sonstigen Verschiedenheit doch im Innern des Geistes überall nahe beieinander. Das ihnen beiden gemeinsame Moment ist überall dasjenige des reinen idealen oder von innen heraus schaffenden Denkens. Ein philosophisches System ist ebenso wie das Werk eines Dichters wesentlich immer eine bestimmte allgemeine Idealsvorstellung von der Welt oder vom Leben. Oft tritt gleichzeitig dieselbe oder eine ähnliche Idealsanschauung in einem dichterischen und in einem philosophischen Werke hervor. Die höchste Blüte der Philosophie in der Geschichte fällt überall zugleich mit einer Epoche der hohen und begeisterten dichterischen Production im Leben der Völker zusammen. Dieses zeigt sich namentlich bei drei der hervorragendsten unter allen Culturvölkern, bei den Indiern, bei den Griechen und bei den Deutschen. Die große neuere geistig-literarische Erhebung Deutschlands ist theils durch eine Reihe von Dichtern, theils durch eine solche von Philosophen getragen worden. Der Philosoph sieht ebenso wie der Dichter überall ab von dem unmittelbar oder blos empirisch Gegebenen und stellt das Postulat auf von einer Welt, wie sie an sich oder ihrer reinen Idee nach sein soll. Die Philosophie hat mit der Religion überall dieses gemein, daß sie sich auf das Ganze oder auf das höchste Gesammtproblem der Welt und des

Daseins bezieht oder hierauf eine Antwort zu geben versucht; sie gehört der Wissenschaft an, inwiefern sie auf strenge gedankenmäßige Wahrheit ihres Erkennens Anspruch erhebt und überhaupt als der innerste architektonische Grundgedanke des ganzen weitern Gebäudes des Wissens angesehen werden darf, und sie ist endlich durch ihre subjective Form oder durch ihr Hervorgehen aus der Wurzel der Idealität des innern Denkens mit dem Wesen der Poesie verwandt. Ein jedes dieser drei andern Gebiete gibt gleichsam an die Philosophie ein bestimmtes specifisches Moment seines Charakters ab und es nimmt dieselbe darum ihre natürliche Stellung wesentlich in dem innersten Centrum des ganzen übrigen menschlichen Geisteslebens ein.

Die ganze Frage nach der Begriffsbestimmung der Philosophie scheint in eine doppelte Hälfte gespalten werden zu sollen, einmal in die nach dem empirischen, andererseits in die nach dem reinen oder absoluten Begriffe der Philosophie. Unter dem empirischen oder dem realen Begriff wird zu verstehen sein dasjenige, was den gemeinsamen Charakter aller bisher hervorgetretenen wirklichen oder historischen Systeme und Erscheinungen der Philosophie bildet. Der reine oder ideale Begriff aber würde derjenige einer unbedingt wahrhaften, allseitig genügenden oder vollkommenen Philosophie und Weltanschauung sein. Nun hat zwar bisher immer jedes einzelne System behauptet, diese wahre oder vollkommene Philosophie selbst zu sein, aber es ist diese Behauptung überall nur vorübergehend und für eine kurze Zeit lang in der Geschichte als begründet anerkannt worden. Noch Hegel nahm für seine Philosophie die Bezeichnung der absoluten in Anspruch; aber im Hinblick auf den bisherigen Wechsel der philosophischen Systeme in der Geschichte scheint es überhaupt unmöglich zu sein, von einer absoluten oder bleibenden Wahrheit des philosophischen Denkens zu reden. Jener reine oder ideale Begriff der Philosophie ist, wie es scheint, überhaupt ein unfindbarer. Einseitigkeit und Relativität der Weltauffassung ist der gemeinsame und nothwendige Charakter aller philosophischen Systeme in der Geschichte. Es ergänzen sich dieselben deswegen auch fortwährend untereinander zu einem mannichfach gestalteten und gefärbten Gesammtbilde der äußern Welt. Jedes einzelne System hat im allgemeinen nur einer kurzen und vorübergehenden Zeitspanne in der Geschichte genügt. Auch sind es zum Theil wesentlich rein subjective psychologische Neigungen, Dispositionen und Stimmungen, auf die sich unser Interesse oder unsere Befriedigung an dem einen oder dem andern philosophischen System gründet. Es ist oft geradezu wie bei der Poesie rein persönliche Geschmackssache, die uns an der einen oder der andern philosophischen Weltauffassung Wohlgefallen finden läßt. Es ist doch zuletzt überall mehr Einbildung als reine oder objective wissenschaftliche Wahrheit, um die es sich bei aller Philosophie handelt. Die Aehnlichkeit mit der Poesie erscheint überall als eine größere, als die mit der Wissenschaft. Wie stehen wir also jetzt überhaupt zur Philosophie oder was ist dasjenige, was nach allen bisherigen historischen Erfahrungen über dieselbe noch weiter von ihr wird für uns erwartet werden können?

Der Consum an philosophischen Systemen ist in Deutschland im Verhältniß zu den ungleich bescheidenern Ansprüchen anderer Völker ein geradezu enormer

zu nennen. Es darf im Durchschnitt wol angenommen werden, daß in Deutschland mindestens in einem jeden Decennium in der letzten Zeit ein neues System oder eine neue Richtung der Philosophie aufgetaucht und verbraucht worden sei. Im allgemeinen hat zu jeder Zeit ein Name oder eine Größe als die entscheidende an unserm Firmament gestanden und dem ganzen philosophischen Denken der Nation seine Richtung gegeben. In welchem Zeichen stehen wir jetzt? Die Frage nach dieser unserer geistigen Specialität, der Philosophie, fängt auch das Ausland zu beschäftigen an und es ist kürzlich eine doppelte hierauf bezügliche Arbeit erschienen, die eine „En blik på de nuvarande filosofi i Tyskland", von J. Borelius, Professor in Lund, die andere „La nuova scuola del Kant e la filosofia scientifica contemporanea in Germania", von Giacomo Barzellotti, Professor in Florenz. Beide geben im ganzen ein objectiv richtiges Bild von unsern gegenwärtigen philosophischen Zuständen. Es ist namentlich das neue Emportauchen des Namens von Kant und die Verbindung dieser sogenannten neukantischen Richtung der Philosophie mit empirischer Naturwissenschaft, worin hier das Bezeichnende unserer gegenwärtigen philosophischen Situation erblickt wird. Die Signatur der Zeit aber ist jedenfalls die, daß es gegenwärtig kein allgemein anerkanntes oder herrschendes System der Philosophie mehr gibt, wie dieses wol in frühern Epochen der Fall gewesen war. Wenn wir in politischer Beziehung jetzt Fortschritte zur Einheit gemacht haben, so scheint dagegen das geistige oder philosophische Leben in Anarchie und Zerrüttung gerathen zu sein. Braucht es denn überhaupt noch der Philosophie oder ist das Philosophiren nicht vielmehr eine Untugend, die wir uns im Interesse eines gesunden geistigen und politischen Realismus lieber allmählich abzugewöhnen versuchen sollten?

Es scheint zunächst wol angezeigt oder geboten, einen Unterschied zu machen zwischen wissenschaftlich-gelehrter oder streng systematischer und geistreich-eleganter oder populärer Art der Philosophie. Die philosophischen Systeme der frühern Zeit, also namentlich etwa die Lehren von Kant, Fichte, Hegel oder Herbart gehörten durchaus der erstern Kategorie an. Hegel insbesondere war in der bloßen Form seiner Lehre das gerade Gegentheil aller leichtverständlichen, anmuthigen und populären Gestalt des Denkens oder der Rede. Dann trat endlich in Schopenhauer ein Geist auf, dessen Lehre nicht bei den Gelehrten, sondern in den weitern Kreisen des Publikums Eingang fand. Der dünkelhafte Hochmuth und pedantische Zopf der frühern Systeme schien abgestreift und überwunden, zumal sich die neue Lehre auch durch ein ausgiebiges und drastisches Schimpfen auf die ältern Fach- oder Zunftgenossen empfahl. Schopenhauer war selbst ein Ausgestoßener aus der gelehrten oder Zunftphilosophie und seine ganze Lehre war überhaupt nicht dazu angethan, das Katheder besteigen und als eine eigentliche geschlossene Disciplin vorgetragen werden zu können. Es könnte hierbei höchstens Dühring erwähnt werden, dessen ganzes Schicksal ja ein tragisches ist und der gewissermaßen die Schopenhauer'sche Lehre nach der gelehrten Seite hin und im Kampfe mit der von ihr angefeindeten zünftigen Wissenschaft vertritt. Nach der „Kritischen Geschichte der Philosophie" von Dühring, einem an sich immer geist- und gedankenreichen Buche, ist alles, was zwischen Thales und seinen Genossen, die ja diesen ganzen

Stein des Sisyphus zuerst in das Rollen gebracht haben, auf der einen und Schopenhauer und Comte auf der andern Seite in der Mitte liegt, mit spärlichen Ausnahmen, ganz insbesondere aber der mit Unrecht so hoch gefeierte Aristoteles, nichts als ein Inbegriff von Schrullen, hohlköpfigen Einbildungen und Verkehrtheiten. Wie es sich hiernach noch lohnen soll, überhaupt nur Geschichte der Philosophie zu studiren, ist freilich nicht abzusehen. Die Populärphilosophie aber war immerhin im Recht, über den einseitigen Bann und die formalistische Beschränktheit der gelehrten Systeme hinauszustreben. Es hat auch in früherer Zeit schon in Deutschland eine classische Epoche der Populärphilosophie gegeben; dieses war diejenige in der Zeit der sogenannten rationalistischen Aufklärung in Mendelssohn, Garve, Sulzer u. a., die sich in vieler Beziehung sehr zu ihrem Vortheil von der auf den Universitäten herrschenden steifen Katheder-philosophie des Wolf und seiner Schule unterschied. Es hat überall auch das Volk oder das weitere gebildete Publikum ein Anrecht und ein Interesse an der Philosophie und es wird insofern die gelehrte oder wissenschaftliche Philosophie naturgemäß zugleich durch die Populärphilosophie vervollständigt und ergänzt. Wir stehen wesentlich auch jetzt in einer solchen populärphilosophischen Epoche, und es ist namentlich Schopenhauer mit seiner Lehre, der als der jüngst verflossene Prophet dieser Richtung in Deutschland angesehen werden darf.

Es erscheint wol als erklärlich oder selbstverständlich, daß, wenn man sich einmal auf seinem Wege verlaufen hat, man wiederum zu demjenigen Punkte zurückkehrt, von dem man zuerst den Ausgang seiner ganzen Wanderung genommen hat. Dieses aber ist ungefähr die allgemeine Lage der gegenwärtigen deutschen Philosophie. Der gemeinsame Ausgangspunkt alles neuern deutschen philosophischen Denkens ist ohne Frage die Lehre Kant's gewesen. Alles aber, was auf Kant gefolgt ist, hat sich, wie es scheint, mehr oder weniger abgenutzt und verbraucht. Jede einzelne der nachkantischen Richtungen oder Lehrformeln der Philosophie trägt einen zu ausgeprägt einseitigen Charakter an sich, als daß sie länger als für eine kurze Zeit und in einem beschränkten Kreise des Umfanges hätte als wahr oder genügend anerkannt werden können. Kant ist unter allen Umständen ein Philosoph von größerer Bedeutung und umfassenderer historischer Tragweite gewesen als alle diejenigen, die auf diesem Gebiete nach ihm gefolgt sind. Kant hat mit Sokrates im Alterthum insbesondere auch dieses gemein, daß seine Lehre die Wurzel oder der Ausgangspunkt für einen ganzen Complex oder eine Familie mehr oder weniger einseitig gefärbter Richtungen und Schulen der Philosophie geworden ist; er ist ferner ohne Frage der größte und bahnbrechendste Philosoph Deutschlands, ja wol der ganzen neuern Zeitgeschichte überhaupt gewesen. Die ganze gewaltige Umbildung des deutschen Geisteslebens am Ende des vorigen Jahrhunderts hat in dem Gedanken des Kantischen Systems ihre innerste Einheit und ihren mächtigsten bewegenden Mittelpunkt gehabt. Soll darum aber alles, was auf Kant gefolgt ist, einfach irrthümlich, falsch und vergeblich gewesen sein? Es ist nothwendig und berechtigt, sich an den hervorragenden Größen der Vergangenheit zu orientiren; aber es ist zugleich verkehrt und unmöglich, direct auf sie zurückgreifen und alles, was auf sie gefolgt ist, einfach austilgen und ignoriren zu wollen. Wir

haben offenbar jetzt vollständig den Faden des Zusammenhangs mit der ganzen weitern aus Kant hervorgegangenen Entwickelung der Philosophie verloren. Ist aber dasjenige, was uns jetzt als neue und direct aus der Quelle Kant's abgeleitete Weisheit dargeboten wird, wirklich etwas Höheres, Besseres, Wahrhafteres und Vollkommeneres als alles dasjenige, was früher hieraus hervorgeflossen war? Ist man berechtigt, einen Schopenhauer u. s. w. wirklich mit Männern wie Fichte, Schelling, Hegel und Herbart auf eine Linie zu stellen und in ihm allein den genauen Interpreten und echten Fortbildner der Kantischen Lehre erblicken zu wollen? Geht die Verblendung doch so weit, sogar auf den sogenannten vorkritischen Kant, also auf denjenigen, wie er vor seinen großen entscheidenden und bahnbrechenden idealistischen Hauptwerken war, zurückgehen und diesen historisch gewordenen Kant gleichsam schon als den Abfall von sich und dem wahren Kern oder Gehalt seiner Lehre hinstellen zu wollen. Aller Sinn für das Verständniß der Geschichte oder der organischen Entwickelung der Philosophie ist uns jetzt oder der Gegenwart vollständig abhanden gekommen. Auch ist der Name Kant's vielfach ein bloßer Deckmantel für Auffassungen oder Bestrebungen, die dem eigentlichen Geiste seiner Lehre fremd, ja selbst entgegengesetzt sind. Der naturwissenschaftliche Realismus und Materialismus ist an sich immer die höchste beherrschende Macht für die ganze theoretische und praktische Weltauffassung unserer Tage. Man fühlt das Bedürfniß, diesen ganzen Standpunkt gleichsam zu adeln und ihn in seiner Einseitigkeit zu überwinden, indem man ihn mit dem subjectiven Idealismus der Kant'schen Lehre in Verbindung bringt. Die menschliche Subjectivität ist nach ihrer sinnlichen Seite und nach den Bedingungen ihres Aufnehmens der äußern Welt jetzt selbst zu einem Gegenstande eingehender empirischer Forschung geworden. Diese sinnliche Subjectivität aber oder unser Körper ist überall etwas ganz anderes als diejenige innere ideal-geistige und ethische Subjectivität, auf deren kritische Feststellung und Untersuchung sich die Kantische Lehre bezog. Gerade der innerlich intellectuelle und Freiheitscharakter des Subjects ist die specifische Basis, auf welcher die Kantische Weltanschauung wurzelt. Man hat für diese ganze Art des Idealismus jetzt gar kein Verständniß mehr. Wo aber aller Idealismus im Leben selbst verschwunden ist, da hört auch die Bedingung für das Verständniß aller idealen Erscheinungen und der höhern idealen Einrichtungen und Gesetze des Wirklichen überhaupt auf.

Es ist wahr, daß sich die aus Kant hervorgegangene idealistische Bewegung des Denkens in einen voreiligen und eingebildeten Erkenntnißrausch verlaufen hatte. Auf diesen Rausch mußte nothwendig zunächst eine Ernüchterung folgen. Diesem Bedürfniß hatte insbesondere der sogenannte Realismus des Herbart'schen Systems sein Emporkommen und seine weitere Ausbreitung zu verdanken. Dieses System kann jetzt wol noch als die einzige bestehende eigentliche und in sich geschlossene Schule der wissenschaftlichen Philosophie angesehen werden. Obgleich das Entstehen der einzelnen Richtungen der nachkantischen Philosophie im allgemeinen mehr ein gleichzeitiges gewesen ist, so gehen dieselben doch wesentlich nach ihrem äußern Hervortreten oder ihrer herrschenden Stellung in der öffentlichen Geltung und in dem allgemeinen Fortschritt der nationalen Geistesbewegung in einer Reihe hinter-

einander her. Eine jede dieser Richtungen hat vorzugsweise in einer bestimmten Epoche der neuern deutschen Geschichte culminirt oder ihre Blüte als höchster Gesammtausdruck des ganzen wissenschaftlich-nationalen Bewußtseins gehabt. Die Lehren von Kant, Fichte, Schelling, Hegel und Herbart dürfen zuletzt als eine zusammenhängende Reihe von Stufen in einem bestimmten gemeinsamen geistigen Entwickelungsproceß aufgefaßt werden. Als eine sechste Stufe dürfte sich hieran die zu einer allgemeinern Geltung und Anerkennung gelangte Lehre Schopenhauer's anschließen. Mindestens auf der Oberfläche des nationalen Geisteslebens ist immer ein Name oder ein philosophischer Gedanke zu einer bestimmten Zeit der entscheidendste oder hervorragendste gewesen. Es ist jedenfalls ein bestimmtes Gesetz der Entwickelung, unter welchem die Philosophie sowie alles andere Menschliche steht. Dieses Gesetz zu ergründen aber muß wol als die wichtigste Aufgabe aller ernsten und strengen wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Philosophie erscheinen. Bis auf weiteres ist ja überhaupt die Geschichte der Philosophie identisch mit der Philosophie selbst, da alle Philosophie bisher doch nur in einem Wechsel ihrer verschiedenen Systeme und Formen der Weltauffassung bestanden hat. Die Meinung aber, daß es mit allem selbständigen Philosophiren jetzt wesentlich vorbei sei und alle weitere Arbeit wesentlich nur in der genauern Erkenntniß und Durchforschung des bisher aufgehäuften historischen Materials der Philosophie bestehen könne, hat in der neuern Zeit namentlich ihre Vertretung gefunden in der historisch-kritischen Schule Trendelenburg's. Im Sinne dieser Richtung ist die Philosophie eine einfach gelehrte oder historisch-philologische Wissenschaft wie eine andere. Die eigene Lehre Trendelenburg's selbst war ein etwas modificirter Aristotelismus, der immerhin mit dem System Hegel's die Gesammtauffassung des Wirklichen als eines Werdens oder einer Bewegung gemein hatte. Auch diese historisch-kritische Schule aber stimmte mit der Herbart'schen in der Verwerfung des frühern speculativen Idealismus überein, und es wurde namentlich durch sie die frühere Alleinherrschaft der Hegel'schen Schule in Preußen abgelöst und verdrängt. Im allgemeinen aber darf diese Richtung als die auf den Universitäten und sonst in der gelehrten Welt gegenwärtig vorherrschende angesehen werden, und es nimmt dieselbe sogar vielfach den Charakter der wissenschaftlichen im eminenten Sinne und mit Ausschluß aller andern irgendwie selbständigen Erkenntnißbestrebungen für sich in Anspruch. Es kann nicht verkannt werden, daß auf der einen Seite der naturwissenschaftliche, auf der andern aber der historische Empirismus jetzt die wesentliche Grundlage für alle mit dem Ausdruck von philosophischen bezeichneten Erkenntnißbestrebungen in der Wissenschaft geworden ist. Wir sind unbedingt in ein anderes Gesammtstadium als in dasjenige der frühern großartigen idealistisch-speculativen Gedankenproduction unmittelbar nach Kant eingetreten und es hat das innere idealistische Gedankenstreben bei uns nur gewisse ausgeartete oder krankhafte Formen, wie die des sogenannten Pessimismus, des Spiritismus u. s. w. angenommen.

Wir sehen die Welt immer so an, wie dieses unsere eigene Geistes- und Gemüthsverfassung mit sich bringt, oder es ist in der Regel eine gewisse subjective Stimmung, von der unsere ganze Auffassung der äußern Dinge beherrscht wird. Ob wir die Welt gut oder schlecht finden wollen, dieses hängt wesentlich von

unserer eigenen heitern oder galligen Disposition ab. Hegel fand die Welt vernünftig und gut, Schopenhauer fand sie unvernünftig und schlecht, und es ist der eine insofern gleichsam der Demokrit, der andere der Heraklit unserer Zeit. Es ist überflüssig, sich zu streiten, ob die Menge des Guten oder die des Bösen in der Welt überwiege. Das wirkliche Leben oder die Geschichte ist thatsächlich ein Kampf zwischen beiden und die Acten sind zur Zeit noch nicht darüber geschlossen, ob der Ausgang dieses ganzen Dramas ein glücklicher oder ein unglücklicher sein wird. Der historische Optimismus Hegel's, für den alles in gleichem Grade als gut, nothwendig und vernünftig erschien, war freilich ein übertriebener. Die Welt ist aber deswegen noch nicht schlecht, weil wir nicht die Stärke besitzen, das Schlechte in ihr zu überwinden, oder weil uns die Einsicht abgeht, den sich in ihr vollziehenden Kampf des Guten und des Bösen nach seiner ganzen Ordnung und in seinen innern Motiven zu begreifen. Ist aber die Welt überhaupt schlecht und unvollkommen, oder ein verfehltes Werk der Gottheit oder des metaphysisch Absoluten, so ist es auch unmöglich, sie denkend oder wissenschaftlich zu begreifen. Der Optimismus überhaupt also oder die Annahme, daß wir es mit einer wohleingerichteten und vernünftigen Welt zu thun haben, ist insofern die erste Voraussetzung aller wahren Philosophie oder alles auf die Erkenntniß ihrer innern Ordnung gerichteten erkennenden Strebens. Der Pessimismus aber wendet der Welt den Rücken, indem er es nicht für der Mühe werth halten kann, sie denkend zu begreifen. Leibniz und Hegel, die beiden größten und berühmtesten Optimisten, suchen beide die Welt in ihrer innern Ordnung zu begreifen oder geben uns ein idealistisch verklärtes Bild von derselben. Selbst wenn dieses ein Traum wäre, so liegt hierin mehr Wahrheit enthalten, als in den wüsten und weltschmerzlich zerrissenen Zerrbildern eines Schopenhauer, Hartmann, Heinrich Heine oder auch Johannes Scherr. Der Optimismus ist eben die an sich gute, richtige und einheitlich geschlossene, der Pessimismus die schlechte, falsche und in sich selbst widerspruchsvoll zerrissene Ansicht von der Welt. Hartmann allerdings fühlt immer den Werth einer in sich geschlossenen und befriedigten Weltansicht und strebt insofern nach einer reinern Höhe der Welt- und Lebensphilosophie zurückzugelangen. Es sind wesentlich alles Gemälde von der Welt in verschiedenem Licht der Auffassung, welche uns die Dichter und die Philosophen geben. Die gegenwärtige nicht streng systematische oder Popularphilosophie aber ist überhaupt dem Fluche des Pessimismus verfallen, während dagegen die frühere vorkantische Popularphilosophie von einem hohen und reinen idealistischen Optimismus erfüllt und getragen war. Wenn die Welt schlecht ist, so muß dieses freilich der Wahrheit gemäß gesagt werden, und es mochte auch an der Zeit sein, gegenüber der unterschiedslosen Vergötterung oder Vergeistigung alles Wirklichen bei Hegel wieder einmal das Schlechte und Gemeine in ihr zu betonen. Aber es ist ebenso falsch und voreilig, hierbei stehen bleiben zu wollen. Die Existenz des Bösen muß anerkannt werden, weil in dem Kampfe mit demselben alle wahre Tugend und aller ideale ethische Optimismus besteht. Dieser ethische Optimismus aber hat den metaphysischen selbst zu seiner Voraussetzung; denn ist die Welt überhaupt schlecht, dann hat es für uns auch gar keinen Sinn oder keine vernünftige Berechtigung,

nach dem Guten zu streben. Die Welt überhaupt als an sich gut zu setzen, ist selbst die erste und nothwendigste sittliche That des Menschen. Es ist nur der niedrige und beschränkte Empirismus der Weltbetrachtung, der über das Gemeine und Schlechte in ihr nicht hinauskommen kann. Der auf die Erkenntniß des Ganzen der Dinge der Welt gerichtete Idealismus des Denkens ist auch die allgemeine Voraussetzung und das nothwendige Correlat für eine jede wahrhaft ethische oder nach dem Guten und Sittlichen strebende Stimmung der Seele.

Wenn in dem ganzen historischen Fortgange der Philosophie überhaupt eine bestimmte Ordnung und Gesetzmäßigkeit waltet, so wird diese allerdings nur durch eine unbefangene Betrachtung aus ihr selbst abgeleitet und nicht, wie es durch Hegel geschah, nach einer willkürlichen und a priori feststehenden Methode in sie hineingetragen werden können. Der neuere historisch-kritische Empirismus aber gibt es überhaupt auf oder ist unfähig, sich zu einer Erkenntniß dieser Ordnung zu erheben. Es kommt überall darauf an, das Specifische oder den entscheidenden Grundgedanken in der ganzen Stellung eines philosophischen Systems zu bestimmen. Es gibt zuletzt eine bestimmte Summe wichtiger allgemeiner Gedanken, welche nach einer gewissen natürlichen Reihenfolge im menschlichen Geiste hervortreten. Der Reihencharakter allein aber oder das einfache Früher und Später ist doch nicht vollkommen ausreichend, um die wahren Verhältnisse und die ganzen Unterschiede der einzelnen Systeme der Philosophie in der Geschichte in wissenschaftlich adäquater Weise zu bezeichnen. Für Hegel erschien die ganze Geschichte der Philosophie gleichsam als eine große Jakobsleiter, die in einer nothwendigen Reihenfolge von Stufen bis zu der von ihm selbst erreichten absoluten und höchsten Wahrheit alles geistigen Wissens emporgeführt hatte. Hegel hat aber doch das Verdienst gehabt, zuerst den Versuch gemacht zu haben, die ganze Ordnung der Geschichte der Philosophie einheitlich und denkend zu begreifen. Es kann zunächst nicht verkannt werden, daß gewisse Erscheinungen oder Gedankensysteme von ähnlicher Art oft in sehr verschiedenen Zeitaltern der Geschichte wiederkehren. Ich erinnere hier z. B. nur an die wiederholt aufgetauchte Lehre oder Theorie der Atomistik. Die philosophischen Systeme können, abgesehen von ihrer äußern Zeitfolge, nach der ganzen Art ihres Standpunktes in gewisse allgemeine Klassen oder Kategorien unterschieden werden. Gewisse Wahrheiten und gewisse Irrthümer treten zu verschiedenen Zeiten, nur in anderer Form, immer wieder von neuem hervor. Ein Fortschritt aber liegt in allem dem doch immer insofern enthalten, als der ganze Umfang unsers empirischen Wissensmaterials successiv ein immer reicherer wird und sich hierdurch auch die allgemeinen Lehren und Auffassungsformen der Philosophie mit einem immer tiefern und ausgedehntern Inhalte des Denkens erfüllen. Es stehen sich mehr oder weniger überall verwandte Auffassungen und Lehrmeinungen über das Wesen der Welt gegenüber. Ein berühmter Gegensatz war in der alten Philosophie vor Sokrates derjenige der beiden Lehren des Heraklit und des Demokrit, von denen der erstere die Welt im Sinne eines ἓν καὶ πᾶν als eine einzige von einer immanenten Nothwendigkeit beherrschte und erfüllte Totalität hinzustellen versuchte, während sie dem letztern vielmehr als das bloße zufällige Product aus dem Spiele der wechselnden Verbindung der sich im

leeren Raume bewegenden einfachen Körperchen oder Atome erschien. Derselbe Gegensatz fand dann später noch in einer mehr ethisch gefärbten Form in der doppelten Schule der Stoa und des Epikur seine Erneuerung. In der Geschichte der neuern Philosophie aber ist Spinoza derjenige gewesen, der den starren Einheitsgedanken des Monismus und Determinismus in der Welt mit der strengsten Consequenz durchgeführt hat, während ihm gegenüber Leibniz die Welt vielmehr in eine unendliche Vielheit von Monaden oder selbständig beseelten Einzelwesen aufzulösen versucht. An denselben Gegensatz schließt sich späterhin in der Zeit nach Kant wenigstens zum Theil das Verhältniß der beiden Lehren von Hegel und von Herbart an. Ueberhaupt aber ist das wirkliche Begreifen der Welt das wahre und eigentliche Ziel aller echten oder wissenschaftlichen Philosophie gewesen. Die Voraussetzung, daß die Welt eine irgendwie geordnete und vernünftige sei, ist das nothwendige Fundament alles weitern ernsthaften denkenden Begreifens derselben. Der Pessimist aber wirft einfach die Flinte in das Korn, weil er sich ohnmächtig fühlt, den schwierigen Kampf mit der Welt in ihren oft zusammengesetzten und anscheinend widersprechenden Beschaffenheiten aufzunehmen. Ihm ist deswegen nur die thatlose Weltflüchtigkeit oder die orientalisch-buddhistische Selbstauflösung in das unendliche Nichts des All der einzige und letzte Trost in der Oede des Lebens.

Was ist aber überhaupt dasjenige, was wir die Welt nennen, inwiefern sie von uns denkend erkannt oder begriffen werden kann? Der Mensch will irgendeine Antwort haben auf die Frage nach dem letztern Innern oder dem Hintergrund der ganzen ihn umgebenden wirklichen Welt. Die populäre Antwort hierauf besteht in der religiösen Forderung oder Annahme des Gottesbegriffes; das philosophische Denken aber hat zu allen Zeiten über diese Annahme hinausgestrebt oder sie nicht als unbedingt ausreichend und genügend befunden. Es ist aber doch immerhin erst zu einer gewissen Zeit in der Geschichte ein wirklicher und vollständiger Bruch zwischen dem religiösen und dem denkend wissenschaftlichen oder philosophischen Standpunkte der Weltbetrachtung hervorgetreten. Es finden auch hierüber bestimmte natürliche Ordnungen und Gesetze in aller Weiterentwickelung des menschlichen Geistes in der Geschichte statt. Auf den rein und anfänglich religiösen Standpunkt folgt zunächst überall der theologische, und erst aus diesem geht dann weiter der eigentlich philosophische und streng wissenschaftliche Standpunkt der Weltbetrachtung hervor. Der theologische Standpunkt aber besteht darin, den gegebenen Inhalt der religiösen Ueberlieferung selbst in einer höhern Weise denkend zu ordnen oder zu einem geistigen System zu gestalten. Dieser theologische Standpunkt wurde in der Geschichte des Alterthums vertreten durch die Dichter der griechischen Theogonien und Kosmogonien, denen allen das Bestreben zu Grunde lag, den mythologischen Sagenstoff irgendwie einheitlich zu begreifen oder denkend zu gestalten. Hieran schließt sich erst später die eigentliche Philosophie oder Metaphysik der Griechen an. Auch in der neuern Zeit aber wird der einfache Inhalt der christlichen Lehre zuerst in der sogenannten Philosophie der Kirchenväter zu einem ausführlichen und in sich geschlossenen theologischen System

gestaltet und es geht auch hier sodann erst später die eigentliche Philosophie der neuen Zeit als eine weitere Fortsetzung oder Stufe aus diesem ganzen theologischen Gedankenkreise hervor; alle sogenannte Philosophie des Orients aber ist auch wesentlich nur von theologischer Art oder es tritt hier nie jener ganze für das Leben des Abendlandes bezeichnende Bruch zwischen religiös-theologischer und philosophisch-wissenschaftlicher Weltauffassung hervor. Der ganze Orient kommt wesentlich nie über das anfängliche religiös-theologische Traumleben in seinen Vorstellungen über die Welt hinaus. Im Abendlande aber findet unverkennbar überall eine gewisse Analogie in dem allgemeinen Lebensgange und dem Gedankenfortschritt seiner beiden Perioden, der alten und der neuen Geschichte, statt. Es ist dieses ein Verhältniß, welches ich insbesondere in meiner „Geschichte der Philosophie in pragmatischer Behandlung" (Leipzig, F. Fleischer, 1867) näher zu begründen und durchzuführen versucht habe. Alle wahre Erkenntniß der Ordnung einer Sache oder eines bestimmten Gebietes des Lebens aber kann sich nur gründen auf die Feststellung der Analogien oder auf die Unterscheidung des Aehnlichen und des Unähnlichen zwischen den einzelnen Theilen und Erscheinungen desselben. Bei aller Verschiedenheit aber der ganzen Verhältnisse und Voraussetzungen des antiken und des neuern philosophischen Denkens ist es doch immerhin ein ähnliches Gesetz der Entwickelung, welches sich in dem allgemeinen Verlaufe und der Reihenfolge der einzelnen Erscheinungen oder Stufen in beiden Perioden zeigt. Die ganze neuere Geschichte überhaupt ist ja nicht blos eine einfache Fortsetzung derjenigen des Alterthums gewesen, sondern es treten die neuern Völker gleichsam nur in die geistige Erbschaft derjenigen des Alterthums ein und befinden sich hierdurch auf eine höhere und historisch vermittelte Basis gestellt, auf welcher aber sich ihr eigenes Leben und Denken vielfach nach ähnlichen Gesetzen und in ähnlichen Formen weiter entwickelt, als dieses schon in andern und im allgemeinen weit einfachern Verhältnissen bei den antiken Völkern selbst der Fall gewesen war. Auch diese ganzen weitern Ordnungen und Verhältnisse des historischen Lebens habe ich in meiner „Philosophie der Geschichte" (Leipzig, F. Fleischer, 1868) ausführlicher zu bearbeiten versucht. Ich gedenke endlich hierbei noch meiner Schrift „Ueber den Gegensatz des Classischen und des Romantischen in der neuern Philosophie" (Leipzig, M. Schäfer, 1877), in der ich insbesondere darauf hinzuweisen bestrebt gewesen bin, wie unbeschadet und neben jener Analogie sich doch auch in dem ganzen Fortgange der neuern Philosophie vom Mittelalter an ein Kampf und ein Ringen derselben doppelten historischen Gesammtrichtung erkennen lasse, welche zunächst auf dem Gebiete des künstlerischen und des poetischen Strebens als die classische und die romantische bezeichnet zu werden pflegt und von welcher die erstere wesentlich in dem Anschlusse an die Ideale und Vorbilder des hellenischen Alterthums, die letztere aber in dem an jene des germanischen Mittelalters ihre Wurzel gehabt hat. Das Alterthum ist ja überall auch mit Bewußtsein in unserer Zeit repristinirt worden und lebt insofern als ein mächtiges reinigendes Agens in der ganzen neuern Geschichte fort. In unserm gegenwärtigen philosophischen Leben aber sind wir gleichsam in einen heillosen Sumpf gerathen, aus dem wir uns nur durch eine umfassende Orientirung über die historischen Gesammtverhältnisse der Philosophie und die wahren

Ziele und Bedingungen alles wirklichen Wissens von der Welt werden heraushelfen können.

Glaubt man wirklich, mit Hegel und seiner ganzen Richtung darum fertig zu sein, weil seine Methode sich als unfähig erwiesen hat, das Wesen der Dinge wahrhaft und vollkommen zu begreifen? Soll alles dasjenige einfach falsch und vergeblich gewesen sein, was zwischen Kant selbst und der modernen Richtung des sogenannten Neukantianismus in der Mitte liegt? Hegel hat mindestens mit ernstem Fleiße und in großartigem Stil daran gearbeitet, den ganzen Inhalt des Wirklichen in einer einheitlich geordneten und geistvoll gedankenmäßigen Weise zu begreifen. Das war doch mindestens Wissenschaft oder ein tiefes und gewaltiges Ringen mit dem ganzen concreten Erscheinungsstoffe der Wirklichkeit selbst! Was hat eine philosophische Lehrformel sonst für einen Werth, als daß sie einen Anhaltspunkt darbietet für das denkende Begreifen der gegebenen Erscheinungen innerhalb der Welt selbst? Es sind überall irrthümliche und veraltete Vorstellungen, die sich mit dem ganzen Werthe einer philosophischen Lehrformel in unserer Zeit zu verbinden pflegen; man will überall wieder dahin eindringen, wohin sich der Natur der Sache nach nicht eindringen läßt, und eben das unsterbliche Verdienst Kant's selbst besteht darin, diese Schranken festgestellt zu haben. Daß das sogenannte Ding an sich oder das Letzte und Eigentliche hinter den Erscheinungen von uns nicht erkannt werden kann, dieses wird jetzt wenigstens die nothwendige Ansicht und Voraussetzung aller gesunden Philosophie und Wissenschaft sein müssen. Der ganze Werth der Lehrformeln der wissenschaftlichen Philosophie in unserer Zeit hat aber nur darin bestanden, durch gewisse allgemeine Voraussetzungen einen Weg oder eine Methode zu gewinnen für das eingehende denkende Begreifen der Erscheinungen des Wirklichen selbst. Alle diese Lehrformeln waren gleichsam eine Reihe von Idealsanschauungen über das Wesen der wahren und vollkommenen oder im Geist und im Denken gegründeten Wissenschaft, und sie haben in dieser Eigenschaft mächtig beigetragen zu der ganzen Ausbildung und Vollendung unsers gegenwärtigen wissenschaftlichen Denkens selbst. Es gehört die ganze Beschränktheit des gewöhnlichen handwerksmäßigen Empirikers und der vollständige Mangel alles echten historischen Sinnes dazu, um die Gewalt dieses Einflusses leugnen oder bestreiten zu wollen. Daß diese Ideale zum Theil unwahre oder doch unzureichende waren, ändert nichts an ihrem Werthe oder ihrer Bedeutung für die Geschichte. Es liegt im Wesen des Ideals, der Wirklichkeit nicht vollkommen entsprechend oder adäquat sein zu können. Alle Ideale sind aber überhaupt dazu da, uns zu dem wirklichen und ernsten Kampf mit der Welt oder dem Leben auszubilden und zu erziehen. Auch die Wissenschaft durchläuft ebenso wie der einzelne Mensch eine Reihe von solchen Idealen, durch welche sie ihrer endlichen wahren Reife und Vollkommenheit entgegengeführt wird. Es wird nicht behauptet und angenommen werden können, daß der bloße von der Anschauung des mechanischen Causalitätsgesetzes beherrschte Empirismus allein bereits die wahrhafte und vollkommene Wissenschaft sei. Hegel aber vertritt überhaupt mehr als einer und jedenfalls in der großartigsten und geschlossensten Weise das ganze Ziel und Ideal einer geistigen und im Gedanken gegründeten Art oder Gestalt alles Wissens in

sich. Seine Methode ist falsch oder unvollkommen, bietet aber doch überall bestimmte Momente und Anknüpfungspunkte für eine höhere Weiterbildung in sich dar. Ich kann auch hier nicht umhin, mich auf mein letztes größeres Werk: „Hegel und die logische Frage der Philosophie in der Gegenwart" (Leipzig, M. Schäfer, 1878), zu beziehen. Mit der gemeinen Logik, wie sie zur Schande der jetzigen Wissenschaft in dem scholastischen Wust ihrer leeren Denkformen noch heute auf den Universitäten besteht, mit diesem alten Plunder zuerst vollständig gebrochen zu haben, ist überall eins der größten und entscheidendsten Verdienste Hegel's. Was uns Hegel selbst gibt, kann allerdings immer als eine Art von Begriffsdichtung angesehen werden. Der Ausdruck der Begriffsdichtung scheint im strengen Sinne nur auf diejenigen Arten der Philosophie in Anwendung gebracht werden zu dürfen, welche in dem Bestreben bestehen, durch eine bestimmte in sich methodisch geschlossene Combination abstracter Begriffe sich zu einer Erkenntniß der wahren Natur des Seienden zu erheben. So war die ganze Theologie oder Philosophie des Mittelalters eine Art von Begriffsdichtung, und auch in der neuern Zeit hat namentlich in den Lehren von Fichte, Schelling und Hegel dieses ganze Princip der Begriffsdichtung in veränderter Form eine Erneuerung gefunden. Es kann sich nicht etwa darum handeln, auf Hegel und seine Lehre einfach zurückzukommen, da dieser ebenso wie Kant eine einmal überschrittene und hinter uns liegende Etappe des Weges der Geschichte der Philosophie ist. Es kann jetzt unter der Aufgabe der Philosophie rechtmäßig nur verstanden werden das Bestreben des einheitlich denkenden Begreifens der gegebenen Erscheinungen der Welt. In diesem Sinne aber wird die Philosophie zusammenfallen mit der Idee der wahren oder vollkommenen Wissenschaft selbst. Es mag hierzu bestimmter allgemeiner Anschauungen und Voraussetzungen über die Ordnung der Welt bedürfen, die aber im echt Kantischen Sinne zunächst nur als subjectiv nothwendige Normen der Auffassung des Wirklichen werden anzusehen sein dürfen. Das eigentliche und höchste Ziel aller Philosophie in der Geschichte liegt in der Wissenschaft. Auch für die Erledigung der praktischen Aufgaben und Ziele des Lebens aber bildet die wahre Vollkommenheit des wissenschaftlichen Denkens die nothwendige und erste Voraussetzung. Eine bloße metaphysische Lehrformel aber über ein vermeintliches Letztes und Absolutes in der ganzen Natur oder wirklichen Welt ruft einen leeren, krankhaften und vorübergehenden Erkenntnißrausch in der Seele hervor. Auch ist in allen solchen Lehrformeln jetzt eigentlich gar nichts Neues mehr enthalten, sondern es sind alles dieses wesentlich nur in irgendeine Laune oder Verstimmung der Gegenwart getauchte Reproductionen allgemeiner naturphilosophischer Lehren und Gedanken früherer Zeit. Das Leben des Geistes zu begreifen ist jetzt für uns überall die höhere und wichtigere Aufgabe als alle Erkenntniß der Natur, die doch zuletzt für uns ihre durchaus unüberschreitbare Grenze hat. Eine echte und gesunde Weiterbildung der deutschen Philosophie wird nur durch eine Wiederanknüpfung an die genuine Fortentwickelung des Kernes der Kantischen Lehre in der Richtung des neuern wissenschaftlichen Idealismus erzielt werden können.

Ueber den
gegenwärtigen Zustand unserer Binnenfischerei.

Von

Robert Hartmann.

Im Folgenden werde ich mich bemühen, eine Skizze der Zustände zu geben, welche so wichtige Factoren des menschlichen Wohlstandes, wie Fischzucht und Fischfang in unsern süßen Gewässern, zu heutiger Zeit darbieten. Die deutschen Verhältnisse werden uns hier vorzüglich beschäftigen.

In einem gut geschriebenen und lehrreichen Büchelchen von Carl Vogt über „Die künstliche Fischzucht", welches 1859 in erster Auflage erschien (2. Aufl., Leipzig 1875), findet sich die Angabe, daß der Mensch nach Ueberwindung der ersten Culturanfänge als Hirt oder weidender Nomade den Ackerbau und die Viehzucht gepflegt und nach dem jeweiligen Standpunkt der von ihm zurückgelegten Culturfortschritte weiter zu entwickeln bemüht gewesen sei. Diese allgemein gekannten Sätze habe man aber kaum jemals auf die Gewässer anzuwenden gewußt, welche doch einen großen Theil der Erdoberfläche einnähmen und uns so vielen Nahrungsstoff lieferten. Dem Nahrungsstoff gegenüber, der in Gestalt von Fischen in den Gewässern umherschwimme, ständen wir ganz auf dem Standpunkte des Jägers und höchstens auf demjenigen des Nomaden, der allenfalls für seine Heerde gesicherte Ruheplätze suche, alles übrige aber dem Walten der Natur überlasse. Was die Natur uns ohne weitere Anregung in den Gewässern liefere, beuteten wir aus, so gut wir könnten. In den süßen Gewässern legten wir höchstens Fischteiche an, in denen wir meist den Fischen es überließen, sich ihre Nahrung zu suchen. Unsere Gesetze in Bezug auf die Gewässer gingen nicht einmal so weit wie die Jagdgesetze, welche doch wenigstens die zeugungsfähigen Thiere in der Fortpflanzungszeit zu schützen pflegten. Vogt wird eingestehen, daß seit der Zeit, in welcher er diese Zeilen geschrieben — es sind jetzt 22 Jahre darüber verflossen — vieles zur Besserung der von ihm beleuchteten, damals allerdings sehr traurigen Sachlage geschehen sei.

Die Fischerei ist ein altes, uraltes Gewerbe. Dies bekunden nicht allein die Gesänge aus dem classischen Alterthum, nicht allein die stilvollen Wandmalereien der Aegypter, sondern auch die Knochenreste in den schweizer Pfahlbauten, in den nordeuropäischen Küchenabfällen, in den märkischen und lausitzer Burgwällen.

Fische sind eben gute, leicht verdauliche, im allgemeinen schmackhafte Nahrungsmittel. In den Netzarbeiten der Aegypter, Assyrer und Pfahlbauern sehen wir Methoden der Seilerei- und Strickereitechnick befolgt, welche noch heute allgemeine Anwendung erhalten. Es gibt ja mancherlei Erfindungen des menschlichen Genies, deren directe Nutzbarkeit selbst in dem Jahrtausende währenden Umlauf der Zeiten kaum einmal eine leichte Abänderung erheischt.

Eine Art von rationeller Teichwirthschaft ist übrigens schon aus dem grauen Alterthum bekannt. Die Aegypter, diese Urväter aller Cultur der Alten Welt, hatten, wie uns ihre frühen monumentalen Darstellungen lehren, ihre niedlichen wohleingehegten Gartenteiche, an deren geglätteten Rändern irgendein feister Nomarch oder sonst etwas Großes auf schön gefügtem Stuhle saß, die Füße auf dicke Binsenmatten stützend und in aller Gemüthlichkeit kleine Chromiden, Welse u. s. w. aus dem mit Lotosblumen bestandenen Wässerchen herausangelnd. Die Flußfischerei wurde von der geringern Sorte des Pharaovolkes mit an Stäben befestigten oder auch nur mit den Händen gehaltenen Angelschnüren, mit Netzen von aller erdenklichen Form getrieben. Hohe Herren fuhren auch auf leichten Binsencanoes zu des Vater Nil Wässern hinaus, speerten da große Chromis mit der Doppellanze und warfen bei Gelegenheit ihre langschaftigen Harpunen auf die Giganten der afrikanischen Gewässer, auf die Nilpferde. Nebenbei lag man mit bomerangähnlichen Wurfinstrumenten, mit Bogen und Pfeil der Jagd auf jenes bunte Wassergevögel ob, wie es die größern afrikanischen Ströme zu bevölkern pflegt.

Im Mittelalter wurde eine gewisse Fischpflege nicht allein in den an fürstliche und an adelige Sitze anstoßenden Teichen, Seen, Flüssen und Bächen unterhalten, sondern es verstand damals auch die Klostergeistlichkeit durch Jahrhunderte, verschiedene Sorten des beflossten und beschuppten Geschlechts für die Fastentafel zu füttern. Die Herren in der Kutte aber hatten bei aller geistigen Regsamkeit sehr feine Geschmacksorgane und wußten recht wohl so manches edle Fischlein von plebejischen Sorten zu sondern, es wol auch zu mästen. So lange liebe, verschossene Sätze auf vergilbten Pergamenten aus den alten Zeiten lassen uns errathen, in wie guten Händen der Fischlein Wohl und Wehe sich auf den kühlen Gründen schönumschatteter Klosterweiher befand. Das war ja auch ein löbliches Thun inmitten der bäuerischen Roheit und Verkommenheit des Landvolkes sowie der Abgeschlossenheit der in strenger Umwallung lebenden Städter. Noch späten Geschlechtern kommt jene Sorgfalt der geistlichen Herren zu statten. Selbst die Legende spielt in das Vorkommen gewisser Fische hinein, so z. B. in dasjenige der Maduemaräne, eines der schmackhaftesten Süßwasserfische unsers Erdtheils. Der Teufel soll infolge des Pacts mit einem geistlichen Gourmand gehalten worden sein, bis zum ersten Hahnenruf das delicateste Fischlein der Welt herbeizuschaffen. Durch die lange Reise aufgehalten, vom ersten Hahnenrufe überrascht, ließ der erschreckte Satanas die Maräne in den Stintensee in Mecklenburg (auf einer gräflich Bernstorff'schen Besitzung) fallen. Der Verbreitungskreis dieses Thieres ist freilich, wie man männiglich weiß, ein weithin über den Stintensee hin ausgedehnter.

Giesebrecht und Friedel berichten, daß die in den brandenburgischen Marken angesiedelten Wenden zur Zeit des Mittelalters ein rechtes Fischervolk gewesen,

welches sich durch Errichtung künstlicher Fischerstätten oder Kietze in Seen auf Pfahlbauten gewisse culturgeschichtliche Verdienste erworben habe. M. E. Bloch vermuthet sogar, und zwar mit Recht, daß die meisten märkischen Brüche und Löcher Karpfen- oder andere nutzbare Fischteiche gewesen seien, welche allgemach in Verfall gerathen wären.

Der obenerwähnte Bloch hat durch sein mit schönen illuminirten Kupfertafeln ausgeschmücktes Werk: „Oekonomische Naturgeschichte der Fische Deutschlands" (3 Bde., Berlin 1783—85), welches noch heute als mustergültig betrachtet werden darf, vieles zur Anregung eines sorgfältigen Fischereibetriebes beigetragen. Große Verdienste erwarben sich in dieser Hinsicht neuerdings die Professoren Heckel und Kner in Wien, Molin in Padua um die Kunde der österreichischen, C. Th. von Siebold um diejenige der bairischen, Blanchard um die der französischen, J. Couch und Yarrell um die der britischen, Kroyer um die der dänischen, W. A. Malm, Fries und Eckström um die der schwedischen Fische resp. Fischereien.

Der Fischreichthum Deutschlands hielt sich durch Jahrhunderte in gewisser Höhe. Es existirten bereits im 15., 16. und 17. Jahrhundert Verordnungen, welche den Fischereibetrieb in verschiedenen Gegenden, z. B. in den Marken und in Ostpreußen regelten. Die Fischergilden blühten damals an manchen Orten, wie dies ihre zahlreichen und zum Theil recht sinnigen, bis auf uns erhalten gebliebenen Wahrzeichen, ferner die Verleihung von Briefen und Gerechtsamen darthun.

In der Jetztzeit ist aber, namentlich in Deutschland, der Fischereibetrieb durch schonungslose Ausbeutung und durch Verunreinigung der Flüsse, Seen und Teiche seitens der Fabrikindustrie auf geradezu erschreckende Weise gestört worden. Ein Fischreichthum, wie er z. B. für die Marken noch im Zeitalter Friedrich's des Großen bestand, existirt heute nicht mehr. Sehr richtig sagt Vogt in seinem obenerwähnten Büchlein: „Die Fabriken und Manufacturen entledigen sich der meisten schädlichen Salze, der überflüssigen Farbstoffe und überhaupt aller nutzlosen Substanzen durch die Wasserbäche, welche sie zugleich als treibende Kraft benutzen. Sie vertreiben oder tödten selbst auf diese Weise die Fische, welche sich in den Bächen aufhalten. Die Unterhaltung des Stromes und der Wasserkraft zwingt zu häufigem Ausräumen der Strombetten, zur Wegnahme der Wasserpflanzen, des Sandes, des Schlammes, in denen die nothwendigen Bedingungen der natürlichen Aufzucht junger Fische liegen. Die Dampfschiffe stören nicht nur die Fische, sondern werfen auch durch ihre Bewegungen eine Menge von Eiern und unbehülflichen Jungen auf den Strand, welche dort rettungslos verloren gehen."

In andern industriereichen Ländern Europas geht es in dieser Hinsicht leider nicht besser als in Deutschland. Bei uns hat sich jedoch schon seit Jahren eine lebhafte Opposition gegen jede derartige Verunglimpfung eines ansehnlichen Zweiges unserer volkswirthschaftlichen Interessen geltend gemacht. In unsern Tagen sind Regierungen und Vereine zum Schutze der Fischerei in die Schranken getreten. In diesem Sinne bildete sich vor nunmehr zwölf Jahren der Deutsche Fischereiverein, dem Berlin zum Vorort dient und der nach der neuesten Liste viele distinguirte Mitglieder zählt. Die Circulare der „Beiträge zur Fischereistatistik

des Deutschen Reiches", sowie noch andere Publicationen, welche dieser Verein drucken ließ, haben als ungemein anregende nicht nur bei uns selbst, sondern auch im Auslande überall dankbare Anerkennung gefunden. Hauptsächlich auf den Betrieb dieses segensreich wirkenden Vereins hin ist das Fischereigesetz für den preußischen Staat vom 30. Mai 1874 zu Stande gebracht worden. Dies Gesetz hat viele Angriffe erfahren; nichtsdestoweniger bildet dasselbe in den Augen aller Vorurtheilsfreien die würdige Grundlage eines von Staats und Rechts wegen gesicherten Fischereischutzes. Einzelne Paragraphen dieses Gesetzes mögen immerhin gerechtfertigte Veranlassung zu dem Wunsche einer Umänderung geben; allein damit wird kein schwerwiegender Vorwurf gegen eine legislative That erhoben, welche zunächst doch nur den dringendsten Forderungen einer vielfach unklaren und aufgeregten Gegenwart gerecht zu werden versucht hat. Der Deutsche Fischereiverein hat ferner die in neuerer Zeit eine so großartige Entwickelung nehmende künstliche Fischzucht, diese bewährte Helferin jedes herabgekommenen Fischereibetriebes, in der dankenswerthesten Weise zu fördern verstanden. Endlich hat derselbe zwei internationale Fischereiausstellungen in Berlin zu Wege gebracht, 1873 und 1880. Letztere, welche von ihrem erhabenen Protector, dem Kronprinzen des Deutschen Reiches, in Person eröffnet und geleitet wurde, hat durch ihr reiches in didaktischer Beziehung so hervorragendes Material das Erstaunen und die Freude Aller auch in den entferntesten Erdwinkeln hervorgerufen. Die von dieser Ausstellung selbst in technischer Hinsicht gewährte Anregung entzieht sich vorderhand noch jeder genauen Berechnung, läßt sich vielmehr vorläufig nur voraussehen.

Es gibt aber auch andere Zeichen, die das erneute Interesse zunächst unserer Nation für die Hebung der Fischzucht und des Fischereibetriebes auf unzweideutige Weise bekunden. Diese Zeichen finden ihren Ursprung in der modernen Literatur. Denn nicht allein große Werke, sondern auch kleinere Bücher, Broschüren, Flugblätter und Zeitungsartikel plaidiren, und dies zum Theil mit vielem Feuer, für einen Gegenstand, welcher höchstens nur im Unverstande oder in der Böswilligkeit seine Gegnerschaft finden dürfte. Es sind sogar Fischereizeitungen entstanden, unter denen die „Deutsche", in Stettin seit einigen Jahren im Verlage von Herrcke u. Lebeling erscheinende sich durch reiches Material hervorthut. Es existiren dann ferner noch eine „Bairische" und eine „Oesterreichisch-ungarische Fischereizeitung". Blätter von ähnlicher Tendenz existiren ferner in Frankreich, in England und in Nordamerika.

Zweierlei Zweige des Fischereibetriebes haben in neuerer Zeit einen großartigen Aufschwung genommen, nämlich die künstliche Fischzucht und die Verbesserung der zur Unterhaltung und Ausbeutung des Fischbestandes dienenden Hülfsmittel. Erstere ist nicht so jungen Datums, wie manche annehmen. Schon im dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts beschrieb der Pater Duhalt das Aussetzen von besamten Fischeiern im Yang-tse-kiang.*)

*) Die Römer mögen, soll man unter andern den Angaben Columella's Glauben schenken, Fischlaich gesammelt und an günstigen Stellen ausgesetzt haben. Im ganzen aber

Ein Baron Montgaudry erzählt, daß in Europa schon um 1420 Dom Pinchon, Mönch in der Abtei von Réome bei Montbard, Erfinder der künstlichen Fischzucht gewesen sei. Dieser Klostergeistliche habe in einem Manuscript genaue Vorschriften zur Befruchtung der Fischeier mit Samen (Milch) und zur Aufzucht der jungen Brut in besondern Vorrichtungen gegeben. Ohne die Unmöglichkeit oder selbst nur Unwahrscheinlichkeit dieser Angabe anfechten zu wollen, bemerken wir hier, daß im vorigen Jahrhundert der detmolder Lieutenant J. L. Jacobi ein vollständiges System der künstlichen Fischbefruchtung erfunden hatte, welches in dem berühmten Werke des Duhamel du Monceau, einem Bande der „Description des Arts et des Métiers“*), ferner auch in spätern Büchern und Flugschriften publicirt worden ist. Eine andere Arbeit dieser Art ging von F. Lund, einem schwedischen Beamten, um 1761 aus. Dieser erzielte große Erfolge mit der künstlichen Befruchtung von Barschen, Bleien und Plötzen.

Während nun diese künstliche Befruchtung von Fischeiern lange Jahre hindurch immer mehr von den Embryologen ausgeübt wurde, um diesen, den Spallanzani, Prévost und Dumas, den Rusconi, Vogt, Reichert u. s. w. Material für ihre feinern Untersuchungen in der Entwickelungsgeschichte der niedern Wirbelthiere in die Hände zu liefern, fachte der ebenfalls mit derartigen Untersuchungen beschäftigte Professor Coste das Interesse für diesen Betrieb in Frankreich von neuem an. Er verfaßte bereits 1853 Schriften über die Piscicultur, die um 1842 auf praktischem Wege von den Fischern Rémy und Géhin in den Vogesen gewissermaßen neu entdeckt worden war. Beide letzterwähnten Männer setzten etwa 50000 junge Forellen in die Moselotte ein. Hauptsächlich auf Coste's Anregung hin ward die Fischbrutanstalt zu Hüningen im Elsaß (ehemaliges Departement des Oberrheins) gegründet und zunächst den Ingenieuren Detzem und Berthot in Verwaltung gegeben. Die vorjährige Fischereiausstellung in Berlin hat bewiesen, wie vortrefflich dies jetzt kaiserlich deutsche Institut als solches unter der Leitung seines derzeitigen umsichtigen Directors H. Haack gedeiht und wie wenig J. Pizzetta's Schmerzensruf begründet ist, welcher noch vor kurzem mit dem bekannten südlichen Pathos ausrief**): „Malheureusement, par suite des malheurs de notre

---

beschränken sich ihre Verdienste um die Fischzucht mehr auf die Anlegung von Teichen, Leitungen u. s. w., in denen die natürliche Fischzucht einen geeigneten Boden finden konnte. Bekanntlich schreibt man den entarteten Nachkommen der Quiriten sogar das Raffinement zu, ihre Fische mit dem Fleische geschlachteter Sklaven gefüttert zu haben.

*) Vgl. „Traité général des pêches maritimes, des rivières et des étangs etc.“ (3 Bde., Paris 1769—82).

**) In einem übrigens gut geschriebenen und instructiven Werkchen „La pisciculture“ (Paris 1880). Um nun einen ungefähren Begriff von der Thätigkeit dieser Anstalt zu liefern, bemerke ich, daß daselbst 251000 Lachseier ausgebrütet worden sind, um am 20. Mai 1880 in den Rhein ausgesetzt zu werden. Das Institut erhielt an befruchteten Edelfischeiern 1879/80 gegen 4,411000 Stück. Es wurden 2,159000 Stück versendet. Die Geldeinnahmen betrugen 14142 Mark. Nicht nur sämmtliche einheimische Lachs- und Forellenarten, sondern auch fremde Fische, wie die amerikanische Forelle und der californische Lachs sind gezüchtet, letztere aber schon so weit herangezogen, daß sie auf den Tisch gebracht werden können.

patrie, Huningue ne nous appartient plus! Puisse-t-il, entre les mains prussiennes, continuer à rendre les services qu'il a si généreusement rendus jusqu'à ce jour."

Später sind ähnliche, meist private Anstalten bei Saumur, zu Beauvais, Enghien, Mesnil, Maintenon, Cheverny, Bar-sur-Aube, in der Isère, Loire inférieure, zu Commercy, Champigny, Coulommiers, Fécamp u. s. w. eingerichtet worden; Belgien, die Schweiz, Großbritannien, Italien sind nicht zurückgeblieben. Selbst in Spanien hat man besonders auf Anregung des Professors M. P. Graëlls begonnen, der „Piscicultura" ein öffentliches Interesse abzugewinnen. Rußland hat durch sein großes, mit immensem Fleiß und mit bedeutenden Kosten unternommenes Prachtwerk von A. Schulz über die Fischereien seiner Kronlande und Colonien sowie durch so manche andere von seiner Regierung und von Privaten ausgegangene Untersuchungen über die Fischreichthümer und die Fischbrutversuche an verschiedenen Punkten des weiten Reußenreiches große Verdienste erworben. So sind z. B. zu Petersburg, zu Nikolsky, in Nowgorod, in Suwalki u. s. w. Fischbrutanstalten errichtet worden.

Einen wahrhaft großartigen Aufschwung hat übrigens die künstliche Fischzucht in Deutschland und in Nordamerika genommen. Die in beiden Ländern gewonnenen Resultate werden uns im Folgenden ganz besonders beschäftigen.

In Deutschland existiren nur wenige von seiten der Regierungen unterhaltene Fischbrutanstalten noch neben dem hüninger Musterinstitut. So hat man z. B. ein Etablissement für künstliche Fischzucht an der königlich-preußischen Forstlehranstalt zu Münden an der Weser, ein anderes an der königlich sächsischen Forstakademie zu Tharand; noch ein anderes an der königlich würtembergischen Centralstelle für Landwirthschaft in Stuttgart u. s. w. Diese Institute dienen fast ausschließlich Lehrzwecken. Die allermeisten solcher gemeinnützigen Einrichtungen befinden sich aber unter der Obhut von landwirthschaftlichen oder Fischereivereinen, ferner in den Händen von Privaten. Ihre Zahl ist Legion. Manche Vereinsinstitute entfalten eine nicht unbeträchtliche Ausdehnung, so z. B. der Verein der Stadt Köslin, der zu Menden in Westfalen, zu Straubing in Niederbaiern, für Schleswig-Holstein und andere. Unter den Privaten ragen einige bedeutende Etablissements hervor, so das mit Recht wahrhaft berühmte des Rittergutsbesitzers Max von dem Borne zu Berneuchen bei Küstrin, dasjenige des Rittergutsbesitzers R. Eckardt zu Lübbinchen, des Freiherrn von Steinäcker zu Lichtenau in Schlesien, die Edelfischzucht-Anstalt zu Einsiedel bei Chemnitz u. dgl.

Welchen hohen Grad der Entwickelung dieser Zweig der volkswirthschaftlichen Production in den Vereinigten Staaten von Amerika genommen hat, lehrte aber so recht die letzte Fischereiausstellung. Es waren bereits früher daselbst Etablissements für künstliche Fischzucht zu Newcastle, zu Bucksport, Baltimore u. s. w. eingerichtet worden, denen sich noch mehrere neuere hinzugesellt haben. Ein eigener, der United States Commission of Fish and Fisheries gehörender Dampfer, der Fish Hawk, dessen ingeniös eingerichtete Apparate in der Ausstellung an vortrefflich gearbeiteten Modellen bewundert werden konnten, dient diesen nämlichen Zwecken. Die in jenen aufblühenden Gebieten benutzten Bruttröge, Bruteimer,

Selbstaufleser, Fischleitern u. s. w. zeichnen sich durch schöne Arbeit und durch praktische Einrichtung aus.

Verschiedene Mittheilungen des Deutschen Fischereivereins lehren uns, welche guten Resultate in unsern Gegenden mit der künstlichen Fischzucht bereits erreicht worden sind. Denn es ist nicht allein gelungen, Fischereigewässer von neuem mit Brut zu versehen und dadurch deren Gehalt an Fischen zu vermehren, sondern man hat auch die Schöpfung einer Menge von höchst merkwürdigen Bastardformen zu Wege gebracht. F. Fischer in Lich hat unter anderm Bastarde von Karpfen und Goldfischen erzeugt, welche eine große Lebenszähigkeit verrathen haben. Kein Institut ist aber in dieser Hinsicht rühriger gewesen, erfolgreicher vorgegangen, als die hüninger Anstalt. Auf der Fischereiausstellung zeigten sich im vollen Leben Bastarde vom Saibling oder dem Schwarzreuter und der Forelle, von dieser und dem Saibling, von Lachs und Forelle. Aber auch private Züchter paradirten hier mit interessanten Bastardzeugungen, so z. B. Eckardt (Lübbinchen) mit Bastarden von Schleien und Karpfen, von Goldfischen und Karauschen u. s. w. Man will sogar eine Fortpflanzungsfähigkeit der Bastarde unter sich beobachtet haben. Ein Forellenzüchter, G. Overbeck auf Winkelsmühle bei Bahnhof Haan, behauptet, Bastardeier mit Bastardmilch erfolgreich befruchten zu können. Auf der vorjährigen Ausstellung befanden sich Forellen- und Lachsbastarde eigener Zucht aus verschiedenen Jahrgängen, darunter ein weiblicher und ein männlicher Lachsbastard, die von ihnen befruchteten Eier und die ausgeschlüpften Jungen, in der bekannten Conservirungsflüssigkeit J. Wickersheimer's aufbewahrt. Oberbürgermeister Schuster von Freiburg i. B. hat lebende Fische, aus mit Lachssamen befruchteten Eiern von Lachsbastarden erzeugt, ausgestellt. Director Haack hat die Eier von Bastarden mit Forellensamen erfolgreich befruchtet! Es soll nun die Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden, daß solche Bastardformen eine gewisse Constanz erreichen können. Ob sie aber selbst dann eine volkswirthschaftliche Bedeutung zu gewinnen vermögen, das bliebe denn doch erst abzuwarten. Die „Deutsche Fischereizeitung" hat an mehrern Stellen sich dahin geäußert, daß nach Ansicht ihrer Mitarbeiter von der Bastardirung ein Vortheil für Fischerei und Fischzucht nicht abgesehen werden könne. In dem Maße, wie dabei ein schlechter Fisch durch Kreuzung verbessert werde, verschlechtere man den benutzten edlern Fisch. Während aber mit denselben Kräften und Mitteln lauter edle feine Fische (von bewährter Qualität) erzielt werden könnten, verlottere man die Arbeit auf Erziehung einer Bastardart, welche halb gut, halb schlecht sei. Ja selbst in der Bastardirung gleichwerthiger Fische vermöge man vom Standpunkte der Fischereinutzung aus nur eine nutzlose Spielerei zu erkennen, wenn sie nicht im Interesse wissenschaftlicher Untersuchung geschehe. Letztere wird freilich aus solchen Bastardirungen eine schwer zu erschöpfende Quelle reichen rein morphologischen Gewinns zu ziehen vermögen. Man sollte daher derartige Experimente namentlich in den zoologischen Stationen und in den zootomischen Laboratorien zu pflegen suchen.

Die künstliche Fischzucht soll, so resumiren auch wir, vor allem der Zucht reiner Formen von rentabeln Edelfischen den Vorzug geben. Wir möchten hier aber einen schon ausgedrückten Schmerzensruf erneuern und zwar diesmal mit den Worten

unsers so hochverdienten Directors Haack: „Was nützt es, wenn Tausende, ja Millionen von Fischen in die Gewässer gebracht werden, wenn sie von unverständigen Fischern in Mengen wieder gefangen werden, lange bevor sie ausgewachsen sind, d. h. bevor sie mindestens einmal selbst für ihre Fortpflanzung haben sorgen können. Wie kann eine Heerde vergrößert werden, wenn die Mehrzahl der Lämmer geschlachtet wird! Was hilft das Aussetzen von Fischen, wenn durch eine einzige Fabrik, welche chlor- oder arsenikhaltige Abflußstoffe in den Fluß leitet, sämmtliche Fische getödtet werden. Was nützt das massenhafte Aussetzen edler Fische, wenn der erwachsene Fisch nicht mehr an die Aussetzungsstelle zurückweichen kann, weil hohe Wehren ihm die Rückkehr unmöglich machen.“*)

Das ist eine vorzügliche, bündige Charakteristik der Mängel, an welchen unser heutiger Fischereibetrieb noch vielfach krankt. Leute, die gern mit humanen Bestrebungen zur Hand und stets zur Milde geneigt sind, werden mit Rücksicht auf solche auch von ihnen anerkannte Mängel, die öffentliche Belehrung als Hauptheilmittel in die Schranken rufen. Sehr schön! Auch wir wollen den Weg der öffentlichen Belehrung recht wohl empfehlen, dies aber nur neben den strengen Gesetzesparagraphen, deren Schibboleth wir zu jeder Stunde zuerst, allein und vorzüglich anzurufen uns geneigt fühlen möchten. Bringt übelwollende Bauerburschen und trotzige Stadtrangen erst mit dem Gesetz in Bekanntschaft und dann belehrt sie nebenher. Der vielgeschmähte Gensdarm wirkt hier zweifelsohne häufiger, schneller und sicherer als der belehrende Wanderprieſter der Weltbeglückungszukunft, als der wohlwollende Schullehrer oder als weises „Gotteswort vom Lande“ es zu thun vermögen. Director Haack sagt: „Die rationelle Fischzucht kann nur dann erfolgreich wirken, wenn sie unter dem Schutze eines guten und richtig gehandhabten Fischereigesetzes arbeitet; ohne diesen gesetzlichen Schutz ist all ihre Arbeit vergeblich.“

Nur durch die Strenge des Gesetzes kann der Anwendung von Dynamitpatronen, von Haubennetzen oder Wurfhauben, von Gift u. s. w. vorgebeugt werden. Die Reinigung der Abflußwässer aus gewerblichen Anstalten bildet nunmehr ein höchst dringendes Postulat.

Die Fischzucht unserer Tage hat nun auch merkwürdige Spaltungs- und andere Monstrebildungen hervorgebracht, so z. B. die doppelschwänzigen und die Teleskopgoldfische, beide jetzt Gemeingut von öffentlichen und Privataquarien. Man kann sich nichts Sonderbareres vorstellen als diese Zerrbilder, welche nebenbei eine merkwürdige Lebenszähigkeit verrathen. Wie lange und in welcher Ausdehnung diese Fische fortgepflanzt werden können, ist vorderhand noch unsicher. Interessant aber bleibt die Thatsache ihrer Erhaltungsmöglichkeit unter sonst so scheinbar abnormen Bedingungen der Existenz.

Uebrigens ist die Bevölkerung unserer Süßwasseraquarien neuerdings um eine reizende Fischart bereichert worden, nämlich um den Großflosser (Macropodus viridi-auratus). Dies zu den Labyrinthfischen gehörende Thierchen bewohnt China, wo es in den zwischen Reisfeldern sich hineinziehenden Wassergräben lebt. Es ist von dem bekannten Ichthyologen Günther zu London

*) Vgl. „Oesterreichisch-ungarische Fischereizeitung“, 1880, Nr. 2.

für eine domesticirte Form der über West- und Südasien verbreiteten Gattung Polyacanthus erklärt worden. Man kann sich an diesem überaus zierlichen, in buntem Farbenspiel prangenden, mit langen untern Flossenstrahlen geschmückten Geschöpfen kaum satt sehen. Diese Flossenstrahlen werden von dem schwimmenden Fischchen wie lange Fäden nachgeschleppt. Diese Form ist bei uns völlig ausdauernd, gedeiht selbst im Winter bei einer Temperatur von 10—12° R. in nur mäßig gutem Wasser noch recht wohl und pflanzt sich in der Gefangenschaft leicht fort. Das Männchen entfaltet seine Farben in vollster Pracht während der von Juni bis September dauernden Paarungszeit; das Weibchen ändert seine ohnehin schwachen Farben weniger. Eigenthümlich ist eine Art Nidification aus großblasigem vom Männchen ausgespienem Schaum.

So vortrefflich derartige Erfolge einer methodisch betriebenen Acclimatisation an sich auch sind, so kommen dieselben unserer Fischerei doch nicht zu Nutze. Dieses Gewerbe sucht sich zur Zeit freilich mit aller Energie solcher fremder acclimatisationsfähiger Fischarten zu bemeistern, deren volkswirthschaftlicher Werth über allem Zweifel steht. So hat man z. B. Versuche unternommen, den anerkannt vortreffliche Eigenschaften entwickelnden californischen Lachs in der Oder einzubürgern. Am 2. März 1880 sind denn auch durch R. Eckardt 5700 Stück entwickelte Fische dieser Art in Guben der Neisse für die Oder übergeben worden. Andere Versuche hat man mit dem Shadfische gemacht. Letzterer gehört zu den Alosen, also den heringsartigen Fischen, und findet sich durch Nordamerika von Neufundland bis nach Florida hin. Für Frankreich hat man die schönen und wohlschmeckenden Coregonusarten der Bodenrenke oder Féra und der Palée der schweizer Seen u. s. w., den barock gestalteten Gourami Chinas und Indiens, den Binny (Cyprinus lepidotus) Aegyptens, endlich den köstlichen Sterlet in Vorschlag gebracht. Mit Einbürgerung des Sterlets hat man es auch in England versucht. So lau die Erfolge derartiger Experimente für die Gegenwart auch noch sein mögen, so verdienen sie dennoch mit allem Eifer fortgesetzt zu werden. Auch andere Mittel zur Hebung der Fischereiproducte sind in Erwägung gezogen worden, so z. B. hat man mit allem Ernst an eine Verschneidung (Castrirung) der Fische behufs Verbesserung ihres Geschmacks gedacht. Merkwürdigerweise hat bereits im vorigen Jahrhundert der bekannte Naturforscher Sloane über die Möglichkeit der Ausführung eines solchen Verfahrens an E. Geoffroy in Paris Bericht erstattet.

Wenn man ein älteres Buch über Fischereiwesen, unter anderm das mit Recht so berühmte von Duhamel durchblättert, so wird man daselbst bereits eine große Menge jener Vorrichtungen beschrieben und abgebildet finden, wie sie noch heute in identischer oder doch ganz ähnlicher Form existiren. Wir meinen hiermit Fischwehre, Fischleitern, Eindämmungen, Einzäunungen, Verschlüsse, Zufluß- und Ablaßgitter oder Röhren an Teichen, Fangkästen u. s. w. In vielen dieser zur Unterstützung der Fischzucht und zum Fischfange dienenden Vorrichtungen hat sich eine auf langer Erfahrung beruhende conservative Richtung offenbart. Gewisse noch im Zustande der Halbbildung oder selbst der Barbarei verharrende Völker haben in dieser Hinsicht von jeher bedeutenden Scharfsinn entwickelt. Es scheinen uns

namentlich die Eingeborenen an den großen, kataraktenreichen und viele Seitenläufe (Creeks, Igaripés) bildenden amerikanischen Flüssen den Preis zu verdienen, während in der Seefischerei die Malaien, Nordmongolen, Malgaschen und gewisse Polynesier ein bemerkenswerthes Talent entwickeln. So sind z. B. die großen und sinnreich construirten Corrâes oder Fangzäune der Brasilianer sehr brauchbar, während die Mundéos derselben Menschenrasse zum Fangen, resp. Tödten der die Flußufer besuchenden Landthiere sowie der Wassersäugethiere dienen.

Trotz alledem weist die Neuzeit doch auch in dieser Beziehung große Fortschritte auf. Die Construction der zur Bewirthschaftung unserer Flüsse, Bäche, Seen und Teiche dienenden Vorrichtungen für Schutz und Fang haben sich zu einer möglichst hohen Vervollkommnung emporgearbeitet. In dieser Hinsicht bot die letzte internationale Ausstellung ein ganz vorzügliches, lehrreiches Material dar. Hier sah man Deutschland, Italien, Rußland, die skandinavischen Länder, die Schweiz, England und Nordamerika in würdiger Weise miteinander wetteifern, während Brasilien, Japan, China und die malaiischen Länder, wie auch zum Theil schon angedeutet worden, einen reichen Vorrath urwüchsiger, selbst nach unserm heutigen Standpunkt preisenswerther Einrichtungen entfalteten. Die Fabrikation der Netze, Reusen, Stellnetze, Waden u. s. w. aus Hanf, Flachs, Baumwollgarn hat neuerdings namentlich bei uns eine beträchtliche Entwickelung gewonnen. Auch den sogenannten formirten oder Façonnetzen, wie Ketschernetzen, Aalbungen, Beutelnetzen, Zuggarnen wird zur Zeit eine bedeutende Aufmerksamkeit gewidmet. Einige Fabriken in Berlin, Potsdam u. s. w. verfertigen jetzt chemisch präparirte „unverstockliche" Segeltuche, Leinen, Schnüre, Bindfaden, ganze Netze u. s. w., ja selbst Farben, welche letztere die gestrickten und genähten Fischfangartikel gegen Fäulniß und gegen das Zernagen durch niedere Wasserthiere*) schützen sollen. Es sind sogar Segelnähmaschinen und Sacknähmaschinen zur Anfertigung großer und schwerer wie auch kleiner Segel aufgetaucht. Andererseits nimmt die neuerfundene Constructionsweise der Reusen, Fischkober, Fischkasten u. s. w. aus verzinktem Eisendraht und Eisenblech ihren guten Fortgang.

Ein anderer nicht unwichtiger Zweig des Fischfanges, der Angelsport, hat sich heutzutage sehr beträchtlich entwickelt. Derselbe zeigt sich theils in der Form einer Passion, einer Liebhaberei; er wird von Leuten gepflegt, welche das Angeln als einen mit der nützlichen Aussicht auf gelegentlichen Fischerwerb combinirten Zeitvertreib ausüben, theils ist er ein wichtiger Factor des gewerblichen Fischereibetriebs. Es existiren zur Zeit in allen größern Städten des In- und Auslandes eigene Handlungen für den Verschleiß von Angelgeräthschaften, deren einzelne Stücke jetzt eine früher kaum gesehene Sauberkeit und Zweckmäßigkeit in der technischen Arbeit und Einrichtung verrathen. Deutschland bleibt hierin hinter andern Ländern, wie Frankreich, England und Nordamerika keineswegs zurück. Gewisse Producte der vegetabilischen Welt in fremden Zonen, so z. B. Pfefferrohr,

*) In Holland und anderwärts hat man z. B. die Erfahrung gemacht, daß ein niederes Krebsthier, der Wasserfloh (Gammarus pulex) und der Dopworm, eine Aderflüglerlarve (Limnophilus rhombicus), die Netze annagen.

Bambusrohr, die Stämmchen rohrartiger Palmen haben sich bei uns zur Verfertigung von Angelruthen schnell Eingang verschafft. In dieser Beziehung hat auch Japan brauchbare Artikel auf den Weltmarkt geschickt. Es waren die aus dem merkwürdigen Inselreiche stammenden, ineinander verschiebbaren, aus Bambus verfertigten Angelruthen zwar längst bekannte Artikel, wurden aber erst auf der letzten internationalen Ausstellung in seltener Vollkommenheit dargeboten. Ueber die passende Form des zu verwendenden Angelhakens wird noch lebhaft hin- und hergestritten. Bald wird ein solcher mit völlig gerade gestrecktem Schenkel, bald mit Winkelbiegung des Schenkels nach vorn oder nach hinten vorgeschlagen, und sind die Ansichten über die schließlich sich als am praktischsten verhaltende Gestaltung dieses Geräthes noch immer unentschieden. Wir selbst möchten einer gegen den Haken hin geführten Winkelbiegung (nach vorn) den Vorzug geben. Reich ist die neuere über die Angelfischerei erschienene Literatur. Unter den deutschen Productionen dieser Art ist das von M. von dem Borne publicirte Werk das beste.

Unter den technischen zur Hebung der Fischzucht und zur Nutzbarmachung des Fischfanges in neuerer Zeit erfundenen Apparaten scheinen die hervorragendsten diejenigen zu sein, welche der Aufbewahrung und dem Versand frischer Waare dienen. In der letzten Ausstellung überraschte die große Zahl von Körben, Lägeln, Fässern, Zubern, Eimern, Kesseln u. s. w. zum Transport noch lebender Fische. Wenn in Berlin z. B. wohlsituirte Leute Forellen lebend ins Haus geliefert bekommen, so werden sie öfter geneigt sein, sich diesen Luxus zu gönnen, als wenn sie sich auf abgestandene (wenngleich in Eis gepackte) Exemplare beschränken müssen. Namentlich aber profitirt die Zunft der Gastronomen von diesem Fortschritt des ganzen Gewerbes, einem Fortschritt, der wiederum erneuerte Anregung hervorbringt und eine ganze Kette von vortheilhaften Betriebsbedingungen ins Leben zu rufen bestimmt ist.

Das mächtige Conservirungsmittel des Eises kommt unserm Fischtransport über Land wesentlich zugute. Das rasche Beförderungsmittel der Eisenbahn thut hierzu ebenfalls das Seinige. Man hat neuerdings ernstlich an die Herstellung von Eisenbahnwagen für den Transport lebender Fische gedacht. In der letzten Ausstellung fand ein von F. Kretschmer zu Berlin construirtes Modell eines Waggons zum Transport lebender Fluß- und Seefische aus weiten Entfernungen den Beifall der Fachkenner.

Fischlaich und Fischbrut können in Deutschland mit den Schnell- und Kurierzügen befördert werden. Dies bildet eine wesentliche Bedingung für deren weitere Verwendbarkeit und inneres Gedeihen.

Aber auch die Vorrichtungen zur Verarbeitung, Zubereitung oder Conservirung der Fischereiproducte durch Trocknen, Salzen, Räuchern u. s. w. für den Handel sowie für den Haushalt haben eine wesentliche Verbesserung und Vermehrung erfahren. Bei uns sind es namentlich der Aal, die Maräne, die Bricke und der Lachs, in der Schweiz sind es namentlich Blaufelchen, Bodenreuken, Fluß- und Seeforellen, auch Nasen, in Schweden sind es Quappen, Lachse, Felchen, ferner verschiedene Coregonusformen, in Rußland Sig und Weißlachs, beides höchst wohlschmeckende Coregonusarten, welche man für die Aufbewahrung und für den Ver-

sand auf gar mannichfaltige Weise zuzurichten pflegt. Die zum Räuchern, Einsalzen u. s. w. dienenden Räumlichkeiten werden jetzt an vielen Orten mit einem rationell angelegten Betriebe versehen. Es fehlt nicht an stets neu auftauchenden Flüssigkeiten, Salzen und Pulvern zur Conservirung der für den Tisch bestimmten Fischereiproducte.

In hohem Grade sind jetzt auch die Methoden entwickelt, nach welchen die physikalisch-chemische Untersuchung der Gewässer, die botanische und zoologische Untersuchung der zum Fischereigewerbe in Beziehung tretenden Wasserpflanzen und Wasserthiere betrieben werden. Man ist so weit gelangt, in der Besiedelung von Fischzuchtgewässern mit Wasserpflanzen nach eklektischen Principien zu verfahren. Ferner sucht man die Zucht solcher niederer Wasserthiere und Larven zu befördern, welche, wie z. B. Flohkrebse, Wasserflöhe, Einaugen, Libellen, Eintagsfliegen- und Mückenlarven, ein anerkannt ausgezeichnetes Fischfutter abgeben. Dagegen ist man hier und da schon bemüht, diejenigen wirbellosen Thiere auszuschließen, welche, wie die Gelbrand- und Tauchkäfer (Dytiscus), die braunen Wasserkäfer (Hydrophilus) und deren Larven, der Fischbrut mit einer dem Laien kaum verständlichen Gier nachstellen. Für den Fang der größern Feinde der Fische, der Ottern, Wasserratten, Rohrdommeln, Reiher, Enten, Taucher, Möven, Säger, Adler u. s. w. hat die Neuzeit eine ganze Reihe zum Theil äußerst sinnreich erdachter Fallen construiren gelehrt. Auf der letzten Ausstellung erregten unter anderm ganze Zusammenstellungen von in natürlichen Fallen festgeklemmtem Raubzeug, wohlgestopft und montirt, einen wahrhaft malerischen Effect.

Selbst den manchmal epidemisch auftretenden zum Theil von der Entwickelung pflanzlicher Parasiten begleiteten Krankheiten der Fische wendet man zur Zeit eine erhöhte Aufmerksamkeit zu, welche mit der Verbesserung unserer Optik und der erhöhten Kenntniß des Baues sowie der Entwickelung der niedern pflanzlichen Organismen Hand in Hand geht.

So erblicken wir denn auf einer Seite das leidige und betrübende Schauspiel der überhandnehmenden Schmälerung eines sehr wichtigen, unsern Nationalwohlstand betreffenden Factors, auf der andern Seite dagegen ein sehr rühriges Vorgehen, um den erörterten Schäden erfolgreich begegnen zu können. Darin keimt die Hoffnung auf eine allmähliche Abschwächung der oben dargelegten culturfeindlichen Elemente. Ohne allzu sanguinischen Hoffnungen uns hingeben zu dürfen, glauben wir dennoch hinsichtlich unserer Binnenfischerei sowol wie auch unserer Seefischerei wieder einer bessern Zukunft entgegenzusehen.

Lusitanische Sonette

von

Alfred Friedmann.

1. Lissabon.

In Belems Kathedrale ganz allein!
Ein bunter Lichtertanz auf den Arcaden;
An Altar, Kanzeln und Kapellen laden
Zum Beten Marmorevangelien ein.

Gesänge der Jahrhunderte, in Stein
Geschrieben, tönen, während die Najaden
Des Tajo draußen ihre Glieder baden,
Und alles glüht im Tropensonnenschein.

Prachtpfeiler streben baumgleich auf und senden
Granitne Aeste nach der Wölbung Enden;
Dort schlummern Camoens' und Gama's Reste.

Da denk' ich still des Doms der Vaterstadt.
Was sie mir einschließt, ach, ist doch das Beste,
Was, heimatsfern, der müde Wandrer hat!

---

2. Erinnerung an 1755.

Wie steigst du, Lissabon, so schaumgeboren
Als weiße Venus aus den Tajowellen!
Palast und Kirche seh' ich sich gesellen
Zu Häusern von Fayence mit Maurenthoren.

Wie einst die Segler aus dem Land der Mohren,
Nahn Riesendampfer deines Hafen Schwellen,
Und leichtre Schiffe, flüchtig wie Gazellen,
Entbieten dir die Grüße der Azoren!

Du stehst so weiß in deiner Sonne Gluten,
Du prangst so stolz auf deines Meerstroms Fluten —
Als wärst du ewig, könntest niemals sterben!

Und wieder faßt mich an ein Heimverlangen!
Schon einmal grollte Gott! Die Glocken klangen,
Und alles fiel, wie klirrend Glas — in Scherben!

Markgraf Waldemar.

Von

Wilhelm Hosäus.

1. Waldemar's Begräbniß zu Chorin.

Nun läutet durch die Lande,
Hebt an den Grabgesang,
Marschall, im Trau'rgewande
Voran zu ernstem Gang;
Zu dicht umflorten Fahnen
Im Chore zu Chorin
Am Staube meiner Ahnen
Setzt fromm die Bürde hin!

Wie golden war das Leben,
Wie hell sein Morgenschein;
Es sei dahingegeben,
Ich will gestorben sein;
In Sohnes Hand zu legen
Ein glücklich blühend Land —
Des Lenzes schönsten Segen
Versagte Gottes Hand.

Was auch die Lose bieten,
Nichts bringet mir Gewinn;
Die Urne reicht nur Nieten
Mit Sprüchen ohne Sinn.
Zukunft, o Puls des Lebens,
Du nur machst alles groß —
Mein Ringen ist vergebens,
Denn ich bin zukunftslos.

Und krönte mich, zum Lohne
Für hoher Thaten Drang,
Die kaiserliche Krone —
Es währte, ach, nicht lang;

Und trügen diese Hände
Des Reiches heilig Schwert:
Der Ruhm wär' bald zu Ende,
Da mir kein Sohn beschert ...

Wohlan, du starker Wille,
Der mich so oft geführt,
Mach' du mein Sehnen stille,
Zeig' mir, was sich gebührt;
O, löse mir die Binde,
Nimm hin den Herrscherstab,
Und daß ich Ruhe finde,
Bestelle mir ein Grab.

Statt Putz und goldner Schleifen
Ein Pilgerkleid es thut,
Statt Scepter, Schwert und Reifen
Ein Stab und Muschelhut;
Ein Todter will ich gehen
Dem Heil'gen Lande zu,
Dieweil die Treuen flehen
Für meine Seelenruh'.

Bischof, in deine Hände
Leg' ich mein letzt Gebot:
Mein Leben sei zu Ende,
Ich sei lebendig todt;
Und käm' an fernem Tage
Ein alter Drang mir bei,
So zeug' beim Sarkophage,
Daß ich ein Falscher sei.

---

2. Waldemar's Tod zu Dessau.

Das Wort hab' ich gebrochen
Und stehe tief gebeugt,
Der Bischof hat gesprochen
Und wider mich gezeugt;
Die Scharen, die geschwinde
Mein lauter Ruf gewann,
Sie sind verweht im Winde —
Und mich verfolgt der Bann.

Zwar nicht ein selbstisch Wagen,
Nicht Drang nach Herrscherglück,
Mich rief des Volkes Klagen,
Des Volkes Noth zurück;
Dem zügellosen Schalten
Zu hemmen rings im Land:
Des Amtes wollt' ich walten
Mit machtgewohnter Hand.

Verleugnet und verlassen
Such' ich der Brüder Thür,
Auf meines Leides Gassen,
O, tretet mild herfür;
Ihr, unsers Namens Erben,
Nach schwerem Erdentraum
Gönnt mir, bei euch zu sterben,
Gönnt mir im Tode Raum!

Gesegnet sei dein Lieben,
Du fürstlich Bruderhaus;
Rastlos umhergetrieben,
Ruh' ich bei dir nun aus;
Schon athm' ich Duft der Palmen,
Mir winkt ein strahlend Thor,
Und unter Friedenspsalmen
Steigt frei mein Geist empor.

Chronik der Gegenwart.

Revue der Erd- und Völkerkunde.

Wie in meinen frühern Uebersichten der erd- und völkerkundlichen Fortschritte, ist es auch diesmal wieder der schwarze Erdtheil Afrika, welcher im Vordergrunde des Interesses steht. Von der epochemachenden Expedition des Dr. Oskar Lenz habe ich schon wiederholt gesprochen; erst jetzt aber sind wir in der Lage, den Verlauf seiner Reise von Tarudant aus, bis wohin die frühern Berichte reichten, zu skizziren.

Nach zweiwöchentlichem Aufenthalte verließ Dr. Lenz Tarudant am Südabhange des marokkanischen Atlas und wandte sich südwärts nach Iler, der unweit der Meeresküste gelegenen kleinen Residenz Sidi-Hassein's. Auch hier sind die Bewohner Berber, vom Stamme der Schlu, doch finden sich auch einzelne Araberfamilien; unter den Sklaven trifft man alle möglichen Sudanneger. Ueberhaupt merkt man in Iler, daß man sich dem Sudan nähert; denn es herrscht schon der blaue Stoff als Kleidung vor; ein Umstand, der den Reisenden und seine Begleiter bewog, eine Metamorphose mit ihrer äußern Erscheinung vorzunehmen, weite blaue Hemden (Toba) anzuziehen und Kopf und Gesicht mit dem landesüblichen blauen Tuch zu bedecken. Dr. Lenz gab sich überhaupt von jetzt an für einen Türken aus, und wenn die Scheikhs dies vielleicht auch nicht überall glaubten, so ignorirten sie doch, daß sie in dem Fremdling einen Christen erkannt hätten. Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Sidi-Heschem zog Lenz südlich über den Antiatlas, eine aus paläozoischen Schichten bestehende, nicht über 1520 Meter hohe Gebirgskette, nach dem reizend, inmitten von Quellen und Dattelpalmen gelegenen kleinen Orte Tißgi, und weiter nach Fum-el-Hossan, wo er am 6. April 1880 eintraf. Dieser Platz, südwestlich von Akka am Wad Temenet, oberhalb der Mündung desselben in den Wad Draa, ist der Wohnsitz des Scheikh Ali, in der Araberkabyle Maribda, bei welchem Lenz eine freundliche Aufnahme und die günstige Gelegenheit fand, seine Reise nach dem vielerstrebten Timbuktu fortzusetzen, denn Scheikh Ali sendet selbst alljährlich große Karavanen nach jener Metropole des Südens. Es war nur noch der Wad Draa zu passiren und eine Etappe, nämlich Tenduf, zu erreichen, um die sehnlichst erwünschte Gelegenheit zur Reise zu erhalten. In dem hübsch gelegenen, jungen, aufblühenden Handelsort Tenduf sammelt sich nämlich die große Timbuktukaravane, „Akbar" genannt, welche 3—400 gut bewaffnete Leute und 1000—1200 Kamele zählt. Sie bringt Baumwollzeuge, Zucker und Thee nach Timbuktu, holt von dort im Werthe von $^3/_4$ Mill. Frs. Straußenfedern, Goldstaub, Elefantenzähne, Negersklaven u. s. w. und legt den Weg gewöhnlich in 55 Tagen zurück.

Von Tenduf also, welches etwa 400 Meter über dem Meere und in dem als „Hammada" bezeichneten Theile der Sahara liegt, trat Lenz am 10. Mai 1880, nach herzlichem Abschiede von Scheikh Ali, die eigentliche Wüstentour an. Seine

Begleitung bestand aus sieben Personen: seinen beiden Dolmetschern, einem Führer und vier Dienern, von welchen letztern er aber zwei unterwegs verlor. Die Reise durch die Sahara dauerte 43 Tage, wobei alle 8—9 Tage einmal Wasser eingenommen wurde: so lange Zeit hielten auch die Kamele aus, ohne zu trinken. Schon vier Tagereisen südlich von Tenduf beginnt die niedrigere Sandwüste, ein Sanddünen-(„Areg" oder „el Erg")Gebiet, das den Namen „Igidi" führt. Hier wurde die Passage sehr schwierig, obwol auch hier die Wüste nicht ganz des vegetabilischen und animalischen Lebens entbehrt. Hier und da fand sich Kamelfutter; Gazellen und Antilopen ließen sich blicken und am 18. Mai wurde sogar Regen mit einem Regenbogen beobachtet: eine Thatsache, welche hervorgehoben zu werden verdient, weil sie die oft aufgestellte Behauptung von der absoluten Regenlosigkeit der Sahara widerlegt. Bekanntlich ist auch Rohlfs seinerzeit in der Libyschen Wüste von einem tüchtigen Platzregen überrascht worden. Die Temperatur war trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit nicht allzu hoch, durchschnittlich nur 34—36° C.; doch stieg sie stellenweise bis auf 45° C. Während eines großen Theiles der Wüstenreise, bis Taodenni, herrschten auch angenehme kühle Nordwestwinde, und da nur während der Nacht, von abends 6 Uhr bis morgens 7 Uhr, marschirt wurde, hatten die Reisenden nicht über Hitze zu klagen. Wohl aber hatten sie zu leiden unter den heißen Sandstürmen aus Süden, welche in dortiger Gegend den Localnamen „Edrasch" führen. Nordostwind trat niemals ein; die Hypothese von der Bildung der Sahara durch den trockenen Nordostpassat findet somit für diesen westlichen Theil keinen thatsächlichen Halt. Auch überzeugte sich Dr. Lenz, in Uebereinstimmung mit William Mathews, daß die Sahara in neuerer geologischer Zeit nicht Meeresboden gewesen ist; die Sandbildung rührt lediglich von der Zersetzung des Sandsteingebirges her. Aus pflanzengeographischen Gründen folgerte der ebengenannte englische Gelehrte, daß die Sahara in der Tertiärzeit nicht mehr vom Meere bedeckt gewesen sein könne. In dem Igidi beobachtete Lenz das interessante Phänomen des „tönenden Sandes", welches auch im südlichen Arabien und an andern Orten vorkommt. Es kennzeichnet sich durch einen langen, dumpfen Ton, der plötzlich aus dem Innern eines Sandberges erklingt, dann eine Pause macht, um sofort wieder an einer andern Stelle sich vernehmen zu lassen. Wie Dr. Lenz glaubt, ist diese unheimliche Erscheinung durch die Friction der heißen, locker aufgehäuften Quarzkörner hervorgerufen.

Nach Passirung des Igidi kam man in die Landschaft El-Eglab, und elf Tage später nach dem Wad Telli bei der kleinen Stadt Taodenni, einer der interessantesten Gegenden in der Wüste. Hier sind die berühmten, seit uralter Zeit ausgebeuteten Steinsalzminen, aus denen jährlich Tausende von Kamelladungen nach Timbuktu befördert werden. Es finden sich auch Reste einer uralten Stadt mit Mauern aus Erde und Steinsalz, auch wol von Holz- und Industriegegenständen. Den Ort Taodenni selbst, welcher zu gefährlich schien, betrat Lenz so wenig wie sein Vorgänger René Caillié; er umging ihn vielmehr östlich, wofür er das ebenerwähnte Wadi Telli kennen lernte. Dasselbe ist auch insofern merkwürdig, als es in der durchschnittlich 250—300 Meter über dem Meere sich erhebenden Wüste eine tiefe Stelle bildet, denn Lenz' Messungen ergaben eine Seehöhe von blos 148 Meter. Die Gegend von Taodenni fällt in das Gebiet des sogenannten „Dschof", des Tieflandes, von dem frühere Reisende nach Hörensagen berichtet, und nach Lenz bildet sie in der That eine Einsenkung in der Wüste; eine Depression unter dem Meeresspiegel, wie sie thatsächlich in der Region der algerisch-tunesischen Schott vorhanden, existirt jedoch nicht. Damit wird auch Skertchly's abenteuerliches Project einer Unterwassersetzung der Sahara gegenstandslos, mit welchem bei uns in Deutschland so oft, aber durchaus irrigerweise, das nunmehr wol gleichfalls aufgegebene Project des französischen Majors Roudaire von einer Inundirung der Schottregion verwechselt wird.

Südlich von Taodenni wechseln Sand und Hammada. Am 5. Juni kam man auf eine große, vollständig mit Halfa bewachsene Ebene, die den Namen „Meraia", d. h. der Spiegel, führt. Diese Region erstreckt sich bis in die weite Dünengegend von Arauan, welches trostlos einsam, aller Vegetation entblößt, aber reich an Wasser ist. Auch noch eine Tagereise südlich von Arauan, wo Lenz seinen Tenduf-führer verabschiedete und seine Kamele verkaufte, um mit gemietheten Thieren die Reise fortzusetzen, wanderte er noch durch die Dünen; dann aber beginnt Mimosen-wald, das „Affauad", der sich bis westlich von Timbuktu hinzieht. Hier herrscht schon nicht mehr der eigentliche Wüstencharakter: Flora und Fauna sind reicher, mannichfaltiger; auch finden sich mehrfach Brunnen. Am 1. Juli 1880 erreichte Dr. Lenz endlich Timbuktu, das heißersehnte Ziel so vieler Afrikapilger. Er ver-weilte dort 17 Tage und erfreute sich in dieser, als so gefährlich verrufenen Metropole nicht blos der Gastfreundschaft des „Kahia", d. h. des Oberhauptes der Stadt, sondern auch einer ungemein wohlwollenden Aufnahme seitens der Einwohnerschaft; bei der Abreise gaben ihm Tausende das Ehrengeleit, nachdem er während seines ganzen Aufenthalts der Mittelpunkt des gesammten öffentlichen Interesses gewesen.

Ehe man die vollständig offene Stadt betritt, überschreitet man einen breiten Gürtel von wüstem Terrain mit alten Mauerresten, welche Dr. Lenz für Ueber-bleibsel früherer Größe ansieht. Die großen quadratischen Häuser, von denen viele ein Stockwerk besitzen, sind aus Lehmziegeln erbaut, die an der Luft getrocknet werden. Spuren von Ornamenten, besonders hübsche hölzerne Fenstergitter, sind nicht selten. Die Stadt besitzt drei Moscheen mit kleinen, unschönen Minareten, und die Straßen sind fast überall so breit, daß zwei Reiter einander ausweichen können. Sonst ist Timbuktu einfach ein Conglomerat von Häusern, ein Entrepot für Waaren aus dem Norden und Producte aus dem Süden. Die Einwohner-zahl beziffert Dr. Lenz mit 20000, bestehend aus Arabern und Sonrainegern. Wenn er aber sagt, Timbuktu sei heute nur noch ein Schatten von ehedem, so knüpft Dr. E. Behm daran, wie mir dünkt, sehr berechtigte Zweifel; denn Caillié schätzte die Einwohnerzahl nur auf 10—12000, H. Barth auf 13000; die Stadt hat also in neuerer Zeit jedenfalls nicht abgenommen, wenn auch der Handel zeit-weise lebhafter gewesen sein mag.

Von Timbuktu aus ging die Reise nicht den Niger hinauf, sondern nach Westen. Es war Lenz' Absicht, Senegambien zu erreichen und so eine Verbindung von Nordafrika mit diesem Lande herzustellen. Es verkehren zwar bereits jetzt Kara-vanen zwischen Timbuktu und Saint-Louis, das überall N'dar heißt; aber sie folgen einer nördlichen Route, über Walata oder Biru, während Lenz durch den eigentlichen Sudan und womöglich durch das ganze Gebiet der Bambarraneger den Senegal zu erreichen strebte. Leute zum Mitreisen fand er nicht, er konnte nur immer von einem Ort zum andern Tragthiere und Diener miethen, was begreiflicherweise endlose Verzögerungen verursachte. Nach seinem ersten, etwa 8—10 Tagereisen südwestlich von Timbuktu gelegenen Reiseziel, dem Orte Basi-kunnu, brauchte er auf diese Weise 20 Tage. Unterwegs erquickte er sich häufig an der guten Milch, die er in den Zelten der Nomaden fand; aber er hatte auch einen Ueberfall von einer Bande wegelagernder Araber der Kabyle Aluſch zu bestehen, der indeß noch glücklich ohne Blutvergießen ablief. Ja, die Angreifer begleiteten ihn schließlich noch bis Basikunnu, wo die Ankunft am 4. Aug. erfolgte. Dieser Ort liegt in einer fruchtbaren Ebene, ist mit Feldern von Sorghum und Mais umgeben und von Arabern und Negern bewohnt. Hier wurden Ochsen zum Reiten sowie zum Tragen des Gepäcks gemiethet. Dann ging es weiter in süd-licher Richtung nach der bereits im Bambarragebiet gelegenen Stadt Sokolo oder, wie die Araber sie nennen, Kala. Die Gegend bis dahin war stets fruchtbar und eben, oft dicht bewaldet, aber fast unbewohnt. Die ersten Baobabbäume traten

zwischen Basikunnu und Sokolo, Euphorbiaceen schon bei der erstgenannten Stadt auf. Von Gesteinen herrscht hier Laterit vor, ein Thoneisenstein, der fast überall im tropischen Afrika vorkommt. Das Klima des Sudan machte sich hier im Gegensatze zu der gesunden Wüste sehr unangenehm fühlbar; von Lenz' arabischen Leuten starb ein Diener; andere erkrankten, sodaß er selbst manchmal der einzige aus der ganzen Karavane war, der so ziemlich intact blieb.

In Sokolo stiegen die Reisenden bei einem arabischen Scherif ab, der mit dem Sultan von Marokko verwandt ist. Die Stadt hat etwa 10000 Einwohner, vorherrschend Bambarraneger, und ist abhängig von dem Sultan Ahmadu der südlich davon gelegenen Stadt Segu am Niger. Volle zwei Wochen dauerte hier der Aufenthalt, ehe es gelang, Begleitung zur Weiterreise zu finden. Dann erreichte er nach siebentägigem Marsche in Nordwestrichtung am 6. Sept., gerade zum Schlusse des großen Fastenmonats Ramadan, Gumbu, eine Doppelstadt von 30000 Einwohnern, also größer als Timbuktu, mit einem ausgedehnten Teich in ihrer Mitte. Die Mehrzahl der hier wohnenden Araber, welche das Gros der Bevölkerung bilden, ist durch viele Generationen mit Negerinnen verheirathet und besitzt daher eine dunklere Hautfarbe. als die meisten Araber im Sudan, ohne jedoch den kaukasischen Typus verloren zu haben. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalte in Gumbu wurde der Weg durch eine stark bevölkerte Gegend in westlicher Richtung bis Bachuinit fortgesetzt, eine Stadt, halb so groß wie Gumbu. In der Nähe liegt ein Fulanidorf, dessen Scheikh sich bereit erklärte, mit der Karavane bis zur äußersten vorgeschobenen Station der Franzosen am Senegal, Medine, zu gehen, da er dort Geschäfte habe. Es sei aber nöthig, durch die Landschaft Kaarta zu reisen und in Nioro und Kuniakari die beiden Söhne Hadsch-Omar's zu besuchen. Lenz hätte dies gern vermieden, konnte aber nicht ausweichen, da man schon lange von seiner Ankunft im Lande unterrichtet war. In Nioro forderte man ihn zunächst auf, wieder eine monatelange Reise rückwärts zum Oberherrn Ahmadu in Segu zu machen. Dr. Lenz protestirte jedoch ganz energisch dagegen; aber erst als man sein Gepäck durchgesehen und gefunden hatte, daß er keine werthvollen Sachen mehr besaß, ließ man ihn ziehen, nachdem ein Bruder des Ahmadu ihm noch sein einziges Gewehr und einige europäische Decken als „Geschenke" abgenommen hatte. Am 19. Oct. endlich verließ Lenz Nioro und kam nach zehn Tagereisen durch eine gutbevölkerte Gegend in Kuniakari bei Scheikh Baschiru, dem jüngsten Bruder Ahmadu's, an. Zu der Cultur von Mais, Sorghum, Zuckerrohr u. s. w., die überall von Basikunnu an geherrscht hatte, trat hier auch Baumwolle hinzu. Bis in die Nähe von Kuniakari findet sich kein fließendes Wasser, sondern gibt es blos Teiche und Brunnen. Das ganze Gebiet bildet eine Hochebene von durchschnittlich 320 Meter Meereshöhe; einige Tagereisen vor Kuniakari kommt jedoch ein schroffer Abfall, 200 Meter tief, von dem aus man hinabsteigt in das Stromgebiet des Senegal, wo man eine andere Temperatur, eine andere Vegetation und fließendes Wasser findet. Scheikh Baschiru hielt den Reisenden glücklicherweise nicht lange auf; er sah wol ein, daß dieser für ihn nichts mehr besaß, was er als Geschenk beanspruchen konnte, und so durfte Lenz Kuniakari schon am 31. Oct. verlassen. Nach zwei sehr kurzen Tagemärschen erreichte er am 2. Nov. Medine, wo ihm der damalige französische Commandant, Artillerielieutenant Pol, eine überaus herzliche Aufnahme bereitete, nachdem ihm dieser treffliche Mann sogar schon bis in die Nähe von Kuniakari jemand entgegengesandt hatte, der einen Sack voll Lebensmittel brachte, Brot, Bier, Wein und Conserven, lauter hochwillkommene Dinge. Durch die Fürsorge des französischen Gouverneurs erhielt der nach elfmonatlicher Wüstenreise dem Umgange mit gebildeten Europäern wiedergegebene deutsche Gelehrte eine sehr bequeme Fahrt den Senegal abwärts bis Saint-Louis, wo er bei seiner Ankunft am 20. Nov. gleichfalls eine ebenso ehrenvolle als liebenswürdige Aufnahme fand.

Ein anderer deutscher Naturforscher, H. von Maltzan, dem wir schon ein reizendes Büchlein über Algarve verdanken, unternahm im verflossenen Winter eine leider durch Krankheit abgekürzte naturwissenschaftliche Reise gleichfalls nach Senegambien, wo sich seit Adanson (1727—1806) niemand mit der niedern Fauna beschäftigt hat.

Von der verunglückten Mission des Kapitäns Gallieni, über welche die letzte „Revue" berichtete, ist nachzutragen, daß die ernstlichen Besorgnisse, welche man hinsichtlich derselben hegte, erfreulicherweise keine Bestätigung fanden. Es hieß nämlich, daß die Mitglieder derselben nach ihrer Ankunft in Segu Sikoro sämmtlich ermordet worden seien. Endlich traf aber ein Brief Gallieni's vom 25. Oct. 1880 ein, wonach die Franzosen in Nango, eine Tagereise von Segu, als Gäste des Königs Ahmadu verweilten. Sie hatten am 15. Mai den Niger überschritten, und am folgenden Tage am rechten Ufer des Stromes ihren Weg nach Segu fortgesetzt, waren von Ahmadu gut aufgenommen und in Nango einquartiert worden und befanden sich nach überstandenen heftigen Fieberanfällen in leidlicher Gesundheit. Erst am 21. März 1881 gelang es jedoch Gallieni und seinen Leidensgefährten, Nango wieder zu verlassen, von wo sie über Kita nach Bakel (23. April) und seitdem über Saint-Louis nach Frankreich zurückkehrten. Kurz vor seiner Abreise hat Kapitän Gallieni mit König Ahmadu von Segu einen wichtigen Vertrag abgeschlossen, wonach der Niger von seinen Quellen bis Timbuktu unter das Protectorat Frankreichs gestellt und den Franzosen das ausschließliche Recht eingeräumt wird, sich im Reiche Segu niederzulassen und Handel zu treiben, wogegen dem Könige eine Jahresrente von 25000 Frs. zugesichert wird. Auch will Gallieni unterwegs von allen Häuptlingen der Mandingo die Erklärung ihrer Unterwerfung unter das französische Protectorat erwirkt haben. Thatsache ist übrigens, daß der Almamy Ibrahima, welchen der englische Gouverneur der Colonie Gambia, Gouldsbury, in Ningikory behufs Abschluß eines Vertrags im März 1881 aufsuchte, sich dazu wol herbeiließ, dem britischen Herrn aber kein Hehl daraus machte, daß er und sein Volk große Freunde der Franzosen seien und hauptsächlich mit diesen Handelsgeschäfte trieben. Als geographisches Ergebniß der Gallieni'schen Expedition ist zu melden, daß auf Grund der von ihr gemachten Aufnahmen die Karte des Gebietes zwischen dem Senegal und Niger wird vollständig umgearbeitet werden müssen. Die 200 Meter hohe Wasserscheide der beiden Ströme in der Umgebung von Bamaku ist an vielen Stellen schwer zu bestimmen; in der Regenzeit fließen die Wasser bald in den Senegal, bald in den Niger. Dieser Umstand veranlaßte die Meinung, die beiden Flüsse stünden miteinander in Verbindung. Das linke Nigerthal erstreckt sich blos auf einige Kilometer, und die auf den Karten als Nebenflüsse des Niger figurirenden Wasserläufe ergießen sich eigentlich in den Senegal. Die Mission, welche eine Strecke von 1500 Kilometer zurücklegte, meldete ferner auch interessante Details über das seines Goldreichthums wegen berühmte Buré. Das Ländchen besteht aus zehn Dörfern und zählt 6000 Einwohner, von denen sich etwa tausend mehrere Monate hindurch mit Goldwaschen beschäftigen und jährlich eine Ausbeute von 40—50000 Goldkörnern machen, was im Lande 225—250000 Frs., in Saint-Louis aber das Doppelte repräsentirt.

Inzwischen meldeten die Zeitungen die Ankunft von Dr. Mattenucci und Massari, über die wir in unserer letzten Revue berichteten, in Madeira, und erreicht uns eben die Nachricht von dem daselbst erfolgten Tode des erstern.

Nicht unwichtig in ihren Resultaten war die Expedition, welche ein Oesterreicher, der grazer Universitätsprofessor und Geologe Dr. Cornelius Doelter, von der österreichischen Regierung unterstützt, im verflossenen Winter nach den Capverdischen Inseln und dem senegambischen Festlande unternahm. Wie von vornherein zu erwarten stand, war seine Reise nicht blos in geologischer, sondern

auch in anthropologischer Hinsicht erfolgreich. Während der Negerstamm auf den Inseln sich als ein einheitlicher und ziemlich bildungsfähiger erwies, bewohnen mehrere ihrer Befähigung und Culturentwickelung nach sehr verschiedene Stämme das Festland. Sie befinden sich nicht selten untereinander in arger Fehde, verhalten sich auch sehr ungleichmäßig gegenüber den Europäern der Küstenplätze. Unser Geologe wurde selbst in Buba (10° nördl. Br.) Zeuge eines der Angriffe, der durch kräftige Anwendung schweren Geschützes glücklich abgewiesen wurde, nichtsdestoweniger aber zur Folge hatte, daß Doelter auf die Ausführung eines großen Theils seiner Festlandtouren verzichten mußte.

In ethnographischer und anthropologischer Beziehung hat auch Dr. Quintin, der bekannte Gelehrte, welcher 1863—66 den Lieutenant Mage auf seiner großen Reise nach dem obern Niger begleitete, die hier in Rede stehende Region neuerdings erforscht, wonach er zwischen dem Senegal und dem Niger vier bestimmte Negerstämme unterscheidet, von denen jedem eine besondere Sprache entspricht. Die Bevölkerungen des westlichen Sudan haben sich miteinander derart vermischt, daß die ursprünglichen Typen allmählich verschwunden sind. Auf ihren zahlreichen Wanderungen haben sie ihre frühere Sprache vergessen; doch besitzen wir einen ziemlich sichern Führer in den Familiennamen. Die Yolof oder Wolof werden von den andern Sudannegern leicht unterschieden, wenn sie mit andern Stämmen nicht zu sehr vermischt sind; hat aber die Kreuzung einige Zeit hindurch fortgedauert, so ist ihre Absonderung oft schwierig. Im Sudan gibt es eine Klasse von Schwarzen mit kupferfarbiger Haut, die Torodo, welche alle Reisenden zu den Fulah oder Fulbe (Peul) zählen; allein diese Menschen, einem seit Jahrhunderten stark gemischten Stamme angehörend, führen immer noch Yolof-Familiennamen. Die Fulah unterscheiden sich von den andern Negerstämmen durch feinere und regelmäßigere Züge, schlankere Extremitäten und nur leicht gekräuselte Haare. Sie haben eine eigenthümliche Sprache; nichtsdestoweniger können sie aber, wenn sie von gemischtem Blute sind, nur durch ihre Familiennamen unterschieden werden. Wenige Neger haben den Scharfsinn der Reisenden so sehr herausgefordert wie die Suni-Ukés, denen man am obern Senegal begegnet; sie sind bisher immer als ein großer Zweig des Moli-Ukéstammes betrachtet worden. Dr. Quintin bringt sie aber auf Grund linguistischer Untersuchungen und ihrer Familiennamen mit den Sourboï in Verbindung. Der vierte Stamm unter den Centralsudannegern führt die Namen Mandingo, Moli-Ukés, Uakires, Uangaras und Bamanas, je nach ihren Wohnorten. Mehr als irgendein anderer der Sudanstämme gleichen sie den Negern Aequatorialafrikas. Sie sind es, die man in größter Anzahl zwischen Senegal und Niger trifft. Das in Frankreich jetzt geplante Unternehmen, die beiden Ströme durch eine Eisenbahn zu verbinden, würde im Lande der Mandingo den größten Schwierigkeiten und dem ernstesten Widerstande begegnen. „Wenn wir dieser Eisenbahn aber", so schließt Dr. Quentin, „noch die projectirte Trans-Saharabahn hinzufügen, so können wir behaupten, daß Frankreich, der gegenwärtige Gebieter am Niger, wie es der Herr von Algier und des Senegal ist, auch der Souverän des nördlichen Afrika werden wird."

Mancher mag vielleicht diese Worte belächeln im Augenblicke, wo die französische Herrschaft im südlichen Algerien durch eine Erhebung der Eingeborenen gefährdet erscheinen könnte; es ist auch hier nicht der Ort, auf eine Prüfung dieses Ideenganges uns weiter einzulassen. Nur so viel darf man sagen, daß im Moment, da das alte Europa nicht genug Absatzgebiete für seine Ueberproduction findet, die französische Regierung ihr Augenmerk mit Recht auf Afrika gerichtet hat. Die Franzosen wollen eben ihren Antheil an den Mühen, Ehren und Erfolgen der Afrikaforschung haben, und zwar nicht zum geringsten an den materiellen Erfolgen, welche in Nordafrika durch die Leistungen ihrer Forscher, der Duveyrier, Largeau, Soleillet, Masqueray u. a. genügend vorbereitet schienen. Bekanntlich

haben die französischen Kammern bereits im Jahre 1879 die Credite behufs Aufnahme der Vorarbeiten für eine Saharaeisenbahn bewilligt. Dieselbe soll von dem Süden der algierischen Colonie nach Timbuktu und weiter ins Herz des schwarzen Continents bis in die Region des Tschadsee und der Nigerquellen führen. Nun sollte, ausgerüstet mit allen Hülfsmitteln der modernen Wissenschaft und geleitet von den tüchtigsten jungen Ingenieuren, eine mit den Vorarbeiten zu der projectirten Saharabahn betraute Mission von Algier aufbrechen. Männer der reinen Wissenschaft waren von der Mitwirkung ausgeschlossen: ein Umstand, der die lediglich praktischen Ziele des Unternehmens kennzeichnete. Befehlshaber der Expedition war Oberstlieutenant Flatters vom 72. Linien-Infanterieregiment, 48 Jahre alt, ein gründlicher Kenner der Sahara und ihrer wilden Bevölkerung, in den Dialekten der Wüstenbewohner bewandert; denn er hatte fast seine ganze Dienstzeit als Infanterieoffizier in Algerien zugebracht und war zuletzt Befehlshaber des Bezirks El-Aghuat (Laghuat) in Südalgerien. Unter ihm fungirten der Generalstabskapitän Masson, der Wegebauingenieur Béringer, der schon Lesseps' Mitarbeiter am Suezkanal gewesen, der Bergwerksingenieur Roche, der Civilingenieur Sautter und der Regimentsarzt Guiard, dann zwei Unterlieutenants, darunter Dianous, Lieutenant des 14. Infanterieregiments, und zwei Wegebauführer. Zur Begleitung waren ihm 10 französische Soldaten und 83 eingeborene Kameltreiber, Führer und Bewaffnete, die meistens unter den Turcos und Spahi gewählt waren, zugetheilt. Allerdings war es, was man freilich erst später einsah, ein Fehler, die Expedition einem Offizier anzuvertrauen, und zwar einem Offizier, der als strenger Commandant von El-Aghuat den Arabern persönlich sehr wohlbekannt war. Die Mission erhielt dadurch einen militärischen Charakter, der die auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtigen Wüstensöhne argwöhnisch machen mußte. Indessen, voll von jugendlichem Enthusiasmus, brach die Flatters'sche Expedition am 19. Dec. 1880 von Hassi-Inifel, südöstlich von El-Golea im Wadi Mija gelegen, auf und marschirte über den südöstlichen Theil des Plateau von Tedmaid an den Hassi-Missiggen (28° 15′ nördl. Br.), wo sie Rohlfs' Route von 1864 überschritt. Am 6. Jan. 1881 reiste Flatters von dort weiter über die Ebene von Adschemor, kam durch die Frauenberge an die Stelle des Wadi Irharrhar, wo dieses große wasserlose Flußbett seine nördliche Richtung in eine nordöstliche verändert, und erreichte am 18. Jan. Amdschid am Westrande des Tasiliplatean (26° 30′ nördl. Br.). Von dort gelangte er über Adschellman-Erghen bei der Sebcha von Amadghor gegen Ende Januar in das Hogargebirge. Von hier aus schrieb Flatters am 29. Jan.: „Die Ahaggar empfingen uns gut und gaben uns Führer; im Grunde genommen lassen sie es uns aber entgelten, daß wir nach dem Süden gehen wollen, und es ist klar, daß unser Marsch durch das Land ihnen nicht angenehm ist. Es ist viel für einen ersten Besuch und man darf nicht zu viel verlangen ... Für den Augenblick geht alles gut. Ich hoffe, wenn keine Zwischenfälle eintreten, Aisiu in 25 Tagen zu erreichen. Dort werden wir je nach Umständen handeln, um uns nach Haussa zu begeben. Die Weisungen des Herrn de Freycinet schreiben uns sogar vor, nicht so weit zu gehen. Von dort muß man nach dem Sudan zu gelangen suchen." Dies sind die letzten directen Nachrichten aus Flatters' Hand. Anfang April erhielt man die unerwartete Trauerbotschaft, daß schnöder Verrath der ganzen Expedition ein grausames Ende bereitet habe. Vier Tagereisen von Air, südlich von Aisiu, ward die Expedition am 16. Febr. überfallen und der ganze Stab bis auf den Lieutenant Dianous, der den Befehl über die Leute hatte, niedergemacht. Dianous entkam mit dem Unteroffizier Pobeguin und 63 Mann. Auf ihrem Rückzuge stießen die Hogar-Tuarek zu ihnen und versicherten sie, daß sie an dem Blutbade keinen Theil genommen, betheuerten vielmehr ihre Freundschaft, boten ihnen aber vergiftete Datteln an, an deren Genusse Dianous und 28 Mann starben. Pobeguin schlug sich dann mit seinem Häuflein noch weiter durch, sah sich aber in 28° nördl. Br.

östlich von Tuat umzingelt und einem elenden Untergange preisgegeben. Nach einer andern Version wäre die Expedition nicht von den Hogar-, sondern von den Air-Tuarek angegriffen worden und trotz muthiger Vertheidigung der Ueberzahl erlegen. Wie dem auch sei, die Katastrophe bleibt um so mehr zu beklagen, als dadurch die Aufzeichnungen über das Hogargebirge, welches eine der empfindlichsten Lücken in unserer Kenntniß der Sahara darstellt und über das wir durch Flatters endlich Aufschluß erwarten durften, wahrscheinlich auf immer verloren sind. Es ist außerdem bekannt, daß der traurige Ausgang der Flatters'schen Expedition in directem Zusammenhange steht mit den großen politischen Ereignissen, welche in den jüngsten Monaten Tunesien in die directe Machtsphäre Frankreichs gezogen, wodurch ihrerseits wieder die gegenwärtigen Aufstände im südlichen Algerien hervorgerufen worden sind. Wenn nun ein sonst so hervorragender Forscher und scharfer Beobachter wie Paul Soleillet im „Globe" vom 3. Juli 1881 die Entdeckung machen will, daß seit 1870 eine antifranzösische Partei unter den Saharastämmen sich gebildet habe, und Dr. Lenz direct beschuldigt, derselben neue Nahrung gegeben zu haben, so verdient eine solche Ansicht hier wol blos als Curiosität verzeichnet zu werden.

Der Gang der übrigen afrikanischen Forschungsunternehmungen fordert vorläufig noch nicht zu genauerer Berichterstattung auf, die ich deshalb für eine nächste Ueberschau verspare. Nur über die in ihrem Hauptziel mislungene Reise Dr. Buchner's, den wir letzthin bis in die „Mussumba" (Residenz) des Muata Jamvo begleiteten, möchte ich noch einige Worte beifügen. Nach den seither eingetroffenen Briefen dieses wackern Reisenden — sie sind aus der westafrikanischen Stadt Malange vom 9. Febr. und 4. März 1881 datirt — hat Buchner drei Versuche gemacht, von dem nördlichsten Mussumbaweg aus in das eigentliche Centrum Afrikas einzudringen, und ist dreimal gescheitert, ehe er weit gekommen. Jedesmal war es die Feigheit und Verrätherei seiner eigenen Leute, was ihn lähmte. So mußte er den Kassai zurückpassiren (genau 8° südl. Br.), weil man ihnen sagte: dort unten seid ihr in zwei Tagen alle gefressen, was eine solche Panique hervorrief, daß sechs Träger sofort sammt Gewehr und Munition verschwanden, als die Tukongo einen „Krieg" gegen Buchner zusammenholten. Auch hatte letzterer gänzlich ohne Führer sich in eine Menge unwegsamer Sümpfe verrannt. Er durchzog hierauf das nördliche Madaba und machte zwischen Luemba und Tschihumbo, als er glaubte, daß seine elende Schar sich von dem ersten Schreck erholt habe, einen zweiten Versuch nach Norden, kam aber blos zwei Tagereisen weit (7° 22' südl. Br.) in das Land der Tambu a Kabong, wo er durch einen andern „Krieg", d. h. großes tagelanges Geschrei, genöthigt wurde, über die Grenze zurück und wieder nach Lunda zu gehen. Ungemein drastisch schildert Dr. Buchner diesen sogenannten „Krieg", welchen der Herrscher Kalala Kana Ka Ntamb dem Reisenden machte: „Er berief ein ungemein malerisches Gesindel von etwa 200 phantastisch geschmückten Kriegern zusammen, welches sich in weitem Halbkreise um unser kleines Lager herumsetzte und in endlosen litaneiartigen Reden mit dem ewig wiederkehrenden allgemein ausgestoßenen Refrain: «Moio! Moio!» über meine unbegreifliche Abneigung gegen den Handel schimpfte; schrecklich anzusehen und noch schrecklicher anzuhören. Tausende von Pfeilen wurden in Köchern herbeigeschleppt, auch einige Feuergewehre machten sich bemerkbar, jedoch schien das Pulver zu fehlen. Neue Zuzüge kamen mit klingendem Spiel, mit Trommeln und Glocken, mit Pfeifen und Trompeten aus Elefantenzähnen über die Hügel herab; die Gesichter trieften von rother Farbe, riesige Federsträuße krönten die Häupter, und jedesmal erhob sich ein betäubender Jubel bei der Ankunft solcher Verstärkungen. Es wurde mir immer wahrscheinlicher, daß es auf meine Beraubung abgesehen war. Zuerst sollte ich entweder erklären, daß ich hier an Ort und Stelle ein Handelshaus errichten wolle oder sofort fünf Faß Pulver und fünf Gewehre Strafe zahlen und schleu-

nigst noch an demselben Tage über die Grenze zurückkehren. Letzteres wäre Selbstmord gewesen, darüber waren wir alle einig; selbst mein sonst so erbärmlicher Führer war der Ansicht, daß wir lieber kämpfen müßten. Meine Diplomaten gingen hin und her. Ich fuhr unterdessen fort, das Lager zu befestigen, die geladenen Gewehre meiner Leute in Sicherheit zu bringen, vertheilte Munition und bereitete meine eigenen Gewehre vor. Als mich die Feinde solchermaßen zum Kampfe gerüstet sahen, wurden sie bescheidener und gegen Abend begnügten sie sich mit einer ganz unbedeutenden Entschädigung in Zeug und Kaurischnecken unter der Bedingung, daß ich morgen in aller Frühe meinen Rückmarsch antrete, wogegen ich verlangte, daß sie sich nach Hause begeben sollten und mir morgen kein Bewaffneter mehr vor die Augen trete. Dies geschah, und so war ich zum zweiten mal gescheitert." Von da ab waren die Träger so völlig demoralisirt, daß Buchner stets in der größten Gefahr schwebte, mit seinen 30—40 Lasten allein zu bleiben. Er mußte daher sein Vorhaben auf den Kiluata, bei welchem Otto Schütt seine Katastrophe erlebt hat, aufgeben und den Westmarsch bis zum Kabungula am Lovo ausdehnen. Hier mußte er aber, trotz der größten Aussichtslosigkeit, einen dritten Versuch machen; denn es war der letzte Punkt, von dem aus passende Wege abgingen. Buchner wollte zu Muata Kumpana und über Muene Putu Kassongo zur Küste zu gelangen suchen. Dies hatte indeß den Erfolg, daß eine entscheidende Schlußdesertion seiner Leute eintrat, nachdem bis dorthin die Desertionen zwar chronisch, aber doch nur vereinzelt geblieben waren. Nunmehr sah er plötzlich seine 56 am Kassai vorhandenen Träger auf 8 reducirt, sodaß ihm nichts übrigblieb, als sich ohne weitere Umschweife in den Bereich der Civilisation zurückzuretten. Am 8. Febr. 1881 traf er in Malange ein. In Bezug auf den Kassai bemerkt Dr. Buchner, daß derselbe sich schon von 8° südl. Br. nach Nordwesten wende, daß er wahrscheinlich den Koango aufnehme und vielleicht der Ibari Nkotu Stanley's sei.

Aus Asien ist von einer ziemlichen Anzahl Detailforschungen zu berichten, die vornehmlich, wie immer, von Russen und Engländern ausgehen. Nur im nordwestlichen Sibirien waren in jüngster Zeit auch andere Nationen thätig. Um nämlich ein Urtheil zu gewinnen, ob ein erfolgreicher Handel mit Sibirien möglich sei, entsandte die westsibirische Handelsgesellschaft in Kopenhagen im Sommer 1880 den Lieutenant C. Hage und den Kammerjunker H. Tegner dorthin, mit dem Auftrage, die einschlägigen Verhältnisse an Ort und Stelle zu prüfen. Von Juni bis October durchstreiften sie über Tjumen, Omsk, Tomsk, Barnaul, Semipalatinsk, Tobolsk und Obdorsk das ganze Gouvernement Westsibirien und erstatteten nach ihrer Rückkehr über die Resultate ihrer Studienreise einen summarischen, nunmehr auch von Dr. Richard Lehmann in Halle trefflich verdeutschten Bericht, von dem ich hier hauptsächlich deshalb kurz Notiz nehmen zu sollen glaube, weil seit Professor Nordenskiöld's Heimkehr von seiner Umschiffung Asiens das Interesse für eine praktische Verwerthung seiner Ergebnisse einen mächtigen Aufschwung genommen hat und an die Erschließung des neuen Handelsweges vielfache Erwartungen geknüpft wurden. Die Lektüre des mir vorliegenden Berichtes ist nun nicht geeignet, in denselben zu bestärken, wenngleich die dänischen Verfasser schließlich zu einer versuchsweisen Eröffnung eines Handelsverkehrs mit dem westlichen Sibirien rathen, freilich nur sofern dieser Versuch „von dem ernsten Willen getragen wird, gründlich die Ueberwindung aller Hindernisse zu probiren, und sofern er mit vollem Bewußtsein des Risicos geschieht". Alle wirkliche Schwierigkeit vereinigt sich, den dänischen Beobachtern zufolge, in dem Karischen Meere, und es ist kein Zweifel, daß sie recht haben. Wir haben, ich gestehe dies ein, voreilig gejubelt, als die kühnen Fahrten norwegischer Schiffer 1869 und 1870 den alten Wahn von der Unschiffbarkeit des Karischen Meeres vernichteten und dieses sich noch eine ganze

Reihe von Jahren, bis 1879, als eisfrei erwies. So wie die absolute Unschiffbarkeit ist auch die absolute Schiffbarkeit der Karasee ein Irrthum; dies haben die Sommer der zwei jüngst verflossenen Jahre bewiesen, und der hamburger Rheder, welcher drei Sommer hindurch ein Schiff, den Neptun, nach dem Ob sandte, hat nunmehr auf die Veranstaltung weiterer Handelsfahrten nach Sibirien verzichtet, hauptsächlich weil nicht mit voller Sicherheit die Fahrbarkeit des Karischen Meeres in jedem Sommer feststeht. Es ist also kein Verlaß auf den Zustand dieser arktischen Gewässer. Dies mußte auch Alexander Sibiriakow, der bekannte eifrige Förderer der Polarforschung, erfahren, welcher mit seinem Schiffe Oskar Dickson eine Fahrt nach dem Jenissei unternahm, aber, durch die Eisverhältnisse gezwungen, sich mit demselben in die Gydabucht (zwischen den Mündungen des Ob und Jenissei) flüchten mußte, wo sein glücklicherweise auf 13 Monate verproviantirter Dampfer einfror, sodaß Sibriakow selbst zu Lande über Tobolsk nach Petersburg zurückkehrte.

Gleichzeitig mit den zwei obengenannten dänischen Reisenden befand sich auch der Italiener S. Sommier 1880 am untern Ob. Er reiste hin und zurück zu Lande und kam unterhalb Obdorsk bis zu einem Punkte Jun Salé, der in der Nähe der Jadymündung am linken Ufer des Obischen Meerbusens, in etwa 67° nördl. Br. liegt. Das von diesem Busen und dem bogenförmigen Laufe des untern Ob umschlossene unbekannte Gebiet fand im Sommer 1880 gleichfalls seinen Erforscher in dem russischen Topographen Kandaschewski. Derselbe fuhr von Omsk aus den Irtysch und Ob hinab bis Obdorsk, ging von da im Thale des Polui aufwärts, besuchte das Nadymthal, wo er bedeutende Waldbestände vorfand, und das bisher unbekannte Thal des Anukdalu, und kehrte südwärts nach Surgut am Ob zurück. Uebrigens ist eine wohlausgerüstete officielle Expeditinn zur Aufnahme des untern Ob organisirt worden, deren Mitglieder am 27. Mai 1881 Petersburg verlassen haben.

In den südlichern Theilen Westsibiriens sind die Forschungsreisen von Jadrintzew im Altai und Fedisow im Tianschan von Bedeutung. Ersterer untersuchte 1880 auf der Hinreise durch die Kulundinskische Steppe zunächst den See Tschany, dann ging er über Biisk am Einflusse der Bija in den Katun, an ersterm Flusse aufwärts zu dem bekannten malerischen Teletzkischen See, und erst von hier drang Jadrintzew zur Erforschung des Gebirges in den Altai selbst. Von Kasch-Agatsch am Tschu wandte er sich nach Südost am Flusse Tschaganuzurku aufwärts zu dessen Quellgebiet, und überschritt hier die Schneealpen des Tschu in einer Höhe von 2750 Meter. Der Abstieg zur Mündung des Karakem in die majestätische Argut (oder Archyt) führte in ein schönes Thal mit prächtigen grünen Pappeln. Die reißende Argut wurde auf kleinen Flößen übersetzt und der Reisende gelangte nun zum Flusse Koksuma; dann erstieg er die Gipfel des Bereli und Katuni und untersuchte auch den Bereligletscher, welchen eine Menge Wasserrinnen durchfurchen, die sich zu förmlichen Gebirgsbächen vereinigen. Die Moränen zeichneten sich auf dem weißen Schneefelde deutlich ab und liefen am Ende des Gletschers in großen Steinmassen zusammen. Alle Gletschererscheinungen der Schweiz fanden sich auch an diesem sibirischen Eisstrome. Nach Ueberschreitung des Katnuskischen Gebirgskammes stieg Jadrintzew hinab in das Thal des Uimon, wo am Fuße des Gebirges eine ganze Reihe von Dörfern liegt. So nahe an der Grenze Chinas umgibt das eigenartige eingeborene Volkselement diese Dörfer; in ihnen aber lebt der Nerv russischen Lebens, slawischer Typus und slawischer Charakter. Es sind die Nachkommen flüchtiger Raskolniken.

Dem Altaigebiete wendet sich auch Potanin's Begleiter auf dessen mongolischer Reise, der Geologe Adrianow, zu, welcher von der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft den Auftrag erhalten hat, von Tomsk südwärts über Kusnezk nach den Bergen von Abakansk zu gehen und die Mündungen des Tersey nebst

den bisher nur flüchtig von einigen Reisenden berührten Flußthälern des Tom, der Mrassa und der Kondana zu erforschen.

Fedisow's Excursion in den Tianschan im Herbst 1880 galt vorwiegend botanischen Zwecken. Der Reisende ging von Pischpek aus durch die Alexanderkette an den Susamir, dann auf Ketmentübe, Kara-su, den See Karakul und schließlich über den Paß Dawân (hier scheint ein Name zu fehlen, denn Dawân heißt eben Paß) hinab in die Schlucht von Maily in Ferghana; er verweilte drei Tage in Andidschan und trat von dort aus den Rückweg an. Bis Ketmen-tübe verfolgte Fedisow dieselbe Straße; dann aber wandte er sich nach dem Dokus-toran und von da über den Paß Ischernandy zum Flusse Dschumgal, dem er bis zu seinem Ursprunge folgte. Dann erstieg er den Paß von Kyzart, ging von da hinab zum Flusse Kötschkar und endlich über den Paß von Schamsi zurück nach Pischpek. Die Reise ergab eine gute Ausbeute an Gewächsen und Samen. Südwestlich von Ketmen-tübe in den Bergen von Tschitschikty traf Fedisow prächtige Ahornbäume mit sehr großen platanenartigen Blättern; die Stämme hatten bei einigen Exemplaren einen Umfang von 1,78 Meter. Diese Bäume trifft man an der Grenze des Reiches Tokmak bis in den Kreis Andidschan und auch auf dem Dokus-toran. Unterhalb des Passes Tschemandy erregten reiche Mineralquellen mit eisenhaltigem Wasser Fedisow's Aufmerksamkeit. Weiter abwärts nach dem Flusse Dschumgal zu fand er zahlreiche Spuren von Steinkohlen und Jaspis.

Aus dem östlichen Sibirien ist zu erwähnen, daß S. B. Tusmanow dasselbe, insbesondere auch das Küstengebiet und die Insel Sachalin, dann Transbaikalien und Urga in den Jahren 1878—79 bereist und von dort eine Reihe sehr werthvoller Photographien mitgebracht hat, welche zur wesentlichen Erweiterung unserer Kenntnisse von jenem Landstrich dienen.

Das östliche Kleinasien und Armenien durchstreiften in $2^1/_2$ Monaten des Sommers 1879 H. F. Tozer und T. M. Crowder, von welchen der erstere uns mit einer ausführlichen Reisebeschreibung beschenkt hat, die viel des Lehrreichen enthält. Von Samsun aus über Amasia, Ueyück und Boghasköi, ferner über Yüsgat gelangten die beiden Engländer nach Kaisarieh, unternahmen die Besteigung des Argäus, besuchten die Felswohnungen von Uergyb und gelangten, nachdem sie den Argäus rings umgangen, längs des Halys nach Sivas und somit an die Grenzen Armeniens. Nachdem von Sivas aus das Hochland des Antitaurus passirt war, kamen sie bei Keban-Maden an den Euphrat, gingen im Thale des Murad nach Kharput, Palu, Tschevli, Musch und mit einem Abstecher nach Bitlis, an den Wansee. Den Paß zwischen dem Murad und dem See fanden sie 1720 Meter hoch. Der gewaltige See machte einen großartigen Eindruck, fast noch mehr der an seinem nördlichen Ufer gelegene Vulkan Sipan, welchen die Engländer bestiegen und wol etwas zu hoch auf 3840 Meter bestimmten; die Höhe beträgt aber wahrscheinlich kaum über 3660 Meter. Dann fuhren sie von seinem Fuße aus über den See nach Wan. Die Rückreise über Pergri, Diyadin, Erzerum, Baiburt und das Felsenkloster Sumelas nach Trapezunt bot sowol landschaftlich viel Schönes, da sie so nahe am Ararat vorbeifuhren, als besonders viel Interessantes durch die noch ganz frischen Erinnerungen aus dem Türkisch-Russischen Kriege. Nachdem uns erst ganz unlängst in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" ein in den allerdüstersten Farben gehaltenes Gemälde der russischen Herrschaft in den neuerworbenen armenischen Gebietstheilen entworfen worden ist, dürfte es nicht ohne einiges Interesse sein, aus dem Munde zweier so unverdächtiger Zeugen, wie es unsere beiden Engländer sind, zu vernehmen, wie ihnen überall und oft sowol von Armeniern als sogar auch von Türken gesagt wurde, daß ihnen eine russische Herrschaft sehr willkommen sein würde im Gegensatze zu den jetzigen unerträglichen Zuständen.

Ueber die zum größten Theile noch verschlossen gebliebenen Thäler des obern Indus und seiner Nebenflüsse hat Major J. Biddulph, der längere Zeit politischer Resident in Gilgit gewesen, in einem kürzlich erschienenen Werke erwünschten Aufschluß gebracht, und Oberst Tanner hat 1879 von Dschelalabad aus den untern Theil des Kunarthales, das nördlich anstoßende Dar Nur und das Gebirgsvolk der Tschugani am Südabhange des Kundgebirges besucht.

Endlich ist es als etwas Außerordentliches zu begrüßen, daß die Missionare Soltau und Stevenson von der China Inland Mission, welche im November 1880 von Bhamo in Birma abreisten, am 14. März 1881 glücklich nach Itschang am Yang-tse-kiang gelangt sind. Es ist dies nämlich das erste mal, daß diese Strecke in der Richtung von Westen nach Osten von Europäern zurückgelegt worden ist; während die Reise von China nach Birma von einer ganzen Anzahl Europäern glücklich ausgeführt worden ist, war es doch bisher keinem gelungen, von Birma nach China einzudringen.

Naturgemäß fesselt das schon so vielfach durchforschte Amerika weniger die Wanderlust der geographischen Reisenden, obgleich es auch hier des wenig oder gar nicht Bekannten noch mancherlei ans Tageslicht zu bringen gäbe. Aus Mittelamerika ist blos einer Reise zu gedenken, welche der bekannte französische Gelehrte Alphonse Pinart im Winter 1878—79 durch den mexicanischen Staat Sonora ausführte; doch hatte er dabei fast ausschließlich prähistorische Untersuchungen im Sinne. Auch in Südamerika ist es ein Franzose, der wackere Dr. Jules Crevaux, welcher den Löwenantheil der geographischen Forschung für sich in Anspruch nehmen darf. Im vorigen Sommer, am 6. Aug. 1880, hat derselbe von Saint-Nazaire aus seine dritte südamerikanische Reise angetreten, die ihn diesmal nicht wie bisher nach Guyana, sondern an den Rio Magdalena führte. Er hat diesen mächtigen Strom von Honda bis Neyva aufgenommen, an welch letzterm Orte er am 3. Oct. ankam, während sein Gefährte, Marinepharmaceut Lejanne, thermometrische, hypsometrische und Breitenmessungen des Stromes angestellt hat. Dann überschritten die beiden die östliche Cordillere und erreichten am 20. Oct. den Guyabero oder Guaviari, einen großen, selbst den Eingeborenen unbekannten Nebenfluß des Orinoco. Hier zimmerten sie in fünf Tagen die nöthigen Flöße und fuhren auf ihnen den Guyabero bis zu seiner Mündung bei San-Fernando de Atabapo hinab. Sie veranstalteten von ihm eine Aufnahme, welche circa 1900 Kilometer umfaßt. Er fließt 600 Kilometer lang durch eine vollständige Einöde. Indianer brachten Crevaux und Gefährten von der Mündung des Guyabero auf dem Orinoco nach Ciudad Bolivar, von wo ersterer mit einem Dampfer Trinidad erreichte, nachdem er kurz vor Ende seiner Reise einen seiner Genossen, den Matrosen Burban, durch den Stich eines Süßwasserrochens verloren hatte. Sein indianischer Diener Apatu wäre beinahe einem Krokodil zum Opfer gefallen. Crevaux besuchte später Dörfer der Eingeborenen im Orinocodelta und hat dort interessante anthropologische Daten gesammelt, ehe er die Rückfahrt nach der Heimat antrat, wohin ihm Lejanne schon vorangegangen war.

In Australien scheint es vorläufig in Bezug auf größere Forschungsreisen ziemlich still zu sein. Wir wissen blos, daß Ernst Giles von einer Tour, welche er im August 1880 von Mount Eba aus nach Westen zu mit Kamelen unternahm, glücklich wieder bei seinem Ausgangspunkte eingetroffen ist. Näheres ist aber darüber noch nicht bekannt.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Sphinx Atropos.

Novelle

von

Emil Taubert.

I.

In der schattigen Vorlaube des Gasthauses Zum Deutschen Kaiser saßen in eifrigem Gespräche der behäbige Wirth und der Landarzt, der, von weiter Fahrt heimkehrend, halt gemacht, um sich durch einen kühlen Trunk zu erfrischen.

Es war ein warmer, freundlicher Octobertag. Die Buchen, deren Wipfel hinter dem Wirthshause auf sanft ansteigender Höhe ragten, prangten noch zum Theil im vollen Laubschmuck; aber das Grün ihrer Kleidung war an vielen Stellen einem buntschillernden Glanze gewichen und schien wie ausgeflickt mit braunen oder gelben Streifen, als hätte der Wald, der im sommerlichen Rauschen und im Kampf mit dem herbstlichen Sturm und Regen sein Gewand abgenutzt, die fadenscheinigen, ausgewaschenen und schadhaften Flecken mit einem fremden Flitter verbrämt. Die mächtigen Tannen hingegen, welche auf den gegenüberliegenden, steilern Bergen wurzelten, blickten in ihrer immergrünen Uniform stolz auf die Buchen herab, und die schlanken Stämme, die mit den Jahreszeiten nicht modisch ihr Kleid wechselten, warfen den Glanz der Octobersonne mit freudigem Selbstgefühl zurück.

Der Schimmel, dessen Zügel der Doctor um eine Latte des Zaunes vor dem ländlichen Gasthause geschlungen hatte, hob den klugen Kopf und wieherte leise, während das vergnügliche Gelächter der beiden Männer aus der Vorlaube ertönte.

Da erschien Gertrud, des Kaiserwirthes blauäugige Tochter, in dem Rahmen der Thür, spitzte die dunkelrothen Lippen zu einem hellen Pfiffe, lauschte dann und lächelte, als das ihr wohlbekannte Thier ihr Pfeifen mit einem erneuten Gewieher beantwortete. Darauf stieg sie, zwei mit schäumendem Bier gefüllte Gläser in der Hand, die Treppenstufen hinab und trat in die Laube, dem Arzte anmuthig den Trunk credenzend.

Das zwanzigjährige Mädchen war eine auffallend hübsche Erscheinung. Schlank gewachsen, wie die Tannen ihrer Heimat, ein Bild der Frische und des Frohsinns, der aus ihren Augen leuchtete! Das ungezwungen Natürliche, das jeder ihrer geschmeidigen Bewegungen eigen war, entsprang der Lebensluft und Lebensfülle,

die ihre Glieder durchpulste und in jedem sonnigen Aufblick der Augen, in dem silbernen Tonfall ihrer hellen Stimme, in jedem Schütteln ihrer dunkeln Flechten sich aussprach. „Ist die Welt, ist dieses kleine Thal in der Welt nicht wunderschön, und soll ich nicht glücklich sein, nicht immer glücklicher werden wollen in all der Wonne, die mich umgibt?“ So fragten unaufhörlich ihre Blicke, die den Thautropfen auf dem Grashalm, das Glitzern der Sonnenstrahlen zwischen den Zweigen, die blitzende Vogelschwinge in der blauen Luft und jedes Wölkchen, jedes Wechselspiel der Natur mit gleicher Liebe umfaßten. Das Mädchen war wie geschaffen für den Waldnadelduft und den Würzgeruch, der Haus und Garten umwallte, und den sie einsog mit durstigen Zügen, um ihn überall, auch die dumpfeste Umgebung verklärend, wieder auszuathmen.

Die kleine Gertrud war ein muthwilliges, ausgelassenes Kind gewesen. Als sie das achte Jahr zurückgelegt hatte, war sie von dem menschenfreundlichen Landarzte, der bei seinem häufigen Verkehr in dem Gasthause das aufgeweckte Kind in sein Herz geschlossen, auf die Bitten der um des Töchterchens Erziehung bekümmerten Mutter in sein Haus aufgenommen worden. Nun war sie übergesiedelt aus der Freiheit des Walddorfes in die enge, eine Meile entfernte kleine Landstadt. Trotz des ihr fast unerträglichen Zwanges der Schulzimmer hatte sie bei ihrer natürlichen Beanlagung bis zu ihrem funfzehnten Jahre die Kenntnisse sich zu eigen gemacht, welche ihr die bescheidene Unterrichtsanstalt zu bieten vermochte. Aber wie oft, wenn in der Lehrstunde die Zeilen vor ihren Blicken zerrannen, hatte sie ihres lustigen Spielgenossen in der Heimat gedacht, des Försterssohnes Joseph, und der drolligen Geschichten, die er ihr im Gärtchen ihres Vaters zu erzählen wußte! Dann sah sie ihn auf der kleinen Wiese mit ihrem weißen Füllen, das der Vater gezogen hatte, sein Vesperbrot verspeisen, sah, wie er Schnitte auf Schnitte dem geliebten Thier in den Mund steckte und sich dann, obwol er so gut wie nichts von dem fetten Bissen verzehrt hatte, gravitätisch vor dem Pferde in die Brust warf, mit allerliebster Behaglichkeit sich die Lippen wischte und den kleinen, hungerigen Magen klopfte, als hätte ihm nie eine Mahlzeit trefflicher gemundet. Dann mußte sie hell auflachen mitten in der feierlichen Stille der Grammatikstunde, und hinter den Brillengläsern des hagern Schulmeisters funkelte und blitzte der Zorn.

Wohl gab es daheim Ermahnung auf Ermahnung, und doch waren weder der Doctor noch seine Gattin im Stande, dem lieben Naturkinde ernstlich zu zürnen, das mit leidenschaftlicher Anhänglichkeit die Pflegeältern umhalste und die Vorwürfe von ihren Lippen hinwegküßte.

Als sie die Schule verlassen, war sie in das Vaterhaus zurückgekehrt und bald eine zuverlässige Stütze der vielbeschäftigten Mutter geworden. Wieder in der Umgebung von Wald und Feld, blühte sie auf und gewöhnte sich, ihre innige Liebe zu der Natur in die Sorgen der Wirthschaft hineinzutragen; in dem Summen des Theekessels erlauschte sie das Gesumm und Geschwirr der Grillen und Käfer auf sommerlicher Wiese; in den Blasen und Wellen des kochenden Wassers sah sie das Schäumen und Strudeln des mit den überhangenden Baumwurzeln kämpfenden Baches, und die kupfernen Kessel und die leuchtenden Pfannen blinkten

und funkelten wie die Stämme der Tannen und Fichten in der glühenden Abendsonne. Dann flatterten die Bänder und Zipfel ihrer weißen Schürze gleich gaukelnden Faltern um sie her, und die Staubatome im Sonnengold wirbelten vor ihr auf wie ein Schwarm lustiger Insekten.

Seit zwei Jahren, seit ihrer braven Mutter Tode, führte sie selbständig das Regiment in Küche und Keller und entwickelte eine für ihre Jugend staunenswerthe Energie, die ihr den willigen Gehorsam der Mägde und Knechte erzwang.

Dem Doctor das Glas zu credenzen versäumte sie nie, und auch heut erfreute sich der alternde Mann der stattlichen und zugleich anmuthigen Erscheinung und klopfte der Pflegetochter auf die glühenden Wangen.

Das Gespräch der Männer nicht zu stören, verließ sie bescheiden die Laube und trat an den Schimmel heran, der die Ohren schüttelte und ihr den Hals entgegenstreckte. Ein paar Stücke Zucker bot sie dem alten Spielkameraden zum Willkommen; denn der wackere Schimmel war einst das weiße Füllen gewesen, mit dem Joseph sein Vesperbrot getheilt, und das, stark und kräftig geworden, von dem Wirthe dem Arzt überlassen worden war. Gertrud bettete eben, wie in holder Kinderzeit, ihr Gesicht in die weiche Mähne des Pferdes, als sie plötzlich auf das lauter werdende Gespräch der beiden Männer in der Laube mit gespanntester Aufmerksamkeit zu lauschen begann.

Der Doctor erzählte, daß er von einem Besuche auf dem eine Meile hinter dem Gasthause gelegenen Gute des Herrn von Audorf heimkehre. Der Oberst von Audorf, der Bruder des Gutsbesitzers, habe bei dem letzten Manöver einen Sturz mit dem Pferde gethan und sich entschließen müssen, bis zu seiner völligen Genesung einen längern Urlaub anzutreten, den er auf des Bruders Besitzung zuzubringen gedenke. Gestern sei er eingetroffen; sein Zustand habe sich durch die weite Reise verschlimmert; ein dem Regiment des Obersten angehöriger Unteroffizier, der auf Wunsch seines Chefs zugleich mit ihm beurlaubt worden sei, habe ihm, dem Arzt, heut in der Frühe die Botschaft überbracht; er habe sich nicht satt sehen können an dem riesigen Wuchs und an der prächtigen Uniform des schwarzen Husaren, über dessen blitzenden, lebensprühenden Augen der Todtenkopf auf seiner Pelzmütze sich gar seltsam ausgenommen habe, einem Giftzeichen gleich auf einer Champagnerflasche.

Gertrud's Herz klopfte heftig während dieser Erzählung. Der Husarenoberst war auf dem Gute seines Bruders, und der beurlaubte Unteroffizier, den er mitgebracht — konnte es nicht Joseph sein, ihr Spielgefährte, der in dem Regiment des Obersten diente? O, wie flog die selige Jugendzeit in traumhaftem Fluge an ihr vorüber! Sie sah sich und den schlank aufgeschossenen Knaben wieder im wilden Spiel auf der Wiese, wie sie mit dem Füllen um die Wette sprangen, und sie schlang mit wehmüthigem Lächeln ihre Arme um den Hals des gealterten Schimmels, der die Flanken schüttelte und wie im theilnahmvollen Einverständnisse seinen Kopf auf die Schulter des Mädchens legte.

Und sie träumte weiter, wie sie nach langer Trennung, nach ihrer endlichen Rückkehr aus dem Hause des Arztes, dem Jugendgenossen mit der alten Herzlichkeit begegnet; wie er ihr, wenn er mit seinem Vater den Wald durchstreift, oft

etwas Seltenes heimgebracht, einen dem Nest zu früh entschlüpften Vogel, den sie aufgepäppelt, oder einen Strauß der würzigsten Blumen; und sie gedachte daran, wie er immer schlanker und stattlicher geworden, und wie er mit seinen großen, aufleuchtenden Augen sie angestaunt, als müßte auch sie immer schlanker und stattlicher geworden sein.

Dann starb plötzlich der Förster, dem die Gattin lange vorangegangen, und Joseph war verwaist. Der Jüngling mochte sich nicht von der Heimat trennen und trat in die Dienste des Gutsbesitzers Herrn von Andorf. Hier lernte ihn der Oberst kennen und machte dem rüstigen Jägerssohne, der ein ausgezeichneter Reiter war, den Vorschlag, in sein Husarenregiment sich aufnehmen zu lassen. Joseph ließ sich bereden, von der Aussicht auf ein sorgenloses Reiterleben angelockt, und siedelte in die ferne Garnison über.

Damals zählte Gertrud sechzehn Jahre. Sie stand am Fenster ihres Giebelstübchens, als der Wagen des Obersten, welcher nach dem kurzen Aufenthalte bei seinem Bruder zu seinem Regiment zurückkehrte, vor dem Gasthause vorbeirollte. Der künftige Husar, seinem neuen Gönner folgend, saß neben dem Kutscher, das kleine Gepäck mit seinen kargen Habseligkeiten zu seinen Füßen; einen sehnsüchtigen Blick warf er hinauf zu der Gespielin, schwenkte den Hut und schaute so lange zurück, bis das mächtige, den Giebel krönende Hirschgeweih von den Tannenwipfeln verschlungen ward. Sie aber hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt und weinte lange vor sich hin.

Aber die Hülfe, die sie der Mutter zu leisten hatte, und die rastlose Thätigkeit schützten sie davor, ihrem Leid sich völlig hinzugeben. Sie blieb fast ohne jede Nachricht über den fernen Reitersmann. Dann kam der große Krieg, während dessen die Mutter starb, und sie schwankte zwischen Furcht und Hoffnung, ob der Freund eine Beute des opfergierigen Kampfes geworden oder sein Leben gerettet habe — für wen? Er hatte ja weder Vater noch Mutter noch Geschwister. Für sie? Sie konnte es nicht glauben, da er ihrer völlig vergessen zu haben schien. Und der Friede kam, und auf dem Wirthshausschilde prangte nicht mehr der Name der Grünen Tanne, sondern der Deutsche Kaiser hatte auch hier in goldenen Buchstaben seinen festlichen Einzug gehalten.

So hatte Gertrud den Gespielen vier volle Jahre nicht wiedergesehen.

Und heut? Sagte es ihr das Pochen ihres Herzens nicht, daß die Jugenderinnerungen nur geschlummert hatten, um von der leisesten Hoffnung auf ein Wiedersehen mit einem Zauberschlage aufgeweckt zu werden? Der kranke Oberst war von keinem gewöhnlichen Burschen begleitet; ein Unteroffizier war für ihn abcommandirt worden. Mußte dieser Begleiter nicht Joseph sein, den sein alter Gönner freigemacht? Sie fühlte es an dem Schlage ihres Herzens, daß dasselbe die Einquartierung des Husaren begehrte — und er sollte nicht von einem ähnlichen Heimverlangen getrieben sein? Drüben flimmerten die Buchen mit ihren veränderlichen, buntgefärbten Blättern im Sonnenschein und rauschten: „Nein! Wie die Blätter sich färben und welken, so wandeln sich die Neigungen der Menschen und fallen endlich von dem alten, treuen Stamme der Jugendhoffnung ab.“ Aber drüben auf den Bergen sprachen auch die wetterfesten, unveränderlichen, immer-

grünen Tannen ihr zuversichtliches „Ja", und sie glaubte den treuen Tannen mehr als den Buchen, und zitterte in stiller Wonne des Erwartens.

Dann lauschte sie wieder begierig auf das Gespräch der Männer in der Laube, um ihre selige Vermuthung durch ein weiteres Wort bestätigt zu finden; jedoch der Arzt plauderte bereits von andern Dingen, und sie hörte mit halbem Ohre, daß es dem Doctor gelungen sei, dem Sohne eines alten Studienfreundes die Concession zur Anlage einer zweiten Apotheke in der Stadt zu erwirken. Bis auf das Laboratorium seien Laden, Vorrathskammern und Bodenräume in Stand gesetzt; im December solle das Geschäft eröffnet werden; der Inhaber, der den Bau beaufsichtigt und währenddessen bei ihm, dem Doctor, gewohnt habe, sei ein außerordentlich merkwürdiger Mann, ein Naturliebhaber, wie er ihn selten gefunden. Noch fehle der Ausbau der neben dem Laden gelegenen Wohnung, und der Apotheker habe den Wunsch geäußert, bis zur völligen Instandsetzung seiner Räume die wenigen Wochen der ihm noch gewährten Freiheit in einem ländlichen Aufenthalte zu verbringen; er selbst habe dem Sonderling das Haus des Kaiserwirthes empfohlen, und so werde derselbe noch heut mit einem Theil seiner wunderlichen Habseligkeiten seinen Einzug halten.

Alles das hatte Gertrud ohne besonderes Interesse mit angehört, als eine Magd sie in die Küche abberief. Sie klopfte dem Schimmel noch einmal den Hals, verabschiedete sich in der Laube von dem freundlichen Pflegevater und führte dann das Commando an dem Herdfeuer. Die Holzscheite knisterten und krachten in der Glut, und die aufsprützenden Funken wurden ihr zu Funken, die unter dem Hufschlag eines Reitpferdes aufstoben, auf welchem ein schmucker Husar heran-sprengte, um sich vor der Thür des Gasthauses aus dem Sattel zu schwingen. O, er *mußte* ja gekommen sein, es war nicht anders möglich! Bald darauf stand sie in ihrem Giebelstübchen, trat mit einem leisen Seufzer an das epheu-umrankte Fenster und lauschte hinaus. Wirklich ließ sich jetzt der Hufschlag eines Pferdes auf dem nahen Waldwege vernehmen. Sie barg sich hinter dem Vorhang und lugte hinab, während ihr der Athem zu versagen drohte.

Aber ihre Hoffnung schwand, als sie jetzt das laute Knallen einer Peitsche unterschied. Nun bog es um die Waldecke, und statt des ersehnten Husaren ward ein Reisewagen sichtbar, dessen struppiger Gaul hart neben dem Schimmel von dem Kutscher angehalten wurde.

Der Arzt und der Wirth eilten dem Ankömmling entgegen. Nun beugte sich auch das Mädchen hinaus und sah dem Gefährt einen Fremden entsteigen, welchem der Doctor die Hand schüttelte, um ihn dann dem Hausbesitzer auf das freund-lichste zu empfehlen.

Der Apotheker — denn kein anderer war der Reisende — warf einen prü-fenden Blick auf die Front des Gasthauses, einen Blick, der ihn auch die junge Schöne im Rahmen des Giebelfensters bemerken ließ. Einen Moment ruhten die Augen des Mädchens und des Mannes ineinander: da zog Gertrud den Kopf zurück und faßte sich an die Stirn, als hätte sie unerwartet ein elektrischer Strom berührt, der aus dem stechenden, scharfen Auge des Fremden hervorgebrochen.

Nie hatte sie einen schwärzern Mann gesehen. Schwarzes Haupthaar und ein

schwarzer Vollbart umrahmten das gelblich-blasse Gesicht und verstärkten das Unheimliche seiner Gestalt, das überdies durch den zugeknöpften schwarzen Oberrock, der Hemd und Kragen ganz verbarg, durch die schwarzen Beinkleider und mächtigen, bis zum Knie reichenden Stiefel noch gesteigert wurde.

Dann bestieg der Arzt sein Gefährt und fuhr davon, während der Wirth das Gepäck des Fremden theils in das ihm angewiesene Zimmer im ersten Stockwerk, theils auf die dem Giebelstübchen Gertrud's gegenüberliegenden Bodenkammern hinaufzuschaffen befahl. Die Seltsamkeit der Gepäckstücke, die von dem Verdeck des Wagens heruntergenommen wurden, entsprach ganz dem Auffallenden der Erscheinung ihres Besitzers und vermehrte den Reiz des Räthselhaften, das diesen Mann umgab. Gertrud staunte über die vielen Kisten und Koffer; eine ganze Sammlung von Geweihen ward herabgehoben; aus dem Innern des Wagens wurde eine Anzahl ausgestopfter Vögel, mit Spiritus gefüllte und sorgfältig verkorkte Flaschen, in denen allerhand Gethier aufbewahrt schien, und ein Violinkasten in das Haus gebracht; zuletzt sprang gar ein gezähmter Bussard aus einem Winkel des Gefährtes auf den Wagentritt, blinzte mit den Augen, sträubte leise das Gefieder, flatterte auf die Erde und folgte, einem einfachen Rufe seines Gebieters gehorchend, demselben halb hüpfend, halb fliegend die Stiegen der Treppe hinauf in das Innere des Hauses.

Bald darauf ertönte die Glocke, welche die wenigen Gäste des Wirthshauses zur Mittagstafel rief. Der Hausherr hatte es sich nicht nehmen lassen, den ihm von dem Doctor so warm empfohlenen Fremden in das reservirte Herrenstübchen zu bitten, wo er mit ihm und Gertrud tafelte.

Das Mädchen saß die ganze Zeit über, wie von einem unerklärlichen Banne niedergehalten, schweigsam da und war froh, durch die Sorge für die Mahlzeit einigermaßen der Theilnahme an dem Gespräche enthoben zu sein. Sie wagte kaum, nach dem Gast hinüberzublicken, und hatte doch immer die beklemmende Empfindung, als wenn die Augen desselben eine jede ihrer Bewegungen mit der regsamsten Spannung begleiteten. Sie fiel von einem Erröthen in das andere, und eine glühende Hitze überkam sie, welche von den Feuerblicken des Mannes auszustrahlen schien.

Der Vater, der an dem muntern Geplauder des Gastes ein sichtbares Behagen hatte, ließ die Tochter eine Flasche Wein herbeiholen. Die Gläser klangen zu frohem Willkommen aneinander, und Gertrud, wie sie mit dem Apotheker anstieß, schämte sich ihrer Zaghaftigkeit, schaute ihm voll in das Gesicht, hielt den stechenden Blick seiner Augen standhaft aus und bemerkte zu ihrem Erstaunen, daß das blasse Antlitz des Fremden, trotz seiner düster-schwarzen Umrahmung, einen liebenswürdigen, ungemein seelischen Ausdruck zeigte, der mit jedem kommenden Worte nur gewinnender wurde.

Bald nämlich hatte das Gespräch eine Wendung genommen, welche den Apotheker veranlaßte, ein Stücklein seiner Lebensgeschichte zu erzählen.

Sei es, daß der treffliche Rheinwein ihm so die Zunge löste oder daß die Gegenwart des lieblichen Mädchens ihn so außergewöhnlich anregte: genug, der Erzähler, ein sonst wortkarger und schwer zugänglicher Gesellschafter, verwunderte

sich über die eigene Gesprächigkeit. Er berichtete, wie er, kaum zum Jüngling herangereift, Dienste auf einem Schiffe genommen, und wie ihn die Wellen des Meeres nach dem fernen Indien und bis nach Japan getragen hatten. Mit großer Wärme sprach er von den Reiseabenteuern, von Stürmen und Gefahren, und wurde nicht müde, die Reize und Wunder des Morgenlandes zu schildern.

Mit wachsender Spannung hing Gertrud an den Lippen des Erzählers, dessen unregelmäßige Züge sich während seines Sprechens wunderbar durchgeistigten. In so warmblütigen, aus der Tiefe der Brust geschöpften Accorden hatte einst Joseph zu ihr gesprochen, wenn er von den neu aufgespürten Wundern seines heimatlichen Waldes berichtete; so hatte auch er in die Natur sich hineinzufühlen gewußt, freilich nicht so beredt wie der vielgereiste Tischgenosse; so hatte sie einst auch ihm gelauscht, wie dem Gesang der Nachtigall oder dem Ruf des Spechtes, wie einer Stimme inmitten der Natur, der sie sich widerstandslos gefangen gab.

Der Apotheker hatte geendigt. Eine tiefe, andächtige Stille herrschte in dem Herrenstübchen, nur unterbrochen von dem Pendelschlag der alten Wanduhr und von den Regentropfen, die von dem mittlerweile umwölkten Herbsthimmel leise an die Scheiben klopften. Ein Lächeln umspielte endlich die Lippen des Erzählers, und bei diesem Lächeln erst ward sich Gertrud bewußt, daß der Vater und sie noch immer den Gast anstarrten mit offenen Augen und Ohren, als hätte er so fortsprechen müssen ohne Ende bis in die späte Mitternacht hinein. Sie erröthete und stieß den Vater leise mit dem Ellbogen an. Wie aus einem Traum erwacht, stand der Wirth verlegen auf, schüttelte dem Apotheker die Hand mit dem Bemerken, nie sei ihm eine Stunde rascher und genußreicher vorübergeflogen, und der Gast verabschiedete sich.

Nun rauschte der Herbstregen immer voller hernieder. Die kleine Wirthin stand wieder in der Küche und ließ ihr Commandowort erschallen; aber die Kochtöpfe, Pfannen und Kessel blinkten und schimmerten so traumhaft wie noch nie in dem dämmerigen Zwielicht, und auf den Porzellantassen, welche die Schöne aus dem Geschirrschranke hervorlangte, tanzten und flimmerten in märchenhafter Malerei bezopfte Chinesen und fremde Vögel mit schillerndem Gefieder und blütenschwere Bäume und Gewächse.

II.

Eine Stunde später ward es lebendig vor dem Gasthause. Der Regen, der die Waldwege bald aufgeweicht hatte, trieb eine Schar auf einem Ferienausfluge befindlicher Studenten unter das schützende Dach des Kaiserwirthes. Bald waren alle Tische des großen Gastzimmers in Beschlag genommen; der Wirth und die Mägde eilten hin und her, nach den Wünschen der lauten Eindringlinge zu fragen, und die Tochter, in der Mitte der Küche stehend, ertheilte ruhig und gemessen ihre Befehle.

Da erschien an der zum Flure führenden, offenen Thür der Apotheker, den großen Filzhut in die Stirn gedrückt, eine Botanisirtrommel auf dem Rücken und

einige Schlingen in der Rechten. Er konnte es sich nicht versagen, einen Blick in den Küchenraum zu werfen, und beobachtete mit sichtlichem Wohlbehagen, wie die rührige Schöne mit eiligen Schritten hin- und wiederging.

„Der Schwarze" — mit diesem Namen hatten die Mägde den unheimlichen Fremden bereits beschenkt — trat unwillkürlich einen Schritt näher. Gertrud fühlte wieder etwas von jenem unerklärlichen Bann, der ihr an der Mittagstafel die Zunge gelähmt hatte; aber sie bemühte sich zu lächeln, schritt auf den Gast zu und fragte ihn, da sie ihn so zum Ausgehen gerüstet sah, ob er denn nicht lieber bei dem schlechten Wetter im Hause bleiben wolle; er werde drüben im Gastzimmer eine gar lustige Gesellschaft finden.

Er schüttelte den Kopf und sagte: „Wie ich durch Ihren Pflegevater, den Herrn Doctor, weiß, ziehen auch Sie das Gespräch der Naturstimmen im Walde dem meist so langweiligen Geschwätz der Menge vor. Die Bäume sind immer die alten, und ich kenne keine zuverlässigern Freunde. Ihr Flüstern und Rauschen ist die Weisheit selbst und bietet ewig neue Belehrung, Trost und Erquickung. In der Jugend, wie jene Schreier dort im Gastzimmer, glaubt man wol, man könne mit seinem bischen angelernten Wissen die Welt erobern: aber die geringfügigste Schnecke, die, ihr Haus auf dem Rücken, geduldig auf dem feuchten Waldwege dahinkriecht, gibt mir mehr Räthsel auf, als alle jene Studenten mit ihrer Buchweisheit zu lösen vermöchten. Und wer, wie ich, die Bosheit der Menschen sattsam erfahren hat, der flüchtet gern in die Einsamkeit der Bäume; sie spenden verschwenderisch, was das Herz erfreut, Würzhauch und Schatten, Kühlung und Frische, ein Lager unter ihrem Schutz und als Gastgeschenk einen grünen Zweig, der den Wald auch in die dumpfe Stube hineinzaubert."

Sie wußte nicht ganz zu würdigen, was er gesagt; aber es klang ihr alles so vertraut, und der schwermüthige Ausdruck, mit dem er die letzten Sätze gesprochen, hallte wunderbar in ihrem Herzen nach.

In diesem Augenblicke kam ein hungeriger Musensohn, der schnellere Bedienung verlangte, über den Flur und drängte sich an dem Apotheker vorbei in die Küche. Wie er des hübschen Mädchens ansichtig ward, faßte er es muthwillig um den schlanken Leib und suchte die sich Sträubende an sich zu drücken. Gertrud erröthete tief, daß ihr diese Beleidigung vor den Augen der Mägde geboten wurde; aber schon fühlte sich der Student unsanft von dem Apotheker am Kragen gepackt und sah sich gleich darauf von zwei überkräftigen Armen auf den Flur befördert. Man hatte den Vorgang aus dem zur andern Seite des Ganges gelegenen Gastzimmer bemerkt, und mit einem lauten Hallo stürzten ein paar Kameraden dem Hinausgeschobenen zu Hülfe. Während indessen der auf den Lärm herbeigeeilte Wirth die im Zimmer Zurückgebliebenen beschwichtigte, reckte sich der Beschützer des Mädchens hoch vor der Thür der Küche auf, und die erhobenen Fäuste der rauflustigen Jünglinge sanken plötzlich nieder; das Fremdartige der Erscheinung des kampfbereiten Mannes überraschte sie, und durch einen glücklich erfundenen Scherz wußte er dem Unwillen der Angreifer die Spitze abzubrechen. Kurz darauf vernahm man ein herzliches Gelächter auf dem Gange, und Gertrud und die zitternden Mägde athmeten auf. Zu gleicher Zeit zog ein seltsamer Anblick vor

dem Hause die Augen der Kameraden auf sich, und sie traten zum größten Theil in das Freie hinaus.

Der Apotheker wandte sich in die Küche zurück, schloß die Thür hinter sich und kam der Danksagung des glühenden Mädchens mit den leise gesprochenen Worten zuvor: „Es wäre meine Pflicht, zu Ihrem weitern Schutze zurückzubleiben, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Sie sich selbst zu schützen wissen, der Tanne Ihrer Heimat gleich, welche in ihrer jungfräulichen Sicherheit dem auf sie eindringenden Sturme wehrt."

Es leuchtete wie freudiger Stolz aus den Augen Gertrud's bei den ruhigen Worten des Mannes, welcher nun die ihm bei dem Streite entfallenen Schlingen von den Steinfliesen des Bodens aufnahm und sich mit lauter Stimme nach der Richtung eines Waldgrundes erkundigte, der in der ganzen Umgegend wegen seiner Wildheit und Versumpfung verrufen war. Die Art und Weise, wie er den drohenden Aufruhr der Studenten gebändigt, und der Umstand, daß er in den gefürchteten Grund sich begeben wollte, gaben dem „Schwarzen" in den Augen der abergläubischen Mägde vollends das Ansehen eines Zauberers oder Schwarzkünstlers, und sie spähten ihm mit neugierigem Grauen nach, wie er, nachdem das Mädchen ihm Bescheid gesagt, die Stufen der zum Hofe führenden Seitentreppe hinabschritt.

Der Regen war inzwischen ziemlich versiegt, und die Nachmittagssonne hatte sich aufs neue durchgekämpft. Ein freundlicher Glanz durchzitterte den Küchenraum, und das trauliche Getröpfel der Dachrinne mischte sich mit dem Knistern der Holzscheite.

Draußen aber standen die Fußreisenden im Halbkreise um einen jungen, kräftigen, erblindeten Mann. Sie hatten ihn auf dem Waldsteig heraukommen sehen. Ein lederner Gürtel war um seinen Leib geschlungen; ein mächtiger Pudel, des Blinden Führer, war mit einem langen, durch einen Ring des Halsbandes gezogenen Stricke an den Leibgurt gekettet und schritt, den Gebieter nach sich ziehend, dem Manne voraus, offenbar der Wege und Plätze kundig, und hielt hart vor dem Gasthause an, aus welchem der Lärm der Studenten hervortönte.

Von dem breitkrämpigen Hut des Ankömmlings tropfte noch der Regen und netzte die dunkeln Augenhöhlen; sein knochiges, nicht unschönes Gesicht war von der Sonne gebräunt; auf die breite Brust hing an einer um den Hals des Mannes geschlungenen Schnur eine Blechbüchse herab, deren schmale Oeffnung die Almosen zu empfangen bestimmt war; lederne Kniehosen, graue wollene Strümpfe und ausgetretene, durch den Schlamm der aufgeweichten Chaussee arg beschmutzte Halbstiefel vervollständigten die Kleidung des Fremden, dessen verschossener, über die Schultern gehängter blauer Mantel Brust und Leib frei ließ.

Einen noch bejammernswerthern Anblick bot der treue Pudel. Mismuthig ließ er die Ohren hängen; sein einst weißer Pelz, vom Wind zerzaust, vom Regen getränkt, vom Koth der Landstraßen bespritzt, spielte in eine graue, schmuzige, schwer bestimmbare Farbe hinüber. Erschöpft kauerte er sich zu den Füßen seines Herrn nieder und blickte zu ihm empor.

Da holte der Blinde, dessen scharfes Gehör die vielen Schritte der sich um

ihn Versammelnden wol unterschieden hatte, ein ledernes Futteral aus der Seitentasche seines Mantels hervor. Eine gelbe Clarinette wickelte sich unter seinen sicher tastenden Fingern aus dem schützenden Gehäuse, welches der Spielmann vor sich in die Luft streckte, sodaß es der gelehrige Hund unaufgefordert mit den Zähnen ergriff und bis zum Schlusse der Musik geduldig zwischen denselben bewahrte. Es war eine einfache, schlichte Volksweise, die der Musikant seinem abgenutzten Instrument entlockte, und wehmüthig klagend hallten die langgezogenen Töne durch die stille, regenfeuchte Luft.

Der Spieler hatte geendigt; lautlos standen die Studenten, auf welche der Anblick und die Weise des Musikanten einen tiefen Eindruck gemacht; und nur der Pudel klatschte mit dem struppigen Schwanze, den er ein paarmal auf den Boden klopfen ließ, dem blinden Gebieter einen traurigen Beifall.

Aber nun brach sich der Bann; man redete den Fremden theilnahmvoll an, und reichlich fielen kleine Münzen aus den Händen der Umstehenden in die blecherne Büchse auf der Brust des Mannes hinab, bis die Musensöhne, wiederholt von dem Wirthe selbst an die Tafel gerufen, sich endlich in das Gastzimmer zurückzogen.

Der Musikant pfiff dem Hunde, der sich mit den Vordertatzen an seinem Herrn emporrichtete, nahm ihm das lederne Gehäuse ab, schob die Clarinette hinein und barg sie in der Manteltasche. Dann gab er dem Pudel ein Zeichen, und das kluge Thier, langjähriger Gewöhnung folgend, zog den Blinden nach der Vorlaube, in welcher er sich seufzend auf einer Holzbank niederließ.

Nicht lange darauf gesellte sich das Wirthstöchterlein zu ihm; in der einen Hand hielt sie einen Teller, auf welchem sich gebratenes und sorgfältig zerlegtes Fleisch nebst einem Glase Weines befand, und setzte denselben dem Blinden vor; mit der andern Hand reichte sie eine mit Milch und Brotbrocken gefüllte Schüssel dem begierig zuschnappenden Pudel. Sie selbst ließ sich dem Bettler gegenüber nieder, welcher sein Glas auf einen Zug leerte, das angenehm duftende Fleisch aber als einen wohlverdienten Leckerbissen für den Hund aufsparte, der es mit funkelnden Augen verzehrte. Ein behagliches Lächeln spielte um die Lippen des düstern Mannes, wie er das Geleck und Geschleck des Thieres vernahm, und zärtlich ließ er die nassen Haare desselben durch seine Finger gleiten.

„Wo hast du die neue Weise gelernt, Heinrich? Ich habe sie sonst doch nicht von dir gehört; aber du hast sie gut und seelenvoll gespielt."

Der Blinde richtete seinen Kopf nach der Sprecherin, deren Lob ihn mit inniger Freude erfüllte.

„Seit ich sie vor acht Tagen aus deinem Munde erlauschte, wie du sie oben am Fenster deines Giebelstübchens in den sonnigen Morgen hineinsangest, ist die Melodie nicht von mir gewichen bei Tag und bei Nacht. Sie weckte mich in der Dämmerung und schlief mir im Ohre, wenn ich ruhte und von dir träumte; und wie ich meinen Pudel abgerichtet zu seinen Kunststücken, so richtete ich meine steifen Finger ab; ich probirte so lange, bis sie mir endlich gehorchten, und ich zwang Athem und Finger, den Tonfall deiner Stimme nachzunahmen — und darum klingt es so seelenvoll, weil du so seelenvoll es vorgesungen, und ich verdiene dein Lob ebenso wenig wie das Echo, das dir nachspricht."

Eine Pause entstand. Gertrud blickte verlegen vor sich nieder, und der Pudel wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, da sein Herr und die Schöne zugleich an seinem Stricke zerrten, um ihn zu sich heranzuziehen. Dann nahm das Mädchen wieder das Wort:

„Du kommst vom Gute des Herrn von Andorf, Heinrich? Was macht deine alte Mutter?"

„Ich komme von dem Gute", erwiderte er, „und habe hier vor dem Hause ein Stück Geld verdient. Und wenn ich heimkehre in die baufällige Hütte, wird die alte Mutter gierig nach der Büchse greifen, mit den knöchernen Fingern die Münzen umdrehen und wieder umdrehen und mich ihren braven Heinrich heißen; ich aber schleiche still in den Herdwinkel, wärme mich am Feuer und träume vor mich hin; denn der Tag war ein Festtag; ich habe deine Stimme gehört und deinen Athem an meinen Schläfen gespürt; und ich lange mir die Clarinette, sie hallt mir deine Stimme wider, und der Hund knurrt zu meinen Füßen, legt seinen närrischen Kopf auf mein Knie und ruht, von meinen Weisen eingeschläfert, von der beschwerlichen Wanderung."

Abermals trat eine lange Pause ein, während welcher Gertrud die Fläche ihrer Schürze langsam mit den Händen glättete.

Der Blinde wurde unruhig, rückte auf seinem Sitze hin und her und machte wiederholt den Ansatz zum Sprechen, als wenn ihm äußerst widerwillig wäre, was er noch zu berichten hatte. Endlich brach er das Schweigen und sagte mit einem Ausdruck, in welchem Zorn und Trotz gemischt war: „Weißt du's? Er ist da, ist auf dem Gute."

Gertrud, in deren Antlitz es wundersam aufleuchtete, fragte hastig: „Wer ist da? Wie soll ich's wissen?"

„Es ist gut", versetzte er, „daß du es zuerst von mir erfährst. Der Joseph, der Husar, ist auf dem Gute des Herrn von Andorf."

Die Wangen des Mädchens flammten; ihre freudige Ahnung war zur Gewißheit geworden. Sie suchte sich zu beherrschen, und doch bemerkte der Blinde das Zittern ihrer Stimme, als sie mit anscheinend gleichmüthigem Tone erwiderte:

„Joseph ist heimgekehrt? Hast du mit ihm gesprochen, Heinrich?"

„Ich schlich auf dem Gutshofe umher. Da hörte ich den Husaren mich anrufen; er nannte mich seinen alten Spielkameraden; er fragte nach deinem Vater, nach dir, nach allen im Dorfe; aber ich mochte und konnte ihm nicht Rede stehen; nichts regte sich bei dem Klange seiner Stimme in meinem Herzen, nichts, als der alte unversöhnliche Haß, und ich blieb stumm und ließ den Hund anziehen und flüchtete mit ihm den wohlbekannten Weg in die Gesindestube. Er folgte mir nicht, und das Klirren seiner Sporen hallte aufdringlich über den Hof. Und dies Sporenklirren wird sich auch dir aufdringen; die schmucke Uniform des Reitersmanns wird deine Sinne verwirren, er wird dir nachstellen wie in alter Zeit, und er verdient doch nicht, daß du nur einen Gedanken an ihn wegwirfst.

„O, laß mich nur ausreden", schnitt er ihr die Einrede ab. „In der Gesindestube traf ich einen Diener des Obersten, den er mitgebracht. Er fand Gefallen an den Narrenspossen meines Pudels, ließ sich in ein Gespräch mit mir ein, und

ich konnte ihn ausforschen. Traun, der wußte ein Stücklein von dem stolzen Husaren zu erzählen! Ein großer Herr ist er geworden, dessen wahre Uniform der Hochmuth ist! Zu dem Töchterchen eines gewiß nicht armen Schiffskapitäns hat er seine Blicke erhoben, und er wird sein Schiffchen ins Trockne bringen. Und dann das tolle Leben in dem reichen Danzig, wo die Leibhusaren ihr Wesen treiben! Der Diener konnte nicht genug erzählen von den glänzenden Schenken und den schönen, gefälligen Mädchen; und ein rechter Leibhusar, so meinte er, brauche nur anzuklopfen, um mit offenen Armen bewillkommnet zu werden. Joseph wird auch dich bethören, und er ist doch nicht werth, daß er dich mit seinen Augen schauen darf."

Bei diesen Worten faßte der erregte Blinde mit beiden Händen nach den eigenen Augen, als könnte er die erloschene Sehkraft aus der Nacht ihrer Höhlen hervorzerren.

Gertrud, in deren Seele die Erzählung des Mannes die widerstreitendsten Empfindungen hervorgerufen hatte, entgegnete ihm hastig, es sei nicht wohlgethan, das hämische oder neidische Geschwätz eines Böswilligen unter die Leute zu bringen, als der Wirth mit seinen Gästen vor das Haus trat.

Die Sonne war längst untergegangen, die Luft hauchte warm und weich, und die Sterne standen klar und feierlich an dem wolkenlosen Himmel.

Der Apotheker, mit der Ausbeute seines Ausfluges in den Waldgrund wohl zufrieden, hatte eben den Vorplatz des Gasthauses erreicht, als er plötzlich in das Gebüsch zurücktrat, um unbemerkt des wundervollen Anblickes froh zu werden, welchen ihm die Gesellschaft vor dem Gebäude bot.

Die Studenten, die noch vor Nacht die Landstadt erreichen wollten, hatten beschlossen, den nähern Weg durch den Wald einzuschlagen. Der Kaiserwirth hatte ihnen ein paar Fackeln überlassen, die eben in Brand gesetzt worden waren und deren Glutschein die Wipfel auf beiden Seiten überflog. Mägde und Knechte standen neugierig vor der Thür, in deren Mitte Gertrud neben ihrem Vater sich befand, während die Laterne des Wirthshauses, gerade über den Häuptern des Paares, die Züge der beiden mit ruhigem Glanz beleuchtete.

Heinrich, von dessen Spiel und Liederkunst der Wirth seinen Gästen viel erzählt hatte, war aufgefordert worden, der Gesellschaft zum Abschiede einen Gesang erschallen zu lassen. Er stand seitwärts von der Thür; der rothe Strahl der Laterne füllte die todten Augen mit seltsamem Scheinleben; mit der Rechten hielt er seinen Hut, und die freie, hohe Stirn hob die Erscheinung für Augenblicke aus der Sphäre des Elends siegreich hinaus. Mit ausdrucksvoller Stimme begann er den Gesang, dessen einfache Melodie ein Echo in jedes Hörers Brust erweckte:

Regenschwer sind Zweig und Halme,
Busch und Blüten allzumal:
Auf die Berge drückt der Nebel,
Und in Rauch versinkt das Thal.

Und in jedem kleinen Kelche
Perlt des Tropfens klarer Thau;
Uebersättigt, vollgesogen,
Neigt der Wipfel sich zur Au'.

Ach, daß auch in deinem Auge,
Wann ich muß von dannen gehn,
Möcht', o Mädchen, eine Thräne,
Eine nur, Geliebte, stehn!

Und diese eine Thräne glänzte wirklich in dem Auge des Mädchens, das von den sehnsüchtigen Klängen des Liedes mächtig ergriffen worden war. Der Blinde hatte bei der letzten Strophe, als hätte er endlich herausgefunden, wo die Geliebte ihm lauschte, das Gesicht voll auf die Schöne gerichtet; und die Augen der Hörer folgten unwillkürlich der Wendung seines Kopfes und weideten sich nun an dem lieblichen Bilde der holden Gestalt und an dem rührenden Ausdrucke der kindlich reinen Unschuld, welche die Züge des Naturkindes verklärte.

Ein glücklicher Improvisator unter den Studenten brachte ein Hoch auf das Töchterlein des Kaiserwirthes aus, und die fröhliche Schar setzte sich unter lauten Jubelrufen in Bewegung.

Der Apotheker vermochte noch nicht, in das Haus zu gehen. Das Herz war ihm so voll, und das Bild des herrlichen Mädchens gaukelte vor seinen trunkenen Sinnen. Er schlich um das Haus und trat in das hinter demselben gelegene Gärtchen, wo er in einem Mauerwinkel an einem aufgeschichteten Holzhaufen lehnte. Die Sterne flimmerten in friedlichem Glanze; ein Kätzchen sprang vom Zaun auf den Holzstoß und flüchtete jäh vor dem düstern Manne, der dort unbeweglich in die Höhe starrte.

Da knarrte die vom Hofraum in das Gärtchen führende Thür, und gleich darauf sollte er Zeuge einer neuen Scene werden, die ihn mit stummem Staunen erfüllte. Der Blinde betrat den heimlichen Raum, von dem Mädchen an der Hand geführt. Auf dem mittlern Steige, hart am Hause, hielten sie an.

„Was hast du mir noch zu sagen, Heinrich?" flüsterte Gertrud.

„Hüte dich vor Joseph", hauchte der Angeredete, „und dann, dann — laß mich dich einmal sehen."

Sehen! Wie wunderbar klang das Wort in dem Munde des Lichtlosen! Als das Mädchen schwieg und einen Schritt zurücktrat, flehte er von neuem mit leisen, eindringlichen Worten:

„O, es ist gar so lange her, Monate sind verstrichen, seit du mir zum letzten mal diese Freude verstattet. Ich habe von ihr gezehrt bis zu dieser Stunde; aber mich dürstet und hungert nun. Jeder Fremde darf dich anschauen und trägt dein Bild in seinen Augen fort; nur ich, der ich an dich gekettet bin, wie mein elender Pudel an mich — ich muß darben in meiner ewigen Nacht. O, laß mich dich sehen!"

Sie trat dicht vor ihn hin. Sein Unglück jammerte sie, und seine Worte regten die ganze Fülle ihres Mitleids auf.

„Ich sträube mich, eine Schnecke auf dem Steige zu zertreten — und ich sollte ihm nicht den kleinen Trost gewähren?"

So dachte sie bei sich, spähte einen Augenblick lauschend umher und sagte:

„Du sollst mich sehen, Heinrich. Um deines Liedes willen willfahre ich dir; aber für Monate mußt du diese Wegzehrung vorwegnehmen."

Ein glückseliges Lächeln überstrahlte sein Gesicht. Mit Befremden beobachtete

der Apotheker, der kein Wörtchen des seltsamen Zwiegesprächs gehört hatte, wie der Blinde mit feierlicher Langsamkeit seine Hände auf das Haupt des Mädchens legte und seine Flechten berührte, wie er seine Hände von der Stirn der geduldigen Gefährtin zu den Schläfen, von den Schläfen auf die Wangen gleiten ließ, wie er mit den Fingerspitzen Brauen und Augenlider tastend verfolgte und zuletzt wiederum die Hände auf ihre Schultern breitete, bis sie, an ihren Armen allmählich herabsinkend, die Geliebte freigaben.

Gertrud zitterte, als hätte sie ein Unrecht begangen, indessen der Blinde ihr zuflüsterte: „Habe innigen Dank, Gertrud! Nun habe ich den lieben Umriß deines Gesichts in meine hohlen Hände geschöpft, da ich ihn mit meinen hohlen Augen nicht schöpfen darf.“ Und er preßte diese Hände an sein Gesicht, als wollte er, was sie empfunden, den umnachteten Blicken mittheilen.

Das Mädchen warf abermals einen scheuen Blick auf den Garten und führte den Spielmann zum Hofthor hinaus, vor dem das Bellen des seinen Herrn suchenden Pudels ertönte.

Der Apotheker blieb in einer wunderlichen Erregung zurück. Da ihm ein jedes Wort entgangen war, glaubte er sich den Vorgang nur so erklären zu können, daß er annahm, der Musikant sei in dem Dorfe als Wunderdoctor oder weiser Mann angesehen und habe soeben eine Art von Besprechung oder Beschwörung an dem Mädchen vollzogen, vielleicht um die Abergläubische von Liebe zu heilen oder einen treulosen Geliebten wieder an sie zu ketten. Er mußte laut auflachen. Diese Vorstellung trübte ihm das reine Bild der Jungfrau, für welche er eine so schnelle Theilnahme gewonnen hatte. Wie? Hatte ihn sein Freund, der Landarzt, der ihn durchaus verheirathen wollte, um ihn seiner Schwermuth und Menschenscheu zu entreißen, nur darum fast gewaltsam auf die Brautschau geschickt und in dieses Haus einquartiert, daß er die Thorheiten und Albernheiten eines unreifen Mädchens kennen lernte?

Der Gedanke war ihm unerträglich, und so schritt er abermals, ärgerlich und verstimmt, in den Wald hinein und stand bald am Rande der sternenbeglänzten Chaussee, die von der Nähe des Wirthshauses dort nach der Stadt, hier nach dem Gute führte.

Schritte ertönten. Der Blinde, von dem Pudel geleitet, kam die menschenleere, öde Straße herauf und ging fest und sicher an dem reglos harrenden Apotheker vorüber, den der Hund mit heiserm Gebell begrüßte. Das Tragische, das dieser Aufzug bot, die Wahrhaftigkeit des Elends, die so beredt aus den Zügen des einsamen Wanderers sprach, ließ den Beobachter den Gedanken an eine gleisnerische Gaukelei des Unglücklichen wieder verwerfen. Aber er grollte ihm, daß er ihm des Mädchens Bild verzerrt, daß er die reinen, schuldlosen Formen ihres heitern Gesichts durch seine unheilvolle Hand entweiht hatte. Und aus welchem Grunde? Er stand vor einem Räthsel, und wie ein Räthsel entschwand ihm allmählich der Blinde auf der Straße, dem seine Augen folgten, bis er zu einem düstern Punkte zusammenschrumpfte.

Die Hügel traten näher an den Weg heran und schoben die nächtlichen Vorposten ihrer Tannen bis hart an den Rand desselben; der Hund schritt eiliger,

je näher sie dem Gute kamen, und der Widerhall wanderte traurig mit dem gespenstigen Paare.

Als der Apotheker wieder vor dem Gasthause stand, sah er die Wirthstochter mit den Mägden die Tische abräumen. Er streckte ihr die Hand zum Gruß entgegen, und sie fragte ihn nicht ohne Schelmerei, ob er, zu so später Stunde heimkehrend, sich in dem verrufenen Waldgrunde nicht gefürchtet habe.

„Ich hatte gar liebe Gesellschaft", sagte er scherzend, „aber freilich die Staffage wollte nicht recht in die sumpfige Wildniß hineinpassen. Ich sah eine Fee unter den alten Bäumen, die nur zu sehr dem freundlichen Töchterlein des Kaiserwirthes glich, und ihre hellen Augen verwandelten das Grausen und den unheimlichen Spuk der Waldeinsamkeit in ein liebliches, friedliches Ammenmärchen."

„Ich hingegen", versetzte Gertrud, auf den Scherz eingehend, „habe mir stets eine passendere Staffage in den Waldgrund hineingeträumt. Unter den knorrigen Bäumen sah ich einen finstern, schwarzbärtigen Zauberer schleichen, der Kräuter, Wurzeln und Gewürm suchte, und er glich auf ein Haar unserm neuen, lieben Gaste."

Der Apotheker lachte und fügte dann ernsthaft hinzu: „In der That ist jene Waldstelle der wildesten eine. Eine mächtige Tanne, die, vom Sturm über der Wurzel gebrochen, mit ihrer Krone auf einen moosbewachsenen Felstrümmer geschlagen war, erschien mir dort wie eine Selbstmörderin, welche in der düstern Umgebung den Todesgedanken langsam in sich großgezogen. Aber schnell überwand ich jeglichen Schauer; denn die Aufrichtigkeit der Natur, mit der sie auch die Abgründe ihres Innern offenbart, mit der sie den widerwillig ertragenen Schnee, den die Hochwipfel zornig von sich schütteln, bei dem ersten lauen Hauche von sich wirft, um nichts zu verdecken, nichts zu beschönigen, diese schöne Wahrhaftigkeit hat mich stets mit ihren Schreckuissen ausgesöhnt, und ich könnte mich gleich versucht fühlen, als ein Einsiedler in jenem verrufenen Grunde zu hausen, nur um diesen unverfälschten Gedanken der Schöpfung, der die Schmerzen und Zuckungen noch zeigt, mit welchen sie ihn geboren, in seiner ganzen Eigenartigkeit immer von neuem zu belauschen."

Gertrud lächelte in freudiger Bewegung; sie triumphirte, daß der Fremde den Waldgrund mit *ihren* Augen gesehen; denn Aehnliches hatte auch sie dort empfunden, wenngleich sie alles, was er gesprochen, mit andern und um wieviel bescheidenern Worten gesagt haben würde.

Sie traten in den Flur. Der Wirth begrüßte ihn auf das zuvorkommendste. Auf seinen Wink wollte ihm die Stubenmagd Hut und Botanisirtrommel abnehmen, als sie plötzlich zurückprallte, von einem Schlangenkopf erschreckt, der aus dem Rockärmel des Apothekers hervorsah.

„Eine harmlose Natter aus dem Waldgrunde, die ich aufgelesen", sagte der Naturfreund und hielt das Thierchen der Wirthstochter entgegen, die das Schlänglein ohne jede Ziererei in die Hand nahm und aufmerksam betrachtete. Ein Lächeln der Befriedigung glitt über das Gesicht des Mannes, als wäre die Prüfung, die er angestellt, um die ihm von dem Arzte ausgesuchte, künftige Lebensgefährtin auch als die Genossin seiner Wanderungen in Wald und Feld zu erproben, ganz nach seinem Wunsche ausgefallen.

Dann zeigte er noch eine zweite Ausbeute seiner Jagd, eine Kreuzotter, die er mit der Schlinge gefangen und bereits getödtet hatte.

Als er die Beutestücke in seinem Zimmer verwahren wollte, leuchtete ihm Gertrud die Treppenstufen hinauf. Vor der Thür des Gemachs bat sie ihn um einen besonders frischen und schönen Farrnzweig, der aus seiner Trommel hervorhing, um mit dem Gastgeschenk den lieben Waldgrund, den sie schon so lange nicht habe aufsuchen können, in ihr dumpfes Stübchen hineinzuzaubern.

Er war hocherfreut, als er sie seine eigenen Worte gebrauchen hörte, und drückte ihr den Zweig nicht ohne Bewegung in die kleine Hand.

Lange noch schritt der Gast in seinem Zimmer auf und nieder. Hatte er gefunden, was ihn auf immer beseligen sollte? Er wagte sich die Frage nicht zu beantworten; in der Unruhe seines Herzens öffnete er den Violinkasten und vertraute der Geige, was ihn bewegte, und in seelenvollen Melodien verkörperte er das Glück und den Frieden, nach denen er so sehnsüchtiges Verlangen trug.

Gertrud, die nicht einzuschlafen vermochte, hörte ihn unter sich auf- und niederschreiten, und die Geigenklänge schmiegten sich weich und wohlig an ihr Ohr.

Da überlief es sie mit einem mal siedendheiß, als ließe Heinrich seine tastenden Hände aufs neue über ihre Augen und Wangen gleiten; dann vernahm sie im halben Traum ein Sporenklirren auf der Treppe und entschlummerte; im Schlummer aber sah sie den Husaren in ihr Gemach treten, und das Gemach verwandelte sich mit einem Zauberschlage in die kleine Dorfkirche. Vor dem Altar stand Joseph und neben ihm eine Braut im Myrtenkranze, die sie mit herausfordernden Blicken anblitzte. Gleich darauf träumte sie von dem Fahrzeug des Schiffskapitäns; Joseph und die Fremde standen am Bord, und sie selbst breitete in stummem Jammer die Arme, während das Schiff auf den Wellen schaukelte und ferner und ferner hinaussteuerte; und sie weinte im Schlafe um den verlorenen Jugendgespielen. Von den Thränen, die heiß über ihre Wangen liefen, wachte sie auf; die Sterne blickten durch die Spalten der Vorhänge, aber die Geigenklänge waren verstummt; nur der Farrnzweig über dem Spiegel, der über ihrem Bette hing, schien zu flüstern und erzählte ihr von dem Waldgrunde und der umgestürzten Tanne und den Schlangen mit den klugen, listigen Augen.

Am nächsten Morgen brach der Apotheker frühzeitig auf, um nach den Fortschritten der Arbeit in der Wohnung und im Laboratorium zu sehen.

Gertrud, von einer verzeihlichen Neugier getrieben, ließ es sich nicht nehmen, das Zimmer des Gastes selbst aufzuräumen, während sie eine Magd nach der Bodenkammer schickte.

Auf dem Tisch vor dem Sofa lag die todte Kreuzotter; neben derselben stand der Violinkasten. Der Schlüssel steckte im Schlosse, und das Mädchen, das den Behälter geöffnet hatte, vergnügte sich damit, die Saiten nacheinander leise zu zupfen, und freute sich des eintönigen, klimpernden Pizzicato, welches sie an die verstohlene Musik der Tropfen erinnerte, wenn sie bei dem Versiegen des Regens, in langen Intervallen, aus der blechernen Gossenröhre auf den ausgewaschenen Granitstein klopften. Sie dachte bei sich, wie schön es sein müsse, so ein braunes, fühlloses Holz zum Echo der eigenen Empfindungen zu machen, und stellte sich im

Geiste den düstern Gast vor, wie er die Geige im Arme wiegte und mit ihr die vertraulichste Zwiesprache hielt, einem liebevollen Vater gleich, der, um sich von dem Ernste der Berufsarbeit zu erholen, mit seinem Töchterlein auf seinen Händen kost und tändelt. Der wunderliche, finstere Mann! War er denn wirklich einer solchen Liebe fähig, eines so reinen Glückes?

Da zuckte es ihr in den Fingern; sie langte Instrument und Bogen aus dem Kasten, stellte sich vor den Spiegel, legte die Geige an die Brust und strich mit der drollig liebenswürdigsten Unbeholfenheit über alle vier Saiten zugleich. Welch ein kreischender, kratzender, ungeheuerer Misklang! Erschrocken barg sie Bogen und Geige eilig in dem Behälter und hielt sich nachträglich mit einem schelmischen Auflachen die Ohren mit beiden Händen zu, als die Thür aufflog und die Magd ihr athemlos erzählte, daß ihr, als sie die Bodenkammer betreten wollte, der abscheuliche Raubvogel mit ingrimmigem Flügelschlagen den Eintritt gewehrt habe.

Die junge Herrin schritt, der zitternden Dienerin vorauf, die Treppe hinan. Vorn auf den Kisten thronte der Bussard wie auf einem Felsenhorste, drohte mit dem Schnabel und spreizte funkelnden Auges die Schwingen, als wäre er von seinem Gebieter bestellt, die ihm anvertrauten Schätze vor jedem fremden Eindringlinge zu vertheidigen. Gertrud mühte sich vergebens, das Thier durch muthiges Vordringen einzuschüchtern; dann sann sie einen Augenblick nach und rief sich den gestern belauschten, eigenthümlichen Ruf des Apothekers, dem der Vogel Folge geleistet, ins Gedächtniß zurück; es gelang mit jedem mal besser und eindringlicher, und der Erfolg war endlich, daß der Bussard aufhörte, zornig sein Gefieder zu sträuben, den Schnabel schloß und zuletzt, mit den scharfen Krallen jeden Vorsprung erfassend, von seinem Kistengebirge herniederkletterte, um sich zu den Füßen des Mädchens niederzukauern.

Sie lockte das Thier aus der Kammer; es hüpfte und flatterte hinter der Wirthstochter die Stiegen hinab und folgte ihr auf den Hof, wo die Hühner und Tauben, bei dem Anblicke des Raubvogels, hastig auseinanderstoben. Schon machte der Bussard Miene, die Schwingen mächtig zu entfalten und sich auf die unverhoffte Beute zu stürzen, als es Gertrud von neuem glückte, den aufgeregten Störenfried durch das Lockmittel des Apothekers zu beschwichtigen. Der gefiederte Zögling ließ sich bewegen, wenn auch halb widerwillig, seiner Meisterin in einen leer stehenden Nebenraum des Holzstalls nachzuhüpfen, den sie gleich darauf hinter ihm verschloß, um mit einer angemessenen Mahlzeit wiederzukommen, welche den Vogel für seinen Gehorsam reichlich belohnte.

In der Küche flüsterten es die Mägde sich zu, daß ihre Herrin, die kleine Thierbändigerin, offenbar mit dem „Schwarzen" im Bunde stehen müsse; sie gängele den Raubvogel, und sie werde, so hieß es boshaft, einst auch gewiß dessen Besitzer gängeln.

Gertrud befand sich wieder in der Bodenkammer und musterte ordnend den sonderbaren Hausrath des Apothekers, als sie auf dem Flur das Klirren von Sporen und das Aufschlagen eines Säbels auf den Steinfliesen vernahm, ein Geschwirr von freudigen Begrüßungen an der Thür der Küche und die freundliche

Stimme ihres überraschten Vaters, der den Ankömmling mit lautem Handschlag in das Herrenstübchen nöthigte. Und dann klang dazwischen eine helle, wohllautende Männerstimme, die nach ihr fragte, wiederholt und ungestüm nach ihr fragte, und sie erkannte diese Stimme, obwol sie in den vier Jahren der Trennung viel fester und energischer geworden war; an dem Geländer der Treppe lauschte sie, und das Geländer zitterte unter dem Druck ihrer Hände; sie fühlte, wie ihr das Blut an die Schläfen pochte, und eilte dann mit klopfendem Herzen die Stufen hinab.

Sie riß die Thür des Herrenstübchens auf, und da stand er vor ihr, der Jugendgespiele, der stattliche Husar! Er streckte ihr die Hände entgegen, und sie sah ihm mit verlegenem Staunen in die hellblauen Augen. Wie groß war er geworden, wie kleidete ihn die Uniform, die seinem Wuchs so knapp und fest sich anschmiegte, wie war er ihr so vertraut — und doch zugleich so fremd! Wie ritterlich hatte er, als sie die Thür aufgerissen, die Finger zum Gruß an die Pelzmütze gelegt mit den weißen Fangschnüren und dem metallenen Todtenkopfe! Wie blitzten ihm die Augen und wie hob sich sein blondes Haar und der blonde Schnurrbart ab von dem schwarzen Dolman! Wie klirrte der krumme Säbel, schwankte die Säbeltasche mit dem metallenen Namenszug, und wie stemmte er nun die Hände auf die Waffe, als er sich in die Betrachtung des glühenden Mädchens vertiefte! Die dunkelblauen, eng anliegenden Reithosen, die ungarischen Stiefel, Attila und Mütze — o, wie stimmte das alles so herrlich zusammen!

Der Wirth drehte den Kriegsmann rundum, um ihn von allen Seiten zu bestaunen, und sein Töchterchen staunte mit ihm. Dann wurde er abberufen, und Gertrud beobachtete mit Befremden, wie Joseph, allein mit ihr, einen Theil der Sicherheit und Unbefangenheit seines Wesens zu verlieren schien. Wich er denn nicht ihren Blicken aus, die unter seiner Uniform das alte treue Herz zu entdecken, in seinen Augen die alte Herzlichkeit zu lesen trachteten? War es denn nicht, als wollte er, den Kopf scheu zu Boden senkend, ihr eingestehen: „Der Joseph, den du suchst, ist längst gestorben, und das Glück der Kinderzeit steht nimmer wieder auf“?

Das Gespräch wurde einsilbiger; der Husar empfand die ängstlich forschenden Blicke der Gespielin mit einer Art von Beklemmung; er wurde unruhig, und seine Gedanken schwärmten offenbar in die Ferne, deren Erinnerungen mit dem gegenwärtigen Zusammensein nur schlecht vereinbar waren.

Gertrud suchte den Ton früherer Tage wieder anzustimmen und sagte: „Du wirst doch gewiß oft herüberreiten, Joseph! Wir müssen den lieben Wald wieder durchstreifen und die Spielplätze unserer Jugend aufspüren!“

Er fuhr empor, schämte sich seiner Befangenheit und der trübseligen Rolle, die er zu spielen im Begriff war, und entgegnete, froh, einen Anhalt gefunden zu haben, um in längerer Rede sich in ein volles Licht zu setzen, mit den hastigen Worten:

„Was Wald? Was Feld? O, da solltest du einmal in unsere Garnisonstadt kommen, um die Augen aufzureißen über ihre Wunder! Das Gewirr und Gewimmel des Ameisenhaufens, das wir als Kinder so oft belauscht, ist nur ein

schwaches Bild des Lebens und Treibens dort in den verschlungenen Straßen. Was erlebst du hier? Kaum, daß ein verschlepptes Zeitungsblatt Kunde gibt, was die Welt erregt und bewegt; die Bäume stehen da, gelangweilt wie immer, und schlafen ein, wenn nicht ein barmherziger Windstoß sie aufrüttelt, und so schlafen die Menschen ein auf dem Lande in dem engen Kreise; aber ein einziger Gang durch die große Stadt bringt mehr Abwechselung als ein tagelanges Wandern auch durch die prächtigsten Waldungen. Und wenn ich gar durch die Häusermassen reite, so ist's, als ob sie sich lichten, um mir Platz zu machen, und ich fühle eine Lust bei den Klängen der frohen Regimentsmusik, die jung und alt an die Fenster lockt, wie ich sie nie in Wald und Feld empfunden. Und dann der abendliche, festliche Glanz, die Schaufläden —"

„Und der Hafen und die Schiffe, und die Schiffskapitäne und ihre hübschen Töchter", fiel Gertrud verstimmt ein und heftete ihre Augen auf den Reitersmann, der sich, empfindlich berührt, auf die Lippen biß. Sie hatte Mühe, eine Thräne zurückzudrängen. Wie anders hatte sie sich dieses Wiedersehen ausgemalt! Das Prahlerische, was in seinen Worten lag, hätte sie wenig gekümmert; war es doch, als hätte seine Rede auch eine Uniform angezogen, deren Keckheit zu der Gewandung des Husaren stimmte; aber daß er den Erinnerungen an die Spiele der Kinderzeit so geflissentlich aus dem Wege ging, daß er ihren Wald schmähte, in dem er aufgewachsen, um seine städtischen Herrlichkeiten zu steigern, das verletzte sie und betrübte sie über alle maßen. Kein heimischer Laut ward von der Heimat in ihm wach gerufen; die Fremde hatte ihn ihr entfremdet. Und sie gedachte der Worte des Blinden, als er sie vor dem Reitersmanne gewarnt, und so fiel sie ihm in die Rede und ließ sich hinreißen zu jener Anspielung auf das Töchterlein des Kapitäns, auf die er in seiner Bestürzung keine Erwiderung hatte, sodaß er froh war, durch das Wiedereintreten des Wirthes der Fortsetzung des Gesprächs enthoben zu sein.

Der Wirth führte ihm selbst seinen Rappen vor, und er schwang sich leicht in den Sattel. Mit einem schäumenden Glase trat Gertrud an das Pferd heran, dem Freunde einen Abschiedstrunk zu credenzen. Und wieder nahm sie das schöne Bild des Spielkameraden gefangen, und sie folgte ihm mit leuchtenden Augen, wie er, zur Freude ihres Vaters, das feurige Thier auf dem freien Platze vor dem Hause tummelte. Der Todtenkopf auf der Pelzmütze blitzte im Sonnenstrahl, und unter ihm blitzten die Augen des Reiters von Jugendwonne und Lebenslust.

Da hielt der Husar und leerte das Glas auf das Wohl von Wirth und Wirthin. Gertrud lächelte zu ihm hinauf und suchte in der Besorgniß, ihn durch ihre doch gewiß grundlose Anspielung erzürnt zu haben, nach einer Wendung, um doch wenigstens einen vollen Nachklang der ihr unvergeßlichen Kindertage in der Seele des Freundes zu erwecken. Wie sie den Hals des Rappen liebkoste, kam ihr des Landarztes Schimmel in den Sinn, und damit hatte sie eine Jugenderinnerung aufgespürt, welche auch den Reitersmann in den Zauberkreis der Kindheit mit hineinzog. Sie konnten sich nicht genugthun, alle die harmlosen Scenen auf der Wiese, in welchen das Pferdchen mitgewirkt, einander heraufzubeschwören, und ein fröhliches, kindlich glückliches Gelächter schallte vom Roß herab und zu dem Reiter

hinauf. Das war der Joseph, wie ihn Gertrud in ihrem Angedenken bewahrt; der Rappe verwandelte sich ihnen in das Füllen, und sie streichelten, klopften und hätschelten ihn um die Wette.

Endlich gab der Husar dem Pferde die Sporen und sprengte davon, von des Mädchens Augen begleitet, bis ihn eine Biegung des Weges den Blicken entzog.

Bald mäßigte der Reiter das Tempo des Rittes und überlegte, was er erlebt hatte. Die Jugendgespielin war schmuck geworden, auffallend schmuck, und alles, was ihn bisher gefesselt hatte, konnte den Wettkampf mit ihr nicht aufnehmen. Die Erkundigungen, die er auf dem Gute über die Wohlhabenheit des Kaiserwirthes und den Aufschwung seines Geschäfts eingezogen, hatte ihm der Augenschein vollauf bestätigt. Er schmunzelte zufrieden und zuversichtlich strich er sich den Schnurrbart im Gefühl der Unwiderstehlichkeit eines rechten preußischen Husaren.

Da tauchte, nicht mehr weit von dem Gute, die Gestalt des Blinden und seines Pudels vor den Blicken des Reiters auf. Ein düsterer Schatten flog über sein Gesicht, und er empfand, wie sehr seine allzu kühnen Hoffnungen, sattelgerechten Husaren gleich, über alle drohenden Hindernisse hinweggesetzt waren. Wie hatte das Mädchen auf die Tochter des Kapitäns nur hindeuten können? Jetzt glaubte er dem Verrathe auf der Spur zu sein, galoppirte an den Blinden heran und ließ darauf den Rappen im Schritte neben dem Musikanten hergehen, während er anhub:

„Heut sollst mir nicht entkommen wie auf dem Gutshofe, Heinrich! Hast erhorcht, du Schleicher, was Geschwätz und Verleumdung mir nachredet; hast mich verklascht und verschwärzt."

Der Angeredete erwiderte nichts; nur der Hund bellte gegen das Pferd, und der Ingrimm wuchs in den Zügen des Husaren.

„Hoffst du noch immer auf die Liebe der schönen Gertrud, Heinrich? Man sagt, die Liebe sei blind; warum soll sich ein Blinder nicht Hoffnungen machen? Und deine süßen Lieder müssen ja wol ein jedes Mädchenherz bethören. Dein Kettenhunddasein macht dich übermüthig, du Narr!"

Heinrich hielt den Hund an und blieb stehen, um den verhaßten Spötter vorüberreiten zu lassen. Wie ein wettermürber Wegweiser stand er an der Straße und wies gebieterisch mit dem rechten, ausgestreckten Arm nach der Richtung des Gutes, als wolle er den Reiter auffordern, sich aus dem Staube zu machen, ohne ihn nur eines Lautes zu würdigen. Joseph aber riß den Säbel aus der Scheide und schlug nach dem Pudel, der erschreckt aufsprang und den Blinden mit sich fortriß. Der Husar trabte neben dem geängstigten Thiere einher, ohne Mitleid mit dem Armen, der, keuchend und die tastenden Arme in die Luft vor sich hinstreckend, den Sprüngen des Gefährten zu folgen gezwungen war. Joseph schlug dem neben seinem Gaul rennenden Musikanten ein paar mal mit der flachen Klinge derb auf den Rücken; er wolle ihn laufen lehren, daß er alle künftigen Zwischenträgereien mit noch schnellerm Botendienste in das Wirthshaus befördern könne.

Da strauchelte der Blinde, stürzte in die Knie und riß durch den plötzlichen, gewaltsamen Ruck den angeketteten Hund zu Boden, der sich mit lautem Heulen überschlug.

Aus der Ferne tönte das Hohngelächter des Husaren. Nach geraumer Weile erhob sich der Spielmann mühselig und befühlte die schmerzenden Knie; kein Laut kam über seine Lippen, aber er reckte sich hoch empor und ballte die Fäuste hinter dem herzlosen Reitersmanne; sein Mantel flatterte im Winde, und die Haare hingen ihm düster in das lichtlose Angesicht.

Gertrud war den ganzen Tag über in einer halb freudigen, halb schmerzlichen Erregung. Der Jugendgespiele stand vor ihrer Seele, und sie hätte aufjauchzen mögen im Angedenken an den herrlichen Reitersmann; aber der Wald schien sich seiner Ankunft nicht zu freuen; es war allmählich windstill geworden, und nur dann und wann bewegte ein leiser Luftzug hüben und drüben die Wipfel der Buchen und Tannen; kein Freudenrausch rüttelte die Kronen, sondern wie in stiller Wehmuth über den Heimgekehrten, der unter ihrem Schutze einst groß geworden und sich nun so undankbar von ihnen losgesagt hatte, senkten die alten Bäume ihre Zweige und schüttelten nur zu Zeiten, wie misbilligend, leise und langsam die ehrwürdigen Häupter.

Der Apotheker, vollauf in der Stadt beschäftigt, blieb den ganzen Tag aus und kehrte auch zur Nacht nicht zurück. Endlich suchten, nach langem Warten, Vater und Tochter ihr Lager auf. Gertrud sehnte sich nach den süßen Klängen der Violine, unter deren Zauber sich gestern ihre aufgeregte Seele beruhigt hatte. Sie horchte hinaus; der Pendelschlag der Wanduhr war der einzige, vernehmbare rhythmische Takt; doch die Klänge der Geige, die sie am Abend entbehrt, sollten sie in der Morgenstunde begrüßen.

Der Apotheker war in aller Frühe aus dem Hause des Arztes zurückgekehrt. Vergebens hatte er nach dem Mädchen gespäht, das der Vater, weil die letzten Tage viel Arbeit gebracht, nicht zu wecken befohlen hatte.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als die Schläferin durch ein seltsames Doppelspiel von Tönen aus dem Traume gerufen ward.

Der Apotheker hatte das Fenster seines Zimmers geöffnet und in dem Verlangen, das er sich freilich nicht gestehen wollte, der erste zu sein, der die holde Träumerin begrüßte, seine Geige ergriffen, ihr eine Morgenmusik zu bringen.

Der blinde Spielmann aber, der jetzt unter dem Fenster stand, schien von einem gleichen Verlangen getrieben zu sein.

Eben wollte der Apotheker den Bogen ansetzen, als er von unten eine Clarinette heraufTönen hörte. Die Weise, einfach und volksthümlich, war dem Geiger wohlbekannt und er wußte, ohne hinabzublicken, wer allein der Spieler derselben sein konnte.

Mit schnellem Entschlusse, musikbegabt wie er war, begleitete er den Bläser, indem er die zweite Stimme zu dessen Melodie auf den Saiten griff. Der Blinde horchte auf, ohne sich stören zu lassen, und eine helle Freude verklärte seine erregten Züge; immer voller und schwellender tönte die Clarinette, immer voller und schwellender schmiegte sich ihr die Geige an; und wie zuletzt der Schall des Blinden mit leisem Zittern verhallte, so erstarb in seelischem Einverständnisse der Saitenklang mit dem letzten Odem des Liedes. Der Spielmann glühte vor Lust und Entzücken; ihm war, als wenn er zum ersten mal, er, der Einsame und oft

Misachtete, mit einer Menschenstimme Zwiesprache führte, die da widerhallte, was in seinem Innern sich bewegte, die liebreich mit ihm fühlte und ihn nicht zurückstieß in das freudenlose Elend.

Und er begann eine neue Weise; die Stimme antwortete wie zuvor, und der Wirth und die Mägde lauschten dem einschmeichelnden Zwiegesang, während dessen sich Gertrud hastig ankleidete, von den süßesten Empfindungen bewegt. Nie war sie schöner aus dem Schlummer gerufen worden!

Als die Weise verklungen war, eilte Gertrud vor das Haus, dem Musikanten zu danken. Mit einer wunderlichen Hast erkundigte sich der Blinde nach dem Manne, der die Geige gespielt, und äußerte eine so herzliche Freude über die Begleitung seiner Melodien, daß ihm das Mädchen mit tiefer Rührung zuhörte. Sie mußte ihm genau erzählen, wer er war und was er hier treibe, und endlich bat er sie inständigst, sie möge ihn bitten, einen Augenblick herabzukommen, damit er ihm selbst seinen Dank aussprechen könne; er werde sich gewiß nicht weigern; der Ton seiner Saiten sei ja ein Bürge seiner Güte.

Gertrud willfahrte der Bitte des Blinden. Nicht ohne Herzklopfen stieg sie hinauf und pochte an die Thür des Apothekers. Umsonst.

Sie eilte an das Flurfenster und bemerkte, daß eben der wunderliche Gast den Hof verließ, um seine Schritte dem Walde zuzulenken.

Der Apotheker hatte nach der Beendigung des Spieles aus dem Fenster geblickt, den ihm so räthselhaften Musikanten zu beobachten. Als er aber Gertrud und den Blinden wieder in vertrauter Zwiesprache erblickte, beschlich ihn ein Gefühl der Unbehaglichkeit, und er mußte von neuem jener Zusammenkunft der beiden im Gärtchen gedenken, die ihn so peinlich berührt hatte. So mischte sich eine grelle Dissonanz in die harmonischen Accorde, die eben noch seine Seele durchzittert hatten; mismuthig verließ er das Haus und stahl sich in den nahen Wald hinaus.

Heinrich war nicht wenig enttäuscht, als ihm Gertrud die Flucht des Mannes berichtete; die alte Erbitterung erfaßte ihn; aufs neue klagte er den Husaren an, der ihn auf der Landstraße in so empörender Weise gemishandelt habe; aber Gertrud schenkte ihm keinen Glauben und verwies ihm mit strafenden Worten seine Uebertreibung. Der Blinde seufzte und ließ sich, ohne ein Wort des Abschieds, in dumpfer Traurigkeit von dem Pudel auf die Straße leiten.

Mehr als eine Stunde mochte verflossen sein, als der Apotheker aus dem Walde zurückkehrte und durch das Hinterpförtchen auf den Hof gelangte. Gertrud stand in der Mitte desselben, den Hühnern Futter zu schütten, und erröthete in lieblicher Befangenheit, als sie des Gastes ansichtig wurde. Ihm eine Freude zu machen, eilte sie dem Holzstall zu, öffnete ihn und lockte den Raubvogel, der ihr willig folgte und seinen Gebieter mit lautem Flügelschlage begrüßte.

Ein freudiges Lächeln spielte um seinen Mund. Nach der Schlangenprobe hatte sie nun auch die zweite Probe zu seiner Ueberraschung bestanden.

Er dankte ihr mit warmen Worten für ihre Vorsorglichkeit und pries ihr gutes Herz, das in seiner Lebensfreude auch für jedes Geschöpf der Natur mit freundlichem Schlage klopfe; er habe es geahnt und sich während seines Fernbleibens

mit der Hoffnung beruhigt, sie werde das in der Bodenkammer zurückgelassene Thier keinen Mangel leiden lassen. Wie freue er sich, sich nicht getäuscht zu haben!

Gertrud lächelte und brachte den Raubvogel in seinen Käfig zurück.

Als der Vater die Tochter ins Haus gerufen, und sie sich mit einem freundlichen Kopfnicken verabschiedet hatte, sah ihr der Apotheker noch lange leuchtenden Auges nach und murmelte: „Du bist eine Herzensbändigerin, die mich in Fesseln zu schlagen droht. Nicht Noth und Elend haben mich je gebeugt; aber dein Lockruf bannt mir die sonst so freien Schwingen, und mit gesenktem Fluge streben sie dir nach und fühlen den Zwang nicht, mit dem du sie beherrschest, weil in dir die Natur athmet, und in der Natur ist Friede und Freiheit."

(Fortsetzung folgt.)

Glossen über algierische Zustände.

Von

Carl Vogt.

Das war ein mannhaftes und wahres Wort, welches Gerhard Rohlfs vor kurzem in dieser Zeitschrift*) gesprochen hat, und man kann dem genauen Kenner der nordafrikanischen Länder und Zustände nicht genug dafür dankbar sein, daß er in kurzer, kerniger Darstellung die wahre Lage der Dinge gezeichnet hat, um welche es sich bei den dortigen Wirren handelt. Die Besetzung von Tunis, die sich ohne Zweifel über kurz oder lang in eine Annexion verwandeln wird, ist die Erfüllung einer Reihe von Nothwendigkeiten, welche sich von dem Augenblicke an geltend machen mußten, wo ein europäischer Fuß auf dem nordafrikanischen Festlande bleibend Posten faßte, und diese Nothwendigkeiten werden so lange fortdauernd ihren Einfluß geltend machen, als auf dem südlichen Küstengürtel des westlichen Mittelmeeres zwei diametral einander entgegengesetzte Civilisationen: die verkommende arabisch-islamitische und die aufstrebende europäische, einander gegenüberstehen. Von einer Verschmelzung dieser beiden kann hier ebenso wenig als irgendwo anders eine Rede sein; nur von Unterwerfung und Duldung der erstern innerhalb der Grenzen der staatlichen Existenz der andern. Wie kann von einer Verschmelzung die Rede sein, wenn von der einen Seite der Mord des Andersgläubigen als eine verdienstliche Heldenthat gepredigt, der Raub und die Plünderung als kriegerisches, der Nachahmung würdiges Unternehmen gepriesen wird? Man bemerke es wohl: das Raubrittertum, das in Europa während des Mittelalters blühte und gegen das wir in unserm Erdtheil so erbitterte Kämpfe während Jahrhunderten führen mußten, steht dort in voller Entfaltung, und wenn zu demselben, den Europäern gegenüber, der religiöse Fanatismus sich gesellt, so ist damit nicht gesagt, daß es nicht das Gesetz für die Beziehungen sei, welche zwischen den einheimischen Stämmen platzgreifen. Die mohammedanischen Karavanen werden von den heutigen arabischen Raubrittern ebenso niedergeworfen, beraubt, mishandelt, wenn sie sich nicht durch Verträge und Lösegeld geschützt haben, die ansässigen Landbewohner ebenso gebrandschatzt wie die Karavanen der Kaufleute und die Bauern in Europa während des Mittelalters.

---

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1881, II, 268 fg.

Rohlfs hat vollkommen recht, wenn er sagt, daß in geographischer, geologischer und ethnologischer Beziehung Tunis zu Algerien gehöre, daß das Cap Bon nördlich von Tunis der Ausläufer der die Wüste begrenzenden Auresgebirge, das Cap Blanc oberhalb Bizerta derjenige des kabylischen Hochgebirges, des Dschurdschura sei. Und es genügt ein Blick auf die Karte, um zu zeigen, daß Bizerta gewissermaßen der Endpunkt jener langen Linie der Hochsteppen mit ihren Schotts sei, die sich vom See Tarf bei Ain Beida an der tunesischen Grenze bis zur Sebka Tigri in Marokko über eine Länge von mehr als 900 Kilometer ausdehnt; daß der Gebirgsknoten westlich von Tunis, mit welchem man jetzt erst durch den Krumirkrieg genauer bekannt geworden ist, demjenigen des großen Atlas in Marokko fast bis auf die Einzelheiten der geographischen Gliederung entspricht und daß der südliche Abfall dieses ganzen einheitlichen, nordafrikanischen Gebirgslandes etwa einer Linie folgt, welche man von der kleinen Syrte, von den untermeerischen Niederungen der Schotts Dscherid und Melrihr im Osten nach Ogilmim im Wadi Nun, den Canarischen Inseln gegenüber, im Westen legen kann. Diese Linie der Niederungen, die sich in der Mitte erhebt und nach beiden Meeren hin absenkt, bezeichnet in Wahrheit die Bruchlinie, von welcher aus das nordafrikanische Gebirgsland stufenweise emporsteigt, und wenn dieselbe auch durch die neuern Ablagerungen der Sahara überdeckt und theilweise verwischt wird, so bildet sie doch die Zone, innerhalb welcher der ältere, geologische Continent Afrika mit dem Küstenlande zusammengeschweißt wurde, das in frühern geologischen Epochen gänzlich von ihm getrennt war. Geographisch und geologisch sind also Tunesien bis zur kleinen Syrte, Algerien und das nördliche Marokko nur ein zusammenhängendes Ganzes, in welchem nur künstliche Trennungslinien gezogen werden können.

Auch in ethnologischer Beziehung ist diese Auffassung richtig. Was auch die ursprünglichen Bewohner gewesen sein mögen, so viel ist gewiß, daß den Kabylen oder Berbern, welche in historischer Zeit großentheils den Boden innehatten, sich eine Menge von Einwanderern beigemischt hat, die schubweise aus Norden über das Meer hinüber, aus Osten und Süden kamen; daß dieses Gebirgsland eine Heerstraße war für Völkerwanderungen während der ganzen historischen Zeit, wie Europa während einer gewissen Epoche, und daß die Lebensart die jetzigen Bewohner mehr scheidet als die ethnographische Eigenthümlichkeit. Der Bewohner der Städte, der Maure oder Maureske, wie ihn die Franzosen nennen, der Landbauer, als dessen Typus in Algerien der Kabyle gilt, der Nomade, welcher allgemein als Araber oder Beduine bezeichnet wird, und der Oasenbewohner sind dieselben in Tunis wie in Algier oder Fez, und wenn sie auch alle Islamiten sind, so lieben sie doch einander nicht sonderlich.

Senator Pomel, Director der höhern wissenschaftlichen Schule in Algier, der sein ganzes Leben der Erforschung Algeriens gewidmet hat, sagt von dieser Colonie: „Zwei ethnologische Gruppen bilden gegenwärtig den größten Theil der Eingeborenen, die Araber und die Kabylen; die erstern irren unter Zelten in den Steppen oder sind in den Ebenen und Hügelgegenden des Tell eingefriedigte Nomaden; die letztern sind seßhaft, bewohnen Häuser oder Hütten und sind von den Arabern,

die sie nicht gänzlich zu ihrem Glauben bekehren konnten, in die gebirgigen Gegenden zurückgedrängt.

„Die Araber sind wesentlich Hirten; ihre sociale Organisation ist patriarchalisch mit kriegerischem und religiösem Feudaladel. Die Kabylen treiben Ackerbau und Industrie; ihre sociale Organisation ist demokratisch, gleichheitlich, selbst communistisch; die Gewalt wird von öffentlich gewählten Delegirten ausgeübt, die immer abberufen werden können; jede Einheit grenzt sich in ihrem eifersüchtig überwachten Gebiet ab, ohne mit den benachbarten politisch verbündet zu sein; nur bei gemeinsamer Gefahr bilden sich vorübergehende Bundesgenossenschaften.

„Bei den einen gemeinschaftliches Eigenthum, durch die Sklaverei begünstigte Faulheit und Vielweiberei; die Arbeit gilt als Zeichen der Knechtschaft; bei den andern persönliches Eigenthum, die ohne Zweifel nothwendige Arbeit nicht als entwürdigend betrachtet, wenig oder gar keine Sklaverei, die Familie meist monogam. Bei dem Araber ist der Koran zugleich das religiöse und civile Gesetz; der Kabyle ist wenig oder gar nicht fromm und das Civilgesetz (Canun) ist von dem religiösen ganz getrennt. Wenn man hinzufügt, daß der Kabyle eine vom Arabischen ganz verschiedene Sprache spricht, so muß man anerkennen, daß die beiden Rassen ganz verschieden sind, und kann sich nur höchlich verwundern, daß auf beide dieselben Verwaltungsmaßregeln angewendet wurden, wodurch diejenigen, welche sich am meisten dem bei uns endlich vorwaltenden politischen Princip näherten, in die Barbarei zurückgestoßen wurden.

„Diese beiden Typen sind nicht immer unterschieden. Das eingeborene Volk der Kabylen hat nicht immer der Eroberung widerstanden und die Vermischung mit den Eroberern zurückgewiesen; viele sind, durch den Proselytismus und die Raubsucht angesteckt, Muselmanen geworden und haben sogar in falschem Ehrgefühl sich arabische Stammbäume zurechtgelegt. Die ersten Eroberer waren übrigens Krieger, die ohne ihre Frauen kamen und sich durch Entführung von eingeborenen Mädchen oder durch Heirathen mit den Töchtern der bekehrten Einwohner Familien gründeten. Erst bei der zweiten großen Invasion kamen ganze Triben mit ihren Familien, welche die Ebenen des Maghreb in Besitz nahmen und dort den reinen Araberstamm fortsetzen konnten. Es gibt demnach eine starke einheimische Mischbevölkerung, die sich nur dann unterscheiden läßt, wenn einer der beiden Typen vorwiegt und seine physischen Charaktere wie seine Lebensgewohnheiten beibehalten hat.

„Es wäre ohne Zweifel sehr gewagt, aus den eingeborenen Bewohnern der Städte eine ethnologische Einheit machen zu wollen. Sie besteht aus einer ungleichartigen Mischung aller Arten von Ueberbleibseln: Phöniziern, römischen und byzantinischen Colonisten, mit ihnen mehr oder minder verschmolzenen Berbern, Vandalen, aus Spanien geflüchteten Mauren, türkischen Janitscharen, europäischen Renegaten von den Galeren, die sich vor der Sklaverei der Seeräuber in die Arme des Koran flüchteten. Eine wahre babylonische Verwirrung! Diese Bevölkerungen haben nichts anderes miteinander gemein als ihren Fanatismus, der als Aushängeschild dient, während sie nur zu geneigt sind, heimlich den religiösen Vorschriften ihrer Sekte ein Schnippchen zu schlagen.

„Im allgemeinen zeigen die Kabylen, die Araber oder Beduinen und Mauren, welche die Städte bewohnen, sehr wenig Sympathien für einander, verachten sich sogar gegenseitig und mag dies sowol eine Folge der blutigen Kämpfe sein, die zwischen ihnen statthatten, als auch der Verschiedenheit der Rassen zugeschrieben werden können."

Ich werde auf diese bedeutsame Darstellung eines der besten Kenner Algeriens noch zurückkommen; einstweilen mag nur bemerkt werden, daß mit geringen Aenderungen das hier Gesagte auf Tunis und Marokko durchaus seine Anwendung findet.

Nun bin ich weit entfernt, behaupten zu wollen, daß ein Gebiet, welches sich nach jeder Beziehung als ein einheitliches darstellt, auch unter einer Regierung vereinigt sein müsse, und daß die stärkere zwischen mehrern, unter die es zufällig getheilt ist, aus dieser Einheit das Recht herleiten könne, ihre Nachbarn zu vergewaltigen; aber so viel scheint mir sicher, daß diese Vergewaltigung eintreten muß, wo zwei in ihrem Grundwesen verschiedene Civilisationen aufeinander treffen, wo namentlich die Begriffe des Eigenthums, der Persönlichkeit, der Sitte, der Familie, der Religion einander feindlich gegenüberstehen. Geographisch einheitliche Gebiete können unter Völker getheilt sein, deren sociale Organisationen auf derselben Grundlage beruhen; ist dies nicht der Fall, so ist der Reibereien, des offenen Krieges kein Ende und letzterer muß schließlich zur Eroberung führen.

So ist es mit Tunis, so wird es später mit Marokko sein. Wenn Rohlfs sagt, die jetzige Grenze gegen das letztere Land sei unsinnig, was vollkommen richtig ist, so wird man, sobald dieselbe bis zur Wasserscheide westlich von der Muluya, zwischen dieser und dem Sebu wird vorgeschoben sein, einige Jahre später finden, daß auch diese Grenze unhaltbar ist, und den Moment in das Auge fassen, der für die Annexion von Marokko günstig ist. Diese Annexion wird dann ebenso ein Frage der Selbsterhaltung für Algerien sein wie diejenige von Tunis, und daß sie jetzt schon eine Frage der Civilisation ist, kann niemand leugnen wollen.

Von Aufständen in Algerien kann man in gewissem Sinne gegenwärtig noch gar nicht reden, sondern nur von räuberischen Einfällen aus den Nachbarländern. Die Einfälle der Krumir, die man in das Ungeheuerliche aufgeblasen hat, waren nur unbedeutend und haben keinen Widerhall bei den Bewohnern Algeriens gefunden; der Einfall Bu-Amema's ging von marokkanischem Gebiet aus und rekrutirte sich unter Stämmen, die den Franzosen nur zum Schein unterworfen sind. Wenn der räthselhafte Marabu seine Reiter fast bis in die Nähe von Saida vordringen lassen konnte, so möge man nur bedenken, daß Géryville im Osten der einzige feste, über die Hochsteppen des Schotts vorgeschobene Posten ist, wo die französische Herrschaft dauernden Fuß gefaßt hat, während in den Gegenden, wo der Unschuldsoberst Innocenti seine Schlappe erhielt, nur periodisch die französische Fahne gezeigt wird. Die Nomaden und Beduinen des Tell mögen der Kühnheit Bu-Amema's verständnißinnig zugeschaut haben, aber im Tell selbst hat sich keine Hand und kein Fuß für ihn gerührt. In dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe (Mitte August), verbreitet man die Nachricht, Bu-Amema sei von einem großen

Theile seiner eigenen Leute verlassen und von feindlichen Stämmen überfallen worden; wol möglich, aber ebenso möglich ist es auch, daß ihm wieder neues Raubgesindel aus Marokko zustößt und ihn zu einem erneuten Einfall befähigt. Vielleicht ist er es nicht, sondern ein anderer, ein „Chef de grande tente", einer der Feudalfürsten, oder ein besonders heilig gewordener Fanatiker, der sich durch seine Frömmigkeit, durch Fasten und Heuschreckenessen in der Wüste einen Anhang erworben: einerlei, die Einfälle werden sich wiederholen und in der Zukunft vielleicht noch manche Schlachten von Isly benöthigen.

Aehnliche politische Situationen wie die jetzt vorhandenen werden also immer von Zeit zu Zeit wiederkehren; es geziemt demnach, die vorhandenen etwas genauer in das Auge zu fassen.

Der militärische Spaziergang nach Tunis hat kein so leichtes Ende gefunden, wie die wirklich fabelhafte Leichtfertigkeit und Sorglosigkeit der Franzosen anfangs die Welt glauben machte. Die Regentschaft ist thatsächlich im Aufruhr, bewaffnete Banden streifen bis in die Nähe der Städte; man plündert Fremde und Einheimische, Anhänger und Gegner des Bei ohne Unterschied; einige Städte haben sich offen empört, andere sind auf dem Punkte, es zu thun. Man hat die heimgeschickten Truppen wieder zurückholen müssen und andere dazu; Sfax wurde bombardirt und gestürmt; Kairuan und andere Städte im Innern werden ohne Zweifel später, sobald die Hitze nachgelassen haben wird, dasselbe Schicksal theilen. Die Franzosen werden mit Tunesien fertig werden, darüber kann kein Zweifel aufkommen; aber sie werden alle Städte besetzen, alle Knotenpunkte der Communicationen mit Tripolis und dem Innern in ihrer Hand halten, kurz, factisch in Tunis herrschen müssen, um zu diesem Ziele zu gelangen. Alle diese Folgerungen ergeben sich von selbst aus der Lage der Dinge; die Franzosen werden die Einwohner entwaffnen, für ihre Sicherheit Sorge tragen und zu den äußersten Gewaltmaßregeln übergehen müssen, um diese Entwaffnung durchzuführen. Die Sicherung ihrer eigenen Existenz zwingt sie dazu. Wie stellt sich nun Europa diesen leicht vorauszusehenden Verhältnissen gegenüber?

Ich glaube, Rohlfs geht zu weit, wenn er sagt, daß mit Ausnahme einer Partei in England und fast aller Italiener die ganze gebildete Welt mit großer Genugthuung die Annexion von Tunis hingenommen habe. Lassen wir die unberechenbare gebildete Welt beiseite und rechnen wir mit gegebenen Größen, mit den Mächten ersten und zweiten Ranges.

Drei Gruppen: freundliche, gleichgültige, feindliche.

Deutschland allein hat die volle Berechtigung Frankreichs anerkannt. Aber wenn es auch die erste Violine im europäischen Concert spielt, so ist es nicht Europa.

Unumwunden feindlich sind England, Italien, die Türkei und mit dieser die ganze mohammedanische Welt. Bei der Türkei mischt sich das religiöse Element ein; bei den beiden andern genannten Mächten sind nur politische Betrachtungen maßgebend. Wenn in England und Italien einige Stimmen sich ohne Voreingenommenheit für Frankreichs Recht aussprechen, so sind dies nur kleine Parteien;

der Unterschied ist nur, daß England die Faust im Sacke macht, während Italien mit beiden Händen in der Luft herumfuchtelt.

Die übrigen schauen zu; von ihnen ist nur zu sagen, daß Spanien in der Zukunft, wenn Frankreich mit Marokko abrechnen sollte, die Rolle Italiens übernehmen wird.

England spielt, wie Rohlfs sehr richtig auseinandergesetzt hat, seine alte Rolle im Orient fort. Es schwärmt für die Integrität der Türkei und nimmt ihr Cypern; es wüthete zur Zeit gegen die Eroberung Algeriens und mußte sie geschehen lassen; es bot alles auf, um das Zustandekommen des Suezkanals zu verhindern und nutzt diesen Kanal aufs beste aus; es wird fortfahren, wie Rohlfs sagt, Frankreich in Tunesien alle möglichen Knüppel zwischen die Füße zu werfen, trotz seiner Zusagen am Berliner Congreß, und es wird diese Knüppel selbst wieder auflesen und verbrennen, sobald ihm bei irgendeiner Gelegenheit aus dem Zusammengehen mit Frankeich ein größerer Vortheil erwachsen wird als aus der sterilen Agitation in Tripolis und Tunis. Diese Agitation wird freilich nicht geringzuschätzen sein, denn durch die Connivenz der in Tripolis herrschenden Türkei wird der englische Handel immer Mittel und Wege genug finden, um von dort aus die aus dem Innern hervorbrechenden Banden mit Waffen und Munition zu versehen.

Die Aufregung Italiens ist leicht zu begreifen. War es ja doch bis dahin das Schoskind der europäischen Politik. Aus seinen Niederlagen sind ihm mehr Vortheile erwachsen als andern aus ihren Siegen. Wie man zu sagen pflegt, daß in der ganzen Welt kein Kanonenschuß abgefeuert werden dürfe, ohne die Zustimmung, früher Frankreichs, jetzt Deutschlands, so haben sich die Italiener an den Glauben gewöhnt, es könne kein Säbel aus der Scheide gezogen werden, ohne daß ihnen ein goldener Apfel in den Schos falle. Und nun geschah es doch! Der orientalische Krieg, der Berliner Congreß — nichts und wieder nichts! Und nun gar Tunis, wo man so nett vorwärts gekommen war und schon glaubte, den Bei mit seiner ganzen Sippschaft auf dem Trockenen zu haben!

Die Türkei hat protestirt und man hat ihre Proteste zu den Acten gelegt. Wer kann sie zwingen, den Heiligen und den Fanatikern, die den Krieg gegen die Ungläubigen predigen, Zaum und Zügel anzulegen? Den Kriegs- und Beutelustigen keine Waffen zukommen zu lassen?

Vergebens wird man den Engländern, den Italienern entgegenhalten, daß Tunis unter französischer Herrschaft einen neuen Aufschwung nehmen werde, daß wie in Algerien, großartige Bauten, Anlagen von Straßen, Eisenbahnen, Häfen und Kanälen die ganze Regentschaft umgestalten, Handel und Gewerbe Schutz und Sicherheit finden werden; vergebens wird man den Italienern sagen, daß Tausende ihrer Landsleute in Algerien, besonders im östlichen Theile desselben, bessern Lebensunterhalt erwerben, als sie je in Tunis gefunden haben — das ist es ja gerade, was sie nicht wollen! Der Nachbar soll es nicht besitzen, und wenn wir selbst es nicht haben können, so wollen wir lieber die Fortdauer der verrotteten Zustände, wie sie bisher bestanden! Da hilft kein Predigen gesunder Vernunft, kein Hochpreisen der in Algier durch die Franzosen herbeigeführten Verbesserungen, kein

Darlegen der Bedürfnisse allgemeiner Civilisation — können wir die Suppe nicht essen, so wollen wir doch dem Nachbar hineinspucken!

Abgesehen von den Folgen, welche diese Misstimmung auf den Gang der europäischen Politik im ganzen haben kann, werden in Tunis selbst eine Menge von Uebelständen durch die falsche Stellung hervorgebracht werden, welche die Franzosen als factische, aber nicht legale Beherrscher des Landes einnehmen. Ich will darunter nur die Consulargerichtsbarkeit hervorheben. Wie bisher, werden die Consuln jeden tunesischen Lumpen, jeden maltesischen Dieb oder sicilianischen Uebelthäter unter ihre schützenden Fittiche nehmen, während andererseits die Franzosen ihre nationalen Speculanten bevorzugen werden; der Reibereien und Reclamationen wird also kein Ende sein. Wenn einmal die wahre Geschichte der Enfida-Angelegenheit geschrieben sein wird, so dürfte man in Europa die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen vor Verwunderung über diesen Wust von Intriguen, Betrügereien und Lumpereien aller Art, der sich in dieser einzigen Speculation beiderseits angehäuft hat, und wie diese, werden hundert ähnliche Dinge auftauchen, die im Orient alltäglich sind, als selbstverständlich betrachtet werden, aber schließlich dazu führen müssen, daß die Franzosen sagen: „Zum Teufel mit der Heuchelei! Ce qui est bon à prendre, est bon à garder! Stellen wir alle Europäer, wie in Algier, unter gleiches Gesetz und Gericht!“

Mit der Türkei hat es einen andern Haken, auf den Rohlfs schon kräftig hingewiesen hat. Ich meine den religiösen Fanatismus.

An und für sich ist der Franzose toleranter als irgendeine andere Nation; von seinen Pfaffen läßt er sich höchstens gegen christliche Sectirer, Protestanten und deren Missionen aufhetzen und dabei kommt noch die frühere politische Stellung der Hugenotten in Erinnerung; gegen Juden und Mohammedaner hat er weder nationalen noch religiösen Haß. Man hat den Arabern, die den Juden nicht für einen Menschen halten, sondern wie einen Hund verachten, geradezu in das Gesicht geschlagen, als man die algierischen Juden für französische Bürger erklärte und ihnen dadurch sogar eine bevorzugte Stellung anwies, die mit einen Grund zu dem großen Aufstande von 1871 abgab; man hat die Mohammedaner nicht nur gewähren lassen, ihre Geistlichen bezahlt, ihre Moscheen restaurirt, ihre höhern Schulen (Medersa) in Algier, Konstantine und Tlemcen vom Staate aus subventionirt — kurz, man hat mit äußerster Sorgfalt nicht nur alle religiösen Verhältnisse geschont und beschützt, sondern sich sogar freigebiger gegen die islamitische Kirche bewiesen als alle frühern Beherrscher des Landes. Man ist gewiß in dieser Beziehung viel zu weit gegangen. Wenn ich an die scheußlichen Productionen der Aissauas denke, zu denen wir in Algier sogar officiös eingeladen wurden und die von religiösen Fanatikern gegeben werden in der Absicht, dem dummen Volke zu beweisen, daß ein von Allah und dem Propheten begnadeter Gläubiger sich von Schlangen beißen, von Skorpionen stechen, mit Waffen zerfleischen lassen kann, ohne Schmerz zu empfinden; wenn ich an die Marabus, die frommen Bettler, die heiligen Narren denke, die man ungehindert das Land durchziehen und Raub, Mord und Todtschlag gegen die ungläubigen Hunde predigen läßt, so finde ich mit Rohlfs, daß man in dieser Duldung zu weit geht und gegen solches Gesindel polizeilich

einschreiten sollte. Die Algierer haben dies auch richtig erkannt. Während meines Aufenthalts dort strotzten die Journale von Artikeln über diesen Punkt; der wahre Feind, den wir bekämpfen müssen, ist der Klerikalismus, drüben der ultramontane, hier der islamitische!

Die Frage ist nur die, wie dieser Kampf geführt werden könne. Wahrlich nicht durch die Begünstigung der ultramontanen Bestrebungen, die unter dem Kaiserreiche überhandgenommen hat, jetzt noch fortwirkt und ganz in der Neuzeit eine eclatante Bestätigung durch die Ernennung des Erzbischofs Lavigerie für Tunis erhalten hat. Man sollte es nicht glauben, aber wahr ist es doch, daß mir überall, in Algier, Konstantine, Biskra versichert wurde, noch heute sei die erzbischöfliche Curie allmächtig in den Bureaux der Administration! Ja man erzählte mir skandalöse Geschichten von Ertheilung einer Landconcession in Kabylien an die Besitzerin eines öffentlichen Hauses in Algier auf Empfehlung vom bischöflichen Generalvicariat hin! Jesuiten, Trappisten und wie die Orden alle heißen mögen, haben sich breit gemacht in Algerien, prachtvolle Güter erhalten, die man ihnen von Straffoldaten und andern Verurtheilten cultiviren ließ; sie haben Schulen angelegt, Versorgungshäuser für die Ihrigen gegründet, kurz, spielen in Algerien eine weit wichtigere Rolle als im Mutterlande, wo sie doch schon bedeutend genug ist.

Man könnte also den Franzosen wol sagen, sie möchten zuerst vor ihrer eigenen christlichen Thür fegen, bevor sie die Moscheen reinigen wollen. Aber ich wüßte wirklich nicht, wie sie, mit Ausnahme der erwähnten polizeilichen Maßregeln, in letzterer Beziehung weiter vorgehen könnten. Wenn Rohlfs sagt, Frankreich müsse die Träger der Religion, den Scheich der Muley Thaib in Marokko und den Scheich der Snussi in der Oase des Jupiter Ammon lahm legen, weil von dort aus die Massenmorde der Christen geplant würden, so wäre das freilich sehr schön, wenn Frankreichs Arm nur so weit reichte. Es kann einige Emissare wegfangen und unschädlich machen, aber es kann den freien Verkehr nicht hemmen, am wenigsten in der Wüste, und es kann seinen Untergebenen den Besuch von Figig, wo Bu-Amema Theologie studirt haben soll, mit noch wenigerm Erfolge verwehren, als Preußen den seinigen denjenigen von Innsbruck. Es kann auch seinen Unterthanen die Reise nach Mekka nicht verbieten, von der sie als fanatisirte und im Geruche der Heiligkeit stehende Hadschis zurückkehren. Ebenso wenig kann es direct mit dem Koran in Verbindung stehende sociale Institutionen, wie z. B. die Polygamie, aufheben. Hier kann nur die Zeit durch den allmählichen Zusammenbruch der mohammedanischen Welt und deren Ueberwucherung durch die europäische Colonisation nach und nach Besserung bringen. Arme und seßhafte Mohammedaner sind monogam; nur die reichen Feudalfürsten können sich einen Harem halten; man zwinge diese, zu arbeiten, um sich ihr Leben zu verdienen, und die Vielweiberei wird unmittelbar und ohne Gewalt zu Grunde gehen. Sie ist nichts anderes als eine Folge des Feudalsystems, welches unter den Arabern herrscht und von den Franzosen bisher mit so großer Vorliebe gehätschelt wurde.

Der Krebsschaden, an welchem die Zustände in Algerien kranken, liegt eben in der Fortdauer des Feudalsystems, welches das collective Eigenthum der Triben

und der großen Häuptlinge nothwendig mit sich führt, ja auf demselben wesentlich beruht. Es ist leicht zu begreifen, weshalb man an diesem System seine Freude hatte, warum besonders die militärisch organisirten „Bureaux arabes" es begünstigten und das Kaiserreich alles that, um ihm Vorschub zu leisten. Es war weit bequemer, nur mit einigen Häuptlingen zu thun zu haben, als mit Mengen einzelner Individuen; der Häuptling mußte für alles einstehen, für Vergehen und Verbrechen sowol, die auf seinem Gebiete vorkamen, wie für die berechtigten und unberechtigten Leistungen an Militär- und Civilbeamte. Er hielt sich dann wieder an seine Untergebenen, die für ihn arbeiten, fronen, je nach Bedürfniß auch rauben und fechten mußten. Es laufen darüber in Algerien gar manche Erzählungen um, die kaum glaublich erscheinen — wurde mir doch auf das bestimmteste versichert, daß die Häuptlinge, als einer der Gouverneure seine Tochter verheirathete, eine bedeutende Summe als freiwillige Liebesgabe zur Mitgift derselben zusammenbringen mußten, welche sie ganz gewiß nicht aus der eigenen Tasche nahmen.

Statt diese Auswüchse zu beschränken und die Häuptlinge immer mehr beiseitezuschieben und das individuelle Eigenthum gegenüber dem collectiven zu befördern, that man gerade das Gegentheil. Man ertheilte, für geringe Vergütung, den Häuptlingen Concessionen und Besitztitel für Ländereien, auf welche sie nicht das mindeste Recht hatten, und machte sie so zu wirklichen Grundherren in dem Tell, dem einzigen Gebiete, wo eine wirkliche Colonisation und ernstliche Bebauung des Bodens möglich war. „Man wählte", lese ich in einer den Mitgliedern des diesjährigen Congresses ausgetheilten und von den besten Männern der Colonie verfaßten, fast officiellen Schrift, „in den fruchtbarsten und bestgelegensten Gegenden in vollem Anbau stehende Felder, maß 4—500 Hektaren ab und trug den Häuptlingen die Concession unter der Bedingung an, darauf ein kleines Haus zu bauen. Kein arabischer Häuptling schreckte vor einer Ausgabe von 2—3000 Frs. zurück, um ein so schönes Gut als unwiderrufliches Eigenthum auf Kosten des Staates zu ergattern. Man entschädigte diese Araber sogar für ihre Auslagen, indem man ihnen die Steuern auf mehrere Jahre erließ. Dieser Erlaß allein genügte, um viele eingeborene Häuptlinge anzuregen, und einige ließen sogar Villen bauen, die sie zwar nicht bewohnen, aber mit Empfehlungsbriefen versehenen fremden Reisenden zur Verfügung stellen. Die Arabischen Bureaux begnügten sich nicht mit der Errichtung dieser vereinzelten Feudalschlösser; sie ließen, immer mit dem Köder der Concessionen, ganze arabische Dörfer errichten; sobald aber die Concession ertheilt war, wurden die Häuser den wilden Thieren überlassen. Hier wie überall wollten sich die Araber nicht in Häuser einschließen und zogen es vor, unter Zelten zu wohnen. Diese Resultate ermuthigten nicht zur Bildung neuer Dörfer; man fuhr aber fort, den Häuptlingen Concessionen auf Kosten der Staatsdomänen zu verleihen, die ihnen großen Nutzen gewährten, da sie das Recht haben, für die Landarbeiten, die Ernten, die Transporte u. s. w. die Arbeiter (Khammes) der ihnen unterstellten Triben zu requiriren."

So bricht denn der Verfasser des Artikels, aus dem ich diese Stelle entnommen habe, Dr. Liotaud, Präsident der Algierischen Ackerbaugesellschaft, in den Nothschrei aus: „So gebt doch endlich das individuelle Eigenthum des Bodens nicht den

Kaids, den Khodschahs, den Häuptlingen, von denen keiner sich dazu erniedrigen mag, den Boden zu bauen, sondern den Fellahs, den Khammes, den Leibeigenen der arabischen Aristokratie, die seit Urzeiten unter dem Joche des Elends keuchen! Weiß man denn noch immer nicht, daß das eingeborene Volk vor allem dieses individuelle Eigenthum verlangt, durch welches es von der Tyrannei der großen und kleinen Häuptlinge befreit wird?"

Man muß der republikanischen Epoche, die erst seit einigen Jahren dauert, da ihr Anfang von dem furchtbaren Aufstande im Jahre 1871 und dessen Folgen verschlungen wurde, zur Ehre nachsagen, daß sie allmählich von den frühern Irrwegen zurückzukommen sucht. Während man unter dem Kaiserreiche den seßhaften, arbeitsamen Kabylen statt ihrer freien und unabhängigen Gemeindeverfassung das arabische Feudalsystem aufzudrängen suchte, kommt man mehr und mehr dazu, die alten Rechte derselben wiederherzustellen, den Arabern wie den Colonisten Land als Eigenthum zu verkaufen und so wenig Concessionen als möglich zu ertheilen. Es läßt sich kaum in Abrede stellen, daß dieser kaum betretene Weg zum Ziele führen muß, so gut als die Abschaffung der Leibeigenschaft, der Hörigkeit und der Fronen auch anderwärts es gethan hat.

Ob er eben mit Stetigkeit verfolgt werden wird, ist eine andere Frage, die fast verneint werden könnte. Die Eigenart der französischen Verwaltung setzt sich aus zwei diametral einander gegenüberstehenden Factoren zusammen, der äußersten Wechselbarkeit in den obern Regionen, der entsetzlichsten Stabilität in den untern, wirklich ausführenden Organen. Kaum hat ein höherer Beamter sich in die besondern Verhältnisse der Colonie einstudirt, so wird er durch einen andern ersetzt; die untergebenen Beamten sind an diesen Wechsel so sehr gewöhnt, daß sie in dem gewohnten Schlendrian weiter fortbüffeln, ohne sich um den Sturm zu bekümmern, der in den Wipfeln braust. Dazu kommt ein beständiger Kampf zwischen Civil- und Militärgewalt; letztere commandirte bis vor wenigen Jahren unumschränkt, wird allmählich zurückgedrängt und dadurch schon gewissermaßen der Bundesgenosse der arabischen Häuptlinge, welche sich durch die fortschreitende Ordnung der Verhältnisse ebenfalls in ihrem Besitzstande bedroht sehen. Die europäische Colonisation schreitet nur sehr langsam vorwärts. Das Mutterland Frankreich hat keinen Ueberschuß an Bevölkerung abzugeben; Spanier im Westen, Italiener im Osten bilden den hauptsächlichsten Zuzug, den die nationale Eifersüchtelei nur mit schelem Auge ansieht. Man klagt in Algerien offen die Militärgewalt an, daß sie bei den meisten Aufständen mehr oder minder die Hand im Spiele gehabt oder wenigstens im Anfange derselben nicht die gehörige Energie entfaltet habe, in der Absicht, den Aufstand wachsen zu lassen, um so ihre Unentbehrlichkeit aller Welt klar vor Augen zu legen.

Rohlfs hat mit Recht betont, daß in Unterdrückung und Bestrafung solcher Aufstände ein durchaus falsches System befolgt worden sei, das nur aus der Vorliebe für die feudalen Häuptlinge abgeleitet werden kann. Für viele derselben ist die Theilnahme an einem solchen Aufstande eine reine Speculation gewesen. Vorsichtig alle Chancen abwiegend, suchten sie in der Weise Vortheile zu erringen, daß sie sich entweder ihre scheinbare Treue theuer bezahlen ließen oder durch recht-

zeitig gemachten Amam capitulirten und auch dafür eine Belohnung einsackten. Sie wußten nur zu wohl, daß die Franzosen meist mit äußerster Härte gegen die Untergebenen, mit äußerster Milde gegen die Häuptlinge verfuhren, und darauf gründeten sie ihre Berechnung. Es war und ist dieses Bestrafungssystem ebenfalls aus den Sitten und Gewohnheiten der Nomaden unter sich in die Gepflogenheiten der Arabischen Bureaux mit hinübergenommen worden. Wenn irgendwo, so findet bei diesen Häuptlingen das Wort seine Statt, welches die berliner Hökersfrau dem Alten Fritz zurief, als er ihr beim Vorüberreiten sagte, er habe nun Friede gemacht: „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich!" Man vertrug sich allemal, nachdem man sich gegenseitig ausgeraubt und geplündert hatte, und den Schaden trugen die Untergebenen. Man hat euphemistisch solche Beutezüge „Razzia" genannt. Das Wort erinnert mich an meine Knabenzeit. Ich glaube, wir hätten denjenigen ermorden können, der uns vorgeworfen hätte, daß wir stehlen — aber in des Nachbars Garten Aepfel „strippen" und Pflaumen „stritzen" galt besonders dann für eine verdienstliche That, wenn bekannt war, daß der Eigenthümer strenge Wache halte. Warum also diese großartig auftretenden Häuptlinge, die „Stil haben", sonst aber verrätherische, hinterlistige, habgierige Schufte sind (es gibt Ausnahmen, aber nur wenige!), für Plünderung, Raub, Mord und Todtschlag bestrafen, die in ihren Augen nur erlaubte „Stritzpartien" sind?

Die allmählich von der Küste her in das Tell und von da über die Hochplateaux nach der Wüste vordringende Civilisation, die nothwendig das individuelle Eigenthum als Grundlage mit sich bringen muß, wird die Grenzen, innerhalb welcher die Aufstände sich abspielen, immer weiter nach der Wüste zurückdrängen. Die Franzosen sind unvergleichlich in öffentlichen Arbeiten; keine andere Nation kommt ihnen hierin gleich; was sie in dieser Hinsicht in Algerien geschaffen haben und noch schaffen, kann nur mit dem höchsten Lobe anerkannt werden. Aber diese Straßen, Brücken, Eisenbahnen, Gebäude, Kanalisationen, Brunnen u. s. w. verlangen Schutz und Schirm vor den Zerstörungen durch die Nomaden, selbst wenn diese friedlich einherziehen, und solcher Schutz kann, außer den militärischen Posten, nur durch feste Ansiedelungen gewährt werden. Diese werden durch die Communicationsmittel nach und nach herangezogen; die Eingeborenen verkaufen ihr Land, das sie nur schlecht bewirthschaften, an die Ansiedler, die ihm sogleich einen weit höhern Werth verleihen. Im Jahre 1879 haben Europäer etwa 2000 Hektaren Land an Muselmanen verkauft zu dem Durchschnittspreise von 300 Frs. die Hektare; dagegen verkauften die Eingeborenen an Europäer 18000 Hektaren zum Durchschnittspreise von 120 Frs. Der Eingeborene wird also langsam, aber stetig seines Eigenthums in friedlicher Weise entledigt und andererseits wird derjenige Eingeborene, der von einem Europäer Land kauft, dadurch nothwendigerweise dem Einflusse seiner Häuptlinge entzogen.

Die Regierung könnte freilich diesem ganzen Proceß, der sich sogar unter den ungünstigsten Verhältnissen vollzieht, wesentlichen Vorschub leisten und sich selber die beständigen Beunruhigungen an der Wüstengrenze wenigstens theilweise vom Halse schaffen, wenn sie unverrückt das Ziel im Auge hielte: die Vernichtung des

Feudalsystems und die Erhebung der Landarbeiter zu unabhängigen Landeigenthümern. Aber da liegt der Hund begraben! Steter Wechsel der Personen, der Systeme ist das charakteristische Kennzeichen der algierischen Verwaltung, die unter dem Drucke einer eingewanderten europäischen Bevölkerung steht, welche nichts weniger als leicht zu befriedigen ist. Nachdem die ersten Generationen, die großentheils einen höchst zweifelhaften Charakter besaßen, zu Grunde gegangen sind, blieb eine von Abenteurern und Speculanten durchsetzte Masse von Südfranzosen und namentlich Provenzalen zurück, heiße Köpfe, die stets den zweiten Schritt machen wollen, ehe sie den ersten gethan haben, und mehr noch als die Franzosen der nördlichern Gegenden, alles von der Regierung verlangen, jeden Miserfolg der Regierung in die Schuhe schieben. Heute schreien sie nach Civilverwaltung, morgen nach Militärdespotismus; über Nacht werden sie aus unnachgiebigen Autonomisten eingefleischte Centralisten. Nicht nur die Civilregierung, sondern auch die Person des jetzigen Generalgouverneurs hat man vor wenigen Jahren fast mit Gewalt der Centralregierung in Paris abgerungen; heute hat derselbe keinen Anhänger in keiner Partei und das Project taucht auf, die Colonie, statt wie jetzt in drei, in sechs oder sieben Departements zu theilen, jedes mit einem Präfecten, der seine Befehle unmittelbar von Paris aus erhält. Es ist möglich, daß diese unsinnige Einrichtung schon um deswillen eingeführt werden wird, weil dadurch die algierischen Deputirten und Senatoren, welche die Hälfte des Jahres in Paris zubringen, die Oberhand erhalten; es ist ebenso sicher, daß nach kurzem Bestande dieses System wieder auf das heftigste von der Colonie aus wird angegriffen werden. Wenn der Franzose im allgemeinen schon nicht begreifen kann, daß andere Völker anders leben können, als er es bei sich zu Hause gewohnt ist, so geht es dem Verwaltungsbeamten absolut gegen den Strich, daß man in anderer Weise verwalten könnte, als dies in dem Mutterlande geschieht. Sich in die Anschauungsweise, die Gefühle, die Sitten, Gebräuche und Einrichtungen einer andern Bevölkerung hineinzudenken, jeden nach seiner Façon glücklich werden zu lassen, soweit es mit dem allgemeinen Staatsinteresse verträglich scheint, ist für einen solchen Verwaltungsbeamten platterdings unmöglich; sein Raisonnement ist höchst einfach: der Maure, der Kabyle, der Araber sind Franzosen, mithin müssen sie auch nach französischer Art selig auf Erden und im Himmel werden!

Glücklicherweise hilft die Leichtlebigkeit und Sorglosigkeit, die Energie und Zähigkeit in der Arbeit den Franzosen über viele Dinge hinweg, unter welchen andere Völker erliegen würden. Ich habe meine Eindrücke auf einer Reise von Algier über Setif, Konstantine und Batna nach Biskra an dem Rande der Sahara und von da zurück nach Philippeville und Bone im Frühjahr gesammelt. Als wir durch die öden Gegenden zwischen Palestro und Setif fuhren, wo vor zehn Jahren der furchtbarste Aufstand gehaust hat, den die Colonie seit ihrer Eroberung gesehen hat, waren wir erstaunt, meilenweit von allen Nachbarn entfernt einzelne Ansiedelungen zu finden, so schutzlos hingebaut, als ständen sie mitten im Dorfe. „Wie können denn die Leute sich vertheidigen gegen einen Aufstand oder nur gegen eine Hand voll Marodeure?", fragte ich den Conducteur. „Bah", erwiderte er mir achselzuckend, „wenn sie nicht rechtzeitig flüchten können, werden sie abgeschlachtet

und das Haus niedergebrannt. Aber es gibt hier weder Aufstände noch Marodeure!" Und in Biskra machte ich die Bekanntschaft einiger Kapitalisten, die gekommen waren, um einige Oasen in der Gegend zwischen Biskra und Wargla zu kaufen. Das seien vorzügliche Kapitalanlagen, meinten sie und rechneten mir 50 und mehr Procent Rente daraus vor. Im Osten, 100 Kilometer entfernt, war damals der Krumirkrieg in vollem Gange, und im Westen, freilich in größerer Entfernung, bereitete sich die Erhebung von Bu-Amema vor! „Militärgeschichten! Gehen uns nichts an!" sagten sie mir lachend, als ich sie darauf aufmerksam machte. Sie haben, wie ich später hörte, ihre Oasen wirklich gekauft und mit klingender Münze bezahlt. Sobald ihr Beispiel noch andere Käufer wird angelockt haben, wird man die Fahrstraße bis nach Wargla weiter führen; die Regierung wird die militärischen Posten vermehren und verstärken; die Eisenbahn nach Biskra, die schon abgesteckt ist, wird neuen Zuzug bringen und — vogue la galère!

Es ist viel Raum und Gelegenheit für tüchtige Arbeit in Algerien, die sich dann auch reichlich lohnt. So wird denn die Bodencultur durch unabhängige Eigenthümer stets mehr und mehr vordringen, die Nomaden mit ihren wandernden Heerden, ihren Leibeigenen und Sklaven immer mehr zurückdrängen und den ganzen Küstengürtel bis zur Wüste und weit in diese hinein ebenso sicher machen als irgendein europäisches Land. Die jetzigen Zustände in Tunis gleichen auf ein Haar denen, welche in Algerien vor 30 Jahren herrschten. Man konnte sich damals nur mit militärischer Escorte aus den Städten wagen. Heute herrscht auf einem Gebiete, das 800 Kilometer lang und wenigstens 100 Kilometer breit ist, vollkommene Sicherheit für Personen und Eigenthum. Solchen Resultaten gegenüber kann man nicht sagen, daß die Franzosen nicht zu colonisiren verstehen.

Nachschrift. In dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen revidire (Anfang September), hallen alle Zeitungen von den Vorkommnissen in Algerien und Tunesien wider. Im Osten scheint man als Zielpunkt der Operationen Figig in das Auge gefaßt zu haben, und Oberst Negrier hat den Kampf gegen den religiösen Fanatismus damit begonnen, daß er einen kopflosen Leichnam eines Heiligen in großem Pompe nach Géryville gebracht, sein Grab aber zerstört hat. In Tunesien geht alles drunter und drüber; was eine Flinte oder ein Pferd hat, rennt und reitet auf Raub aus. Aus der Provinz Konstantine meldet man große Waldbrände; 80000 Hektaren rufen die einen, 200000 Hektaren die andern. Figig wird trotz der Einsprache von Marokko erobert und dieser Sitz des Islam lahm gelegt werden; in Tunesien wird man im Winter mit Aufwendung vielen Geldes, vieler Strapazen durch Hängen und Todtschießen eine leidliche Ruhe schaffen, und was die Waldbrände betrifft, so sind sie eine alljährlich wiederkehrende Erscheinung. „Die Nothwendigkeit, sich Weide zu verschaffen, eine unglaubliche Sorglosigkeit, ein vollständiger Mangel an Vorsicht haben bei den Arabern die Gewohnheit erzeugt, die Wälder und Gestrüppe gegen Ende des Sommers anzuzünden; sie erhalten so im Frühjahr grünes Futter und junge Triebe, die von den Heerden gern gefressen werden. Die Eingeborenen haben noch unter unserer Herrschaft diese verderbliche Gewohnheit, die Wälder anzuzünden, beibehalten. Dieses Brand-

system hat nicht nur die Wälder zerstört, sondern auch an vielen Orten den Boden zu Grunde gerichtet, der durch die großen Winterregen weggeschwemmt wird." So lese ich in dem erwähnten Congreßbuche über Algerien. Da dieses Jahr in Algerien sich durch besondere Dürre auszeichnete, ist es kein Wunder, daß die gewohnten Waldbrände heuer ungewöhnliche Dimensionen annehmen. Wie viel dabei auf Rechnung der Bosheit zu stellen sei, läßt sich schwer sagen; denn auch das ist eine Thatsache, daß jeder Aufstand mit Waldbränden beginnt. Aber auch hier sind es wieder die feudalen Nomaden, die geborene Feinde des Waldes sind. Sie haben weder Bauholz noch Korkstopfen nöthig.

Der Parlamentarismus im Deutschen Reiche.

Von

Dr. Friedrich Boettcher.

Es gab eine Zeit, da das Wort vom Nationalparlament in Deutschland Zauberkraft besaß; nicht nur den vornehmsten Geistern, auch den Massen schien die Erfüllung ihrer besten Hoffnungen verknüpft mit der Einführung einer deutschen Volksvertretung. Seit einem Jahrzehnt und länger ist der Wunsch zur Wirklichkeit geworden. Niemand kann es überraschen, daß die Schwärmerei, mit welcher anfangs der Deutsche Reichstag, und fast mehr noch vor ihm das Zollparlament, begrüßt wurde, inzwischen einer höchst nüchternen Betrachtungsweise gewichen ist: das ist der Lauf der Welt. Aber nicht nur kühle Kritik, auch unumwundene Feindseligkeit gegen das parlamentarische System tritt deutlich zu Tage. Was wunder da, daß alle jene Elemente, welchen die constitutionelle Regierungsform von jeher ein Dorn im Auge war, ihre Zeit wiedergekommen glauben? Alles Ernstes wird das deutsche Volk vor die Frage gestellt: ob denn der Parlamentarismus für eine gedeihliche Entwickelung unsers nationalen Lebens überhaupt nothwendig oder auch nur zweckmäßig sei.

Die treffendste Antwort darauf gibt ein Hinweis auf Bismarck's deutsche Politik in den sechziger Jahren. Keinen wuchtigern Hieb glaubte der große Staatsmann gegen den alten Bundestag führen zu können, als indem er die Forderung einer freigewählten Nationalversammlung erhob. Jene Denkschrift des preußischen Staatsministeriums vom 15. Sept. 1863, mit welcher der frankfurter Fürstentag beantwortet wurde, verlangte „eine Versammlung, die aus dem ganzen Deutschland nach dem Maßstabe der Bevölkerung durch directe Wahlen hervorgeht". Und denselben Gedanken enthielt der preußische Antrag am Bundestage vom 9. April 1866. Glaubt man wirklich, Fürst Bismarck habe die Parlamentsidee damals lediglich als diplomatischen Kunstgriff benutzt? Seinem Naturell entspricht es ohne Zweifel, nach dem alten Satze zu handeln: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo", und auch die Lage der Dinge zwang ihn dazu. Aber daß ihn zugleich die triftigsten *sachlichen* Motive bestimmten, beweist doch der Ernst, mit welchem er nach den glänzenden Siegen auf den böhmischen Schlachtfeldern das Versprechen ohne Zaudern eingelöst hat.

In der That, es gab keinen andern Weg, die politische Einheit Deutschlands herzustellen, als durch die Mitwirkung der gesammten Nation. Das absolutistische System würde sich für das Reich einerseits schon wegen dessen bundesstaatlicher

Verfassung verboten haben; und andererseits lag eben in dieser bundesstaatlichen Verfassung für die Centralgewalt die Nothwendigkeit, in der Gesammtheit der Nation ein Gegengewicht gegen die Sonderbestrebungen der Einzelstaaten zu besitzen. Somit war es nur selbstverständlich, daß das neue Deutsche Reich auf das Princip der Repräsentativverfassung gegründet wurde. Lebhafte Zweifel dagegen sind von vornherein über die Zweckmäßigkeit der concreten Ausgestaltung dieses Princips, besonders über den für die Bildung der Volksvertretung angenommenen Modus laut geworden. Die Forderung einer correcten Anwendung des Zwei-Kammer-Systems, die anfangs wol hier und da erhoben wurde, ist heute freilich vollständig verstummt. Wie hätte man sie auch erfüllen sollen? Für ein Oberhaus nach englischem Muster fehlten bei uns die organischen Factoren. Etwa aus den ehemals reichsständischen Familien eine deutsche Pairie bilden zu wollen, wäre im besten Falle eine archäologische Spielerei gewesen. Für ein „Staatenhaus" aber, wie es die Deutsche Reichsverfassung von 1849 analog dem amerikanischen Senat und dem schweizerischen Ständerath enthält, war kein Bedürfniß vorhanden, da die in dieser Richtung liegenden Interessen durch den Bundesrath, an dessen Doppelstellung als Oberhaus und als Factor der Reichsregierung doch eigentlich nur der strenge Systematiker Anstoß nehmen konnte, hinlänglich vertreten wurden. Dagegen rief der Umstand, daß für den Deutschen Reichstag das denkbar demokratischste Wahlsystem eingeführt ward, gleich anfangs und ruft noch heute die stärksten Bedenken hervor. Und, wie man zugeben muß, auf den ersten Blick nicht mit Unrecht.

Den Grundzug des englischen Repräsentativsystems, kraft dessen der Einfluß der verschiedenen Volksklassen auf die Staatsangelegenheiten sich bemißt nach ihren Leistungen für den Staat, haben die Politiker des Continents wol richtig erkannt; aber die Schwierigkeit war immer, ihn unter durchaus andern Bedingungen zur Geltung zu bringen. In England ist der Constitutionalismus, wie er heute allgemein aufgefaßt wird, das organisch gewordene Product einer vielhundertjährigen, im ganzen ununterbrochenen Entwickelung; in den großen Staaten des Continents mußte er eingeführt werden als ein principiell Neues, in mehr oder weniger feindlichem Contrast zu dem unmittelbar Hergebrachten; die Versuche, an Formationen einer überlebten Vergangenheit anzuknüpfen, konnten nur scheitern. So hat man denn in mannichfaltigster Weise das angemessene Verhältniß zwischen Einfluß und Leistung auf künstlichem Wege herzustellen versucht. Census, Classificirung der Wähler nach der Steuerlast, indirecte Wahl sind die bekanntesten und beliebtesten dieser Auskunftsmittel.

Im vollen Gegensatze dazu hat die Deutsche Reichsverfassung das allgemeine, gleiche und directe Wahlrecht, activ wie passiv, eingeführt. Reichsangehörigkeit, Alter von mindestens 25 Jahren und Unbescholtenheit sind die einzigen Bedingungen der Ausübung; nur die aus öffentlichen Mitteln unterstützten Armen sind gänzlich vom Wahlrecht ausgeschlossen. Die logische Unnatürlichkeit solch absoluter Gleichheit ist oft erörtert worden. Gewiß liegt etwas Widersinniges darin, in Bezug auf die staatlichen Angelegenheiten demjenigen, der das größte Maß öffentlicher Pflichten erfüllt, nur das gleiche Recht zu geben wie demjenigen, auf den

von jenen Pflichten erheblich weniger, vielleicht fast nichts entfällt. Auch ist kein Zweifel, daß das Interesse an einer geordneten, stetigen Staatsentwickelung von den Besitzenden im allgemeinen stärker empfunden wird als von den Nichtbesitzenden. Nicht nur hierauf nimmt unser Wahlgesetz keinerlei Rücksicht: es bietet auch nicht die geringste Garantie, weder daß der Wähler die für die selbständige Handhabung eines so bedeutsamen Rechtes erforderliche Unabhängigkeit der socialen Stellung, noch daß er die entsprechende politische Urtheilsfähigkeit besitzt.

Dennoch, trotz all diesen auf der Hand liegenden Mängeln, hat Bismarck, sagen wir, die zwingendsten sachlichen Motive gehabt, das allgemeine, gleiche und directe Wahlrecht zu einer der Grundlagen seiner Staatsschöpfung zu machen. Er hat sogar nichts Besseres zu thun gewußt, als das aus der frankfurter Nationalversammlung hervorgegangene Wahlgesetz vom 12. April 1849 bei Gründung des Norddeutschen Bundes einfach herüberzunehmen — eine Thatsache, an welche zu erinnern heute, gegenüber der hochmüthigen Aburtheilung der Regierungspresse über gewisse Vorbereitungsstadien unserer nationalen Wiedergeburt, vielleicht nicht ohne Nutzen ist. Man hat ihm diese Herstellung einer Art Continuität mit der Bewegung von 1848 als einen geschickten Coup zur Captivirung jener weiten Kreise gedeutet, denen das frankfurter Parlament eine theuere Erinnerung geblieben war. Aber auf welche andere Weise hätte er die von ihm als nothwendig erkannte Nationalvertretung bilden sollen? Ein Census war nicht möglich, weil das neue Staatswesen zunächst eine directe Steuer nicht hatte, nach der Absicht seines Hauptschöpfers auch in Zukunft überhaupt nicht haben sollte, die Steuern der Einzelstaaten aber bei ihrer vollständigen Verschiedenheit einen brauchbaren Maßstab nicht bieten konnten. Aus demselben Grunde verbot sich eine Klasseneintheilung der Wähler. Man hätte höchstens auf den Modus der indirecten Wahl verfallen können: ein Gedanke, für den sich schwerlich jemand begeistert haben würde. Fürst Bismarck selbst hat diesen Modus einmal als das denkbar schlechteste Wahlsystem bezeichnet. In der That hat man in ihm ein Beispiel, wie eine in der Theorie höchst plausible Einrichtung sich in der Praxis als ganz zweckwidrig erweisen kann. Auf den ersten Blick mag es als eine staatskluge Maßregel erscheinen, daß die politisch mehr oder weniger Urtheilslosen ihr Wahlrecht sozusagen auf eine beschränkte Zahl von Vertrauensmännern übertragen; in der Wirklichkeit aber ergibt sich, daß entweder in den Kreisen der Urwähler eine nicht wünschenswerthe Theilnahmlosigkeit gegenüber den öffentlichen Dingen eintritt und dadurch dem politischen Cliquenwesen Vorschub geleistet wird, oder die Urwahlen thatsächlich den Charakter directer Wahlen gewinnen, indem, wie dies in Preußen und Baiern jetzt fast durchweg der Fall ist, die Wahlmänner schon auf den Namen eines bestimmten Candidaten für das Abgeordnetenmandat gewählt werden.

Ganz unanwendbar wäre auch der sonst wol in der constitutionellen Doctrin gelehrte Grundsatz gewesen, die Wahlkörper auf Grund der „organischen Gliederung" des Volkes zu bilden. Für unsern Nationalstaat gibt es keine andern „organischen Glieder" als die Einzelstaaten. Hätte man demnach die Nationalrepräsentanz aus einer Summe von Vertretern der Einzelstaaten zusammensetzen sollen? Auf diesem Wege wäre man zu dem Delegirtenproject des frankfurter

Fürstentages zurückgekehrt, d. h. gerade zu denjenigen Vorschlägen, gegen welche sich Preußens Action mit aller Macht gerichtet hatte.

Es blieb nichts anderes übrig, man mußte sich das Wahlsystem gefallen lassen, welches allein der tabula rasa, der man sich gegenüber befand, entsprach. Aber nicht blos um diese Opportunitätsgründe handelt es sich; das allgemeine, gleiche Wahlrecht hat denn doch im Deutschen Reiche auch seine wohl zu beachtende sittliche Berechtigung. Man übersehe nicht: das Reich ist nicht ein Gemeinwesen mit der Fülle von Aufgaben, welche der constitutionelle Staat gewöhnlich seinen Bürgern stellt; in seiner Natur als Bundesstaat liegt es begründet, daß das ganze weite Gebiet der Selbstverwaltung, auf welchem vorzugsweise die öffentlichen Leistungen der Bevölkerung sich vollziehen, nicht ihm, sondern den Einzelstaaten angehört. Die dem Reiche gegenüber zu erfüllenden Pflichten sind die Wehrpflicht und die Steuerpflicht. Beide drücken, bei der Einrichtung des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes und bei der Eigenartigkeit gerade der ergiebigsten indirecten Steuern, die ärmern Klassen verhältnißmäßig härter als die reichern. Woher wollte man da die moralische Rechtfertigung einer Bevorzugung der letztern im Wahlrecht nehmen?

Die Forderung einer einfachen Wiederaufhebung des allgemeinen Wahlrechts scheint denn auch neuerdings aufgegeben zu sein. Ihr würden, nachdem dies Recht einmal eingeführt und anderthalb Jahrzehnte in Uebung gewesen ist, schon die gewichtigsten politischen Bedenken entgegenstehen. Eine Zeit tiefgehender socialer Gärung ist wahrlich nicht geeignet, ganze Volksklassen eines einmal von ihnen besessenen politischen Rechtes zu berauben. Selbst wer den Schritt Bismarck's von 1863 und 1866 für unrichtig hält, wird sich mit der Wahrheit begnügen müssen, daß es Fehler gibt, die man nur verschlimmert, wenn man sie ungeschehen machen will. Nicht viel besser steht es mit den Correcturen im einzelnen, die man in Vorschlag gebracht hat. Gegen eine Hinaufschiebung des wahlfähigen Alters von 25 auf 30 Jahre sprechen fast dieselben Gründe wie gegen die Entziehung des Wahlrechts. Die Bedingung einer längern Ortsanwesenheit entbehrt der innern Begründung, da der Gemeindeverband in keiner Beziehung zum Reiche steht, ist außerdem auch mit der Freizügigkeit nicht vereinbar. Eine Ausschließung der Analphabeten würde gegenüber den ältern Jahrgängen der Wählerschaft manche Ungerechtigkeit mit sich bringen, im übrigen aber im Lande der allgemeinen Schulpflicht wenig ins Gewicht fallen, in verhältnißmäßig kurzer Zeit sogar vollständig gegenstandslos sein.

Nach alledem muß die einfache Beibehaltung des bestehenden Wahlrechts unter den im Deutschen Reiche obwaltenden Verhältnissen als eine Nothwendigkeit anerkannt werden. Und wer unbefangen urtheilt, muß auch zugeben, daß man mit ihm bisher recht wohl ausgekommen ist. Im allgemeinen haben unter seinem Régime die gebildeten und besitzenden Klassen sich den Einfluß bewahrt, der ihnen zukommt. Freilich hat es dazu von ihrer Seite einer großen Rührigkeit und Wachsamkeit bedurft, was sie nicht nöthig gehabt haben würden, wenn ihnen das Gesetz ein ausschließliches oder wenigstens ein bevorrechtigtes Wahlrecht eingeräumt hätte. Auch ist im Zusammenhange damit ein humaneres Verhältniß zu den

untern Klassen erforderlich geworden, als es in frühern Zeiten üblich war. Kurz, der thatsächlich ausgeübte Einfluß ist nicht die Frucht eines Privilegiums, sondern das eigene Verdienst: ein Fortschritt, der zum mindesten nicht zu beklagen ist. Trotzdem sind die Gefahren des allgemeinen, gleichen Wahlrechts allerdings nicht zu leugnen. Die erste Aufgabe des Staates wird immerdar sein, die einander widerstreitenden socialen Interessen zu beugen unter die gemeinsame Rechtsordnung. Ohne Zweifel kann die Erfüllung gerade dieser Aufgabe durch das allgemeine Wahlrecht erheblich gestört werden. Hier wie nirgends ist gewissenlosen Agitatoren Gelegenheit geboten, die Unzufriedenheit ganzer Gesellschaftsschichten zu eigennützigen, dem Gemeinwohl zuwiderlaufenden Zwecken auszubeuten. Hier wie nirgends liegt die Versuchung nahe, die Gesetzgebung einzelnen mächtigen socialen Interessen dienstbar zu machen und so die Staatsidee auf den Kopf zu stellen. Wirksam bekämpft kann solche Gefahr nur dadurch werden, daß alle Einsichtigen und Gutgesinnten mit aller Kraft das Bewußtsein dieser Idee wachzuhalten, sie immer aufs neue zur Geltung zu bringen suchen. Ja wohl, es bedarf eines hohen Maßes politischer Sittlichkeit, wenn anders das Staatswesen bei dem allgemeinen Wahlrecht gedeihen soll. Ist einmal die Losung der sogenannten materiellen Interessen in das öffentliche Leben hineingeworfen, wer ist dann noch, an den die Versuchung nicht heranträte, auch seinen persönlichen Vortheil bei den Wahlen und später im Parlament wahrzunehmen? Und doch, soll der Staat nicht auseinanderfallen in ein Chaos unversöhnlicher Ansprüche, oder bestenfalls, soll er nicht entarten zu einer Gewaltherrschaft der einen Interessentengruppe über die andere, so muß diese Versuchung überwunden, so muß mit voller Ueberzeugung erkannt und bekannt werden, daß die Aufgabe der Staatsthätigkeit nicht sein soll und nicht sein kann, die Geschäfte des einzelnen zu besorgen, sondern diejenige Gesammtordnung herzustellen, in welcher jedes berechtigte Bestreben sicher und zweckmäßig zur Geltung gelangt. Lediglich darüber, ob Einrichtung und Handhabung dieser Gesammtordnung die richtige, sollten politische Kämpfe geführt werden; lediglich nach diesen Gesichtspunkten gebildete Parteien haben im politischen Leben eine Berechtigung.

Wie steht es in dieser Beziehung um die Dinge im Reiche? Von Anfang an ist dasselbe von einer socialen Agitation der gefährlichsten Art heimgesucht worden. Wenn ihrem heftigen Ansturm gegenüber in der Presse, in den Wahlkämpfen, im Reichstage die echte Staatsidee jederzeit hochgehalten worden ist, so war es ganz vorwiegend das Verdienst der liberalen Parteien. Gewiß ist zu bedauern, daß die Aufgabe von dem hinter ihnen stehenden deutschen Bürgerthum nicht mit noch mehr Eifer und Aufopferungsfähigkeit betrieben worden ist; aber unendlich viel trauriger ist doch die Thatsache, daß die übrigen Factoren unsers öffentlichen Lebens zum größten Theil dem Kampfe der Socialdemokratie gegen die „Bourgeoisie" lange unthätig, ja mit einer gewissen Schadenfreude zugeschaut haben. Und so hat die Bewegung bald genug dahin geführt, daß die Reichsgewalt die scharfen Waffen der Nothwehr ergreifen mußte.

Dann wechselte das Bild: es kam die wüste Agitation der Zolltarifreform.

Anfangs standen finanzpolitische Gesichtspunkte im Vordergrunde; wenn daneben von einem neuen oder erhöhten Zollschutz für einzelne nothleidende Industrien die Rede war, so lag darin keine politische Principienfrage. Aber die Begehrlichkeit der wach gerufenen Interessen griff weiter und weiter; jenes vielerwähnte Markten und Feilschen hub an; das Foyer des Reichstages schien in eine Börse verwandelt. Und nun wurde die allgemeine Rückkehr zum Schutzzoll als die alleinseligmachende Wirthschaftspolitik verkündet. An die Stelle des Socialismus der Armen, den man mit Ausnahmegesetzen bekämpfte, trat der Socialismus der Reichen, und mit besserm Erfolge!

Nach solchem Vorgehen war es unvermeidlich — selbst wenn man nicht sonst schon dazu entschlossen gewesen wäre —, nunmehr auch den Klagen der untern socialen Schichten näher zu treten. Es kam der Arbeiter-Unfallversicherungsentwurf und neuerdings die nebelhaften Projecte von einer allgemeinen Alters-, Invaliden-, Witwen- und Waisenversorgung. Wir sind weit entfernt, die sachliche Seite dieser Politik schlechtweg zu misbilligen, im Gegentheil! Uns gilt es als ein Theil der sittlichen Aufgabe des Staates, für die Armen zu sorgen. Die Gesellschaft als ein ewig fluctuirendes Conglomerat egoistischer Interessen bietet keine Gewähr dafür, daß der Elende, der Besitzlose nicht darbe und untergehe; des Staates Pflicht ist es, mit der ordnenden Gewalt, die ihm eigen, diese Gewähr zu schaffen, die Gesellschaft, wenn man so will, für diesen Zweck zu organisiren. Eine ganz unwürdige Auffassung vom Staate wäre, ihn nur als „Nachtwächter" der Gesellschaft zu betrachten, während beide doch naturgemäß darauf angewiesen sind, in steter Wechselwirkung einander positiv zu fördern. Der doctrinäre Schreckruf des „Staatssocialismus" kann sicherlich keinen verständigen Politiker abhalten, in dieser Richtung liegende concrete Vorschläge sachlich und wohlwollend zu prüfen.

Ganz anders aber wird die Stellung zu diesen Dingen, wenn man die Methode in Betracht zieht, nach welcher dieselben von den Organen der Reichsregierung dermalen betrieben werden. Von einer ruhigen Erörterung greifbarer Vorschläge ist da nicht mehr die Rede; um so verschwenderischer ist man mit nach allen Seiten hin captivirenden Andeutungen. Im Schatten des unklaren Begriffs von „des Kanzlers Wirthschaftspolitik" bilden sich die ausschweifendsten Vorstellungen. Man thut, als hätte man das unfehlbare Recept für das goldene Zeitalter in der Tasche. Der Wahn, als ob der Staat jedem einzelnen eine gesicherte sociale Stellung schaffen könnte, wird geflissentlich genährt; die Ansprüche des gewöhnlichsten Egoismus werden wie berechtigte Anforderungen an den Staat behandelt. Auf der andern Seite verhöhnt man diejenigen, welche diesem Treiben gegenüber an die Grenzen jeder vernünftigen Staatsthätigkeit erinnern, die sittliche Idee einer die Einzelinteressen beherrschenden Rechtsordnung hochhalten. Die „Zersetzung der politischen Parteien" wird als eine selbstverständliche Nothwendigkeit gepredigt. An ihre Stelle treten eine „Arbeiterpartei", eine „Handwerkerpartei", eine „Agrarierpartei", oder wie die Namen sonst lauten.

Und noch mehr: die Freunde einer Repräsentativverfassung nach der „organischen Gliederung des Volkes" denken bereits daran, den Reichstag aus solchen nach rein socialen Momenten gebildeten Wahlkörpern hervorgehen zu lassen.

Sogenannte conservative Stimmen haben den „Volkswirthschaftsrath" als verheißungsvollen Ansatz zu dem Parlament der Zukunft begrüßt. Die Regierungsorgane mit ihrem Ruf nach „Männern der Praxis", mit ihrem cynischen Spott über das „parlamentarische Gewerbe" kommen derartigen Phantasien zu Hülfe. Jeder, der sehen will, kann freilich die Grundlosigkeit dieses Gebarens beurtheilen. Das Mitgliederverzeichniß der letzten Session des Reichstages führt 157 Angehörige der Landwirthschaft (meistens Rittergutsbesitzer), 60 Angehörige von Handel und Gewerbe und 161 der sogenannten gelehrten Klassen auf. Die hohe Ziffer der letztern Kategorie gewinnt indeß ein vollständig verändertes Gesicht, wenn man bedenkt, daß unter ihr die verschiedensten Berufszweige zusammengefaßt sind; den größten Bestandtheil bilden die Staatsbeamten; außerdem sehen wir hauptsächlich katholische Geistliche, dann Rechtsanwälte, Universitätsprofessoren, Aerzte, Schriftsteller. Im allgemeinen wird niemand leugnen, daß alle diese Männer im Verlauf der Gesetzgebungsarbeit nicht selten in die Lage kommen, recht eigentlich die „Männer der Praxis" zu sein. Daneben aber werden selbst die Regierungsblätter nicht bestreiten wollen, daß z. B. die Staatsbeamten — es sind nicht etwa nur Justiz-, sondern auch Verwaltungsbeamte, sogar Minister — die wahren Bedürfnisse einzelner Bevölkerungsklassen oft besser zu beurtheilen verstehen als diese selbst. Nicht außer Acht zu lassen ist auch, wie viele der „Gelehrten" nebenher an irgendeinem industriellen Unternehmen oder dergleichen betheiligt sind. Bedauerlich ist freilich, daß in den Kreisen von Handel und Gewerbe sich bisher eine verhältnißmäßig geringe Neigung zu eigenem Eintritt in die parlamentarische Arbeit gezeigt hat. Jedoch daß die betreffenden Interessen im Reichstage nicht genügend zur Geltung gekommen seien, wird gerade nach der letzten Legislaturperiode niemand behaupten wollen. Vollends die Landwirthschaft aber hat keinen Grund, sich zu beklagen; eher würde, wenn man sich denn überhaupt einmal auf den Interessenstandpunkt stellen will, die Frage aufzuwerfen sein, ob sie nicht bisher zu stark im Reichstage vertreten gewesen sei.

Und was soll nun der weitere Vorwurf, daß bisher zu viele Abgeordnete gewählt worden seien, die aus ihrem Mandat ein „Gewerbe" gemacht und den wirklich berufenen Vertretern des Volkes den Weg versperrt hätten? Glücklicherweise sind die Mitglieder des Reichstages in dieser Beziehung durch die Diätenlosigkeit wenigstens vor dem niedrigsten Verdachte geschützt. Die Zahl der dem Reichstage angehörenden politischen Schriftsteller aber, auf die recht eigentlich der Vorwurf gemünzt scheint, ist eine so verschwindend kleine — in der letzten Legislaturperiode waren ihrer, nach Abzug der lediglich euphemistisch sich so nennenden Socialdemokraten, nur acht — daß es höchst lächerlich ist, sie zum Gegenstande einer leidenschaftlichen Diatribe zu machen. Soll jedoch einmal in diesem Ton angeklagt werden, warum richtet man dann den Blick nicht lieber auf jene Klasse von Strebern, welche die parlamentarische Tribüne benutzen, um die Aufmerksamkeit der maßgebenden Stellen auf sich zu lenken, und in ihrer Abgeordnetenqualität der Regierung bereitwillig Dienste leisten, um dafür eine Beförderung einzutauschen? Ueber diese Art parlamentarischen Gewerbebetriebes ließe sich vieles sagen. Aber freilich, der Regierung, wenn sie sich lediglich auf ihren sozusagen subjectiven Standpunkt stellt, mögen

solche „Volksvertreter" nicht unangenehm sein; sie machen keine Opposition und verschwinden in der Regel wieder von der Bildfläche, wenn sie ihren Zweck erreicht haben. Andere dagegen, die ihr parlamentarisches Amt ohne Nebenabsichten, nur mit Hingebung an die Sache ausüben und deshalb von ihren Wählern wiederholt mit dem Mandat betraut werden, erscheinen einer die Dinge in solchem Lichte betrachtenden Regierung leicht als lästige Nebenbuhler. Fürst Bismarck hat sich mehrmals darüber beklagt, daß er nach Neuwahlen im großen und ganzen immer wieder denselben Physiognomien begegne. Einem conservativen Manne steht solche Klage wahrlich schlecht zu Gesicht. Es wäre ein schlimmes Zeichen von dem Charakter und der politischen Reife unsers Volkes, wollte es seine Vertrauensmänner alle drei Jahre wie einen Anzug wechseln. Vielmehr ist es durchaus naturgemäß, daß ein ansehnlicher Procentsatz der parlamentarischen Versammlungen — und darunter gerade die geistig bedeutendsten Kräfte — lange Jahre hindurch unverändert bleibt. Dies ist auch erforderlich im Interesse der Continuität der Traditionen, welche sich in jeder derartigen Körperschaft neben den geschriebenen Satzungen bilden. Und darum ist es in hohem Grade wünschenswerth, daß hervorragende und unabhängige patriotische Männer sich die parlamentarische Thätigkeit, wenn auch nicht zum „Gewerbe", so doch zur Lebensaufgabe machen.

Die Unhaltbarkeit der Beschwerden über die angebliche Unzweckmäßigkeit der bisherigen Zusammensetzung des Reichstages liegt auf der Hand. Dennoch werden, wie gesagt, jetzt gerade von den Organen der Regierung im Sinne dieser Beschwerden die äußersten Anstrengungen gemacht. Nicht als ob wir annähmen, daß Fürst Bismarck gesonnen wäre, unser Repräsentativsystem nach Weise jener „organischen Gliederung" zu ändern. Aber darüber kann kein Zweifel sein, daß er mit Hülfe der Vordrängung socialer Gesichtspunkte die alten Parteien zu zertrümmern und sich die lange vergebens erstrebte, blindlings ergebene Majorität zu verschaffen sucht. Bis zu einem gewissen Grade ist ihm die Zersetzung auch bereits gelungen. Die sogenannte Deutschconservative Partei war von jeher eine Mischung von Agrariern und unbedingten Anhängern der Regierung; für sie versteht es sich heute von selbst, daß sie eine schlechtweg gouvernementale Partei ist. Die (Freiconservative) Reichspartei ist in der letzten Session durch das Ferment, welches die neue Politik des Reichskanzlers in sie hineingeworfen, thatsächlich zur Spaltung gekommen. Von den Nationalliberalen hat dieselbe Politik die schutzzöllnerische Gruppe Völk-Schauß und, wenn auch hier nicht als einzige, so doch als mitwirkende Ursache, die freihändlerische Gruppe Bamberger-Forckenbeck abgesprengt. Die nächste Zukunft wird lehren, ob dieser Proceß sich noch weiter fortsetzen wird. Wie erfolgreich aber auch dies geschehe, bisjetzt ist jedenfalls nicht abzusehen, wie sich auf diesem Wege die „compacte Majorität" bilden soll. Wahrscheinlicher wäre wol ein Chaos der verschiedensten Interessengruppen, welches bei jeder positiven Aufgabe den unberechenbarsten Verschiebungen ausgesetzt wäre.

Ohne Zweifel weiß Fürst Bismarck die Gefahr eines derartigen Zustandes für unser junges nationales Staatswesen vollauf zu würdigen; ohne Zweifel aber auch traut er sich die Riesenkraft zu, ein solches Chaos nach seinem Willen zu formen. Mit andern Worten: nach seiner Meinung soll das Gegengewicht gegen die bedenk-

lichen Wirkungen des allgemeinen Wahlrechts nicht liegen in selbständigen und starken politischen Parteien, sondern in einer alles unbedingt beherrschenden Regierung, und zwar einer Regierung, welche die nach der Herrschaft über den Staat strebenden socialen Tendenzen bekämpft, indem sie sich selbst zu deren Führerin aufwirft und dann sie nach *ihrem* Willen leitet, *ihren* Zwecken dienstbar macht. Es ist das kühne Unternehmen des Napoleonischen Cäsarismus, das hier, wie immer auch modificirt, von neuem versucht wird: ein System, von dem zum mindesten das Eine feststeht, daß es mit dem Geiste einer wahren Repräsentativverfassung nicht vereinbar ist.

Wie wenig Sympathie Fürst Bismarck für einen starken Reichstag hat, ist ja denn auch kein Geheimniß. Selbst in den Zeiten des besten Einvernehmens hat er jede demselben zu statten kommende Gewährung neuer oder auch nur Feststellung zweifelhafter Befugnisse sorgsam vermieden (in letzterer Beziehung sei nur an die in den parlamentarischen Vorbereitungsstadien stecken gebliebene Codification des Etatsrechts erinnert). Später aber ist er mit verschiedenen Gesetzentwürfen hervorgetreten, die wenigstens in der Wirkung auf eine directe Verringerung des Einflusses und der Selbständigkeit des Reichstages hinausgelaufen sein würden, wenn nicht der letztere trotz seiner Zerrissenheit noch die Kraft in sich gefunden hätte, sie zurückzuweisen. Ob in Zukunft wiederholte Versuche noch denselben Ausgang nehmen werden? Schon hört man nicht selten die Frage, wozu es denn überhaupt eines Reichstages bedürfe, wenn nur der Kanzler für die Wohlfahrt des Volkes sorge und eine Sachverständigenversammlung ihm dabei zur Seite stehe. Und in der That, zu welcher andern Auffassung soll der naive Leser der officiösen Presse kommen, wenn er den Reichstag immer nur unter dem Einen Gesichtspunkte gezeichnet erhält, daß derselbe den Fürsten Bismarck hindere, alle Menschen im Reiche glücklich zu machen?

In dieser planmäßigen Herabsetzung des Reichstages in den Augen des Volkes liegt aber eine doppelte Gefahr; zunächst muß sie gerade den anständigsten und selbstlosesten Männern die parlamentarische Thätigkeit mehr und mehr verleiden; sie muß überhaupt, wenn sie, wie dies heute die officiöse Presse thut, in so schroff demagogischer Weise betrieben wird, die Mittelklassen entweder vom öffentlichen Leben zurückscheuchen oder in die Opposition drängen: eine Eventualität, welche auch für unsere socialen Verhältnisse von der verhängnißvollsten Bedeutung werden müßte. Sodann aber muß sie auch dem Reichstage mehr und mehr die Kraft entziehen, als ein wirksamer Kitt der nationalen Einheit zu dienen. Und gerade über die Tragweite *dieser* Gefahr sollte man nicht in Zweifel sein. Es ist unmöglich, das Gefühl der Enttäuschung über den Deutschen Reichstag zu nähren, ohne zugleich den „Katzenjammer" über die ganze Reichsschöpfung hervorzurufen. Oder muß erst wieder daran erinnert werden, daß die Nationalvertretung der Ausgangspunkt, das Fundament von Bismarck's Vorgehen in der deutschen Frage gewesen ist?

Gewiß, die ernst bedrohliche Seite, welche der heute in Deutschland laut und offen geführte Krieg gegen den Parlamentarismus für unser öffentliches Leben, für unsere ganze nationalstaatliche Entwickelung hat, ist nicht zu verkennen. Poetisch angelegte Gemüther mögen es wie ein tragisches Geschick ansehen, wenn der

große Kanzler die erste Waffe, mit welcher er einst gegen den Deutschen Bund zu Felde zog und an den Geist der Nation appellirte, nunmehr mit eigener Hand zerbräche. Aber man wird doch gut thun, sich von pessimistischen Auffassungen fern zu halten. Der Gedanke, daß Fürst Bismarck einen Staatsstreich zur Beseitigung, wenn nicht des Repräsentativsystems überhaupt, so wenigstens der heutigen Grundlagen desselben planen könnte, scheint uns schlechterdings undenkbar. Der Kanzler will gewiß nicht die Form des Parlamentarismus, wohl aber dessen selbständigen Inhalt beseitigen. Dies jedoch kann der Reichstag verhindern, sofern er nur den Willen hat. Freilich, unsere sogenannten Conservativen haben in den letzten Jahren zur Genüge bewiesen, daß ihnen dieser Wille fehlt, und niemand wundert sich darüber. Aber noch ist denn doch die Aussicht begründet, daß diese Richtung im Reichstage nicht die Oberhand gewinnt. Es muß erreicht werden, daß auch in Zukunft eine genügende Schar von Vertheidigern der Selbständigkeit und des wohlerworbenen Einflusses unserer Volksvertretung im Reichstage auf dem Posten ist. Und wir zweifeln nicht: es wird erreicht werden. Alles wird dann nur darauf ankommen, wie die Vertheidigung geführt wird.

Zunächst ist in dieser Beziehung erforderlich, daß der Parlamentarismus Kritik an sich selbst übe. Ist in ihm wirklich alles geeignet, die Sympathie des Volkes zu erwerben und zu fesseln? Oder ist nicht vielmehr bekannt, daß manche der kleinen Malicen, welche Fürst Bismarck dem Reichstage ins Gesicht zu sagen pflegt, draußen im Lande, auch da, wo man es nicht erwartet hätte, ein vielfältiges Echo finden? In der That, wie stark auch diese Malicen gewöhnlich übertrieben sind, immer wohnt ihnen doch ein Körnchen Wahrheit inne. So war z. B. des Kanzlers scharfer Ausfall gegen die parlamentarische Beredsamkeit in der Hauptsache durchaus grundlos. Alle Welt weiß, daß die großen Reden, welche im Plenum gehalten werden, auf die Beschlüsse des Reichstages fast immer ohne Einfluß sind; ihr eigentlicher Zweck ist, die für die einzelnen Parteien maßgebenden Anschauungen und Motive vor der Oeffentlichkeit klar zu stellen. Auch muß jeder unbefangene Beurtheiler zugeben, daß rhetorisches Beiwerk, glänzende Phraseologie und dergleichen kaum in irgendeinem andern Parlament so streng gemieden wird wie im Deutschen Reichstage; schon manchem hat es sogar scheinen wollen, als ob an Nüchternheit und Schmucklosigkeit der Rede des Guten fast zu viel geleistet würde. Nicht minder wird in der Quantität Resignation geübt. So stark ist das Gefühl für das Nothwendige, daß zahlreiche Mitglieder, welche recht wohl das Wort zu handhaben verstehen, beharrlich schweigen, um nicht durch überflüssiges Sprechen die Zeit zu verderben. Wer die Mühe einer Vergleichung der Reichstagsreden mit denen der Paulskirche nicht scheut, wird bald erkennen, wie vortheilhaft sich unser heutiger Parlamentarismus von dem damaligen in allen diesen Dingen unterscheidet. Allein vereinzelte Ausnahmen fehlen auch heute nicht. Und diese sind es, welche dem Bismarck'schen Tadel einen gewissen Anhalt bieten. Es ist wahr, die Unart einiger weniger Abgeordneten, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit stundenlange Reden über alles Mögliche und Unmögliche zu halten, weit hergeholte Ausführungen zu machen, nur um eine mehr oder weniger

witzige Pointe daran knüpfen zu können, hat in weiten Kreisen eine Vorstellung von parlamentarischer Redseligkeit erzeugt, die für den Reichstag im ganzen durchaus nicht zutrifft.

In diesem Zusammenhange ist eines Uebelstandes Erwähnung zu thun, zu dem auch die Regierung ihr reichlich Theil beigetragen hat: wir meinen die Wahlreden, die im Parlament gehalten werden. Der Uebelstand ist derselbe im Reichstage wie im preußischen Abgeordnetenhause. Früher, solange die Wahlen zu beiden Körperschaften zeitlich ziemlich nahe zusammenfielen, war er noch erträglich; seitdem aber infolge der Reichstagsauflösung von 1878 eine vollständige Incongruenz der Legislaturperioden eingetreten ist, hören diese parlamentarischen Wahlreden fast nicht mehr auf; das eine Jahr wirkt man im Reichstage für die Wahlen zum Abgeordnetenhause, das andere Jahr im Abgeordnetenhause für die Wahlen zum Reichstage. Das Auskunftsmittel einer Verlängerung der Legislaturperiode wird sich schon aus diesem Grunde auf die Dauer nicht umgehen lassen, ganz abgesehen von der Nothwendigkeit, die Bevölkerung von der Vielheit des Wählens, die nun einmal bei dem bundesstaatlichen Parallelismus der Volksvertretungen nicht zu vermeiden ist, einigermaßen zu entlasten.

Ein weiterer Umstand, welcher dem Ansehen des Reichstages zum mindesten nicht zu statten kommt, ist die zuweilen eintretende Beschlußunfähigkeit. An Vorschlägen, dem Uebel abzuhelfen, fehlt es nicht. Ganz unannehmbar dünkt uns, trotz dem englischen Beispiel, derjenige, die verfassungsmäßige Beschlußfähigkeitsziffer (sie fordert die Anwesenheit der Mehrheit der gesetzlichen Mitgliederzahl) herabzusetzen. Zwar ließe sich über eine solche Herabsetzung in beschränktem Umfange, nämlich nur für die nicht definitiven Abstimmungen, reden; aber auch hier würde wenigstens das eine Bedenken entgegenstehen, daß durch eine solche Einrichtung für den Nichtbesuch der ersten und zweiten Lesungen geradezu ein Freibrief ausgestellt würde. Sehr oft würden in zweiter Lesung Minoritätsbeschlüsse gefaßt werden, die dann in dritter Lesung von der wahren Majorität wieder umgestoßen werden müßten: ein Verfahren, das jedenfalls als ein zweckmäßiges nicht zu betrachten wäre. Vielmehr ist im Interesse eines ersprießlichen Ganges der Reichsgesetzgebung, in welcher ja ein mehrmaliges Hin- und Herschieben der Vorlagen zwischen Reichstag und Bundesrath nicht vorgesehen ist, sondern in welcher die dritten Lesungen des Reichstages das Schicksal der Gesetzentwürfe thatsächlich entscheiden, dringend wünschenswerth, daß der Reichstag in der Regel schon in der zweiten Lesung zu allen Hauptfragen eine wohlerwogene, feste Stellung nimmt und der dritten Lesung im wesentlichen nur die Aufgabe einer redactionellen Superrevision der gefaßten Beschlüsse verbleibt.

Ein anderer Vorschlag zur Verhütung der Beschlußunfähigkeit, die Einführung von Diäten für die Reichstagsmitglieder, hat bei der bekannten Stellung der Regierungen oder wenigstens des Fürsten Bismarck zu der Sache keine Aussicht auf Erfolg. Unsers Erachtens braucht man das auch weiter nicht zu bedauern. Die Diätenlosigkeit hat zwar weder die Hoffnungen noch die Befürchtungen, welche man an sie geknüpft, zur Wahrheit gemacht; sie hat sich, wie die Anwesenheit der Socialdemokraten im Reichstage beweist, weder als ein „Correctiv des allgemeinen

Wahlrechtes zu Gunsten der besitzenden Klassen" bewährt, noch hat sie die politische Intelligenz zum Nachtheil des geistigen Gesammtniveau des Reichstages von demselben ausgeschlossen. Wohl aber ist sie den Abgeordneten, wie die Dinge heute liegen, ein Schutz gegen die Verdächtigungen einer gewissen Presse sowie gegen die Verunglimpfungen eines von dieser Presse und den geistesverwandten Agitatoren aufgehetzten Pöbels. Am wenigsten die Liberalen sollten zur Zeit die Einführung von Diäten verlangen.

Oftmals ist, wenn mitten in der Session bei irgendeinem unerwarteten Anlaß die Beschlußunfähigkeit sich herausstellte, die Eisenbahnfreikarte der Reichstagsabgeordneten als mitwirkende Ursache angeklagt worden. Und nicht ohne eine gewisse Berechtigung. Die Befugniß, während der Dauer der Session im ganzen Reiche frei umherzufahren, ist zu verführerisch, als daß sie nicht von einer beträchtlichen Anzahl von Abgeordneten benutzt werden sollte, auch ohne daß ein zwingender Grund dazu vorliegt. Andererseits aber würden zahlreiche im Geschäftsleben stehende Männer auf ein Reichstagsmandat lieber verzichten, wenn sie nicht mit der gegenwärtig bestehenden Leichtigkeit öfter einen Besuch in ihrer Heimat machen könnten. Die Abschaffung der Eisenbahnfreikarte würde die Zahl der in Berlin wohnenden Abgeordneten vermehren, und das ist in der That nicht wünschenswerth. Eine andere Frage ist, ob man die Gültigkeit der Freikarte nicht auf die Fahrten zwischen der Heimat und Berlin beschränken sollte, um so den Anreiz zu weiterm Umherschweifen zu beseitigen. Indeß, dem gegenüber darf man doch nicht übersehen, daß es recht zweckmäßig ist, wenn die Reichstagsmitglieder sich über Fragen von mehr oder weniger localem Charakter, die ihrer Beschlußfassung unterliegen, ohne großen Kostenaufwand an Ort und Stelle unterrichten können. Und selbst die nationale Bedeutung der Eisenbahnkarte ist nicht zu unterschätzen. Man darf dreist behaupten, daß durch sie viele süddeutsche Abgeordnete erst zu einer umfassendern Kenntniß Norddeutschlands und damit zugleich zu einer vorurtheilsfreiern Beurtheilung desselben gelangt sind. Dazu kommt noch, daß die Ausgaben, welche die Freikarte der Reichskasse verursacht — sie bestehen bekanntlich nur in der Entschädigung der Privatbahnen — mit der fortschreitenden Verringerung des Privateisenbahngebietes immer niedriger werden.

Wirksame Mittel gegen eine öfter wiederkehrende Beschlußunfähigkeit werden in einer umsichtigen Leitung der Reichstagsgeschäfte durch das Präsidium, in einer entsprechenden Disciplin der Parteien, vor allem aber in einem geschärften Verantwortlichkeitsbewußtsein der Abgeordneten gesucht werden müssen. Wem ein Mandat angetragen wird, der soll sich gewissenhaft überlegen, ob er die ihm daraus erwachsenden Pflichten zu erfüllen im Stande sein wird. Uebernimmt er es dann, so ist es Ehrensache für ihn, während der Session, falls nicht unvorhergesehene ernstliche Hindernisse in den Weg treten, in Berlin auf seinem Posten zu sein. Nur ganz ausnahmsweise mag es gestattet erscheinen, daß ein Mann gewählt wird, von dem man weiß, daß er nur in den wichtigsten Momenten im Reichstage wird anwesend sein können. Es sollte aber überhaupt nicht Männer geben, welche das höchste Ehrenamt der Nation nur als Vorwand für einen zeitweiligen angenehmen Aufenthalt in der Reichshauptstadt betrachten.

Freilich mag es den Wählern oft nicht leicht sein, einen passenden Mann zu finden. Von allen Seiten hört man heute Klagen über Mangel an Reichstagscandidaten. Zur Erklärung dieser Erscheinung verweist man vielfach auf die Diätenlosigkeit und auf die Länge der Sessionen. Aber das sind sicherlich nicht die ausschlaggebenden Ursachen. Wir besitzen in Deutschland tüchtige Männer genug, die in der Lage sind und unter normalen Verhältnissen auch geneigt wären, das erforderliche Opfer an Geld und Zeit zu bringen. Dazu noch ist die angebliche Länge der Reichstagssessionen mehr fable convenue als Wirklichkeit. Daß hier und da im Reden eine noch strengere Oekonomie geübt werden könnte, ist oben bereits angedeutet; auch eine bessere Durcharbeitung der Regierungsvorlagen, als dies nicht selten der Fall, würde zur Förderung der Geschäfte nützlich sein. Eine erhebliche Zeitersparniß aber darf man sich von alledem nicht versprechen. Im übrigen genügt eine Vergleichung mit den Landtagen Preußens und der Mittelstaaten, um zu erkennen, wie sehr viel rascher der Reichstag seine Arbeiten erledigt. Die hauptsächlichste Ursache des Candidatenmangels wird man wol in der geringen Befriedigung suchen müssen, welche die parlamentarische Thätigkeit gegenwärtig dem uneigennützigen, aber nach selbständigen Ansichten handelnden Manne gewährt. Am Ende einer arbeitsvollen Session immer nur auf vorwiegend negative Ergebnisse zurückzublicken und als Belohnung das Bewußtsein einer oft recht unwürdigen Behandlung mitzunehmen, hat wahrlich wenig Erhebendes.

Indeß, noch ein Anderes kommt in Betracht. Wenn weitaus die meisten Ablehnungen von Candidaturen auf dem Gebiete der gemäßigt liberalen Anschauungen zu verzeichnen sind, so findet das zwar schon im Vorstehenden seine Erklärung; aber Thatsache ist, daß auch der unselige Fractionshader der letzten Jahre den Männern dieser Richtung die Freude am parlamentarischen Leben vielfach verdorben hat. Es nützt heute nichts, Vergangenes zu beklagen; aber für die Zukunft wird man die gemachten Erfahrungen beherzigen müssen. Die schwere Prüfung, welche der Liberalismus in diesen Tagen zu bestehen hat, wird hoffentlich wenigstens die gute Folge haben, daß persönliche Antagonismen nicht mehr das Motiv für Parteibildungen werden.

Der Sünden, welche auf solche und ähnliche Weise im Reichstage selbst gegen das parlamentarische System begangen worden, sind leider nicht wenige gewesen. Es ist ein schlechter Trost, daß der Geist der parlamentarischen Verhandlungen bei uns im ganzen ein ernsterer ist als bei manchen andern Nationen. Das deutsche Volk legt eben an solche Dinge seinen eigenen Maßstab, und deshalb sagen wir nochmals: unser Parlamentarismus bedarf einer strengen Selbstkritik. Ganz besonders soll man, mitten in dem wohlberechtigten Zorne über die heutzutage im Schwange befindliche conservativ-gouvernementale Herabsetzung des parlamentarischen Wesens, sich auch einmal der Verunglimpfungen erinnern, welche dem Reichstage in der Zeit seines glücklichsten Schaffens namentlich von der Fortschrittspartei zugefügt worden sind. Oder glaubt man, daß die jahrelangen Declamationen von der servilen Majorität, so unberechtigt sie auch waren, für das Ansehen des Reichstages, des parlamentarischen Systems überhaupt bei den Massen ohne Wirkung geblieben seien? Freilich ist die Wirkung auf dem gefährlichen Boden des allge-

meinen Wahlrechtes zum guten Theil eine ganz andere geworden, als die Urheber beabsichtigt hatten. Statt daß sich das Volk zur Fortschrittspartei, als der alleinigen Retterin seiner Rechte, herzudrängt, ist es vielfach in das Lager derjenigen übergegangen, welche die Zweckmäßigkeit des parlamentarischen Systems überhaupt bezweifeln, und jene Declamatoren von ehedem müssen sich den Tadel gefallen lassen, daß sie heute als werthvolle Errungenschaft vertheidigen, was sie früher als Verrath an der Freiheit verdammt haben. Wer unsere Repräsentativverfassung schützen und erhalten will, möge in Zukunft derartige Anklagen beiseitelassen! Ueberhaupt werden alle Parteien, werden die Majoritäten und Minoritäten mehr Achtung gegeneinander lernen müssen. Nur dann kann man erwarten, daß die Nation der Gesammtheit der Parteien, dem Reichstage, diejenige Achtung bewahrt, ohne welche die parlamentarische Verfassung ihren Zweck verfehlen muß.

So viel von der dem Parlamentarismus nöthigen Selbstreform, wenn er sich wirksam vertheidigen will. Sodann aber gilt es vor allem, die realen Verhältnisse nicht aus den Augen zu verlieren, unter welchen das parlamentarische System im Reiche ins Leben getreten ist und sich bisher entwickelt hat. Gar leicht ist es ja, an der Hand einer doctrinären Schablone nachzuweisen, wieviel uns an einer correcten Durchführung dieses Systems fehlt; genützt aber wird damit nichts. Daß es in dem classischen Lande der Denker und Träumer auch heute noch Leute gibt, welche ihre Ideale für das wirklich Seiende halten und alles, was damit nicht übereinstimmt, als eine gänzlich unberechtigte und schlechterdings zu bekämpfende Erscheinungsform betrachten, ist allerdings nicht zu verwundern; nur sollte man ihnen in der praktischen Politik nicht begegnen. Es war ein durch unsern geschichtlichen Werdegang bedingtes Verhängniß, daß wir zugleich die nationale Einheit und die constitutionelle Freiheit herstellen sollten. Man braucht die Verdienste der Mittelstaaten und Preußens um die Anfänge des constitutionellen Lebens in Deutschland nicht zu unterschätzen und kann sich doch zu der Behauptung berechtigt halten, daß erst durch die Ereignisse von 1866 und 1870/71 der Boden für eine volle Ausgestaltung dieses Lebens gewonnen wurde. Aber es lag ein tiefer Widerspruch in dem also gestellten Problem. Die nationale Einheit konnte nur errungen werden durch das Schwert, und nur eine starke Staatsgewalt war dies Schwert zu führen im Stande; noch mehr: die Staatsgewalt, der das große Werk der politischen Wiederaufrichtung Deutschlands gelang, mußte eben dadurch zu ihrer Stärke noch ein Bedeutendes hinzugewinnen, mußte in unserm öffentlichen Leben ein gewaltiges Uebergewicht erlangen. Auf der andern Seite stand die historische Thatsache, daß anderwärts die Macht der Parlamente gerade im Kampfe gegen die Staatsgewalt, durch die Besiegung derselben gewonnen wurde. Nur durch ein eigenartiges Compromiß konnte der Widerspruch unsers Problems gelöst, konnte zugleich mit der nationalen Einigung die constitutionelle Verfassung geschaffen werden; ein Compromiß, in welchem die Staatsgewalt den in ihrer Machtfülle gelegenen Anreiz zu autokratischem Regiment mit weiser Mäßigung zurückwies, während die Volksvertretung auf die Geltendmachung abstracter Forderungen verzichtete und sich mit dem Maße von Einfluß begnügte, das durch gütliche Verständigung mit der Regierung zu erlangen war. Wenn heute dies Compromiß

von gouvermentaler Seite in Frage gestellt erscheint, wenn der wohlerworbene Einfluß des Reichstages zu schwächen versucht wird, so wäre es wenig klug, den Angriff mit der Forderung parlamentarischer Machterweiterung zu beantworten. Man täusche sich nicht darüber: parlamentarische Eroberungsplane finden in der großen Masse unsers Volkes keinen Anklang; sie kommen lediglich den Gegnern für ihre Verdächtigung der angeblichen egoistischen und ehrgeizigen Absichten der Parlamentarier zugute. Wenig glücklich scheint uns deshalb auch der Vorschlag, alle Liberalen zu einer „constitutionellen Oppositionspartei" zu sammeln. Daß die Liberalen ohne Ausnahme alle bestehenden Rechte des Reichstages, daß sie die Verfassung überhaupt mit aller Kraft vertheidigen werden, ist selbstverständlich; es bedarf dazu nicht erst einer neuen Parteibildung. Der Begriff einer „constitutionellen Oppositionspartei" ist schon an sich der Vieldeutigkeit ausgesetzt und kann außerdem dahin ausgelegt werden, als sollte die ganze parlamentarische Thätigkeit der so bezeichneten Partei in dieser Opposition aufgehen. Ein Candidat, der in der gegenwärtigen Wahlbewegung nichts als dies zu bieten hätte, dürfte der Niederlage sicher sein.

Zu den realen Verhältnissen, von denen wir oben gesprochen, gehört auch Fürst Bismarck. So sehr man sich vom Standpunkte der constitutionellen Doctrin aus dagegen sträuben mag: die Thatsache besteht, daß dieser gewaltige Mann durch seine unvergleichlichen nationalen Verdienste eine selbständige Macht in unserm Staatswesen geworden ist. Wenn wir sagen, daß mit dieser Macht gerechnet werden muß, so meinen wir selbstverständlich nicht, daß der Reichstag sich vor ihr beugen solle. Auch halten wir für nothwendig, immer von neuem zum Bewußtsein zu bringen, daß dieser Zustand nicht als eine auf die Dauer mögliche Institution betrachtet werden kann. Die heutige ganz außergewöhnliche Stellung des Kanzlers steht und fällt mit der Person des Fürsten Bismarck, und es ist darum in der Ordnung, daß die Liberalen ihre Forderung eines regelrechten Reichsministeriums nicht aufgeben. Aber thöricht wäre es von dem praktischen Politiker, den Fürsten Bismarck streng nach der constitutionellen Doctrin wie jeden beliebigen aus einer Parlamentspartei hervorgegangenen Minister behandeln zu wollen. Bismarck ist leitender Minister gewesen, bevor ein Reichstag überhaupt bestand; er hat den Boden erst geschaffen, auf welchem der Reichstag entstehen konnte. Diese Thatsache wirkt naturgemäß nach auf das ganze Verhältniß des Kanzlers zum Parlament, solange dieser außergewöhnliche Mann am Ruder bleibt. Und er wird, von des Kaisers und des Volkes Dankbarkeit getragen, an demselben bleiben, solange er lebt. Bei solcher Sachlage muß die Verblendung wundernehmen, mit welcher nicht wenige der Möglichkeit eines grundsätzlichen Conflicts zwischen Reichstag und Reichsregierung entgegensehen. Ein solcher Conflict würde für unsern nationalen Staat wahrscheinlich eine lebensgefährliche Krise, für unsern Parlamentarismus aber sicher eine schwere und dauernde Schädigung herbeiführen. Darum haben alle Patrioten die Pflicht, ihn nach Möglichkeit zu verhüten. Nur von der Regierung dazu herausgefordert, würde der Reichstag ihn annehmen dürfen.

Aber wir sind überzeugt, die Regierung würde für eine solche Herausforderung nicht die Verantwortung übernehmen wollen. Dem Fürsten Bismarck mag der

Parlamentarismus in der Seele verhaßt sein: ihn zu vernichten, wird dieser klar und weit blickende Geist, wie schon gesagt, nie unternehmen. So vollständig haben sich in Deutschland die Anschauungen wahrhaftig nicht geändert, daß dasjenige, was vor 15 Jahren noch als das wirksamste Mittel zur Gewinnung der öffentlichen Meinung galt, heute von derselben als eine werthlose Formalität beiseitegeschoben wäre. Es ist naturgemäß, daß, nachdem die verfassungsrechtlichen Grundlagen des Reiches geschaffen, die wirthschaftlichen, überhaupt die socialen Fragen sich in den Vordergrund drängen; der künstlichen, stark demagogischen Forcirung dieser Fragen, wie sie von unten und von oben betrieben worden, ist es sogar gelungen, der Bevölkerung in weiten Kreisen eine gewisse Gleichgültigkeit, wenn nicht gar Antipathie gegen verfassungsrechtliche Erörterungen einzuflößen. Aber man glaube doch nicht, daß damit das Interesse an diesen Dingen erloschen sei. Von den enthusiastischen Adepten der Bismarck'schen Politik kann man heute allerdings vielfach predigen hören, daß mit dem Beginn ihrer neuen Aera die alte Staatsweisheit in die Rumpelkammer gewandert sei. Aber gerade wenn die dermalige Politik des Kanzlers unverkürzt zur Durchführung käme und dadurch die Regierungsgewalt einen weitgehenden Machtzuwachs erlangte, würde sich bald genug aus dem Volke heraus wieder laut und unwiderstehlich der Ruf nach Theilnahme an den Staatsgeschäften erheben. Es ist schlechterdings unmöglich, eine hochcultivirte Nation auf die Dauer von solcher Theilnahme auszuschließen. Und wenn es selbst möglich wäre, ohne die Sicherheit im Innern zu gefährden, so wäre es zum mindesten unklug in Rücksicht auf die Widerstandsfähigkeit des Staates nach außen; denn welche Staatsgewalt, besonders welche monarchische Staatsgewalt könnte in unserm Jahrhundert ein von außen über sie hereingebrochenes Unglück zu überstehen hoffen, ohne eine wohlgesicherte, ersprießliche Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Dingen! Eine andere Form aber für die Bethätigung dieser Theilnahme als das parlamentarische Repräsentativsystem ist der heutigen civilisirten Welt — abgesehen von einigen winzigen Republiken — nicht bekannt. Mögen die Philosophen darüber streiten, ob dies System der Weisheit letzter Schluß sei; der praktische Politiker wird sich bescheiden müssen, ein besseres Mittel zum Zwecke nicht angeben zu können. Jedenfalls reizen weder die Erfolge, welche der Napoleonische Cäsarismus mit dem Plebiscit, noch diejenigen, welche die Schweiz mit dem Referendum gemacht hat, zur Nachahmung.

So zwingt die Logik unserer gesammten politischen Lage dazu, das Compromißverhältniß, auf welchem der Reichsparlamentarismus von Anfang an beruhte, auch ferner bestehen zu lassen. Der Reichskanzler wird auf ein autokratisches Regiment, die Freunde der Repräsentativverfassung werden auf eine systematisch-correcte Durchführung der parlamentarischen Doctrin verzichten müssen. Beiden wird dieser Verzicht erleichtert durch die thatsächlichen Parteiverhältnisse im Reichstage. Das ultramontan-particularistische Centrum mit seinen rund 100 Mitgliedern hindert ebenso sehr den Fürsten Bismarck an der Bildung jener unbedingt ergebenen Majorität, welche den Reichstag zu einem Scheinparlament machen würde, wie es die Bildung zweier großer Parteien nach englischem Muster und damit die

Vorbedingung der „parlamentarischen Regierung" unmöglich macht. Eine wesentliche Aenderung dieses Verhältnisses ist weder von den bevorstehenden Wahlen noch von der Abschwächung oder Beilegung des „Culturkampfes" zu erwarten. Nicht die Conservativen und nicht die Liberalen werden in dem neuen Reichstage die Mehrheit besitzen; und wie viele auch die erstern unter dem Einflusse der neuesten Phase der preußischen Kirchenpolitik vom Centrum zu sich herüberzuziehen hoffen mögen, zum mindesten werden sie für die politisch-nationale Seite der Reichspolitik eine ausreichende Majorität damit nicht zu Stande bringen; man wird zur Unterstützung derselben nach wie vor die Liberalen nicht entbehren können.

Darf man also, alles in allem, auch überzeugt sein, daß für den Fortbestand des Repräsentativsystems im Reiche eine ernste Gefahr nicht zu befürchten ist, so hat es doch den Anschein, als sollte unser Parlamentarismus noch auf längere Zeit hinaus durch jene unselige Zerfahrenheit gekennzeichnet werden, wie sie besonders in den letzten Jahren hervorgetreten ist. Niemand kann über die schädlichen Wirkungen eines so ungesunden Zustandes in Zweifel sein. Zudem hat der Kanzler neuerdings reichlich erfahren müssen, wie leicht das künstliche System der wechselnden Majoritäten den Dienst versagt. Aus dieser Lage herauszukommen, wird allseitig als nothwendig empfunden. In Bezug auf das Wie aber sehen wir keine andere Möglichkeit, als die Rückkehr zu jener frühern Methode, nach welcher die Regierung durch Verständigung mit den gemäßigten Elementen auf liberaler wie auf conservativer Seite zu positiven Ergebnissen zu gelangen suchte. Dazu wäre freilich unerläßlich, daß die Regierung ihren grundsätzlichen Kampf gegen den Liberalismus einstellte und wieder wie früher wenigstens denjenigen liberalen Forderungen Rücksicht trüge, ohne deren Erfüllung eine liberale Partei sich selbst aufgeben würde. Auch wäre, um zu einem wirklich gesunden Verhältniß zwischen Regierung und Reichstag zu gelangen, erforderlich, daß die Regierung mit der also hergestellten Majorität fester, als dies früher selbst in der besten Zeit der Fall war, Fühlung nähme, sich mit derselben rechtzeitig über die Gesammtrichtung ihrer Politik verständigte.

Gewiß, eine solche Rückkehr wird nicht leicht sein. Ob der neue Reichstag überhaupt eine zu diesem Zwecke genügende Anzahl gemäßigter Elemente enthalten wird, steht einstweilen dahin. Ebenso ist fraglich, ob Fürst Bismarck nicht vorziehen wird, durch eine Auflösung nochmals die Beschaffung einer unbedingten Regierungsmajorität zu versuchen. Früher oder später jedoch wird man sich dem Gebote der realen Verhältnisse fügen müssen, einem Gebote, dessen Befolgung unserer nationalen Staatsschöpfung zehn Jahre hindurch zum Segen gereicht, dessen Nichtbeachtung aber nur Unfrieden, Enttäuschung und Verwirrung über dieselbe gebracht hat.

Gemeinsames Maß und Gewicht
und der Pariser Vertrag vom 20. Mai 1875.

Von

Wilhelm Förster,

Director der königlichen Sternwarte zu Berlin.

I.

Jedermann weiß, daß die Blüte der Naturwissenschaften, deren Wohlthaten so allgemein empfunden werden, zum großen Theil auf den Fortschritten der Genauigkeit des Messens und Wägens beruht, und daß somit der gute Zustand und die sorgfältige Handhabung von Maßen und Gewichten zu den wichtigsten und vornehmsten Angelegenheiten der menschlichen Gemeinschaft gehört.

Man ist jedoch innerhalb und außerhalb der Wissenschaft bisher im allgemeinen der Ansicht gewesen, daß es zur Sicherung jener feinsten und fruchtbarsten Anwendungen von Maßen und Gewichten keines besondern öffentlichen und staatlich geordneten Dienstes bedürfe, sondern daß es jedem einzelnen Forscher oder jeder einzelnen wissenschaftlichen Institution überlassen bleiben könne, mit derjenigen Sorgfalt und Kritik, welche überhaupt bei wissenschaftlichen Arbeiten vorausgesetzt wird, sich auch jedesmal von dem richtigen und sonst geeigneten Zustand der anzuwendenden Messungs- und Wägungsmittel zu überzeugen.

Bei der Erwähnung des öffentlichen Maß- und Gewichtswesens pflegt man daher im allgemeinen nicht an wissenschaftliche Interessen, sondern überwiegend an diejenigen Anwendungen von Maßen und Gewichten zu denken, bei welchen fast im geraden Gegensatz zu den wissenschaftlichen Messungen und Wägungen der geringste Grad von Genauigkeit vorauszusetzen ist, nämlich an den Markt- und Ladenverkehr.

So ist es gekommen, daß der öffentliche Maß- und Gewichtsdienst oder das Aichungswesen — noch dazu wegen seiner nahen Verbindung mit den polizeilichen Einrichtungen, welche zur Beschützung der Unerfahrenheit gegen die greifbarsten und rohesten Formen der Unwahrheit im Handelsverkehr, nämlich gegen absichtliche oder fahrlässige Unrichtigkeit des Messens und Wägens, dienen — nicht allein vielfach bei den Männern der Wissenschaft, sondern überhaupt bei dem gebildeten Publikum als eine Einrichtung von grobem, blos handwerksmäßigem

Charakter angesehen und auch dem entsprechend mitunter von den Aichungsbehörden gehandhabt worden ist.

Unter dem Aichen dachte man sich in demjenigen Theil des Publikums, welcher in der glücklichen Lage war, nicht selbst zum Aichamt gehen zu müssen, etwa nur ein Ausmessen von Gefäßen der untersten Qualität mit Wasser oder mit Körnern, wie auch gegenwärtig noch, wenn im Kreise von sonst ernsten Männern auf das Aichen die Rede kommt, das Gespräch sich hauptsächlich um die Aichung der Bierseidel zu drehen pflegt.

Wenn man nun auch zugeben muß, daß der unvermeidliche gröbere Charakter der Messungen und Wägungen im Markt- und Ladenverkehr einen entsprechend einfachen und in gewissem Sinne handwerksmäßigen Charakter der zu ihrer unmittelbaren Controle dienenden Einrichtungen nothwendig bedingt, daß es z. B. lächerlich sein würde, Ellen mit dem Mikroskop zu prüfen, so hat dennoch sogar für die sorglosesten Handhabungen von Maßen und Gewichten die Aufrechterhaltung einer systematischen Genauigkeitsordnung des Aichungswesens eine viel höhere Bedeutung, als es zerstreuten Blicken oder den bisweilen nicht zu Ende geführten Erwägungen wissenschaftlicher Vornehmheit scheinen mag.

Wenn wir von den Bedürfnissen des Marktverkehrs ausgehen, so berühren sich die tiefern Bedingungen der Ordnung des Aichungswesens sogar mit den höchsten Forderungen, welche von der Wissenschaft an die Gleichartigkeit und Beständigkeit der Messungsmittel zu stellen sind, und es läßt sich aus den in den letzten Jahrzehnten gemachten Erfahrungen mit Leichtigkeit erweisen, daß ohne eine sorgsame, streng kritische Centralverwaltung der Maß- und Gewichtseinrichtungen auch die Bedürfnisse der exacten Wissenschaften auf die Dauer nicht mehr volle und sichere Befriedigung finden können.

Auf die Dauer können aber auch nationale Centralinstanzen des Maß- und Gewichtswesens für Verkehr, Technik und Wissenschaft nicht mehr genügen, ohne daß dieselben wenigstens von Nation zu Nation in geeignete Verbindung treten. Und diese Verbindungen müssen schließlich mit Nothwendigkeit zur vertragsmäßigen Begründung von internationalen Maß- und Gewichtsinstitutionen führen.

Der Versuch, in diesem Sinne eine internationale Centralinstanz für die gemeinsame Verwaltung der Grundlagen des Maß- und Gewichtswesens zu schaffen, ist nun in der durch den Pariser Vertrag vom 20. Mai 1875 ins Leben gerufenen Organisation wirklich gemacht worden.

Eine möglichst gedrängte geschichtliche Darlegung der bisherigen, auf dieses Ziel sowie überhaupt auf die immer zweckmäßigere Gestaltung des Maß- und Gewichtswesens gerichteten Bestrebungen wird das Geeignetste sein, um die hohe Bedeutung, ja die Nothwendigkeit einer solchen Organisation gehörig ins Licht zu setzen und die nähere Darlegung der Entstehung und des Inhaltes des Pariser Vertrages verständlicher zu machen.

Als im Jahre 1790 die französische Nationalversammlung die Abstellung der groben Misbräuche und Unsicherheiten, welche sich in das französische Maß- und Gewichtswesen eingeschlichen hatten, in Betracht zog, bot sich den leitenden Män-

nern der Gedanke dar, daß es zweckmäßig sein würde, sich nicht auf eine bloße Reform der bestehenden Einrichtungen und ihrer Handhabung zu beschränken, sondern sofort auf die Neubegründung eines Maß- und Gewichtssystems Bedacht zu nehmen, welche sich nicht blos, wie alle gegenwärtig neben dem metrischen System noch bestehenden Maßsysteme und auch das damalige französische, beliebigen, mehr oder weniger willkürlichen und zusammenhanglosen Gewohnheiten des Verkehrs anpasse, sondern aus einer kritischen Untersuchung der dem ganzen Maß- und Gewichtswesen zu Grunde liegenden Anforderungen und Bedingungen als das zweckmäßigste hervorgehe.

Diese radicale Erfassung der Aufgabe verband sich schon damals mit dem ebenso berechtigten und fruchtbaren Gedanken, daß das Maß- und Gewichtswesen eine derjenigen menschlichen Einrichtungen sei, deren internationale Behandlung die einleuchtendsten Vortheile bieten und sich am frühesten im Anschluß an den Völker verbindenden Handel als ein Organisationskeim einer in ferner Zukunft liegenden, die ganze Menschheit umfassenden Gemeinschaft entwickeln werde.

Zunächst wurden von der mit dieser Angelegenheit betrauten Commission der Nationalversammlung die logischen und mathematischen Anforderungen an ein möglichst vollkommenes Maß- und Gewichtswesen reiflich erwogen. Die Hauptforderungen dieser Art dürften etwa in Folgendem bestehen.

1) Die Maße und Gewichte müssen so abgestuft und eingerichtet sein, daß sie unter den Bedingungen, unter welchen sie zu handhaben sind, die jedesmal verlangte Genauigkeit und Sicherheit der Maßbestimmung mit dem geringsten Aufwande an Mühe u. s. w. erreichen lassen.

2) Die Abstufungen und die Beziehungen der Maße u. s. w. untereinander müssen derartig sein, daß auch bei den Rechnungsoperationen, welche sich an die Messungs- und Wägungsoperationen anschließen, die größtmögliche Leichtigkeit und Sicherheit erreichbar ist.

Die letztere Forderung wurde von der französischen Commission in erster Linie erwogen, während die erstere, welche in der That viel schwierigere Untersuchungen und Ermittelungen verlangt, in zweiter Linie blieb.

Es trat aber infolge der Absicht, sogleich ein internationales Maß- und Gewichtssystem zu schaffen, noch eine dritte Forderung hinzu, welche sich auf die Wahl der fundamentalen Einheiten des neuen Systems bezog. Wolle man, so hieß es, das neue System den andern Nationen annehmbar machen, so dürften die Einheiten desselben keinerlei Beziehungen zu nationalen Gewohnheiten oder Benennungen haben; sie müßten vielmehr zu solchen Werthen in Beziehung gesetzt werden, welche allen Menschen gleich zugänglich und für die gesammte Menschheit von gleicher Wichtigkeit seien, also zu Naturgegenständen, und zwar zu solchen, welche eine das gesammte Erdenleben umfassende Bedeutung hätten.

Der Gedanke, die Grundlage eines neuen Maßsystems an solche Dimensionen oder Abstände anzuknüpfen, welche in der Natur irgendeine fundamentale Bedeutung hätten, und danach, wie man meinte, auch zu jeder Zeit leicht und sicher wieder gefunden werden und die Grundlagen des Maßsystems vor zufälligen Vernichtungen oder Verletzungen der Normalmaße sicherstellen könnten, war nicht neu.

Hatte man doch Aehnliches bezüglich der Fixirung der Maßabstufungen schon in uralten Zeiten versucht, z. B. unter Benutzung der einfachen Zahlenverhältnisse, welche zwischen den Dimensionen der Körper und ihren tönenden Schwingungen obwalten, feste Beziehungen der Maßabstufungen eingeführt und dieselben an Vorschriften musikalisch-harmonischen Charakters geknüpft.

Seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, seitdem man überhaupt begonnen hatte, genauere physikalische Messungen, z. B. über die Wirkungen der Schwerkraft der Erde in den Pendelschwingungen und den Fallbewegungen anzustellen, waren ähnliche Gedanken vielfach erörtert worden. Insbesondere hatte man die Länge des Secundenpendels schon mehrfach als Grundlage neuer Maßsysteme vorgeschlagen, und in der Mitte des 18. Jahrhunderts hatten die beiden französischen Gelehrten Bouguer und La Condamine, denen eine Gradmessung in der Nähe des Aequators übertragen worden war, diesem Gedanken und dem Wunsche, daß jenes Naturmaß ein allgemeines werden möchte, in einer zu Quito errichteten monumentalen Inschrift bereits Ausdruck gegeben.

So geschah es denn auch, daß ein in dieser Angelegenheit von der französischen Nationalversammlung am 8. Mai 1790 erlassenes Decret einer hierzu ernannten Commission den Auftrag ertheilte, die Frage der Begründung eines neuen Maßsystems auf der Basis der Länge des Secundenpendels einer Prüfung zu unterziehen. Zugleich wurde der Wunsch ausgesprochen, daß es gelingen möge, sich mit England über dieses neue System zu verständigen. Bekanntlich gelang dies nicht; vielmehr ist England noch jetzt derjenige Staat, welcher im Maß- und Gewichtswesen ideellen Gesichtspunkten am meisten widerstrebt und an den schwerfälligsten Traditionen hängt.

Jene Commission, zu welcher neben andern bedeutenden Männern Laplace und Lavoisier gehörten, kam zu dem Resultat, daß es nicht zweckmäßig sein würde, die Grundlage des neuen Maßsystems von einer Länge herzunehmen, welche aus der Schwerkraft der Erde zwar mit Hülfe der natürlichen Einheit des Zeitmaßes, nämlich der Umdrehungszeit der Erde, aber unter der Annahme einer blos gewohnheitsmäßigen, an sich nicht zweckentsprechenden Art der Eintheilung dieser Zeiteinheit abgeleitet werde. Die Commission empfahl dagegen, die Grundlage des neuen Maßsystems von den Dimensionen der Erde selbst mit Hülfe einer großen Gradmessungsarbeit herzunehmen und zwar den zehnmillionten Theil des zwischen einem der Pole und dem Aequator gelegenen Viertels eines Erdmeridians, nachdem die Länge desselben durch eine neue Messung gefunden sein würde, zur Einheit des neuen Längenmaßes zu erklären.

Die Wahl des zehnmillionten Theiles jenes Viertels des Erdumfanges als Einheit gab nach den damals bekannten Bestimmungen des Erdumfanges der neuen Einheit eine Länge von etwa 3 Fuß des ältern französischen Maßes.

Die Frage, ob die Wahl dieser neuen Maßeinheit, des Meter, eine glückliche und zweckmäßige genannt werden darf, ist nicht leicht zu beantworten, und es bestehen darüber in der That nicht unerhebliche Meinungsverschiedenheiten.

Zunächst ersieht man aus der oben angegebenen Festsetzung des Verhältnisses der neuen Maßeinheit zum Erdumfange, daß hier noch andere natürliche Ver-

hältnisse in die Wahl eines rein tellurischen, sogenannten Naturmaßes hineinspielten.

Als letzte Einheit oder Grundlage des Längenmaßes ist allerdings der Umfang eines Meridians der Erde gedacht, wie sich derselbe durch unmittelbare Ausmessung eines genügend langen Bogenstückes in Verbindung mit den aus derselben Messung definitiv abzuleitenden Gestaltungsgesetzen des Erdkörpers herausstellen würde. Da es jedoch ungeheuerlich gewesen sein würde, bei den Messungsoperationen des kleinen menschlichen Lebens immer von Verhältnißausdrücken zu jener großen Maßlänge auszugehen, so handelte es sich um ein passendes Verhältniß, in welches die gewöhnliche Maßeinheit des menschlichen Verkehrs zu jenem natürlichen und, wie man annahm, unveränderlichen Urmaß zu setzen sei.

Als man für das Verhältniß des vierten Theiles des Erdumfanges — der vierte Theil des Kreisumfanges hat bekanntlich als Grundlage der Berechnung aller Beziehungen zwischen Winkel- und Linearmessungen eine große natürliche und conventionelle Bedeutung — die Zahl „10 Millionen" wählte, legte man sofort dem Eintheilungssystem des eigentlichen Urmaßes das Decimalsystem zu Grunde, ein Zahlensystem, dessen Einführung bekanntlich auf der Naturerscheinung beruht, daß die Menschen mit höchst seltenen Ausnahmen 10 Finger besitzen, welche ursprünglich die einfachsten Zählungsmittel gebildet haben. Daß man aber gerade die Zahl 10 Millionen und nicht etwa 1 oder 100 Millionen wählte, war wieder durch andere natürliche Verhältnisse bedingt; denn der Divisor 10 Millionen gab für das aus dem Quadranten des Erdumfanges abgeleitete Maß eine Länge, welche sich einigermaßen einem Naturmaß des menschlichen Körpers näherte, das beim Messen eine ähnliche Bedeutung hat, wie die Zahl der Finger beim Zählen, nämlich der Armlänge, der Grundlage aller Ellenmaße. Die Wahl des Meter ist somit mehr oder weniger bewußt das Resultat einer Verbindung des Umfanges der Erde, der Zehnzahl der Finger und der Länge der altfranzösischen Elle.

Hierbei dürfte überhaupt darauf hinzuweisen sein, daß die meisten der bis dahin in dem Verkehr der verschiedenen Völker zur Geltung gekommenen Maßeinheiten in viel eigentlicherm Sinne, als ein von dem Umfange der Erde hergenommenes Maß, bereits Naturmaße gewesen waren, nämlich das mittlere Maß des menschlichen Fußes, des menschlichen Schrittes, des menschlichen Armes und der Spanne der menschlichen Hand.

Auch waren bereits mehrfach Anknüpfungen der Maßeinheiten an andere in der Natur in besonderer Gleichförmigkeit und Beständigkeit dargebotene Abmessungen versucht worden, z. B. an die Größe der Körner gewisser Getreidearten, welche sich durch eine besondere Beständigkeit und Regelmäßigkeit ihrer Fruchtgestalten auszeichnen; ebenso Anknüpfungen der Gewichtseinheiten an größere Früchte, welche von gewissen Baumarten unter den regelmäßigen klimatischen Bedingungen der subtropischen Zonen mit besonderer Regelmäßigkeit der Gestalt und der stofflichen Zusammensetzung erzeugt wurden.

Auch hatten insbesondere die Naturmaße, welche von dem Fuß, dem Schritt, dem Arm und der Hand des menschlichen Körpers abgeleitet waren, unleugbar in den niedern Zuständen des Maßwesens eine unmittelbarere praktische Bedeutung

gehabt, als etwa der Erdumfang für ein höher entwickeltes Maßwesen zunächst haben wird. Denn es war sehr bequem, wenn es sich nur um geringe Genauigkeit handelte, daß jeder Mensch die Maßeinheit beständig bei sich hatte und sich durch Schreiten oder durch Anlegen des Fußes oder des Armes, resp. der Handspanne, beliebige rohe Maßbestimmungen zu jeder Zeit selbst ableiten konnte.

Auch wird diese Bedeutung der alten Maßeinheiten gar häufig gegen die Zweckmäßigkeit der dem metrischen System zu Grunde liegenden Maßeinheit ins Treffen geführt, wobei man natürlich den „verkehrten Idealismus", der dem metrischen System zu Grunde liege, mitleidig belächelt und in dem Abirren der Maße von Fuß, Arm und Hand wieder eins der Beispiele von der Thorheit aller Abwendungen von altgewohnten und einfachen Verhältnissen findet.

Es ist jedoch vollkommen in der Ordnung, daß der Vortheil der Anknüpfung der Maßeinheiten an die rohesten, wenngleich bequemsten Naturmaße, die Gliedermaße, immer mehr in den Hintergrund tritt, je schärfer die Anforderungen an die Genauigkeit und die Uebereinstimmung der Messungen des menschlichen Verkehrs werden. Auch zeigt sich diese Entwickelung bereits lange vor der Begründung des metrischen Systems darin deutlich, daß die conventionellen Maßeinheiten des Fußes und der Elle sich bei den verschiedenen Völkern immer mehr von ihren durchschnittlichen körperlichen Grundlagen entfernen und viel stärkere Verschiedenheiten erkennen lassen, als diese körperlichen Abmessungen bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten je dargeboten haben.

Die Vortheile, welche in einfachen Beziehungen der Maßeinheiten zu den bei den verschiedenen menschlichen Individuen bekanntlich sehr verschiedenen Gliedermaßen insofern enthalten sind, als man durch Fuß-, Schritt- und Armlänge ohne andere Messungsmittel überall, sofort und bequem gewisse rohe Maßabschätzungen machen kann, diese Vortheile wird man nach einiger Uebung und Gewöhnung mit derselben geringen Genauigkeit, welche bei den starken Abweichungen der Fußeinheiten, Elleneinheiten u. s. w. von den einzelnen Füßen und Armen überhaupt erreichbar ist, sehr bald auch bei beliebigen andern Maßeinheiten mittels Aufsuchung einfacher Zahlenbeziehungen derselben zu den Abmessungen des menschlichen Körpers gewinnen können. Die Meterlänge z. B. entfernt sich nur wenig von dem durchschnittlichen Abstande zwischen den Fingerspitzen des einen ausgestreckten Armes und der Wurzel des andern Armes, eine Beziehung, welche für das Abschätzen nach Meterlängen mindestens ebenso bequem sein dürfte, als die ungefähre Uebereinstimmung anderer Maßeinheiten mit der Länge des einen Armes selbst. Genügend einfache Zahlenbeziehungen lassen sich überdies auch zwischen Meter und Fuß-, resp. Schrittlänge finden.

Aber alle solche Beziehungen können überhaupt in entwickeltern Zuständen des Messens, welche größere Gleichförmigkeit und Genauigkeit des Messens verlangen, nur von untergeordneter Bedeutung sein. Nur die Armlänge kann insofern noch eine größere Bedeutung behaupten, als sie für den Grad der Bequemlichkeit auch bei gewissen Arten der Handhabung von Maßstäben nicht unerheblich ist.

Es war jedenfalls natürlich, daß auch die französische Maß- und Gewichtsreform bei der Wahl des Verhältnisses der neuen Maßeinheit zum Naturmaße

des Erdumfangs dasjenige Maß zum ungefähren Anhalt nahm, welches bis dahin die größte Bedeutung bei den Manipulationen des Messens von Längen im gewöhnlichen Handelsverkehr gehabt hatte, nämlich die an die Armlänge ursprünglich angeknüpfte Elle. Infolge des Zwanges, welchen das Naturphänomen der Zehnzahl der Finger und der daraus hervorgegangene decimale Charakter der gewählten Verhältnißzahl der neuen Einheit zum Erdumfange mit sich brachte, wurde allerdings hierbei eine Einheit gefunden, welche die meisten Ellenmaße, die bis dahin an die Armlänge angeknüpft worden waren, übertrifft, z. B. um etwa ein Funfzehntel größer ist als der englische Yard. Die gewöhnliche Handhabung des Meters ist hiernach vielleicht nicht ganz so bequem wie die der meisten frühern Ellenmaße, aber z B. von der des Yard, an welcher die doch für sehr praktisch geltenden Engländer noch festhalten, nur wenig verschieden. Ja die alte französische Elle ist sogar noch um 20 Centimenter länger gewesen als das Meter.

Dagegen stehen die bisher in der Präcisionstechnik vielfach üblichen, drei Fuß langen Maßstäbe — auch das Urmaß des preußischen Fußsystems und alle davon abgeleiteten Normalmaßstäbe sind Dreifußstäbe — durchschnittlich dem Meter noch erheblich näher als die Ellenmaße. Die neue Maßeinheit entfernt sich also durchaus nicht in solchem Grade von allen bisherigen Einrichtungen, wie man vielfach behauptet hat.

Die französische Commission, welche die Maßeinheit aus dem Erdumfange in Verbindung mit dem Princip der Decimaltheilung und der Annäherung an eins der ältern Längenmaße abzuleiten vorschlug, nahm übrigens hierbei das Princip der Decimaltheilung nicht ohne weiteres als das zweckmäßigste an; vielmehr erwog man ernstlich, ob nicht in dieser Beziehung der Anschluß an solche Grundlagen, die auf den ersten Blick von der Natur gegeben und menschlicher Willkür enthoben zu sein schienen, verlassen werden müßte, wenn ein anderes Zahlensystem als das decimale nach den natürlichen Gesetzen des Zahlenreiches größere Vortheile darbiete.

Diejenigen, welche so großen Werth darauf legen, daß die Maßeinheiten eine möglichst einfache Beziehung zu menschlichen Gliedermaßen haben, vermittels deren jeder einzelne seine Messungen überall und ohne allen Apparat annäherungsweise selbst ausführen könne, würden sich natürlich gegen eine Aufgebung derjenigen Vortheile erklären müssen, welche dem ungeübten Rechner, bei gewissen Operationen sogar einem vollendeten Kopfrechner, der sich der Vortheile der tabellarischen Rechenmittel nicht bedienen will, durch die Uebereinstimmung der Zahl der Finger mit der Grundlage unsers Zahlensystems gewährt sind.

Auch hier war man aber im Rechte, als man bei den Erwägungen über die zweckmäßigste Gestaltung von solchen Einrichtungen, welche den hochentwickelten exacten Bedürfnissen zahlreicher, durch Umfang und Feinheit überwiegend wichtiger menschlicher Thätigkeiten und nicht blos den gewohnheitsmäßigen Anforderungen des gewöhnlichen Verkehrs genügen sollten, auf den zahlenmäßigen Anschluß an die Besonderheiten des menschlichen Organismus geringeres Gewicht legte, weil diese doch durch die machinale und schematische Entwickelung aller bezüglichen Hülfseinrichtungen immer mehr an Bedeutung verlieren.

Bekanntlich waren in den ältern Abstufungs- und Eintheilungssystemen von

Messungsmitteln, obgleich von jeher und ausnahmslos das menschliche Zahlensystem auf der Grundlage der zehn Finger aufgebaut worden war, schon andere geeigneter erscheinende Zahlen zur Anwendung gekommen. Insbesondere waren es zwei Zahlen gewesen, die als Grundlagen der Eintheilung und der Bildung von Vielfachen sowol durch ihre im Vergleich mit der Zehn merklich günstigere Theilbarkeit, als auch besonders durch die Autorität, die sie in der Astronomie der Alten gewonnen hatten, sehr große Verbreitung erlangten, nämlich die Zahl 12 und die Zahl 60, an denen ja auch jetzt noch viele Zählungs- und Eintheilungsgewohnheiten hängen.

Die Grundzahlen 60 und 12 waren aus der Jahreslänge und der Monatslänge etwa in folgender Weise hervorgegangen.

Die Zahl 365, welche die Jahreslänge in vollen Tagen ausdrückt, erschien trotz dieser großen natürlichen Bedeutung zur Eintheilungszahl der Umlaufszeit und der Umlaufsbahn, also des Kreisumfangs, nicht geeignet, weil sie zu wenig aufgehende Eintheilungen hat. Die ihr am nächsten kommende Zahl, welche in dieser Beziehung alle Anforderungen erfüllen konnte, war die Zahl 360; dieselbe lag außerdem in der Mitte zwischen derjenigen Anzahl von Tagen, welche der Dauer des Sonnenjahres, und derjenigen Anzahl von Tagen, welche der Dauer des sogenannten Mondjahres, d. h. einer der Länge des Sonnenjahres am nächsten kommenden vollen Zahl von Monaten zugehörte.

Theilte man aber den Kreis in 360 Theile, so hatte der Halbmesser des Kreises, welcher bekanntlich der Sehne des sechsten Theiles des Kreisumfangs gleichkommt, einen Längenwerth, welcher sich der Länge von 60 Kreistheilen näherte, und so wurde die Zahl 60 auch die Grundlage aller Linearabmessungen und aller derjenigen Rechnungen, welche mit Anwendung der Lehre vom Kreise sich besonders in der Astronomie schon bei den Griechen zu einer umfangreichen Praxis entwickelten. In der Durchführung der Zahl 60 als Grundlage aller Eintheilungs- und Rechnungsoperationen auch außerhalb der Astronomie ist man jedoch mit voller Consequenz nur in Babylon vorgegangen, wo auch für das gesammte Maß- und Gewichtssystem die 60-Theilung eine wichtige Grundlage bildete.

Die Bedeutung der Zahl 12 gründet sich zunächst darauf, daß sie die Anzahl der vollen Mondumläufe darstellte, welche innerhalb eines Sonnenjahres stattfanden. Wir haben die verbundene Bedeutung der Zahlen 360 und 12 unmittelbar vor Augen in der aus ältester Zeit, insbesondere in der ägyptischen Chronologie bezeugten Einrichtung, daß man gewissermaßen ein ideales Sonnenjahr von 360 Tagen festsetzte und dieses in 12 Monate zu je 30 Tagen, welche bis auf einen halben Tag der Dauer eines Mondlaufes entsprechen, theilte, während die 5 oder $5\frac{1}{4}$ Tage, welche bei den 360 Tagen noch zum vollen Sonnenjahre fehlten, dem Idealjahre jedesmal nur wie eine unvermeidliche Verunzierung als „Schalttage" hinzugefügt wurden.

Späterhin ist die 12 ebenso wie die Zahlen 360 und 60, auch abgesehen von jener astronomischen Bedeutung, als eine besonders geeignete Eintheilungszahl festgehalten und auf andere Eintheilungsgebiete übertragen worden.

Im übrigen war, wie die Zahlzeichen beweisen, der Aufbau des Zahlensystems

auch derjenigen Völker, welche die 60-Theilungen und die 12-Theilungen vorzugsweise entwickelt haben, auf decimaler Grundlage erfolgt, sodaß der Vortheil der Eintheilungszahlen 12 und 60 keinesfalls zu derjenigen vollkommenen Durchführung gelangt ist, welche z. B. bei einer Gliederung des ganzen Zahlensystems nach der 12 erreichbar wären.

Man war in Frankreich bei der Prüfung der Frage, ob die 10 für alle Zukunft die Grundlage des Zahlensystems und hiernach auch des Eintheilungssystems von Maßen und Gewichten bilden solle, jener alten Vorgänge, die erst in neuerer Zeit klarer erkannt worden sind, nicht vollkommen kundig, sondern man stellte nur ernstlich die Frage auf, ob es nicht rathsam sei, statt das in der Zählung und Rechnung bestehende Decimalsystem zur Grundlage der neuen Maßeinrichtungen zu machen, lieber das ganze Zahlensystem von Grund aus zu reformiren, indem man ein neues System etwa auf der 12 als Grundlage aufbaute und sodann das neue Maß- und Gewichtssystem entsprechend dieser vielfach bereits beliebt gewesenen 12-Theilung einrichtete.

Bei näherer Erwägung erschien jedoch ein Versuch, eine Umänderung des ganzen menschlichen Zahlensystems von der Basis 10 auf die Basis 12 durchzusetzen, viel aussichtsloser, als der Versuch, endlich eine volle Gleichartigkeit in sämmtlichen willkürlichen Zahleneinrichtungen auf der Grundlage 10 zu erreichen und zunächst wenigstens das neue Maß- und Gewichtssystem mit der Zehnzahl als der bis dahin allgemein angenommenen Grundlage des Stellensystems der Zahlen in Uebereinstimmung zu setzen.

Es wurde demnach schließlich entschieden, daß man dem Maß- und Gewichtssystem fortan eine streng folgerichtige decimale Gliederung geben und zugleich dahin wirken solle, daß dasselbe Princip auch in allen andern menschlichen Zählungs- und Theilungseinrichtungen zur Durchführung gelange.

Bekanntlich wurde auch in letzterer Beziehung von der ersten französischen Republik kräftig vorgegangen. Unter andern wurde der Quadrant des Kreises in 100 Theile, jeder der letztern wieder in Hundertel u. s. w. getheilt.

Auch in den Zeitmaßen wurde, soweit die dort nicht willkürlichen, sondern von der Natur gegebenen Eintheilungen es irgend gestatteten, eine zahlenmäßige Vereinfachung erstrebt. Man konnte allerdings das Vierteljahr nicht in 100 Theile theilen, denn es enthielt eben $91\frac{1}{3}$ Tage; man konnte auch das Jahr nicht in 10 Monate theilen, denn der Mond vollendete in einem Jahre $12\frac{1}{2}$ Umläufe; aber man kehrte von der noch gegenwärtig geltenden, scheinbar so willkürlichen Vertheilung der Tage unter die Monate zu der bereits im hohen Alterthum begründeten Einrichtung zurück, daß man das Jahr in 12 Monate zu 30 Tagen mit 5—6 überschießenden Schalttagen und jeden Monat in 3 Gruppen von 10 Tagen theilte.

Offenbar war aber die chronologische Reform die am wenigsten gelungene Maßregel jener Reformepoche. Da, wo in den natürlichen Verhältnissen des Tages, Monats und Jahres zueinander feste Beziehungen gegeben sind, bietet es keinen wesentlichen Vortheil, irgendwie noch die 10 hineinzubringen. Vielmehr ist hier die größtmögliche Annäherung an die wirklichen Zahlenverhältnisse durch eine

zweckmäßige etwa alternirende Folge von möglichst wenig verschiedenen Gruppen ganzer Tage geboten. Auch wird statt der zehntägigen Woche oder Dekade wol die siebentägige Woche nicht blos durch ihren nahen Anschluß an die Viertelung des Mondumlaufs, sondern vorzugsweise mit ihrem wiederkehrenden Ruhetage durch ihre sehr alte und innige Verbindung mit den Lebensgewohnheiten, vielleicht sogar mit den durch die Gewohnheit entwickelten Leistungsbedingungen des menschlichen Organismus voraussichtlich andauernde Geltung behalten.

Auch in Betreff der Durchführung des Decimalsystems auf dem Gebiete der Messungen, wo natürliche Eintheilungsverhältnisse von entscheidender Bedeutung der Durchführung des Princips nicht widerstreben, darf man die Frage nicht scheuen, ob denn die von den Franzosen getroffene Entscheidung wirklich als zweckmäßig und förderlich anerkannt werden kann, oder ob nicht doch noch dahin gestrebt werden muß, falls eine andere Zahl als Grundlage des ganzen Zahlensystems geeigneter ist als die 10, dereinst den Versuch zu wagen, vor welchem die sonst so radicale französische Commission zurückgeschreckt war, nämlich Zahlensystem und Maßsystem völlig neu auf der geeignetsten Grundzahl aufzubauen.

Wenn man für 10 und 11 zwei neue Zahlzeichen einführte und erst die 12 durch 1 und 0, die 13 in derselben Weise wie unsere 11 u. s. f. bezeichnete, sodaß z. B. 24 an die Stelle unserer 20, 36 an die Stelle unserer 30 treten würde, ließen sich, abgesehen von dem Vorzuge der neuen Grundzahl 12, welcher in ihrer Theilbarkeit durch 2, 3 und 4 besteht, auch durch die Vereinfachung der Ausdrücke vieler Zahlenbeziehungen und demgemäß vieler Rechnungsoperationen gewisse Vortheile erzielen.

Auch würde man gegen eine solche Annahme der Zwölf als Grundzahl den Conflict mit der Zehnzahl der Finger nicht ernstlich geltend machen können; denn der Anschluß an die natürlichen Messungs- und Zählungsmittel des menschlichen Lebens ist eben, wie wir bereits hervorgehoben haben, für entwickelte Zustände des Messens und Rechnens von verschwindend geringer Bedeutung, ganz abgesehen davon, daß uns vielleicht, wie man scherzweise bemerkt hat, von der Darwin'schen Lehre die Hoffnung eröffnet werden könnte, durch geeignete Anwendung ihrer Principien den menschlichen Organismus in solcher Richtung zu entwickeln, daß die Anzahl derjenigen Menschen, welche an jeder Hand sechs Finger haben, sich von einer verschwindend kleinen Minorität in die Majorität verwandelte u. s. w.

Erwägt man aber die großen Schwierigkeiten, welche schon der Durchführung der 10-Theilung innerhalb begrenzter Gebiete der menschlichen Thätigkeit entgegentreten, so wird man den Gedanken aufgeben, aus einem Zustande heraus, welcher noch so sehr mit unklaren und blos durch die Gewohnheit aufrecht erhaltenen Einrichtungen und Urtheilen erfüllt und welcher noch so weit entfernt ist von einer rein vernünftigen und einmüthigen Behandlung gemeinsamer menschlicher Angelegenheiten wie der gegenwärtige, fundamentale Reformen von so einschneidender Bedeutung, wie die oben erwähnte, verwirklichen zu wollen, auch wenn sie viel einleuchtender und tiefer begründet wären als durch Betrachtungen obiger Art, von denen man keinesfalls sagen kann, daß sie von irgendjemand schon mit Rücksicht auf alle Seiten der Frage vollständig durchdacht worden sind.

Es dürfte viel zweckmäßiger sein, zunächst die Einmüthigkeit nur in begrenzter Durchführung des unzweifelhaft richtigen Gedankens zu erstreben, daß die Grundlage des gegenwärtigen Zahlensystems auch die Grundlage der Abstufungen und Eintheilungsformen aller Messungs- und Wägungsmittel, überhaupt aller derjenigen Einrichtungen bilden müsse, welche einer theoretisch reinen und von natürlich gegebenen Bedingungen nahezu unabhängigen Gestaltung zugänglich sind.

Auch läßt sich leicht nachweisen, daß die Hauptvorzüge, welche man im Maß- und Gewichtswesen für andere Grundzahlen der Eintheilung als die 10, z. B. für die 12 geltend machen kann und welche dieser letztern Zahl sowie der 60 und der 360 eine besondere Bedeutung in den frühern Entwickelungsstufen des Messens gegeben haben, immer unwesentlicher werden, je geringer die Bedeutung von unmittelbaren Eintheilungsoperationen im menschlichen Maß- und Gewichtsverkehr wird, d. h. je mehr sich die technischen Messungseinrichtungen vervollkommnen.

Und hier ist auch der Ort, auf die vermeintlichen Vorzüge einzugehen, welche in den Augen vieler Menschen noch die Eintheilungen und Abstufungen von Maßen, Gewichten, Münzen u. s. w. nach fortgesetzten Halbirungen $^1/_4$, $^1/_8$, $^1/_{16}$, $^1/_{32}$ u. s. w. haben.

Die Vorzüge der fortgesetzten Halbirungseintheilungen ebenso wie die Vorzüge der Theilbarkeit der Grundzahl des Zwölfsystems durch die kleinsten ganzen Zahlen 2, 3, 4 machen sich eben nur bei eigentlichen Eintheilungsoperationen geltend: also können sie im öffentlichen Verkehr nur die allerrohesten und kindlichsten Operationen treffen, bei denen jemand z. B. seine Waare auf der Stelle etwa nach dem Augenmaße in eine kleine Anzahl von gleichen Theilen sondern und danach für entsprechend gleiche Theile anderer Waaren oder Tauschmittel verkaufen wollte, wobei also Rechnungs- und Messungsoperationen der zwar künstlichern, aber doch so überaus bequemen und einfachen Art ganz vermieden werden sollten, wie sie jetzt fast jedermann durch die vier Species und durch die Anwendung der einfachsten Messungs- und Wägungsmittel geläufig sind.

Es ist einleuchtend, daß bei solchen elementaren Eintheilungsoperationen fortgesetzte Halbirungen, bei denen man immer zwei gleiche Theile nebeneinander hat, den größten Vortheil für die bloße Schätzung darbieten. Neben der Eintheilung in Halbe würden dann die in Drittel und Viertel für bloße Schätzungen die geläufigsten sein, während die bei dem Decimalsystem außer der Halbirung vorhandene Fünftheilung im obigen Sinne schon viel weniger übersichtlich ist.

Die Eintheilung von Maßen und Gewichten nach einer Grundzahl, welche möglichst viele aufgehende Theilungen durch die kleinsten ganzen Zahlen erlaubt, würde aber gegenwärtig überall da, wo überhaupt ein und dieselbe Eintheilungszahl durchgängig, z. B. auch im Münzwesen angenommen ist, im Verkehr gar keine und nur in denjenigen Gebieten der Technik noch einige Bedeutung haben, in denen wirkliche Eintheilungsoperationen vollzogen werden, welche die Grundlagen der Messungs- und Wägungsmittel des Verkehrs bilden sollen, nämlich bei den Verfertigern von Messungs- und Wägungsmitteln jeder Art.

Dem Mechaniker, welcher einen Maßstab einzutheilen hat, ist die Eintheilung

in 12 Theile willkommener als die Eintheilung in 10, weil bei ersterer nicht nur die Ausführung von möglichst genauen Originaltheilungen, sondern auch die unabhängige Untersuchung und Prüfung derselben etwas bequemer und bei derselben Mühe genauer wird als bei einer Decimaltheilung. Dem Mechaniker, welcher einen Kreisumfang einzutheilen hat, ist ebenso die alte Theilung in 360 Grade und des Grades in 60 Minuten willkommener, als die dem Decimalsystem angepaßte Eintheilung des Viertelkreises in 100 Grade u. s. w., weil er in der 360-Theilung bei der Auftragung der Theilmarken und bei ihrer Prüfung in ähnlicher Weise, wie der einen Maßstab anfertigende Mechaniker, durch die größere Anzahl der aufgehenden und untereinander in einfachsten Verhältnissen stehenden Theile nicht unerhebliche Erleichterungen hat.

Endlich ist jedem Techniker, welcher einen bis zu den kleinsten Werthen abgestuften Gewichtssatz herstellen soll, eine Eintheilung des Gewichtes nach fortgesetzten Halbirungen lieber als jede andere Eintheilung, weil bei ersterer Eintheilungsart die Ableitung der kleinern Gewichte aus den größern und umgekehrt viel bequemer ist.

Aber die Anzahl der Fälle, in welchen Techniker Abstufungen und Eintheilungen solcher Art in unabhängiger Weise selbst auszuführen haben, ist doch verschwindend klein gegen die zahllose Menge von Fällen, in welchen vorhandene Eintheilungen und Abstufungen im Verkehr und in der Technik ohne das Bedürfniß eingehender Prüfung derselben zur Anwendung kommen, und in welchen z. B. die 12-Theilung sogar bei einem auf die Zwölf gegründeten Zahlensystem oder die fortgesetzte Halbirungstheilung bei einem auf die Acht gegründeten Zahlensystem keine erheblichen Vortheile gewähren würde, in welchen sie aber innerhalb eines auf die Zehn begründeten Zahlensystems bedenkliche Schwerfälligkeiten, ganz unnöthige Verluste an Zeit und Mühe und Anlässe zu den verdrießlichsten Irrungen mit sich bringt.

Endlich dürften sogar die Fälle, in welchen absolute und originale Eintheilungen oder Abstufungen feinster Art vom Mechaniker sozusagen construirt werden, bei denen also die Natur der Eintheilungszahl eine wesentliche Bedeutung hat, überhaupt einen verschwindend kleinen Bruchtheil selbst unter den mechanischen Eintheilungs- und Abstufungsoperationen, welche bei der Fabrikation von Maßen und Gewichten erforderlich sind, bilden, da die Anfertigung genauer Theilungen u. s. w. in der weit überwiegenden Mehrheit der Fälle nur durch Copirung einer verhältnißmäßig sehr geringen Anzahl sogenannter Originaleintheilungen ausgeführt wird.

An dieser Stelle dürfte auch die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß sogar bei denjenigen Schätzungsoperationen von Theilintervallen und Verhältnissen, welche den Schlußstein auch der feinsten Messungsoperationen bilden, die Uebung — allerdings immer auf der fast instinctiven Grundlage der fortgesetzten Halbirungen oder der Dreitheilungen — allmählich eine ebensolche Sicherheit in der Schätzung von Decimaltheilen verschafft, wie in der Schätzung von Zwölfteln und dergleichen erreichbar sein würde.

Sobald also das Decimalsystem nicht nur in dem Maß- und Gewichts- und Münzwesen und jedenfalls auch in der Winkeleintheilung, bei welcher es auch ganz bedeutende Rechnungsvortheile bietet, durchgeführt sein wird, werden die dadurch

erlangten Vortheile für alle menschlichen Operationen mit Maßen, Gewichten und Werthbestimmungen jeder Art so außerordentlich, und wird das Behagen der Menschen an den dadurch erzielten Erleichterungen so groß sein, daß voraussichtlich die Discussion über eine passendere Grundzahl des ganzen Zahlensystems ganz verschwinden wird, wenn nicht im Laufe der zukünftigen mathematischen Entwickelung sich ganz entscheidende, neue Anregungen zu einer Weiterbildung der bezüglichen Einrichtungen ergeben. Jedenfalls beruhen aber die Anpreisungen der fortgesetzten Halbirungs- oder der 12-Theilung innerhalb eines decimalen Zahlensystems auf unklaren oder nicht zu Ende geführten Erwägungen, welche wesentlich durch die Macht der Gewohnheit unterstützt werden. Vielleicht erscheinen sie vielen sehr bedeutenden Männern auch deshalb noch beachtenswerth, weil es auf der andern Seite auch einen Decimalfanatismus gibt, welcher unter anderm glaubt, künftig die gemeinen Brüche ganz ignoriren und überall nur mit Decimalbrüchen operiren zu dürfen, z. B. statt $^1/_3$ überall schreiben zu müssen $33^1/_3\,\%$ oder 0,33333.

Ganz im Gegentheil hierzu sind wir der Ansicht, daß man z. B. in der Winkeleintheilung, in welcher die decimalen Eintheilungen für Messungs- und Rechnungszwecke schon in naher Zukunft zur allgemeinen Geltung gelangen werden, dem Einwurf, „in der decimalen Eintheilung seien zahlreiche Winkelausdrücke von wichtiger geometrischer Bedeutung nicht mit runden und einfachen Zahlen ausdrückbar", sehr wirksam dadurch wird begegnen können, daß man die Winkelausdrücke, welche einfache Beziehungen zum ganzen Kreisumfang oder zum Quadranten haben, überhaupt nicht mehr in Graden, sondern ausschließlich mit den gewöhnlichen Brüchen $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$, $^1/_6$ u. s. w. unmittelbar im Verhältniß zum Umfange bezeichnet und hiernach auch besondere tabellarische Hülfsmittel abgekürzter Form für diese besondern Werthe einführt.

Nachdem von der französischen Commission die neue Maßeinheit, das Meter, mit Annahme des decimalen Systems und in Annäherung an die Elle, in eine einfache decimale Beziehung zu dem zwischen einem der beiden Pole und dem Aequator enthaltenen Bogenstücke des Erdumfanges gesetzt war, handelte es sich darum, auch in ähnlicher Weise die Gewichtseinheit entweder selbständig auf besondere natürliche Verhältnisse zu begründen, oder dieselbe nach möglichst einfachen und naturgemäßen Beziehungen, deren jedesmalige Verwirklichung besonders leicht und sicher sein mußte, an die neue Maßeinheit anzuschließen.

Hierzu war, da bei der Gewichtseinheit stoffliche Grundlagen nicht entbehrt werden konnten, ein Stoff erforderlich, der in möglichst gleichartiger und unveränderlicher Beschaffenheit allgemein verbreitet sein mußte. Aus einer auf der Längenmaßeinheit aufzubauenden Raum- oder Volumeneinheit eines solchen Stoffes mußte die Gewichtseinheit (oder umgekehrt die Volumeneinheit aus der Gewichtseinheit) nöthigenfalls zu jeder Zeit und an jedem Orte ableitbar sein.

Als ein solcher vermittelnder Stoff zwischen Maßeinheit und Gewichtseinheit ist schon in sehr alten Zeiten in mehr oder weniger präciser Weise das Wasser benutzt worden.

Dies wurde nun durch die metrische Commission in wissenschaftlicher Strenge

dahin ausgeführt, daß die Gewichtseinheit in einfache decimale Beziehung gesetzt werden sollte zu dem Gewicht einer Wassermenge, deren Volumen durch einen auf der Längeneinheit oder einem decimalen Theile derselben aufgebauten Würfel bestimmt werde, und daß bei dieser Ableitung der Gewichtseinheit die Beschaffenheit des Wassers folgenden strengern Bedingungen genügen solle. Das Wasser sollte chemisch reines sein und sich in der Temperatur seiner größten Dichtigkeit befinden, in deren Nähe die infolge der unabläßigen Wärmeänderungen eintretenden unvermeidlichen Volumenänderungen den geringsten Betrag hätten, oder aber das bei der Bestimmung der Gewichtseinheit aus der Volumeneinheit und umgekehrt anzuwendende Wasser sollte wenigstens, wenn es jenen ideellen Bedingungen nicht genüge, seinem chemischen und seinem Wärmezustande nach so genau bestimmbar sein, daß man das jedesmalige Verhältniß seiner Dichtigkeit zu der Dichtigkeit jenes eigentlich erforderten normalen Wassers hinreichend sicher bestimmen könne.

Durch diese Festsetzungen, welche im Interesse der wissenschaftlichen genauen Festhaltung der Beziehungen zwischen Maß- und Gewichtseinheit unerläßlich wurden, ist allerdings der elementare Vortheil der neuen Gewichtseinheit, daß sie nämlich aus der Maßeinheit überall mit Hülfe eines allverbreiteten Stoffes unmittelbar abgeleitet werden könne, in gewissem Sinne wieder aufgehoben; denn chemisch reines Wasser findet sich nirgends in der Natur, und die Ermittelung des Verhältnisses der Dichtigkeit beliebigen Wassers zu derjenigen reinen und dichtesten Wassers ist eine nicht zu jeder Zeit und an jedem Orte zu lösende Aufgabe. Indessen sind die Abweichungen der in der Natur vorkommenden Wasserbeschaffenheiten von den Eigenschaften des vom metrischen System verlangten Normalwassers doch so gering, daß man innerhalb solcher Genauigkeitsgrenzen, welche beim Verkehr überhaupt eingehalten werden können, nämlich bis auf etwa ein Tausendtheil ihres Werthes, die Gewichtseinheit aus der Volumeneinheit, oder umgekehrt die Volumeneinheit aus der Gewichtseinheit mit Hülfe aller offenen und sogenannten süßen Gewässer: der Bäche, der Flüsse und der Teiche, bequem ermitteln kann.

Auch die Ungenauigkeiten, welche trotz der bei der Begründung des metrischen Systems zur Feststellung der obigen Beziehungen zwischen Gewichtseinheit und Maßeinheit ausgeführten sorgfältigen Arbeiten in der Kenntniß des Verhältnisses zwischen Volumeneinheit und Gewichtseinheit noch übriggeblieben sind, können den großen Vorzug, welchen die Festsetzung der Gewichtseinheit des metrischen Systems für zahllose Anfgaben des Verkehrs, der Technik und der Wissenschaft bietet, nicht merklich trüben.

Die kleinen Verbesserungen, welche die Beziehung der beiden Einheiten zueinander durch die künftige Verschärfung der Messungen und Wägungen noch erfahren kann, werden sowol im Verkehr als in der Wissenschaft mit größter Leichtigkeit sich in die übrigens sehr einfachen Berechnungen derjenigen kleinen Verbesserungen einfügen lassen, die schon im Verkehr, geschweige denn in der Wissenschaft zur Berücksichtigung der Besonderheiten des jedesmal benutzten Wassers, insbesondere der unvermeidlichen Temperaturverschiedenheiten unumgänglich sind.

Nur die Kleinheit aller dieser Verbesserungen, also die relative Einfachheit der Beziehungen, begründet die große Zweckmäßigkeit dieser ganzen Einrichtung

des metrischen Systems; denn absolute Einfachheit und Identität wird man bei Beziehungen, die aus der Natur hergenommen werden sollen, überhaupt niemals erreichen können. Es ist doch eine überaus nützliche Einrichtung, wenn man z. B. den Inhalt eines Gefäßes von beliebiger Form, dessen Inhaltsberechnung mit Hülfe linearer Ausmessungen ungemein schwierig und unsicher sein würde, aus dem Gewichte seiner Wasserfüllung mit leichtester Messungs- und Rechnungsarbeit nach Kubikdecimetern oder Litern zu bestimmen vermag und zwar mit einer Genauigkeit, die selbst im gegenwärtigen Zustande unserer Kenntniß des Gewichts der Volumeneinheit Wassers etwa bis auf $^1/_{3000}$ des Werthes geschätzt werden kann. Eine solche Genauigkeit würde sich durch bloße Ausmessungen selbst eines regelmäßig gestalteten Hohlraumes nur bei größter wissenschaftlicher Exactheit der Bearbeitung und der Ausmessung der Begrenzungsflächen erreichen lassen.

Die großen Vortheile aber, welche gerade jene zahlenmäßig einfachen Beziehungen zwischen der Gewichtseinheit und der Wasserfüllung der Volumeneinheit, wie sie in dem metrischen System eingeführt sind, im Vergleich mit denjenigen viel schwerfälligern Beziehungen bieten, welche die ältern der gegenwärtig noch geltenden Maß- und Gewichtssysteme zwischen ihren Gewichtseinheiten und den Volumeneinheiten mittels des Wassers hergestellt haben, werden alle diejenigen bereits zur Genüge erkannt haben, welche mit der Ausmessung von Gefäßen zu thun haben.

In den entwickeltsten Maß- und Gewichtssystemen der alten Völker waren übrigens ebenso einfache, auch auf Füllung mit Wasser begründete Beziehungen zwischen der Gewichts- und der Längeneinheit schon zur Geltung gekommen, wie sie gegenwärtig einen der wesentlichsten Vorzüge des metrischen Systems bilden. Jene in formaler Beziehung sehr vollendeten Durchbildungen der alten Maß- und Gewichtssysteme sind aber beim Untergange der Alten Welt zum größten Theile verloren gegangen, und erst die von Gewohnheiten und Vorurtheilen befreiende Wiederkehr strengern Denkens über alle menschlichen Einrichtungen, wie sie hauptsächlich den Engländern des 17. und den Franzosen des vorigen Jahrhunderts verdankt wird, hat uns zu einem Theile jener Errungenschaften der alten Cultur zurückgeführt, die wir nun allerdings mit einer höhern Technik auch vollendeter durchzubilden vermögen.

Nach unsern gesammten bisherigen Darlegungen wird man uns im ganzen und großen die Behauptung nicht mehr bestreiten, daß die Einrichtung des metrischen Systems in der That ein großer Schritt zu der Verwirklichung derjenigen Ideen zu nennen ist, welche von den leitenden französischen Männern jener ganzen Reform zu Grunde gelegt worden waren, und daß das metrische System, wenngleich es jetzt noch mit vielem blos Gewohnheitsmäßigen, dem nur vorübergehend noch einige Bedeutung zugeschrieben werden kann, streitet, den tiefern und wesentlichern Grundbedingungen alles Messens und Wägens, einschließlich aller davon untrennbaren Rechnungsoperationen, entsprechender gebildet wurde als irgendeins der bisherigen Maß- und Gewichtssysteme.

Hierdurch wurde aber dem zweiten Ziel, welches bei jener Reform ins Auge gefaßt wurde, nämlich der Absicht, ein System zu schaffen, welches auch die größte

Wahrscheinlichkeit der allgemeinen Einführung innerhalb der ganzen menschlichen Gemeinschaft für sich habe, zugleich in hohem Grade Vorschub geleistet.

Man beruhigte sich jedoch damals bei dieser Zuversicht nicht, sondern suchte sofort die Annahme des metrischen Systems bei andern Nationen dadurch anzubahnen, daß man Gelehrte aus allen Nationen zur Theilnahme an der technischen und wissenschaftlichen Festsetzung der neuen Maß- und Gewichtseinheiten nach Paris einlud, um auf diese Weise auch andere Nationen zu einer sachverständigen Würdigung der großen Fortschritte, welche man dem menschlichen Verkehr zu bieten gedachte, in den Stand zu setzen.

Die damalige Weltlage vereitelte das Zustandekommen einer solchen Vereinigung. Es gelang zwar, eine größere Anzahl von Gelehrten anderer Nationen zur Theilnahme an den wissenschaftlichen Arbeiten, auf welche man nun mittels der Gradmessung und mittels umfassender physikalischer Experimente das neue Urmaß und das neue Urgewicht zu begründen hatte, heranzuziehen. Es erschienen nämlich Delegirte der Batavischen, der Römischen, der Cisalpinischen, der Ligurischen und der Helvetischen Republik, außerdem Sardiniens, Toscanas, Spaniens und Dänemarks. Aber die ganze Entwickelung der Dinge entsprach nicht den kühnen und glücklichen Gedanken, welche der ganzen Reform zu Grunde lagen.

Die Wahl, welche man bei der Festsetzung des eigentlichen Urmaßstabes und des Urgewichtsstückes in Bezug auf Material und Gestaltungsverhältnisse traf, war keine glückliche.

Ein damals wegen seiner Eigenschaften besonders berühmtes Metall, dessen Vorzüge aber, wenigstens in der damals angewandten Beschaffenheit, für die in Rede stehenden Zwecke nachher fast völlig in Frage gestellt worden sind, das Platin, wurde sowol zur Anfertigung des Urmaßes als des Urgewichts gewählt, und bei der Bearbeitung des neuen Urmaßes wurde bezüglich des Querschnitts und bezüglich der Beschaffenheit der Endflächen eine so unvollkommene Einrichtung angenommen, daß dadurch in dem folgenden halben Jahrhundert das ganze metrische System trotz seiner innern Vorzüge der lebhaften Kritik, ja der Abneigung der Fachmänner anderer Nationen ausgesetzt wurde, welche erst in allerneuester Zeit durch den endlich in Paris erkämpften Beschluß einer Erneuerung jener Grundlagen ihren Boden verloren hat.

Außer jener nicht glücklichen technischen Fundirung des neuen Maß- und Gewichtssystems war der Einführung desselben bei andern Nationen gerade der eigenthümliche pathetische Charakter, mit welchem es sich als Naturmaßsystem bezeichnete, hinderlich.

Geschmacklose Declamationen, wie sie sogar in officiellen Schriftstücken bei der Begründung des metrischen Systems zugelassen wurden, z. B. fortan werde es jedem Grundbesitzer möglich sein, sofort anzugeben, den wievielten Theil der Erdoberfläche er besitze u. s. w., sowie überhaupt die ganze in der französischen Nation erregte Vorstellung, daß die Grundlagen des neuen Maß- und Gewichtssystems durch ihre bloße Anknüpfung an die Erde sicherer seien als die Grundlagen anderer Maß- und Gewichtssysteme, wurden von den Fachmännern anderer Nationen nur belächelt, und man sagte mit Recht, daß das neue System durch einen bessern

Urmaßstab solider begründet worden wäre, als durch seine Beziehungen zu dem Erdumfange.

Die Idee der Anknüpfung des Meters an den Erdumfang, welche den sofortigen Beginn großer Gradmessungen forderte, hat während der französischen Schreckenszeit zur Bewahrung wissenschaftlicher Traditionen nicht wenig beigetragen und der Wissenschaft große Mathematiker und Astronomen erhalten helfen, welche sonst vielleicht sämmtlich wie ihr Freund und Mitarbeiter, der geniale Chemiker Lavoisier, dem Neid und Haß der Gleichmacherei gegen große menschliche Vorzüge mit unterlegen wären. Nahe genug wurden trotzdem jene heldenkühnen Männer mehr als einmal während der Gradmessungsarbeiten dem Tode gebracht; denn das französische Volk benahm sich in jener Zeit gegen Forscher, die mit Instrumenten im Lande arbeiteten, kaum besser als der wildeste afrikanische Negerstamm.

Der Schutz von seiten der Regierung half ihnen immer wieder durch; denn selbst die Schreckensregierung betrachtete, abgesehen von einer schnell vorübergehenden ganz brutalen Krisis, die Entwickelung des neuen Maß- und Gewichtswesens aus der Gradmessung als eine ruhmvolle nationale Aufgabe.

Auch die Kenntniß der Gestalt und der Dimensionen der Erde sowie das Vermessungswesen überhaupt hatten ja ansehnlichen unmittelbaren Gewinn von diesem großen Werke.

Eine andere Bedeutung aber wollte man außerhalb Frankreichs den Arbeiten nicht zugestehen, welche zur Herleitung des neuen Maß- und Gewichtssystems aus den Dimensionen der Erde ausgeführt worden waren.

Bei der französischen Nation und den Nationen von verwandter Cultur spielt allerdings noch immer die Anknüpfung des Meters an den Erdumfang eine große Rolle. Man wird z. B. fast keine Wandtafel des neuen Maß- und Gewichtssystems in Frankreich oder Belgien sehen, auf welcher nicht ein Bildchen enthalten wäre, das den vierten Theil des Erdumfangs mit der Inschrift „10 Millionen Meter" darstellte.

Bei der Einführung des metrischen Systems in Deutschland hat man aber gänzlich von jener, in mancher Hinsicht illusorischen Begründung der neuen Maßeinheit abgesehen und sofort sein Augenmerk darauf gerichtet, statt des bisherigen ungenügenden Urmaßes die Herstellung eines ordentlichen Maßstabes als Grundlage der neuen Einheit zu verlangen, ohne etwa auf eine neue Gradmessung und dergleichen im Sinne einer Prüfung der französischen Definition des Meters irgendwelchen Werth zu legen.

Charakteristisch ist es in dieser Beziehung, daß selbst die französischen Fachmänner, als neuerdings insbesondere von Deutschland, der Schweiz und Rußland aus die Forderung einer Revision der technischen Grundlagen des metrischen Systems erhoben wurde, wirklich glaubten, daß man in Deutschland verlangte, nochmals und noch genauer die Erde auszumessen und darauf ein besseres metrisches System aufzubauen.

Was überhaupt die sogenannten Urmaße betrifft, so kann zwar der ungefähre Anschluß an gewisse Dimensions- oder Stoffverhältnisse der Natur der Einrichtung eines Maß- und Gewichtssystems manche praktischen Vorzüge verleihen, sobald

dabei gebührende Rücksichten auf die natürlichen Grundbedingungen der Messungs- und Wägungsoperationen in Verbindung mit den Zählungs- und Rechnungseinrichtungen genommen werden; indessen sind alle Ausmessungen von Dimensionen oder Abständen in der Natur ihrerseits stets mit gewissen unvermeidlichen oder unergründlichen Fehlern behaftet, und zwar sind gerade bei der Ausmessung von größern Bogenstücken des Erdumfangs jene Fehler im Verhältniß zu den gesuchten Längen viel größer als bei der Ausmessung kleinerer Strecken. Bei jenen größern Strecken, bei welchen auch Winkelmessungen in ausgedehnten Dreiecksnetzen hinzukommen müssen, treten nämlich die Fehler des Winkelmessens mittels des Visirens nach meilenweit entfernten Punkten zu den Fehlern der eigentlichen Linearmessungen hinzu, wodurch viel ungünstigere Fehlerverhältnisse entstehen als bei solchen nicht zu kleinen Entfernungen, die man noch ganz und gar mit sorgfältigster Aneinandersetzung seiner Maßstäbe ausmessen kann.

Hierzu kommt, daß die Gestalt der Erde selbst, wenn es sich um die größte Genauigkeit handelt, sowenig durch ein einfaches Gesetz darstellbar ist, daß die neuere Kritik der Gradmessungen überhaupt es nicht mehr für möglich hält, durch Ausmessung einzelner Strecken, mögen sie selbst Hunderte von Meilen lang sein, mit der für die Grundlagen eines Maßsystems erforderlichen Genauigkeit auf die Gesammtdimensionen des Erdkörpers zu schließen.

Gute Messungen mit Hülfe eines zweckmäßig eingerichteten und sorgfältig aufbewahrten Urmaßes von Metall, vielleicht noch controlirt durch geeignete Stücke aus vollkommen und definitiv krystallisirten Stoffen, werden daher viel eher dazu dienen können, wirkliche Veränderungen in den Erstreckungs- und Krümmungsverhältnissen eines bestimmten Flächenstücks des Erdkörpers zu erkennen, als daß man aus derartigen Maßbestimmungen unmittelbare und allgemeingültige Controlen der Unveränderlichkeit des Urmaßes ableiten könnte.

Nur sehr zahlreiche und über die ganze Erde zweckmäßig vertheilte Bestimmungen der Pendellängen oder bloße lineare Messungen der Abstände zwischen gewissen an der Erdoberfläche möglichst solid festgelegten Punkten werden künftig in ihrer Gesammtheit eine gewisse Controle für die Unveränderlichkeit unserer Urmaßstäbe gewähren können.

Uebrigens dürfte hier der Ort sein, noch darauf hinzuweisen, daß die bedeutendsten unter den Begründern des metrischen Systems bei der Festsetzung der einfachen Zahlenbeziehung des Meters zum Erdumfange auch die *großen* Vortheile im Auge gehabt haben, welche jene Zahlenverhältnisse durch ihre Einfachheit, bei einer für viele Zwecke vollkommen genügenden und daher sehr bequemen Annäherung an die Wahrheit, allen Ausmessungen auf der Erdoberfläche darbieten werden, sobald über kurz oder lang die so zweckmäßige Hunderttheilung des Viertelkreises auch in den geographischen und geodätischen Messungen durchgeführt werden wird.

Aehnliche Vortheile hat sich bekanntlich die Nautik bei der Wahl ihrer Entfernungsmaße im Anschluß an die bisherige Winkeleintheilung schon längst angeeignet, indem sie die von ihr benutzten Längenmaße (Seemeile u. s. w.) in das einfachst mögliche Verhältniß zu den Winkeleintheilungen des Erdumfangs gesetzt

hat. Man sollte also auch in dieser Beziehung in Deutschland etwas gerechter gegen das metrische System sein.

Der Einführung des metrischen Systems außerhalb Frankreichs lagen natürlich auch noch andere Hindernisse als die Kritik seiner unvollkommenen technischen Einrichtung und Handhabung und die Abneigung gegen seine Naturmaßprätensionen zu Grunde. Die internationalen Verkehrsverhältnisse, die Bedürfnisse der Technik und Industrie waren bei weitem noch nicht entwickelt genug, um den Vortheil eines gemeinsamen Maß- und Gewichtssystems so eclatant erscheinen zu lassen, wie sich derselbe uns jetzt darstellt, und um die andern Nationen zu veranlassen, die großen Mühen, Kosten und Unsicherheiten, welche mit der Abänderung gewohnter Maß- und Gewichtseinrichtungen verbunden sind, zu Gunsten eines zunächst rein ideal erscheinenden Anspruchs, wie er bei dem metrischen System erhoben wurde, auf sich zu nehmen.

Endlich war der Fortgang der Einführung des metrischen Systems auch in Frankreich selbst kein gedeihlicher. Dieser Punkt verdient etwas nähere Beleuchtung, weil die außerordentliche Langsamkeit, mit welcher sich das neue Maß- und Gewichtssystem in Frankreich selbst zur Geltung gebracht hat, nicht nur vor der Einführung des metrischen Systems in Deutschland wiederholt gegen die Zweckmäßigkeit desselben ins Feld geführt worden ist, sondern auch gegenwärtig bei allen denjenigen, die jenem System abgeneigt sind, einer gewissen Zweifelsucht Vorschub leistet und somit die Ueberwindung der Uebelstände jeder solchen Neuerung, d. h. die volle und allgemeine Annahme der neuen Einrichtung verzögert. Diejenigen, welche sich darauf berufen, daß in Frankreich selbst noch der Fuß und das Pfund u. s. w. neben den Einheiten und Bezeichnungen des metrischen Systems in populärer Geltung sind, werden meistens nicht wissen, daß die französische Regierung während des ersten Kaiserthums durch Maßregeln, welche zum Theil in der Anhänglichkeit des sonst in mathematischer Richtung so begabten Kaisers an die ihm geläufigen Maße und Gewichte des ältern Systems ihre Erklärung finden, die volle Durchführung der Einrichtungen des metrischen Systems sistirt, im Jahre 1812 sogar den alten Maß- und Gewichtsbenennungen und -Eintheilungen, angewandt auf die Einheiten des metrischen Systems, unbeschränkte legale Anwendung gestattet und dadurch Frankreich fast 25 Jahre lang in einen Zustand des Maß- und Gewichtswesens versetzt hat, welcher in seinen Nachwirkungen der später versuchten consequenten Durchführung des metrischen Systems äußerst hinderlich gewesen ist.

Erst durch das Gesetz vom 4. Juli 1837, welches das metrische System in seiner Reinheit und mit alleiniger Gültigkeit wiederherstellte, wurde der Versuch gemacht, den durch die vorangegangene Zeit der Verwirrung geschaffenen Zustand wieder zu beseitigen. Es ist aber klar, daß die Verwaltung, die sich einmal darauf eingelassen hatte, der Gewohnheit eine solche Concession zu machen, wie die im Jahre 1812 erfolgte, auch nicht beanspruchen konnte, daß man sofort an ihren dauernden Ernst, das neue Decret streng durchzuführen, glaubte. Nebenbei sicherte der frühere Mangel einer technischen Volkserziehung in Frankreich, d. h. die geringe Bekanntschaft mit den Elementen des decimalen Rechnens, auch in den

folgenden Jahrzehnten den alten Einrichtungen innerhalb des Kleinverkehrs noch eine große Anhängerschaft.

Um die Einführung des metrischen Systems in Deutschland haben sich hauptsächlich die Ingenieure und die Vertreter des Maschinenwesens verdient gemacht. Die große Entwickelung des Maschinen- und Eisenbahnwesens und die dadurch bewirkte innigere Verbindung der Technik und Industrie aller Culturländer ist es besonders gewesen, welche den Vortheil gemeinsamer Maß- und Gewichtseinrichtungen mehr und mehr zum Bewußtsein gebracht hat. Der überhaupt durch die Entwickelung des Eisenbahnwesens in den letzten Jahrzehnten hoch gesteigerte internationale Verkehr hatte auf allen Handelsgebieten gerade die Männer der eingreifendsten Praxis zu den eifrigsten Vertretern der Einführung des metrischen Systems gemacht, während die deutsche Wissenschaft und insbesondere die Vertreter der eigentlichen Forschung auf dem Gebiete des Maß- und Gewichtswesens selbst sich vielfach in dem oben erläuterten kritischen Sinne dem metrischen System abgeneigt erwiesen haben.

Auch auf dem Gebiete der Technik und des internationalen Verkehrs war eine Zeit lang die Frage streitig, ob das neue französische oder das englische Maß- und Gewichtssystem die größere Aussicht auf allgemeine Annahme habe. Wer dabei in erster Linie den Umfang der gegenwärtigen Verbreitung des einen oder des andern Systems ins Auge faßte, mußte dem englischen System allerdings den Vorzug geben, da dasselbe bis vor einem Jahrzehnt in der Culturwelt bei einer größern Anzahl von Menschen in Anwendung war als irgendein anderes.

Auch die innigere Verbindung der deutschen Technik mit der englischen mußte dem englischen Maß- und Gewichtswesen in den Augen vieler einen Vorzug vor der Einführung des französischen Systems gewähren. Wer jedoch auf die möglichst großen innern Vorzüge desjenigen Systems, dem man sich im Interesse der internationalen Gemeinsamkeit zuzuwenden hätte, höhern Werth legte, als auf den gegenwärtigen Umfang der Verbreitung desselben, konnte nicht zweifelhaft sein, daß dem metrischen System die Zukunft gehöre, und daß es binnen kurzem auch bezüglich seiner Verbreitung dem englischen den Vorrang ablaufen würde. Denn die englischen Maß- und Gewichtseinrichtungen enthalten zwar auch einige Besonderheiten, durch welche der Vortheil decimaler Eintheilungen anerkannt wird, sind im übrigen aber untereinander so zusammenhangslos und so sehr der numerischen Einfachheit und Folgerichtigkeit entbehrend, daß man kaum ein Maß- und Gewichtssystem hätte finden können, welches von den ideellen Bedingungen, denen ein solches wenigstens annähernd genügen soll, so weit entfernt gewesen wäre als das englische.

Ein solcher Ausspruch, welcher übrigens in einer Erklärung der englischen Gesellschaft für die Förderung der Wissenschaften, datirt vom Jahre 1861, ausdrücklich bestätigt wird, scheint in Betracht des anerkannt praktischen Sinnes der Engländer ein sehr gewagter; indessen wird seine im einzelnen durchaus nachweisbare Richtigkeit auch im allgemeinen einleuchtend erscheinen, wenn man sich erinnert, daß mit dem praktischen Sinne der Engländer auch eine übergroße Anhänglichkeit an gewohnheitsmäßige Einrichtungen Hand in Hand geht, daß ferner gerade dann, wenn man womöglich den besondern Bedingungen jedes einzelnen Verkehrszweiges durch besondere praktische Specialeinrichtungen von Maßen oder Gewichten Rech-

nung tragen will, wie es in England vielfach geschehen ist, die Einheit und Consequenz des Ganzen aufs bedenklichste geschädigt wird.

Es wird dieser letztere Punkt auch in Deutschland im Auge zu behalten sein, wo eine ähnliche Neigung in vielen Kreisen waltet, jedem einzelnen praktischen Bedürfnisse, unter denen es übrigens zahllose eingebildete und blos auf Bequemlichkeit und Gewohnheit beruhende gibt, womöglich durch besondere Ausnahmeeinrichtungen eine Genüge zu verschaffen.

Eminent praktisch ist auf dem Gebiete des Maß- und Gewichtswesens gerade die Unterordnung der einzelnen Interessen und Gewohnheiten unter den Gesichtspunkt der Einfachheit und Folgerichtigkeit des Ganzen, welche durch Erleichterung und Sicherung aller Umsetzungen und Vergleichungen, überhaupt aller Rechnungsoperationen, Vortheile gewährt, deren Summe unberechenbar größer ist als die Gesammtheit der Vortheile und kleinen Erleichterungen, die durch Specialeinrichtungen von besondern aus der rechnungsmäßigen Folgerichtigkeit heraustretenden Messungs- oder Wägungsmitteln für einzelne Zwecke zu erreichen sind.

Die ersten Vorbereitungen zur Einführung des metrischen Systems in Deutschland geschahen noch zu den Zeiten des Bundestages. Eine von den verbündeten Regierungen zusammenberufene Commission von Sachverständigen, welche zuerst im Jahre 1861 in Frankfurt a. M. zusammentrat, erklärte sich schließlich ihrer Mehrheit nach principiell für die Einführung des metrischen Systems in Deutschland als die geeignetste Maßregel, um innerhalb des Bundes die von der Entwickelung der Verkehrsverhältnisse unabweisbar geforderte volle Einheit in Maß- und Gewichtssachen herbeizuführen.

Die technischen Vorarbeiten jener Sachverständigencommission, innerhalb welcher in bezeichnender Weise Directoren von Polytechnischen Schulen, unter ihnen am eingreifendsten der nunmehr verstorbene hochverdiente Dr. Hülße aus Dresden, thätig waren, ebneten der Einführung des metrischen Systems die Wege bereits in dem Grade, daß die Grundlagen der gegenwärtigen Aichungsvorschriften im wesentlichen an die Arbeiten jener Commission angeschlossen werden konnten.

Ein unmittelbares Resultat hatten jene Berathungen nicht, weil insbesondere die preußische Verwaltung Widerspruch gegen die Einführung des metrischen Systems erhob. Erst nach dem Jahre 1866 wurde dies anders. Die Aufgabe, welche in diesem Jahre an den preußischen Staat herantrat, die abweichenden Maß- und Gewichtssysteme seiner neuen Provinzen mit den Einrichtungen der ältern Provinzen auszugleichen, machte die preußische Verwaltung geneigter, gemeinsam für alle das metrische System einzuführen, weil man sich sagte, daß die Einführung eines ganz neuen und durch seine innere Einrichtung vielfach bereits populär gewordenen Systems die neuen Provinzen zur Aufgebung der ältern Einrichtungen williger machen werde als die Aufdrängung des preußischen Maß- und Gewichtssystems, welches überdies keinerlei wesentliche Vorzüge vor den andern beanspruchen konnte. So kam es denn, daß bei der durch die frankfurter Verhandlungen vorbereiteten Geneigtheit der bedeutendern Mitglieder des neugeschaffenen Norddeutschen Bundes in der Maß- und Gewichtsordnung vom 17. Aug. 1868 das metrische

System für den Norddeutschen Bund zur Annahme gelangte. Leider gelang dies noch nicht ohne einige erhebliche Abänderungen dieses Maß- und Gewichtssystems, durch welche man glaubte, die Einlebung der neuern Einrichtung zu befördern, indem man sich an gewisse ältere Einrichtungen und Gewohnheiten anschloß, deren Beibehaltung aber gerade einen der Hauptvorzüge des metrischen Systems, nämlich die folgerichtige decimale Gestaltung desselben in Schreibart und Rechnung trübte.

Einige sehr erhebliche Irrungen muß man dem Reichstage selbst nachsagen, und zwar trifft dies hauptsächlich die durch Hinzufügung vereinzelter deutscher Bezeichnungen der neuen Maße bewirkte Einführung doppelter Namen und die dadurch zugleich bewirkte Beförderung des Gebrauchs von Einheiten, welche der Handhabung des Systems in streng decimalem Sinne höchst schädlich geworden sind, z. B. des Scheffels zu 50 Liter u. s. w.

Was zunächst die doppelten Namen betrifft, so wäre es nicht so schädlich gewesen, die Namen des metrischen Systems ganz zu unterdrücken und dafür durchgehends deutsche einzusetzen, als zwei Namen für ein und dasselbe Ding zuzulassen, ein Fehler, welcher gegen die Grundsätze des Maß- und Gewichtswesens wie jeder exacten Einrichtung verstößt, da er überhaupt und besonders bei einer neuen Sache nur Anlaß zu Verwirrungen geben kann.

Die preußischen Schulen wissen davon zu erzählen, was der Zustand, in welchen die Rechenbücher infolge jener Bestimmungen der Maß- und Gewichtsordnung gerathen waren, der Einlebung der Vorzüge des neuen Maß- und Gewichtssystems geschadet hat und noch immer schadet.

Daß man sich scheute, die metrischen Bezeichnungen selbst zurückzuweisen, ist erklärlich, weil es der vom Reichstage selbst nachdrücklich betonten internationalen Bedeutung der Reform erheblichen Abbruch gethan haben würde, wenn man die gemeinsamen Namen, welche bei der Einführung internationaler Einrichtungen nothwendig zu der vollen Gemeinsamkeit gehören, über Bord geworfen hätte. Man hätte aber dann auch auf den nationalen Purismus verzichten sollen, für die neuen Dinge deutsche Nebennamen einzuführen, um so mehr, als die Erfahrung dafür spricht, daß neue Dinge mit ganz neuen Namen sich viel leichter und sicherer einführen als mit den alten, welche bisher andere Dinge bezeichnet hatten. Man wird sich gegenwärtig wol überzeugt haben, wie gänzlich unpopulär die deutschen Namen der metrischen Maße und Gewichte geblieben sind, und mit welcher Leichtigkeit und welcher Geneigtheit die Leute überall die metrischen Namen bevorzugen. Man hatte hierbei auch eine Eigenthümlichkeit unsers Volkes, welche ebensowol eine Schwäche als eine Stärke desselben bildet, außer Acht gelassen, nämlich die auf manchen Gebieten entschieden schädlich wirkende und daher mit Recht bekämpfte, aber auf Gebieten, wo es sich um die Aneignung eines gemeinsamen geistigen Besitzes sämmtlicher Culturvölker handelt, überaus förderliche Eigenthümlichkeit, in Sprache und Sitte Fremdes leicht aufzunehmen und sogar eine gewisse Genugthuung in dem geläufigen Gebrauche von solchen Fremdwörtern zu finden, welche wirklich Neues und Gemeinsames in nicht misverständlicher und überall gültiger Weise bezeichnen.

Zwei Hauptmängel der deutschen Maß- und Gewichtsordnung bestehen außer-

dem in der bereits oben in genügender Weise erörterten und besonders neben den unerläßlichen decimalen Abstufungen bedenklichen Zulassung der Eintheilung nach fortgesetzten Halbirungen bei den Hohlmaßen und in der Zulassung des halben Kilogramms, d. h. des Pfundes als Einheitsname bei Gewichtsbezeichnungen. Letztere Zulassung gründete sich hauptsächlich auf eine schon im Jahre 1856 erfolgte, also der Einführung des metrischen Systems in Deutschland vorangegangene theilweise Unification des Gewichtswesens des Deutschen Zollvereins. Man hatte damals einer dringlichen Nothwendigkeit des Verkehrs nachgebend die Verschiedenheit der Gewichtseinheiten in Deutschland beseitigt, und zwar durch Annahme des halben Kilogramms, als eines neuen gemeinsamen Zollpfundes. Von verschiedenen Seiten war auch damals schon sofort die Einführung des Kilogramms und seiner decimalen Eintheilung gefordert worden, und in mehrern Staaten des Zollvereins hatte man auch sogleich die Einführung des halben Kilogramms in die des Kilogramms hinüberzuleiten gesucht, indem man durch Eintheilung des Pfundes in tausend halbe Gramm die dem Kilogramm zu Grunde liegende Einheit, das Gramm, mindestens mittelbar zur Geltung brachte.

Daß damals nicht statt des halben Kilogramms sogleich das Kilogramm adoptirt wurde, ist wesentlich durch die an sich verständliche Absicht zu erklären, die damals unmittelbar wichtige bloße Vereinbarung nicht durch einen zu großen Sprung auf eine von den bisherigen Gewichtseinheiten zu stark abweichende neue Einheit zu erschweren. Außerdem hat man auch damals schon für die Vorzüge des Pfundes als Einheit mancherlei Gründe geltend gemacht, denen man es aber ansieht, daß sie im wesentlichen blos der Abneigung gegen eine „zu weit gehende" Reform ihren Ursprung verdanken.

Der nachdrücklichste dieser Einwände, welcher gegen das Kilogramm noch heute geltend gemacht wird, ist der, daß dasselbe für die Gewichtseinheit zu groß sei, was zunächst dadurch bewiesen werde, daß die bisherigen Gewichtseinheiten fast aller Völker sich in der Nähe von einem halben Kilogramm gehalten hätten.

Wenn man weiß, wie sehr Gewohnheitsverhältnisse bei einer solchen Uebereinstimmung älterer Einrichtungen untereinander weit mehr maßgebend gewesen sind als innere Zweckmäßigkeitsgründe, so kann diesem Einwurfe keine große Bedeutung zugeschrieben werden.

Etwas erheblicher erscheint die Behauptung, daß die Pfundeinheit deshalb geeigneter sei als die Kilogrammeinheit, weil ein Gewichtsstück zu hundert Pfunden noch von einem Manne gehandhabt werden könne, während ein Gewichtsstück zu hundert Kilogramm dafür bereits zu schwerfällig sei. Dieser Umstand hat in neuester Zeit fast seine ganze Bedeutung dadurch verloren, daß der Verkehr mehr und mehr bei Abwägung größerer Lasten verjüngende Wagen in Anwendung bringt, bei welchen das Centnerstück, welches demgemäß auch anderwärts, z. B. in Frankreich, fast gar nicht mehr vorkommt, als Hundertfaches der Einheit in einer weit überwiegenden Anzahl von Fällen keine Rolle spielt. Die Bedeutung, welche das Centnerstück noch bei gleicharmigen Balkenwagen und bei den größten Centesimalwagen behält, dürfte an sich nicht erheblich genug sein, um fernerhin der Durchführung des Kilogramms als ausschließlicher Gewichtseinheit ein Hinderniß zu

bieten. Der Uebelstand, welcher durch die Zulassung der Pfundeinheit neben der Kilogrammeinheit hervorgerufen wird, ist insofern außerordentlich groß, als die Anwendung der Pfundeinheit die Einführung der rein decimalen Schreib- und Rechnungsweise mit Gewichtsgrößen, z. B. die sonst so einfache Berechnung der Gewichtssummen bei Decimalwagen, nachhaltig stört; denn da das Pfund nach der Maß- und Gewichtsordnung in 500 Theile getheilt wird, liegt es auf der Hand, daß durch die Beförderung der Zählung nach Pfunden, wenn das Pfund auch in einer noch so einfachen Beziehung zum streng decimal getheilten Kilogramm steht, zahllose immer wiederkehrende Rechnungserschwerungen und Anlässe zu Irrthümern aufrecht erhalten werden, welche durchaus sobald als irgend möglich abgestellt werden sollten.

Der Wortlaut des Beschlusses, welchen der Deutsche Reichstag sofort nach der Annahme der Maß- und Gewichtsordnung faßte: „den Bundeskanzler aufzufordern, durch Verhandlungen mit denjenigen Staaten, in welchen das metrische System angenommen ist oder wird, dahin zu wirken, daß Abweichungen von dem gemeinschaftlichen System nur von einer Conferenz sämmtlicher betheiligter Staaten beschlossen werden können", mußte, unmittelbar nachdem man selbst so erhebliche Abweichungen von dem metrischen System eingeführt hatte, einen etwas befremdenden Eindruck machen, doch wurde er in der Folge von günstigster Wirkung.

Die italienische Schauspielkunst in Deutschland.

Von

Eugen Zabel.

Der internationale Zug in dem Wesen des Deutschen, der ihn befähigt, sich in die verschiedensten Individualitäten hineinzudenken und das Empfindungsleben anderer Völker selbst dann zu verstehen, wenn es ihm nicht behagt, hat sich auch auf dem Theater voll und deutlich ausgeprägt. Wer eine Reihe von Jahren in einer großen Stadt, wie Berlin oder Wien, Bühneneindrücke gesammelt hat, kann nicht genug darüber staunen, wie mannichfaltig und wechselnd dieselben sind. Ein deutsches Repertoire setzt sich aus den dramatischen Erzeugnissen aller Nationen zusammen und macht nicht nur bei den Romanen und den stammverwandten Engländern Anleihen, sondern auch bei den namentlich neuerdings in die Mode gekommenen nordischen Völkern und versuchsweise bei den Slaven. Daß man das classische Alterthum nicht allein den Gelehrten überlassen will, zeigen die vielen Aufführungen der „Antigone" von Sophokles, die sich kein Theater von literarischer Haltung entgehen läßt. In jüngster Zeit hat sich auch die liebliche indische Schwester der Antigone, die „Sakuntala" von Kalidasa, am deutschen Herde niedergelassen.

Dasselbe bunte Bild entrollt sich vor unsern Augen, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie verschiedenartig die Abstammung der Interpreten dieser Weltliteratur ist. Halten wir uns nur an die Erfahrungen eines Menschenalters, so treten uns zunächst einige Namen entgegen, deren Träger es zu einer maßgebenden Stellung auf unserer Bühne brachten, obwol ihnen die holden Märchen der Kindheit nicht in deutscher Sprache erzählt wurden. Der Pole Bogumil Dawison, die Czechin Fanny Janauschek sind merkwürdige Beispiele nicht nur für den zähen Fleiß, mit dem diese Naturen sich eine fremde Sprache zum Mittel der künstlerischen Darstellung machten, sondern auch für die große Anziehungskraft, die unsere Art und Sitte auf andere Nationen ausüben. Ungarn hat uns in Adolf Sonnenthal das größte schauspielerische Talent gegeben, das Deutschland gegenwärtig besitzt, und dieses Register könnte man leicht durch einige dii minorum gentium vervollständigen. Gehen wir nun zu den Bühnendarstellungen in fremder Sprache über, so ist es auffallend, daß die Kunst des Landes, welches das größte dramatische Genie der Neuzeit hervorgebracht hat, auf unsere nationalen Bühnenverhältnisse einflußlos geblieben ist. Wenn wir von dem Auftreten Samuel Phelps' in Deutschland im

Jahre 1859 absehen, sind uns die englischen Schauspieler wegen ihres übertriebenen Spiels wenig sympathisch gewesen, und diese fehlende Sympathie anzufachen, war das Auftreten des englisch sprechenden Negers Ira Aldridge mit seinem ganz und gar aus dem Groben schaffenden Naturalismus am wenigsten angethan. Einen ebenso tiefen wie segensreichen Einfluß haben dagegen auf unserer Bühne die Romanen ausgeübt, sowol die Franzosen wie die Italiener; jene auf dem Gebiete des Salonstücks, diese auf dem Gebiete der Tragödie. Während aber das Band zwischen dem französischen und dem deutschen Theater sich immer mehr lockerte, sodaß die Gesellschaft französischer Schauspieler, die sonst mehrere Monate im Jahre im Concertsaal des berliner Schauspielhauses Vorstellungen gab, nicht wieder zusammentrat, hat sich die Beliebtheit und das Ansehen der italienischen Schauspielkunst seit der Mitte der funfziger Jahre, als wir den „süßen toscanischen Laut" zum ersten mal aus dem Munde von Adelaide Ristori vernahmen, in dem Grade gesteigert, daß wir ihren Einfluß auf den Geschmack des Publikums und die einheimischen Künstler kaum überschätzen können. Vertritt für uns die Ristori das weibliche Element in der Bühnenkunst jenseit der Alpen, so bilden Ernesto Rossi und Tommaso Salvini die männliche Hälfte derselben.

Es ist aber keineswegs nur der äußerliche Umstand ihres wiederholten Auftretens in unserm Vaterlande, der uns veranlaßt, die Namen dieser drei Künstler zusammenzustellen. Sie bilden auch organisch eine Einheit in der Herrschaft, die sie seit ein paar Jahrzehnten über die Bühnen Italiens und durch ihre Gastspiele in der Alten und Neuen Welt über die Bühnen der civilisirten Länder überhaupt ausüben. Nord- und Südamerika kennen sie ebensowol wie Deutschland, Rußland, Frankreich und England, ja die Ristori hat sogar Indien und Australien ihrem Genius unterwürfig gemacht. Aber nicht nur die außerordentliche Stellung, die sie in ihrer Kunst einnehmen, erlaubt es diese drei Schauspieler nacheinander auszusprechen, sondern noch vielmehr die Thatsache, daß sie alle aus der Schule Gustavo Modena's hervorgegangen sind, der die moderne Schauspielkunst in Italien begründete, indem er dem hohlen Pathos in der Tragödie eine bis dahin für unhaltbar geltende Natürlichkeit des Vortrags und Spiels entgegensetzte. Als er im Jahre 1861 in Florenz starb, betrauerte Italien in ihm gleichzeitig den großen Schauspieler wie den Patrioten und Freiheitshelden. Zweimal machte ihn die Politik dem Theater untreu, 1831, als er wegen Theilnahme an revolutionären Bewegungen aus Italien nach Frankreich, Belgien und der Schweiz fliehen mußte, und 1848, als ihn die Revolution wieder in den Reihen der Kämpfer sah. Von Haus aus Advocat, prakticirte er erst in Rom und Bologna; aber der ungewöhnliche Ruf, den er bald als Schauspieler fand, veranlaßte ihn, sich ganz der Bühne zu widmen. Zu seinen Hauptrollen zählte der Orosman in Voltaire's „Zaire", Paolo in Silvio Pellico's „Francesca da Rimini", Carlo in Alfieri's „Filippo", Leicester in „Maria Stuart", namentlich aber Saul in der gleichnamigen Tragödie von Alfieri. Von dieser letzten Leistung berichtet der italienische Literarhistoriker Giuseppe Guerzoni*), daß Modena diejenige Scene,

*) Vgl. „Il Teatro Italiano nel secolo XVIII" (Mailand 1876).

in welcher König Saul kurz vor der Schlacht, die mit seiner Niederlage und seinem Selbstmord endigt, sich im Fieberwahnsinn von dem Schatten Samuel's verfolgt glaubt, zu der erschütterndsten des ganzen italienischen Theaters gestaltet habe. „Wer Gustavo Modena", erzählt Guerzoni, „nicht in diesem Augenblick gesehen hat, kann nicht behaupten, Saul oder Alfieri gesehen zu haben. Diese Geberde, diese Stimme, diesen Blick kann man nicht mehr vergessen. Wenn Saul plötzlich hinter seinem Kopfe die fleischlose Hand Samuel's zu verspüren glaubt, welche ihm nach der Krone greift, machte Modena eine Geberde, welche das ganze Theater vor Schrecken und Entsetzen erbleichen und erbeben ließ."

Unmittelbar bevor Modena zum zweiten mal seinen Arm dem Freiheitskampfe seines Vaterlandes lieh, löste sich eine Gesellschaft von Schauspielern auf, die er gebildet hatte und die fast alle später berühmt gewordene Künstler Italiens in sich schloß. Es gingen aus ihr die Sadowski, die Mayer, die Caracciolo, die Botteghini, Adelia Arrivabane, außerdem Salvini, Maieroni, Rossi und Belloti Bon hervor. Alle diese Talente haben darin etwas Gemeinsames, daß sie die natürlichen Gaben der romanischen Rasse als glückliche Vorbedingung ihrer Kunst besitzen. Was im Grunde genommen den Schauspieler ausmacht, daß er auf die Anschauung wirkt, indem er seinen Körper zum Ausdruck seelischer Stimmungen macht, ist eine Eigenthümlichkeit, die der Italiener bereits in der Wiege als ererbten Besitz empfindet und mühelos ausbildet, je mehr er zur Reife des bewußten Menschen kommt. Hinter dem Einzelnen steht gleichsam die ganze Nation, die ihren malerischen und bildnerischen Sinn auf das Individuum überträgt. Während der Deutsche zaghaft und ängstlich erscheint, wenn er eine Vorstellung und Empfindung körperlich ausdrücken soll, empfindet der Romane ein wahres Behagen, den Leib wie den Teig eines Bildhauers zu behandeln und ihm die verschiedensten Formen zu geben. So entwickelt er selbst bei den gleichgültigsten Veranlassungen eine pantomimische und mimische Beredsamkeit, die uns, weil wir in der Erregung die Hände am liebsten in den Hosentaschen zu tragen pflegen, völlig unerreichbar ist. Darin liegt das Talent der ganzen Rasse zu der proteusartigen Wandlungsfähigkeit, die den Anfang und das Ende aller Schauspielkunst bildet. Wenn Iwan Turgénjew in den „Frühlingsfluten" seine Maria Nikolajewna einmal ärgerlich sagen läßt: „Der schlechteste französische Schauspieler in der kleinsten Provinzialstadt spielt besser und natürlicher als die erste deutsche Berühmtheit", so ist das natürlich wörtlich genommen eine große Uebertreibung, aber Turgénjew geht von der nicht falschen Voraussetzung aus, daß die Bühnenkunst der Germanen vom Geiste herkommt und sich an der Hand einer mühsam erworbenen Technik in das Sinnliche hineinarbeitet, während die Romanen vom sinnlichen Bilde ausgehen und das technische Rüstzeug mit viel größerer Leichtigkeit gebrauchen lernen. Es erklärt sich hieraus, daß unsere Schauspieler das Hauptgewicht auf den Träger des Geistes, die Sprache legen, während die Romanen virtuos sind in der Beweglichkeit des Gesichts, der Arme und Hände, der Bewältigung des ganzen Körpers. Jede dieser Richtungen hat ihre Gefahren, sie kann dort zur Schönrednerei und Declamation, hier zur saloppen Muskelbeweglichkeit

werden. Erst wenn es gelingt, das Wort in den Dienst einer bestimmten Charakteristik zu stellen und andererseits wieder die Gliedersprache geistig zu läutern, ist es möglich, jene Einheit herzustellen, aus der die reinsten Gebilde der Menschendarstellung hervorgehen. Wir sehen sie verkörpert in den genannten drei italienischen Künstlern, die des Wortes so mächtig sind, daß sie mit ihm allein schon die größten Wirkungen hervorbringen können, die zugleich aber auch ihre Gefühle mit alphabetischer Deutlichkeit bis in die Fingerspitzen körperlich auszudrücken wissen. Schon Diderot klagt in der dritten der Unterhaltungen, die er seinem Drama „Le fils naturel" hinzufügt, daß die Schauspieler zu wenig spielen und daß wir eine Kunst verloren haben, deren Mittel die Alten vortrefflich kannten. Der Pantomime spielte ehemals alle Stände: Könige, Helden, Tyrannen, Reiche, Arme, Städter, Landleute, indem er das jedem Stande Eigenthümliche, das für eine jede Handlung am meisten in die Augen Fallende auswählte. Der Cyniker Demetrius schrieb alle Wirkung den Instrumenten, dem Gesang und der Decoration in Gegenwart eines Pantomimen zu, der ihm antwortete: „Sieh mich allein spielen und sage nachher von meiner Kunst, was du willst." Als die Flöten schwiegen und der Pantomime spielte, rief der Philosoph entzückt aus: „Ich sehe dich nicht nur; ich höre dich, du sprichst zu mir." Solcher und ähnlicher Wirkungen ist das stumme Spiel von Rossi und Salvini wie von der Ristori fähig, die man gleichfalls zu hören glaubt, wenn sie nur mit dem Körper, oft nur mit den Händen sprechen. Die Hand ist besonders bei den beiden Männern ein Instrument, das sie auf fünf Saiten zu spielen scheinen. Jeder Finger gleicht einem Buchstaben und setzt sich mit seinen Nachbarn in eine Beziehung, aus der das ganze Wort, ohne den geringsten Schein von Absichtlichkeit, aber mit größter Klarheit sich zusammensetzt. Die zitternde Hand des Königs Lear und die kraftvoll zugreifende Hand des Macbeth können mit derselben Sicherheit und Bestimmtheit unterschieden werden wie die Figuren des großen Briten selbst. Andererseits liegt wieder in den verschiedenen Stimmungen des Deutens oder Fragens eine Fülle von Nuancen, bei deren Ausdruck sich die Hand dieser Künstler als willigste Vermittelung erweist. Auch diese Fertigkeit ist nur zu einem Theile persönlich, zum andern national und in der Malerei der Italiener ebensowol nachweisbar wie in ihrer Schauspielkunst. Wir erinnern nur an Tizian's Zinsgroschen, wo sich die eckige Knochenhand des Pharisäers von der edeln seelischen Hand des Heilandes so fein unterscheidet. Goethe hat bekanntlich in seiner Abhandlung über Leonardo da Vinci's Abendmahl dasjenige, was die Hände der einzelnen Figuren ausdrücken, aus der Geberdensprache geradezu in Laute, Worte und Sätze übertragen.

Haben diese drei Künstler als Kinder desselben Volkes, als Meister in der Technik ihrer Kunst, als geistig gleich hochstehende Individualitäten und als Träger eines Weltruhmes sehr viel Gemeinsames, so büßen sie hierdurch doch in keiner Weise etwas von ihrer künstlerischen Eigenart ein. Der Reiz, sie als originelle Naturen zu betrachten, ist ebenso groß wie das Verlangen, die Berührungspunkte ihrer Kunst ausfindig zu machen. Nimmt Adelaide Ristori schon als Frau eine besondere Stellung ein, so sind auch Salvini und Rossi so fertige selbständige

Erscheinungen, daß der eine kaum etwas vom andern brauchen kann, ohne daß man dabei zu sagen vermag, wo das größere Maß schauspielerischen Könnens steckt. Hier hört das absolute Urtheilen und Beweisen auf und an dessen Stelle tritt der Geschmack und das Gefühl des Einzelnen. Man kann die beiden Künstler scharf auseinanderhalten, aber man kann nicht den einen auf Kosten des andern loben, sondern muß sich, um mit Goethe zu sprechen, freuen, daß es „zwei solche Kerle" gibt. Wird man in die Enge getrieben, sich doch für einen von beiden zu entscheiden, so darf man sich auf das Beispiel jenes Theaterdirectors in Florenz berufen, der bei der Feier des 400. Geburtstages von Dante das Glück hatte, das Trauerspiel „Francesca da Rimini" von Pellico zugleich mit der Ristori, mit Salvini und Rossi besetzen zu dürfen. Es handelte sich darum, wer zuerst und wer zuletzt auf dem Zettel stehen sollte. Ueber den Vorrang, den man der Dame einzuräumen hatte, konnte man nicht zweifelhaft sein; wie sollte man sich aber den beiden großen Rivalen gegenüber verhalten? Der Theaterdirector fand den Ausweg, die Namen in der Diagonale des Zettels drucken zu lassen, sodaß sie sich kreuzten und niemand mehr sagen konnte, wer vor dem andern bevorzugt sei. Ludwig Speidel, der diese Anekdote in der „Neuen Freien Presse" erzählt, macht hierzu die geistreiche Bemerkung, daß wir von diesem bühnenkundigen Manne lernen können, in der Diagonale zu denken.

Versuchen wir es, dieser Ermahnung Folge zu leisten. Zunächst müssen wir jedoch noch auf eine Eigenthümlichkeit hinweisen, die, so beklagenswerth sie im Interesse der Literatur erscheint, doch allen drei Künstlern gemeinsam ist. Wir meinen das absolut Willkürliche in der Bearbeitung classischer Dichtungen, die uns in Fleisch und Blut übergegangen sind und von denen wir uns nicht wesentliche Theile rauben lassen können. Wie die Italiener mit Schiller und Shakspeare umspringen, unterscheidet sich wesentlich von der nothwendigen Regiethätigkeit, welcher diese Dramen auf deutschen Bühnen unterworfen werden müssen, wenn sie nicht über den Rahmen eines Theaterabends hinauswachsen sollen. Der Deutsche vereinfacht den Scenengang, wo er allzu verwickelt wird, verwischt vielleicht auch einmal einen Uebergang, wenn er im Interesse des Ganzen entbehrlich erscheint, aber er tastet den Organismus des Dramas nicht an, wie es die italienischen Schauspieler thun. So betont z. B. die Ristori als Maria Stuart einseitig die Königin und die Katholikin und weist die Beziehung zu Mortimer fast ganz von sich, indem sie die große Scene mit ihm im dritten Act einfach streicht. Rossi und Salvini lassen den ersten Act des „Hamlet" schon mit dem Schwur endigen, und bedienen sich im letzten Act des „Othello" einer ganz willkürlichen Einrichtung, die mit dem Sinne des Originals auf dem schlimmsten Fuße steht, indem Desdemona hinter einem schweren Vorhang auf dem Bett ruht, dann aber hervorkommt und schließlich nach peinlichem Hin- und Herzerren von Othello wieder nach hinten geschleppt wird, während Shakspeare's Desdemona bei dem letzten Monolog Othello's „so weiß wie Schnee und zart wie eines Denkmals Alabaster" sichtbar ist und sich während des furchtbaren Dialogs von ihrem Lager nur eben aufrichtet. An solchen Umstellungen und Veränderungen, die sich nur durch die reinste Willkür erklären lassen, ist auch in den übrigen Stücken kein Mangel, sodaß

wir dieser Seite der italienischen Vorstellungen in keiner Weise eine vorbildliche Bedeutung zuerkennen können.

Halten wir uns zunächst an den in fünf Welttheilen erprobten Ruhm von Adelaide Ristori, die im Leben eine Marchesa, auf der Bühne eine Königin ist. Als sie zu Anfang der vierziger Jahre in Triest spielte, in der Gesellschaft ihres Onkels Tessero, sah sie Mosenthal, der seinen Eindruck in folgender Weise schildert: „Das junge Mädchen blendete durch seine classische Schönheit; das Gesicht, wie aus einer römischen Gemme gehoben, belebten große, glühende Augen; eine Denture, wie aus Perlen gereiht, verlieh dem feingeschnittenen Munde eine bezaubernde Grazie.“ Als sie zuerst nach Wien und Berlin kam, war alles an ihr zur vollen harmonischen Schönheit ausgereift: die hohe Gestalt, die Bewegungen und Stellungen, die den besten Werken der Antike abgelauscht zu sein schienen; endlich ihre tragische Altstimme, bei der man nicht wußte, ob man mehr den Wohlklang, die Fülle oder die Biegsamkeit bewundern sollte. Bei ihrem letzten Auftreten in Berlin im November 1879 sah man allerdings, daß die Zeit auch an dieser Künstlerschaft nicht vorübergegangen war, ohne merkliche Spuren zu hinterlassen. Das Organ war noch melodisch, aber im Affect nicht mehr ausgiebig; die Züge waren noch bedeutend, aber scharf; die Sucht zu übergeistreichen Nuancen erinnerte daran, daß die Frucht mehr als reif sei und daß sich der Guß zu trüben anfange. Doch war es meistens noch möglich, die Leistungen in eine frühere Zeit zurückzudatiren, in der die Künstlerin noch alles konnte, was sie wollte. Am originellsten gab sie sich in zwei literarisch unbedeutenden dramatischen Lebensbildern, die Paolo Giacometti ausdrücklich für sie geschrieben hatte. Giacometti verbindet mit einer Fruchtbarkeit, wie sie bei uns seit Kotzebue's Tode ihresgleichen suchen dürfte, eine Sicherheit im dramatischen Handwerk, die ihn fast immer zu wirksamen Stoffen greifen läßt. Diese formelle Ausbildung genoß er im Anschluß an die Wandertruppen seiner Heimat, denen er unter der Bedingung, jährlich eine bestimmte Anzahl von Stücken zu schreiben, folgte. In dieser Stellung als fliegender Dramatiker verflüchtigte sich jedoch vollends das geringe Maß von Poesie, das sich in seinen ersten Stücken, Komödien und Tragödien, findet, und aus dem dramatischen Dichter wurde ein bloßer Handwerker, der mit gewandter Feder den Spuren der zeitgenössischen Schauspielkunst nachging. So wurde das natürliche Verhältniß von Mittel und Zweck auf den Kopf gestellt, das Dramatische mit dem Theatralischen verwechselt und bei der jedesmaligen Rolle nicht an die Befriedigung des Zuschauers, sondern an das Wohlgefallen des Schauspielers gedacht. Eine ganze Literatur nimmt diese Gattung von Stücken ein, und Giacometti steht an der Spitze derer, die für Rossi, Salvini und die Ristori geschrieben haben. Für die letztern schuf er die „Elisabetta“ und die „Maria Antonietta“, zwei Sammlungen historischer Scenen, in denen beinahe ebenso viele historische Schnitzer wie effectvolle Steigerungen vorkommen. Dort zieht die Geschichte der englischen Königin von 1586—1603 in der Hinrichtung der Maria Stuart, der Zerstörung der Armada, der Geschichte des Grafen Essex und dem Tode der Elisabeth wie in einem langen Friese an dem Zuschauer vor-

über, ohne ihm tiefern Antheil abzugewinnen. Wenn aber Adelaide Ristori die Elisabeth spielt, werden wir überwältigt von der Majestät der Erscheinung, von der Huld ihres Lächelns, von der Anmuth ihres Geistes, erschüttert durch das tragische Netz, das sich über ihrem Haupte zusammenzieht, und dann wieder hingerissen von dem historischen Zuge, der durch jeden Ton und jede Bewegung geht. Im ersten Act die Briefscene, in der sie zu gleicher Zeit einen huldvollen und einen zornigen Brief dictirt, im zweiten der Ausdruck der Verliebtheit und Heuchelei im Spiele mit Essex und der prachtvolle Kriegsruf gegen Spanien; im dritten der Ausbruch gegen Essex, dem sie den Handschuh ins Gesicht schleudert; im vierten der Beginn der tragischen Gebrochenheit bei der Nachricht von der Enthauptung Essex', und endlich im fünften die Wandlung in die alte keifende Frau, die sich auf den Sterbekissen herumwälzt, die Krone ablegt, sie küßt, sich dieselbe nochmals aufsetzt und unter abscheulichen Zuckungen verscheidet: bei all diesen Momenten hat die Kritik nichts mehr zu sagen, sondern nur schweigend zu bewundern.

Die „Maria Antonietta" ist ein ähnlicher dramatischer Bilderbogen, dem es an jeder Vermittelung, an jeder Darlegung des tiefern historischen Zusammenhanges fehlt. Das Vorspiel gibt aus Veranlassung jener merkwürdigen Aufführung von Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro" in Petit Trianon, wo die Königin die Rosine und der Graf von Artois den Figaro spielt, einige Züge der damaligen eleganten leichtfertigen Gesellschaft wieder, welche die ersten Erschütterungen des Vulkans, der bald Feuer und Schmuz schleudern sollte, nicht merkte, und das Nachspiel zeigt die Tochter Maria Theresia's als eine des Richtbeils harrende Verurtheilte, welcher der Henker die in der Nacht des Kerkers ergrauten Haare abgeschnitten vor die Füße wirft. Die dazwischenliegenden fünf Acte halten sich an die Hauptmomente der Französischen Revolution: den Zug der Marktweiber nach Versailles im October 1789, die Annahme der Beschlüsse der Nationalversammlung durch den König im September 1791, die Flucht der königlichen Familie in die Nationalversammlung im August 1792, den Abend vor der Hinrichtung des Königs im Januar 1793, und den Tag, an dem der junge Ludwig den Armen seiner Mutter entrissen wird. Diesen Canevas weiß die Ristori mit den feinsten Mustern der Schauspielkunst auszufüllen. Nur einen Moment gibt es hierbei, wo die Natur sich sträubt, das entworfene Bild in Fleisch und Blut übergehen zu lassen. Wir meinen das Vorspiel, in dem Marie Antoinette im Reifrock und der Toilette des Rococo von Jugend und Liebreiz überströmen soll. In diesen Scenen liegen Auge und Ohr bei dem Zuschauer in peinlichem Kampfe: der eine Sinn straft den andern immer Lügen. Die Heldin des Stückes geht aber schnell in die Königin, die Gattin und Mutter über, und da zeigt es sich, daß Frau Ristori für das Hoheitsvolle und Rührende noch immer Töne hat, die ihre Abstammung aus dem Allerheiligsten der Kunst keinen Augenblick verleugnen, und wo das Wühlen in denselben Erregungen des Schmerzes einförmig zu werden drohte, sorgen die geistreichen Wendungen ihres Spiels dafür, daß die Schaulust stets neu erweckt und befriedigt werde. Ihr Talent, in Bewegungen und Stellungen den classischen Werken der Plastik nachzueifern, übertrug sie dabei auch auf ihre Umgebung, und so entstanden eine Reihe von Gruppen-

bildern, theils ruhig, theils wandelnd, die ein Schmaus für jedes plastisch empfindende Auge sein mußten. Wir erinnern nur an den Moment, wenn Santerre bei dem Zuge in die Nationalversammlung den Dauphin auf die Schulter nimmt, dieser dabei von der rechten Hand der Mutter festgehalten wird, während die linke die Prinzessin führt, oder an den Abschied Ludwig's von seinen Kindern und seiner Frau, eine entzückende Gruppe, die, als sie sich aufzulösen schien, sich in eigenthümlicher Weise fortsetzte, indem Mutter und Kinder dem zum Richtbeil schreitenden Könige an Armen und Beinen hingen und, von diesem in höchster Verzweiflung abgeschüttelt, in malerischer Weise durcheinanderstürzten. Dabei haftete diesen Bildern nichts Akademisches oder Einstudirtes an, sondern sie waren ebenso wahr, als sie schön erschienen, und eingegeben von einem Gefühl für das Harmonische, das sich an dem Charakteristischen gestählt und vertieft hat. Frau Ristori selbst ist im fünften Act, wenn sie die Versuche des Schusters Simon, ihr den Dauphin zu entreißen, wüthend abweist, und dann, als das Entsetzliche eintritt, in furchtbarem Schmerze zur Niobe erstarrt, am bedeutendsten. Nur im Nachspiel kehrt ein ähnlicher Moment wieder, wenn sie im weißen Gewande, die Hände auf den Rücken gebunden, zum stillen Gebet niederkniet und dann mit halb zurückgewendetem Antlitz und königlichem Anstand dem Henker entgegenschreitet.

Zu den am häufigsten gespielten Rollen der Künstlerin gehören ferner die Giuditta, in einem dritten Stücke von Giacometti, und Legouvé's „Medea", beide schon deshalb interessant, weil sie die Grenzlinie bezeichnen, welche Frau Ristori nach der Seite des Leidenschaftlichen nicht zu überschreiten vermag. In vorzüglicher Weise hat Karl Frenzel in der „Berliner Dramaturgie" die erstere Leistung mit folgenden Worten nach ihren Licht- und Schattenseiten charakterisirt: „Während Hebbel die Charaktere vertieft, die Naivetät der epischen Erzählung dialektisch zersetzt und den einfachen brutalen Vorgang in eine psychologische, beinahe mystische Sphäre erhoben hat, hält sich Giacometti treuer an die jüdische Ueberlieferung. Aber was uns in der Erzählung barbarisch, doch heldenhaft berührt, stößt uns auf der Bühne, wenn wir es mit Augen sehen, ab. Giacometti läßt seine Heldin in das assyrische Lager ziehen, durch Schmeichelkünste Holofernes gewinnen und den ihr gegenüber doch arglosen und vertrauenden Mann, wie grausam er auch die andern behandeln mag, hinterlistig tödten; sie hat kein Gefühl für ihn, weder für seine Größe noch für seine Liebe zu ihr. Ihre Blicke sind vergiftet wie ihre Küsse; nicht er, sie ist die Schlange, die verführt und tödtet. Der vierte Act, der diese Handlung des Mordes in der breitesten Weise vorführt, ist denn auch der schwächste und häßlichste des Dramas. Und hier erreichte die Darstellung der Signora Ristori nicht die Höhe, wo das Häßliche sich in das Dämonische und Grauenhafte, uns bezwingend, verwandelt. Adelaide Ristori blieb zu schön, zu keusch für das «Heldenweib von Bethulien» — eine Minerva, keine wilde Jüdin. Schlag zu, schlag zu! Das hätte, wie der Donner über ihr, in jeder ihrer Fibern rasen, aus jedem ihrer Worte klingen müssen, und Augen hätte sie haben müssen, Augen, wie die Medusa aus dem Palazzo Rondanini, «Augen, wie sie Signora Ristori nun eben gar nicht hat». Eine katholische Heilige, die edle Jungfrau von Siena vielleicht, blickt so in Visionen zum Himmel,

nicht das jüdische Weib, die mit ihrer Schönheit ein verwegenes und verruchtes Spiel treibt. Wenn der Gedanke des Mordes zum ersten mal in die Seele Judith's steigt und sie ausruft: «Gott reißt mich hin!» so ist ein Entsetzliches in ihr und um sie keine seraphische Verklärung. Wie spricht der Herr vom Sinai? «Ich will die Missethat der Väter rächen an Kindern und Kindeskindern!» Der Gott der Juden ist ein Gott der Rache, zumeist, wenn sein Volk mit den Heiden kämpft. Diesen dämonischen Zug vermißte ich an der Judith der Ristori. Um so verführerischer erschien sie als Weib, um so heroischer als Heldin. Man muß sie sehen, wenn ihre Sklavin Abrama den Gesang der Deborah recitirt, wie sie bei diesen Versen zittert, dann auflacht, wie ihre Augen leuchten, mit welch stürmischer Begeisterung sie in das Lied einfällt, hören, wie sie im Ausgang der Tragödie sagt:

Dio e patria son uno, son tutto,
Per noi figli d'un nume verace —

sagt — nein, wie mit der Stimme des Engels, der delphischen Priesterin gleich es ruft: «Gott und Vaterland sind eins, sind alles für uns!» Als ob der Genius des befreiten Italiens aus ihr spräche! In solchen Augenblicken beugt sich jeder willig dem Zauber der Künstlerin. Nicht weniger vollendet ist ihr Spiel im dritten Act, bei der Begegnung mit Holofernes. Auch das kälteste, argwöhnischste Herz würden diese schmachtenden Blicke, würde dies Lächeln bestechen. Die Angst und die Scham, als der gefangene jüdische Priester sie im Zelte des Holofernes sieht und fragt: «Bist du seine Geliebte? Hat er wahr gesprochen?» und sie, im plötzlichen Uebergang lächelnd sich zu Holofernes kehrend, mit einem unnachahmlichen Ausdruck der Leidenschaft antwortet: «Er sagte es!» können nur anschauend genossen, nicht in Worten geschildert werden. In Ein Wort zusammengefaßt: die Judith der Ristori ist eine Heldin, etwa wie Schiller's Johanna, «des höchsten Gottes Kriegerin», ein Weib, das sich ihrer Anmuth und der verführerischen Kunst Eva's bewußt ist, aber sie zu adeln glaubt, wenn sie im Dienste des Vaterlandes und ihres Gottes sie anwendet, eine dämonische Natur ist sie nicht."

Was Frenzel von der Giuditta der Tragödin sagt, läßt sich in der Hauptsache auch auf ihre Medea in dem Trauerspiel übertragen, welches Legouvé im Auftrage der Rachel geschrieben hatte, um es dann zu erleben, daß die französische Schauspielerin die vollendete Arbeit zurückwies. Mit kluger Berechnung und der ganzen, ihrem Wesen eigenthümlichen Hingebung lieh Frau Ristori dieser Tragödie ihren Genius, mit der sie den Grundstein zu ihrem Weltrufe legte. Wenn sie aber auch bei ihrer Art der Auffassung und Darstellung das Mitleid die Furcht überwiegen und das Schreckliche vor dem Hoheitsvollen und Rührenden zurücktreten läßt, so ist sie wenigstens zum Theil durch den Ton entschuldigt, auf den dieses Trauerspiel im Gegensatz zu dem Grillparzer'schen gestimmt ist. Legouvé hat aus der furchtbaren Zauberin, die ihre wilden und düstern Anschauungen in das sonnige Griechenland übertragen will, so etwas wie ein Bettelweib gemacht. Die Eifersucht gegen den treulosen Gatten und die Liebe zu den Kindern können nicht stärkere Accente als im Spiele der Frau Ristori finden. Wenn sie in ihrem

rothen, golddurchwirkten Kleide auf dem Felsen sitzt, das eine Kind auf dem Schoße, das andere neben sich haltend, wenn sie mit dem Tone tiefster Rührung am Ende des ersten Actes zu Kreusa „Vedremo" sagt oder mit dem wildesten Haß ihr „Sangue, sangue!" ruft, oder endlich am Schluß die Frage Jason's, wer die Kinder ermordet hat, mit dem Ausrufe „Tu!" beantwortet, ist sie eine unerreichte Herzenskündigerin.

Daß dieses außerordentliche Talent, so unvergleichlich und einzig es im Ausdruck des Guten ist, nicht bis in die Tiefen dämonischer Leidenschaft hinabtauchen kann und vor dem absolut Bösen wie vor einem fremden Element zurückschreckt, zeigt auch die Lady Macbeth, die sie als Nachtwandlerin unvergeßlich und beispiellos, dagegen in dem Monolog beim Anrufen der Morddämonen und in der Mordnacht selbst nur mangelhaft spielt. Hier erreichte Charlotte Wolter einen ersten Preis, der auch schon in der verschiedenen Costümirung der beiden Künstlerinnen ausgedrückt ist. Das Costüm von Adelaide Ristori trug in dem weißen Gewande mit dem golddurchwirkten Saum des gelben Untergewandes und dem weißen Schleier im Haar eigentlich gar kein charakteristisches Abzeichen. So spielte sie auch die erste Scene verbindlich höflich und kühl. Wie anders erscheint die Wolter, wenn sie aus ihrem Gemach schreitet, um den Brief des Gatten zu lesen, der die Unheilsgedanken in ihr wach ruft. Alles an ihr ist Leidenschaft, die aus dem leichenblassen Gesicht, den funkelnden Augen redet, während die Haltung des Körpers Ruhe und Gelassenheit erlügt. Das Antlitz ist starr und versteinert sich allmählich zur Medusa, die schwarzen Lockenhaare umringeln es wie giftige Schlangen. Ihr Kleid läßt das Barbarische, Wilde, Dunkle ihrer Zeit wie ihres Charakters ahnen. Ueber das dunkelblaue Untergewand legt sich ein Oberkleid von dunkelm Plüsch, das zu einem rothen nur zur Hälfte sichtbaren Mieder hinaufführt. Vom Brustgürtel flattert zu dem phantastischen haubenartigen Kopfputz ein hellblaues Band. Wie eine Furie stürzt sie sich auf den Entschluß, Macbeth zum Könige zu erheben, weist sie alles, was menschliches Gefühl heißt und hemmend ihr in den Weg treten könnte, mit unheimlicher Wildheit zurück. Nun erscheint Macbeth und sofort verwandelt sich die Lady aus der Furie in das liebende Weib, das zunächst nicht für sich, sondern für ihren Gemahl durch Verbrechen zu Ruhm und Größe schreiten will. Keine uns bekannte Darstellerin hebt diese Seite des Charakters so überzeugend und wahr hervor wie Frau Wolter. Ihre Lady tritt in der Mordnacht vor Macbeth hin, und als sie ihn unentschlossen findet, nimmt sie ihn bei der Hand, gleichsam um die in ihr lodernde Flamme des Dämonischen auf den Gatten überschlagen zu lassen. Den noch Zaudernden faßt sie dann bei seinem Heldenthum, und als auch dieses Mittel nicht wirkt, bei seiner Sinnlichkeit, durch welche sie sein Gewissen zum Schweigen bringt. Frau Wolter weiß in diesem Moment verführerisch schön zu erscheinen, und es ist ebenso originell wie wahr, wenn ihre Lady Macbeth zu verstehen gibt, daß sie nur einem vor keinen Aeußersten zurückschreckenden Manne Liebe gewähren könne. Wie gesagt, alle diese gewaltigen Accorde der Leidenschaft waren bei Frau Ristori zur Convenienz und Höflichkeit herabgestimmt. Ihre Größe, ihre unerreichte Größe liegt in der Scene, in welcher sie als Nachtwandlerin auftritt. In ihrem weißen Gewande, mit den langen schwarzen

Locken, dem entstellten Gesicht, bietet sie einen Eindruck, der jedes Auge entzücken muß. Wenn sie dann die Bewegung macht, als ob sie Wasser aus einem Becken schöpfte und ihre Hand reibt, wenn sie später mit nach oben gerichtetem Kopfe und geöffnetem Munde stehen bleibt und lange, scharfe, hohle Seufzer von sich gibt, indem sie einzelne Worte herausstößt und in ihrer fieberhaft erregten Phantasie den Gang in das Schlafzimmer Duncan's wiederholt, kommt nichts diesem Bilde an tragischer Erschütterung gleich. Gerade was Frau Ristori fehlt, die letzte dämonische Leidenschaft, war das Gebiet, auf dem ihre große Rivalin, Rachel Felix, ihren Genius frei schalten ließ. Beide hatten aber nichts miteinander gemein als die unmittelbare Herkunft aus dem Allerheiligsten ihrer Kunst und die Bestimmtheit ihrer Individualität. Wie der Französin die äußern Vorzüge, die schöne Erscheinung und das glockenreine Organ ihrer Nebenbuhlerin abgingen, so hat sie auch nie die süßen Herzenstöne derselben anschlagen, nie das Edle und Beseligende so wie sie verkörpern können. Dafür besaß die Rachel in den zerschmetternden Accenten des Hohns und des Hasses ein Ausdrucksmittel, mit welchem sie ein ganzes Flammenmeer über die Bühne auszugießen vermochte. Ihre Sphäre war die Nacht, in der sie die Gespenster des classischen Trauerspiels der Franzosen zu neuem Leben aufscheuchte; ihr Genius schuf absolut Neues und nie Geahntes im Bösen, wie in Racine's „Athalie", wo sie die furchtbare Hebräerfürstin unvergeßlich darstellte; sie konnte das Gebiet des Liebenswürdigen nur streifen, aber nicht beherrschen. In all diesen Eigenschaften wurde sie von den Lichtgestalten der Ristori überragt, deren Genius mehr dem Guten verwandt, und die auch als Künstlerin wie jeder normal gefügte Mensch mehr Freude am Bejahen als am Verneinen hat. In ihrer äußern Stellung prägt sich der Unterschied der beiden Schauspielerinnen schon darin aus, daß die Rachel wie ein Komet am pariser Kunsthorizont aufging, ohne daß man begreifen konnte, unter welchen Bedingungen sie entstand, daß sie in der Wiederbelebung der Tragödie Corneille's und Racine's ein Genre schuf und zugleich mit sich begrub, während die Ristori im organischen Zusammenhange mit der künstlerischen Entwickelung Italiens steht und nur den höchsten Gipfel in einer Kette unter sich verwandter schauspielerischer Größen darstellt.

Für uns Deutsche gibt es keine so theuere Erinnerung an die italienische Tragödin wie ihre Darstellung der Schiller'schen Maria Stuart, die sie in der Uebersetzung von Maffei noch bis in die jüngste Zeit gespielt hat. Gespielt? Ist es nicht, als ob sie sich hierin ganz selbst gibt, ihren Verehrern einen Auszug des Höchsten und Feinsten ihrer Kunst bietet? Hier geht die treueste Interpretation der Dichtung mit einer schauspielerischen Wahrheit ohnegleichen Hand in Hand. Wer diese Reihe entzückender Bilder im Kopfe trägt, sagt sich, daß Schiller's Maria Stuart eben nur so, wie es Frau Ristori gethan hat, der Elisabeth in der Gartenscene das Wort „Vendetta!" entgegenschleudern, daß sie eben nur so vor Melvil auf den Knien liegen und seine Absolution entgegennehmen, nur so als eine Königin vom Kopf bis zur Sohle die Stufen zum Schaffot hinaufsteigen konnte. Das Gottesgnadenthum der Monarchie und die religiöse Weihe, die über Maria Stuart als Katholikin ausgegossen sind, bilden dabei die beiden Angelpunkte, um die sich diese Leistung dreht. Namentlich ist dieser letzte Act ebenso

erhaben und stilvoll wie einfach und rührend, und selbst in dem etwas ausgeklügelten Effect, daß ihr nach den letzten Worten zu Leicester: „Mög' Euer Lohn nicht Euere Strafe sein", Melvil das Kreuz vorhält und sie den Kampf zwischen irdischer und himmlischer Liebe siegreich zu Gunsten des letztern besteht, von einem unbeschreiblichen Zauber. So hat sich dieses außerordentliche Talent aus dem rührendsten Drama unsers Lieblingsdichters eine Rolle geschaffen, die es gleichsam zum Symbol seiner ganzen Kunst ausgestaltet hat. Die leise Wehmuth, die wir angesichts des Schiller'schen Trauerspiels bei dem Gedanken empfinden, daß dem Guten und Schönen über kurz oder lang ein Grab bereitet wird, beschleicht uns auch bei der Betrachtung von Frau Ristori's Kunst, die wir nicht nur jeden Abend hinter den Coulissen vorgehen sehen, sondern die im Laufe der Jahre vor dem Ansturm der Zeit sich ihres holden Zaubers immer mehr entkleidet hat. Sie, die so Vieles kann, vermochte sich nicht das Talent, zur rechten Zeit aufzuhören, anzueignen und ist auf dem besten Wege, ihren eigenen Nekrolog zu spielen. Zürnen wird ihr deshalb im Grunde niemand; aber es ist doch traurig, sie auf die Pietät eines ästhetisch erzogenen Publikums angewiesen zu sehen, nachdem sie die Bretter im eigentlichen Sinne des Wortes zu einer Welt der Schönheit und des Liebreizes umgeschaffen hatte.

Etwa 20 Jahre später als Frau Ristori begannen Ernesto Rossi und Tommaso Salvini ihren Triumphzug durch Deutschland, beide von Wien aus, wo ihren Erfolgen die Kenntniß der italienischen Sprache förderlicher war als in der norddeutschen Metropole. Zuerst Rossi, der Realist, im Winter 1873/74, darauf Salvini, der Idealist, im Winter 1876/77. Jeder gewann seinem Publikum gleich beim ersten Auftreten einen vollen Eindruck ab, fesselte und streute Anregungen aus, die sich noch jetzt ununterbrochen als gute Saat erweisen. Zu den vielen Beweisen für den hohen künstlerischen Rang, den diese Männer einnehmen, kann man vielleicht den als den stärksten rechnen, daß jeder in seiner Eigenart beharrte, ohne von dem andern etwas äußerlich zu copiren. Was das Wesentliche bei einem Talent ist, daß es die Welt nicht durch erborgte grüne, rothe oder gelbe Brillen, sondern mit seinen ihm von der Natur gegebenen Augen betrachtet, trifft bei Rossi und Salvini im höchsten Maße zu. Wir erwähnten bereits, wie sie sich einmal bei der Dante-Feier in Florenz auf demselben Podium begegneten. Das war Ein mal und nie wieder. Es stellte sich bald heraus, daß sie beide zusammen ein künstlerisches Gewicht ergaben, welches die Bretter einer Bühne nur ausnahmsweise tragen konnten. Fortan waren ihre Wege getrennt, um so mehr, als ihr Genius immer größere Ansprüche an die Welt machte und sie nie mehr dieselben waren, auch wenn sie dasselbe, wie bei der Darstellung gewisser Shakspeare'scher Rollen, leisteten.

Nachdem wir bereits früher die Frage, welcher von beiden Schauspielern der größere sei, nicht entschieden, sondern dem persönlichen Geschmack des einzelnen zur Beantwortung überwiesen haben, ist es vielleicht gestattet, gewisse Unterschiede festzustellen, an denen man den Charakter der beiden Künstlernaturen am besten erkennen kann. Wir nannten den einen vorher einen Realisten, den andern einen Idealisten. Das sind jedoch Verschiedenheiten, die sich lediglich auf die Auffassung

der von ihnen dargestellten Charaktere beziehen. In der Ausführung des einmal entworfenen Bildes sind sie beide Realisten, insofern sie keine andere Wahrheit als die der Natur kennen, aber Salvini's Heldengestalten haben alle eine gewisse göttliche Abstammung, während Rossi die seinigen nicht über das Maß bürgerlicher Natürlichkeit hinauswachsen lassen will. Ueberhaupt steckt in diesem die größere Natur, in jenem der größere Intellect. Dieser liebt das frische Zugreifen, das rasche Eingehen auf die Hauptsache, jener das geistreiche Auseinanderbreiten der Situationen, die Gliederung im einzelnen. Salvini's Recitation ist das Entzücken jedes Menschen, der künstlerischer Empfindungen fähig ist. Mit einem Organ beschenkt, das wie eine Glocke klingt und, obwol seine natürliche Lage der Baß ist, sich in den weichsten Tönen bis zum Falset fortsetzen kann, übt er Wirkungen aus, die den vollen Werth des Musikalischen besitzen, ohne dabei auch nur der kleinsten charakteristischen Wahrheit verlustig zu gehen. Wenn er in der Mordnacht des zweiten Actes des „Macbeth" mit blutbefleckten Dolchen in der Hand aus dem Schlafzimmer Duncan's stürzt und angstdurchschauert die Rufe der träumenden Wächter wiederholt, geht er plötzlich aus dem Falset in den Baß über, womit er das Wort „Amen!" ausspricht. Eine der unvergleichlichsten Wirkungen, mit der sich das hohe C keines Tenoristen messen kann! Rossi besitzt an seinem Bariton ein Instrument, mit dem er ebenso gut malen kann, das aber keiner so überwältigenden Gefühlstöne fähig ist. Wer ihn bei dem Vortrage des Gedichts „Christoforo Colombo" nach der Schilderung der Leiden und Entbehrungen des Entdeckers der Neuen Welt das Wort „Terra!" aussprechen gehört hat, in einem Concertsaale, wo dieses „erlösende Wort" oben von der Decke herabzukommen schien und zwar ohne jegliche Bauchrednerei, rein durch künstlerische Mittel, wird wissen, was Redekunst ist. Nur besitzt sie bei Rossi nicht den melodischen Zauber, die tiefe Innerlichkeit, die Stimmung der Situation wie bei Salvini, der in seiner Art unzweifelhaft der größere Poet ist, während sein Rivale sich in mannichfaltigern Richtungen zu ergehen vermag. Den gewaltigen Kreis vom zitternden alten Lear zum feurigen liebesseligen Romeo oder vom heldenhaften Macbeth zu dem wandelnden Gerippe Ludwig XI., diesen Kreis, den Rossi mit Bequemlichkeit durchschreitet, vermag Salvini, namentlich jetzt, wo seine Formen an Fülle noch gewonnen haben, nicht mehr auszumessen. Ein Riese an Gestalt, mit fast zu breiten Schultern, ist Salvini mehr auf das Beschauliche und Bequeme angewiesen, während Rossi mehr auf das Bewegliche und Leidenschaftliche ausgeht. Die Empfindung des erstern droht in das Weiche überzugehen, auch wo es nicht am Platze ist, und wird nicht selten zur Sentimentalität; die Empfindung des letztern drängt gelegentlich zu theatralisch nach außen, wo sie sich mit dem innern Walten und Weben begnügen soll. Technisch gleich vollendet, wie sie beide sind, werden sie je nach ihrer Natur ihre Freunde auch in verschiedenen Lagern finden. Nachdenkliche poetische Charaktere ohne große Leidenschaft werden immer Salvini, Menschen mit starken Nerven und Sinnen und intensiver Lebenslust werden immer Rossi für den größern Schauspieler halten.

Für uns Deutsche offenbart sich das schauspielerische Können der beiden Künstler am besten in den Stücken Shakspeare's, der als Theaterdirector und Schauspieler

genau wußte, was sich auf der Bühne in Fleisch und Blut verwandeln läßt und was auf ihr grau und fahl bleibt. Sein Othello, Hamlet, Macbeth sind von Rossi und Salvini wiederholt in unserm Vaterlande dargestellt worden und haben dabei eingehende Würdigung gefunden. Aber wie wenig ähnlich sehen sich diese Leistungen, wenn sie der eine und wenn sie der andere verkörpert. Bei Rossi ist Othello in den ersten Acten ein flotter burschikoser Krieger, in den letzten ein wildes Thier; bei Salvini durchweg ein Mann von stolzer, ritterlicher Haltung, der nur ein einziges mal, in der Scene des dritten Acts mit Jago, von der Verzweiflung zu einer unüberlegten Handlung getrieben wird, sonst aber die gleiche besonnene Mäßigung nicht verläßt. Salvini erscheint als wahrer Priester seiner Kunst wegen der unbeschreiblichen Würde und Schlichtheit seines Wesens. Er ist geradezu maßlos in seinem Maßhalten. Wo die andern in dicken Pinselstrichen schwelgen, weiß er die dichterische Absicht durch leichtes Punktiren zu enthüllen; wo die andern auf den Stelzen des Pathos einherschreiten, bleibt er einfach und bescheiden, sodaß man bei der Vertiefung in dieses unentstellte Bild der Wirklichkeit alles um sich her vergißt. Sein Othello ist kein Mohr, sondern ein Maure, kein rabenschwarzer Neger, sondern ein brauner Nachkomme des aus nordafrikanischem und arabischem Blut entstammten Mischlingsgeschlechts, kein Vertreter zähnefletschender Bestialität, sondern ein Feldherr der mächtigen Republik Venedig und ein würdevoller Rächer seiner Ehre. Salvini's Größe in den Scenen des dritten und vierten Acts beruht in der Kraft, mit welcher er seine fieberhafte Aufregung, die Folge des ihm von Jago eingeträufelten Giftes der Eifersucht zu beherrschen weiß. Das Blut kocht in seinen Adern, aber nichts von thierischer Wuth, nichts von selbstvergessener Wildheit in Gegenwart des Fähnrichs. Er würgt die furchtbare Erregung hinunter, um seinem Untergebenen nicht verächtlich zu erscheinen. Der gewaltigste Moment seiner Leistung ist der Augenblick, wenn er nach den Worten „Othello's Tagewerk ist gethan!" wieder Jago's Stimme vernimmt und nun in wahnsinnige Wuth geräth. Er stürzt sich auf ihn zu und die ganze Gestalt scheint sich zu beflügeln, er packt ihn an der Kehle und fährt ihm in die Haare, er wirft ihn schließlich zu Boden und erhebt den Fuß, um den Schurken zu zertreten. Da tritt bei den Worten Jago's „O, Himmel!" ein Moment der Besinnung für Othello ein, aber was für ein Moment! Diese plötzliche Wandlung der fühllosen Bestie in den gefühlvollen Menschen, diese Art, wie Othello dem zu Boden geschleuderten Jago die Hand reicht, ihn gleichsam um Verzeihung bittend, aufhebt und sich abwendend im Zorn über den an seiner eigenen Würde begangenen Raub mit einem Fuß die Erde stampft, wird niemand, der es gesehen hat, wieder vergessen. „Ich kann mich nicht erinnern", sagt Lewes in seinem Buche „Ueber Schauspieler und Schauspielkunst", „etwas im Tempo und in der Betonung so Musikalisches und im leidenschaftlichen Ausdruck so Vollkommenes gesehen zu haben wie Salvini's Vortrag dieser Scene. Die mit jedem Worte sichtlich sich steigernde Wuth, das Erzittern seines ganzen Wesens, sein flammendes Gesicht, seine immer furchtbarer werdende Stimme, die er aber doch musikalisch so beherrscht, daß man nichts einem Kreischen Aehnliches vernahm. Kean war furchtbar in dieser Scene, aber Salvini übertraf ihn." In andern Stellen, namentlich

im vierten und fünften Act, verweichlicht Salvini die Rolle wieder zu sehr, sodaß man nicht begreift, wie dieser Othello zur letzten entscheidenden That kommt. Hier ergänzt ihn Rossi's Drauflosgehen, dem die geistige Kleinarbeit fern liegt, der aber den geraden Weg gleichmäßiger zurücklegt. Dasselbe gilt vom Hamlet, den Salvini in den Monologen unübertrefflich spricht, in allen Stimmungsmomenten wie bei dem Erscheinen des Geistes mit fesselndster Wahrheit spielt, aber im übrigen zu sehr zerklügelt und zerzupft, zu zartnervig und weise gibt. Auch hier tritt ihm wieder Rossi mit den Tönen der Wuth, des Ingrimms, der Ironie ergänzend zur Seite. Endlich der Macbeth, eine herrliche Leistung Salvini's in der Seelenmalerei der drei ersten Acte. Hier wurde ein ganzer Cursus im Bösen vom ersten Versuch bis zur Meisterschaft im Teuflischen veranschaulicht; in demselben Augenblicke, in welchem eine Tugend in Macbeth ertödtet wurde, zog ein neues Verbrechen in ihn ein, bis sich jede Fiber in satanische Grausamkeit zu verwandeln drohte. Aber nur so weit geht Salvini's Fähigkeit; vor dem Tyrannen der letzten Acte, der im Blute watet, hält sein Genius inne und gibt das Scepter an Rossi ab, der gerade den Bluthund meisterhaft spielt, und in der Fechtscene des letzten Acts, wenn ihm vor der Verkündigung Macduff's die Kräfte schwinden, außerordentlich wirkt.

Sprechen wir einmal ohne Vergleich und halten wir uns an ein paar Leistungen, die wir nur für sich betrachten wollen, da wir sie auf dem Repertoire des Rivalen nicht finden. Zu dem Reifsten und Vollendetsten, was Salvini's Kunst geschaffen hat, gehört sein Ingomar im „Sohn der Wildniß" („Il figlio delle selve") von Halm, weil darin ein Bruch mit der Vergangenheit liegt, wie er entschiedener nicht gedacht werden kann. Kein deutscher Schauspieler hat es sich überlegt, daß der wilde, durch den Reiz holder Weiblichkeit besiegte Tektosagenhäuptling eine Charakterrolle sei und demgemäß auch dargestellt werden müsse. Alle frühern Vertreter dieser Rolle legten in dieselbe ein Uebermaß schwärmerischer Romantik hinein. Von alledem ist bei Salvini keine Spur zu finden. Für ihn ist Ingomar kein declamirender Jambenheld, sondern ein wilder Naturmensch, kein sentimentaler Schwächling, sondern ein naives Wesen, von roher, aber der Läuterung fähiger Empfindung. In dieser Auffassung führt der Künstler den Charakter mit allen Hülfsmitteln des Realismus aus. Seine kolossale körperliche Erscheinung, die im Othello durch die Würde des Feldherrn, im Hamlet durch die Vornehmheit des Prinzen geistig bezwungen war, macht sich als Ingomar unmittelbar geltend und wurde zum lebendigsten Ausdruck der Charakteristik. Wie plump und schwerfällig bewegt sich seine Figur in den ersten Acten, wie strotzt die ganze Erscheinung im Vollbesitze physischer Kraft, mit welchem naiven Hohn weist der Häuptling alle Zumuthungen des feinern Gefühls von sich ab! Und nun im Verkehr mit der Griechin, das erste träumerische Ahnen einer neuen Seligkeit, das Empfinden des Schmerzes bei dem Läuterungsfeuer, das in seinem Busen brennt, die Gewalt, die er sich anthut, um sein rohes Kriegerhandwerk zu vergessen und edlere Sitten zu bekennen, bis es ihm gelingt, unter Griechen ein Grieche zu werden und des geliebten Weibes sich zu erfreuen: keine Feder ist im Stande, die bald komisch, bald tragisch angehauchte, hier wehmuthsvolle, dort furchtbar ergreifende Wahrheit zu schildern, mit welcher Salvini alle diese Wandlungen in Ingomar's Seele zum Ausdruck

bringt. Wir sind sowol bei dem „Sohn der Wildniß" wie bei dem spätern Stück Halm's: „Wildfeuer", an ein viel zu schweres Tempo gewöhnt, als daß wir Salvini's Auffassung und Darstellung gleich auf den ersten Blick für richtig hätten halten können. Halm nannte sie aber mit vollem Bewußtsein seine Lustspiele und wollte, daß sie als solche wirken.

Zu den Stücken, die Salvini mit seiner Gesellschaft in Deutschland gespielt hat, gehören auch das Rührdrama „Francesca da Rimini" von Silvio Pellico, in welchem er bei der berühmten Liebeserklärung im dritten Act durch die süßesten Laute der Zärtlichkeit eine tiefe Wirkung hervorruft, und der „Sophokles" von Giacometti, in dem der greise, der Geistesschwäche angeklagte Dichter seine Gesundheit durch den Vortrag eines Chorgesangs aus dem soeben gedichteten „Oedipus auf Kolonos" darthut. Ein anderes Stück von Giacometti: „Der bürgerliche Tod" („La morte civile"), gab dem Künstler Gelegenheit, bei der Darstellung des Helden, der im letzten Act auf der Bühne stirbt, sich ganz seiner nationalen Technik hinzugeben. Hier bietet der Italiener vom ersten Stocken im Räderwerk der Lebensuhr bis zu ihrem völligen Stillstehen das Aeußerste von entsetzenerregender Naturwahrheit. Dieses Ermatten des ganzen Körpers, dieses Andeuten der hippokratischen Züge im Gesicht des Sterbenden, dieser irre Blick des Auges, dessen Pupille bald völlig verschwindet, bald beim Aufleuchten des Lebenslichtes wieder hervortritt; endlich der Augenblick, wenn der Kopf des Sterbenden auf die Brust herabsinkt, der Körper dadurch den Schwerpunkt verliert und kopfüber zur Erde fällt, sind von technischer Vollendung, aber von keinem ästhetischen, sondern nur von einem pathologischen Interesse.

Auch Rossi hat eine Rolle, in welcher er den Künstler ganz in dem Virtuosen aufgehen läßt, um zu zeigen, wie weit er es in der Ausbildung der schauspielerischen Technik gebracht hat. Wir meinen Ludwig XI. in dem gleichnamigen Trauerspiel von Delavigne, das sich bis heute auf dem französischen Repertoire erhalten hat, ohne daß sich irgendjemand mit Rossi darin messen darf. Er spielte den König rückenmarkleidend, mit einem Gesicht, das von einem Schlaganfall verzerrt ist und von krampfhaften Zuckungen hin- und herbewegt wird. Er gleicht mehr einem galvanisirten Leichnam als einem Menschen, und trotzdem überkommt ihn noch die Lüsternheit, spitzt er noch den Mund, um ihn auf ein hübsches Gesicht zu drücken. Am schauderhaftesten ist er, wenn er im vierten Act von dem jungen Herzog von Nemours, dessen Vater er hat hinrichten lassen, mit dem Tode bedroht, aber wieder freigelassen wird, nun aber in Krämpfen auf die Erde stürzt, sich wie ein Wurm windet, Schaum vor dem Munde hat, sich die spärlichen Haare ausrauft und als hülflose Masse fortgetragen wird. Ungleich reiner und voller ist der Eindruck, den Rossi als König Lear hinterläßt, indem er einer einseitigen und falschen Idealität, bei der alle charakteristischen Momente verwischt werden, eine frische und überzeugende Natürlichkeit entgegensetzt. Während die deutschen Schauspieler die ganze Rolle auf äußere königliche Majestät anlegen, verlangt der Italiener, daß der Träger dieser Majestät zunächst eine ganz bestimmte, von andern unterschiedene Person sein müsse, und fragt sich, wie dieselbe nach den in der

Tragödie enthaltenen Angaben aussehen könne. Rossi erblickt in „König Lear" vor allem das Trauerspiel des Alters und zählt das Majestätische zu den secundären Momenten der Charakteristik, ganz so, wie es Goethe gethan hat, der in einem seiner Sprüche diesem Motiv auf seinen rein menschlichen Grund gesehen hat:

Ein alter Mann ist stets ein König Lear! —
Was Hand in Hand mitwirkte, stritt,
Ist längst vorbeigegangen;
Was mit und an dir liebte, litt,
Hat sich wo anders angehangen.
Die Jugend ist um ihretwillen hier;
Es wäre thöricht zu verlangen
Komm ältle du mit mir.

Das ist so tief und wahr, daß Turgénjew die ganze Fabel in seinem „König Lear des Dorfes" nach Rußland und in bäuerliche Zustände verlegen konnte. Darum gilt es bei einer Bühnendarstellung dieses Charakters in erster Linie, das Alter mit allen seinen Attributen, den erfreulichen und den unerfreulichen, der Würde und Poesie wie der Gebrechlichkeit und Herrschsucht zur Anschauung zu bringen. Rossi faßt das alles in ein Bild zusammen, das mit wahrhaft zauberischer Gewalt vor den Zuschauer hintritt. Der Moment der Reichstheilung ist das Resultat langer und mühevoller Ueberlegung. Wie oft mag er in schlaflosen Nächten darüber nachgedacht haben, ob er den entscheidenden Schritt thun soll oder nicht. Endlich hat er den Entschluß gefaßt in der sichern Annahme, daß er, nachdem er das Diadem abgelegt hat, erst recht der Gegenstand kindlicher Liebe und Verehrung sein wird. Hastig und aufgeregt, die Hofversammlung grüßend, tritt der König ein; die weißen Haare bedecken im krausen Durcheinander das Haupt und wallen von Kinn und Wange auf die Brust herab; die rechte Hand stützt sich beim Gehen auf das Reichsschwert, die Knie sind eingeknickt. Wenn er sich auf den Thron setzt und die Anrede an die Töchter hält, sehen wir, wie die Schwäche des Alters die ganze Gestalt leise erzittern läßt, am merklichsten an der Hand und den Fingern, mit deren Sprache der Italiener das Wort ununterbrochen begleitet. Als ihn dann Cordelia's karge Worte in Erstaunen und Kent's Dazwischentreten in Wuth versetzen, ist es einer der feinsten Züge Rossi's, daß Lear das Schwert nicht auf einen Ruck aus der Scheide zieht, sondern den Arm zweimal anstrengen muß. Das ist aber so fein gemacht, daß auch der geringste Schein der Absichtlichkeit vermieden ist. Diese ganze Eingangsscene zeigt Lear in dem Zustande einer Ueberreizung des Gehirns, welche die Bedingungen für die darauffolgende Umnachtung des Geistes bereits in sich faßte. Wir fühlen es, daß aus solcher Glut jeden Augenblick eine verderbenbringende Flamme aufschlagen kann.

Lear's Begegnen mit dem verkleideten Kent und seine Gespräche mit dem Narren geben Rossi Gelegenheit zu einer aufs feinste ausgeführten Seelenmalerei. Namentlich ist das Arrangement wunderschön, daß der Narr ihm die bittere Wahrheit von dem Verlust des königlichen Ansehens und der Hartnäckigkeit der Töchter von rückwärts ins Ohr träufelt, während Lear von den ersten herzlosen Worten Goneril's wie von dem Biß der Natter getroffen wird. Rossi setzt seine ganze körperliche Beredsamkeit ein, um diesen ersten Sturz aus einer süßen Illusion

schauspielerisch in Fleisch und Blut zu verwandeln. Diese fragenden Mienen, dieses Sichumsehen, ob er sich denn wirklich bei seiner Tochter und seinen Leuten befinde, sind auf das feinste nuancirt. Den Fluch spricht der Künstler mit dem ganzen Aufgebot der Kraft, aber mit einer geistig wie physisch bereits erschütterten Kraft, und sein Forteilen ist in das tiefste Gefühl des Ekels vor der Undankbarkeit einer entarteten Tochter getaucht. Aber als er zu Regan kommt, findet er seinen Diener Kent in den Block gespannt. Wie ahnt ihm das drohende Unheil und wie sträubt er sich doch zugleich daran zu glauben! Dieses Gespräch zwischen Regan und Lear ist in der Mischung von väterlicher Liebe, die auf unmittelbare Erwiderung rechnet, Verwünschung der verworfenen andern Tochter und der Angst, es möchte ihm hier kein besseres Los bereitet werden, eine ganz einzige schauspielerische Leistung Rossi's. Als er nochmals alle Flüche auf Goneril herabdonnern läßt und Regan sagt: „Das wünscht Ihr einst auch mir", geht er zärtlich-ängstlich auf sie zu, streichelt sie und hält ihr das Unmögliche vor, daß sie ebenso wie ihre Schwester der kindlichen Pflichten uneingedenk sein könne. Aber schnell weiß auch sie die gleisnerische Maske abzulegen, und als Regan von der hinzueilenden Goneril unterstützt wird, fahren die beiden Teufelinnen wie Geier auf den alten Vater los, ihm ein Attribut der Würde nach dem andern entreißend, bis Lear vollkommen hülflos dasteht. Rossi stößt die Worte, wenn Goneril und Regan ihm den Besitz von fünfundzwanzig, zehn, fünf, ja einem Ritter bestreiten, mit dem letzten Aufgebot von Kraft, daher sie athemlos überstürzend aus. Während er die Götter um Geduld bittet, drücken ihn der Gram und das Alter zu Boden, die Augen füllen sich mit Thränen, die Stimme verwandelt sich in ein Schluchzen. Man muß es gesehen haben, wie Rossi-Lear in diesem Moment sein aufsteigendes Weh hinunterzwingt und durch diesen Kampf mit der Rührung in seinem innersten Bau so erschüttert wird, daß er in die Worte: „Jo diventero forsennato!" ausbricht. Damit stehen wir am Eingangsthor des Wahnsinns.

Für die Flüche des dritten Acts hat Rossi ganz andere Accente als die meisten Darsteller, die diese Gelegenheit benutzen, um eine Anzahl Declamationsbomben unter großem Staubaufwirbeln vor dem Publikum explodiren zu lassen. Der Künstler verschmäht jedoch alle außerhalb der einmal gezogenenen Charakteristik seiner Rolle liegenden Effecte. Für ihn drückt sich in den Worten „Blast, Wind', und sprengt die Backen!" keine Macht, sondern eine zum Irrsinn hinüberleitende Ohnmacht aus, und dem entsprechend hören wir in dieser Scene fast nur gebrochene Töne, die im Verhältniß zu dem Wortlaut nur desto rührender klingen. Nun wird er von dem als armen Thoms verkleideten Edgar angesteckt. Der gespielte Wahnsinn bringt bei Lear den wirklichen zum Ausbruch und vereinigt sich mit der Berufstollheit des Narren zu dem in der Weltliteratur einzig dastehenden Terzett des Irrsinns. Lear kennt nur noch eine Erklärung für den traurigen Zustand, in dem sich der maskirte Edgar befindet: „Undankbare Töchter", und diese Vorstellung bohrt sich tief und tiefer in sein Gehirn ein, bis er nichts anderes mehr denken kann und die erhitzte Phantasie ihre tollen Bilder um diese Anschauung spielen läßt. Bei alledem erweist sich Rossi's Spiel, wenn er mit Stroh und Blumen umwunden über seine Töchter Gericht zu halten wähnt, nicht ganz

so wirkungsvoll, als man nach dem Vorausgegangenen erwarten sollte. Einzelnes, wie das zweimalige Greifen in die Luft, wenn er Goneril und Regan vor den Stuhl des Richters zu zerren glaubt, geräth wieder wundervoll; das Ganze leidet jedoch darunter, daß der Künstler die Situation zu gleichmäßig ausführt und einzelne Höhepunkte, an die das Publikum mehr gewöhnt ist, auffallend übergeht. Das „Jeder Zoll ein König!", diese Paradestelle jedes Lear-Darstellers, wird bei Rossi kaum vernommen. Wer sich erinnert, mit welchem Accent Anschütz diese Worte sprach, wird es bedauern, daß Rossi sich diese Gelegenheit, die Leidenschaft in einem Brennpunkte zur höchsten Concentration zu sammeln, entgehen läßt. Dafür bietet denn die Erkennungsscene zwischen ihm und Cordelia eine unerwartete Genugthuung, ja der Lear des Italieners gipfelt in dieser Situation so unbedingt, daß vor ihr alles Vorausgegangene erbleicht. Während Musik den auf dem Lager ruhenden Lear erweckt, steht ihm zu Füßen der König von Frankreich, zu Häupten Cordelia. Er richtet sich langsam in die Höhe und erblickt den Fürsten, dem er seine verstoßene Tochter gegeben hat, ohne letztere zu bemerken. Während er sich ganz aufrichtet, hat sich Cordelia neben ihn gesetzt, die er nun für einen guten ihn aus dem Grabe holenden Geist hält. Allmählich erkennt er sich als lebend; er steht auf und will auf die noch immer nicht erkannte Cordelia, die in die Knie gesunken ist und bittend die Hände ihm entgegenstreckt, zugehen, aber er fährt zurück, führt die Hände nach der Stirn, wie um die verloren gegangenen Bilder des Gedächtnisses wieder zurückzulocken, sieht den König von Frankreich ungewiß lächelnd an, gibt durch ein unbeschreibliches Spiel der Hände zu erkennen, daß seine Tochter nicht vor ihm, sondern daß er vor ihr knien müsse, und sinkt dann sprachlos in die Knie. Wie sie ihn wieder aufrichtet, er sie streichelnd und wieder streichelnd und küssend beim Namen nennt, ist ein Moment von so erschütternder Größe, wie wir ihn selten im Theater beobachtet haben. Selbst der letzte Act, wenn Lear die todte Cordelia in den Armen trägt, bietet hiernach keine rechte Steigerung mehr.

Wir haben Rossi's Lear ausführlicher charakterisirt, nicht nur, weil er eine seiner vollendetsten Schöpfungen ist, sondern auch, weil die größte Verschiedenheit zwischen seiner und der traditionellen deutschen Darstellung dieses Charakters besteht. An andern Leistungen des Künstlers können wir schneller vorübergehen, wie an seinem Romeo, einem bei Rossi's Beleibtheit und Jahren nicht ungefährlichen Experiment, das indessen bis in die jüngste Zeit vollständig gelang. Wer das Accelerando in dem Liebesduett des zweiten Actes, die stürmische Leidenschaft und wilde Verzweiflung in Lorenzo's Zelle und das Wiedersehen Julia's im Grabgewölbe aufmerksam verfolgt hat, wird sich gestehen müssen, daß man das „Hohelied der Liebe" nicht richtiger interpretiren kann. Der Kean von Dumas Vater, für den das Talent Rossi's fast zu schade, zeigt ihn wieder von einer ganz andern Seite als eleganten geistreichen Salonmenschen und als einen von excentrischen Launen heimgesuchten Schauspieler, bei dessen Darstellung Rossi die Farben seinem eigenen Wesen zu entnehmen scheint.

Stellen wir nun diese drei außerordentlichen Talente, die Ristori, Salvini und Rossi, die wir so weit zu charakterisiren versuchten, als sie in Deutschland das

Publikum, die Kritik und die Künstler beschäftigt haben, unsern einheimischen Schauspielern gegenüber, so werden wir mit Bedauern das Geständniß ablegen müssen, daß wir, mit einer einzigen Ausnahme vielleicht, auch nicht eine analoge Begabung aufzuweisen haben. Wie gesagt, krankt unsere Kunst an dem Uebermaß des Rhetorischen und an dem Zurücktreten des sinnlichen Moments der Anschauung, das dem Schauspiel den Namen gegeben hat. Die deutschen Theatervorstellungen sind, sobald sie sich auf das Drama höhern Stils beziehen, fast immer nur Hörspiele. Nun glauben wir zwar nicht, daß sich die Art und Weise der italienischen Schauspielkunst ohne weiteres auf deutsche Verhältnisse übertragen läßt. Hier kommen nationale Unterschiede in Frage, die sich nicht verwischen lassen. Ein deutscher Tragöde, der sich im Affect so viele malende, deutende und charakterisirende Geberden gestatten wollte wie seine italienischen Collegen, würde vielleicht ausgelacht werden. Wohl aber läßt sich ein Theil dieser Fertigkeit aneignen, ohne daß dadurch der auf ruhige Innerlichkeit hinweisende Grundzug unserer Nationalität beeinträchtigt zu werden braucht. Die kraftvolle ritterliche Männlichkeit der Italiener, die sie befähigt, den Ruhm ihrer Kunst in alle Länder zu tragen, das Leben nach allen Richtungen, im Guten wie im Bösen, zu genießen und ihrer Phantasie stets neue Bilder zuzuführen, kann man natürlich nicht erlernen; wohl aber ihr aufmerksames Belauschen der Natur und den Fleiß im Technischen, welche sie auszeichnen. Freilich setzt eine solche Aneignung eine gesunde Natur voraus, die sich nicht entwurzeln läßt durch fremde Anregungen, sondern dadurch nur noch kräftiger und strotzender wird. Wir haben es bei Julie Rettich erlebt, daß ihr die Einwirkungen des Spieles der Ristori nicht zum Vortheil gereichten, indem sie ihr mehr im Geistigen ruhendes Talent verwirrten und unsicher machten. Dagegen ist Adolf Sonnenthal ein Beispiel dafür geworden, wie ein Schauspieler, wenn er nie aufhört, höher zu streben, noch im Mannesalter über sich hinauswachsen kann. Gerade in einer Zeit, als Sonnenthal ganz allmählich anfing aus den Liebhabern und Salonhelden herauszuwachsen, trat der Einfluß der italienischen Schauspieler an ihn heran und brachte in ihm ein Talent zur Charakterisirung zur Reife, das sich früher immer nur gelegentlich angemeldet hatte, nun aber auf einmal die reifsten Früchte zeitigte. Ohne daß man sagen konnte, Sonnenthal copire Rossi oder Salvini, sah man doch das Stilverwandte zwischen den neuesten Leistungen des deutschen Künstlers und den tragischen Rollen der Italiener. Es war dieselbe fleißige Ausarbeitung des Details, dieselbe Richtigkeit der Naturbeobachtung, die uns in Sonnenthal's Risler in der Dramatisirung des Daudet'schen Romans und in Salvini's Othello erfreute, und dieselbe Erscheinung wiederholte sich bei andern Rollen, wie dem Darnley in Bulwer's „Haus Darnley", Fabricius in „Tochter des Herrn Fabricius" von Wilbrandt, Rolf Berndt in dem gleichnamigen Schauspiel von Putlitz. Es wäre zu wünschen, daß sich aus solchen Einflüssen heraus ein neuer realistischer Stil der Menschendarstellung geltend machte und die letzten Ueberlieferungen eines lebensunfähigen Idealismus beseitigte, der von jeder Natur und Wahrheit entfernt ist und nicht wenig dazu beiträgt, daß sich bei unsern classischen Aufführungen das Gespenst der Langeweile selbst für den wohlerzogenen Zuschauer kaum mehr verscheuchen läßt.

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten im Jahre 1880.

Von

Rudolf Doehn.

II.

Der erbitterte Wahlkampf, welcher Monate hindurch die verschiedenen Einzelstaaten der Union in einer stets steigenden Aufregung erhalten hatte, fand in der Entscheidungsschlacht vom 2. Nov. 1880 sein Ende. Die Partei der Republikaner trug über die der Demokraten einen doppelten Sieg davon; denn es erhielten nicht nur James A. Garfield als Präsident und Chester A. Arthur als Vicepräsident die entschiedene Mehrzahl der Electorenstimmen, sondern es siegten die Republikaner auch in den Congreßwahlen, insofern sie die Majorität, wenn auch eine verhältnißmäßig schwache, im Hause der Repräsentanten errangen, im Senat aber nahezu gleich standen mit den Demokraten. Wenn die Majorität der republikanischen Präsidentschaftscandidaten bei der Electorenwahl auch keine glänzende war, so war sie doch, unterstützt durch eine Majorität der Urwähler von mehrern tausend Stimmen, so stark, daß bei der officiellen Zählung der Electoralstimmen im Congreß kein Streit darüber entstehen konnte, ob Garfield mit vollem Recht und in der That am 4. März 1881 in das „Weiße Haus" einziehen sollte oder nicht. So unerquickliche Vorgänge, wie sie im Jahre 1877 vor der Amtseinführung des Präsidenten Hayes stattfanden, waren vollkommen ausgeschlossen. Es lag auch offenbar im eigenen Interesse der demokratischen Partei, wenn sie ihre Niederlage mit möglichster Ruhe hinnahm und fernerhin ihre Ehre darin suchte, durch Verfolgung einer weisen Politik ihre Gegner in der nationalen Gesetzgebung und in den Legislaturen der Einzelstaaten der Union zu überbieten; nur so und nicht anders könnte es ihr möglich werden, nach Verlauf von vier Jahren bei der neuen Präsidentenwahl den Kampf um das nationale Regiment mit Aussicht auf Erfolg wieder aufzunehmen.

Die Jahresbotschaft des Präsidenten Hayes, mit welcher er die dritte und letzte Sitzung des 46. Congresses am 6. Dec. 1880 eröffnete, enthielt, wie auch in Europa von gerecht und billig denkender Seite anerkannt werden mußte, verschiedene Punkte, die ganz danach angethan waren, nicht nur den Neid eines einzelnen europäischen Staates, sondern den Neid von ganz Europa wach zu rufen;

andererseits zeigten sich aber auch neben manchen Lichtpunkten einige Schattenseiten, deren Abstellung im Interesse der Union sehr wünschenswerth, leider aber nicht so leicht zu erreichen sein dürfte. Das in Rede stehende Actenstück zeichnete sich, wie fast alle Mittheilungen, welche Präsident Hayes der Bundesgesetzgebung der Vereinigten Staaten zukommen ließ, durch einen gemäßigten, staatsmännischen Charakter aus, der sich freihielt von jedem einseitigen, verbissenen Parteistandpunkte und alle überschwenglichen, thatsächlich nicht begründeten Redensarten vermied; andererseits waren aber darin doch auch diejenigen leitenden Grundsätze mit größter Bestimmtheit festgehalten, zu deren Verwirklichung Hayes seinerzeit gewählt worden war und die auch in der letzten Präsidentenwahl von der Mehrheit des amerikanischen Volkes als für eine einheitliche und freie Nation durchaus nothwendig anerkannt wurden.

Gleich nach den einleitenden Worten, worin der Präsident sich und den Volksvertretern Glück wünschte zu der andauernd wachsenden Prosperität des Landes und zu den friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen zum Auslande, hob er scharf die Opposition hervor, welche noch immer in mehrern der frühern Sklavenstaaten gegen die Ausübung des durch die Landesgesetze gewährleisteten vollen Bürgerrechtes der farbigen Rasse gemacht worden war. Diese Opposition, meinte er, habe sich bei der letzten Präsidentenwahl vielleicht nicht so sehr in offenen Gewaltthätigkeiten als vielmehr in „betrügerischen Manipulationen" (fraudulent practices) am Stimmkasten gezeigt, indem man durch falsche Zählung der abgegebenen Stimmen das den befreiten Negern verliehene Stimmrecht illusorisch gemacht habe. Bei dieser Gelegenheit berührte denn Präsident Hayes wiederum den sectionellen Particularismus, der vorzugsweise von der Demokratie der Südstaaten gepflegt worden sei und zu einer feindlichen Gegenüberstellung des „einigen Südens" und des „einigen Nordens" geführt habe. „Es ist der klar und bestimmt ausgesprochene Wunsch aller guten Bürger der Union", hieß es, „daß jeder sectionelle Hader in politischen Fragen schwinden soll. Jeder sein Vaterland wahrhaft liebende Bürger will, daß kein besonderer Landestheil sich in geschlossener Opposition (in solid Opposition) einem andern Landestheile gegenüberstelle. Die Neigung, den Vorschriften der Constitution, die allen Bürgern ohne Unterschied des Standes und der Farbe gleiche Rechte vor dem Gesetze gewährt, nicht gern und freudig zu gehorchen, verhindert das Aufhören particularistischer Streitigkeiten. Die Errungenschaften des Bürgerkrieges, wie sie in den betreffenden Zusätzen zur Constitution Ausdruck gefunden haben, sollen und müssen aufrecht und in Kraft erhalten werden. Nur wenn dies geschieht, werden Regierung und Volksvertretung mit Erfolg die wichtigsten Fragen, welche sich auf die Verwaltung, das Zoll- und Steuerwesen, die Finanzen, die Erziehung und andere innere Angelegenheiten beziehen, lösen können." Ganz besonders betonte der Präsident die hohe Bedeutung einer guten Volkserziehung. „Für Bildungs- und Erziehungszwecke", sagte er unter anderm, „kann eine Regierung niemals genug thun. Mit einer rationellen Volkserziehung gehen Friede, Tugend, Ordnung, bürgerliche und religiöse Freiheit Hand in Hand." Es wurde denn auch noch vor Schluß des Jahres 1880 im Congreß eine Bill mit großer Stimmenmehrheit angenommen, welche Vorkehrungen dafür traf, daß

namentlich in den frühern Sklavenstaaten mehr, als dies bisher der Fall gewesen, für Unterricht und Erziehung gethan werden konnte.

Auf die noch immer nicht gelöste Frage der Civildienstreform übergehend, empfahl die Botschaft das bereits theilweise angewandte System der Examination der einzelnen Amtsbewerber, welches sich in größern Städten, z. B. in Newyork, bei Anstellungen im Zollfache und im Postdienste trefflich bewährt habe. Das schnelle Wachsen der Bevölkerung der Union (dieselbe zählt nach dem im Jahre 1880 aufgenommenen Census mehr als 50 Mill. Einwohner) mache eine Vermehrung der Unionsbeamten nothwendig. Dies war ein neuer Grund, weshalb der Präsident auf eine bessere, die Corruption vermeidende Regulirung des öffentlichen Aemterwesens drang. Mit größter Entschiedenheit verwarf er das seit der Administration des Präsidenten Andrew Jackson eingeführte „Beutesystem", wonach bei einem jedesmaligen Präsidentenwechsel die Anhänger der besiegten Partei aus den öffentlichen Aemtern entlassen wurden und den Anhängern der siegreichen Partei Platz machen mußten. „Es gibt kein größeres Hinderniß", sagte Hayes, „in der Verbesserung des Civildienstes, als das Beutesystem (the spoils-system), unter dessen Herrschaft die Anstellungsgewalt in zu großem Maße in die Hände der Congreßmitglieder gefallen ist. Der erste Schritt zu einer durchgreifenden Civildienstreform besteht darin, daß hinsichtlich der Aemterbesetzung die Rechte des Congresses und der Executivgewalt scharf voneinander geschieden werden. Die verderbliche, der schlimmsten Corruption Vorschub leistende Lehre, daß dem Sieger die Beute gehöre, führt direct zur Congreßpatronage. Wie die Sachen jetzt liegen, herrscht bei den Aemtersuchenden und im Volke überhaupt die Ansicht, daß die Mitglieder des Repräsentantenhauses und des Bundessenats das Recht haben, über die in ihren Wahldistricten und Staaten zu besetzenden Bundesämter nach Belieben zu verfügen. Eine nähere Schilderung der Uebelstände, die hieraus hervorgehen, ist überflüssig. Nach den Vorschriften der Constitution steht dem Präsidenten und den einzelnen Departementschefs das Recht zu, Beamte für Bundesämter in Vorschlag zu bringen oder zu ernennen. Der Bundessenat hat das Bestätigungsrecht, das Repräsentantenhaus aber das Recht, pflichtvergessene Unionsbeamte in Anklagezustand zu versetzen." In diesem Sinne empfahl der Präsident Hayes mit Recht ein heilsames Zusammenwirken der Executive und der Legislative; denn den Volksvertretern mag ohne Schaden für das Gemeinwesen der Union das Bestätigungs- und das Anklagerecht zugestanden werden, aber niemals das imperative Besetzungsrecht öffentlicher Aemter.

Der nächste Punkt, den die Botschaft berührte, betraf die Mormonenfrage. Da die politische Machtstellung der Mormonensekte in steter Zunahme begriffen sei und in die reichsten und wichtigsten Territorien (namentlich in das Territorium Idaho) eindringe, so müsse es seitens der Bundesgewalt mit dem Temporisiren und den halben Maßregeln ein Ende nehmen. Religionsfreiheit sei zwar eine der Grundbedingungen freier Institutionen, aber die Heiligkeit der Ehe und der Familienbande sei auch der Grundstein der amerikanischen Gesellschaft und der Civilisation überhaupt. Hiermit stehe die Polygamie der Mormonen in schneidendem Widerspruch. Da aber die Macht der Unionsregierung und des Congresses, angemessene

Gesetze zum Schutz der Territorien zu geben, nach der Verfassung eine unbeschränkte sei, so sei es empfehlenswerth, daß durch Bundesbeschluß für die Verwaltung des Territoriums Utah eine Behörde eingesetzt werde, welche aus einem Gouverneur und aus Richtern oder Commissaren bestehe, die mit Zustimmung des Senats vom Präsidenten ernannt würden, analog der provisorischen Regierung, welche durch die Ordinance vom Jahre 1787 für das Territorium nordwestlich vom Ohioflusse ins Leben gerufen wurde. Wolle man jedoch die bisherige Form der Localregierung noch weiter bestehen lassen, so sei es durchaus rathsam, das politische Stimmrecht, das Recht, öffentliche Aemter zu bekleiden und als Geschworene im Territorium Utah zu dienen, auf diejenigen zu beschränken, welche weder das Institut der Polygamie selbst ausüben, noch es begünstigen und aufrecht erhalten helfen. Durch solche oder ähnliche durchgreifende Maßregeln könnten die jetzigen Uebelstände in Utah sehr wohl gehoben und das Gebiet innerhalb weniger Jahre zu einem der blühendsten und kräftigsten der neuen Unionsstaaten gemacht werden.

Diese Vorschläge des Präsidenten Hayes waren gewiß wohlbegründet, und es wäre in der That an der Zeit, daß die Eifersüchteleien und Animositäten der beiden großen Parteien, der Republikaner und der Demokraten, beiseitegesetzt würden, und daß der Congreß in Uebereinstimmung mit der Bundesregierung dem die Einheit und die Conformität der Union gefährdenden Mormonenunwesen gründlich ein Ende machte. Bisjetzt fanden die Mormonen noch immer einen geheimen Bundesgenossen an der demokratischen Partei, weil diese hoffte, wenn Utah mit der Mormonenwirthschaft ein Staat würde, in den Mormonen Parteifreunde zu gewinnen. Waren doch die Mormonen während des Bürgerkrieges der südlichen Rebellion eher zu- als abgeneigt.

Der vierte Punkt von allgemeiner Bedeutung, den Präsident Hayes in seiner Botschaft hervorhob, betraf den projectirten Kanal durch Centralamerika. Hayes wiederholte hier seine schon in einer frühern Congreßbotschaft gethane Aeußerung, „daß es das Recht und die Pflicht der Vereinigten Staaten sei, die leitende Oberaufsicht (supervision and authority) über jeden interoceanischen Kanal durch den Isthmus, der Nord- und Südamerika verbindet, in Anspruch zu nehmen und zu behaupten". Zur Begründung seiner Ansicht wies er auf die Bestimmungen eines zwischen den Vereinigten Staaten und der Republik von Columbia abgeschlossenen Vertrags hin, wonach der Nordamerikanischen Union als der bedeutendsten Handelsmacht der westlichen Hemisphäre die Berechtigung zustehe, die erwähnte Welthandelsstraße in erster Linie zu beaufsichtigen. Am 12. Dec. kam diese Angelegenheit auch schon im Congreß zur Sprache und eine betreffende Bill, welche das Oberaufsichtsrecht der Vereinigten Staaten wahrte, wurde nach kurzer Debatte dem Ausschuß für äußere Angelegenheiten überwiesen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in dieser den Welthandel in so hohem Maße berührenden Frage jeder amerikanische Congreß in der Hauptsache den von Hayes eingenommenen Standpunkt theilen wird.

Bezüglich der Finanzfrage, des Glanzpunktes der neuesten amerikanischen Politik, glaubte Präsident Hayes, ohne Widerspruch fürchten zu dürfen, constatiren zu können, daß die Finanzlage der Vereinigten Staaten günstiger sei als die irgend-

eines andern Landes der Erde. Die Gesammtsumme der Einnahmen während des mit dem 30. Juni 1880 abschließenden Fiscaljahres war 333,526610 Doll., d. h. ein Mehrbetrag gegen das Vorjahr von über 59½ Mill. Doll. Die Einnahmen des laufenden Finanzjahres wurden auf 350 Mill. Doll. geschätzt und der Ueberschuß auf 90 Mill. Doll. Die öffentliche Schuld der Vereinigten Staaten, mit Abzug des Baarbetrages im Schatzamte und der laufenden Zinsen, erreichte im August 1865 ihr Maximum mit 2756,431571 Doll.; sie wurde seitdem auf 1886,019504 Doll. reducirt. Im Jahre 1865 schuldeten die Vereinigten Staaten mit Ausnahme Großbritanniens mehr als irgendeine andere Nation der Welt; im Jahre 1880 dagegen schuldeten sie weniger als Frankreich, Rußland, Spanien, Oesterreich-Ungarn und Italien. Präsident Hayes empfahl nun im Einklange mit dem trefflichen Finanzminister John Sherman dem Congreß, Vorkehrungen zu treffen, daß die Schulden der Union, welche demnächst (1881) fällig würden, zu einem niedrigen Procentsatz (3,65 Proc.) refundirt werden möchten; ebenso rieth er zur Einziehung der sogenannten Legaltendernoten, welche Zwangscurs haben, und zur Prägung von einer nicht allzu großen Anzahl von Silberdollars, die jedoch gleichwerthig mit dem Golddollar sein sollten, wodurch sich die Union der reinen Goldwährung genähert haben würde. Allein der 46. Congreß kam mit der Refundirungsbill erst nach langen Berathungen zu Stande, und zwar in einer Weise, daß Präsident Hayes sich veranlaßt sah, diese Bill kurz vor dem Ende seiner Administration mit dem Veto zu belegen. Was aber die Währungsfrage anlangt, so wurde auf Veranlassung Frankreichs und der Vereinigten Staaten im Frühjahr des Jahres 1881 eine internationale Münzconferenz nach Paris berufen, um auf der Basis des Verhältnisses von 15½ Silber zu 1 Gold eine internationale Doppelwährung ins Leben zu rufen. Es gehört aber die Schilderung des Resultates der genannten Conferenz ebenso wenig zu der uns gestellten Aufgabe wie die Darstellung der unter der Präsidentschaft Garfield's höchst glücklich gelösten Refundirungsfrage. Zu erwähnen ist hier nur noch, daß nach dem letzten Finanzberichte des Finanzministers Sherman, der auch den Beifall von Hayes fand, die Möglichkeit nicht ausgeschlossen war, daß der amerikanische Zolltarif in einzelnen Punkten ermäßigt werden und daß die Binnensteuern auf einzelne Artikel entweder ganz in Wegfall kommen oder doch herabgemindert werden könnten.

Was den Handelsverkehr mit dem Auslande anlangt, so bemerkte die Botschaft des Präsidenten Hayes, daß sich derselbe in beständiger Zunahme befinde. Ganz vortrefflich habe sich das von dem Staatssecretär Evarts in erweitertem Maße angewandte System der genauern Berichterstattung seitens der verschiedenen amerikanischen Consuln über die Handelszustände und die Bedürfnisse fremder Länder bewährt. Für die Veröffentlichung und weitere Ausdehnung solcher Berichte verlangte der Präsident die Bewilligung der nöthigen Geldmittel, die sich doppelt und dreifach verzinsen würden. Die Wichtigkeit der Handelsverbindungen mit Südamerika, Westindien und den Staaten am Golf von Mexico, sowie mit Japan, China, Ostindien, Australien und den Inselgruppen im Stillen Meere verdienten die volle Würdigung des Congresses. Außerdem sollte die Bundesgesetzgebung legislative Schritte thun zur Herstellung eines telegraphischen Kabels von San-

Francisco nach den Sandwichinseln und von dort nach Japan und Neuholland. Für die Hebung und Pflege der Handelsmarine müsse möglichst gesorgt werden. Für die Förderung öffentlicher Bauten im Interesse des Handels, für Kanal-, Fluß- und Eisenbahnbauten seien erfolgreiche Schritte geschehen; doch bleibe immer noch manches zu thun übrig.

Was die Justizpflege betrifft, so empfahl die Botschaft namentlich die Anstellung mehrerer neuer Richter beim Oberbundesgericht, da der höchste Gerichtshof der Union mit Arbeiten überbürdet sei. Auf den Rath des Kriegsministers verlangte der Präsident die nöthigen Geldmittel, um das stehende Heer von 25000 auf 30000 Mann erhöhen zu können; ebenso rieth er, in Uebereinstimmung mit dem Marineminister, in Anbetracht der weitausgedehnten Küsten der Vereinigten Staaten dringend zur Vermehrung der Kriegsflotte und zur bessern Befestigung mancher Seeplätze. Im Postdepartement hatte sich ein Deficit von 3,630757 Doll. herausgestellt, da verschiedene neue Postämter etablirt und neue Postrouten gegründet worden waren. Zum bessern Verkehr mit Mexico, Central- und Südamerika wurde die Errichtung neuer Dampferlinien angerathen.

Besonders wichtig und interessant zugleich war der Bericht des Ministers des Innern Karl Schurz, dem der Präsident sich in allen Hauptpunkten anschloß. Mit großer Genugthuung konnte Hayes hier constatiren, daß die Indianerangelegenheiten noch nie zuvor so günstig gestanden hätten wie im Jahre 1880. Die Indianer hatten nämlich, dank der von Schurz befolgten Politik, in der Landwirthschaft, der Viehzucht und der Erlernung von Handwerken gute Fortschritte gemacht; viele Rothhäute, die noch vor wenigen Jahren der Unionsregierung feindlich gegenüberstanden, hatten sich friedlich auf Farmen niedergelassen, auf denen sie Häuser bauten und ein civilisirtes Leben führten. Der Ehrgeiz, sich durch ihrer Hände Arbeit, statt durch Raub und Gewaltthaten oder durch Geschenke zu ernähren, war gewachsen. Die Organisation eines aus Indianern bestehenden Polizeicorps hatte viel zur Aufrechterhaltung der Ordnung auf den für die Rothhäute reservirten Ländereien beigetragen. Ein höchst günstiges Resultat war durch die Errichtung von Indianerschulen, wo Mädchen und Knaben in der englischen Sprache, in Hausarbeiten, in der Ackerwirthschaft und in verschiedenen Handwerken unterrichtet werden, erzielt worden. Solche Schulen bestehen z. B. zu Hampton in Virginien, zu Carlisle in Pennsylvanien und zu Forest Grove in Oregon. Der Präsident legte dem Congreß ans Herz, daß er größere Summen für ähnliche Zwecke bewilligen möchte. Das Jahr 1880 war außergewöhnlich frei von Unruhen unter den Indianerstämmen. Was die Forstcultur anlangt, so konnte vom Minister Schurz wegen der geringen Geldbewilligungen, die er vom Congreß erhalten hatte, nichts Genügendes gethan werden; die Verwüstung der öffentlichen Waldländereien dauerte, wenn auch etwas gemäßigt, vielfach fort. Für Hebung des Ackerbaues war manches gethan worden; so hatten sich z. B. die Bemühungen für Production von Zucker und Thee gut belohnt. Das ebenfalls zum Departement des Innern gehörige Schulwesen (ein Cultusministerium gibt es bekanntlich in den Vereinigten Staaten nicht) war, soweit es Bundessache, thunlichst gehoben; auch die meteorologischen Forschungen und die geologischen Untersuchungen in Bezug auf Mineral-

schätze waren wesentlich erweitert worden. Der Verkauf von öffentlichen Ländereien an wirkliche Ansiedler hatte, namentlich bei dem Anschwellen des Einwanderungsstromes aus Deutschland, England und den skandinavischen Ländern eine große Zunahme gezeigt; ebenso war dem Patentwesen die gebührende Aufmerksamkeit erwiesen worden.

Schließlich machte Präsident Hayes dem Congreß den Vorschlag, daß General Grant in Anbetracht seiner der Union im Bürgerkriege geleisteten außerordentlichen Dienste zum „Generalkapitän" der amerikanischen Armee ernannt werde. Da indeß dieser Vorschlag in dem kaum minder verdienstvollen General William T. Sherman einen gewichtigen Gegner fand, so kam derselbe nicht zur Ausführung. Die letzte Sitzung des 46. Congresses war überhaupt ziemlich arm und fruchtlos an gesetzgeberischer Thätigkeit; weder die Civildienstreform, noch die Refundirung der Nationalschuld, noch der internationale Kanalbau, noch endlich die durch den letzten Census nothwendig gewordene neue Vertheilung der Congreßrepräsentanten auf die einzelnen Unionsstaaten fanden ihre Erledigung. Das amerikanische Volk war in der That froh, daß der 46. Congreß sein Ende erreicht hatte; es blickte aber mit neuer Hoffnung und voll Vertrauen auf die nächste Administration, von der es mit Recht eine kräftige Fortsetzung der Reformpolitik des Präsidenten Hayes erwarten durfte.

Am 28. Febr. 1881 verließ James A. Garfield in Begleitung seiner betagten Mutter, seiner Frau und seiner Tochter seinen bescheidenen Wohnsitz zu Mentor und trat seine Reise nach Washington City an, um dort das Präsidentenamt zu übernehmen. Unter den verschiedenen kleinen Reden, die er an einzelnen Orten, wo der Eisenbahnzug, den er benutzte, anhielt, an die zahlreich versammelten Bürger zu richten sich veranlaßt sah, erscheint diejenige die beste, in der er von seinen nächsten Bekannten und Freunden Abschied nahm. „Liebe Mitbürger und Nachbarn", sagte er unter anderm, „ich danke euch für euern herzlichen und wohlgemeinten Abschiedsgruß. Ihr könnt euch kaum denken, wie viel ich zurücklasse an Freundschaft, Vertrauen und heimatlichem Glück. Von dem, was meiner wartet, kann ich jetzt nicht reden, aber ich werde zu der Erfüllung der mir bevorstehenden Pflichten, zu den Aufgaben und Gefahren, die mir entgegentreten mögen, das Bewußtsein euerer Liebe und euers Vertrauens mit mir nehmen und stets bestrebt sein, diese Liebe und dieses Vertrauen zu verdienen." Der wehmüthige Ton, der diese Worte durchklingt, hat seine Berechtigung, wenn man bedenkt, daß das Präsidentenamt der Vereinigten Staaten für einen gewissenhaften und pflichtgetreuen Mann, so ehrenvoll es auch sein mag, doch der Mühen und Sorgen gar viele mit sich bringt. Als Garfield von den ihm möglicherweise entgegentretenden Gefahren sprach, dachte er gewiß nicht daran, daß ihn nach Verlauf von kaum vier Monaten die Kugel eines Meuchelmörders treffen würde.

Am 4. März, um $12\frac{1}{2}$ Uhr mittags, fand die Inauguration Garfield's statt, nachdem kurz vorher der Vicepräsident Chester A. Arthur in der Halle des Bundessenats den Amtseid abgelegt hatte. In Gegenwart des Senats, des Repräsentantenhauses, des diplomatischen Corps und einer nach vielen Tausenden zählenden Versammlung hielt Garfield vor dem Haupteingange des Capitols zu Washington

City entblößten Hauptes mit weithin vernehmbarer Stimme seine Antrittsrede, in der er in kurzen prägnanten Zügen sein Regierungsprogramm zum Ausdruck brachte. Der Hauptinhalt dieser beachtenswerthen Rede, die mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde, ist etwa folgender:

Der neue Präsident wies einleitend darauf hin, daß gerade hundert Jahre und drei Tage vergangen seien seit der Annahme der ersten geschriebenen Verfassung der Vereinigten Staaten. Die junge Republik sei damals von allen Seiten von Gefahren umgeben gewesen; sie habe sich noch keinen Platz in der Familie der Nationen erobert gehabt, die entscheidende Schlacht des Unabhängigkeitskrieges, deren hundertster Jahrestag in kurzer Zeit zu Yorktown gefeiert werden würde, sei noch nicht geschlagen gewesen. Die Gründer der Republik hätten nach kurzer Probezeit mit der ersten Verfassung gefunden, daß ein Staatenbund zu schwach sei, um den Bedürfnissen einer kräftigen und sich schnell und weit ausbreitenden Republik zu genügen; darum hätten sie kühn diese Staatsform beiseitegelegt und unter einer neuen Constitution eine nationale Union (a National Union) gegründet. Unter dieser Constitution seien die Grenzen der Freiheit erweitert, die Grundlagen der Ordnung und des Friedens befestigt worden und das Wachsthum in allen bessern Elementen des nationalen Lebens habe die Weisheit ihrer Gründer gerechtfertigt und den Nachkommen neuen Hoffnungsmuth eingeflößt. Unter dieser Constitution habe sich das amerikanische Volk andauernd gegen alle von außen kommenden Gefahren sichergestellt und auf allen Meeren seine Rechte gewahrt. Unter dieser Verfassung seien der Union 25 wohlgeordnete Staaten hinzugefügt worden. Die Rechtspflege dieser Verfassung herrsche jetzt auf einem Gebiete, das funfzigmal größer sei als das der ursprünglichen 13 Staaten, und über eine Bevölkerung, welche die vom Jahre 1780 um das Zwanzigfache übertreffe. Die härteste Probe habe die Verfassung unter dem furchtbaren Drucke des Bürgerkrieges bestanden, aus dem sie durch Blut und Feuer gereinigt und gestärkt hervorgegangen sei. Am Schlusse des ersten Jahrhunderts seiner nationalen Entwickelung habe das amerikanische Volk jüngst Rückschau über seine Lage gehalten, sein Urtheil über die Führung und die Ansichten der verschiedenen politischen Parteien gefällt und seinen Willen über die künftige Haltung der Regierung kundgethan. Diesem Willen im Einklang mit der Verfassung praktische Geltung zu verschaffen, sei die weitaus wichtigste Pflicht der executiven Gewalt. Aus dem Rückblicke auf die Geschichte der Vereinigten Staaten gehe deutlich hervor, daß das amerikanische Volk fest entschlossen sei, die gewonnene Freiheit unverkürzt aufrecht zu erhalten und alle jene gehässigen Streitigkeiten über Fragen, die unwiderruflich gelöst seien und deren weitere Verfolgung nur neue Feindschaft hervorrufen und den gedeihlichen Fortschritt hindern könne, hinter sich zu lassen. Die nationale Autorität (the supremacy of the Nation) und das Ansehen des Gesetzes dürften nicht länger einen Gegenstand der Erörterung bilden. Jener Zwist, der ein halbes Jahrhundert hindurch die Existenz der Union gefährdet habe, sei schließlich durch den hohen Gerichtshof des Krieges geschlichtet worden, und gegen den so gefällten Urtheilsspruch gebe es keine Appellation. Die aus dem Bürgerkriege hervorgegangene Verfassung und die durch denselben nothwendig gewordenen Gesetze seien fortan das höchste Gesetz des Landes, bindend

sowol für die Einzelstaaten der Union wie für die gesammte Nation. „Dieses höchste Gesetz", so fuhr Garfield fort, „hebt nicht die Autonomie der Einzelstaaten vollständig auf, noch greift es störend in die zu deren localer Selbstregierung nöthigen Regeln ein; wohl aber bestimmt und hält es die dauernde Obergewalt (the permanent supremacy) der Union aufrecht. Der nationale Wille, ausgesprochen im Donner der Schlachten und durch die amendirte Constitution, hat das große Versprechen der Unabhängigkeitserklärung von 1776 erfüllt, wonach Freiheit durch das ganze Land allen Bewohnern desselben verheißen wurde. Die Erhebung der Negerrasse aus der Sklaverei zu den vollen Bürgerrechten ist die wichtigste politische Veränderung, welche die Vereinigten Staaten seit Annahme der Constitution von 1787 kennen; kein denkender Mensch kann den wohlthätigen Einfluß dieser Verfassungsveränderung auf das amerikanische Volk und auf dessen Institutionen verkennen. Wir wurden dadurch von der beständigen Gefahr eines Krieges und dem Auseinanderfallen der Union befreit. Die moralischen und industriellen Kräfte unsers Volkes haben dadurch ungemein gewonnen. Sowol der Herr als der Sklave wurden der Beziehungen ledig, welche beide schädigten und schwächten. Mehr als fünf Millionen Menschen haben dadurch ihr Selbstbestimmungsrecht zurückerhalten, und einem jeden von ihnen ist die Bahn der Freiheit und Nützlichmachung eröffnet worden. Beide Rassen empfingen damit einen neuen Impuls, durch eigene Kraft sich Geltung zu verschaffen, indem die Arbeit für die eine Rasse ehrenvoller, für die andere nothwendiger wurde. Die Wirkung dieser treibenden Kraft wird mit jedem Jahre deutlicher werden und reichere Früchte tragen."

Präsident Garfield verkannte nicht, daß dieser gewaltige Wechsel in den frühern Sklavenstaaten der Union ernste Störungen veranlaßt habe; aber er betonte auch mit Recht, daß der Wechsel „unvermeidlich" (unavoidable) geworden sei und daß die befreiten Neger schon jetzt begonnen hätten, mit Ernst und Umsicht für sich selbst zu sorgen. Bei dieser Gelegenheit erklärte er mit aller Entschiedenheit, daß er von jeder durch das Gesetz ihm verliehenen Gewalt Gebrauch machen werde, um den Negern die ihnen gesetzlich zugestandenen Rechte zu gewährleisten, in erster Linie die freie Ausübung des politischen Stimmrechtes. Zu verkennen sei allerdings nicht, daß ein den Unwissenden und Ungebildeten verliehenes Wahlrecht große Gefahren mit sich führe, aber diesen Gefahren könne und müsse dadurch begegnet werden, daß man die allgemeine Bildung und den Unterricht mehr fördere, als es bisher geschehen sei. Auch in dieser Beziehung müßten der Norden und der Süden zusammenwirken. „Es ist das erhabene Vorrecht und die heilige Pflicht der jetzigen Generation", so lauteten seine Worte, „ihre Nachfolger zu erziehen und sie durch Einsicht und Tugend zum Antritt des ihrer wartenden Erbes zu befähigen. Bei diesem wohlthätigen Werke sollten alle auf die Verschiedenheit der Landestheile und der Rassen gegründeten Vorurtheile schweigen und die politische Parteistellung ohne Einfluß bleiben. Wir stimmen, Mitbürger, heute in vielen Streitfragen vergangener Generationen in unserm Urtheile überein, und ebenso werden unsere Nachkommen in funfzig Jahren in den Punkten vielfach übereinstimmen, die uns jetzt trennen. Sie werden sicher ihre Väter segnen und dem Gott ihrer Väter danken, daß diese Union erhalten blieb, daß die Sklaverei auf-

gehoben und beiden Rassen die Gleichheit vor dem Gesetze gewährt wurde. Wir mögen es beschleunigen oder verzögern, aber wir sind nicht im Stande, es zu verhindern, daß eine endgültige Versöhnung stattfindet. Möge unser Volk, die Schlachtfelder alter Kämpfe (dead issues) hinter sich lassend, muthig vorwärts schreiten und im Vollbewußtsein der Freiheit und in dem Kraftgefühl der wiederhergestellten Union die großartigern Siege des Friedens gewinnen."

Garfield ging hierauf auf die Finanzfrage über und schilderte die Politik seines Amtsvorgängers als segenbringend und heilsam für die Union. In Bezug auf die Doppelwährung ließ er sich so vernehmen: „Nach der Erfahrung der Handelsnationen aller Zeiten hat es sich herausgestellt, daß Gold und Silber die einzige sichere Grundlage für ein Münzsystem bilden. In letzterer Zeit ist eine gewisse Verwirrung (confusion) durch die Schwankungen in den relativen Werthen der beiden Metalle zu Tage getreten; aber ich glaube zuversichtlich, daß unter den Haupthandelsnationen Bestimmungen vereinbart werden können, welche den allgemeinen Gebrauch beider Metalle regeln und sichern. Der Congreß sollte Anordnungen treffen, daß die vom Gesetz verlangte derzeitige Zwangsprägung von Silber unser Goldsystem nicht in Verwirrung bringe und eins der beiden Metalle nicht aus dem Verkehr gedrängt werde. Wenn möglich, sollte ein solcher Ausgleich getroffen werden, daß die Kaufkraft eines jeden geprägten Dollars auf allen Weltmärkten in seinem schuldzahlenden Werthe vollkommen gleich sei. Es ist eine Hauptpflicht der Nationalregierung, mit Rücksicht auf das im Umlauf befindliche Geld (currency) des Landes Geld zu prägen und dessen Werth festzustellen. Es erheben sich große Zweifel, ob der Congreß nach der Verfassung befugt sei, irgendeine Art von Papiergeld zum gesetzlichen Zahlungsmittel (legal tender) zu machen. Die gegenwärtige Ausgabe der Vereinigte-Staatennoten wurde durch die Anforderungen des Krieges nothwendig; allein solches Papiergeld sollte bezüglich seines Werthes und Umlaufes von dessen Verkehrsbrauchbarkeit abhängen, nach dem Willen des Inhabers in klingender Münze einlösbar sein und keine Zwangscirculation haben. Diese Noten sind kein Geld, sondern Zahlungsversprechen von Geld. Wenn der Inhaber es verlangt, sollte dem Versprechen nachgekommen werden. Die Refundirung der Nationalschuld zu einem niedrigen Zinsfuß sollte ermöglicht werden, ohne zur Zurückziehung der Nationalbanknoten zu führen und so die Geschäfte des Landes zu stören. Ich erlaube mir, auf die Stellung hinzuweisen, die ich während meiner langjährigen Dienste im Congreß in finanziellen Fragen eingenommen habe, und zu erklären, daß Zeit und Erfahrung die Ansichten bestärkten, welche ich in dieser Beziehung so oft ausgesprochen habe. Soweit ich es verhindern kann, sollen während meiner Administration die Finanzen der Regierung keinen Schaden leiden." Aus diesen Worten geht deutlich hervor, daß der Präsident nicht gesonnen ist, dem Silber- und Papiergeldschwindel Vorschub zu leisten, sondern die gesunde Finanzpolitik seines Vorgängers zu befolgen.

Nach der Erledigung der Finanzfrage gab Garfield in kurzen Worten seine Ansichten über die Hebung und Förderung der Agricultur, der Industrie und des Handels kund. Mit Bezug auf den interoceanischen Kanal erklärte er: „Die Entwickelung des Welthandels hat die Abkürzung des ungeheuern Seeweges um das

Cap Horn herum durch den Bau von Schiffskanälen oder Eisenbahnen über den Isthmus, der Nord- und Südamerika verbindet, zu einem dringenden Bedürfniß gemacht. Es liegen zu diesem Zwecke verschiedene Pläne vor, deren Berathung nöthig ist; noch ist aber keiner davon so weit zur Reife gediehen, um eine pecuniäre Unterstützung durch die Vereinigten Staaten zu rechtfertigen. Der Gegenstand wird übrigens die Aufmerksamkeit der Regierung sehr bald in Anspruch nehmen, und zwar im Sinne des Schutzes der amerikanischen Interessen. Wir befürworten keine engherzige Politik und beanspruchen keine besondern oder exclusiven Privilegien auf irgendeiner Handelsstraße; aber wie mein Amtsvorgänger erachte auch ich es für das Recht und die Pflicht der Vereinigten Staaten, über jeden interoceanischen Kanal durch den genannten Isthmus eine solche maßgebende Oberaufsicht (such supervision and authority) geltend zu machen und zu behaupten, wie sie zum Schutze unserer nationalen Interessen nöthig ist."

Wie Garfield sich in der Finanzfrage und in Bezug auf den interoceanischen Kanal der Politik des Präsidenten Hayes anschloß, so that er dies auch hinsichtlich der Mormonenfrage. Nach seinem Ermessen sollte der Congreß, während er jede religiöse Ueberzeugung und Neigung gewissenhaft zu achten hat, innerhalb seiner Jurisdiction alle verbrecherischen Handlungen verbieten, namentlich solche, welche die Grundlage des Familienlebens zerstören und die gesellschaftliche Ordnung gefährden. Keiner kirchlichen Organisation (ecclesiastical organisation) dürfe es gestattet sein, „nur im mindesten sich die Functionen und Machtbefugnisse der Nationalregierung anzumaßen".

Was die so viel und so oft ventilirte Civildienstreform-Frage, die gleich im Beginn seiner Administration ihm so viel Widerwärtigkeiten bereiten und geradezu verhängnißvoll werden sollte, anlangt, so erklärte Garfield, daß dieser Gegenstand nur durch ein Gesetz in zufrieden stellender Weise regulirt werden könne, sowol zum Schutze derer, die mit dem Anstellungsrecht betraut seien, als zum Schutze der Inhaber von Staatsämtern gegen Intriguen und Unrecht. Man dürfe nicht vergessen, daß die Staatsämter nicht zum Besten der Inhaber oder der Freunde der Inhaber da seien, sondern nur im Interesse des Gemeinwohls. „Und jetzt", so schloß Garfield seine von allen Parteien mit Beifall aufgenommene Rede, „stehe ich im Begriff, das große Vertrauensamt, das Sie, meine Mitbürger, in meine Hände gelegt haben, zu übernehmen. Ich bitte Sie um jene ernste, wohlüberlegte Unterstützung, welche diese Regierung wie dem Gesetze, so auch der That nach zu einer Volksregierung macht. Ich werde zum großen Theile auf die Weisheit und den Patriotismus des Congresses und jener Männer angewiesen sein, welche mit mir die Verantwortlichkeit und die Pflichten der Verwaltung theilen. Vor allem aber erflehe ich für unsere Bemühungen, die Wohlfahrt dieses großen Volkes und dieser Regierung zu fördern, inständig die Hülfe und den Segen des allmächtigen Gottes." Nach dem Schlusse der Rede nahm der Oberrichter Waite dem neuerwählten Präsidenten in der hergebrachten Weise den Amtseid ab.

Am folgenden Tage, dem 5. März, trat der Bundessenat zu einer Executivsitzung zusammen, um die Botschaft des Präsidenten zu empfangen, in welcher er die Namen der von ihm ernannten Mitglieder seines Cabinets zur Bestätigung

vorlegte. Die betreffende Liste enthielt folgende Namen: James G. Blaine von Maine als Staatssecretär, William Windom von Minnesota als Finanzminister, William H. Hunt (Demokrat) von Louisiana als Marineminister, Robert T. Lincoln von Illinois als Kriegsminister, Wayne Mac-Veagh (unabhängiger Republikaner) aus Pennsylvanien als Justizminister, Thomas L. James aus Neuyork als Generalpostmeister und Samuel J. Kirkwood aus Jowa als Minister des Innern. Da nicht alle Senatoren mit den genannten Ministercandidaten sofort einverstanden waren, so entspann sich nach der Verlesung der Botschaft eine längere Debatte, in welcher die Senatoren Cameron und Davis den Antrag auf eine Vertagung der endgültigen Abstimmung stellten, während der Senator Garland sogar einen offenen Widerspruch gegen die in Vorschlag gebrachte Ministerliste erhob, den er jedoch nach einiger Zeit wieder zurückzog. Endlich wurde der Antrag gestellt, daß man die Ernennung von James G. Blaine, William Windom und Samuel J. Kirkwood für die erwähnten Ministerposten billigen möchte. Nachdem dies geschehen, wurde Robert T. Lincoln auf Antrag des demokratischen Senators Voorhes ebenfalls als Kriegsminister bestätigt; dasselbe geschah mit William H. Hunt als Marineminister auf Antrag des Senators Jonas aus Louisiana. Nun war an einen erfolgreichen Widerspruch nicht mehr zu denken; Garfield hatte gesiegt; denn Cameron trug nun selbst auf Bestätigung von Mac-Veagh und Conkling auf die von Thomas L. James an. Im allgemeinen fand übrigens die Ministerliste den Beifall sowol der republikanischen wie der demokratischen Partei: waren doch auf derselben die Neuenglandstaaten in hervorragender Weise durch Blaine aus Maine repräsentirt, der Westen der Union durch Windom und Kirkwood, der Süden durch Hunt und die Mittelstaaten durch Lincoln (den Sohn Abraham Lincoln's), Mac-Veagh und James.

Die Schilderung der weitern, meist sehr unerquicklichen Debatten in der Executivsitzung des Bundessenats, wobei es sich wesentlich um Amtsernennungen und damit verknüpften Eifersüchteleien und Parteiintriguen handelte, müssen wir uns für einen besondern Artikel, der die Administration Garfield's behandelt, vorbehalten. Es erübrigt nur noch eine kurze biographische Skizze von Garfield's Lebensgang.

Der Mann, welcher durch die Stimme seines Volkes berufen wurde, vom 4. März 1881 an als das den regierenden Häuptern der mächtigsten Nationen gleichgestellte Oberhaupt der Republik der Vereinigten Staaten eine hervorragende Rolle in der Geschichte seines Landes zu spielen, führte in seinen Jünglingsjahren als Holzhacker, Farmarbeiter und Bootsmann auf dem Ohio- und Eriekanal ein äußerst hartes, schwerbedrängtes Leben. Allein schon zu jener Zeit mochte wol, wie einer seiner Biographen meint, mancher, der den strebsamen, mit unerschütterlicher Ausdauer und Willenskraft sich emporringenden Jüngling näher kannte, zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß in dem eigenthümlich gearteten, pflichttreuen jungen Manne Kräfte schlummerten, die ihn dereinst einem höhern, von dem gewöhnlichen Lebenswege weit abliegenden Ziele entgegenzuführen im Stande waren.

Die äußere Erscheinung, namentlich die Gesichtsbildung Garfield's, ließ vielleicht ein deutsch-amerikanisches Blatt, das in Saint-Louis im Staate Missouri

erscheint, zu der Annahme gelangen, daß er deutscher Abkunft sei und sein Name ursprünglich Garfelder oder Gerbefelder lautete. Allein dem ist nicht so; Garfield's Familie stammt, wie er selbst während des Präsidentenwahlkampfes öffentlich erklärte, aus Neuengland. Der erste seiner Vorfahren in Amerika, welcher Edward hieß, kam ums Jahr 1630 aus Chester in England nach Massachusetts und ließ sich dort in dem Städtchen Watertown nieder. Die eigentliche Familiengeschichte unsers Garfield beginnt indessen erst mit dessen Urgroßvater, Solomon Garfield, der im Jahre 1766 die Witwe Sarah Stimpson heirathete und nach der Stadt Weston in Massachusetts zog. Abraham Garfield, ein Bruder Solomon's, kämpfte beim Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges in dem ruhmreichen Gefecht bei Concord. Als nach dem Revolutionskriege eine starke Auswanderung aus Massachusetts nach den wilden, damals noch wenig bewohnten Gegenden der mittlern Theile des Staates Neuyork stattfand, wanderte auch Solomon Garfield dorthin und kaufte bei Worcester in Otsego County ein Stück Land, auf welchem er mit seiner Frau und fünf Kindern: Thomas, Solomon, Hannah, Rebecca und Lucy, die Farmerei betrieb. Der älteste Sohn Thomas, der Großvater des jetzigen Präsidenten Garfield, wuchs in Worcester auf, führte ein achtbares Mädchen, Asenath Hill, als Gattin heim und ernährte sich und die Seinigen ebenfalls als Farmer. Sein ältester Sohn Abraham, geboren 1799, war ein hochgewachsener, kräftiger, auch höhern Bestrebungen nicht abgeneigter Mann, der jedoch, etwas unruhiger Natur, längere Zeit eine Art Wanderleben in den wenig bebauten Gegenden seiner Heimat führte, schließlich aber doch die ebenso liebenswürdige wie fleißige Eliza Ballou heirathete und in Cuyahoga County, im Staate Ohio, wo die ihm verwandte Familie der Boyntons wohnte, in der Nähe von Orange eine Farm erwarb. Hier nun wurde James A. Garfield am 19. Nov. 1831 als das jüngste von vier Kindern geboren. Sein Vater, der sich bei einer Feuersbrunst zu sehr angestrengt hatte und infolge dessen schwer krank geworden war, starb leider schon im Mai 1833 und ließ seine Familie in sehr bedrängten Verhältnissen zurück. Kurz vor seinem Tode sprach er, auf seine Kinder zeigend, zu seiner Frau: „Eliza, ich habe vier Schößlinge in diese Wälder gepflanzt; ich muß sie vor der Zeit deiner Sorge überlassen." Und die Witwe, obschon tief niedergebeugt durch den allzu frühen Verlust ihres Gatten, verlor den Muth nicht; sie arbeitete fleißig im Hause und auf dem Felde, spann Garn und Wolle und wob selbst die Kleider für sich und ihre vier Kinder. Ihr ältester Sohn Thomas stand ihr lange Zeit treu zur Seite, ebenso ihre beiden Töchter, Mehetabel und Mary, die gegenwärtig verheirathet sind und zu Salem in Ohio wohnen. Auch der kleine James mußte, sobald es seine Kräfte erlaubten, die Hände mit anlegen und bei der Bebauung der kleinen Farm helfen; er lernte schon früh den Acker pflügen und besäen, das Getreide und das Gras mähen, den Hammer und das Beil schwingen und die Säge führen.

Die Farm der Garfields lag sehr einsam; Besuch kam selten, nur die Boyntons ließen sich öfters sehen und halfen der Witwe mit ihren Kindern durch Rath und That. Garfield's Mutter war, ohne einer orthodoxen Richtung anzugehören, eine wahrhaft religiöse Frau; es verging kein Tag, wo sie nicht ihren Kindern passende Stellen aus der Bibel vorlas. Auch der Oheim Boynton, der seine Unterhaltung

gern mit Bibelsprüchen schmückte, war ein starker Bibelheld; er trug dieses Buch überall mit sich, auch bei der Arbeit auf dem Felde, und wenn er ermüdet auf der Pflugschar ausruhte, so las er nicht selten zur Stärkung ein Kapitel aus der Bibel. Im Norden von Ohio herrschte überhaupt um diese Zeit ein sehr religiöser Sinn; es gab dort verschiedene Sekten, worunter die Campbelliten, Anhänger des Schotten Campbell, zahlreich vertreten waren. Diese Sekte, der sich auch die Garfields anschlossen, verwarf alle Dogmen und Glaubensbekenntnisse; die Bibel war ihre einzige Richtschnur; Gastfreundschaft, Bruderliebe und Wohlwollen gegen alle, ohne Unterschied des Standes und der Abstammung, erkannten die Campbelliten als ihre leitenden Grundsätze an. Wenn Fremde auf der Garfield'schen Farm vorsprachen, so waren es meistens Reiseprediger. Die Unterhaltung mit den Nachbarn drehte sich in der Regel um Farmarbeiten und religiöse Dinge, während politische Fragen in zweiter Reihe standen. Der Sinn des jungen James wurde unter solchen Umständen schon früh auf die Lehren Campbell's hingelenkt, obschon er der Politik seine Aufmerksamkeit nicht ganz versagte. Als er in seinem siebenten oder achten Lebensjahre einmal im Scherz gefragt wurde, ob er der Partei der Whigs oder derjenigen der Demokraten angehöre, antwortete er nach einigem Zögern: „Ich bin ein Whig, aber ich bin noch nicht getauft." Der Knabe setzte voraus, daß die politischen Parteinamen mit den religiösen Fragen, von denen er so oft sprechen gehört, in Verbindung ständen.

Den ersten Unterricht genoß James A. Garfield in einer Districtsschule. Der kleine James war in der Schule sehr unruhig, lernte aber das Lesen schnell, sodaß er einmal ein Neues Testament als Belohnung für seinen Fleiß erhielt. Es werden verschiedene Geschichten aus der ersten Schulzeit des spätern Generals und Congreßrepräsentanten erzählt; so soll er ohne Veranlassung selten mit seinen Mitschülern in Streit gerathen sein; durch Neckereien und Beleidigungen wurde er aber leicht in hellen Zorn versetzt, und dann kam es zu harten Kämpfen, aus denen James, der für sein Alter ungewöhnliche Kräfte besaß, meistens als Sieger hervorging.

Zeitungen und Tagesblätter gab es in dem Garfield'schen Haushalt lange Zeit nicht; das erste Blatt dieser Art, auf welches, wie Garfield sich entsinnt, seine Mutter abonnirte, war die religiöse Wochenschrift „Der protestantische Unionist", der in Pittsburg erschien. Die wenigen Bücher, welche er zu Hause fand oder von den Nachbarn erhalten konnte, las James mit dem größten Eifer und so oft, daß er sie fast auswendig wußte. Gar sehr liebte er den kleinen „Robinson Crusoe"; außerdem studirte er, soweit seine Feld- und häuslichen Arbeiten es zuließen, Kirkham's Grammatik, die Rechenbücher von Pike und Adam und Woodbridge's Geographiebuch. Spielsachen und Bilder fand man in der Familie Garfield's nicht; seine Mutter war zu arm, um solche Dinge zu kaufen. Im übrigen würde man in der Annahme irren, daß die Garfields viel ärmer gewesen seien als die meisten ihrer Nachbarn. Zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, befanden sich fast alle Farmerfamilien im nördlichen Ohio in mehr oder weniger ärmlichen Verhältnissen; bei den Garfields war dies nur in etwas höherm Grade der Fall, weil das Haupt der Familie so frühzeitig gestorben war. Auch

besserte sich die Lage der Mutter, als die Söhne erwachsen waren. Außerdem galt Armuth für keine Schande, und der Reichere sah nicht stolz und übermüthig auf den Aermern herab, wie dies dort vielleicht in der Gegenwart der Fall sein mag. In Garfield's Jugend entehrten, wie er selbst bestätigt, wol Faulheit, Unmäßigkeit und unsittlicher Lebenswandel in seiner Heimat den Menschen; jegliche Art von ehrlicher Arbeit stand dagegen in hoher Achtung und fand überall die vollste Anerkennung.

Als Garfield das 16. Lebensjahr erreicht hatte, ging er in benachbarte Landbezirke und verdiente sich durch Farmarbeiten und Holzfällen eine runde Summe Geldes, mit der er seine Mutter unterstützte. Der lebhafte Schiffsverkehr auf dem Eriesee weckte in ihm die Lust, Seemann zu werden, und so brach er denn eines Tages nach Cleveland auf und arbeitete ums Jahr 1848 als Bootsmann auf einem Kanalboote, welches Eisen und Kohlen nach Pittsburg brachte. Allein dieses Leben konnte er trotz seiner kräftigen Körperconstitution nicht recht vertragen; was er im Sommer verdient hatte, ging während des Winters für Medicin und ärztlichen Beistand wieder darauf. Seine Mutter, welche niemals seine Neigung zum Schiffs- und Seeleben gebilligt hatte, bekämpfte diese Leidenschaft ihres Sohnes durch eine andere, und zwar durch den Trieb nach Wissen. Hier kam ihr ein braver Districtslehrer, Namens Samuel D. Bates, zu Hülfe. Man stellte dem lernbegierigen Jünglinge vor, wie es viel lohnender sei, durch wissenschaftliche Kenntnisse zu Ehre und Ansehen zu gelangen als durch harte körperliche Arbeit. So geschah es denn, daß Garfield im Frühjahr 1849 die sogenannte Geauga-Akademie in der Stadt Chester mit 17 Doll. in der Tasche bezog, die er von seiner Mutter und seinem Bruder Thomas erhielt. Dieses Lehrinstitut stand unter der Obhut eines gewissen Daniel Branch, dessen Frau die Abtheilung für weibliche Schüler leitete; und hier war es, wo Garfield seine spätere Frau, Lucretia Rudolph, eine entfernte Nachkommin des aus dem Revolutionskriege bekannten Generals Nathaniel Greene, die nur einige Jahre jünger als er war, zuerst kennen lernte. Die Geauga-Akademie hatte eine kleine Bibliothek von nahezu 200 Büchern, die Garfield mit Eifer benutzte. Obschon er mit dem größten Fleiß seinen Studien oblag, so war er doch, um sich Kost und Wohnung zu verdienen, bald gezwungen, dem Zimmermanne Heman Woodworth bei dessen Berufsarbeiten am Sonnabend, wo in Amerika in sehr vielen Schulen kein Unterricht stattfindet, und in sonstigen Freistunden hülfreiche Hand zu leisten; für die Sommermonate aber, wo Ferien waren, kehrte er zu seiner Mutter zurück und unterstützte dieselbe durch Farmarbeiten, wo und wie er nur konnte. Nach zwei Jahren verließ er die Geauga-Akademie und trat im August 1851 in eine höhere Schule ein, die erst kürzlich in dem Städtchen Hiram in Portage County gegründet war; und nun wollte es der Zufall, daß er hier abermals mit Lucretia Rudolph zusammentraf, da deren Aeltern nach Hiram gezogen waren. Gegenseitige Neigung verband bald die beiden jungen Herzen, und sie beschlossen, ein Paar zu werden, sobald Garfield das College absolvirt, das Examen bestanden und einen festen Lebensberuf ergriffen habe.

In Hiram war es auch, wo Garfield im Jahre 1850 sich taufen ließ, jedoch ohne sich einer bestimmten Sekte ganz anzuschließen. Er bewahrte sich seine freie

religiöse Meinung und blieb im wesentlichen den Campbelliten, in deren Kirchen er später wiederholt Vorträge hielt, getreu. Während Garfield fleißig weiter studirte und im Winter, wo auf der Lehranstalt in Hiram kein Unterricht gegeben wurde, zu Warrensville für 18 Doll. den Monat als Schulmeister fungirte, hatte seine Braut Lucretia in Cleveland eine Anstellung als Lehrerin gefunden.

Endlich, im Jahre 1854, war Garfield in seinem Wissen so weit fortgeschritten, daß er das Williams-College in Neuengland, an dessen Spitze Dr. Hopkins stand, besuchen konnte. Er hatte sich durch den Unterricht, den er in Warrensville ertheilte, eine kleine Summe erspart und erhielt durch Verpfändung der Police einer Lebensversicherung, in die er sich mit Hülfe seines Bruders und eines gewissen Dr. Robinson eingekauft hatte, eine weitere Summe, sodaß er den Cursus auf dem Williams-College, ohne zu sehr in Noth zu gerathen, bei weiser Sparsamkeit zu absolviren im Stande war. Im August 1856 bestand er mit Auszeichnung sein Examen. Er hatte die alten Sprachen, das Lateinische und Griechische, ziemlich gut inne; auch konnte er sich im Deutschen gewandt ausdrücken und war wohlbewandert in Goethe's und Schiller's Werken, während er von den englischen Schriftstellern außer Shakspeare vornehmlich Dickens, Thackeray und Tennyson liebte. Geschichte gehörte zu seinen Lieblingsfächern, und bei Debattirübungen, die häufig auf dem College vorgenommen wurden, zählte er zu den gefürchtetsten Gegnern. In der letzten Zeit seines Aufenthalts auf dem Williams-College gewann er auch ein lebhaftes Interesse für politische Fragen; er war ein begeisterter Anhänger von John C. Fremont, dem ersten Präsidentschaftscandidaten der republikanischen Partei, zu der ihn vornehmlich sein Haß gegen das Institut der Negersklaverei hinzog.

In die Heimat zurückgekehrt, wurde Garfield von seinen Freunden und Bekannten mit großer Liebe empfangen. Man war dort seit einiger Zeit bemüht gewesen, eine höhere Lehranstalt unter dem Namen „Hiram Eclectic Institute" zu errichten, in der eine mehr classische Bildung auf religiöser Grundlage zu möglichst niedrigen Preisen gewonnen werden könnte, und so war es natürlich, daß man seine Aufmerksamkeit auf den mit guten Zeugnissen von einem renommirten College des Ostens heimkehrenden Landsmann lenkte und denselben für die neue Anstalt zu gewinnen suchte. In der That erhielt der fünfundzwanzigjährige Garfield eine Anstellung an dem erwähnten Institut als Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache, und da er sich in dieser Stellung rühmlichst hervorthat, so wurde er schon nach einem Jahre zum Präsidenten der Anstalt gewählt. Diese für einen so jungen Mann seltene Auszeichnung war nun Garfield bemüht durch verdoppelten Fleiß und gewissenhafte Amtsführung zu verdienen; er hatte aber auch das Glück, die seiner Leitung anvertraute Schule kräftig emporblühen zu sehen. Allein seine umfassende Lehrerthätigkeit hinderte ihn nicht, sich eifrig juristischen Studien hinzugeben; denn es war schon zu der Zeit, wo er sich mit Lucretia Rudolph verlobte, sein Lieblingswunsch gewesen, dereinst ein tüchtiger Rechtsanwalt zu werden. Seine Stellung als Präsident des Hiram-Instituts hatte es ihm unterdessen ermöglicht, seine Braut als Gattin heimzuführen, und diese ist ihm stets eine verständnißvolle Begleiterin und eine treue Stütze in seinem vielbewegten Leben gewesen.

Der Präsidentschaftscandidat der republikanischen Partei John C. Fremont war zwar bei der Präsidentenwahl im Jahre 1856 seinem demokratischen Gegner James Buchenan gegenüber unterlegen; aber der „unabwendbare Conflict", der zwischen dem Norden und Süden der Union, zwischen den beiden Arbeitssystemen, dem der freien Arbeit und dem der Sklaverei, bestand und in seinen Folgen bis in die neueste Zeit fortgedauert hat, hatte seine Lösung nicht gefunden. Die blutigen Kansas-Nebraskawirren warfen dunkle Schatten auf die sociale und staatliche Fortentwickelung der Vereinigten Staaten, und der Sklavenaufstand des alten John Brown, des „Helden von Ossowatomie", erregte die Gemüther aller denkenden Bürger der Nordamerikanischen Union. In der Gebirgsschlucht von Harper's Ferry ertönten am 17. Oct. 1859 einige Musketensalven, denen bald der laute Donner des Secessionskrieges antworten sollte. John Brown unterlag bei seinem Befreiungsversuche und erlitt am 2. Dec. den Tod eines Verbrechers am Galgen. Sein Tod erlöste den Norden der Vereinigten Staaten von dem verderblichen, aber leider mächtigen politischen Zauber, womit die herrschsüchtigen Sklavenhalter des Südens den sonst so klaren Sinn der nördlichen Unionsbürger nur zu lange gefangen gehalten hatten. Die Trauer, welche durch das erschütternde Ende des alten Freiheitskämpfers in den verschiedensten Bevölkerungsschichten wach gerufen wurde, verwandelte sich bald in Begeisterung für die Sache, für die er sich zum Opfer gebracht hatte, und das schlichte, aber ergreifende Lied:

Im Grabe modert John Brown's Leib;
Sein Geist geht uns voran —

führte nach zwei kurzen Jahren Tausende und aber Tausende in den blutigen Entscheidungskampf, welcher die Macht des rebellischen Südens brach und die Negersklaverei vernichtete.

Auch James A. Garfield konnte sich der eben geschilderten Bewegung nicht entziehen. Während der Jahre 1857 und 1858 nahm er lebhaften Antheil an allen politischen Fragen des Tages, sodaß sein Ansehen stieg, und im Jahre 1859 wurde er in den Senat der Gesetzgebung von Ohio gewählt. Hier zählte er bald zu den einflußreichsten Vorkämpfern für die nationale Einheit und Freiheit der Union, und als der Sturm des Secessionskrieges losbrach, griff auch er zu den Waffen. Freiwillige eilten massenhaft, sich einreihen zu lassen in die Scharen der Kämpfer gegen die südlichen Rebellen, und in Hiram bildete sich eine Compagnie, die fast ausschließlich aus Schülern Garfield's bestand; er selbst wurde zum Obersten eines Freiwilligenregiments erwählt und im December 1861 nach dem östlichen Kentucky commandirt. Wir müssen darauf verzichten, seine Soldatenlaufbahn hier genauer zu verfolgen, so ruhmreich sie auch für ihn war. Sein Sieg über den Rebellenführer Humphrey Marshall bei Piketon und Prestenburg verschaffte ihm den Rang eines Brigadier-Generals; er kämpfte mit unter Grant bei Pittsburg Landing, nahm theil an der Belagerung von Corinth an der Grenze der Staaten Tennessee und Alabama, und war Mitglied des Kriegsgerichts, das über den General Fitz John Porter urtheilte. Im Januar 1863 wurde er vom Präsidenten Lincoln zum Stabschef der Cumberlandarmee ernannt, die unter dem Befehl des

Generals Rosencranz stand, zu dessen intimsten Freunden und Rathgebern er gehörte, und in der äußerst blutigen, aber für die Unionsarmee nicht gerade glücklichen Schlacht bei Chickamanga zeichnete er sich so sehr aus, daß er zum Generalmajor befördert wurde.

Während aber Garfield sich als Soldat ruhmreiche Lorbern pflückte, vergaßen ihn seine Landsleute in der Heimat nicht. Derselbe Congreßdistrict, welcher so oft den edeln Freiheitsvertheidiger Joshua R. Giddings, den Freund des frühern Präsidenten John Quincy Adams, in die Bundesgesetzgebung gesandt, wählte im Sommer 1862 James A. Garfield zu seinem Vertreter im Repräsentantenhause des Congresses. Lange Zeit schwankte Garfield, ob er bis zum Ende des Krieges in der Armee bleiben oder dem ehrenvollen Rufe, als Gesetzgeber in die Bundeslegislatur einzutreten, Gehör geben sollte. Schließlich entschied er sich jedoch für das letztere, erfüllte aber seine militärischen Pflichten bis zum December 1863, wo er seinen Sitz im Repräsentantenhause zu Washington City einnahm, den er durch die Wahl seiner Mitbürger bis zum Jahre 1881 mit Ehren behauptete. Garfield zählt eben zu den von Gott begnadeten Menschen, die, ohne sich vorzudrängen, überall, wo sie erscheinen und thätig eingreifen, sich Liebe, Achtung und Ansehen zu erwerben verstehen. So geschah es auch im Congreß. Er wurde bald in die wichtigsten Ausschüsse gewählt und vertheidigte als Redner seine Ansichten im Plenum in so sachlicher Weise und mit solcher logischen Schärfe, daß er sehr bald zu den wirksamsten Congreßrednern gehörte. Fast bei jeder Debatte von Bedeutung fand seine Meinung Gehör und achtungsvolle Berücksichtigung. Das Gesetz, welches ein nationales Erziehungsbureau ins Leben rief, verdankt vornehmlich ihm seine Annahme. Seine Reden über die in alle staatlichen und socialen Verhältnisse so tief eingreifende Finanzfrage gewannen ihm den Ruf eines der gründlichsten Kenner der finanziellen Zustände der Union. Die von ihm im Jahre 1868 gehaltene Rede über Silber- und Papiergeld fand auch ihren Weg nach Europa und trug nicht wenig dazu bei, den Nationalcredit der Vereinigten Staaten diesseit des Atlantischen Oceans zu stärken und aufrecht zu erhalten. In England wurde diese Rede so beifällig begrüßt, daß der bekannte Cobden-Club den Beschluß faßte, ihretwegen Garfield zum Ehrenmitglied zu ernennen: eine Auszeichnung, die bis dahin nur wenigen amerikanischen Congreßleuten, z. B. dem verstorbenen Bundessenator Charles Sumner, zutheil geworden ist. In fast allen wesentlichen Fragen ist Garfield ein warmer Unterstützer der Reformpolitik des Präsidenten Rutherford B. Hayes gewesen. Als James G. Blaine von Maine im Jahre 1877 aus dem Repräsentantenhause des Congresses schied, weil er in den Bundessenat gewählt worden war, übernahm Garfield auf einstimmigen Wunsch seiner Parteigenossen die Führerschaft derselben im Repräsentantenhause, und im Januar 1880 wurde er von der Legislatur des Staates Ohio an Stelle des Demokraten Allen G. Thurman zum Mitglied des Bundessenats gewählt, in den er am 4. März 1881 eingetreten wäre, wenn ihn nicht das amerikanische Volk zu seinem Präsidenten gewählt hätte.

Garfield verfügt über eine so außerordentliche Arbeitskraft, daß er neben seiner Thätigkeit als Gesetzgeber und Lehrer auch noch Zeit fand, seinen juristischen

Studien mit Erfolg obzuliegen. Im Jahre 1861 wurde er von dem Obergericht des Staates Ohio zur Rechtspraxis zugelassen, und fünf Jahre später erwarb er sich die Berechtigung, auch vor dem höchsten Gerichtshofe der Vereinigten Staaten als Rechtsanwalt zu prakticiren. Er hat bei verschiedenen Gelegenheiten eine anerkennenswerthe Unabhängigkeit seiner Ueberzeugung an den Tag gelegt und als Congreßrepräsentant und Rechtsanwalt Maßregeln, die er für recht erkannte, unterstützt, auch wenn dieselben sich nicht der Billigung seiner politischen Parteigenossen erfreuten. Auch auf literarischem Gebiete hat er sich mit Glück versucht. Unter seinen Schriften verdienen besonders die Essays über den „Amerikanischen Census", über „College-Erziehung" und die „Zukunft der Republik" hervorgehoben zu werden. Eine Reise, die er im Jahre 1867 nach Europa unternahm, hat nur dazu beigetragen, seinen geistigen Blick zu erweitern. Er ist wohlbewandert in der englischen, deutschen und französischen Literatur, und seine Vorliebe für das Deutschthum hat er wiederholt in Wort und That bekundet, so z. B. in der trefflichen, von genauem Geschichtsstudium zeugenden Rede, die er am 17. Febr. 1880 im Repräsentantenhause zu Washington City zu Ehren des verstorbenen deutsch-amerikanischen Abgeordneten Schleicher von Texas hielt.*) Nicht weniger aber leuchtet seine Anerkennung deutschen Wesens und deutscher Culturarbeit auch aus den Worten hervor, die er am 18. Oct. 1880 an eine Anzahl deutscher Bürger aus Cleveland richtete, die ihm eine Ovation darbrachten. Er sagte unter anderm: „Sie sind die Vertreter alter und beachtenswerther Ueberlieferungen Ihres alten Heimatslandes, und ich weiß, Ihre Herzen schlugen höher bei der Kunde eines Ereignisses, das erst vor wenigen Tagen an ihrem schönen Rheinstrome stattgefunden hat, als der gewaltige Kölner Dom, an dem 630 Jahre lang gebaut worden, vollendet und dem Frieden geweiht wurde. Dieser Dom hat Herrschergeschlechter, alle Wandlungen auf religiösem Gebiete, jeden Wechsel in der Herrschaft und unzählige Kriege überdauert, um schließlich von Kaiser Wilhelm dem Frieden und den ruhmreichen Erinnerungen des deutschen Volkes geweiht zu werden. Es ist für Sie unzweifelhaft eine wundervolle Sache, daran theilzuhaben — aber, Mitbürger, ich vertraue, daß Sie in dieses Land gekommen sind, um auch uns an dem Aufbau eines großartigen Tempels zu helfen, nicht eines gothischen Bauwerkes, das aus dem Gestein von den Ufern des Rheins aufgeschichtet wird, sondern eines Bauwerkes, das aufgerichtet wird aus den Herzen und dem Leben, dem Streben und Hoffen aller, die in diese Republik gekommen sind, um sie zu ihrer Heimat zu machen und hier Einrichtungen auszubauen, die nicht, ich vertraue darauf, in 600 Jahren von heute an ihr Ende erreicht haben werden, sondern in ihrer großartigen Anlage immer weiter in die Höhe streben werden, deren Grundlagen sich immer mehr vertiefen, deren Dom stets in die Höhe wachsen und für alle offen stehen wird, die in dieses Land kommen, um Amerikaner zu

*) Die deutsche Einwanderung nach den Vereinigten Staaten hat in den letzten Jahren bekanntlich außerordentlich zugenommen. Nach den amtlichen Angaben des Statistischen Bureau in Washington City kamen nach den Vereinigten Staaten vom 1. Juli 1880 bis Ende Mai 1881, also in elf Monaten, 564294 Einwanderer, darunter in runder Summe 175000 Deutsche.

sein und ihre Geschicke mit den unserigen zu verflechten. Zu allen diesen Leuten spricht der Genius Amerikas mit den Worten eines deutschen Dichters — ich meine Novalis:

Gib treulich mir die Hände,
Sei Bruder mir und wende
Den Blick vor deinem Ende
Nicht wieder weg von mir!
Ein Tempel, wo wir knien,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Himmel mir und dir!"

Es dürfte bekannt sein, daß Garfield in den letzten Jahren außer seinen politischen und geschichtlichen Studien sich sehr viel mit nationalökonomischen Arbeiten beschäftigte, aber weniger bekannt ist es wol, daß er sich zu zeiten eifrig mit den alten Classikern zu thun machte. Eines Tages besuchte ihn ein Freund in seiner Wohnung zu Washington City und fand ihn unter lateinischen Büchern vergraben. Auf die Frage, was denn dies zu bedeuten habe, erwiderte Garfield: „Ich fühlte mich durch die beständigen politischen Tagesfragen und Kämpfe so ermüdet und überarbeitet, daß ich eine Erholung haben mußte, und da habe ich mir aus unserer Congreßbibliothek alle Bücher zusammengesucht, die über den Horaz handeln. Ich lese die Gedichte des alten Römers, komme dadurch auf andere Gedanken und habe Erholung und geistigen Gewinn zugleich."

Während des Präsidentenwahlkampfes wurde Garfield von den Demokraten gar häufig der Vorwurf gemacht, daß er sich in unsauberer Weise mit dem amerikanischen Crédit mobilier eingelassen habe. Dies wurde zwar von republikanischer Seite gründlich widerlegt, aber auch verschiedene Aussprüche seiner erbittertsten politischen Gegner sprechen für die Reinheit seines Charakters. So erklärte z. B. der Exgouverneur Hendricks von Indiana, einer der talentvollsten und hervorragendsten Führer der demokratischen Partei, einmal mehrern seiner Gesinnungsgenossen kurz vor dem letzten Präsidentenwahlkampfe: „Ich will Ihnen sagen, wen meiner Ansicht die Republikaner für das Präsidentenamt nominiren sollten und wen ich als ihren stärksten Mann betrachte. Er ist ein echter Mann, ein Mann von Grundsätzen, ein ehrlicher Mann und würde einen guten Präsidenten für uns alle geben. Persönlich halte ich ihn für den besten Mann, der für das Präsidentenamt ernannt werden könnte. Ich meine James A. Garfield von Ohio." Aehnlich äußerte sich auch Henry Watterson aus Kentucky, bekannt als Politiker, Redner und Journalist, über Garfield, indem er sagte: „Garfield würde nicht im Stande sein, eine unehrenhafte Handlung zu begehen." Solchen Zeugnissen über Garfield's reinen Charakter schließen sich die Aussprüche anderer bedeutender Demokraten an, z. B. des Senators Thurman, des Congreßrepräsentanten Payne (beide aus Ohio), des frühern Vicepräsidenten der südlichen Conföderation, Alexander Stephens, und des Richters Black von Kentucky, des Busenfreundes Hancock's.

In den letzten Jahren pflegte Garfield zur Zeit der Congreßsitzungen mit seiner Familie in einem ihm gehörigen Hause in Washington City zu leben, das

angenehm und wohnlich, wenn auch nicht prachtvoll und splendid eingerichtet ist; denn Garfield gebietet nur über ein mäßiges Vermögen. Wenn der Congreß nicht in Sitzung war, zog er gern auf seine kleine Farm in Mentor, in Lake County im Staate Ohio. Seine Mutter ist noch am Leben und weilt gewöhnlich bei ihrem geliebten Sohne James. Von den fünf Kindern Garfield's besuchen die beiden ältesten Söhne, Harry und James, eine Schule zu Concord in New-Hampshire, während seine Tochter Mary oder Molly, wie sie gewöhnlich genannt wird, mit ihren beiden jüngern Brüdern, Irwin und Abraham, im älterlichen Hause lebt.

Was schließlich die äußere Erscheinung Garfield's betrifft, so ist er sechs Fuß hoch und stark und kräftig gebaut. Auf seinen breiten Schultern thront ein mächtiger Kopf; aus seinen blauen Augen leuchtet ein milder Ernst, seine hohe Stirn verräth Gedankenfülle und Festigkeit des Charakters. Ein Vollbart umrahmt ihm Kinn und Wangen, und sein hellbraunes Haar fängt an zu ergrauen.

Beim Schluß dieses Aufsatzes kommt zu uns über den Ocean die Nachricht, daß Präsident Garfield am 19. Sept. in Long-Branch gestorben ist infolge des Attentats, welches ein moralisch und physisch verkommener Mensch, Charles Jules Guiteau, am 2. Juli 1881 gegen ihn ausgeübt. Nach mehr als zweimonatlichem Schmerzenslager, das mit wechselnden Befürchtungen und Hoffnungen nicht blos Nordamerika, sondern die Welt in Spannung hielt, ist der Präsident doch den Folgen der schweren Verwundung erlegen. Die Beweggründe zu der Unthat Guiteau's scheinen vorzugsweise unbefriedigte Aemtersucht und das Streben, sich um jeden Preis berühmt zu machen, zu sein. Der aus dem Staate Illinois stammende Verbrecher zählt sich, wie aus einem Briefe von ihm hervorgeht, zu den Anhängern von Grant und Conkling, den Hauptbeschützern des politischen Beutesystems. Wir können Garfield's Tod nur als ein Unglück für die Union betrachten; denn der Vicepräsident James A. Arthur, der nach den Bestimmungen der Constitution sein Amtsnachfolger wird, ist ein reines Werkzeug in den Händen von Conkling und Grant. Wenn indeß nicht alles trügt, wird Garfield's Hinscheiden eine vollständige Neubildung der Parteien, namentlich einen argen Riß in der republikanischen Partei hervorrufen. Unter allen Umständen aber liefert Guiteau's Attentat eine erschütternde Illustration zu der sittlichen Verderbniß, welche durch die Aemtersucht und das Beutesystem in Amerika hervorgerufen wurde, und trägt möglicherweise so dazu bei, ein Uebel abzuschaffen, das länger als ein halbes Jahrhundert das öffentliche Leben der Vereinigten Staaten so vielfach vergiftete.

Zur Erinnerung an Hermann Lotze.

Von

Kurt Bruchmann.

Rudolf Hermann Lotze wurde am 21. Mai 1817 in Bautzen als Sohn eines sächsischen Militärarztes geboren. Nachdem er das Gymnasium in Zittau absolvirt hatte, besuchte er 1834 die leipziger Universität, wo er medicinische, allgemein naturwissenschaftliche und philosophische Studien betrieb; letztere besonders im Anschluß an Chr. Herm. Weiße. Seit 1842 war er in Leipzig außerordentlicher, seit 1844 in Göttingen ordentlicher Professor der Philosophie. Er starb am 1. Juli 1881 in Berlin, wohin er Ostern desselben Jahres einen Ruf angenommen hatte.

Von seinen Schriften heben wir folgende hervor:

1841 „Metaphysik"; 1842 „Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften"; 1843 „Logik"; 1846 „Ueber den Begriff der Schönheit"; 1848 „Ueber die Bedingungen der Kunstschönheit"; 1851 „Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens"; 1852 „Medicinische Psychologie"; 1856—64 „Mikrokosmus, Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit" (3 Bde.); 1857 „Streitschriften"; 1857 „Antigona Sophoclis fabula latinis numeris reddidit H. L."; 1868 „Geschichte der Aesthetik in Deutschland"; 1874 „System der Philosophie. I. Logik"; 1879 „II. Metaphysik".

Wenn es wahr ist, daß wir nur das wirklich verstehen und geistig besitzen, dessen nothwendiges Werden wir begreifen, so hätten wir jetzt, bei einer kurzen Darstellung von Lotze's Gedanken, einer ebenso hohen wie schwierigen Pflicht Genüge zu leisten. Dies in der That soll nicht unsere Aufgabe sein; nur er für sich soll betrachtet werden und nicht wie, sondern was seine Gedanken geworden sind. Lassen wir doch fast immer Dinge der Natur und Verhältnisse des geistigen Lebens so auf uns wirken, daß wir nur nach ihrer Fähigkeit fragen, uns Genuß zu verschaffen, und mit kurz entschiedener Sympathie und Antipathie urtheilen, statt mit umständlicher Sachkenntniß abzuwägen. Dazu kommt, daß alle, welche sich nicht berufsmäßig mit „Philosophie" beschäftigen, von jenen wunderlichen Käuzen, den Philosophen, nur ein paar kurze Antworten hören wollen auf gewisse Fragen, welche in müßigen Stunden sich zudringlich einstellen. Der wissenschaft-

liche Apparat (von mehrern dicken Bänden) wird aus der Ferne gebührend verehrt, ein kurz und klar formulirtes Schlußergebniß verlangt.

Lotze, an welchem wir glauben den ersten deutschen Philosophen der Gegenwart besessen zu haben, gehört zu den Vertretern des Idealismus, so vieldeutig dieser Ausdruck immer sein mag.

Was ist also die Welt? Was ist Gott? Was ist der Mensch und wie verhält er sich zur Welt und zu Gott? Um was handelt es sich denn bei diesem ganzen Aufwand von Natur und Geschichte? Was soll denn erreicht werden? Siegt das Gute? Ja, was ist denn gut?

Und andererseits: wie geht denn dies ganze Treiben vor sich? Wie machen es denn die Dinge, daß sie aufeinander wirken, daß etwas Neues zu Stande kommt, wo vorher nur zwei Factoren ohne dieses Neue waren? Wenn es Ideen gibt, wie wirken sie denn? Was nennen wir denn wirklich? Ist der Baum draußen mehr wirklich als mein Gedanke über das logische Gesetz der Identität A = A?

Wir wenden uns zunächst jener ersten Reihe von Fragen zu, welche alle sich damit beschäftigen, das Was aller Dinge festzustellen, aufzuklären über das Wesen der Welt und des Menschen.

Darauf erhalten wir denn die alte Antwort: Alles ist Eins. Es gibt nur ein einziges, allgemeines, großes Sein: die ganze Welt, und wir gehören als unsäglich kleine Theile in diesen ungeheuern, wohlgegliederten Organismus hinein. Wie also? Wenn wir Theile des einen Seienden oder Realen oder Absoluten sind, erhebt sich eine doppelte Frage. Einmal nämlich, was denn nun dieses Absolute ist; ob es Kraft, oder Stoff, oder Geist, oder Gedanke ist. Andererseits, wenn wir Theile sind: sind denn alle Theile gleichartig (da doch das Reale nur Eins ist) und wieviel solcher Theile mag es geben? Da wir selbst und die Dinge noch ins Unendliche theilbar sind, welches sind denn nun die letzten Theile, aus denen alles zusammengesetzt und entstanden ist? Auch gibt's so viele Millionen einzelner Dinge und einzelner Menschen: wie verhält sich diese augenfällige Vielheit zu jener angenommenen Einheit des Seienden?

Hält man die Anschauung fest, daß die Welt aus Theilchen (Atomen) zusammengesetzt ist, so läßt sich ihre Zahl nicht angeben. Allein diese atomistische Ansicht wird nicht von Lotze vertreten. Wie es auch sei: alle Theile sind durchaus wesensgleich. Also ist die Seele (vorausgesetzt, daß es eine gibt) wesensgleich der Materie? Es ist durchaus so. Warum also, da wir überall nur Materie wahrnehmen, welche durch den Raum verbreitet ist, und niemals eine Seele, sind wir nicht Materialisten? Deswegen, weil der Begriff der Materie und des Raumes, den sie für unsere Anschauung erfüllt, bei näherer Untersuchung uns unter den Händen verschwindet. Also ist die Materie nicht, was sie scheint, sondern vielmehr wesensgleich der Seele? So ist es. Aber warum erscheint denn die Materie so, wie sie erscheint, und also anders als die Seele? Darauf läßt sich zunächst antworten, daß die Seele gar nicht erscheint, also auch die Materie nicht anders als die Seele. Aber die Seele hat doch Empfindung und Selbstbewußtsein, nicht aber die Materie. Das ist richtig: warum und wie das eine Absolute seine Thätigkeit

so einrichten konnte, daß dieser doppelte Erfolg zu Stande gekommen ist, gehört zu den vielen Fragen, auf deren Beantwortung wir verzichten müssen.

Wenn nun aber eine völlige Gleichheit des Ursprungs der körperlichen und geistigen Erscheinungen behauptet wird, alles aus derselben einen Wurzel entsprossen ist, haben nicht die materiellen Dinge einen seelischen Charakter? Insofern gewiß, als sie allesammt nur Figurationen unsinnlicher Vorgänge sind, welche uns unter dem Bilde der räumlich ausgedehnten Masse erscheinen. Wie die mechanische Weltansicht die Gewalt des geistigen Lebens in der Erfahrung als eine Thatsache anerkennen muß, so kann sie kein Bedenken tragen, auch in den ursprünglich übersinnlichen Elementen, aus deren gesetzlicher Wirkung sie den Schein der ausgedehnten Materie hervorgehen und die Welt sich auferbauen läßt, den Funken dieses innern Lebens schon regsam zu denken. („Mikrokosmus", II, 33.) Es läßt sich aber durchaus nicht erwarten, daß das psychische Leben der Dinge jemals als Thatsache von uns beobachtet werden kann, und so ist Lotze weit davon entfernt, Phantastereien etwa über die Pflanzenseele nachzuhängen. („System", II, 186; „Mikrokosmus", III, 527.)

Welches sind also die letzten Theile, aus denen die Welt zusammengesetzt ist? Schon diese Vorstellung von Zusammensetzung ist zu vermeiden. Die Hypothese der Atomistik ist für gewisse wissenschaftliche Untersuchungen nothwendig und werthvoll; wir sollen uns aber alles Sein und Geschehen vielmehr denken als eine gleichmäßige Action des Absoluten, nicht als das Kräftespiel unzähliger Atome. Er sagt („System", II, 582): „Wir sind sehr weit von der Ansicht abgekommen, welche sich die Welt auf eine Anzahl schlechthin seiender Elemente, Wesen oder Atome, als das erste, gegründet denkt und dann zwischen ihnen Wirkungen geschehen läßt, für deren Inhalt sowie für deren Geschehen ein bedingender Grund sich nur noch äußerlich an jenen festen Bestand anschließen läßt; das wahrhaft Wirkliche war uns nur das eine, ewig bewegte Reale, in dessen Entwickelung jedes Glied mit einem andern nur nach dem Sinne des Ganzen zusammenhängt, und dann nicht zusammenhängt, wenn zwischen ihm und jenem dieses Mittelglied der Berechtigung fehlt; erst dieser Zusammenhang der Ereignisse ist es, der einzelne bleibende Constellationen dieser mannichfachen Begebenheiten uns als Wesen an sich erscheinen läßt, in der That nur Durchschnittspunkte oder Mittelpunkte aus- und eingehender Wirkungen, welche der sinnvolle Verlauf des Werdens conservirt, und wirkliche Wesen nur dann, wenn sie, wie die Seele, nicht nur andern als solche Centra erscheinen, sondern sich selbst dazu machen, indem sie bewußt und handelnd der Außenwelt sich entgegensetzen."

Wenn nun also die Welt nicht aus einer zusammenhangslosen Vielheit realer Elemente des Stoffes aufgebaut ist, so gehören auch die einzelnen Seelen mit in den Fluß des Werdens; sie sind nicht unaufhebliche Wesen, sondern nur Actionen des einen Realen. Allerdings sind sie vor den körperlichen Erscheinungen bevorzugt „durch ihre wunderbare, keiner Einsicht weiter erklärbare Fähigkeit, sich selbst als thätige Mittelpunkte eines von ihnen ausgehenden Lebens zu fühlen und zu wissen". („System", II, 601.) Die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele scheidet geradezu aus dem Bereich der Metaphysik aus („System", II, 487); nur die all-

gemeine Ueberzeugung muß ausgesprochen werden, daß alles das fortdauern wird, dessen Fortdauer zum Sinne der Welt gehört, und daß alles vergehen wird, was von Ewigkeit her nur zu vorübergehender Wirksamkeit bestimmt war.

Und woher kommt die Seele, wenn beseelte Wesen entstehen? Auch hier können wir den Hergang nicht schildern, sondern nur sagen, daß dort überall, wo sich ein organischer Keim gebildet hat, auch zugleich das Absolute gegenwärtig und thätig ist, um jenen Keim mit seelischen Regungen auszustatten, wenn der Weltlauf dies gerade wie einen logischen Schluß zu gegebenen Prämissen verlangt.

Materie und Raum also sind nur für unsere Anschauung eine ausgedehnte Erscheinung, welche aus den gegenseitigen Wirkungen an sich übersinnlicher Elemente entspringt. So wirkt denn, wo Materie auf den Geist wirkt, Gleiches auf Gleiches.

Wie es überall wissenschaftlichen Erklärungsversuchen um Verminderung und Vereinfachung der wirksamen Factoren zu thun ist, so hat die Philosophie, als der Inbegriff alles Wissens, ein besonderes Interesse, die Welt nur aus einem Princip zu erklären. Auch Lotze folgt, wie wir sahen, dieser monistischen Neigung durchaus. Er hatte jedoch noch eine besondere Veranlassung, die Einheit des Realen unausgesetzt zu betonen. („Mikrokosmus", III, 483, 543.)

Es ist ein altes Räthsel, wie es die Dinge anfangen, um aufeinander zu wirken, woher Bewegung und Veränderung kommt, worin Veränderung besteht. Wir dürfen nicht fragen, wie Sein gemacht wird: es *ist* eben; wir können auch die Thatsache des Werdens nur anerkennen. Wenn sich auch unsere Kenntniß einzelner Acte unendlich vermehrt, wenn sich die Fähigkeit steigert, aus vorhandenen Thatsachen künftige vorauszusagen, so bleibt uns doch die eigentliche lebendige Regsamkeit des Absoluten ewig ein Geheimniß. Aber da wir uns doch eine allgemeine Ansicht über den Lauf der Welt bilden wollen, so muß auch das Wirken und Werden zum Realen in ein systematisches Verhältniß gebracht werden.

Und nun eben betont Lotze aufs nachdrücklichste, daß man sich alles gegenseitige Wirken der Dinge aufeinander, den unendlich complicirten Lauf der großen und kleinen Ereignisse nur so begreiflich machen kann, daß alle diese Vorgänge Handlungen desselben Realen sind, daß sie gewissermaßen im selben Organismus geschehen, daß die Dinge nur deswegen einander angehen und aufeinander Rücksicht nehmen, weil sie Theile eines und desselben Ganzen sind, oder genauer, weil alles, was uns als Ding erscheint, doch nur sein Wirken aus demselben Urgrunde herleitet, aus welchem alle andern Dinge ihn herleiten, mögen sie äußerlich noch so sehr voneinander verschieden sein. („Mikrokosmus", III, 556.)

Näherer Betrachtung zeigt es sich durchaus undenkbar, daß es eine Vielheit von Dingen gibt, die voneinander unabhängig sind; daß sie, welche einander von Natur nichts angingen, sich dennoch um einander kümmern und ihre Zustände nach einander einrichten sollen. Alle Elemente vielmehr, zwischen denen eine Wechselwirkung möglich sein soll, müssen als Theile eines einzigen wahrhaft Seienden betrachtet werden; der anfängliche Pluralismus der Weltansicht habe einem Monismus zu weichen. Im erstern Falle bleibt es unbegreiflich, wie Wirkung von einem Ding aufs andere übergehen kann; im letztern ist das Wirken ein immanentes, zwischen zwei Theilen desselben Ganzen. Die Elemente müssen von Anfang

an untereinander commensurabel sein, die Dinge können nur sein und wirken als Theile eines einzigen Wesens. („System", II, 137.)

Vergegenwärtigen wir uns also in Kürze, was wir bisjetzt von Lotze's Weltanschauung kennen gelernt haben, um uns sodann die weitere Frage vorzulegen, wie wir uns denn das Reale näher denken sollen.

Es gibt nur ein einziges Wesen, das Reale oder das Absolute, welches in sich alles, was ist, umfaßt und aus sich hervorbringt. Dies ist durchaus übersinnlich und unräumlich. Seine Natur ist durchweg dieselbe. Man darf nicht sagen, daß es aus Theilen besteht, sondern nur, daß es thätig ist nach seiner Weise, seinen Gesetzen: denn andere Gesetze gibt's ja nicht als die, welche es sich selbst gibt. Dieses unsinnliche Reale bringt nach dem unerforschlichen Rathschluß seines Wesens Dinge hervor, welche wir körperlich nennen, sobald sie unserer menschlichen Anschauung im Bilde räumlicher Ausdehnung erscheinen. Alle diese sind wesensgleich, weil aus derselben Wurzel entsprossen, mit den Seelen. Seele nennen wir eine andere Art, wie jenes Absolute wirkt, ohne angeben zu können, wie es jene Verschiedenheit des physischen und psychischen Geschehens zu Stande bringt.

Alles, was ist, alle Körper und alle Seelen, sind nur Theile oder vielmehr Regungen des einen Absoluten und können so aufeinander wirken, da sie eigentlich eins sind und sowol durch ihren Ursprung als auch durch ihren Bestand in der Zeit verknüpft sind.

Wie ist also das Reale? Seiner Natur nach übersinnlich; uns dagegen erscheint es unter mannichfachen Formen der Sinnlichkeit. So gewiß uns diese idealistische Ueberzeugung ist, so gewiß wird ewig die tägliche Erfahrung des sinnlichen Lebens die Unbegreiflichkeit jener Theorie behaupten. Der Weg, auf welchem wir wandeln, das Brot, das wir genießen, und die feindliche Gewalt einer Kugel, welche unsern Körper verletzt, unser Leben bedroht: alles dies erscheint einer Zurückführung auf übersinnliche, unräumliche Actionen eines hypothetischen Realen durchaus zu widerstehen. Wir verlassen uns aber hier ebenso auf die bessere Ueberzeugung unsers Verstandes, wie wir z. B. an die Bewegung der Erde um die Sonne glauben, wenn wir diese Bewegung auch nie zu sehen bekommen.

Nun aber wollen wir eine weitere Anweisung haben, wie wir uns das Reale etwa vorzustellen haben. Dabei können wir natürlich nur innerhalb menschlicher Anschauungen bleiben und werden, wo wir das Wesen des Realen zu bezeichnen wagen, nur die unzureichenden Bilder anwenden können, welche den unsinnlichen Ereignissen unsers eigenen Lebens entstammen.

Ist das Reale eins und übersinnlich, so könnte man wagen, es z. B. eine Idee zu nennen. Allein so reich und vielfach gegliedert der Inhalt dessen auch sein mag, was wir eine Idee nennen, so völlig unzureichend dünkt uns dieser Name, wenn er dem unaussprechlichen Reichthum des Absoluten ebenso zukommen soll, wie dem bis zur Armseligkeit verschwindenden Inbegriff einer menschlichen Idee. Gleichwol kann dieser Name geduldet werden, wenn man sich das, was er bezeichnet, weit über das Menschliche hinaus erweitert und in sich gegliedert denkt. Eigentlich aber forderte dann die Gesammtheit der Dinge, als Erzeugniß des

Absoluten, zur Bezeichnung des Absoluten als eines Ideensystems auf. („Mikrokosmus", III, 599.) Der übersinnliche Grund der Welt ließe sich, menschlich zu reden, mit einem System von Ideen vergleichen, dessen Gliederung freilich von unübersehbarem Reichthum ist und dessen erhabene Folgerichtigkeit der menschliche Geist weder logisch erschöpfen noch jemals, auch in seiner beschränkten Thätigkeit, nachahmen kann.

Aber dieser Versuch, das Seiende zu bezeichnen, muß sich sogleich dagegen verwahren, daß jene Ideen etwa für sich seiende Wesen sind, von mythologischem Charakter wie die Platonischen. Sondern das Reale ist nur eins und für uns ist die Bezeichnung seiner Wirksamkeit durch jenen Namen eines Ideensystems nur ein Nothbehelf.

Wir müssen also anerkennen, daß nur das ist, was in dem vernünftigen Zusammenhange der ewigen Idee seine Stelle hat, nur das sich ereignet, was in dem Sinne ihrer Entwickelung liegt, daß alles Endliche überhaupt den erklärenden Grund des Triebes, von dem es bewegt wird, nur in dem Gedanken der Weltseele besitze, den es verkörpert. („Mikrokosmus", I, 446.)

Das ist, meint Lotze, die Natur jener concreten Idee (des Realen) und so beschaffen ihre Verwirklichung in jedem Augenblick, daß alles, was sie ihrem Sinne nach befiehlt, in geordneter Reihenfolge aus dem blinden Zusammenwirken aller der Einzelbewegungen, in die sie sich zerfällt, und nach den allgemeinen Gesetzen, die sie sich selbst gegeben hat, als nothwendiges Resultat hervorgehen muß. („System", II, 179.)

Selbst wer sich bereits mit dem Gedanken einer unendlichen Folgerichtigkeit aller Ereignisse des Naturlaufes und des menschlichen Lebens vertraut gemacht hat, wird doch von der starren Systematik unbefriedigt sein, nach welcher sich das Seiende entwickelt und in die Erscheinung umsetzt. Unbefriedigt von einer Welt, welche bisjetzt eines lebendigen und werthvollen Sinnes entbehrt, wird sich das Gemüth nach einer Verklärung des Weltlaufes umsehen und an die Philosophie die ernste Frage richten: Wozu das alles? Um was handelt es sich in der Welt?

Unaufhörlich wiederholt Lotze, die Welt habe für ihn nur Sinn, wenn es sich in ihr um die Verwirklichung des Guten handle. Obgleich er es nicht beweisen könne, sei er aufs tiefste durchdrungen von der Ueberzeugung, daß nur das sei, was sein solle, nicht aber, daß nur das sei, was sein müsse. („System", II, 604.) Alles was geschieht, hat nur Sinn und Berechtigung dadurch, daß es beiträgt zur Herausarbeitung des Guten. So ist es nur folgerichtig, daß dieser ethische Idealismus die Natur in die Verwirklichung des Guten einschließt. „Keinen Augenblick kann es zweifelhaft sein, daß nur die letztere Wahl uns erlaubt ist: alles Sein, alles was Form und Gestalt, Ding und Ereigniß heißt, dieser ganze Inbegriff der Natur kann nur als die Vorbedingung für die Verwirklichung des Guten gelten, kann, so, wie er ist, nur deshalb sein, weil nur so sich in ihm der unendliche Werth des Guten seine Erscheinung gab. Aber diese entschiedene Ueberzeugung bezeichnet nur ein äußerstes und letztes Ziel, welches unsern Gedanken ihre Richtung geben mag; sie bezeichnet nicht eine Erkenntniß, die deswegen, weil sie in einer

beweisbaren Lehre sich ausführen ließe, den Namen einer Wissenschaft verdiente. Eine unausfüllbare Kluft scheidet bisjetzt die Welt der Werthe von der Welt der Gestalten." („Mikrokosmus", I, 447.) So ist freilich der Widerstreit der Kräfte in der Natur und das Dasein des Bösen in der sittlichen Welt „das harte Räthsel" der Metaphysik. Um es zu lösen, müßten wir den Weltplan vollständig kennen; dies aber ist nun einmal menschlicher Einsicht versagt. („System", II, 458; „Mikrokosmus", III, 604.) Wir stehen eben nicht im Mittelpunkte der Welt, von wo aus sich ihr Getriebe klar überschauen ließe. Da wir unsere Sehnsucht, zu ihm vorzudringen, nicht befriedigen können, so bleibt uns nur Resignation und die Ergebung in den Lauf der Welt. („Mikrokosmus", I, 452.)

Wir halten nun nicht mehr mit Lotze's Grundgedanken zurück, daß das Reale ein wissendes, wollendes, gutes Wesen, d. h. Gott ist, nicht blos eine unendliche, ihrer selbst bewußte Idee. („Mikrokosmus", III, 564 fg.) Den Namen eines Pantheisten jedoch mag er nur bedingungsweise annehmen. Sein Pantheismus begreift das Reale nur in der Form des Geistigen und sträubt sich gegen die sonst herrschende Stimmung: die Niederdrückung alles Endlichen gegen das Unendliche, die Neigung, alles was Werth für das Gemüth hat, nur als vergänglich, hinfällig und nichtig zu betrachten gegenüber der Majestät des Einen, auf dessen formalen Eigenschaften der Größe, Einheit, Ewigkeit und Unerschöpflichkeit sich alle Verehrung concentrire. Ueberlegungen des Verstandes und die Sehnsucht des Gemüths fordern jenen Weltgrund nicht als Personification eines Gedankens zu fassen, sondern als ein wollendes und fühlendes persönliches Wesen. Lebendige, sich selbst besitzende und genießende Ichheit sei die unabweisbare Vorbedingung und die einzige mögliche Heimat alles Guten und aller Güter. („Mikrokosmus", III, 559.) Gott ist dieser von Ewigkeit her bewegte Mittelpunkt alles Seins; sein inneres Leben sei vorzustellen als ein ewiger und anfangsloser, nie in Ruhe gewesener und aus keinem Stillstand zur Bewegung angeregter Strom. Nur jenes Unendliche erfülle den vollen Begriff der Persönlichkeit; nur ein schwacher Abglanz davon sei auch dem Endlichen gegeben. Vollkommen kann Persönlichkeit nur sein in dem unendlichen Wesen, das beim Ueberblick aller seiner Zustände oder Handlungen nirgends einen Inhalt seines Leidens oder ein Gesetz seines Wirkens findet, dessen Sinn und Ursprung ihm nicht ganz durchschaulich und aus seiner eigenen Natur erklärlich wäre. Nicht ein Gesetz, eine Idee oder eine Weltordnung ist der Urgrund der Wirklichkeit, sondern ein Wesen, welches zu wirken und zu leiden fähig ist und seiner Natur nach das Gute ist und will. („Mikrokosmus", III, 572 fg.)

Das wahrhaft Wirkliche, das ist und sein soll, ist nicht der Stoff und noch weniger die Idee, sondern der lebendige, persönliche Geist Gottes und die Welt persönlicher Geister, die er geschaffen hat. Sie allein sind der Ort, in welchem es Gutes und Güter gibt. („Mikrokosmus", III, 616.) Weder ein Reich der Wahrheiten noch ein Reich der Werthe ist früher als das erste Wirkliche, welches die lebendige Liebe ist; diese eine Bewegung zerlegt sich dem endlichen Erkennen in die drei Seitenkräfte des Guten, welches ihr Ziel ist, des Gestaltungstriebes, der es verwirklicht, und der Gesetzlichkeit, mit welcher dieser die Richtung nach seinem Zweck innehält. („Mikrokosmus", III, 609.)

Wir sprechen also, obgleich Lotze es nicht thut, die Spinozistische Formel Deus sive natura aus. Zugleich ist klar, daß für Lotze, wie er selbst wiederholt sagt, der Anfang der Metaphysik in der Ethik liegt. Die Wissenschaft von dem, was sein *solle*, müsse die erste sein. („System", II, 604; „Mikrokosmus", I, 447.)

Jene drei Bethätigungen des Seienden sind gleichzeitig zu denken oder vielmehr zeitlos. Geschehen ist nur das Zeitlicherscheinen der innern Bedingungsordnung des Wirklichen. An sich ist Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges gleichzeitig. („Mikrokosmus", III, 599.) Die Zeit, als Ganzes, ist nur ein Erzeugniß unsers Vorstellens und besteht weder noch verläuft sie; sie ist nur unsere Anschauung für den Verlauf der Dinge. Den zeitlichen Verlauf selbst aber bringen wir nicht aus der Wirklichkeit hinweg, und Lotze glaubt, es sei ein völlig hoffnungsloses Unternehmen, auch seine (des zeitlichen Verlaufs) Vorstellung als eine apriorische, blos subjective Auffassungsform anzusehen, die im Innern einer zeitlosen Realität, d. h. in dem Bewußtsein geistiger Wesen, sich entwickelt. („System", II, 297.)

Welche Gewähr haben wir denn nun Wahrheit zu erkennen? Vor allem ist die längst erkannte Subjectivität aller Erkenntniß zugestanden. Damit ist über ihre Wahrheit oder Unwahrheit noch nichts entschieden. Philosophie ist eine Bestrebung des menschlichen Geistes, eine in sich zusammenstimmende, widerspruchslose Ansicht der Welt zu gewinnen, die uns über die Noth des Lebens hinweghilft und uns werthvolle Ziele im Leben zu stellen lehrt. Auf den Gewinn einer absoluten Wahrheit, „welche den Erzengeln im Himmel imponiren müßte", können wir es nicht anlegen. Wenn wir aber schließlich der Einstimmung des Denkens mit sich selbst den Werth der erkannten Wahrheit beilegen, so ist dies allerdings nur ein Zutrauen der Vernunft zu sich selbst und der Glaube, daß überhaupt Sinn in der Welt ist, daß die Natur der Wirklichkeit, die auch uns selbst in sich einschließt, unserm Geiste nur Denknothwendigkeiten gegeben hat, die mit ihr übereinstimmen. („System", II, 182 fg.)

Wer nur von den metaphysischen Gedanken hört, welche wir soeben kurz dargelegt haben, könnte leicht meinen, Lotze sei nur ein phantastischer Denker gewesen. Aber das ist keineswegs der Fall. Ein ebenso wesentlicher und mit noch größerer Ausdauer verfochtener Gedanke seines Systems ist der des *Mechanismus* alles Geschehens. Wir heutzutage haben schon so viel Gewinn aus dieser von ihm vertretenen und zum Theil epochemachend durchgesetzten Anschauung gezogen, sind so sehr daran gewöhnt, von der Mechanik irgendeines Verlaufes reden zu hören, daß wir seine Verdienste in dieser Beziehung leicht unterschätzen könnten. Vor 30—40 Jahren jedoch gaben ihm Philosophie und einzelne Zweige der Naturwissenschaften noch genügend Veranlassung, auf mechanistische Erklärung der Ereignisse zu dringen, wenn man sie überhaupt wissenschaftlich erklären wolle. So idealistisch Lotze die Natur anschaut, so sehr dringt er überall darauf, alles mechanistisch zu erklären. Nicht die Idee solle man als wirksam bezeichnen, sondern aus einzelnen nachweisbaren Verhältnissen und Factoren die Dinge erklären.

Lotze nannte seine Psychologie mit Vorliebe mechanische Psychologie. Mechanismus ist das einzige Mittel, wie etwas geschehen kann. Nur so kann das

Absolute seine Thätigkeit üben, daß sie in der Form des Mechanismus geschieht. Jedes höchste, starrste und allgemeinste Gesetz, das uns irgendwo in der Welt begegnet, müssen wir als die selbstgewählte Bedingung betrachten, die das Unendliche seiner ewigen Entfaltung zu Grunde gelegt hat. So ist freilich der bloße Mechanismus nirgends das Wesen der Sache, aber nirgends gibt sich das Wesen eine andere Form des endlichen Daseins als durch ihn; so wie wir nicht andere Götter haben neben Gott, so bedürfen wir außer dieser allgemeinen Wirkungsform der Natur nicht anderer. („Mikrokosmus", I, 446 fg.) So haben wir nirgends das Recht, von einer blos mechanischen Auffassung des Lebens zu reden; sondern hinter dieser äußern Entwickelung liege immer als die eigentliche Thätigkeit, welche uns in dieser Form erscheint, jene vereinigende Regsamkeit des Absoluten. („System", II, 455; „Mikrokosmus", III, 611.)

Was haben wir uns also eigentlich unter Naturgesetzen vorzustellen? Naturgesetze nennen wir constante Verhaltungsweisen der Dinge, durch deren Beobachtung und Anwendung unser Denken über die Dinge Macht bekommt. Die wirkliche Natur der Dinge ist das erste; jene Gesetze sind nur Denkbilder, in welchen das ursprüngliche Verhalten der Dinge in menschlichen Gedanken ausgedrückt wird. Wir ahmen mit den von uns formulirten Naturgesetzen nur das wirkliche Verhalten der Dinge nach. („System", II, 92.) Man darf sich also nicht vorstellen, daß die Welt aus einer Vielheit von Elementen zusammengesetzt ist, welche erst nachträglich durch das bloße Gebot von Gesetzen zu gegenseitiger Rücksichtnahme aufeinander gezwungen werden. Sondern das eine Reale, welches in allen Dingen zugleich ist, ihr Sein und ihre Natur bestimmt, bewirkt in jedem einzelnen Falle am gegebenen Orte und zu gegebener Zeit das Ereigniß. („System", II, 498.) Nur muß die Ueberzeugung wiederholt werden, daß wir nicht im Stande sind, die einzelnen Gesetze des mechanischen Naturlaufes aus der Idee oder dem höchsten Zweck der Welt abzuleiten. („Mikrokosmus", I, 449.)

Wenn wir es wagen, nun schließlich noch eine allgemeine Schätzung Lotze's zu äußern, so müßte der kurze Spruch beinahe lauten: „Ihr werdet nimmer seinesgleichen sehen." Und doch findet leidenschaftliche Verehrung des theuern, unersetzlichen Mannes unanfechtbaren Trost in dem Gedanken an alle seine edeln Vorzüge, seine gewaltige Wirksamkeit und seine unvergänglichen Leistungen. Er war gleich ausgezeichnet durch umfassende Kenntnisse wie durch scharfen Verstand. So wohl ausgerüstet mit realistischem Wissen hat noch kein Philosoph die Sache des Idealismus verfochten. Jahrelang war er, nach dem Beginn seiner akademischen Laufbahn, mit biologischen Studien beschäftigt, sodaß es schien, als habe er sich von der Philosophie fast ganz ab- und der Medicin zugewendet. Immer ist er den Entdeckungen der Naturwissenschaft mit der vollen Würdigung und kritischen Besonnenheit des Kenners gefolgt. Er war wirklich ein Philosoph, welchem die Philosophie als Erkenntniß der Welt galt und welcher glaubte, daß alle Ergebnisse der Einzelwissenschaften hingebende Betrachtung verdienten, um zu jenem Ziele beizutragen.

Seine Kenntnisse zeigen sich unglaublich umfassend. Man erstaunt, wie bei aller Kürze seine Urtheile z. B. über griechisches Leben inhaltsreich und fein sind.

Adel des Gedankens und des Ausdrucks zeichnet alles aus, was er geschrieben hat. Bei ihm traf es zu, daß die Menschen desto bescheidener sind, je größer sie sind. Daß der Genuß seiner Schriften nicht überall leicht ist, versteht sich von selbst. Will man seiner oft entzückenden Darstellung zu große Glätte vorwerfen, so kann man erwägen, daß die vollendete Meisterschaft des Denkens, die in sich selbst ruhende Sicherheit des Gedankens bei ihm wol nur ein classisches Gewand des Ausdrucks tragen konnte. Und doch, wie unvollkommen und flügellahm sind diese Ausdrücke der Verehrung, welche sich nicht zurückhalten lassen! Unaussprechlich ist das Gefühl, wo immer die Seele wahrhaft erhoben wird und willig der bezaubernden Macht des Genius huldigt.

Obgleich es unsäglich unwissend ist, zu behaupten, daß keine neuen Gedanken gedacht werden, gibt es für gewisse hohe Regionen des Denkens doch einen durch Alternativen seit langer Zeit bestimmten Kreis von Gedanken. Allein noch immer neu bleibt bei hervorragenden Geistern die Ausgestaltung einer solchen Alternative, und nicht danach fragen sie, ob sie originell sind, sondern ob sie folgerichtig denken und alle Schwierigkeiten der von ihnen verfochtenen Ansicht erkannt und gelöst haben. So kann man wol sagen, daß auch Lotze nicht eigentlich eine neue, unerhörte Ansicht über die Welt aufgestellt hat, aber dennoch nimmt sich sein System so aus. Darum ist am meisten die feine Durcharbeitung und umfassende Betrachtung der einzelnen Probleme zu bewundern.

Haben wir nun in seinen Worten der Weisheit letzten Schluß? Diese Ueberzeugung würde er am wenigsten billigen. Gewisse Fragen mag er freilich als für immer entschieden betrachtet haben. Und wer thäte das nicht? Aber ebenso sehr hofft und verlangt er, daß die Philosophie stetig von den Ergebnissen der einzelnen Wissenschaften sich belehren läßt, um an der Hand der Thatsachen die Welt besser und besser zu erkennen.

Ansichten, welche er selbst unbeweisbar genannt und nur als Glaubensbekenntniß geäußert hat, sind der Kritik eigentlich enthoben. Nie wird es sich unter anderm durchführen lassen, Metaphysik auf Ethik zu begründen. Werfen wir schließlich einen Blick auf sein Verhältniß zu wissenschaftlichen Bewegungen, welche unsere Tage lebhafter bewegen.

Er glaubt, man müsse die Neigung völlig aufgeben, metaphysische Fragen auf dem Wege mathematisch-mechanischer Construction zu beantworten. („System", II, 603.) Ein andermal sagt er, es gebe verschiedene Arten, Mythologie zu erzeugen, gegenwärtig scheine die mathematische Richtung der Phantasie darin die Vorhand zu haben. Kurz, er äußert Abneigung („System", II, 533 fg.) gegen die Vermischung von Mathematik und Philosophie.

Ueber Darwin sagt er, einstweilen dürfe sich die Philosophie über die große Fülle höchst merkwürdiger naturgeschichtlicher Thatsachen, welche Darwin's unermüdliche Beobachtungskunst aufgefunden hat, ebenso herzlich freuen, wie sie mit vollkommenster Geringschätzung über seine anspruchsvollen und verfehlten Theorien hinweggeht. („System", II, 465.) Wir glauben allerdings, daß Lotze die Bedeutung der anthropologischen Studien etwas unterschätzt hat, und sind überzeugt, daß wir

für die Klärung unserer ethischen Begriffe jene Studien durchaus nicht entbehren können. Zum Schluß möge er selbst noch einmal das Wort ergreifen („System", II, 468):

„Wo sich in einem vergessenen Sumpfe Pfahlbauten finden, da sammeln wir mit Andacht die schnöden Reste einer albernen Vergangenheit und bilden uns ein, durch ihre Betrachtung klüger zu werden und zu lernen, was jeder Blick in das tägliche Leben uns müheloser lehren würde. Wie ungünstig stehen diesen Dingen gegenüber die philosophischen Ideen, in denen Jahrtausende sich über das klar zu werden suchten, was ewig gilt! Wenn sie doch sich ausstopfen ließen! Dann würden neben einem schönen Exemplar der Platonischen Idee und einer wohlerhaltenen Entelechie des Aristoteles vielleicht auch die bescheidenern Grillen, die ich hier eiliger Vergessenheit gewidmet habe, den nachdenklichen Blick eines sonntäglichen Besuchers auf sich lenken."

Neugriechische Familien- und Kirchenfeste.

Von

O. Ernst.

Es ist etwas Wunderbares, Unergründliches um den Dualismus zwischen dem Allgemeinen und dem Besondern, der Art und der Abart, der Masse und dem Individuum! Wie reich und mannichfaltig auch die Erscheinungsformen seien, wie farbenprächtig und gestaltenwechselnd die bunte Vorstellungswelt sich unsern Sinnen einprägen möge: es zieht sich durch alle verschwenderische Fülle der Verschiedenartigkeit ein kaum sichtbarer, aber fühlbarer Faden des gemeinsamen Ursprungs, der die Vielheit zur Einheit verknüpft, das Einzelne an das Allgemeine heftet, die Willkür an die Nothwendigkeit bindet.

Den Knotenpunkt dieses Fadens zu entdecken, die Grenzlinie zu bezeichnen, wo das Besondere dem Gemeinsamen entspringt, sich aus ihm losringt zu selbständiger Existenz, wenigstens zu dem Schein einer solchen, war von jeher eine Aufgabe für den Denker, eine Lockspeise für den Phantasten. Wenn der Magier die Zauberformel suchte, der alle Elementargeister sich beugen: folgte er nicht demselben Drange, der den Naturforscher antreibt, dem Urkeim des Lebens in allen Schlupfwinkeln des Weltalls nachzuforschen, oder den Weltweisen, dem System nachzusinnen, das alle metaphysischen Räthsel löst?

Der eine will den Proteus, den wir Welt nennen, verzaubern, der andere will ihn entzaubern; aber der alte Gaukler spottet beider und schillert weiter in immer neuen Hüllen, immer unbegreiflichern Matamorphosen, ohne doch je, wie der in der Mythe, sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen.

Auch dem aufmerksamen Beobachter des eigenen engen Lebenskreises, dem die wissenschaftliche Befähigung abgeht, sich in das Studium eines so ernsten, schwierigen Problems zu vertiefen, ihm, der nicht speculirt oder analysirt, sondern nur reflectirt, bietet sich gewiß in jeder Lage reicher Stoff zu Vergleichen zwischen Genus und Varietät, Typus und Modification; sei es nun, daß er seine Aufmerksamkeit auf die körperliche Welt richte oder auf die geistige. Da bietet namentlich der Mensch in den Grundzügen und Abweichungen seines Wesens, in den wenigen Naturtönen seiner Triebe und Anlagen und den überreichen Modulationen ihrer Entwickelung ein besonders naheliegendes und würdiges Object für anregende Betrachtung.

Aus der millionenstimmigen unendlichen Symphonie der Menschheit, in der Soli und Chöre sich untrennbar verweben, ein Motiv mit besonders achtsamem

Ohr herauszuhören, ihm zu folgen in seinen Wandlungen, es zu erkennen als ein Leitmotiv, das in bald schwächern, bald stärkern Anklängen überall und zu jeder Zeit wieder auftaucht, das ist eine genußreiche, lohnende Aufgabe. Ich will mich heute an ihrer Lösung versuchen. Nicht daß ich sie bewältigen könnte nach contrapunktischen Gesetzen; nur als Dilettantin, mit wenig geschultem Ohr, mit schwacher, leiser Stimme will ich ein Motiv für mich hinsummen, das an und für sich so schön und herrlich, daß es der edelsten Interpretirung würdig wäre. Es ist ein jubelndes und ein feierliches, ein einfach kindliches und ein mächtiges Motiv, das mir im Sinne liegt, und es findet sich in dem Festchor der Menschheitssymphonie.

Seit der Mensch sich dem Menschen gesellte, seit die Familie besteht, seit die Völker keimten, wurden Feste gefeiert. Wenn die Natur ihr Füllhorn dem Lieblingskinde in den Schos warf, freute es sich der Spende und jubelte Dank. Wo Mann und Weib sich fürs Leben einten, wo dem Heldenstamm ein neuer Sprosse geboren wurde, wo der Sieg die tapfern Herzen berauschte, wo die Offenbarung des Göttlichen zur Evidenz erhoben schien, da entsprang dem erregten Gefühl ein Fest.

Und wie der Schatten an das Licht, so schloß sich an den sonnenhellen Jubel die dunkle Klage, an das Freudenfest die Trauerfeier. Wie man gemeinsam die Schwingen hob zum Fluge in den Aether, so tauchte man auch vereint in die Abgründe, die das Leben aufriß, mit der kargen, grausamen Natur hadernd, den Todten nachweinend, vor der strafenden Gottheit in Reue und Zerknirschung heulend.

Der Sinn für Feste ist somit ein ganz allgemeiner, über die weite Erde verbreiteter. Kein Volk, kein Stand, kein bewußtes Lebensalter fehlt in dem gewaltigen Chor, in welchem, dem Himmel sei Dank, die Jubeltöne überwiegen. Aber aus diesem Bedürfniß nach äußerer Manifestation starker Empfindungen, welches allen eigen ist, sind die eigenthümlichsten Besonderheiten emporgesproßt, hat sich eine Stufenleiter festlicher Bethätigungen gebildet von den Blutschwelgereien wilder Sklavenkönige zu den Liebesmählern frommer Brüdergemeinden, von der Weihe der Venuspriesterin zu der der Vestalin, von der Orgie um die erhandelte Tonne mit betäubendem Feuerwasser zu dem hochgeistigen Rausch einer Dichterapotheose, vom Kriegstanz um den sterbenden Feind zu Festen des Rothen Kreuzes, von der alljährlich neu den Wechsel verherrlichenden Hochzeitspracht mohammedanischer Fürsten zu der goldenen Weihe halbhundertjähriger christlicher Ehe.

Wir brauchen nicht einmal die äußersten Extreme einander gegenüberzustellen, um anregender Mannichfaltigkeit der Festesäußerungen zu begegnen; schon der Schritt von einer civilisirten Nation zur andern eröffnet uns neue Perspectiven, überraschende Contraste. Wenn ich es jetzt wage, den deutschen Leser zu einem Besuche neugriechischer Familienfestlichkeiten und Kirchenfeierlichkeiten einzuladen, so thue ich dies in der Ueberzeugung, daß die alte Leidenschaft des Germanen für die Zauberin Hellas, seit Faust die Helena freite, nicht gemindert, sondern gewachsen ist. Gräbt doch der deutsche Bär jetzt eben gar selbstlos und geduldig den verlorenen Schätzen der verarmten Geliebten nach, daß sie sich neu damit schmücken könne, wie mit Aphroditens Gürtel, und frisch erblühend wieder zu der

classischen Schönheit werde, in die er sich vor Zeiten verliebt. Wie sollte es ihn da nicht interessiren, ein wenig davon zu hören, wie Hellas Kinder in unserer Zeit die drei Daseinsschritte Geburt, Hochzeit und Tod begehen und wie sie den Göttern dienen in Tempeln, mit Händen gemacht.

Wenn aber der Leser sich enttäuscht von meiner Schilderung wenden sollte, weil er in ihr den Abglanz der alten Herrlichkeit, das Echo der vergangenen Harmonie gefeiert zu sehen glaubte, und sich in seiner Erwartung irrt, so grolle er mir deshalb nicht; ich darf ja nicht Illusionen nähren um den Preis der Wahrhaftigkeit, ich will nur in treuen Zügen das Wirkliche zeichnen.

Im Hause ausschließlich feiert der Grieche seine Familienfeste; in Hotels verlegt er solche Zusammenkünfte nie; ja soviel als möglich bleibt er auch den Kirchenmauern fern und ruft die Priester zur Ausübung ihrer Functionen zu sich. Ganz besonders ist dies der Fall bei Taufceremonien, die stets eine große Anzahl von Verwandten, Freunden und Nachbarn in den Familienräumen versammeln. Die orthodoxe Kirche macht ihren Täuflingen den Eintritt in den Christenbund viel schwerer, als es die katholische oder protestantische thut; es liegt über ihrer Taufhandlung ein Schatten der alten Mysterien, durch welche die Neophyten der ersten Jahrhunderte unserer Aera sich den Weg zum sündenreinigenden Wasser zu bahnen hatten. Auch die Rolle des Pathen gewinnt eine ganz andere, viel activere Bedeutung als bei uns, und bedarf der Vorbereitung.

Während in dem zur Taufhandlung bestimmten Gemache ein paar nachlässig gekleidete Kirchendiener eine große kupferne Vase mit doppeltem Boden auf einen Teppich setzen, das laue Wasser hineinschütten und drei, in der Mitte durch ein Band vereinigte Kerzen am Rande der Vase befestigen, begibt sich einer der anwesenden Priester, nachdem er über seinem schwarzen Gewande mit der reichen Stola bekleidet worden, die hohe, schwarze Mütze abgenommen und sein langes, üppiges Haar über die Schultern geworfen, in ein Nebenzimmer, wo sich der Pathe mit dem Täufling in den Armen und wenige der nächsten Angehörigen desselben befinden.

In der Hand das kostbar gebundene Evangelienbuch, beginnt er die Exorcismen zu vollziehen, das Heer der Teufel vermittels furchtbarer Drohungen und Beschwörungen aus dem Leibe des verworfenen, kleinen Erbsünders zu vertreiben.

Der Pathe antwortet, beichtet, verspricht, gelobt im Namen seines Schützlings, bekennt dessen Glauben nach nicäischer Formel, ein-, zwei-, dreimal; immer lebhafter wird der Dialog, immer drohender die Haltung des Priesters, immer eifriger die verantwortende Rede des Pathen. Endlich ist das schwere Werk vollbracht; die Dämonen sind aus dem Kinde hinausgefahren — es fragt sich wohin — und dieses kann nun, nachdem der Pathe das heilige Buch mehrmals geküßt, dem Taufbecken nahen.

Das Kind wird in ein Laken gehüllt; so trägt es die Wärterin dem Priester nach, der, gefolgt von dem Pathen, das Taufzimmer betritt, in welchem inzwischen die anwesenden Personen mit kleinen Kerzen versehen worden sind, die man nach und nach anzündet, sodaß ein Lichtkreis das heilige Gefäß umgibt.

Die assistirenden Priester stimmen jetzt, unter Begleitung mehrerer schmuziger Jungen, die im anspruchlosesten Straßencostüm ihre Functionen als Chorsänger ausüben, lange Responsorien an, welche sie mit näselnder Stimme und ohne Ausdruck während der Dauer der Handlung fortspinnen.

Der Taufpriester wirft die langen, weiten Aermel zurück von den sehnigen Armen und schickt sich an, sein Werk zu beginnen. Zuerst hat er es mit dem Wasser zu thun, das er feierlich segnet und dann dreimal anbläst, um die Dämonen daraus zu verscheuchen. Nun macht er, unter Anrufung der Dreieinigkeit, mit dem Finger dreimal das Kreuzeszeichen über, dreimal unter dem Wasser. Nicht genug damit: aus einem Fläschchen mit geweihtem Oel gießt er dreimal die Kreuzesform auf das widerstrebende Naß.

Von diesem selben Oel tropft er in die zusammengefügten Hände des Pathen und betupft dann damit die nackten Glieder des Kindchens, das in den Armen der Wärterin ruht.

Ein sinniger Segenswunsch aus des Priesters Munde begleitet alle Details dieser Operation. „Mögen deine Füße auf Gottes Wegen wandeln", so spricht er, wenn er die rosigen Fußsohlen berührt: „mögen deine Hände im Reiche Gottes wirken", wenn er die Händchen anfeuchtet.

Ist dies vollbracht, so beginnt der eigentliche Taufact. Aufmerksam drängen sich alle Anwesenden um das Becken, Spannung ist auf vielen Gesichtern zu lesen, denn die heilige Handlung ist nicht ohne Gefahr: eine Ungeschicklichkeit des Taufpriesters, und das kleine Wesen muß seine Entsündigung vielleicht mit dem Leben bezahlen!

Zuerst enthebt es der Priester seinem Laken und steckt das zappelnde Kind bis an die Knie in das laue Wasser, wobei es meist ganz vergnüglich ausschaut; dann, mit einem Ruck, indem er den Namen des Täuflings ausruft, der von allen Umstehenden im Chor wiederholt wird, fährt er mit einer Hand unter den Arm des Kindes durch, umspannt mit ihr das kleine Gesicht, um den Mund zu schließen, umfaßt mit der andern die Brust, und nun taucht er es blitzesschnell dreimal tief auf den Grund der Vase, jedesmal unter Wiederholung des Taufnamens.

Rufe der Angst ertönen ringsum; aber Gott sei Dank, der Mann versteht sein Handwerk; seine Finger sind nicht ausgeglitten auf dem geölten Körperchen, sie haben Mund und Nasenöffnung in schnellem Wechsel dem Wasser verschlossen, der Luft geöffnet. Das kleine Geschöpfchen erscheint wohlbehalten wieder an der Oberfläche des reinigenden Bades, im höchsten Grade verblüfft von dem, was mit ihm vorgegangen, pustet und sprudelt und schüttelt sich nach Kräften, vermag zuerst nicht, seiner Entrüstnng Laut zu geben, bricht aber endlich, nach lange verhaltenem Unmuth, in ein wohlbegründetes Zetergeschrei aus.

Des Pathen ölige Hände sind inzwischen mit dem Laken bedeckt worden, auf welches der Priester das kirschrothe, fortwährend energisch protestirende Kind legt, um es nun noch, Glied für Glied, mit einem Balsam einzureiben. Dann pustet er es segnend mehrmals an, schneidet ihm im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes drei Büschel Haare ab und wirft sie in das Taufwasser, womit die eigentliche Ceremonie beendet und das junge Wesen ein orthodoxer Christ ge-

worden. Nun wird es abgetrocknet, von der Wärterin mit Hemd und Jäckchen bekleidet, wobei ihr der Priester oft behülflich, denn er versteht sich darauf, mit Kindern umzugehen, und, in einen weißen, langen Kindermantel gehüllt, der dem Pathen über die Schulter gebreitet wird, von diesem dreimal unter tiefen Verbeugungen um das Taufbecken getragen.

Endlich gelangt das arme Würmchen zur Ruhe. Erschöpft von allem, was es durchgemacht, verfällt es gewöhnlich in tiefen Schlaf und wird durch die Reihen der glückwünschenden Zuschauer, die allmählich ihre Kerzen löschen, in ein fernes, ruhiges Zimmer getragen.

Der Gesellschaft werden nun kleine, silberne Medaillen an blauen oder rothen Bändern zum Andenken an die Taufe ausgetheilt, auf denen meist Johannes der Täufer mit einem Lamm dargestellt und das Datum des Tauftages eingegraben ist. Dann trinkt man ein Gläschen Liqueur und ißt Confituren und Bonbons, ohne die es bei griechischen Festen selten abgeht.

Wem es Vergnügen macht, die Priester nach der Ceremonie noch zu beobachten, der kann sehen, wie sie zuerst das Taufwasser in den doppelten Boden der Vase ablassen, von wo es später in einen für dieses Naß bestimmten, bedeckten Brunnen bei der Kirche gegossen wird — denn es darf sich nie mehr mit weltlichem Wasser mischen — und wie der Taufende sich dann im Taufbecken mit einem Stück Seife die balsamduftenden Hände wäscht.

Erwachsene Täuflinge sind denselben Förmlichkeiten unterworfen; ihre Zeugen aber werden durch einen Vorhang von dem Priester und ihnen getrennt, und sie steigen natürlich selbst ins Wasser, in welches der Priester nur ihren Kopf hinabdrückt. Solche Fälle kommen sehr selten vor, da die griechische Kirche grundsätzlich keine Proselyten macht; es sei denn in Rußland, wo bekanntlich an Flüssen getauft wird.

Einmal getauft, hat der griechische Christ auch sogleich ein Anrecht auf das Sakrament des Abendmahls, das an Kinder wie an Erwachsene ausgetheilt wird und zwar in beiderlei Form: aber nicht getrennt, sondern zu einem Brei gemischt, der aus dem Kelch mit einem Löffel ausgetheilt wird. Ein weißes Tuch, das über Reliquien geweiht wurde, „Andimission" genannt, macht nach orthodoxer Ansicht erst die Transsubstantiation möglich und wird vom Patriarchat in Konstantinopel den Kirchen verliehen. Die Austheilung des Abendmahls wird gewöhnlich am frühen Morgen unter großem Zulauf in den Kirchen vollzogen; denn die Communicanten, die am vorhergehenden Tage sich den Priester zur Beichte haben ins Haus kommen lassen und von ihm, wegen versäumter Fasten und Spenden an Kerzen und Geld, oft ernstere Vorwürfe haben hören müssen als wegen der Uebertretungen der Zehn Gebote, dürfen das Abendmahl nur nüchtern nehmen, sich nicht einmal beim Ankleiden den Mund gespült haben.

Der Weihnachtsabend, Gründonnerstag und ein Tag während der Marienfasten im August werden von den meisten orthodoxen Christen zur Abendmahlsfeier gewählt. Am Charfreitag darf keine stattfinden, da ja an diesem Tage Christus starb, woraus man schließt, daß dann keine Transsubstantiation möglich ist.

Durch dreitägige strenge Fasten bereitet man sich zur Communion vor, und

ehe man sich zur Kirche begibt, sucht man Vergebung bei allen denen, die man beleidigt haben könnte; eine schöne Sitte, die aber oft zur leeren Form wird.

In der durch wenige Kerzen halb erleuchteten Kirche stehen von Tagesanbruch an die Priester vor den Eingangsthüren zum Allerheiligsten, in einer Hand den Kelch, in der andern den Löffel schwingend, mit dem sie wunderbar rasch hantieren, umdrängt von unruhig wogenden Menschenmassen, die schnell abgefertigt sein wollen. Merkwürdig sieht es aus, wenn einem Säugling oder kleinen Kinde trotz seines Widerstrebens der Inhalt des Löffels um den Mund gestrichen wird; die armen Kleinen erscheinen hier, wie bei der Taufe, fast als Märtyrer der heiligen Handlungen. Den Fortgehenden wird noch ein Stückchen geweihtes Brot zum Nachessen gespendet, und wenn sie nach Hause kommen, trinken sie einen Schluck rothen Weines, worauf das Fasten beendet ist. Drei Tage lang müssen die Communicanten sich nun vor Verletzungen durch Schere, Messer oder sonstige schneidende Instrumente in Acht nehmen; denn mit einem Tropfen Blutes, der ihnen entflösse, würde auch das göttliche Blut ihrem Körper entströmen, und die Errungenschaft der heiligen Handlung wäre verloren.

Bei Sterbenden betrachtet man das Sakrament als Wegzehrung für unerläßlich, und ich habe Grund zu vermuthen, daß in Fällen, in denen der Tod zu rasch erfolgte, als daß die letzte religiöse Pflicht hätte erfüllt werden können, der Leiche von dem Priester die Substanz eingeflößt wird; freilich hält man von diesem Act alle Fremden fern.

Von so ernster Feier wenden wir uns wieder den freudigen Ereignissen des Familienlebens zu, und zwar dem familienvereinenden, familiengründenden, der Hochzeit. Je weniger innerlich diese Feier von einer Nation aufgefaßt werden kann, bei der das Heirathen ganz eingestandenermaßen eine Geschäftssache ist, und zwar so sehr, daß Ehen aus Neigung mit einer gewissen Geringschätzung betrachtet werden, desto glänzender muß sich natürlich der äußere Apparat der Angelegenheit gestalten. Warum sollte man sich auch nicht erlauben, den Abschluß einer für beide Theile Vortheil verheißenden finanziellen Combination, die oft nicht ohne sauere Mühen des redlichen Maklers, Cumbara (Pathe) genannt, zu Stande gebracht wurde, festlich zu begehen? Hat doch die Erfahrung in Millionen Fällen bewiesen, daß zwei durch goldene Ketten verbundene Ehegatten friedlich, freundlich und zufrieden nebeneinander den Lebensweg hinschreiten, ohne ideale Ansprüche an den Gefährten zu erheben, ohne Sehnsucht nach tieferer Sympathie, feinerm Verständniß, als in Alltagsverhältnissen eben gäng und gebe.

Da denn also die Convenienzheirath dem Nationalcharakter entspricht, und zwar in so hohem Grade, daß selbst Dienstboten und Handwerker nach ihr als nach einer besondern Ehre streben, so darf es nicht wundernehmen, sie mit Glanz und Freuden begangen zu sehen. Die Verlobung wird in kirchlicher Beziehung mit der Hochzeit zusammen gefeiert; wünscht man ihr aber schon vorher einen legalen Charakter zu verleihen, so ladet man zum Verlobungsfest einen Consul oder sonstigen höhern Beamten ein, der es dann übernimmt, dem Bräutigam und der Braut die Ringe anzustecken und eine kleine Ansprache an sie zu halten.

Zur Hochzeit, die in den meisten Fällen im Hause der Braut begangen wird, lassen es die Geringsten wie die Reichsten nicht an Vorbereitungen und Zurüstungen fehlen. Wenn irgend die Mittel es erlauben, verschafft man sich zur Trauung einen Bischof, Erzbischof oder sonstigen höhern kirchlichen Würdenträger, und je mehr Priester sich in seinem Gefolge einfinden, desto glänzender und beifallswürdiger wird die Ceremonie.

Das größte Zimmer im Hause wird für dieselbe hergerichtet, mit Blumen geschmückt, mit den Namenszügen des Brautpaares verziert, und was nur irgend die Verhältnisse gestatten, wendet man für Toilettenpracht und Schaustellung kostbarer Schmucksachen der weiblichen Familienglieder auf.

Wenn nun der Abend hereingebrochen und die Braut, gewöhnlich in Weiß mit Orangeblüten und Schleier, gekleidet worden, wenn die Büschel langer Goldfäden in ihrem Haar befestigt sind, dann nimmt sie ihren Platz in dem Gemach ein, das für das junge Paar, welches sehr oft bei den Aeltern wohnen bleibt, oder doch auf Besuch dort noch einige Zeit verweilt, eingerichtet wurde. Neben ihr auf zierlichem Tischchen liegen die Geschenke der Verwandten, meist aus Schmucksachen bestehend, die zuweilen einen bedeutenden Werth repräsentiren und lebenslang den Stolz der Frau ausmachen. Hier nun empfängt die Braut Besuche derjenigen Eingeladenen, welche ihr einigermaßen nahe stehen, während die große Menge die festlichen Räume füllt. Bald erscheint auch eine Priesterschar, begleitet von den bewußten saloppen Chorknaben; ungeheuere Wachskerzen, mit Spitzen und weißen Bändern verziert und bestimmt, nach kurzem Gebrauch bei der Ceremonie, das Schiff der Parochialkirche zu zieren, werden Verwandten des Brautpaares, besonders gern Kindern, zu halten gegeben; ein Teppich wird auf die Erde gebreitet und das Pult, auf dem das Evangelienbuch liegen soll, daraufgestellt. Geschäftig regt sich überall der oder die Cumbara, ohne dessen oder deren Beihülfe die Ceremonie gar nicht möglich ist; denn nach griechischem Ritus wird man eigentlich zu dreien getraut. Ein Theebret mit einem Becher Wein und zwei Kränzen aus künstlichen, weißen Blumen, durch weiße Atlasbänder miteinander verbunden, wird hereingebracht. Die Priester, deren einige in einem Nebengemach sich mit kostbaren Obergewändern bekleidet und über das langwallende Haar goldgestickte Shawls geworfen, stellen sich mit den Diakonen und Chorsängern in weitem Kreise um das Pult, reichgebundene Gebetbücher in den Händen. Zwei von ihnen werden nach Braut und Bräutigam ausgesandt. Unter Vortritt der kerzentragenden Kinder, begleitet von den Brautjungfern, begibt sich der eine zu der zögernden Braut und geleitet sie, die sich schüchtern unter der Schar der Gefährtinnen verbirgt, vor das Pult, dem gegenüber der Bräutigam, von einer Escorte von Männern gefolgt, bereits Aufstellung genommen.

Jetzt beginnt der unharmonische Wechselgesang der Diakonen und Chorknaben; lange Gebete werden recitirt; endlich tritt ein Priester geringern Grades vor das Evangelienpult, nennt das Paar bei seinen Vornamen mit der Bezeichnung Knecht und Magd, also z. B. Knecht Joannis und Magd Euphrosini, und verlobt es, indem er jedem einen Ring dreimal an die Stirn und dreimal an die Brust drückt und ihm denselben dann an den Finger steckt. Sofort tritt nun die

Cumbara vor, zieht die Ringe wieder von den Händen des Brautpaares und verrichtet mit ihnen noch einmal dieselbe Ceremonie, die der Priester soeben vollzogen.

Heftiger Gesang und eine lange Litanei beenden die Verlobungsfeier. Der Priester, der mit ihr betraut gewesen, tritt zurück, und in feierlichem Schritte begibt sich ein Höhergestellter, Reichergekleideter vor das Pult. Man hält ihm das Brevier vor, Kerzen werden entzündet, das Theebret herbeigeholt, und die Cumbara sucht Stellung hinter dem Brautpaar.

Nachdem das Trauungsritual halb gelesen, halb gesungen, nimmt der Priester die beiden Brautkronen in die Hände und setzt sie dreimal abwechselnd den Brautleuten auf; dann überläßt er es der Cumbara, diese bindende Handlung von der Rückseite zu wiederholen, wonach die Kränze auf den Häuptern bleiben, welche durch die dazwischenhängenden Bänder noch vereinigt sind.

Den Becher Wein erhebt der Trauende segnend und führt auch ihn je dreimal an die Lippen des Knechtes und der Magd, die sich nur öffnen, um drei Schlucke Wein zu trinken; denn kein Wort der bindenden Zusage wird orthodoxen Brautpaaren bei ihrer Trauung vergönnt. Sie werden eben nur passiv zusammengegeben. Die geschäftige dritte Person aber bemächtigt sich nun des Bechers und trinkt den Rest des Weines aus.

Jetzt bricht ein letzter Sturm von Litaneien über uns herein. Die Jungen erheben ihre gellenden Stimmen zu erstaunlichen Kraftleistungen; die Priester murmeln und verbeugen sich; das Brautpaar findet gewöhnlich den Augenblick passend, sich einige lächelnde Bemerkungen zuzuflüstern — von Rührung habe ich nie eine Spur bemerkt — endlich ergreift die Cumbara des Bräutigams Hand, dieser die der Braut, und in feierlicher Runde umziehen sie nun das Pult dreimal, sich bei jedem Umzuge vor dem Traupriester verneigend und seine Hand küssend. Nach dieser Procession haben sie noch das Evangelium zu küssen, und dann wenden sich die Neuvermählten den Aeltern und Verwandten zu, die nach der Reihe, sobald sie ihre Glückwünsche dargebracht, das heilige Buch ebenfalls mit den Lippen berühren und sich vor dem obersten Priester verneigen. Nun werden die Kerzen gelöscht, ungeheuere Platten voll Süßigkeiten und feine Liqueure herumgereicht, von denen jeder genießen muß. Die Braut wird in ihrem Zimmer des Schleiers entledigt und mit Schmucksachen beladen; sie vertheilt dann die Goldfäden ihres Haarputzes an die Brautjungfern und andere junge Mädchen, was für die baldige Verheirathung derselben als gutes Vorzeichen betrachtet wird; wenn die Braut zu der Gesellschaft zurückkehrt, beginnt gewöhnlich der Tanz, den der angesehenste der eingeladenen Herren mit ihr eröffnet, während der junge Ehemann erst alle tanzlustigen Damen auffordern muß, ehe es ihm erlaubt ist, seine Frau, die mit sämmtlichen Herren getanzt hat, einmal im Arm zu halten.

Die ganze Nacht nimmt der Jubel kein Ende; in großen Häusern spielt ein Orchester zum Tanz, und das ausgezeichnete Souper wie die feinen Weine werden von einem Restaurateur geliefert; bei kleinen Leuten schwenkt man sich nach den Tönen einer Drehorgel und erlabt sich an einigen Lieblingsölspeisen und an leichtem Landwein oder Raki (Mastixbranntwein). Der junge Ehemann müht sich

dabei fortwährend für das Wohl aller ab, bedient die Damen, bugsirt die Herren zum Buffet und kommt kaum einen Augenblick zur Ruhe. Oft endigen diese Festlichkeiten erst bei Tagesgrauen; der eigentlichen Hochzeit folgen in den nächsten Tagen noch mancherlei Gesellschaften bei Verwandten und Freunden zu Ehren des jungen Ehepaares, das nur in seltenen Fällen eine Hochzeitsreise macht, und die Aeltern senden in bekannte Häuser elegante Bonbonnièren mit den verschlungenen Namenszügen der Neuvermählten. Der Cumbara aber fällt hier wie nach einer Taufe das mehr ehrenvolle als angenehme Geschäft zu, die kirchlichen Würdenträger für ihre Mitwirkung bei der Ceremonie pecuniär zu entschädigen, wie auch die Kränze und Kerzen zu bezahlen, die verwendet wurden.

Diese nützliche Person, die bei den freudigen Familienfesten eine so wichtige Rolle spielt, tritt durch Ausübung ihrer Functionen, wenn sie nicht bereits früher zum Verwandtschaftskreise gehörte, in so vertrauliche Beziehungen mit den Häusern, in denen sie wirkte, daß sogar Heirathen zwischen Angehörigen beider Theile von streng denkenden Leuten als unerlaubt betrachtet werden; denn die orthodoxe Kirche verbietet nicht nur Ehen unter Blutsverwandten, sondern auch unter Angeheiratheten und Gevattern.

Bei einer Gelegenheit muß man des oder der Cumbara entrathen, wenn nämlich der Tod über die Schwelle eines Hauses getreten und seine schwere Hand auf ein erkorenes Opfer gelegt. Die kurze Frist, die von diesem Augenblick bis zum Begräbniß gegeben ist, das im Orient spätestens 24 Stunden nach dem Verscheiden vor sich geht, wird durch Vorbereitungen zu der Feier und in ungebildeten Familien durch zur Schau getragene Schmerzdemonstrationen ausgefüllt. Der lebhafte Charakter des Südländers, sein natürlicher Hang zum Auftragen und Vergrößern machen sich in überschwenglicher Todtenklage Luft.

Vor dem Lager, auf welches die Leiche gebettet wurde und zu dessen Häupten ein Priester unaufhörlich Gebete murmelt, spielen sich unter den Verwandten des Verstorbenen die aufregendsten Scenen ab. Besonders zeichnen sich die Frauen durch Schaustellungen maßloser Verzweiflung aus. Sie raufen sich das Haar, zerschlagen die Brust, ächzen und stöhnen, fallen vor der Leiche in Zuckungen, und das alles zuweilen um einen ziemlich gleichgültigen entfernten Verwandten.

Inzwischen werden die Zurüstungen zur Begräbnißfeier eifrig betrieben. Große Vorräthe weißer Wachskerzen sind mit schwarzen Crêpeschleifen zu schmücken, Trauerkleider herzurichten, Räume für die Priester und das Leichengefolge in Stand zu setzen, die Leichenfrauen zu bewachen und vor ihnen, die als Diebinnen bekannt sind, Kostbarkeiten zu verbergen.

Kurze Zeit vor dem Begräbniß entkleiden diese unheimlichen Personen die Leiche und betten sie, im Todtenhemd, in den Sarg, auf Rosmarinzweige. Dann wird sie mit einem Anzuge überdeckt. Daß Blumen zur Ausschmückung verwendet würden, kommt selten vor. Das Leichengefolge betritt den Raum, und vor dem Sarge kommt es oft noch zu erregten Ausbrüchen der Abschiedstrauer. Ein halbes Dutzend Priester erscheint und murmelt einige Gebete, worauf die in schwarzen Sammt gekleideten Leichenträger den Sarg auf ihre Schultern heben und der

Zug sich formirt. Zuerst schreiten Leute aus dem Volke in ihrem Straßenanzuge voran, welche vergoldete Sterne und Kreuze, an hohen Stangen befestigt, die Standarten der Kirche, über sich schwenken; dann kommen einzeln die Priester im glänzenden Brocatanzuge, begleitet von singenden Chorknaben, mit unangezündeten Kerzenbündeln in den Händen. Wo die Griechen unter türkischer Herrschaft leben, da wird der Sarg offen durch die Straßen getragen, sodaß jedermann die Leiche sehen kann: eine Sitte, die darauf zurückzuführen ist, daß zur Zeit des griechischen Freiheitskrieges vielfach Waffentransporte in Särgen bewerkstelligt worden sein sollen, worauf die türkische Regierung ihre orthodoxen Unterthanen zwang, sich bei Begräbnissen offener Särge zu bedienen. Schauerlich genug sieht es aus, wenn plötzlich, mitten ins Wogen und Treiben des Straßenverkehrs, ein solcher Zug sich einkeilt und die entseelte, oft durch Blattern oder andere schwere Krankheiten entstellte Menschenhülle langsam an den Lebendigen vorübergleitet. Ist es gar ein hoher, geistlicher Würdenträger, der gestorben, so wird er erst nach drei Tage dauernder Ausstellung in vollem Ornat, auf einem Sessel sitzend, der die ihn stützenden Schultern hoch überragt, durch die erregte Menge getragen, die sich unter der Tragbahre ablöst und zum Handkuß an die schlaff herabhängende, geschwollene, verwesungsblaue Rechte des Prälaten drängt, dessen Haupt meist ein Tuch verhüllt.

Zur Kirche geht der Zug, in welchem die männlichen Verwandten der Bahre folgen. Dort unter flimmernden Kerzen, Weihrauchnebeln und vor vergoldeten Heiligenbildern vollziehen sich die letzten feierlichen Ceremonien. Nun trennt sich bereits ein großer Theil des Gefolges von dem Sarge, der weiter getragen wird in Begleitung weniger, nächster Anverwandten, zu dem öden, wüsten Kirchhofe, wo ungeschmückte Gräber in unregelmäßigen Reihen sich nackt und unheimlich hinziehen. Hier, wohin kein weiblicher Fuß der Leiche folgen darf, wird dieselbe vollends entkleidet, und, wie man sagt, neben dem Sarg in die Grube gelegt. Es schwebt über diesen letzten Begräbnißanstalten ein Dunkel, das die Griechen selbst nicht gern aufklären. Nur so viel steht fest, daß eine schnelle Verwesung möglichst befördert werden muß; denn drei Jahre nach dem Begräbniß wird das Grab von Priestern wieder geöffnet, und zwar in der Erwartung, bereits ein vollständiges Skelet zu finden, dessen Knochen dann in Wein gewaschen und von neuem beerdigt werden, wenn möglich im heiligen Umkreis einer besonders verehrten Kirche.

Ist das Skelet dann noch nicht in dem Zustande, in welchem es sein sollte, so nimmt das unwissende Volk an, der Körper des Verstorbenen büße die Schuld der sündigen Seele, und mancherlei Todtenopfer werden angestellt, um den Bann zu heben, den, wie man meist vermuthet, der Fluch eines Priesters verursacht. Auch eine Kalklösung soll in solchen Fällen angewendet werden, um die Wirksamkeit der geistigen Mittel zu unterstützen.

Vierzig Tage nach dem Begräbniß findet in der Parochialkirche des Verstorbenen die Todtenfeier statt, der viele Verwandte und Freunde beiwohnen, und bei welcher ein zu Hause bereitetes, eigenthümliches Gericht, Colyma genannt, aus Getreidekörnern in Zucker gekocht und mit Pistazien, Mandeln und Rosinen

verziert, bestehend, tellerweise an die Anwesenden ausgetheilt und den Abwesenden zugeschickt wird. Eine Schüssel voll Colyma wird auch auf das Grab gesetzt, wahrscheinlich eine Reminiscenz altheidnischer Gewohnheiten, und die armen Kinder, die in der Nähe der Kirchhöfe wohnen, überklettern kühn die Mauern derselben, um die süße Speise den Vögeln des Himmels zu entführen.

Wenn der Begräbnißtag jährig geworden, veranstaltet man gewöhnlich noch eine Todtenmesse, wie auch bei Ausgrabung der Knochen.

Die sonntäglichen Gottesdienste in griechischen Kirchen finden, namentlich im Sommer, in früher Morgenstunde statt; doch gibt es auch Vespergebete und Mitternachtsmessen. Letztere werden besonders zur Weihnachts- und Osterzeit abgehalten und sind außerordentlich zahlreich besucht, sowol von den obern als von den untern Volksklassen. Es ist ein interessanter Anblick, am Weihnachtsheiligenabend, welcher dem langen, strengen Adventfasten ein Ziel setzt, eine griechische Kirche zu betreten. In der Vorhalle derselben findet der Kerzenverkauf statt; nach Vermögen versieht sich jeder orthodoxe Christ mit einem mehr oder weniger weißen und dicken Wachslicht, um es entweder brennend in der Hand zu halten, oder vor einem der zahllosen, in die Wände eingelassenen Heiligenbilder anzukleben. Das Klingen der Münze auf den Tischplatten vermischt sich mit dem der Opferspenden auf Zinntellern, die fortwährend unter der Menge herumgetragen werden; eigenthümlich ist die Sitte, daß von jeder Geldgabe die Hälfte ihres Werthes zurückerstattet wird; der einkassirende Priester, hinter dem zuweilen ein Knabe mit Feder und Papier schreitet, um die mitgetheilten Vornamen der Spender, die in einem besondern Gebet genannt werden sollen, aufzunotiren, gibt also fortwährend Geld heraus, was das klingende und klappernde Geräusch, das die ganze Kirche erfüllt, noch verstärkt. Als symbolische Handlung, welche jeden Vorwurf des Eigennutzes, der Habgier von der Kirche abwenden soll, ist dies ja recht hübsch gedacht; in der Ausführung aber geht, wie bei vielen Ceremonien der Orthodoxen, die Idee in der wenig ästhetischen Form beinahe verloren.

Betritt man das eigentliche Schiff der Kirche, die fast nie schön gebaut ist, so befindet man sich plötzlich in einem eigenthümlichen Halbdunkel, hervorgebracht von Tausenden kleiner Kerzenflämmchen und dichten Weihrauchwolken. Allenthalben vor den gold- und steingeschmückten, aber als Kunstwerke sehr negativen Heiligenbildern stehen kreuzschlagende und sich zum Kusse neigende andächtige männliche Beter, welche nur auf Augenblicke niederknien, um sich gleich wieder zu erheben; denn die ruhende Stellung des Knienden wird als zu bequem betrachtet, um von Dauer sein zu dürfen. Dagegen verbeugt man sich beständig und murmelt Gebete, wenn der Mund nicht gerade mit Küssen beschäftigt ist, was freilich selten genug vorkommt; denn die Andachtsbezeigungen des griechischen Christen scheinen im frommen Kusse zu gipfeln. Langhaarige, phantastisch geschmückte Priester durchziehen singend in Procession mit dem Evangelienbuch die Hallen der Kirche und verschwinden hinter der Wand, welche das Allerheiligste abschließt und durch deren Pforten man nur einzelne ihrer Bewegungen bei dem dort vollzogenen Meßopfer zu sehen bekommt. Ein Bischof besteigt die schmale, vergoldete und

bemalte Kanzel und recitirt in singendem Ton in altgriechischer Sprache die Evangelien des Tages, oft unterbrochen von Gesängen der Diakonen, die in den meisten Fällen ganz ungebildete Leute sind und den Inhalt der Gebete und Hymnen, welche sie vortragen, gar nicht kennen; denn dem Neugriechen ist seine Kirchensprache so wenig verständlich als uns Germanen etwa das Gothische des Ulfilas. Die Frauen wohnen den Ceremonien auf einer vergitterten Galerie bei, von Zeit zu Zeit auf harten Klappstühlen ruhend, doch oft stundenlang stehend in der heißen, verdorbenen Luft, in betäubender Enge. Der Kirchendiener, der mit einem Eimer Wasser und einem Glase zuweilen die Galerie betritt, wird daher auch stets freudig begrüßt und gern belohnt.

Während der Weihnachtstage findet an Meer und Flüssen oft eine merkwürdige Feier statt. Ein Holzkreuz wird von einem Priester in die Fluten geworfen, und kühne Schwimmer stürzen sich ihm nach und fischen es auf, worauf dem Sieger ein Fest gegeben wird; man entschädigt sich nun überhaupt für die langen Fasten und empfängt und macht zahllose Besuche.

Der Neujahrstag nach griechischem Kalender (13. Jan.) ist aber das Fest, auf das sich die meisten Freuden concentriren. Das bringt ein fröhliches, freigebiges Schenken und Beglücken nach allen Seiten hin, zwischen Kindern und Erwachsenen, Herren und Dienern, ein Spenden an Arme, ein Jubeln und Genießen erfreulichster Art.

Schon am Sylvesterabend durchziehen Scharen armer Kinder singend die Straßen, Agios Wassilios, den heiligen Basil, den Neujahrspatron, feiernd. Vor den Thüren der Reichen lassen sie ihre überaus einfachen, unrhythmischen Lieder erschallen, bis sie sich öffnen zur Darreichung einer kleinen Geldspende. Später, am Abend, geht es in den Häusern an ein Verstecken der Geschenke in Schränken, Kommoden und Betten; überraschende anonyme Gaben halten ihren Einzug, und den kleinen Kindern werden Spielsachen und Zuckerwaaren aufgebaut. Ein fröhliches Mahl, bei dem auf dem Tisch der Neujahrskuchen prangt, in den ein Geldstück gebacken worden und der beim Nachtisch in so viele Stücke zerschnitten wird, als Personen sich im Hause befinden, vereinigt die Familie; das Gesinde nimmt auch theil an dem Glücksspiel des Kuchens, und groß ist der Jubel, wenn der Finder des Geldes sich triumphirend meldet.

Am Neujahrsmorgen geht es früh zur Kirche; dann beginnt das Besuchemachen der Herren. Von Haus zu Haus zu Verwandten und Freunden eilen sie, Bonbonnièren hinterlassend für Damen und Kinder und reiche Geldspenden an die Dienstboten, welchen diese Zeit eine willkommene Einnahmequelle bietet. Am Abend ladet man wol zum deutschen Weihnachtsbaum, der mit Geschenken beladen, einen fröhlichen Kreis ein.

Wenn nach dem Carneval mit seinem lebhaften gesellschaftlichen Leben und Treiben und den Maskenscherzen, die man sich in den letzten Tagen desselben bis zum Fastnachtsonntag von Familie zu Familie erlaubt, schon Montags das große Fasten beginnt, dann eilen die Priester weihend von Haus zu Haus, Buchsbaumbüschel in Weihwasser tauchend und damit jedes Zimmer, jeden Raum besprengend, wo sie nachher auch Räucherungen vollziehen. Täglich finden jetzt Gottesdienste

in den Kirchen statt, bei welchen auch zuweilen gepredigt wird, was sonst das ganze Jahr nicht vorkommt; der gebildeten Geistlichen gibt es in der orthodoxen Kirche ja nur wenige, und sehr schnell verliert sich bei ihnen die geistige Regsamkeit und das Streben nach Reform in ihrem Kreise, welche sie zuerst von ihren Studien auf deutschen Universitäten mitbringen; bald versinken sie in das stagnirende Einerlei einer kirchlichen Institution, die allen Forschungen und Neuerungen grundsätziich abhold ist und sich krampfhaft an Traditionen klammert, lediglich weil dieselben den Vorzug besitzen, alt und bequem zu sein.

Während der Charwoche finden in manchen Häusern nachmittags Privatgottesdienste statt, da alsdann die andächtige Menge in den Kirchen so zahlreich ist, daß man dort fast erstickt. Besonders ist dies am Charfreitag der Fall, an dem fromme Leute die heiligen Mauern kaum verlassen. Am frühen Morgen wird dann in der Mitte des Kirchenschiffes ein Gerüst errichtet, worauf später eine feierliche Priesterprocession unter Gesang und Gebet eine Sammtdecke niederlegt, auf der mit Gold und Perlen die Grablegung Christi gestickt ist. Sie wird als das wirkliche Grab des Heilandes betrachtet, und brünstig drängt sich das Volk hinzu, um einen ihrer Zipfel und das auf ihr liegende Evangelienbuch zu küssen. Den ganzen Tag über dauert das Wogen und Hinzuströmen, in das sich auch Frauen mischen dürfen; beim Ausgangsthor werden geweihte, frische Blumen verkauft, und zwar von den Ephoren der Kirche, meist angesehenen Männern, die aus den riesigen Körben voll Tulpen, Hyacinthen und Narcissen gewandt und freundlich Sträußchen austheilen. Diese Blumen darf man, wenn sie welken, nicht fortwerfen, sondern muß sie verbrennen und ihre Asche den Winden übergeben.

In der Charfreitagsnacht wird die Grablegungsdecke von einer großen Procession, mit unzähligen brennenden Kerzen versehen, durch die Straßen getragen; die Häuser öffnen und erleuchten sich dann zu ihrer Begrüßung, und erst nach stundenlangem Umzug, dem einzigen außerhalb der Kirchenmauern, den sich die griechische Kirche gestattet, kehren die Priester mit ihrem Schatze an den Ausgangsort zurück.

Eines sonderbaren Auskunftsmittels, sich über historische Widersprüche hinwegzuhelfen, will ich hier noch erwähnen. Da bekanntlich die Synoptiker und Johannes den Todestag Christi verschieden angeben, am 13. oder 14. Nizam, und danach auch der Auferstehungstag ein verschiedener sein müßte, feiert die orthodoxe Kirche zwei Auferstehungen; die sogenannte kleine, nach Sanct-Johannes, am Ostersonnabend, und die große, nach den Synoptikern, am Tage darauf. Dieser Ostersonntag wird mit ganz besondern Feierlichkeiten begangen. Während der Frühmesse, um 3 Uhr morgens, drängt sich schon alles in den Kirchen, und zahllose Pistolenschüsse werden, trotz alljährlich erneuter Verbote, in deren Vorhöfen und in den Straßen abgefeuert, Schwärmer und Sprühteufel losgelassen und alle Arten lustigen Unfugs getrieben. Das Christos Anesti ertönt von Mund zu Mund; froh fühlt sich jeder, dem Druck der Fastenzeit entronnen, und läßt sich's bei üppigem Mahl mit den Seinen wohl sein.

Außer den großen, allgemeinen Festen der griechischen Kirche gibt es noch vereinzelte an den bedeutenden Heiligentagen. Fast jede Kirche, sei es in Städten

oder in Dörfern, ist einem Heiligen geweiht, und an seinem Kalendertage, der als Namenstag von allen nach ihm benannten Personen gefeiert wird, hält die betreffende Kirche ein großes Fest, wobei sie sowol als die umgebenden Häuser mit Kränzen und Fahnen geschmückt ist. Oft strömen dann ganz besonders verehrten Bildern Wallfahrer zu, die, nachdem sie den Heiligen in effigie geküßt und Geld geopfert, im Umkreise der Kirche sich vergnüglich lagern oder in Schenken von ihren Mühen ausruhen. Zuweilen gibt es auch zahlreich besuchte Festlichkeiten an verehrten, heiligen Quellen, Ayasma genannt, in denen nach der Legende vor Zeiten ein Heiligenbild schwimmend entdeckt wurde, worauf man natürlich sich veranlaßt fand, demselben an Ort und Stelle eine Kapelle zu entrichten.

Eine der interessantesten Quellen dieser Art findet sich in Balukli, vor dem Silivriathor von Stambul. Dort stand, wie die Sage erzählt, zur Zeit der Türkenbelagerung ein griechisches Kloster, in dessen Küche gerade der Bruder Koch mit Fischbraten beschäftigt war, als ein verstörter Mönch mit den Worten: „Die Türken sind in die Stadt gedrungen", zu ihm hereinstürzte. Der skeptische Kochkünstler, der bedächtig drei prächtige Fische in der Bratpfanne umwenden wollte, hielt die Nachricht für einen schlechten Scherz, und als der andere auf deren Wahrhaftigkeit bestand, sagte er sehr entschieden: „So gewiß diese Fische nicht wieder lebendig werden können, so gewiß sind die Türken nicht in die Stadt gedrungen."

Natürlich thaten die bewußten Fische nun sofort, was anständige Thiere in Legenden zu thun gewohnt sind: sie straften durch ihr Benehmen das zweifelnde Menschenkind Lügen, erhoben sich mit graziösem Schwunge aus der Bratpfanne und sprangen mit vieler Gewandtheit direct in einen Steintrog mit fließendem Wasser, ihrem eigentlichen Element, der sich in der Küche befand. Ohne Zweifel fand der ob des Wunders entsetzte Koch später bei der Zerstörung des Klosters seinen Tod unter Trümmern; auch der Steintrog wurde verschüttet, doch so günstig, daß die drei Fische in ihm sich in keiner Weise dadurch incommodirt fühlten, vielmehr in Dunkel und Abgeschlossenheit eine ziemlich zahlreiche Nachkommenschaft erzeugten. Wie groß war nun das Staunen derer, die nach etwa hundert Jahren unter den Klosterruinen die heilige Quelle mit ihren Bewohnern entdeckten! Wäre selbst die Sage von dem Bruder Koch damals nicht vorhanden gewesen, so hätte schon ein Blick auf die Fische genügen müssen, die bestehende Lücke in ihrer Geschichte zu ergänzen; sind sie doch auf einer Seite weiß, auf der andern aber rostbraun, welche Färbung keinesfalls anders zu erklären ist als aus der Berührung mit der Bratpfanne, die in magischer Weise auch auf die Nachkommen der drei Urväter gewirkt hat.

Eine unterirdische Kirche hat sich um die Quelle erhoben, in der die, wie man behauptet, unsterblichen, keiner Nahrung bedürfenden Fische lustig nach den Kupfermünzen schnappen, die man ihnen in den Trog wirft. Während des Maimonats wallfahrten Tausende nach Balukli, trinken das krystallklare Wasser, benetzen Augen und Stirn damit und staunen die paar Dutzend Halbgebratenen andächtig an.

Ueber der Krypte steht eine reiche, hübsche, steinerne Kirche, und diese umgeben zahllose Grabsteine und Familiengrüfte. Die großen Mittel, über welche Balukli

verfügt, haben die Gründung eines Hospitals und einer Irrenanstalt auf dem Grund und Boden der Kirche erlaubt, und Hunderte mittelloser Kranker verdanken alljährlich dem Dasein der wunderbaren Fische Linderung und Heilung. Während dreier Tage im Mai wird um die Kirche herum ein wahres Volksfest gefeiert; die benachbarten Janitscharenkirchhöfe und einige Wiesen bieten Raum für Spiel und Tanz, für ruhende Gruppen von Wallfahrern, die von ambulanten Kaffeewirthen mit Mundvorräthen versorgt werden. Leider spielt bei diesen Zusammenkünften die Rakiflasche eine zu große Rolle, und in den Nachmittagsstunden ist es dort nicht mehr geheuer. Im ganzen kann man aber nur anerkennend hervorheben, daß die neugriechischen Volksfeste nicht allzu viele Spuren von Roheit und Völlerei zeigen; am leichtesten vergißt man noch das Decorum am Georgstage, dem Nationalfeste, in welchem in allen Kirchen begeistert das Tedeum gesungen wird: ein musikalisches Wirrsal, auf dessen Abstammung von den Hymnen der ersten Christen man jedoch stolz ist. Doch bei der mündlichen Tradition der Kirchenmusik, wie sie in der griechischen Kirche geübt wird, würde es in der That nicht verwunderlich sein, wenn von der ursprünglichen Melodie und Harmonie der Gesänge nichts mehr erhalten wäre, was ich zur Ehre des musikalischen Gefühls der Urchristen gern annehmen will.

Mit der Musik wären wir ja wieder am Ausgangspunkt unserer Betrachtungen angelangt. Ein musikalisches Motiv aus dem Festchor der Menschheitssymphonie herauszugreifen, zu zeigen, wie es in einer befreundeten, interessanten Nation modulirt wird, das ist meine Absicht gewesen. Gewiß hat das ästhetisch fein geschulte Ohr manche Dissonanzen aus den Tönen griechischer Festklänge herausgehört; aber auch das wird ihm nicht entgangen sein, daß die im tiefsten Grunde des Menschenherzens entspringenden Laute aufrichtiger Freude, schmerzlicher Wehmuth, ehrfurchtsvoller Andacht und warmer Begeisterung hier ebenfalls vertreten sind, wenn auch vielleicht nicht in so mächtigen, ergreifenden Accorden, wie wir sie daheim zu hören gewohnt sind. Trotz aller nationalen Verschiedenheit und Besonderheit sind ja doch die Völker der Erde verbunden durch das feste, unzerreißbare Band gemeinsamen, natürlichen Empfindens; sie wurzeln alle in demselben Urboden des Menschenthums, und wer vermag zu sagen, ob das Ende ihrer Entwickelungsphasen nicht die Nivellirung aller Ungleichheiten, den Zusammenfluß der mannichfaltigen Erscheinungsformen zu einer alle umfassenden Einheit bringen wird!

Londoner Theatergänge.

Von

Ottomar Beta.

II.

Das Genretheater.

Nachdem wir das Drama des Intensitytheaters und der Tradition kennen gelernt, haben wir uns einem sehr erfreulichen Genre, in der That dem Genre-drama zuzuwenden, welches die Figuren aus der Gesellschaft zum Gelächter der Mitwelt meist mit Dickens'schem Humor und Thackeray'scher Schärfe hinstellt. Hier wird die Intensityschule selbst persiflirt, Dickens' Romane wandeln in Fleisch und Blut vor unsern Augen, Urias Heep hüstelt uns an und entsetzt uns durch falsche „Aspirationen", Pecksniff weist hinauf zu den ewigen Sternen und spricht den Bannfluch über das Kalb, das goldene Kalb! — nach welchem er doch die ganze Zeit über schielt; Quilp stirbt im Morast des Themsufers, der ganze von Leben wimmelnde Schlund der Millionenstadt öffnet sich vor uns, ein bunter, gaukelnder Mikrokosmus, lustiger als ein Lustspiel und trauriger als die schaurigste Schauer-komödie, weil so unendlich craß wie Tod und Elend selber, wenn durch die Nacht die hellen Sterne funkeln. Wie eine Arche Noah vollgepfropft ist diese große Schaubude, wo London sich im Spiegel sieht. Bude steht bei Bude, Thespiskarren bei Thespiskarren den Strand, Haymarket, Oxford-Street entlang; das ist der das ganze Jahr währende Jahrmarkt des Lebens einer Welthauptstadt. Es wäre müßig, all die Theater herzuzählen, die dieser Gattung des Dramas gewidmet sind; denn keins der früher genannten ist derselben gänzlich verschlossen. Alle sind von der überwältigenden Realität ihrer Umgebung durchdrungen und bringen neben dem hohen Drama, der Oper, Operette und dem Ausstattungsstück wenigstens eine Farce als Tribut dem Moloch London dar, wie die alten Griechen den ersten Tropfen im Becher den Göttern. Was nutzen uns die Namen vom Courttheater bis Tottenham-Courtroadtheater, vom Criterion bis zum Pavillon? Es sind ihrer 30—60, je nachdem man die sogenannten Musikhallen à la berliner Walhalla ein-schließt oder nicht. Eine Scala von Rangunterschieden vom feinsten Conversations-stück bis zum Emotionsstück der naivsten Gattung, für den geldüberladenen Nabob der City und den breite Aecker verwaltenden Lord bis herab zum Jack Tar, der seine Pfunde unter die Leute jagt, mit unmerklichen Uebergängen, fordert das Studium

heraus. Es bedürfte eines Jahres, um dies alles zu sehen, zu sondern und zu beschreiben, ohne daß man ihm gerecht werden könnte. Man lernt die Bühne als grandiose, vielseitige Lebensäußerung einer großen Nation anschauen und erkennen, und die Kritik verhüllt diesem Naturgewächs gegenüber ihr Haupt in Schweigen. Die Autoren, welche für diese Bühne schreiben, kennen weder die drei Einheiten noch die hochdeutschen Classiker; sie haben nichts vor Augen, als dies ewig flutende, wechselnde Leben ihrer Nation, mit seiner Kraft, seinem Ueberfluß an Humor wie an Verzweiflung. Sie wirken der Gottheit lebendiges Kleid, ihrer Tausend geschäftig, und diese Gottheit heißt Britannia.

Besuchen wir zunächst ein Genretheater des Westens, inmitten der Clubs von Pall-Mall und Piccadilly, das Saint-Jamestheater, wo das Kendal'sche Ehepaar und Mr. Hare, ein berühmter Feinkomiker, in dieser Saison A. W. Pinero's „Money spinner" („Die Geldspinnerin") zu einer great attraction gemacht haben. Alle acht Personen, die in diesem Lustspiel zu thun haben, sind namhafte Künstler; obenan auf dem Zettel steht Mr. Kendal als Lord Kengussie, jener schlanke, athletische Erbe von Millionen, der wie ein verkleideter Apollo durch die Welt wandelt und dessen Blick, wie der des Sonnengottes, Segen spendet. Um ihn gruppirt sich nun das „Grobzeug", diejenigen, deren Tugenden er belohnt, deren Laster er straft. Zuerst ein Bankprocurist Harold Boycott, Mr. John Clayton, der echte englische Gentleman, dessen Tageszeit die City verschlingt und der nachmittags um 4 Uhr per Schnellzug, wie Jonas aus dem Walfisch, so aus der Millionenstadt herausfährt, um das Diner und den Abend mit seiner jungen Frau in der Vorstadtvilla zu genießen. Allerdings spielt die Scene in einer französischen Stadt, wir erblicken über einen Balkon hinweg die Stadt Rouen; bald leuchtet der Fluß uns im Sonnenschein entgegen, bald sehen wir ferne Lichter in den Fenstern und deren Reflex und dann den aufgehenden Mond. Mit der Handlung hat aber weder Ort noch Panorama etwas zu thun, weit mehr die Möbel der Herren Amadée Joubert et Fils, welche als deren Lieferanten auf dem Zettel stehen. Denn die Bank in Rouen ist natürlich eine englische und die dramatis personae sind Engländer mit den Gewohnheiten, Sitten und Alluren Old-Englands und der Welthauptstadt. Dieser Bankprocurist Boycott hat dem jungen Lord eine vielbewunderte Schönheit weggefischt, die Tochter des Bankhalters und professionellen Spielers Baron Croodle, Millicent Croodle, jetzt Millicent Boycott. Diese interessante junge Dame führte bei der Haute-Volée den vielsagenden Namen „die Geldspinnerin", und führt ihre Berechtigung auf diesen Titel auf das beispiellose Glück zurück, das sie im Ecarté nicht verläßt. Die väterliche Erziehung ist allerdings hierbei nicht ohne Einfluß gewesen, und eine der überwältigendsten Scenen ist die, worin Croodle, Mr. Hare, seine guten Lehren wiederholt. Die Finesse, schlechte Lehren und Beispiele unausgesprochen und kaum angedeutet vor das Publikum zu bringen und einen Card-sharper durch Humor und unvergleichliche Komik gesellschaftsfähig zu machen, ist Mr. Hare's Verdienst. Der Mann hat nur nöthig, den kleinen Finger zu rühren, um das Haus in die heiterste Laune zu versetzen. Ein rothes, vielerfahrenes Taschentuch, welches schließlich sogar das Haupt des schlummernden alten Herrn bedeckt und ihm die Fliegen wehrt, ein Halstuch, wo-

mit er ab und zu seinen Husten einwickelt, und eine Reiseflasche mit heilkräftigem Inhalt, dessen Genuß ihn nöthigt, wie bei conträrem Wind auf der Bühne umherzukreuzen, gewinnen in den Händen dieses Feinkomikers fast die Bedeutung von selbständigen Factoren, werth auf dem Zettel erwähnt zu werden. Außerdem haben wir noch eine Schwester der Millicent, Dorinda, die zwar kein Genie im Spiel besitzt, ihr sonst aber so ähnlich ist, daß der junge Lord sich entschließt, sie auf den Thron zu erheben, den jene verschmähte. Er stattet den sehr herabgekommenen Vater mit Geld aus und befiehlt ihm, sich mit Dorinda in eine decente Umgebung zu verfügen. Das einzige anständige Haus, welches dem Baron Croodle offen steht, ist das seines Schwiegersohnes, an den er überdies Anspruch erhebt, ihn für Millicent's Verlust schadlos zu halten. Denn mit Millicent verließ ihn sein Glück und blieben die girrenden Täuberiche aus, die er geflissentlich zu rupfen pflegte. Er erscheint also mit Dorinden und einer Reihe von Pappschachteln in Rouen und legt dem jungen Bankprocuristen mit grotesker Logik und Mimik dar, daß, wer Millicent heirathete, auch ihren Vater geheirathet habe, kurz ihre Familie, welche durch die bevorstehende Ehe Dorindens mit Lord Kenguffie zu neuen Ehren erhoben werde. Das alles schillert und glitzert mit satirischen Seitenblicken auf die „gute Gesellschaft". Der unglückliche Boycott fügt sich widerstrebend in alles, auch darein, daß der frühere Nebenbuhler sein Haus besuchen werde, und es geschieht dies unter Umständen, die für ihn etwas peinlich sind. Er hat nämlich Gelder unterschlagen und wird von einem ziemlich überflüssigen Detective, der unter der Maske des Freundes bei ihm in Permanenz ist, unter Polizeiaufsicht gehalten. Am Vorabende einer Kassenrevision beichtet er seiner Frau sein Verbrechen. Es handelt sich um 10000 Frs., eine Summe, welche Millicent sich entschließt von ihrem frühern Anbeter und zukünftigen Schwager, dem jungen Lord, auf dem ihr geläufigen Wege de corriger la fortune beim Ecarté zu gewinnen und so ihren Gatten vor dem Zuchthause zu retten. Eine kleine Abendgesellschaft wird entrirt, wobei Mr. Hare unvergleichliche Wirkung übt. Der Knall eines Champagnerpfropfens im Nebenzimmer macht seine Augen elektrisch strahlen. Auf dem düstern Hintergrunde wirkt seine heitere Laune beinahe blendend. Eben als Millicent nun im besten Zuge ist, das runde Sümmchen von 10000 Frs. voll zu machen, mischt sich der Detective ins Spiel und gibt dem Lord einen leisen Wink, daß er gerupft werde. Grande scène! Indessen ein Lord läßt sich nicht lumpen. Er bestellt den Detective zum nächsten Morgen zu sich und gibt ihm eine kostbare Uhr, damit er pünktlich sei, deckt das Manco in der Boycott'schen Kasse und protestirt gegen die Auffassung Dorindens, daß die Croodles und die Kenguffies doch am Ende nicht gut zusammenpassen würden. Welches Volk hat eine edelherzigere Aristokratie!?! Der Vorhang fällt, und das Orchester spielt „God save the Queen".

Die unleugbaren Fehler dieses Lustspiels — und ich glaube nicht, daß irgendein Genredrama auf der englischen Bühne an einem Mangel von Monstrositäten und Unwahrscheinlichkeiten leidet — werden nun hier, wie in der Regel, durch die Feinheit der Details und die um so größere Treue der Ausstattung und Inscenirung wieder gut gemacht. Man möchte die Fehler nicht missen, wie bei Menschen,

die man liebhat, um des Genusses halber, den uns das Stück durch seine lebenswahren lustigen Episoden bereitet. Der Faden ist grobe Baumwolle, aber die Perlen, die sich darauf reihen, sind echte. Kleinliche, vernichtende Kritik liegt dem englischen Sinn fern. Es gibt im englischen Staats- und Gesellschaftsleben so viel Anonymes, Unausgesprochenes, aber, wie Hamlet, findet der gebildete Engländer es nicht für passend, daß man hieran rühre, das Deficit aufdecke, und ist dankbar für generöse Zugeständnisse. Man gilt für einen Humbugh, wenn man in Gesellschaft Themata berühren wollte, die zu Differenzen Anlaß geben, den Comfort und das Vergnügen stören. Geh in die Discussionsclubs, sagt er, gibt dir recht und wünscht, daß du mit dem Geschenk etwas anfangen könnest, was du in neunundneunzig Fällen von hundert nicht kannst. So auch im Theater. Wo der Continentale den Mund schief zieht und auf die schwachen Beine eines Greises deutet, statt sich an seinem Humor zu erlaben, da glüht der Engländer vor Vergnügen. Es ist unzweifelhaft, daß wir da im Binnenlande noch nicht den richtigen Gesichtspunkt für dieses Erdenleben gefunden haben, und daß an unserer witzelnden Tadelsucht manches zu Schanden wird, was mit einigem Wohlwollen und Humor zum allgemeinen Besten blühen und gedeihen könnte. Wir entsetzen uns vor den crassen Dictaten des Realismus — wer heißt sie uns deuten? Wer heißt uns, daran pessimistische Betrachtungen knüpfen, statt ihnen durch Maßregeln und weises Verhalten (handling) zu begegnen? Wer heißt uns die Perle beiseiteschieben, um auf den werthlosen Faden hinzuweisen, der darunter steckt? Ich weiß wohl, wir sind den Engländern keinen Dank schuldig und sie verlangen auch keinen; wir können aber durch einen Vergleich lernen. Wir brauchen nur die liebenswürdigen, auch dem Schönheitssinn Rechnung tragenden Illustrationen des „Punch" neben die in häßlichen Verzerrungen sich gefallenden deutschen Witzblätter (ich nehme die „Fliegenden" aus) zu halten, um vor Augen zu haben, worin sich der Ton und die Handhabung der Satire und der Kritik drüben und hüben unterscheiden.

Ein Pendant zu Mr. Hare's Baron Croodle sahen wir tags darauf im Vaudevilletheater, wo abermals ein Versuch der Herren Dilley und Clifton, die Dickens'schen Figuren auf die Bühne zu bringen, die Kritik herausgefordert haben würde, wenn es sich der Mühe verlohnte, solche zu üben, wo keine gefordert wird. Man gab „Tom Pinch", dessen Held, jene schlichte, ahnungslose, ehrliche Creatur des Erzheuchlers Pecksniff, ein Liebling englischer Mütter, Tanten und Töchter ist. Die intensiven Drolligkeiten des alten Architekten, dessen Porträt von dem großen Maler Bistre gemalt und dessen Büste von dem Bildhauer Schoker ausgehauen wurde, contrastiren auf das üppigste mit denen des misanthropischen Philanthropen Chuffle-wit, die beide von Farrew und Maclean mit Virtuosität zur Geltung gebracht wurden. Sie traten gleichsam leibhaftig aus dem Gemälde des in der Westminster-Abtei ruhenden Humoristen heraus. Welcher Heuchler, der von anderer Leistungen berühmt und fett wird, kann diese Darstellung sehen, ohne wenigstens zu Hause seine unbewußten Opfer durch eine anonyme Fünfpfund-Note oder billigere Behandlung und reichlichern Braten zu entschädigen und das eigene Gewissen zu beruhigen! Miß Larkin kam als Dritte im Kleeblatt in der Rolle des Fräulein

Charity zur Geltung und gab mit milder Hand die Eigenschaften der mit Sommern und Sommersprossen behafteten Jungfrau zur öffentlichen Ergötzung wieder.

Wir gestehen, daß die Erinnerung an die stillvergnügten Stunden, welche uns die Lektüre des Romans selber bereitet hat, einigermaßen die Eindrücke lahm legte, die uns dieser Besuch im Vaudevilletheater bereitete. Ein Gleiches schien bei unserer Umgebung nicht der Fall zu sein, denn das volle Haus schüttelte sich vor Lachen über Merry und Cherry, die beiden Töchter Mitleid und Milde, welche das falsche Almosen personificiren. Ein Volk, das für allerlei philanthropische Popanze mit derselben Bereitwilligkeit zahlt wie für seine extravagante Aristokratie, welches den Waisenkindern und Armenhäuslern den Plumpudding und den Vollblut-Lordstöchtern ihre Rassepferde gönnt, nur um den eigenen Weihnachten mit gutem Gewissen zu feiern und in Rotten-Row ein edles Schauspiel zu haben, ein solches Volk begrüßt den Schelm als Aumonier mit schmunzelnder Miene und verfolgt den Fuchs nicht mit moralischem Pathos, sondern mit lustiger Hatz. So hörten wir denn den falschen Affect nur da, wo er am Orte war, aus dem Munde von Pecksniff selber, der seine Familie und die Welt im allgemeinen täglich mit Parr'scher Reclameseife in seinem unversieglichen Quell wohlfeiler Moral unter die Wäsche nimmt, und schieden befriedigt in dem Gefühl, daß der Klang des Goldes von dem des Blechs von den Menschenkindern zu gelegener Stunde immer werde unterschieden werden. Wie populär Dickens auf der Bühne ist, geht daraus hervor, daß Bearbeitungen seiner Romane oft auf drei und vier londoner Bühnen gleichzeitig gegeben werden. Gegenwärtig hat Mr. Burnett's Bearbeitung von „Bleak House", dem der kleine Straßenkehrer Jo den Titel gibt, mit Miß Jennie Lee, seine Runs am Olympic. Auch „Nicholas Nickleby" mit dem Theaterdirector Crummles und dem Infant-Phänomen hat bedeutenden Erfolg gehabt.

Wie Dickens' Romane sind nun auch diejenigen einiger anderer Autoren in das dramatische Gewand gekleidet worden, und zwar weniger wortgetreu und umfassend, als dies gemeinhin in Deutschland geschieht. Nicht die Worte, das Gesprochene, sondern das Erzählte, und auch dieses nur episodenhaft, soweit es sich im Acte zusammenhängend bewältigen läßt, wird mit instinctiver Erkenntniß des Unterschiedes von Drama und Roman vom Theaterschriftsteller benutzt, während die Gespräche nur insoweit adoptirt werden, als sie zur Ausmalung besonders populärer Charaktere, wie Micawber, Quilp, Uriah Heep, Graf Fosco, Eugen Aram, Pelham u. s. w. schon vom Romandichter gegeben worden sind. Als Regel läßt sich abstrahiren, daß das Drama im Roman zwischen den Zeilen oder zwischen den Kapiteln, jedenfalls zwischen den Gesprächen liegt.

Ein besonders interessantes Genredrama satirischen Inhalts ist „The Colonel" im Prince of Wales', von dem vielbeschäftigten Mr. F. C. Burnand, der die berühmten Creaturen des „Punch"-Zeichners du Maurier, nämlich die Repräsentanten der Intensityschule Maudle und Postlethwaite unter andern Namen in die Scene setzt. In natura sind sie als Alderon Charles Swinburne und Burne Jones, Dichter und Maler, mit Lilien im Knopfloch in den Salons der Baronesse Burdett-Couts und andernorts anzutreffen. Aehnliche directe Hinweise auf namhafte Persönlichkeiten sind allerdings auf der englischen Bühne selten. In „The Happy Land"

spielten die Staatsmänner der Zeit und in „Diplomacy" speciell D'Israeli und Salisbury eine Rolle. Im allgemeinen sind Geschmacksverirrungen dieser Art selten; da die persönliche Pointe aber in diesem Stück gegen offenbare Ausschreitungen des Geschmacks gerichtet ist, nämlich gegen den schwächlich-süßlichen Aestheticismus oder Hyperästheticismus mancher Gesellschaftskreise, so hat dieselbe eine gewisse Berechtigung. Das Stück ist dem französischen „Mari à la Campagne" nachgebildet, welches schon als „A Serious Family" in England Dienste geleistet hatte, nur daß sich an Stelle eines heuchlerischen Puritaners ein Hyperästhetiker in die Familie einschleicht und dem Herrn des Hauses das Leben schwer macht. Statt des heiligen Inventars, wie Crucifixe, Bibeln, Betstühle, die im Uebermaß allen Leuten in die Wege gestellt und gelegt werden, treten hier düster tapezierte Wände, Lilien in blauen Krügen, Sonnenblumen in Dumorevasen, Embleme der Clito, Narcissen und die vielfaltigen Gewänder einer abscheulich nachgemachten und noch abscheulicher angewendeten Antike als aggressives Geschütz in die Scene. Endlich erscheint ein Oberst aus Indien, der die Apostel des Lotus-Cultus als Schwindler entlarvt, die Familie versöhnt und eine reiche Witwe heimführt, welche zu Eifersucht und Verleumdung Anlaß gab. Mr. Rowland Buckland stattete den Maler Basil Giorgione mit allen Schrecken der Präraphaeliten aus, während Miß C. Grahame einen Backfisch spielte, der sich selbst mit einer Kartenkönigin verglich und von den Straßenjungen verfolgt wird. Uebrigens ist uns, so sehr manche Damen kraft ihrer Toilette auch eine solche Lynchkritik in London herausfordern, von einem derartigen Eingreifen der Straßenjugend nichts bekannt geworden. Um die Sprache und Anzüglichkeiten in diesem nur für die Haute-Volée geschriebenen Stücke verstehen zu können, muß man Algeron Swinburne's Balladen und Gedichte studirt haben, in denen die süße Sünde mit allen Graden der Süßigkeit gefeiert wird. Venus, Proserpina, Faustina, Phädra, Hesperia, Sappho, auch Dolores und Hermaphroditus müssen in diesen vielgelesenen Gedichten herhalten, um der intensiv verdorbenen Phantasie dieses Versemachers und subtilen Homophagen als Gegenstand seiner erotischen Turnkünste zu dienen, der sich bald

On the sweet blood thy sweet small wounds have bled

bald

On the sweet languor of the lily

seine Nahrung sucht.

Von weitern Dramen, die dem Genre angehören, sahen wir nur einige sogenannte Farcen, in denen Spießbürger, Dienstmädchen, Polizisten, Matrosen, Irländer und die Generaltypen der Caddys, Noodles, Snobs, Swells, Jobs und 'Arrys porträtirt werden. Es sind Localpossen, die, als Entrées servirt, ziemlich unbeachtet vorübergehen und selten sehr originell sind, dagegen zu manchen trefflichen Scherzen Anlaß geben, die der Tag mit sich bringt und hinwegnimmt. So hatten wir namentlich das Vergnügen, Mr. Shiel Barry in einer kleinen Posse: „Barney, the Baron", im Adelphitheater als ungemein komischen und mit Recht viel gerühmten Darsteller des gemeinen Irländers zu bewundern. Er erklärte das deutsche Lagerbier für Wasserbier, und weinte Thränen über einem Gericht Kartoffeln, denen die gefühllose Köchin die Pelle abgezogen hatte. Ein altes Schloß, das er ererbt hat, gibt

er auf, weil ein Gespenst darin sein Wesen treibt, und nimmt so viel Whiskey, wie er bis an sein Lebensende trinken mag, als Ersatz. In den kleinen Zügen, wenn nicht in den großen, überraschende Lebenstreue. Jedenfalls war uns die kleine Eingangsposse sehr viel interessanter als die dann folgende Hauptgabe des Abends, ein großes Ausstattungs- und Spectakeldrama mit Pferden, Ballet, Wandelbildern, Feuersbrünsten und Schlachtfeldern nach dem Jules Verne'schen Roman „Michael Strogoff". Nur zwei Charaktere, der englische Kriegscorrespondent John Blunt (Mr. Henry J. Byron, zugleich Verfasser) und der französische M. Jollivet (Mr. Irish), konnten Anspruch auf Beachtung erheben, während Mr. Charles Warner, ein vielgerühmter Mime, früher armer Commis, in der Titelrolle wenig Vertrauen zu seinen sonstigen Leistungen vom künstlerischen Gesichtspunkte aus erweckte. Es ist traurig, den Schauspieler gleichsam als gleichwerthig mit den Versatzstücken figuriren zu sehen. Und nun gar eine Schwadron Cavalerie auf der Bühne, da man doch den Anblick zahlloser Pferde auf der Straße und ganz umsonst den der Horse-Guards alle Tage genießen kann! Uns hat selten ein Theaterabend so gepeinigt wie dieser, und wir hoffen, weder in London noch sonstwo jemals wieder eine Reihe Jules Verne'scher Bilderbogen auf der Bühne in Augenschein nehmen zu müssen.

Leider grassirt dieses mit todter Pracht überladene Spectakeldrama in einer Weise, daß man wenig Auswahl hat, falls man seine Nerven nicht zu Fiedelsaiten hergeben will. Auch das historische Drama hält sich hierin wenig von der landesüblichen Richtung frei. Man erzählte uns Wunderdinge von der Ausstattung des Dramas „Charles I." im Lyceum. Während in Deutschland die sogenannte historische Treue des Costüms, der Architektonik und der Effecten ziemlich nebensächlich behandelt wird, so sehr, daß wir einmal bei einer Vorstellung der „Medea" die Bildsäulen Melanchthon's und Luther's im Palast des Königs von Korinth sahen, wird in England die äußerste Pedanterie vereint mit Verschwendung geübt. Wir sahen auf diesem Gebiete nur Taylor's berühmten Einacter „A sheep in Wolf's clothing", das als Zugabe zu „The money spinner" im Saint-Jamestheater gegeben wurde, und welches eine Episode aus dem Blutjahre 1685 zu Taunton behandelt. Anna Carew gibt sich für eine Royalistin und Beratherin des mörderischen Obersten Kirke aus, um ihren in einem Spind verborgenen Mann zu retten. Ihre Intrigue scheitert zwar an dem raschen Blut des Soldaten und der Dummheit ihrer Domestiken, aber Lord Churchill erscheint als Deus ex machina und rettet Jasper Carew vom Scheiterhaufen. In diesem Stück ist jeder Kopf eine Studie nach alten Gemälden, jedes Möbel nach Modellen im Kensington-Museum gefertigt, jedes Costüm correct. Kurz wir haben es mit einer Art von Ausgrabung zu thun. Das Ganze ist aber stilvoll und nicht überladen, und der Historienmaler spielt neben dem Dichter zwar eine maßgebende, aber wenigstens keine übergeordnete Rolle.

Jedenfalls ist durchweg gerade dasjenige Element, worin die meininger Schule in Deutschland sich von dem hergebrachten Schlendrian abhebt, die Sorgfalt in der Herstellung, Ausstattung und Einkleidung der Bühnendarstellungen, in England etwas Selbstverständliches, und man war mit Recht darauf gespannt, inwieweit es der vielgereisten herzoglichen Gesellschaft gelingen würde, auf diesem Niveau,

das sie eben nur erreicht, noch etwas Besonderes und Außerordentliches zu leisten. Wir würden unsererseits wol gerathen haben, sich auf die Darstellung specifisch deutscher Dramen zu beschränken. So wenig Verständniß auch der Engländer einer „Maria Stuart", einem „Egmont", einer „Emilia Galotti" entgegenbringt, wäre mit solchen Stücken, vor allem mit dem „Faust", immer noch eher ein Eindruck zu machen gewesen als mit der Vorführung eines „Julius Cäsar" oder des „Sommernachtstraum".

Der Erfolg scheint gelehrt zu haben, daß infolge eines Mangels an Spontaneität in der Darstellungsweise der Meininger, unter denen jeder „Star" sofort ausgelöscht wird, infolge eines etwas kalten Timbre in demjenigen „Star", den die Meininger dann zu Hülfe nahmen, schließlich „Preciosa" den Engländern von allem Gebotenen am meisten gefiel, weil ihnen dieses populäre Melodrama am meisten in die Augen stach. Die zahlreichen Deutschen unter dem Publikum des Drurylane urtheilen natürlich anders.

Die englische Bühne selbst will vornehmlich nach dem Genredrama beurtheilt sein, denn in diesem wirkt noch heute die treibende Kraft des Lebens, und hierin kommt die Bühne ihrer ewigen Aufgabe, der zeitgenössischen Gesellschaft den Spiegel vorzuhalten, am nächsten. Dieses Genredrama ist in seiner bunten Mischung der Komik und der Tragik gleichsam ein neo-shakspeare'sches Gewächs. Es ist ein Sittendrama und seine hohe Blüte in England ein Beweis von dem Blutreichthum dieses Volkes. Auf diesem Gebiete liegt auch — das scheint uns die Lehre zu sein, die wir aus England mit nach Hause nahmen — die Arena, in welcher unsere Zukunftsdramatiker sich tummeln müssen, wenn sie es ungeachtet des Gegelles der Kritik werden wagen können, die Pecksniffs deutscher Nation, die Heiligen der Reclame und der Phrase mit souveränem Humor vor die Rampe zu stellen.

Chronik der Gegenwart.

Politische Revue.

20. September 1881.

Die Wahlen zum Deutschen Reichstag sind für den 27. Oct. festgesetzt; die Wahlbewegung ist in vollem Gange; doch die Parteien von verwandter Richtung zeigen eine Sprödigkeit, die sich gegen jede Mischung wehrt. Es ist doch keine Frage, daß diesmal der Kampf zwischen den Conservativen und Liberalen sich schärfer zuspitzen wird als je zuvor; und doch halten die einzelnen liberalen Fractionen an ihrem Credo ohne Zugeständnisse fest und befehden sich gegenseitig mit aller Heftigkeit. Die Candidaten der Nationalliberalen und der Fortschrittspartei treten sich in denselben Wahlbezirken gegenüber, und hier und dort spielt auch die Secession eine aparte Karte aus. Wol wird auch bisweilen und besonders von den Blättern der letztern nach wie vor für Bildung einer großen liberalen Partei plaidirt, für einen allgemeinen Wahlaufruf, den alle liberalen Parteien von Bennigsen bis Richter unterschreiben können; doch man fürchtet, ein solcher Aufruf werde so verschwommen ausfallen, daß er den Wählern in Bezug auf wichtige Fragen nicht genug festen Anhalt biete.

Die jetzigen Wahlen sind ein Probirstein für die Secession und müssen beweisen, ob der schreiende Widerspruch zwischen Zweck und Mittel, der in ihrem Auftreten lag, sich in der Praxis überwinden lasse. Der Zweck der Secession war eben die Bildung einer großen liberalen Partei; das Mittel eine abermalige Spaltung derselben durch Ausscheidung eines nicht unbeträchtlichen, namentlich aber durch geistige Bedeutung hervorragenden Bruchtheils der Nationalliberalen. Für die Bildung der großen Partei war es hinderlich, daß die Secession von Haus aus nach links gravitirte, daß hierin der Grund der Trennung lag; daß sie also der rechten Seite der liberalen Partei nichts zu bieten hatte, indem sie sich ausdrücklich von ihr lossagte. An die Abgeordneten wandte sie sich freilich nicht, sondern an die Wähler. Ihnen rief sie zu: wenn ihr eine einige liberale Partei haben wollt, so wählt die Anhänger der Secession! Und der Erfolg könnte ja das Paradoxon zu Schanden machen, das anscheinend in dem Widerspruch zwischen dem Ursprung durch neue Spaltung und dem Zweck einer allgemeinen Vereinigung liegt. Wenn alle liberalen Wähler Secessionisten wählten, so würde die große liberale Partei als einige Macht in den Reichstag treten. Wenn aber, wie es den Anschein hat, die Secessionisten in der bisherigen Minderheit verharren, so sind sie eben eine Fraction neben andern Fractionen; der Schwerpunkt liegt dann auf der gegenwärtigen Spaltung, nicht auf der künftigen Vereinigung. Jedenfalls aber ist anzunehmen, daß sämmtliche liberale Parteien ein Wahlcompromiß schließen, um, wo es bei den Wahlen darauf ankommt, gegen die Conservativen zusammenzustimmen. Es würde von geringem Verständniß der gegenwärtigen Situation zeugen, wenn ein solches Compromiß nicht zu Stande käme.

Freilich macht sich auch eine Bewegung geltend, welche die Nationalliberalen gänzlich vom linken Flügel loslösen und mit den rechts abgesprengten Gruppen und den Freiconservativen zu einer Mittelpartei vereinigen will. Hierfür plaidirt besonders die Schrift: „Eine Mittelpartei im Reich" (Leipzig, Duncker u. Humblot); sie protestirt gegen die trügerische Flagge einer großen liberalen Partei, und verlangt, daß die Nationalliberalen hinsichtlich aller im Reichstage zum Austrag zu bringenden Fragen sich nicht durch ein vorzeitiges Engagement gegenüber ihren abtrünnigen secessionistischen Freunden binden, sich vielmehr für die wegen ihres Zwiespalts auf volkswirthschaftlichem Gebiet von ihr losgelöste Gruppe und andere freisinnige Abgeordnete, welche auf dem Boden der vormaligen liberalen Reichspartei stehen, sowie namentlich für die Deutsche Reichspartei-Allianz fähig erhalten. Gerade die Signatur des gegenwärtigen Augenblicks ist aber für eine Verschmelzung der mittlern Gruppen wenig günstig; doch ist das Bestreben aus einem Bedürfniß hervorgegangen, das sonst in der regelmäßigen Krystallisation der Parlamentsparteien seine Befriedigung findet. Das deutsche Parlament unterscheidet sich von allen andern dadurch, daß es eben keine Mittelpartei, kein Centrum hat. Was sich Centrum nennt, das ist eine politisch und parlamentarisch incommensurable Größe, eine durch die Stürme des Culturkampfes aus allen Gegenden der Windrose zusammengeschneite Partei, durch welche alle regelmäßigen Parteiverhältnisse verschoben werden, eine Partei ad hoc, die ihren Schwerpunkt gänzlich außerhalb des Parlaments hat. Solange diese das Centrum mit Beschlag belegt, nicht mit der gediegenen Schwerkraft einer fest auf sich selbst ruhenden gemäßigten Ueberzeugung bald die Rechte, bald die Linke temperirend, sondern unter centripetalen und centrifugalen Einflüssen sich mit aller Macht bald auf die eine, bald auf die andere Seite werfend: so lange kann an die Bildung einer wirklichen Mittelpartei, wie sie die parlamentarischen Ueberlieferungen in allen constitutionellen Staaten kennen, nicht gedacht werden.

Diese unberechenbare Partei, das Centrum, ist nun die ausschlaggebende, von deren Zustimmung oder Ablehnung es abhängt, ob die wirthschaftliche Reformpolitik des Fürsten Bismarck, ob das Tabacksmonopol, ob die Unfallsversicherung der Arbeiter und das damit verknüpfte Invaliditätsgesetz die Mehrheit des Reichstages gewinnen wird. Es liegt auf der Hand, daß alle diese wirthschaftlichen Reformen mit der kirchenpolitischen Frage an und für sich nichts gemein haben, und daß der eifrigste Ultramontane, ohne sein Gewissen deshalb beschwert zu fühlen, ein Gegner des Tabacksmonopols sein kann. Gleichwol beweisen die Verhandlungen mit Rom, daß Fürst Bismarck alles daran setzt, das Centrum der deutschen Regierung und ihren Gesetzesvorschlägen geneigt zu machen, und daß er hofft, durch Zugeständnisse in der kirchenpolitischen Frage sich eine mächtige Allianz für seine wirthschaftlichen Plane zu gewinnen. Unsere innere Politik lenkt daher gänzlich ein in das Fahrwasser der Diplomatie, und die signatura temporis besteht in einem Tauschhandel mit durchaus ungleichartigen Dingen.

Wie weit die Verhandlungen der deutschen Regierung mit der Curie gediehen sind, darüber lauten die Nachrichten verschieden. Keineswegs schlägt das Organ des Centrums, die „Germania", bisher den Brustton tiefer Befriedigung an; im Gegentheil, sie tritt noch immer herausfordernd auf, mag dies, da sich die Sache noch im Stadium des Markteus und Feilschen befindet, auch nur eine Art von Aufschlagen sein, um einen höhern Preis herauszupressen. In der Katholikenversammlung zu Bonn hatte zwar Windthorst erklärt: man könne mit einiger Zuversicht behaupten, daß auch den Aelteren noch beschieden sein werde, das Ende des Kampfes zu erleben, doch auch hinzugefügt, alles Geschehene könne ihn und seine Partei nicht bewegen, die Rüstung abzulegen. „Unser Programm werden wir voll und ganz aufrecht erhalten, kein Theilchen daran ändern." Das Programm aber findet sich in dem Wahlaufruf der Centrumsfraction klar und deutlich aus-

gesprochen. Christlichgläubige Gesinnung soll in Unterricht, Erziehung, Bildung und Wissenschaft wie in der Gesetzgebung und im öffentlichen Leben die Richtschnur werden; daher wird mit aller Entschiedenheit freie Bewegung für die Kirche und Beseitigung derjenigen Reichsgesetze verlangt, welche Selbständigkeit und Rechte der Kirche beeinträchtigen, die segensreiche Wirksamkeit ihrer Genossenschaften und das in der Verfassung garantirte Heimatsrecht der Reichsbürger verletzen. In diesem vielsagenden ersten Theil des Programms wird nicht nur der status quo ante, wie Windthorst es ausdrückt, postulirt, darunter auch die Rückkehr der Jesuiten und der andern Ordensgenossenschaften, sondern auch die vollständige Ueberlieferung der Schule an die Kirche. Die Zugeständnisse an die Regierungspolitik sind nach allen Seiten hin verclausulirt. Das Centrum spricht sich für eine den Interessen der vaterländischen Production entsprechende Wirthschaftspolitik, für die Reformen zu Gunsten des Handwerker- und Arbeiterstandes aus, doch mit der Clausel, daß es sich der Gefahren bewußt sei, welche ein Uebergreifen der Staatsgewalt über ihre berechtigte Machtsphäre hinaus auf allen Gebieten nach sich ziehe; es erkennt den Zweck der Steuerreform, die Erleichterung der directen Steuern, die Entlastung der Einzelstaaten und Communen an, verlangt aber dafür eine Finanzwirthschaft, welche vor allem eine Beschränkung der gegen die Stimme des Centrums so sehr vermehrten Ausgaben, und zwar an erster Stelle beim Heerwesen ins Auge faßt. Außerdem wird die Bewahrung des verfassungsmäßigen Grundcharakters des Deutschen Reiches als eines Bundesstaates ausdrücklich betont. In diesem Programm ist das Verlangen der vollständigen Rückkehr der Gesetzgebung bis in die Zeit vor Erlaß der Maigesetze ebenso unbedingt ausgesprochen, wie die Zustimmung zum Programm des Fürsten Bismarck in sehr bedingter Weise. Aehnlich sind die Resolutionen, welche die 28. Generalversammlung deutscher Katholiken in Bonn angenommen hat; sie proclamirt, daß das erste Recht auf Erziehung der Kinder der Kirche zustehe; sie erwartet und verlangt die baldige Beseitigung aller derjenigen Gesetze und Verordnungen, welche seit einer Reihe von Jahren das Gewissen der deutschen Katholiken bedrücken und die nothwendigen und garantirten Rechte der Kirche verletzen; sie reclamirt mit Entschiedenheit ihre christlichen Ordensgenossenschaften.

Diesem Programm gegenüber bewegen sich die gegenwärtigen kirchenpolitischen Verhandlungen doch noch in einer sehr reservirten Haltung. Es handelt sich zunächst um Herstellung des modus vivendi. Die Regierung gedenkt dem Reichstage die frühere Vorlage vom 20. Mai 1880, welche durch das sogenannte Juligesetz des vorigen Jahres durch Ausscheidung wichtiger Bestimmungen revidirt worden ist, in der ersten Gestalt wieder vorzulegen; es handelt sich wesentlich um Anstellung von Geistlichen unter Dispens von den durch das Vorbildungsgesetz gegebenen Bestimmungen. So sollen die zahlreichen verwaisten geistlichen Stellen in Gemeinschaft mit den kirchlichen Obern wieder besetzt werden. Die Anzeigepflicht bleibt dabei bestehen; doch soll sie an eine höhere Instanz sich wenden; die Bischöfe sollen nicht dem Oberpräsidenten, sondern dem Staatsministerium die Candidaten bezeichnen, denen ein geistliches Amt übertragen werden soll. Das Wesen der Anzeigepflicht würde durch diese Modification, welche der Zustimmung des Landtages noch bedürftig ist, gewiß nicht geändert werden; gleichwol läge darin ein Zugeständniß an die Bedeutung der hierarchischen Aemter, ein Act staatlicher Courtoisie, welcher den Bischöfen das Bewußtsein der Abhängigkeit von dem Oberpräsidenten erspart und sie nur mit der höchsten Instanz der Staatsverwaltung in Berührung bringt. Das Zugeständniß der Anzeigepflicht seitens der Kirche wird auch in dieser Form immer als ein solches und zwar als ein so wesentliches angesehen, daß die Kirche dafür Gegenforderungen zu machen hat, die, wie man hört, besonders den staatlichen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten betreffen, gegen welchen Windthorst so energisch protestirt hat und der auch nach unserer Ansicht

zu denjenigen Bollwerken der Maigesetze gehört, die am ersten aufgegeben werden könnten. Aehnlich spricht sich auch der frühere würtembergische Cultusminister Gustav Rümelin in der neuen Folge seiner „Reden und Aufsätze", und zwar in einem Aufsatz „Zur katholischen Kirchenfrage" (1880) aus: „Daß ein staatlicher Disciplinarhof Geistliche wegen eines den staatlichen Ordnungen und Interessen angemessenen Verhaltens von ihren kirchlichen Hauptämtern absetzen könne mit der Wirkung, daß diese nun als erledigt anzusehen und neu zu besetzen wären, ist ein Anspruch, von dem ich nicht weiß, ob er jemals irgendwo erhoben und durchgeführt worden, der auch gegen andere Corporationen nicht geltend gemacht zu werden pflegt, von dem jedenfalls nicht zu erwarten ist, daß ihn die katholische Kirche jemals anerkennen oder sich ihm auch nur stillschweigend fügen wird."

Diejenigen, welche in der versöhnlichen Politik der preußischen Regierung den „Gang nach Canossa" erblicken, wie besonders der Verfasser jener Artikel in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", die so vielen Staub aufgewühlt haben, betonen vorzugsweise die Thatsache, daß dem Bischof Dr. Korum, mit welchem der erledigte Bischofsstuhl von Trier wieder besetzt worden, der Homagialeid erlassen worden sei. Ein zweiter Punkt ist die Wiederherstellung der regelmäßigen Beziehungen zwischen Preußen und der Curie. Hierüber ist schon früher zwischen dem Prinzen Reuß und dem Cardinal-Staatssecretär Jacobini verhandelt worden. Damals berichtete Prinz Reuß, daß, wenn es auch der Curie von hohem Werthe sein werde, nach hergestelltem Frieden wieder in regelmäßigen Beziehungen mit Preußen zu leben, sie doch kaum geneigt sein dürfte, für diesen Vortheil einen Preis zu zahlen, worauf Fürst Bismarck erklärte, unter diesen Umständen verzichte er auf ein nochmaliges Anbieten eines solchen Vortheils. Seitdem Herr von Schlözer als eine Art von Specialmission es übernommen hat, die Verhandlungen zwischen Preußen und der Curie zu leiten, sieht man in ihm bereits den Candidaten für die Stelle eines preußischen Geschäftsträgers am Vatican; denn Fürst Bismarck hat den frühern Plan wieder aufgenommen, und sollte auch jetzt kein besonderer Preis dafür gezahlt werden, so trägt er doch vielleicht im allgemeinen zur Ermäßigung des Preiscourants seitens der Curie etwas bei. Offenbar sollen auf Grund der Verhandlungen die dem Landtage zu machenden kirchenpolitischen Gesetzesvorschläge bestimmt werden; ja es ist kein Zweifel, daß die Frage, ob der Landtag oder der Reichstag zuerst einzuberufen sei, von dem Fortgang und dem Resultat der kirchlichen Verhandlungen abhängig gemacht werden soll. Möglicherweise wird die Landtagssession sich in die Reichstagssitzungen einschieben und so dieselben in zwei Hälften theilen. Im Centrum liegt jetzt der Schwerpunkt der Regierungspolitik. Aus den Errungenschaften des Landtags, der sich vorzugsweise mit der kirchenpolitischen Frage zu beschäftigen haben wird, soll Kapital geschlagen werden für die Wirthschaftspolitik im Reichstage, die nur mit Hülfe des Centrums eine Mehrheit erlangen kann. Alle andern Rücksichten treten gegen diese Capitalfrage zurück.

Die Zusammenkunft des Deutschen Kaisers mit dem Kaiser von Rußland in Neufahrwasser und Danzig am 9. Sept. hat großes Aufsehen in ganz Europa erregt. Die Zeitungen bringen genauen Bericht über die äußern Vorgänge, die Begrüßung der Monarchen auf der Rhede von Neufahrwasser, das Gastmahl im Artushof, die glänzende Illumination der Stadt, die Beleuchtung Neufahrwassers, die bengalischen Flammen auf beiden Weichselufern, die Theertonnen auf der äußersten Landspitze, das elektrische Licht auf der deutschen Flotte; sie berichten ferner, daß über 100 russische Geheimpolizisten in Danzig anwesend waren. Weit wichtiger ist die Mittheilung, daß Fürst Bismarck in der Commandantenkajüte der Kaiserjacht Hohenzollern mit Geheimrath Giers lange conferirt habe und daß er nach der Entrevue in Einem Waggon mit Herrn von Saburow nach Varzin gefahren sei. Die Verhandlungen des ersten deutschen Staatsmannes

mit zwei namhaften russischen lassen wol keinen Zweifel darüber übrig, daß die Zusammenkunft der Monarchen eine ernste politische Bedeutung habe; doch ist diesmal das Geheimniß, das schon betreffs des Ortes der Begegnung streng bewahrt wurde, sodaß eine unwillkommene Indiscretion in den höchsten Kreisen sehr unangenehm berührte, auch mit Bezug auf den Zweck und Gegenstand der Verhandlungen ein fast undurchdringliches, und die sonst so behende Conjecturalpolitik vermag den Schleier nicht zu lüften. Mit Redewendungen, wie Klärung der Situation und andern, ist hierbei nichts gethan: die wichtigste Frage bleibt immer, was in den Zuständen Europas oder in der innern Lage Rußlands gerade jetzt den Anlaß zu diesem Schritt gegeben. Die Anwesenheit der Minister bewies, daß es sich nicht blos um einen Act persönlicher Courtoisie und Freundschaft der Monarchen handelte, hervorgerufen durch die Anwesenheit des Deutschen Kaisers bei den Manövern in Westpreußen. Obschon die österreichischen Blätter auch diese Zusammenkunft im Interesse des allgemeinen Friedens freundlich begrüßten und neuerdings auch von einer Entrevue der Kaiser Alexander II. und Franz Joseph die Rede ist, so glaubt doch niemand an eine Wiederherstellung des Drei-Kaiser-Bündnisses; dazu sind die Gegensätze zwischen Rußland und Oesterreich zu tief einschneidend. Befremden aber mußte diese Annäherung Rußlands an Deutschland bei der jetzigen Herrschaft eines Ignatiew in Rußland und dem großen Einfluß der panslawistischen deutschfeindlichen Partei auf den Zaren. Fürchtete Rußland in Europa gänzlich isolirt zu werden, seitdem Frankreich anfängt, wegen seiner afrikanischen Abenteuer ein unsicherer Bundesgenosse zu werden? Oder erscheint dem Zaren die Bundesgenossenschaft mit einer demokratischen Republik zu verfänglich für die Traditionen des Hauses der Romanow? Will Rußland in der That den Frieden, wie dies auch in der beabsichtigten Herabsetzung des Militäretats ausgesprochen ist? Oder lauert irgendein Plan des unberechenbaren Ignatiew im Hintergrunde? Hat die Zusammenkunft gegen seinen Wunsch stattgefunden oder nicht?

Daß man die Bedeutung der Zusammenkünfte der Monarchen als Friedensbürgschaft nicht zu hoch anschlagen darf: das beweisen viele Thatsachen aus der neuern Geschichte; man braucht nur an die Entrevue des Königs Wilhelm I. und des Kaisers Franz Joseph in Salzburg im August 1865 zu erinnern, auf welche schon im Juli 1866 der Preußisch-Oesterreichische Krieg folgte. Gleichwol muß die Begegnung der beiden Kaiser in Neufahrwasser das deutsche Nationalgefühl heben. Wohin sind die Zeiten, wo Kaiser Nikolaus den Abgesandten des Königs von Preußen mit souveräner Ueberhebung wie den Sendling eines Vasallenstaates behandeln konnte! Jetzt sucht der russische Monarch den ehrwürdigen Deutschen Kaiser, wie einen Schiedsrichter der Geschicke Europas, in eigenen Lande auf, nicht blos um alte Familienbeziehungen zu pflegen, sondern um sich Rath zu holen in schwieriger Lage, um das Gefühl der politischen Vereinsamung von sich und seinem Reiche abzuwenden. Was auch der Inhalt der Verhandlungen gewesen sein mag: diese persönliche Stimmung darf man gewiß bei dem Zaren voraussetzen.

Die orientalische Frage springt immer von einem Welttheil auf den andern über. Eine Zeit lang schien es, als sollte sie in Asien zur Entscheidung kommen; gegenwärtig ist der Aufstand des Mohammedanismus in Afrika der Träger derselben. Hier handelt es sich zwar nicht um einen Conflict zwischen England und Rußland, welche letztere Macht zunächst ganz aus dem Spiele bleibt; Frankreich mit seiner afrikanischen Colonialpolitik ist in erster Linie engagirt, die Türkei in ihren Hoheitsrechten gefährdet; England und Italien aber sehen diesem Kampfe mit getheilten Gefühlen zu und würden einen entscheidenden Sieg der Franzosen keineswegs mit zustimmendem Triumphgeschrei aufnehmen. Die afrikanischen Stämme kämpfen für ihren Glauben und ihre Unabhängigkeit; für die europäischen Staaten verschleiert der Pulverdampf in Tunis und Algerien nicht undurchsichtig genug die

im Hintergrunde lauernde Frage, die einen andern Kampf betrifft: den Kampf ums Mittelmeer!

Aus Tunis und Algerien lauten die Nachrichten neuerdings entschieden ungünstig für die französischen Waffen. Schon steht der sechste Theil der Infanterie Frankreichs auf afrikanischem Boden, aber die Truppen werden durch Krankheiten decimirt. Die Armee in Nordafrika zählt jetzt 129 Bataillone; die Truppensendungen dauern indeß fort; der Oberbefehlshaber der Expedition hat 30000 Mann neue Truppen verlangt. Die Eroberung der Festung Sfax war die letzte Heldenthat der französischen Waffen: seitdem hat sich der Aufstand ungemein verstärkt und eine Hiobspost folgt der andern. In Algerien hat Oberst Negrier, Befehlshaber der Colonne von Géryville, das Nationalheiligthum der dortigen Muselmanen, das Grabmal des großen Wüstenheiligen Sidi-Scheikh, zerstört und die Gebeine des Heiligen in die Moschee nach Géryville unter militärischen Ehren bringen und dort beisetzen lassen. Die Zerstörung des Grabmals selbst ist jedenfalls ein Act unglaublicher Rücksichtslosigkeit, welche Bedeutung durch die militärische Escorte der Gebeine nicht abgeschwächt werden kann und in einem Augenblicke, in welchem die fanatische Erregung der Gemüther aufs höchste gestiegen ist, einen doppelt bedauerlichen Eindruck machen muß. Der einzige Grund des Zerstörungswerkes war, daß von dieser heiligen Stätte aus, die ein beliebter Wallfahrtsort war, die Gläubigen zur Empörung aufgeregt wurden. Oberst Negrier hat aber durch seine That die Flamme des Aufstandes mehr angefacht, als es hundert Glaubensboten mit ihren Fetwas vermocht hätten, in denen jeder Vertrag mit den Ungläubigen für ungültig erklärt wird. In Südoran ist alles in Gärung und Si-Homan und Si-Keddur, die obersten Häuptlinge der Stämme der Sahara, haben sich entschlossen, die Franzosen anzugreifen. In Tunis werden ihre Colonnen umzingelt und isolirt. Am 26. Aug. wurde die auf Hammamet marschirende Colonne des Obersten Correard von sehr zahlreichen arabischen Reitertrupps angegriffen, und obschon sie sich tapfer vertheidigte, so gab sie doch zunächst den weitern Vormarsch auf. Neuerdings wurde General Sabatier in Zaphuen von den Insurgenten eingeschlossen und mußte einen achtundvierzigstündigen Kampf bestehen, ohne sich durchschlagen zu können. Die Aufständischen haben die Zufuhr von allen Seiten abgeschnitten und die von Zaphuen nach Tunis führende Wasserleitung zerstört. Jedenfalls ist Frankreich durch diese Diversion der Mohammedaner Nordafrikas vollständig in Anspruch genommen und für die nächste Zeit ein ungefährlicher Nachbar geworden.

Im Zusammenhange mit dieser Erregung der Gemüther steht wol die Militärrevolution in Kairo, welche, obschon die Führer derselben ausdrücklich erklärten, daß sie nicht gegen die Fremden gerichtet sei, doch aus dem rebellischen Geist hervorging, der sich der für ihren Glauben kämpfenden Mohammedaner bemächtigt hat. Die 5000 Mann, welche den Vicekönig am 9. Sept. in seinem Palast umzingelten, verlangten nicht nur die Entlassung des Ministeriums, die Ernennung Scherif-Pascha's zum Premierminister; sie verlangten auch Durchführung der Beschlüsse der Armeecommission und Gewährung einer Verfassung. Obersten, die eine Verfassung verlangen — dergleichen kommt doch sonst nur in Spanien vor! Nach Einberufung von Notabeln übernahm Scherif-Pascha unter der Bedingung, daß alle Verhandlungen mit der Pforte ausschließlich durch seine Hand gehen sollten, das Portefeuille. Ob die Türkei ihre Hand bei dieser Bewegung mit im Spiele hat, ist ungewiß: jedenfalls hat sie erklärt, in keinerlei Weise interveniren zu wollen; doch die Entente Englands und Frankreichs wird hier am Nil auf eine neue Probe gesetzt. Die ägyptische Verfassung wird freilich auf sich warten lassen und es wird ihr noch schlimmer ergehen als der türkischen, die doch wenigstens auf kurze Zeit das Licht der Welt erblickt hat; aber die Meuterei in Kairo wird doch nicht ohne Folgen bleiben betreffs des gemeinsamen Vorgehens der Westmächte, deren Entente

in Aegypten nur eine provisorische Verdeckung des innern Zwiespalts ist, eine augenblickliche Neutralisation gegeneinander wirkender Agentien, die durch die leiseste Einwirkung wieder gelöst werden kann. Obschon die meisten Preßstimmen sich in versöhnlichem Sinne aussprechen, so fehlt es doch auch nicht an solchen, welche an dem englisch-französischen Bündniß rütteln, so besonders die „France", welche das Uebergewicht Englands in Aegypten anklagt: „Seit vielen Monaten werden wir von den Engländern hier ins Schlepptau genommen. Ihnen zu Gefallen haben wir die Italiener vor den Kopf gestoßen, mit denen wir uns schon in Tunis in gespannten Beziehungen befanden. Ohne diese Verfeindung in Alexandria würden vielleicht in der Regentschaft nicht die Verwickelungen eingetreten sein, die wir jetzt wie eine schwere Kugel am Fuße nachschleifen. Und das sollte der Lohn sein für unsere Bemühungen, die englisch-französische Entente am Fuße der Pyramiden aufrecht zu erhalten? England sollte unsere Verlegenheiten in Algier und Tunis benutzen können, um sich auf diesem ägyptischen Boden, der so reich ist an französischen Erinnerungen, an den Ufern dieses Suezkanals, der von unsern Landsleuten gegraben wurde, eine präponderirende Rolle zu schaffen?"

Frankreich selbst ist durch diese Expedition, die immer mehr die Bedeutung eines ernsten Krieges annimmt, mehr in Mitleidenschaft gezogen, als man von einem großen Staate gegenüber den in Colonien ausbrechenden Unruhen erwarten sollte; doch die neue Militärorganisation, welche das Volk und alle Stände, durch das Institut der Einjährig-Freiwilligen, auch an einem Kriege, der nicht die Bedeutung eines Nationalkrieges hat, mit betheiligt und die Unfälle und Verluste doppelt schmerzlich empfinden läßt, macht sich hier in einer Weise geltend, welche die Sympathien für die allgemeine Wehrpflicht gewiß nicht steigern wird.

Inzwischen haben am 21. Aug. die allgemeinen Wahlen in Frankreich stattgefunden und bekanntlich nach dem Scrutinium der Arrondissements, nicht nach dem Listenscrutinium, auf welchem Gambetta seine Dictatur zu gründen hoffte. Seine Partei hat aber auch durch diese Wahlen einen beträchtlichen, wenngleich nicht für die Dictatur entscheidenden Zuwachs gewonnen; selbst die Nothwendigkeit, daß Ferry das Portefeuille des Ministerpräsidenten an Gambetta abgibt, ist durch den Ausfall der Wahlen keineswegs entschieden worden; dagegen haben die monarchischen und klerikalen Parteien eine neue Niederlage zu verzeichnen; sie sind ganz in die Minderheit gedrängt und spielen kaum noch eine Rolle in der Politik Frankreichs. Man kannte in Europa nur Republiken — wir sprechen von den Großstaaten — die sich in revolutionären Zuckungen hin- und herwarfen, und, vulkanisch zerwühlt, auch äußerlich den europäischen Frieden störten; zum ersten mal jetzt bietet Frankreich das Beispiel einer Republik, die auf fester Grundlage alle Functionen ihres constitutionellen Organismus in Frieden und Ruhe vollzieht: eine Thatsache, die noch vor Jahrzehnten von unsern politischen Doctrinärs in das Gebiet der unglaublichen Märchen verwiesen worden wäre.

Die Kammer wird in ihrer innern Zusammensetzung nicht wesentlich von der vorigen abweichen: die Gambetta'sche Partei, die republikanische Union, hat sich bis auf ungefähr 220 Mitglieder verstärkt; ebenso haben die Intransigenten einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs erhalten; die größte Schlappe haben die Bonapartisten erlitten, und wenn gerade jetzt Prinz Napoleon zu Gunsten seines Sohnes Victor auf seine Thronansprüche verzichtet, so mag das mit der Niederlage zusammenhängen, welche die ganze Partei bei den Wahlen erlitten hat und welche wol von den Cassagnacs und andern Parteigenossen auf die Unpopularität des jetzigen Führers zurückgeführt wird.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Sphinx Atropos.

Novelle

von

Emil Taubert.

(Fortsetzung.)

III.

Der November war herangekommen; der Herbst blieb sonnig und warm, und ein schöner Tag löste den andern ab.

Dem Apotheker gaben die häufigen Besuche des Husaren, welchen er bei seiner Heimkehr aus der Stadt zu verschiedenen Zeiten im eifrigen Gespräch mit Gertrud bemerkt hatte, mancherlei zu denken. Wenn sich die Stimme der Natur in des Mädchens Herzen nicht hörbar machte, um sie zu ihm hinzuziehen, wie er zu ihr sich hingezogen fühlte, so war ihm ein jedes Werben verwerflich. Die Neigung erschien ihm wie eine Pflanze, die sich aus dem dunkeln Traumleben der Seele aus eigener Kraft nach dem Sonnenstrahle der Liebe emporrichten und ihm sich erschließen müsse; war aber in seinem Wesen nichts, das der Macht jenes Sonnenstrahles gleichkam, so hatte er weder Recht noch Grund, die ältern Anrechte eines Dritten, zumal eines Jugendgespielen der Geliebten, durch sein Dazwischentreten zu verwirren, so mußte die eigensüchtige Stimme seines Verlangens verstummen, um den Zusammenklang zweier füreinander schlagender Herzen auch nicht durch die leiseste Dissonanz zu trüben.

Gertrud war dem Gaste gegenüber nicht gleichgültig geblieben. Es kam ihr mehr und mehr zum Bewußtsein, daß die seltsame Bangigkeit, die sie oft während seines Fernseins ergriff, einem Gefühl der Entbehrung entspringe, welches auch die Ankunft des Husaren nicht ganz zu beseitigen vermochte; aber doch hing sie immer wieder an den Lippen des Jugendfreundes, einen Nachhall der seligen Kinderzeit zu erlauschen, wie oft sie auch enttäuscht wurde, und tändelte mit ihren alten Traumgedanken, die so oft den fernen Spielkameraden in einen Bräutigam verwandelt hatten. Aufgewachsen in der Umgebung der sich ewig treu bleibenden Natur, die in der Regelmäßigkeit ihrer Entwickelung keine Sprünge noch Lücken kennt, glaubte sie, auch ihre kindliche Neigung habe sich so still und stetig fortentwickeln müssen, und die Zeit sei nun gekommen, wo diese Neigung sich zu ihrer

schönsten und duftigsten Blüte entfalten mußte. Es schien ihr wie eine unmögliche Verzettelung ihres Lebensfadens, der sich bisher so gleichmäßig abgesponnen hatte, daß er sich nun nicht zu dem einen Knoten schürzen sollte, welcher sein naturgemäßes Endziel war.

Nach angestrengter Thätigkeit begab sich der Apotheker an einem klaren Novembermorgen in den Wald, die Richtung nach dem Gute einschlagend. Er hielt im Dahinschreiten eine wehmüthige Selbstschau und gestand sich ein, daß er auf die Erfüllung seiner geheimen Hoffnungen werde verzichten müssen; Gertrud sei dem Jugendgenossen hold und treu; er könne es sich nicht länger verhehlen, seit sie wiederholt das Gespräch auf den Kriegsmann gelenkt, und er habe es wohl bemerkt, wie sie nach dem Lobe des Geliebten begierig war, als hätte seine Zustimmung den Werth desselben erhöhen müssen. In seinem Selbstgespräche gelobte er sich, dem Schmerz muthig ins Angesicht zu schauen, und dennoch gedachte er mit Grauen an die öden Räume seiner neugegründeten Heimat, die unter dem Zauber des Wesens der Geliebten sich so traulich hatten schmücken sollen; der Staub werde auf ihnen lagern, und ihm bleibe nichts, als sich in stillen Stunden die Wände und Flure mit den Schattenbildern eines Traumes zu beleben, dem die Fleischwerdung versagt blieb.

Eine schwarze Waldschnecke kroch auf dem Steige und streckte ihre Fühlhörner aus. Er beobachtete sie lange, wie sie geduldig ihren Weg fortsetzte und alle die kleinen Hindernisse desselben siegreich überwand. Und so wollte auch er sich gedulden und nicht murren.

Er war an eine Lichtung des Waldes gelangt, die links auf die Chaussee führte, in deren Nähe er sich befand. An dem Saum der Lichtung bot sich ihm ein Anblick, der ihn seine Schritte zu hemmen veranlaßte.

Der Blinde, von Haß gegen den Husaren erfüllt, hatte auch heute in der Frühe den Gutshof umschlichen. Ein Knecht erzählte ihm, der Unteroffizier habe schon zeitig satteln müssen, um eine Botschaft des Obersten nach einem fernen Gute zu befördern; er könne vor Abend kaum zurück sein; der Spielmann aber möge sich ein gutes Trinkgeld verdienen und einen Brief des Husaren an die Tochter des Kaiserwirthes, der ihm zur Besorgung von dem Reiter anvertraut worden sei, sofort überbringen. Heinrich erklärte sich bereit und steckte mit einer hastigen Begehrlichkeit das ihm in die Hand gedrückte Schreiben in die Manteltasche.

Kaum hatte sich der Knecht entfernt, als der Spielmann auf der Landstraße von einer heftigen Unruhe ergriffen wurde; er langte den Brief hervor, drehte ihn zwischen den Fingern und spürte, daß der Verschluß des nicht versiegelten und wol nur flüchtig zugemachten Schreibens sich zu lösen begann. Er pfiff dem Hunde und suchte, gerade an der Waldlichtung angelangt, mit vorgestreckter Hand nach einem Ruhepunkte; nach wenigen Schritten erreichte er aufgeschichtetes Fällholz, fühlte umher und ließ sich auf dem vorspringenden Stücke eines mächtigen Stammes nieder. Sofort, mit der größten Behutsamkeit, lockerte er aufs neue emsig an der Hülle des Briefes; der Pudel blickte sich um, als sein Herr laut auflachte und plötzlich in der Rechten das Schreiben, in der Linken das Convert hielt, welches er sorgfältig in der Tasche barg.

Im Gefühl des Triumphes, die Zeilen seines Todfeindes in Händen zu halten, Zeilen, die ihm den erwünschten Aufschluß über die Absichten des verhaßten Husaren geben mußten, schien er seiner Blindheit völlig vergessen zu haben. Als könnte er den Gegner mit einem Blicke entlarven, so hastig führte er die Schriftzüge vor die todten Augen; dann seufzte er tief auf, und eine Erbitterung über sein körperliches Gebrechen erfüllte ihn, wie er sie lange nicht empfunden hatte.

Der Apotheker staunte, als er den Blinden das Papier ingrimmig gegen die helle Sonne strecken sah, deren Strahl er spürte; es war, als wollte er das Tagesgestirn zum Beistand herausfordern, für die erloschenen Sterne seiner Augen einzutreten; aber auch nicht der kleinste Buchstabe ward ihm lebendig, auch nicht, wie er die zitternden Finger über die Zeilen hinfühlen ließ, und in unseliger Ohnmacht stampfte er auf den Boden.

Der Hund schlug an. Von Mitleid bewegt und von Wißbegierde getrieben, etwas über die unheimliche Begegnung Gertrud's und des Blinden im Gärtchen des Kaiserwirthes zu erforschen, hatte sich der Apotheker genähert. Heinrich wollte mit dem Hunde davonschleichen, als er, durch die Anrede des Ankömmlings angenehm berührt, sich von neuem auf den Holzstamm niedersinken ließ. Der Fremde begrüßte ihn mit freundlichen Worten und äußerte seine Freude, endlich den Spielmann kennen zu lernen, mit welchem er vor Tagen der schönen Wirthstochter eine Morgenmusik gebracht und dessen Clarinette sich so herrlich mit den Klängen seiner Geige gemischt habe.

Freudig überrascht streckte der Blinde die Hand aus, die der Apotheker ergriff und wiederholentlich schüttelte. Heinrich bekannte, wie ihn jene musikalische Zwiesprache damals beglückt und auch in ihm den Wunsch erregt habe, dem einsiedlerischen Manne, welcher so kunstvoll seine Weisen begleitet, bekannt zu werden. Die Worte, die der Angeredete mit Wärme erwiderte, verklärten das Gesicht des Musikanten; es war ihm ein Genuß, dem Wohlklang dieser Stimme zu lauschen; war doch ihm, dem Blinden, die Stimme gleichsam das Antlitz des Menschen, und aus dem Ausdruck derselben schloß er auf den Ausdruck der Züge. In dem wohllautenden, klaren Organ des Geigers aber lag so viel, was sein Vertrauen erweckte, daß er überzeugt war, auch in den Mienen des Mannes könne keine Falschheit lauern.

Der Apotheker lenkte das Gespräch auf die Lieder des Spielmannes und bat ihn zuletzt, ihm ein paar seiner Weisen zum besten zu geben.

Kein Lüftchen regte sich in den Tannen, während die Töne durch den Wald zogen und sich in den Wipfeln verloren, einem leichten Nebelstreifen gleich, der träumerisch an den Zweigen hinirrt. Die zauberische Waldidylle mit der Staffage des blinden Spielers stimmte den Horcher immer wehmüthiger; da schwang der Wind seine Flügel, und das Rauschen der Bäume fiel ein wie ein voller Orchesterklang in die letzten Töne des Musikanten.

Der Spielmann aber rückte auf dem Stamme hin und her und wühlte in der Manteltasche, bis er sich plötzlich zum Entschlusse aufraffte und sagte, der Apotheker möge ihm in der Entzifferung eines Briefes behülflich sein. Nach einem flüchtigen Zaudern reichte er das Schreiben des Husaren dem Manne und horchte mit fieberischer Spannung auf.

Der Apotheker willfahrte dem Verlangen des Blinden und las die Zeilen Joseph's vor, in welchen der Reitersmann in einfachen Worten die Jugendgespielin um ein zeugenloses Stelldichein am Abend des heutigen Tages bat; er werde ihrer zu bestimmter Stunde am Waldkreuzwege hinter dem Wirthshause harren; die Genesung seines Herrn schreite immer schneller vorwärts; derselbe spreche bereits von der baldigen Rückkehr in die Garnison; er aber könne nicht abreisen, ohne vorher die Kameradin seiner treuesten, unveränderlichen Liebe versichert zu haben und ohne die selige Gewißheit mitzunehmen, eine wackere Husarenbraut in der trauten Heimat zurückzulassen.

Der Blinde knirschte vor Ingrimm mit den Zähnen, als der Leser geendigt; zugleich aber war seinem scharfen Spürsinn nicht entgangen, wie die Bewegung des Apothekers, die er umsonst zu bemeistern gestrebt, sich in dem zitternden Klange seiner Stimme nur zu sehr verrathen hatte. Auch ihm war das Mädchen an das Herz gewachsen, dies stand für Heinrich fest; aber diesem Manne gegenüber packte ihn nicht die verzehrende Eifersucht; ihm hätte er die Wirthstochter, auf welche er, der arme Krüppel ja auf immer verzichten mußte, ohne Widerstreben gegönnt; in seinem Schutze hätte er sie geborgen, um ihres Werthes willen geschätzt, nur um ihrer Liebe willen in der uneigennützigsten Weise geliebt gesehen; ihm hätte sie vertrauen dürfen aus voller Seele, wie er selbst dem Fremden, er wußte nicht klar warum, vertraute.

Nach einer peinlichen Pause, in welcher Heinrich unverständliche Worte zwischen den Zähnen murmelte und der Apotheker in den Wald hineinschaute, welcher ihm mit einem mal so grau und düster erschien, als hätte nie ein Vogel in ihm gezwitschert, nie ein warmer Sonnenstrahl seine Wipfel vergoldet, ermannte sich endlich der Fremde und hielt dem Blinden mit ernstem Tone vor, wie er die Botenpflicht verletzt und unberufen von einem Briefe Kenntniß genommen habe, der ihm sicherlich in vollem Vertrauen eingehändigt worden sei.

Der Spielmann, bestürzt und verwirrt, suchte sich mit der Leichtfertigkeit des Verschlusses des Schreibens, die ihn verführt habe, zu entschuldigen und zeigte das unverletzte Couvert vor. Der Apotheker schob die Zeilen in ihre Hülle zurück und stellte den Verschluß sorgfältig wieder her, verwies aber aufs neue mit eindringlicher Ermahnung dem Musikanten seine verwerfliche Eigenmächtigkeit und verpflichtete ihn auf sein Wort, die Bestellung des Briefes gewissenhaft auszuführen. Heinrich gelobte, was er verlangt, und nahm die Vorstellungen des Mahners ohne jede Widerrede hin, sich der überlegenen Macht eines Willens beugend, gegen welche er auch nicht die leiseste Einwendung wagte. Auch die Vorwürfe des Mannes klangen so treuherzig und wohlgemeint, daß ihnen jeder Stachel genommen wurde; aber es wurmte und schmerzte ihn, daß er sich in den Augen des Geigers, zu welchem es ihn so mächtig hinzog, eine solche Blöße gegeben hatte. Darum erwiderte er endlich, der Apotheker würde ihn gewiß milder beurtheilen, wenn er Kenntniß hätte von den Beweggründen, die ihn zu jenem Schritte getrieben, von der Leidenschaft, die sein Inneres verwirrt, von dem elenden, armseligen Leben, das er bis auf diese Stunde geführt.

So kam es, daß der Apotheker, dessen Interesse für den seltsamen Musikanten

sich mit jeder Minute steigerte, ihn aufforderte, sich ihm rückhaltslos zu erschließen und ihm die Schicksale seines Lebens zu berichten. Heinrich dankte ihm mit herzlichen Worten und begann, den Hund zwischen seine Füße ziehend und während seiner Erzählung streichelnd und hätschelnd, also seine Beichte:

„Ich bin eines armen Tagelöhners Sohn. Am äußersten Ende der Dorfschaft, die zu dem Gute des Herrn von Audorf gehört, steht die baufällige Hütte, in der ich geboren. Ich war ein frohes, übermüthiges Kind. Der Vater meiner Mutter war einst Schulmeister und Küster im Dorfe gewesen, ein stimmbegabter Vorsänger der kleinen Gemeinde. Seine Vorliebe und sein Talent für die Musik vererbten sich auf den Enkel. Nichts Schöneres kannte ich in meiner Kindheit, als Sonntags in der Kirche auf den Chor zu schleichen und neben der kleinen Orgel am Boden niederzukauern. Wenn dann die weihevollen Klänge des Chorals so feierlich und andächtig hallten und verhallten, war mir's, als wüchsen mir Flügel, und ich schwebte mit den mächtigen Tonwellen des heiligen Instruments durch den Kirchenraum und streute die herrlichsten Blumen auf die Häupter der Betenden herab. Und draußen im Freien wußte ich mir nichts Köstlicheres, als in Wald und Feld, auf dem Rücken liegend und in den blauen Himmel schauend, dem Gesang der Vögel zu lauschen. Mit ihrem Jubiliren erwachte auch die Sangeslust in meiner Brust. Ich horchte auf jede Volksweise, die ich von Schnittern und Arbeitern vernahm, und mein glückliches Gedächtniß setzte mich bald in den Besitz von verschiedenen Liedern, die mir in der Stille mit meiner hellen Stimme vorzusingen mein höchstes Entzücken war.

„Da trat ein Umstand ein, der auf die Entfaltung meiner Gaben nicht ohne nachhaltigen Einfluß blieb. Herr von Audorf hatte für seine beiden, mit mir ungefähr gleichalterigen Knaben einen Hauslehrer angenommen, einen freundlichen, herzensguten Theologen, der bei seinen Spaziergängen auf mich aufmerksam wurde und mich bald liebgewann. Mein Gesang machte ihm viel Vergnügen; ich ward allmählich der Begleiter des Lehrers und seiner Schüler auf ihren Streifereien in Wald und Feld, und der gütige Mann lehrte mich eine große Anzahl neuer Lieder und ihrer Melodien. Als auf solche Weise der dichterische Drang in mir, einmal geweckt, immer lebendiger wurde und ich eines Tages ein von mir selbst ersonnenes Liedchen dem erstaunten Theologen vorgesungen hatte, ließ er mich fortan, zur größten Freude meiner auf ihren Knaben nicht wenig stolzen Aeltern, so oft es sich nur schicken wollte, an den Lehrstunden theilnehmen, und hier hörte und erfaßte ich mit glühender Begierde tausend Dinge, von denen sich unsere bescheidene Dorfschule auch nicht das Geringste träumen ließ. Mein Ehrgeiz erwachte; daheim in der kleinen Hütte saß ich oft bis Mitternacht, um aus den Büchern, die mir der Hauslehrer geschenkt, das Gehörte zu wiederholen. In der Dorfschule ward ich bald der Lehrgehülfe des Küsters und nahm mich der Neulinge mit vielem Erfolge an. Zum Dank unterrichtete mich der Schulmeister, der Nachfolger meines Großvaters, im Clarinettenspiel, dessen er mächtig war, da sein Vater Regimentshautboist gewesen und den Sohn frühzeitig auf jenem Blasinstrument unterwiesen hatte. Kaum waren mir die Griffe geläufig, als ich schon selbständig

versuchte, die Melodien, die ich zu singen verstand, mit meinen unbeholfenen Fingern nachzuspielen, und ich hatte eine närrische Freude daran, alles, was ich mit der natürlichen Stimme vorzutragen wußte, nun auch mit dieser künstlichen Stimme hervorzubringen. So war ich mein eigenes Echo geworden und kannte keine größere Lust, als einen hellen Ton aus der Kehle herauszuschmettern und gleich darauf denselben Ton ganz leise aus der Clarinette hervorzulocken. Dabei machte ich manches neue Verschen, dessen Mängel der Theologe mit liebenswürdiger Unverdrossenheit verbesserte. Ich galt für ein Wunderkind im Dorfe, und vollends staunte man mich an, als der Hauslehrer, der gern selbst während des Gottesdienstes die Orgel spielte, mir in der Folge auch die Elemente dieses Spiels beibrachte.

„Freilich trug ich unter solchen Verhältnissen wenig oder gar nichts dazu bei, gleich andern Dorfkindern durch körperliche Arbeit den kärglichen Verdienst der Aeltern zu unterstützen; aber sie murrten nicht darüber; bevorzugt vor allen Altersgenossen, schien ich ihnen in einer glänzenden Zukunft reichlich ersetzen zu können, was ich jetzt mit ihrer Zustimmung verabsäumte. Gerade die Stachelreden neidischer Nachbarn, welche meinen Vater und meine Mutter des Hochmuths beschuldigten und mit schelen Augen auf den kleinen «Dorfjunker» sahen, wie ich wegen meines Verkehrs in dem Hause des adelichen Gutsbesitzers genannt wurde, bestärkten sie nur in ihrer Meinung, daß ich zu etwas Besonderm ausersehen sei. Zudem war meine Mutter eine Schulmeisterstochter und sah auch mich schon als künftigen Küster und Organisten.

„Zwei Jahre waren so vergangen, ohne daß Herr von Audorf, der anfangs meine Theilnahme an dem Unterricht seiner Söhne nur mismuthig geduldet, dann aber bei der Erkenntniß der schnellern Fortschritte derselben im regen Wetteifer mit dem Sohne des Tagelöhners zuletzt gutgeheißen hatte, mir Hindernisse in den Weg legte. Da aber zog eine engherzige, adelsstolze Verwandte des Gutsherrn in das Schlößchen. Um des Hausfriedens willen wurde der plebejische Dorfjunker ihrem Naserümpfen geopfert. Aber der Theologe ließ mich nicht fallen, sondern suchte seinen verstoßenen Zögling in der Bauerhütte auf und setzte hier in seinen Mußestunden den Unterricht fort. Auch die Söhne des Gutsherrn, dem edeln Beispiel ihres Lehrers folgend, blieben mir wohlgesinnt und weilten oft heimlich unter unserm Strohdache.

„Die herrlichen Jünglinge sind später beide im heldenmüthigen Kampfe gegen Frankreich gefallen. Seit jener Zeit mied Herr von Audorf meinen Anblick, um nicht immer wieder durch den Spielgenossen seiner Söhne an den unersetzlichen Verlust gemahnt zu werden.

„Das Lieblingsziel der Spaziergänge des Hauslehrers war stets das eine Meile entfernte Nachbardorf gewesen, an dessen Eingange das einsame Haus des Kaiserwirthes steht. Hier hatten wir oft gerastet, und der Anblick des Wirthstöchterleins hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich konnte das Bild des Kindes nicht los werden, wo ich ging und stand.

„Jeden freien Vor- und Nachmittag stahl ich mich jetzt fort, um nach dem Wirthshause hinüberzueilen. Bald lernte ich hier Gertrud's Spielkameraden, den Försterssohn Joseph, kennen, und wir schlossen eine innige Freundschaft; aber wie

er zu merken begann, daß das Wirthstöchterlein sich mir zuwendete und ihn oft schweigen hieß, um meinen Liedern und meiner Clarinette zu lauschen, da warf er einen Haß auf mich und suchte mich von den Spielen auf der Wiese oder im Garten fern zu halten. Ohne daß Gertrud es ahnte, rauften wir uns oft heimlich und maßen unsere Kräfte, wobei ich meist dem Stärkern und Gewandtern unterlag. Da fing auch ich an, ihn ingrimmig zu hassen.

„Wenige Monate waren seit unserer Bekanntschaft verflossen, als Gertrud nach der Landstadt in das Haus des Arztes übersiedelte. Vor ihrem Abschiede gab ihr der Vater ein kleines Fest; auch ich wurde von dem Wirthe geladen. Nach mannichfachen Zerstreuungen, als es Abend wurde, machten einige ältere Freundinnen Gertrud's den Vorschlag, ich solle — denn der Ruf von meinem Orgelspiel und meinem Gesange hatte sich auch hierher verbreitet — in der Dorfkirche spielen und eins meiner frommen Lieder singen. Joseph, der nur mit Mühe seinen Unwillen unterdrückte, ward beauftragt, den alten Dorfschulmeister und Küster um Erlaubniß zu fragen und um die Kirchenschlüssel zu bitten. Bald darauf kam er mit dem freundlichen Manne selbst zurück; der greise Kinderfreund wurde mit allgemeinem Jubel begrüßt und führte die kleine Schar nach dem einsam auf einer mäßigen Anhöhe gelegenen Gotteshause.

„Die Gespielen saßen andächtig auf den Sitzplätzen am Altare nieder; jedes Flüstern verstummte, und der weißlockige Alte winkte mir, mich auf den Chor zu begeben. Die Kirche besaß keine Orgel, nur ein großes Harmonium. Nicht ohne Herzklopfen öffnete ich das Instrument und begann ein von mir der Melodie eines alten Kirchengesanges angepaßtes Lied. Nach den ersten Tönen überkam mich, den elfjährigen Knaben, eine heilige Andacht; meine zitternde Stimme wurde fester und fester; ich hatte die Augen auf ein über dem Harmonium angebrachtes altes Oelbild gerichtet, und die Mutter Gottes auf demselben verwandelte sich meinen kindischen Augen in die kleine Gertrud, die mit holdseligen Blicken zu mir herniederlächelte. Nach der dritten Strophe schloß ich mit einem kleinen, feierlichen Nachspiel. Drunten herrschte eine lautlose Stille; dann hörte ich die Stimme des freundlichen Küsters und das Knirschen der Schritte der Gespielen auf den Steinfliesen. Bald ward es ganz still, und ich lauschte, wie die Worte der lärmenden und jauchzenden Kinder sich allmählich in der Ferne verloren. Ich träumte selig vor mich hin, und die Madonna lächelte immer zauberischer.

„Da trippelte es eilig die Stufen zum Chore hinauf. Eine Thräne in dem wunderhellen Auge, stand das Wirthstöchterlein neben mir, reichte mir die Hand und sagte mir liebe Dankesworte für meinen Gesang. Ich sprang auf und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Da entfloh sie, als hätte sie eine Sünde gethan; es klang und summte um mich wie von überirdischen Melodien; ich trat an die Brüstung des Chors und schaute der Kleinen nach, als Joseph in die Kirche sprang, einen Blick des Ingrimms zu mir hinaufsandte, das Mädchen an der Hand ergriff und hastig aus dem Gotteshause führte. Ich stand wie gefesselt auf meinem Platze und spähte hinab; alle Bänke und Stühle waren, so träumte ich, von lieblichen Engelgestalten eingenommen, welche die Züge Gertrud's trugen und mit ihrem Lächeln lächelten.

„Nach einer Weile spähte Joseph wieder in die Kirche, warf einen Blick auf den Chor, wo er mich doch bemerken mußte, wie er zuvor mich bemerkt hatte, schlug die Thür im Hinaustreten hinter sich zu und sagte mit heller, mir deutlich vernehmbarer Stimme, der Herr Küster könne nun zuschließen; es sei niemand mehr da außer ihm selbst.

„Ich hätte die Stufen hinuntereilen und mich durch Rufen bemerkbar machen können. Aber ich schwieg; ich wußte, daß Joseph es auf einen neuen Streich, eine neue Demüthigung abgesehen hatte; ich wollte ihm den Triumph nicht gönnen; war ich doch überzeugt, daß er mein Rufen als ein verzweifeltes Geschrei, mein Rütteln an der Thür als ein Zeichen der größten Gespensterfurcht würde dargestellt haben, um mich, nach meinem Siege in der Kirche, durch die Andichtung einer läppischen Feigheit lächerlich zu machen.

„So blieb ich regungslos auf dem Chor, vernahm gelassen das Knirschen der Schlüssel, das Aechzen der schweren Riegel und das langsame Verhallen der Tritte des Küsters und des schadenfrohen Kameraden. Dann stieg ich hernieder und wanderte in dem friedvollen Raume auf und ab. Die Sonnenstrahlen zitterten noch eine Zeit lang auf den Steinfliesen zwischen den Sitzreihen; aber bald ward die Abendglut auf den Fensterscheiben blasser und blasser, und in der Dämmerung wuchsen die Schatten um mich her, setzten sich auf die Sitze und streckten sich auf den Bänken oder schlichen langsam an den Wänden hin. Mir ward recht unbehaglich; oft blieb ich stehen und lauschte; aber kein Schritt von draußen ließ sich vernehmen, und meine Hoffnung auf die Wiederkehr Joseph's wurde mit jeder Minute verringert.

„Aber man mußte mich doch vermißt haben; diese Ueberlegung gab mir neuen Trost. Und wirklich war mein Verschwinden, wie ich am nächsten Tage erfuhr, nicht unbemerkt geblieben; indessen hatte Joseph alle Unruhe um mich zu beschwichtigen gewußt, indem er vorgab, mich noch kurz zuvor auf der Landstraße gesehen zu haben; ich müsse wol, wegen des meilenlangen Heimwegs, sofort nach Hause aufgebrochen sein.

„Allmählich war auch der letzte Sonnenschimmer von den Scheiben gewichen. Kein Schlüssel klirrte, kein Riegel stöhnte. Die Fenster in der Oberwand der Kirche lagen zu hoch, als daß ich hätte hinanklimmen mögen; die schmalen, verglasten und vergitterten Oeffnungen der untern Mauern boten wol Schlupfwinkel für Schwalben und Fledermäuse, aber kein Körper hätte sich durch diese Spalten hindurchgezwängt. Ich war ein Kind, und kindische Furcht beschlich mich. Es war nicht finster in dem Kirchlein; denn bald sah der Mond herein und die Sterne, während gerade der blasse Strahl, der um die Kanzel spielte und den gespenstig dürren Heiland auf dem Kreuzigungsbilde über dem Altar traf, meine Einbildungskraft mit tausend Schauern erfüllte. Das Echo meiner Schritte schüchterte mich ein; ich wagte nicht länger auf- und abzuschreiten; um so deutlicher hörte ich in der Stille das Rauschen und Brausen des Windes auf dem Kirchhofe, das sich — es war den Tag über schon stürmisch gewesen — mit jeder Minute zu steigern schien. Auf den Zehen schlich ich zum Chor hinauf und setzte mich vor dem Instrument nieder.

„Das Brausen des Windes draußen klang wie ein Chor klagender und heulender Stimmen; die Kirche erschien mir wie ein Riesensarg und ich wie ein lebendig Begrabener. In der Einfalt meines Herzens versuchte ich zu beten und konnte doch die Worte nicht zusammenfinden; aber ich konnte ja in Tönen beten, öffnete das Harmonium und spielte mit zaghaften Fingern ganz leise eine Choralmelodie. Das beruhigte mich ein wenig, und ich begann meine Stimme mit den Tönen zu vereinigen. Aber mir war nicht wohl bei meinem Gesange, der so seltsam vom öden Gemäuer widerhallte; ich brach plötzlich erschrocken ab; denn ganz deutlich hörte ich von unten herauf das Kirchenlied der Gemeinde an mein Ohr schlagen in langsamen, schnarrenden Klängen, und dazwischen hörte ich es in lauten, mir unverständlichen Worten von der Kanzel herab sprechen. Um nichts hätte ich mich umgesehen; ich schloß die Augen und bedeckte meine Ohren fest mit den Händen. Als ich endlich aufzuhorchen wagte, war es zu meiner Freude ganz still auf den Bänken und auf der Kanzel; nur der Sturm predigte um so lauter draußen über den Gräbern.

„Da erfaßte mich eine neue Hoffnung. Wenn ich auf das Harmonium hinaufkletterte, konnte ich von hier aus das Chorfenster wol erreichen. Glücklich kam ich hinauf; aber das Muttergottesbild, das ich streifte und aus seiner Lage rückte, fiel mit dem altersschwachen Nagel herab, polterte hinter dem Musikwerk auf den Boden und weckte ein schauriges Echo. Ich brauchte ein paar Minuten, um mich, an die Mauer gelehnt, von dem Schrecken zu erholen. Dann stellte ich mich auf die Zehen; es gelang mir, eine der untern Scheiben des Chorfensters zu öffnen, und ich spähte auf den Friedhof hinaus.

„Mond und Sterne flammten in ruhigem Glanz, doch der Wind rüttelte und schüttelte die alten Bäume und die Sträucher auf den Gräbern. Eine Esche, die über einem verfallenen Hügel ragte, streckte nach rechts und links ihre Arme und schleuderte dieselben im nächtlichen Sturm wie ein heftig gesticulirender Pfarrer, der auf der Kanzel von Tod und Verdammniß eifert.

„Ich blickte in die Tiefe, ob ich den Sprung wagen dürfte. Es war nicht möglich; die gerade unter meinem Standpunkte, hart an der Außenmauer befindlichen Eisenstäbe einer Grabumfriedigung konnten mir mit ihren spitzen Stacheln die gräßlichsten Wunden verursachen.

„Aber Triumph, da kam die Hülfe! Ich sah einen Mann auf dem weißblinkenden Hauptsteige daherschreiten; er machte sich zwischen den Gräbern zu schaffen, bückte sich, raffte etwas auf und schnellte wieder empor, um zuletzt auf dem Grabe unter der Esche sich niederzulassen. Ich rief und schrie durch das Geheul des Windes. Vergebens! Da nahm ich mein Taschentuch, ließ es flattern und streckte meinen Arm so weit als möglich hinaus. Jetzt blickte der Mann auf dem Grabe zu mir empor und starrte auf mein luftiges Fähnlein an der Kirchenmauer. Der Mond beschien sein Gesicht, und ich erkannte den armen, taubstummen, halb wahnsinnigen Johann, den Sohn des Dorfhirten, welcher der Schrecken der Kinder in weiter Nachbarschaft war. Ich kannte in diesem Augenblicke keine Furcht vor ihm; ich rief und schwenkte mein Tuch immer heftiger; da

verzerrte der Närrische unheimlich sein Gesicht, wandte mir den Rücken zu und setzte in unförmlichen Sprüngen über die Gräber.

„Ich harrte lange, lange; er kam nicht wieder zurück. Traurig kletterte ich endlich von dem Harmonium hinab und kauerte mich in einer Ecke der Chorbrüstung nieder. Das Fensterchen, welches ich offen gelassen hatte, schlug unaufhörlich auf und zu, und aus der Kirche klang es antwortend herauf, als ob unsichtbare Andächtige ohne Ende ihre Gesangbücher auf- und zuklappten.

„Am Ende schlief ich ein, von Angst und Furcht mürbe geworden. Meine Träume waren schrecklicher als mein Wachen. Nach langer Frist weckte mich die Kirchthurmuhr; zitternd und fröstelnd zählte ich die langsamen, dröhnend verhallenden elf Schläge.

„Da war mir's, als hörte ich die Schlüssel im Schloß der Hauptthür sich drehen. Hatte Joseph seinen Scherz berent, oder hatte der närrische Hans ein paar Leute aus dem Dorfe nach der Kirche geschleppt, mit seinen aberwitzigen Geberden sich verständlich gemacht? Ich schritt die Stufen vom Chor hinab und erschrak über den Riesenschatten, den mein Körper in der mondhellen Kirche warf. Als ich am Altar vorüberschlich, warf ich einen scheuen Blick auf den Heiland am Kreuze, und in seinen traurigen Augen glänzte es in dem silbernen Strahl wie eine Thräne. Nun tastete ich an der Wand nach der Thür hin; ich preßte mein Ohr an die Fugen; der Sturm rüttelte nach wie vor an Fenstern und Thüren.

„Vielleicht aber war das Pförtchen durch einen Zufall offen, welches in den Raum unter dem Thürmchen führte. Ich wagte den Gang, obwol ich das ganze Gotteshaus zu durchschreiten hatte; der Mond ging mit mir und das Echo meiner Schritte. Die Thür zu dem Thürmchen stand offen; aber in dem fensterlosen Raume herrschte trübe Finsterniß. Die Hände vorstreckend, trat ich hinein und packte im Vorschreiten einen der Stricke, die von der Glocke im Thurme herabhängen und zum Läuten dienen; in meinem Schrecken packte ich ihn so fest und ließ ihn auch im Vorgehen nicht los, daß oben der Klöpfel einmal gegen den metallenen Rand schlug und ein gebrochener Glockenton durch die rauschenden Lüfte erklang. Dieser Ton gab mir allen meinen Muth zurück; ich konnte den Strang so lange ziehen, bis das Wimmern vom Thurme die Schläfer im Dorfe weckte.

„Aber gleich darauf dachte ich an Joseph. Sollte ich ihm den Triumph lassen, daß ich mich vor den Gespenstern gefürchtet und Sturm geläutet? War doch Mitternacht schon nahe, und der Morgen mußte doch endlich kommen. Dann trat mir mit einem mal das Bild meiner Mutter vor die Seele; ich malte mir ihre Sorge um mich aus, ihre Thränen, ihr banges Warten von Stunde zu Stunde.

„Schon faßte ich aufs neue den Strick, ihn aus Leibeskräften zu zerren, als hinter mir und um mich ein so betäubender Lärm entstand, daß ich in die Knie sank und Hand und Finger erstarren fühlte. Ein furchtbarer Windstoß war der Vorbote der entfesselten Gewalt des Sturmes; das Chorfensterchen schlug zu, und die Scherben der Scheibe klirrten; das Pfeifen und Toben der Luft mischte sich mit dem gewaltigen Rauschen der Bäume; der Thurm zitterte; die Glocken, von den Windstößen getroffen, summten wunderbar über meinem Haupte, und das

alles um so mehr, als das Kirchlein, auf der Höhe gelegen, dem Angriff des Sturmes ohne jede Deckung preisgegeben war.

„Alle Schreckniſſe, welche die geängſtete Phantaſie eines dichteriſch begabten Knaben zu erzeugen vermag, ſtürmten auf mich ein. Ich kroch nach bangen Minuten an das Außenpförtchen und ſpähte, die Stirn an das Holz gepreßt, durch eine fingerbreite Fuge der mürben, morſchen Thür in das Freie hinaus.

„Je mehr es hinter mir im Kirchenraum lebendig ward, polterte und tönte, als wären die Gräber geborſten und die Todten auf ihre alten Sitze im Gotteshauſe zurückgekehrt, um ſo mehr ſpähte ich krampfhaft hinaus, mich durch den Anblick des hellen Vollmondſcheines zu tröſten, welcher nur vorübergehend durch ſchnell verſtürmtes Gewölk verdunkelt wurde. Unaufhörlich faßte ich den weißen Steig ins Auge, der von dem Dorfe auf die Anhöhe führt und den ich gerade zu überſehen vermochte, ſo oft nicht aufgewirbelte Staubwolken alles in Nacht begruben. An dieſen Steig klammerten ſich meine Blicke mit aller Kraft; auf ihm mußte endlich die Hülfe ſich zeigen; hier tanzten und ſchwebten keine Geiſter, hier mußten in der Morgenfrühe die Lebendigen wandeln. Bald preßte ich das linke, bald das rechte Auge an die Fuge; die ſcharfe, ſchneidende Zugluft, die durch den Spalt blies, und der Staub, den ſie mitführte, verurſachte mir bald empfindliche Pein; aber ich riß die Lider immer von neuem auf und zwang, von Grauen geſchüttelt, meine Blicke, den rettungverheißenden Steig nicht zu verlaſſen. Nach dem Schall der Thurmuhr hatte ich über zwei Stunden in dieſer Lage zugebracht, als ich in den Augen einen ſo ſtechenden Schmerz verſpürte, daß ich ſie ſchließen mußte. Ich ſank auf die Dielen, ſtreckte meinen Arm unter den Kopf und entſchlummerte.

„Der Sturm hatte ſich gelegt, als ich erwachte; lahm und matt, richtete ich mich auf; ich hörte die Vögel auf dem Kirchhofe ſingen, verließ die Thurmſtube und trat herzhaft in das von der Morgenſonne freundlich erhellte Gotteshaus. Wie traulich und friedlich blickten mich Fenſter und Mauern an, wie leuchtete das Heilandsbild mir entgegen! Aber, wohin ich auch blickte, es lag wie ein Schleier vor meinen Augen, und allerhand ſeltſame Figuren, Perlenketten von Lichttropfen oder dunkle Streifen ſchwebten vor meinen Blicken. Wie ich auch die Augen rieb, es ward nicht anders, und auf dem Altarbilde waren todte, farbloſe Flecke, ſo oft ich es betrachtete.

„Ich ſprach mein Morgengebet, mitten in der Kirche kniend, und ließ dann auf einer der Bänke meine zerſchlagenen Glieder ruhen. Nach einer halben Stunde ſpähte ich von der Thurmſtube aus durch die Fuge auf den Steig; ich ſah Leute in ſchnellem Gange auf die Kirche zukommen. Sie ſollten nicht ſehen, wie ſehr ich mich geängſtigt hatte; ſie ſollten mich anſtaunen, wie muthig und beherzt ich die Schrecken der Nacht überwunden; ich ſtieg auf den Chor, ſpielte einen Choral und ſang dazu mit lauter, fröhlicher Stimme, ohne mich ſtören zu laſſen, als das Hauptthor haſtig geöffnet wurde. Einen Augenblick ward es drunten ſtill, als wenn man mir in froher Ueberraſchung lauſchte; dann ſtand plötzlich meine Mutter neben mir und riß mich jubelnd an ihre Bruſt; ſie hatte noch in der Nacht, trotz des raſenden Sturmes, den weiten Weg zurückgelegt, ihren qualvoll vermißten,

lieben Dorfjunker zu suchen. Im Triumph wurde ich in das Wirthshaus geführt; da sah ich auch Joseph herbeikommen; er war auffallend blaß, als wäre die Nacht, die er auf seinem Bette durchwacht, nicht minder leidvoll gewesen als die meinige. Ich war zu stolz, ihn anzuklagen, und nahm alle Schuld auf mich selbst. Seine empfindlichste Strafe aber mußte es sein, daß die kleine Gertrud aus dem Zimmer stürmte, mich in jubelnder Ausgelassenheit im Kreise umherdrehte und mich schließlich eine gute Strecke Weges begleitete.

„Gleich darauf siedelte die Kleine in das Haus des Arztes über; die Söhne des Herrn von Andorf kamen auf ein fernes Gymnasium und mein freundlicher Theologe erhielt ein Pfarramt in der Landstadt.

„Nach einem halben Jahre starb mein armer Vater, und ich war nun darauf angewiesen, meiner mittellosen Mutter kräftiger beizustehen. Ich verschwieg der bekümmerten Frau mein Augenleiden, das sich seit jener Nacht nur noch gesteigert hatte. Bald wurde mir von dem Gutsbesitzer, um der Witwe einen Verdienst zuzuwenden, der Botendienst übertragen. Täglich mußte ich mit den Briefschaften der Herrschaft die anderthalb Meilen nach der Post in die Landstadt laufen, um dafür die eingetroffenen Briefe und Zeitungen in Empfang zu nehmen. Mitunter begegnete ich Joseph; wir wichen einander aus und wechselten kein Wort mehr. Auf diesen Wanderungen hing ich meinen Träumen nach und ersann meine kunstlosen Lieder. In den letzten zwei Jahren vor meiner Erblindung war der Pudel, den mir der Kaiserwirth geschenkt und den ich sorgsam großgezogen hatte, mein treuer Begleiter. So konnte er später mein Führer werden; zu aberhundert malen war er mit mir dieselbe Straße gegangen, vom Dorf zum Wirthshaus des Nachbardorfes, von hier zur Stadt; immer hatten wir an den gleichen Stellen gerastet, an denselben Häusern angepocht, um Briefe und Besorgungen zu übernehmen, und er lief oft voraus, um mich pünktlich an dem nächsten Rastorte zu erwarten.“

Der Blinde schöpfte Athem, nahm ein Stück Zucker aus seiner Manteltasche, und das dankbare Thier richtete sich zärtlich an ihm auf.

„Der Theologe aber“, nahm Heinrich seine Erzählung wieder auf, „setzte auch als Pfarrer in seiner Güte und Menschenfreundlichkeit den Verkehr mit mir fort. Ich brach schon in der Morgenfrühe auf, um in der gewonnenen Zeit den Unterricht des wackern Geistlichen zu empfangen, so oft es ihm seine Amtspflichten erlaubten. Er hatte den Plan, mich so weit vorzubereiten, daß ich in ein Lehrerseminar aufgenommen werden konnte, wo ich mich mit seiner Unterstützung dem Schulfache widmen sollte. Ich war selig in dieser Aussicht, und ein Volksdichter zu werden war ein Nebengedanke, der mich berauschte. Die angestrengte Arbeit indessen daheim über den Büchern, oft bei ganz unzureichendem Lichte, schadete meinen kranken Augen mehr und mehr, und doch verrieth ich es mit keiner Silbe, um nicht von meinen Studien gewaltsam zurückgehalten zu werden.

„Mitunter begegnete ich Gertrud in der Stadt; sie blieb jedesmal stehen und plauderte auf das herzlichste mit mir von der lieben Dorfheimat, und ich verfolgte von Jahr zu Jahr, wie sie aufblühte und immer schöner ward, und ich verehrte sie mit einer Leidenschaftlichkeit, die sie zum alleinigen Empfindungsgehalt meiner Reime und Melodien machte.

„Bald kam ich häufiger mit ihr zusammen. Auf Wunsch des Landarztes erhielt sie Privatunterricht von dem Geistlichen, der sie mit den schönsten Schätzen der deutschen Dichtkunst bekannt machte. Zu diesen Unterrichtsstunden ward ich bisweilen hinzugezogen; eine neue Welt that sich vor meinen entzückten Blicken auf; in der Gegenwart des geliebten Mädchens vernahm ich die gegliederten Wohllaute einer Dichtersprache, die mir so fremd klang und zugleich so vertraut; ich fing an, an meinen eigenen Liederchen zu feilen, und ich konnte mir in der Folge nie genugthun.

„Nachdem ich das sechzehnte Jahr zurückgelegt hatte, erklärte mich der Pfarrer für reif, um ein Seminar mit Erfolg besuchen zu können. Schon war er im Begriff, mir eine Freistelle auf der Anstalt einer benachbarten Stadt zu erwirken, als ihn ein plötzlicher Tod hinwegraffte. Es war ein harter Schlag; meine Aussichten waren vernichtet; mehr noch aber als ich empfand die Mutter, die Schulmeisterstochter, die alle ihre stolzen Plane unbarmherzig zertrümmernde Enttäuschung.

„Ich suchte aus den Büchern, die mir Gertrud fortan aus der Sammlung des Arztes verschaffte, meine Bildung zu vervollkommnen. Jede freie Stunde saß ich, lernte und las. Da bemerkte ich zu meiner höchsten Bestürzung, daß die Augen ihren Dienst zu versagen begannen; der Schleier, der sich in jener Schreckensnacht nur leicht über die Lider gelegt, zog sich fester und fester zusammen. Mich befiel eine große Bangigkeit, und doch verheimlichte ich meinen Zustand der Mutter, deren Trübsinn mich so schon niederdrückte; ich nahm die Bücher vor, zum Scheine vor; denn bald vermochte ich die Schriftzeichen nicht mehr zu unterscheiden; mein Lesen war ein mechanisches Umblättern der Seiten geworden.

„Kurz vor Gertrud's Rückkehr in das Dorf begegnete ich ihr in der Nähe des Postgebäudes. Auf der Landstraße schon waren mir die Umrisse der Gegenstände verschwommen; ich ging, der Macht der Gewöhnung folgend, die Straßen; doch ich erkannte das liebe Geschöpf nicht mehr, das vor mir stehen blieb und mich ansprach. Da ward es plötzlich Nacht vor meinen Augen; ich schwankte und gestand der Jugendfreundin meine furchtbare Lage; sie schrie vor Schreck auf, nahm mich an der Hand und führte mich zu ihrem Pflegevater, dem Arzte. Ich sah nicht mehr, aber ich glaubte es zu sehen, wie er den Kopf schüttelte, und ich hörte das Schluchzen Gertrud's, das sie nicht zu unterdrücken vermochte; aber dieses Schluchzen war mir ein himmlischer Trost; die lebensvollsten Augen weinten um die erloschenen. Der Doctor brachte mich auf seinem Gefährt zu der Mutter zurück. Als er mir vom Wagen geholfen hatte und die Thür unsers Häuschens öffnete, nahm ich alle Kraft zusammen, mir den Anschein eines Sehenden zu geben; ich ging festen Schrittes auf die Stelle zu, wo meine Mutter mit ihrer Arbeit zu sitzen pflegte; aber in der Mitte des Zimmers strauchelte ich und schlug zu Boden; es war nicht mehr zu verheimlichen; das Jammergeschrei der verzweifelnden Frau dröhnte mir in den Ohren; ich ward ohnmächtig und kam erst nach langen Stunden wieder zu mir.

„Der menschenfreundliche Arzt versuchte ein paar Tage später unter dem Beistand eines trefflichen Amtsgenossen eine Operation. Sie misglückte. An dem

Sonntage, da Gertrud, der Schulzeit entronnen, in das Aelternhaus zurückkehrte und von dem Jubel Joseph's empfangen ward, hatte es sich entschieden. Ich war blind, blind durch die Schuld desjenigen, der die Geliebte nun täglich schauen durfte von Angesicht zu Angesicht.

„Ich fand mich allmählich in das Unabänderliche; ich hatte von Tag zu Tag eine wachsende Freude an meinen Liedern; ich kam mir vor wie ein geblendeter Singvogel, dessen Weisen in der Nacht, die ihn umgibt, um so heller und empfindungsvoller hallen. Und meine Reime klangen immer sehnsüchtiger von den Reizen der lieblichen Wirthstochter. Mit meinen todten Augen sah ich sie vor mir bei Tag und bei Nacht; ich sah sie viel strahlender als zur Zeit meines Lichtes; ich sah sie mit einer Schönheit angethan, für die ich in meinen Liedern keine Steigerung mehr zu finden wußte; ich fühlte die Leidenschaft in meinem Innern wühlen und sog in fieberischem Traum von den Lippen der Geliebten einen Kuß, der mich heiß durchschauerte; ich war blind, aber mein inneres Schauen machte mich sehend.

„Da verließ Joseph die Heimat, um in der Ferne Soldat zu werden. Nun begann meine Liebe um so inniger sich zu entfalten; Gertrud gehörte mir jetzt allein, und unaufhörlich zogen meine Gedanken in das Wirthshaus im Walde.

„Ich sann und sann, der Mutter Lage zu bessern, ließ mir eines Abends die Clarinette reichen, die ich wochenlang vernachlässigt hatte, und entlockte ihr alle meine Melodien nach der Reihe und wirrte sie zuletzt in den mannichfachsten Wendungen durcheinander. Als ich geendet, war es todtenstill im Häuschen; nur die Thränen meiner kummervollen Mutter hörte ich leise rinnen. Mit einem mal wurde es klar in mir: ich hatte den Weg gefunden, für mich und die treue Pflegerin zu sorgen; mein Spiel und mein Gesang sollten uns aus dem drückenden Jammer retten.

„Widerstrebend willigte die Mutter ein; Noth und Pein hatten sie mürbe gemacht, und sie fand sich endlich in die Vorstellung, ihren lieben Dorfjunker vom Dorf zur Stadt, von der Stadt zum Dorfe als einen wandernden Musikanten ziehen zu sehen. Nie hätte sie es in ihrem Stolze vermocht, meine Führerin zu werden, und so verfiel ich auf den Ausweg, meinen treuen, gelehrigen Pudel auf der ihm so wohlbekannten Straße zu meinem sichern Begleiter zu machen.

„Die Messen in der Landstadt, die Kirchweihen in den Dörfern brachten mir zu zeiten einen nicht unerheblichen Gewinn. In der Reisezeit übte ich meine schlichte Kunst vor den Besuchern unserer Thäler. Einen jeden Erwerb lieferte ich bis auf den letzten Heller meiner Pflegerin aus, die eine Hüterin unserer kleinen Schätze wurde, um endlich ein Sümmchen zusammenzubringen, das es ihr möglich macht, die verhaßte Heimat, die Stätte ihres Unglücks und ihrer Erniedrigung, zu verlassen und mit mir in eine andere Gegend überzusiedeln, wo niemand uns kennt und unserer Schicksale spotten kann. Oft höre ich im Halbschlafe das Klimpern des Geldes, das sie auf dem wurmstichigen Tische stets von neuem abzählt, höre ihre Seufzer, welche das kümmerliche Wachsthum unsers Schatzes beklagen; aber ich wiederhole ihr immer und immer wieder, daß ich unser Dorf nicht verlassen könne, solange Gertrud im Hause des Kaiserwirthes schalte und walte. Freilich, zieht sie einmal in die Fremde — dann gilt es mir gleich, wo

ich den Rest meines Lebens vertrauere! Und auch dieser Schlag scheint nicht mehr allzu fern. Der Jugendgenosse ist zurückgekehrt; seine Sporen klirren durch das stille Dorf; er wird sie mir entreißen, und ich bin dazu ausersehen, der Bote seines, das unschuldige Kind bethörenden Werbens zu sein!"

Er hatte die letzten Sätze mit großer Bitterkeit gesprochen, als der Apotheker, der seiner Erzählung mit gespanntester Theilnahme gefolgt war, seine Hand sanft auf die Schulter des Spielmanns legte und ihm zusprach: auch diese neue Prüfung werde er ertragen lernen; die Kraft des Widerstandes wachse mit den Enttäuschungen; er habe ja in seinen Liedern einen Trost, und brauche er Rath, so möge er sich vertrauensvoll an ihn wenden, dem er einen Einblick in sein Inneres zu öffnen selber das Vertrauen gehabt habe.

Heinrich thaten die weichen Worte des Mannes wohl; ihm war, als ob eine gleiche Enttäuschung, ein gleicher Schmerz den Fremden zu ihm hinziehe; er dankte demselben, erhob seine Rechte und näherte sie tastend dem Gesicht des Apothekers, dessen Stirn, Augen und Wangen er leicht berührte; nun habe er seinen freundlichen Tröster nach seiner Weise gesehen, fügte er hinzu, und die Güte und Milde seines Herzens in den Formen seines Antlitzes wiedergefunden.

Der Apotheker athmete auf; der Schatten, der ihm so lange die Züge der Geliebten getrübt, verschwand mit einem mal. Jetzt wußte er sich die Begegnung des Blinden und Gertrud's im Garten zu deuten; jetzt verlor die Betastung der reinen Züge des Mädchens das Unheimliche, das sie unter dem Gesichtspunkte einer abergläubischen Ceremonie für ihn gehabt hatte.

Bald standen die neuen Freunde auf der Landstraße. Der Spielmann ging dem Waldhause zu, während sein Begleiter sich wieder unter den Tannen verlor, von den Klängen des Liedes verfolgt, das Heinrich im Weiterschreiten anstimmte:

Seid gegrüßt, ihr lieben Winde,
Wie umschmeichelt ihr mein Haupt,
Daß der augenlose Blinde
An der Schöpfung Wonne glaubt!

Seid gegrüßt, ihr Tannendüfte,
Die ihr meine Straße zieht,
Daß der Blinde durch die Lüfte
Grüne Wipfel schwanken sieht!

Sei gegrüßt, du Duft der Locken,
Der von Liebchens Schläfen quillt,
Daß der Blinde, süß erschrocken,
Sich erträumt ihr liebes Bild!

Seid gegrüßt, ihr tausend Zungen,
Die der Wald im Winde spricht:
Liebreich fühl' ich mich umklungen,
Und der Blinde schaut das Licht!

Vor dem Wirthshause angelangt, übergab Heinrich den Brief des Husaren.

Erstaunt blickte das Mädchen dem Musikanten nach, der bald darauf seinen Weg zur Stadt fortsetzte. Hochaufgerichtet schritt er hinter seinem Pudel her;

ein freudiger Stolz erfüllte seine Seele; denn die Freundschaft des Geigers beglückte ihn und erhob ihn vor sich selbst.

Gertrud las, auf ihrem Zimmer verborgen, die Zeilen des Jugendgespielen, die Einladung zur Zusammenkunft im Walde. Der Brief zitterte in ihrer Hand, und sie sann befremdet über die peinliche Bangigkeit, die sie erfüllte. War es das Räthselhafte in Joseph's Betragen, das sie schreckte? Waren die Warnrufe des Blinden nicht spurlos verhallt? Eine Unruhe überfiel sie, die sich mit jeder Stunde steigerte, je mehr der Zeitpunkt der Zusammenkunft sich näherte.

Der Apotheker hatte aufs neue den Wald durchstreift, ohne, wie es sonst seine Gewohnheit, auf irgendwelche Beute Jagd zu machen. Es war Mittag, als er das Gehöft erreichte. Still und öde lag das Wirthshaus. Er war froh, weder dem Wirthe noch der Tochter in diesem Augenblicke zu begegnen, und doch sehnte er sich in seiner Erregung nach einem theilnehmenden Wesen, dem er sein Leid hätte ausklagen können. So ging er über den Hof, öffnete den Verschlag, in welchem der Raubvogel nistete, und der gefiederte Freund folgte ihm auf seinen Lockruf gefügig die Stiegen hinauf.

Die Zeit des Stelldicheins rückte heran. Jetzt schien es Gertrud fast wie ein Verbrechen, sich heimlich zu dem Geliebten in den Wald fortzustehlen. Wem sollte sie sich anvertrauen? Der Vater war in die Stadt gegangen, und kein Wunder wollte den Landarzt, ihren treuen Berather, gerade jetzt vorüberführen. Da gedachte sie des Apothekers. War der ruhige, stille Gast des Hauses nicht ihr Freund? War er nicht die Aufrichtigkeit selbst? Sollte sie ihn, den Menschenkenner, nicht noch einmal zu bewegen suchen, seine Ansicht über das Wesen des Husaren auszusprechen? Dann aber machte sie sich wieder die heftigsten Vorwürfe über diese Zweifel an dem Geliebten und schalt sich lieblos und eigensüchtig.

Die Zeit drängte. Schon stand Gertrud vor der Thür des Zimmers des Gastfreundes und bemühte sich in mädchenhafter Schüchternheit, Worte auszusinnen, die, ganz harmlos an den Befragten gerichtet, ihre Liebe zu Joseph nicht errathen lassen sollten. Endlich klinkte sie auf, ohne den Gesuchten anzutreffen. Da stahl sie sich die Stiegen nach der Bodenkammer hinauf; ein halblautes Selbstgespräch, das der Apotheker führte, bannte sie vor der Schwelle; die dünne Bretterwand ließ sie ein jedes Wort des Mannes deutlich vernehmen, und athemlos lauschte sie seinen Bekenntnissen.

In eifriger Arbeit hatte sich der Apotheker aus seiner düstern Stimmung zu retten gesucht. Er beschäftigte sich mit dem Ausstopfen eines Vogels, ein Handwerk, das er meisterhaft verstand; aber immer wieder kehrten seine Gedanken nach dem Waldkreuzwege zurück. Er zog seine Uhr; sie zeigte die Minuten, die in dem Briefe Joseph's für das Stelldichein bestimmt worden waren; er seufzte tief auf und ließ die Hände sinken; dann brütete er eine Weile still vor sich hin, bis ihn ein Flügelschlagen des Raubvogels aufschreckte. Er lockte das Thier, streichelte seine Federn und sprach mit ausdrucksvoller Stimme:

„Mein treuer Kamerad, wir vereinsamen immer mehr und müssen nun zwiefach fest zusammenhalten. Jetzt sind sie wol draußen auf dem Waldsteige und tauschen die zärtlichsten Worte aus, und mir bleibt nichts, als dem Mädchen, das

ich liebe, ein trauriges Glückauf zuzurufen. Du solltest eine Herrin haben, mein Vogel, der du folgtest wie mir, eine liebe, schmucke Herrin, die ich nun um so heißer liebe, wo ich sie verlieren muß. Ich wollte es auch einmal gut haben; aber die Braut, die ich heimführe, ist die stille verschleierte Entsagung, die mir treu geblieben mein Leben lang.

„Ja, mein Bussard, was hebst du die Flügel? Deine Schwingen sind gestutzt, und du bist ein Bild meiner Hoffnung, die in den Himmel der Seligkeit fliegen wollte und nun am Boden haften muß. Komm her, alter Freund, wir wollen zusammenhalten!“

Und er barg einen Augenblick sein Gesicht in den Federn des Vogels und setzte schweigend seine Arbeit fort.

Die Lauscherin vor der Schwelle stützte sich zitternd auf das Treppengeländer. Ihn, der sie liebte, hatte sie ausforschen wollen, ob sie einem andern ihre Liebe schenken dürfe? Die Worte des Mannes, welche die Sprache der tiefsten Empfindung redeten, hatten sie erschüttert. Der Schmerz, der jene Worte durchbebte, weckte ein inniges Mitgefühl in ihrer Brust; gern wäre sie in die Kammer getreten, hätte ihre Hand sanft auf die Schulter des Sinnenden gelegt und ihm einen Blick des Trostes in die Seele gesenkt. Aber was war ihr Mitleid gegen den freudigen Stolz, der sie zugleich erfüllte? Er, zu dem sie mit kindlicher Verehrung hinaufgeschaut, der ihr ein Vorbild jeder männlichen Festigkeit und Tüchtigkeit gewesen, er hatte seine Liebe zu ihr geoffenbart, zu ihr, dem bescheidenen, unwissenden Mädchen, das über die Fülle seines Könnens und Wissens gestaunt! Schon that sie einen Schritt gegen die Thür der Kammer, als eine athemraubende Bangigkeit sie hemmte. Was wollte sie thun? Harrte nicht der Geliebte jetzt am Waldsaum und zählte mit grenzenloser Ungeduld die Minuten? Mit ungestümem Herzklopfen suchte sie ihr Zimmer auf und barg ihr Gesicht in den Kissen des Sofas.

Da erschien eine Magd und meldete, der Husar sei vor dem Hause abgesessen und frage an, ob er das Fräulein sprechen könne. Es war Gertrud unmöglich, dem Gespielen in dem Aufruhr ihrer Empfindungen zu begegnen; sie ließ sich mit einem heftigen Unwohlsein entschuldigen und schloß die Thür ihres Wohngemaches ab.

Joseph biß sich auf die Lippen, als ihm die Magd den Bescheid überbrachte. Ungeduldig hatte er im Walde geharrt, noch einmal alle die Vortheile überschlagen, die ihm aus der Verbindung mit der Tochter des reichen Kaiserwirthes erwachsen mußten, und war endlich, des Wartens müde, langsam und nach allen Seiten ausspähend, auf das Waldhaus zugeritten. Wie er sich verdrossen wieder in den Sattel schwang, dachte er zornig des Blinden, dem er sicherlich diese Abweisung zu danken habe. Er gab dem Pferde die Sporen und sprengte davon, mit der Absicht, sein Werben zu erneuern und über die Zwischenträgereien des verhaßten Musikanten zu triumphiren.

Gertrud brach in ein heftiges Schluchzen aus, als sie die allmählich verhallenden Hufschläge ängstlich verfolgte; ihr war es, als hätte sie ihre Jugendlust unbesonnen von sich gestoßen, als ritte das Glück selbst von dannen, immer ferner und ferner, um nimmer wieder zu ihr zurückzulenken.

Der Apotheker war gerade in sein Zimmer getreten, als Joseph davonritt. Auch er verfolgte die Hufschläge und beneidete den Reitersmann, der die Seligkeit, die er am Waldkreuzwege gefunden, mit auf sein Roß genommen und im Fluge eines Siegers dahinstürmte. Da nahm er seine Geige in den Arm und ließ sie von schmerzvollen Klängen tönen, und die Klänge hallten hinauf in das Schluchzen des einsamen Mädchens. Gertrud lauschte dem Spiel, bis ihre Thränen versiegten; aber sie fand keinen Trost in den Melodien des Geigers, die um sie klagten und seufzten und zugleich wie ein Widerhall des Schmerzes klangen, den sie dem Reitersmanne bereitet.

IV.

Der vorletzte November war herangekommen, ein Sonntag, der Tag vor dem heiligen Andreas. Es war trübe draußen, aber so mild, als ob kein Winter zum Anzuge sich rüstete. Der Apotheker hatte sein seltenes Gepäck bereits in seine Stadtwohnung befördert. Nur auf der Bodenkammer lagerten noch Kisten und Kasten, und hier saß der fleißige Arbeiter, emsig beschäftigt, das Ausstopfen einiger Vögel zu vollenden, die er inmitten einer, aus natürlichen Pflanzen gebildeten, landschaftlichen Umgebung zu einem Bilde zusammenzuordnen beabsichtigte. Er besaß eine große Fertigkeit und einen feinen Geschmack in der Zusammenstellung dieser reliefartigen Bilder, in welchen er verschiedene Vögel derselben Gattung, in Flug, Stellung oder Nahrungsuchen ihrer Lebensgewohnheit völlig gemäß, künstlerisch zu unterrichtlichen Zwecken gruppirte.

Gertrud kam soeben aus der Frühkirche zurück, ohne aus der Predigt des Geistlichen den Trost geschöpft zu haben, den sie für ihr beunruhigtes Gemüth begehrte. Sie war Joseph seit jenem Tage, da sie ihn abgewiesen, soviel als möglich ausgewichen; aber auch eine jede Begegnung mit dem Apotheker hatte sie sorgfältig vermieden, seit sie, ohne es zu wollen, das Geständniß seiner Liebe belauscht hatte. Sie glaubte ihm von jener Stunde an nicht mehr offen in die Augen blicken zu können, als hätte er erkennen müssen, daß sie um sein Geheimniß wußte. Eben ging die Magd an ihr vorüber, um dem Schwarzen das Frühstück hinaufzutragen. Stillschweigend nahm ihr die junge Herrin das Auftragebret aus der Hand und schickte sich an, dem Gaste selbst diesen letzten Dienst zu erweisen. Wußte sie doch, daß er den letzten Tag heute unter dem Dache ihres Vaters verweilte, und sie sollte Bedenken tragen, ihm, von dem sie sich so wahr geliebt sah, diese kleine Freude vor der Trennung zu bereiten?

Ein trauriges Lächeln spielte um die Lippen des Apothekers, als das Mädchen eintrat, den Imbiß auf ein Tischchen vor ihm niedersetzte und ihm neugierig auf die kunstfertigen Finger blickte.

Es sei doch seltsam, sagte sie, daß er diese kleinen, todten Waldvögel zu einem neuen Scheinleben erwecke, ohne doch auch nur den leisesten Nachhall ihrer fröhlichen Stimmen zurückrufen zu können.

„Diese ausgestopften Sänger", entgegnete er, „erinnern mich immer an die erstorbenen Hoffnungen der Menschen. Auch diese führen noch ein Scheinleben

in der Brust bis an das Grab; aber sie heben die Schwingen nicht mehr, und ihr Gesang ist für ewig verstummt."

Gertrud schied tief bewegt. Ein inniges Mitleid mit dem einsamen Manne erfüllte ihre Seele, und sie wurde nicht müde, sich im stillen seine Worte zu wiederholen.

Die Trübe des Himmels hatte sich gegen Mittag in einen Regen gelöst, der von Stunde zu Stunde heftiger geworden war. Der Mond vermochte sich nicht durchzukämpfen; immer schwerer lastete das Gewölk über den Wäldern und verbreitete eine undurchdringliche Finsterniß.

Der Blinde, der an diesem Sonntage in der Stadt einen ungewöhnlichen Verdienst durch sein Spiel gewonnen hatte, war in der Dunkelheit auf dem Heimwege begriffen. Mühselig stapfte er auf der aufgeweichten Landstraße hinter dem Pudel her. Ein Lichtschein fiel über die Lachen aus dem Fenster des Chausseehauses, welches wenige Minuten vor dem Eingange des Dorfes sich aus dem Tannengrunde hervorstreckte. Der Hund schlug an und sein Gebell lockte den alten Chausseegeldeinnehmer an die Pforte. Wie er des Musikanten ansichtig ward, nöthigte er ihn in das Zimmer und drückte ihn, nachdem er dem Wanderer den regenschweren Mantel abgenommen, in den Sitz seines bequemen Lehnstuhls; er möge bei dem schlechten Wetter rasten und ihm den langen Sonntagabend durch sein Geplauder verkürzen. Heinrich ließ es sich gefallen, freute sich der behaglichen Wärme und verschmähte auch einen guten Trunk nicht, den ihm der Alte spendete. Das Gespräch war bald in bestem Flusse, von keinem Wagenrollen, keinem Hufschlag unterbrochen; nur der Regen klaschte an die Scheiben, und der Novemberwind war der einzige Reisende auf der Straße. So sitze er oft stundenlang, nahm der Alte das Wort, und lausche umsonst auf das Knirschen eines Rades auf dem einsamen Wege; heute gegen Mittag sei der Husar vorübergeritten nach der Stadt mit Botschaften des Obersten; der Försterssohn sei doch ein gar stattlicher Herr geworden; für den Rest des Tages habe derselbe Urlaub; den werde er wol im Hause des Kaiserwirthes verbringen; erzähle sich doch das ganze Dorf, daß Joseph und Gertrud ein Paar werden würden, und was für ein Paar!

Heinrich wurde einsilbig und verstimmt, als er den verhaßten Jugendkameraden so loben hörte. Da horchte der Wegegeldpachter auf; ihm war, als würde an den Läden der Fenster seines Schlafzimmers mit unsanfter Hand gerüttelt. Der scharfhörige Blinde bestätigte seine Wahrnehmung; es streiche mitunter Gesindel umher im Schutze der Unbill des Wetters, meinte der Alte und trat hinaus, um das Häuschen zu umspähen.

Gleich darauf schlich es durch die offen gebliebene Thür von der Straße in das Zimmer. Der Pudel knurrte. Die Gestalt aber, die den Unwillen des Hundes erregte, schlüpfte mit gedämpftem Schritt an das Fenster. Es war der gealterte taubstumme Sohn des Dorfhirten, welcher einst vor dem Knaben Heinrich in jener Schreckensnacht in wilden Sprüngen geflüchtet war; die Haare hingen ihm wirr über die Stirn, und der zerrissene, lange, regendurchnäßte Rock schloß sich eng an den dürren, hagern Körper des gespenstigen Mannes. Er reckte einen Augenblick die Arme hoch über den Kopf empor, und ein unheimliches Grinsen der Freude malte sich in seinen Zügen, als er den langgestreckten Schatten an der Wand ein

Gleiches thun sah. Dann trat er hart an das Fenster und löschte die an der Wand desselben befindliche, ihr Flammenzeichen auf die Landstraße hinausstrahlende Lampe mit einem unhörbaren Hauch seiner zugespitzten Lippen, um gleich darauf durch die Thür in die Finsterniß hinauszugleiten.

Heinrich hörte das Geräusch des sich Entfernenden, rief ihn vergebens an, that ein paar Schritte vorwärts in die Mitte des Zimmers und wollte schon den ungeberdigen Pudel von seinem Leibgurte losketten, um ihn auf den Eindringling loszulassen, als der Hufschlag eines galopirenden Pferdes an sein Ohr schlug. Er runzelte düster die Brauen und vergegenwärtigte sich das Bild des hoffnungsfrohen Husaren, wie er auf schweißbedecktem Roß von der Stadt nach dem Hause der Liebsten flog und mit verhängtem Zügel einem Glück entgegenjagte, das ihm selbst ewig versagt bleiben sollte. Mit jeder Secunde dröhnte der Hufschlag heftiger und eiliger, brauste es mit schreckenvoller Hast heran! Aber jetzt mußte der Mann, falls überhaupt ein Mensch im Sattel saß, doch vor dem Schlagbaum anhalten, um hindurchgelassen zu werden; doch der rasende Galop mäßigte sich nicht, sondern der Blinde vernahm einen jähen Fall, einen Aufschrei, einen zweiten Sturz, ein Schnauben und Prusten, abermaligen, fortdonnernden Hufschlag — und der Hund heulte in heisern Tönen in den prasselnden Regen hinaus.

Joseph hatte die Aufträge seines Herrn in der Stadt erledigt und auf der Post auch einen für ihn selbst bestimmten Brief empfangen. Die Nachrichten aus der Garnison regten ihn gewaltig auf; alle seine stolzen Berechnungen schienen mit Einem Schlage null und nichtig zu werden; das unfreundliche Regenwetter steigerte seinen Mismuth, und in der unseligsten Stimmung schwang er sich in den Sattel, um nach dem Wirthshause zu traben. Der Brief, den er unter dem Waffenrock auf seiner Brust geborgen hatte, brannte ihm wie eine Flamme auf dem Herzen; immer von neuem wiederholte er sich den verhängnißvollen Inhalt, der sein Gewissen beschwerte.

Er drückte die Sporen ein und galopirte auf dem menschenleeren Wege, dem Regen sobald wie möglich zu entkommen; aber die Unruhe des Reiters theilte sich dem feurigen Thiere mit, das dem Zügel kaum mehr gehorchte. Eine Gestalt huschte über die Straße; es war der Taubstumme, der aus dem Chausseehause geflüchtet war, nach dessen Licht der Husar vergebens in die Ferne spähte. Der Rappe bäumte hoch auf, nahm den Zaum zwischen die Zähne und raste in der Finsterniß dahin gegen den niedergelassenen Schlagbaum; das Thier stürzte in die Knie, der Reiter flog aus dem Sattel über den Kopf des Pferdes hinweg und fiel, im Flug die Hände vorstreckend, jenseit des Baumes auf den Boden nieder, während das geängstete Roß emporschnellte, mit blutender Brust sich umwendete und in gestrecktem Laufe die Straße nach der Stadt hin zurückjagte.

Joseph, der sich nicht beschädigt hatte, raffte sich auf, befühlte seine Glieder und tastete am Schlagbaum entlang nach der Thür des Chausseehauses. Das heisere Geheul des Pudels, das der Husar nur zu gut kannte, erfüllte ihn mit Ingrimm, während die verhallenden Hufschläge des flüchtigen Rappen ihm die überstandene Gefahr vor die Seele riefen. Dazu war es das Lieblingspferd seines Herrn, dessen Sturz und Flucht ihn doppelt erregten.

Angsterfüllt war der Wegegeldpachter auf den Lärm herbeigeeilt und hatte die gelöschte Lampe eben von neuem in Brand gesetzt, als der Reitersmann scheltend und fluchend in das Zimmer kam. Kaum hatte derselbe den Musikanten erblickt und von dem Alten vernommen, daß das Licht während seiner kurzen Abwesenheit erloschen sei, so fuhr er auf den Blinden los, den er mit barschen Worten beschuldigte, in seiner hämischen Bosheit die Flamme erstickt zu haben, um ihm und dem Pferde in der heillosen Dunkelheit einen freventlichen Possen zu spielen.

Heinrich würdigte den Reiter keiner Antwort, sondern theilte nur dem Pachter mit, daß er deutlich die Schritte eines in das Haus geschlichenen Mannes vernommen habe. Der Husar schenkte dieser Angabe keinen Glauben, hieß den Blinden einen Lügner und ging in voller Wuth auf ihn zu; aber der Hund wehrte ihm mit verdoppeltem Kläffen, und auch der Pachter riß ihn zurück, indem er begütigend versicherte, er sei selbst durch ein verdächtiges Geräusch vor das Haus gelockt worden, und überdies könne bei der offen gebliebenen Thür ein Windstoß die Flamme verlöscht haben.

Nur der Gedanke an das herrenlose Roß des Obersten hielt den Husaren ab, handgreiflich zu werden; er befahl dem Alten, den Schlagbaum sofort in die Höhe zu ziehen, damit das ledige, vielleicht zurückkehrende Pferd in seinem tollen Laufe vor einem zweiten Sturze bewahrt bleibe, und lief, so schnell es ihm die schmerzenden Füße erlaubten, die Straße nach der Stadt zu hinab, sich des führerlosen Renners irgendwo zu bemächtigen.

Gleich darauf verließ auch der Musikant das Haus, von dem Pachter wiederholt gewarnt, sich dem blinden Zorn des Reiters wohlweislich zu entziehen.

Der Rappe hatte die Grenze des Waldes erreicht; ein paar des Weges kommende Männer versuchten ihn aufzuhalten; das geängstete Thier scheute, wendete um und jagte aufs neue die finstere Straße nach dem Chausseehause dahin. Joseph vernahm den Galop des ihm entgegenschnaubenden Pferdes, das spornstreichs an ihm vorübersauste. Er rannte ihm nach in athemloser Jagd. Einen Augenblick flammte der Lichtstrahl der Chausseehauslampe vor den Augen des zitternden Pachters auf dem dampfenden Fell des gespenstigen Rappen; dann schreckte der auf dem unebenen Pflaster der Dorfstraße dröhnende Hufschlag den Blinden, der soeben an der letzten Hütte des Fleckens vorüberschritt. Ein Grauen schüttelte den Spielmann; er gedachte der Minuten, die ihn vor Wochen der erbitterte Gegner neben seinem Pferde hinzutraben gezwungen hatte; er sah den geschwungenen Säbel in der Hand des Reiters und fühlte schon die Klinge auf seinen Rücken niedersausen, als der Hund plötzlich zur Seite sprang und mit wüthendem Gebell an der Trennung des Weges das erschreckte Thier von der Landstraße abdrängte, sodaß es in gewaltigen Sätzen den zum Waldhause des Kaiserwirthes führenden Pfad hinabjagte.

Im Waldhause war es am Sonntag Nachmittag, trotz des strömenden Regens, lebendig geworden. Die reichern Bauern saßen bei ihrem Schoppen in der Schenkstube, der Wirth mit zwei Inspectoren des Andorf'schen Gutes im Herrenzimmer; die jungen Leute pflegten gern an Feiertagen im Deutschen Kaiser vorzusprechen,

einen Blick von der spröden, von ihnen still verehrten Wirthstochter zu erhaschen, die mit den Mägden in der Küche thätig war.

Der Jugendgespiele und der stille Gast des Hauses, der am nächsten Morgen scheiden sollte, standen vor dem Spiegel der Seele Gertrud's; wenn der eine sich vordrängte, sah doch der andere zugleich über die Schulter des Nebenbuhlers; sie verglich unaufhörlich die beiden Männer, die ihr unerfahrenes Herz beunruhigten; das Liebesgeständniß des Apothekers, das er dem Bussard anvertraut, klang wie eine süße Melodie in ihrem Innern nach, während doch Joseph das entscheidende Wort, dem sie ausgewichen war, noch nicht gesprochen hatte; und dennoch — der Husar hatte das ältere Anrecht an ihre Liebe; ihm hatte sie sich Jahre hindurch entgegengefreut, und sie sollte wirklich zweifeln können, wo das Glück ihres Lebens zu finden war?

Die Andreasnacht stand bevor, und der Aberglaube, daß eine junge Maid in dieser Nacht durch geheimnißvolle Förmlichkeiten und das zeugenlose Aufsagen von Zauberspruchlein mit Hülfe des heiligen Ehestifters Andreas erfahren könne, wer ihr zum Gemahl bestimmt sei, beschäftigte nicht wenig die geschwätzigen Mägde.

Mit halbem Ohr lauschte Gertrud auf das Gekicher und Geplauder und war in den zahllosen Zweifeln, die sie aufs neue quälten, selbst nicht abgeneigt, in ihrer Noth den guten Andreas um ein Zeichen zu bitten, wem sie ihr Herz erschließen solle. Während dieser Gedanke ihr durch den Kopf fuhr und sie über ihren närrischen Einfall lächelte, ertönte ein hastiger Hufschlag vom Dorfe her. Eine freudige Erregung bemächtigte sich ihrer. So schnell konnte nur der kühne Husar auf beschwingtem Pferde heransprengen. Der heilige Andreas hatte eben selbst für Joseph gesprochen, es war kein Zweifel! Aber die helle Freude Gertrud's schlug in Schrecken um, als sie jetzt einen Fall hart vor dem Hause vernahm, ein Rufen von Männern, ein Aufwiehern und dann ein Prusten, Schnauben und Röcheln.

Mit zitternden Knien eilte sie hinaus. Im rothen Strahl der Wirthshauslaterne sah sie das gestürzte Thier am Boden liegen. Ihr Vater und die Inspectoren, die eben hinausgetreten waren, um sich in die zur Seite des Gärtchens gelegene Kegelbahn zu begeben, mühten sich, den Rappen emporzurichten. Sofort war derselbe als das Pferd des Obersten erkannt worden. Gertrud schrie laut auf, als sie den leeren Sattel erblickte und das Blut aus der Wunde des edeln Thieres quellen sah. Auch den Apotheker hatte der Lärm herbeigerufen. Er sprang den Gutsaufsehern bei, und nach einer kleinen Weile stand das erschöpfte, zitternde Thier auf seinen Füßen.

Der Regen hatte nachgelassen. Gertrud folgte dem Vater, der sich mit einer verschlossenen Blendlaterne versehen hatte, nach dem Dorfe zu. Das Mädchen und der Wirth wechselten kein Wort. Die Tochter schob den Hut, den ihr nebst ihrem Mantel eine Magd herbeigeholt, ein wenig auf den Kopf zurück; es that ihr wohl, daß der leise Sprühgischt ihre fiebernde Stirn traf und kühlte; ihr Herz klopfte mit bangen Schlägen; die Gefahr, in der sich der Husar befunden haben mußte, das Unglück, das er vielleicht erlitten, und die grenzenlose Angst, die sie um ihn empfand, sagten ihr deutlich, daß sie ihn liebte, inniger liebte, als sie sich je hatte gestehen wollen.

Am Eingange des Dorfes trafen sie auf Heinrich, den die neugierigen Bauern umringten. Er erzählte, daß Joseph bei dem Sturze am Schlagbaume unverletzt geblieben sei; was weiter aus ihm geworden, ob er das Pferd getroffen, ob er ihm in die Zügel gefallen, vielleicht umgerannt oder geschleift worden sei, wisse er nicht zu sagen.

Vater und Tochter strebten vorwärts, während der Spielmann nach dem Waldhause ging. Die Unruhe Gertrud's wuchs mit jedem Schritte, und die wachsende Beklemmung zeigte ihr viel eindringlicher als der heilige Andreas, daß sie von Joseph nicht zu lassen vermöge.

Nachdem man die holperige Dorfstraße durchschritten, tauchte die Gestalt des athemlosen Husaren auf. Das Mädchen rief ihm entgegen, schüttelte ihm herzlich beide Hände und spähte besorgt auf die beschmuzte Uniform des Reiters, während der Wirth ihn mit der Laterne von allen Seiten beleuchtete. Gottlob, er war heil und gesund! Er erstaunte über die Freude und Zutraulichkeit der Gespielin und dankte ihr mit frohem Lächeln für ihre Theilnahme; ihm war, als ob der Brief auf seiner Brust in diesem Augenblicke zu brennen aufhörte, und er fing an, im stillen seinen Unfall zu preisen, dem er dies sichere Zeugniß von der Liebe des Mädchens zuschreiben zu müssen glaubte.

Ohne es selbst zu wissen, hatte Gertrud die Hand des Husaren ergriffen und führte ihn wie im Triumphe dem Waldhause zu. Sie empfand, als führte sie ihre Kinderseligkeit in die väterlichen Räume zurück; sie nestelte an ihrem Mantel; in der milden, regenfeuchten Luft ward ihr so warm, so wohlig, als wollte nicht der Herbst scheiden, sondern der Lenz in das Dorf ziehen.

Vor dem Hause stand das Pferd, mit einer wollenen Decke sorglich überhüllt. Der erfahrene Apotheker hatte schnell auf der Bodenkammer aus seinen Arzneimitteln eine blutstillende Mischung bereitet, mit welcher er die Brust des Thieres unter dem Beistand der Inspectoren wusch. Der Rappe wieherte laut, als der Husar sich ihm näherte und seinen Nacken liebkoste. Gertrud lohnte dem freundlichen Helfer mit einem dankbaren Blick, während Joseph, dem das Geschwätz der Mägde den Schwarzen als einen gefährlichen Nebenbuhler mehrfach hingestellt hatte, ihm mit einem kalten, fast herausfordernden Trotze begegnete. Je mehr nach der ersten Aufregung, die ihn von dem Briefe abgelenkt, die Erinnerung an denselben sich ihm aufdrängte, um so mehr lehnte er sich gegen diese Tyrannei der innern Stimme auf; er wollte Gertrud heute erringen, wollte alle Hindernisse rücksichtslos aus dem Wege räumen, über jeden Gegner hinwegschreiten, und das Entgegenkommen der Gespielin verhieß den endlichen Sieg. Er scherzte und redete sich in eine erzwungene Heiterkeit hinein, welche die Umstehenden für ein Frohlocken nahmen, einer drohenden Gefahr entgangen zu sein.

Der Apotheker warf einen forschenden Blick auf die Geliebte und entfernte sich, von dem Wesen Joseph's verletzt, nachdem es ihm gelungen war, das Blut des Pferdes zu stillen. Auch nicht mit Einem Worte dankte ihm der Husar.

Dann führte dieser den erhitzten Rappen langsam im Kreise auf dem Platze vor dem Hause umher. Gertrud ging ihm zur Seite, und das einsame Pärchen nutzte die stillen Minuten. Der Rappe ward in der Einbildungskraft des Mädchens

zum Schimmelfüllen, welches hinter ihnen herschritt wie in alter Kinderzeit. Glück und Friede erfüllte die Seele der Wirthstochter, die sich in träumerischen Hoffnungen wiegte. Kein Miston trübte das herzliche Geplauder, und Joseph vergaß des Briefes und wurde in der Nähe der Gespielin zu einem friedfertigen Kinde, das seine kleinen Sünden im harmlosen Verkehr mit den Altersgenossen abwirft.

Bald darauf führte Joseph das Pferd in den Stall, die weitere Wartung desselben, Abreiben und Waschung einem zuverlässigen Knechte überlassend.

Nachdem er dann seine Uniform von den Flecken gereinigt hatte, welche der Sturz und die Verfolgung des Rappen auf der Landstraße verursacht, erschien er im Herrenstübchen, um gemeinschaftlich mit Vater und Tochter einen Abendimbiß einzunehmen. Auch der Apotheker war gebeten worden; aber er hatte sich mit dringlicher Arbeit entschuldigen lassen. In ihrer Seligkeit bemerkte es Gertrud nicht, wie der Husar Glas auf Glas leerte; die brennende Röthe seines Gesichts erschien ihr nur wie der Widerschein der Glut, die auf ihren Wangen flammte. Aus der Schenkstube tönte die Clarinette des Spielmannes, nach welcher sich lustige Paare drehten. Vom Gute des Herrn von Audorf traf der Landarzt mit einigen Gästen ein, die auf dem Heimwege nach der Stadt in fröhlicher Laune es nicht verschmähten, die Wagen zu verlassen und sich an einem Trunke im Waldhause zu erlaben.

Joseph, die Inspectoren und andere Gäste belustigten sich indessen auf der Kegelbahn. Auch der Blinde, nachdem er zum Tanze aufgespielt hatte, war mit seinem Pudel herangetreten. Ein schmächtiger kleiner Dorfknabe bediente die Spieler; aber nur zu bald forderte er die Ungeduld derselben heraus; nur mit Mühe zwang er die mächtigen Kugeln in das dürre Händchen und reichte mit den emporgestreckten Armen kaum an die hohen, hölzernen Gleise hinauf, auf die er die Kugeln aufzusetzen hatte, um sie in das Kegelhaus zurückrollen zu lassen. Während dieser Arbeit versäumte er sich mit dem hurtigen Aufstellen der getroffenen Kegel, und die Spielgesellschaft wurde immer unmuthiger.

Da bemerkte einer der Gutsaufseher den müßigen Spielmann; er versprach, ihn auf seinem Wagen zu schneller Heimkehr mitnehmen zu wollen, wenn er dem Dorfknaben zu helfen erbötig sei; Heinrich willigte ein, ließ sich an seinen Platz führen, fand sich mit seinem geschärften Tastsinn schnell in die Aufgabe hinein, streckte die Hände aus, so oft der Junge ihm zurief, nahm die Kugeln in Empfang, setzte sie auf die hölzerne Fahrbahn, und unter einem kräftigen Ruck seiner Fäuste sausten sie dieselbe ohne Aufenthalt hinab. Dabei lauschte der Musikant, zu dessen Seite der Hund kauerte, auf das Geräusch der heraurollenden Holzkolosse. Die Kugel Joseph's, der auch hier der Flasche zusprach, schlug oft an die Wandungen der Bahn; der Husar verlor im Spiele, aber nur um so lauter wurde er, und der Blinde horchte mit düsterm Stirnrunzeln auf die Ausbrüche seiner Ausgelassenheit.

Endlich hatte Gertrud die Küche verlassen können. Sie war, um sich ein wenig zu ruhen, auf ihr Zimmer gegangen, öffnete das Fenster und beugte sich hinaus; der Mond war ganz von Gewölk verhüllt, aber mild und weich wehte die Nachtluft herein; sie beobachtete den Lichtschein, der aus dem Kegelhause drang;

sie hörte das Kugelrollen und die Stimme des Husaren, und in echt kindlichem Frohsinn trat sie zurück, klaschte in die Hände und betrachtete ihr glühendes Gesicht in dem Wandspiegel, der von dem Strahle des Lichts hell getroffen wurde.

Ein rechtes Behagen erfüllte sie. Joseph hatte noch nie so herzlich zu ihr gesprochen wie in den vergangenen Stunden. Bald, vielleicht noch heute mußte er sich vollends erklären!

Die Reden der Mägde fuhren ihr durch den Kopf; das Geschwätz der Küche, das nicht müde geworden war, von den Ahnungen und Geheimnissen der für Liebende so bedeutungsvollen Andreasnacht zu berichten, hallte in ihren Ohren nach. In ihrem kindlichen Uebermuthe blieb sie vor dem Spiegel stehen und begann eins jener, ihr seit Jahren vertrauten Andreasgebete mit feierlichem Tone herzusagen; bald jedoch kam sie sich so unendlich närrisch vor, wie sie zu dem heiligen Eheprocurator ihre Stimme erhob, daß sie die letzten Verse kaum vor herzlichem Lachen zu Ende zu bringen vermochte:

Heiliger Patron der Fischer,
Der den Sturmwind niederdrückt,
Liebreich mit verschwenderischer
Beute Netz und Boot beglückt,
Sanct-Andreas, höre, höre,
Daß dich mein Gebet beschwöre!

Wirft das Mädchen seine Netze
Nach dem Liebsten scheu und bang:
Daß sie recht die Worte setze,
Hilf ihr zu dem holden Fang!

Gib, du Güt'ger, gib ein Zeichen,
Ob er mir gewogen sei;
Laß ihn nicht dem Netz entweichen,
Heil'ger Fischer, steh' mir bei!
Laß dich mein Gebet beschwören:
M i r nur soll er angehören!

Sie hatte die letzten Reihen unter lautem Lachen wiederholt, als sie plötzlich zusammenschauerte. Es tönte über ihr wie von rauschendem Fluge, und an der Decke des Zimmers bemerkte sie im Hinaufstarren einen flatternden, dunkeln Schatten. Dann rauschte es hinter ihrem Rücken, und das auf der Kommode stehende Licht erlosch, wie von energischem Flügelschlage niedergedrückt. Gleich darauf fühlte sie ein seltsames Schwirren und Wirren in ihrem losen Haupthaar, tastete in der Dunkelheit mit den Händen hinauf und vernahm mit einem mal einen wunderbar schrillenden Ton, der aus ihren Locken zu kommen schien. Betroffen ließ sie die Hände sinken und stieß unwillkürlich einen lauten Schrei aus.

Dieser Schrei schlug an das Ohr des in der gegenüberliegenden Bodenkammer eifrig mit dem Einpacken seiner naturhistorischen Schätze beschäftigten Apothekers; er ergriff das Licht, eilte über den Flur und riß die Thür des Giebelstübchens der Geliebten auf, welche mitten im Zimmer in einer liebreizenden Verwirrung stand. Die Bläße des Erschreckens wich einer feurigen Röthe, wie sie den ernsten, stillen Mann neben sich gewahrte; mit kurzen Worten erklärte sie ihm die Ursache

ihrer Bestürzung, und der dienstwillige Freund schickte sich an, Gertrud, die sich auf einen Schemel niedergelassen hatte, von dem flügelschlagenden Kobold der Andreasnacht zu befreien.

Es durchschauerte ihn heiß, als er ihre Locken berührte und den hartnäckig sich sträubenden, sich immer mehr in das weiche Haar verstrickenden Eindringling zu fassen suchte; bald hatte er das Thier ergriffen, und seine Augen leuchteten von der Freude eines durch einen glücklichen Fang überraschten Naturforschers, während er den mächtigen Schmetterling dem Mädchen entgegenhielt, das ihn neugierig betrachtete.

„Sphinx Atropos", sagte der Apotheker, „ein Todtenkopf, einer der merkwürdigsten Dämmerungsfalter, das größte Thier seiner Art! Es ist ein Falter, der den Herbst liebt. Der bei der warmen Witterung seiner dunkelbraunen Puppe entschlüpfte Spätling wird sich in den Bienenkörben des Gärtchens aufgehalten haben, ein Raubvogel unter den Schmetterlingen, der den Honig der Bienen aufsucht, ohne ihrer Stiche zu achten. Durch das offene Fenster ist er dem Licht nachgeflogen und hat dasselbe mit seinem rauschenden Flattern gelöscht; in der Noth läßt er jenen schrillenden Ton hören, der Sie erschreckt hat und den er durch Reibung scharfer Leisten am Grunde der Fühler gegen den rauhen Rüssel hervorbringt."

Dann wies er, während der Gefangene aufs neue sich hörbar machte, seiner lauschenden Zuhörerin den dicken, gedrungenen Leib der Sphinx, die kurzen Taster und den Saugrüssel, den röthlichgelben Hinterkörper und den schwarzen Rücken.

Gertrud bewunderte das Wissen des Mannes und seine Hingebung an die Natur, die ihn in diesem Augenblicke die Geliebte völlig vergessen ließ. Freilich interessirte ihn der Dämmerungsfalter; aber das Mädchen ahnte nicht, daß er nur darum seine Augen so auf das Thier geheftet hielt, daß sie nicht, unsteten Nachtschmetterlingen gleich, in die Glut *ihrer* Augen hineinflatterten, um sich an dem Brande zu verzehren.

Dann betrachteten sie die Gestalt und die Färbung und Zeichnung der Flügelpaare der Sphinx mit ihren Binden, Punkten und Flecken.

Als darauf der Apotheker seine Schülerin auf das schwärzliche Bruststück des Falters hinwies, auf welchem ein gelblicher, mit zwei schwarzen Punkten und dunkeln Schatten versehener Fleck ein einem Todtenkopfe ähnliches Bild hervorbringt, zitterte Gertrud ein wenig; nicht daß sie eine abergläubische Vorstellung einschüchterte, daß ihr ein früher Tod beschieden sei, ehe noch die heimlichen Wünsche ihres Herzens sich erfüllt hätten, sondern weil der heilige Andreas heute zum zweiten mal ihr den Jugendfreund als den künftigen Ehegemahl verheißen hatte; denn auf wen ließ sich der Todtenkopf besser beziehen als auf den Husaren, an dessen Pelzmütze jenes Symbol in metallenem Glanze strahlte? Sie hätte aufjubeln mögen in ihrer kindlichen Lust, die in dem Spiele des Zufalls eine so holde Deutung suchte und fand.

Der Apotheker verabschiedete sich und fragte, ob er den Falter als sein Eigenthum betrachten dürfe. Gertrud bejahte mit einem anmuthigen Kopfnicken und that die Gegenfrage, warum sich der Gastfreund heute an dem letzten Abende seines

Hierseins von den Fröhlichen so geflissentlich absperren wolle; er möge sich an dem Spiel der muntern Gesellschaft im Kegelhäuschen betheiligen; dort könne er sich in einem unblutigen Kugelwechsel mit dem tapfern Kriegsmanne, dem Husaren, messen.

Sie ahnte nicht, welch einen Doppelsinn der Apotheker in ihr harmlos gemeintes Wortspiel hineinlegte; er entgegnete nicht ohne Bitterkeit, er und der Reitersmann glichen einem Paar von Todtenkopfraupen; wenn man diese in einen Raum zusammenthue, so fallen sie feindlich einander an, und man glaube ein Knirschen wie mit Zähnen zu vernehmen.

Kaum hatte er in seinem plötzlichen Unmuth das Wort ausgesprochen, als er es schon bereute und sich, mit sich selbst unzufrieden, hastig empfahl.

Gertrud grollte dem Apotheker ein wenig wegen seines Gleichnisses, obwol ihr Mitleid mit dem stillen Manne sich aufs neue regte. Dann lehnte sie im Fenster und lauschte in die Nacht hinaus; von der Kegelbahn her tönte das Rollen der Kugeln und fröhliches Gelächter; aber gleich darauf erschreckte sie ein Aufschrei, der von den Lippen des Husaren drang; die Stimmen der Männer riefen durcheinander, eilige Schritte tönten vom Wirthshause her, und in namenloser Angst eilte das verstörte Mädchen die Stiegen hinunter.

Joseph hatte unausgesetzt im Spiele verloren, aber der Flasche zusprechend seine Ausgelassenheit bewahrt. Allmählich indessen schwollen die Adern auf seiner Stirn und sein Gelächter hatte etwas Gewaltsames. Während einer Pause, bis bei der immer zahlreicher gewordenen Gesellschaft die Reihe des Spieles an ihn zurückkam, hatte sich Joseph von den Genossen entfernt und sich dem Musikanten gegenüber am Kugelfange aufgepflanzt. Mit kränkenden, spöttischen Worten begann er den Blinden zu reizen; er verhexe ihm die Kugeln, daß sie durch die hohle Gasse laufen müßten; ob er nicht einen Schlagbaum über die Bahn strecken wolle, um seine Kugeln zu Fall zu bringen, wie vordem den Rappen; er sei ein hämischer, heimtückischer Geselle, aber noch heute solle er Zeuge sein des Liebesbundes des Husaren und der schönen Wirthstochter; dann möge er blasen in seinem Ingrimm auf seiner Pfeife, nach der niemand zu tanzen verlange als der struppige Pudel; dann möge er nach Herzenslust singen und betteln, ob ihm vielleicht die junge Braut aus Barmherzigkeit ein Almosen — —

Er vollendete nicht. Heinrich hatte, ohne ein Wort zu entgegnen, die erloschenen Augen gegen den Sprecher hin gewendet; der so lange zurückgedämmte Groll gegen den Reitersmann arbeitete krampfhaft in der Brust des Blinden; mit Einem Schlage stand all die jahrelang von dem Jugendgenossen erlittene Unbill vor seinem Geiste; und jetzt, wie die höhnenden Worte sich steigerten, packte er die Kugel, welche ihm soeben der Dorfknabe gereicht, und schleuderte sie, seiner nicht mehr Herr, weithin vorgebeugt nach der Richtung, aus welcher die Stachelreden herübertönten. Der Husar brach zusammen, an der Stirn getroffen; der Schrei desselben und sein Sturz lockten die Spieler herbei; die Gutsinspectoren mühten sich umsonst, den blutüberströmten, ohnmächtigen Reiter in die Höhe zu richten; der Wirth erschien mit dem Landarzt und gleich hinter beiden Gertrud, welche die Männer rücksichtslos hinwegdrängte und mit stummem Entsetzen neben dem Verwundeten in die Knie sank.

Bei der allgemeinen Verwirrung achtete niemand dessen, der den Unfall herbeigeführt; nur der Apotheker, der eben bestürzt aus seiner Bodenkammer herbeigeeilt war, bemerkte, wie der Blinde, bleich und verstört, den Pudel an seinen Leibgurt kettete und durch die offen stehende Seitenthür der verdeckten Kegelbahn in das Freie hinaustastete. Bald spürte der Musikant den festen Boden des Steiges, der ihn nach wenigen Minuten auf die Chaussee führen mußte.

Mit Unterstützung des Wirthes trugen der Arzt und der Apotheker den Verwundeten in das Haus. In einem Zimmer des ersten Stockwerkes, welches an das Gemach des Gastfreundes grenzte, brachten die beiden Männer den Besinnungslosen zur Ruhe. Der Arzt untersuchte die Wunde, die er mit bedenklichem Kopfschütteln als sehr schwer, aber doch nicht lebensgefährlich bezeichnete, und ordnete alles Nöthige für die Pflege des Kranken an, wobei die medicinischen kleinen Vorräthe des Apothekers die beste Hülfe leisteten. Der letztere erbot sich sofort, die erste Nachtwache an dem Bett des Husaren zu übernehmen. Vor dem Hause nahmen der Wirth und der Arzt ein umständliches Examen mit dem Kegeljungen vor, der den Hergang des Unfalles ziemlich wirr und zusammenhangslos berichtete; man forschte umsonst nach dem Blinden; endlich bestieg der Doctor sein Gefährt, schüttelte die Hand seiner blassen Pflegetochter herzlich und errieth aus ihren angstvollen Erkundigungen nach dem Zustande Joseph's, wie schlecht die Herzenssachen für seinen Schützling, den Apotheker, stehen mußten. Und wie nun der alte Schimmel anzog und der Wagen in der Nacht verschwand, da füllten sich die Augen Gertrud's mit Thränen, und sie gedachte jenes Tages ihres Kindheit, an welchem das liebe Fohlen von dem Waldhofe fortgeführt wurde, und auch heute schien ihr mit dem geliebten Thiere jede Hoffnung und Freude ihres Lebens unwiederbringlich zu enteilen.

(Schluß folgt.)

Der Selbstmord und die moderne Civilisation.

Von

H. von Scheel.

H. Morselli, Der Selbstmord. Ein Kapitel aus der Moralstatistik. Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 50. Band (Leipzig 1881).
A. Legoyt, Le Suicide ancien et moderne (Paris 1881).
Th. Masaryk, Der Selbstmord als sociale Massenerscheinung der modernen Civilisation (Wien 1881).
A. von Oettingen, Ueber acuten und chronischen Selbstmord (Dorpat 1881).

Mit Ausnahme der Malthusianer strengster Observanz, welche in beständiger Angst vor Uebervölkerung leben und sich darum über jeden Todesfall und jeden Auswanderer — natürlich nur im volkswirthschaftlichen Theile ihres Gemüthes — freuen, klagt jetzt alle Welt über die Häufigkeit des Selbstmordes als einer wahrhaft epidemisch auftretenden Todesart. Die Zeitungen sind an Nachrichten über Fälle von Selbstmord, ja über Fälle, wo Aeltern zuvor ihre Kinder abschlachteten, nur allzu ergiebig, und das Publikum wird mit Schriften über den Selbstmord förmlich bestürmt, welche ihm, zum Theil unter so graulichen Titeln, wie es die von Masaryk und Oettingen gewählten sind, die Wichtigkeit des „acuten" oder „chronischen" Selbstmordes als „Massenerscheinung" nahe zu legen suchen.

In einem Jahre 1117 Seiten Text und Tabellen — das ist der Umfang der obengenannten vier Bücher — nebst einer Karte über den Selbstmord, ist wahrlich genug; und das ist ja nur ein Theil, aber wol der beste, der neuesten literarischen Gesammtproduction über dieses Thema. Dennoch kann man nicht sagen, daß es zu viel oder daß es nicht nöthig sei, auf die traurige Erscheinung der Häufigkeit des Selbstmordes aufs nachdrücklichste hinzuweisen und sie nach allen Seiten zu erforschen. Handelt es sich doch hier nicht nur um eine unnatürliche Todesart, über die man als Ausfluß persönlicher Verirrung achselzuckend hinwegzusehen oder deren Ausbreitung man als mit der „Civilisation" unvermeidlich verbunden hinzunehmen hat, sondern um ein Sympton ungesunder socialer Zustände, das man zur Prüfung und Beurtheilung dieser selben gebrauchen kann.

Der Selbstmord als individuelle Handlung wurde von alters her angewendet als That der Verzweiflung über verfehlte hohe Ziele, wie z. B. der des Junius Brutus, oder als pikanter Abschluß eines reichbewegten Lebens, wie derjenige der Kleopatra, oder als heroisches Mittel zur Erreichung eines bestimmten Zwecks, wie der des Simson, und, von berühmten Persönlichkeiten verübt, hat er von jeher

lebhafte Für- und Widerrede über seine Berechtigung hervorgerufen. Aber der Selbstmord bildet auch das trübe und nur von wenigen beachtete Ende vieler Existenzen aus dem großen Haufen des Volkes, welche die Furcht vor der Fortsetzung oder dem Beginn eines unerfreulichen Lebenskampfes forttreibt. Diese Gattung des Selbstmordes ist es, welche die socialwissenschaftliche Forschung anregen konnte und mußte, zumal nachdem in neuerer Zeit die Statistik ziffermäßiges Material zur Beurtheilung des Umfanges, der Verbreitung und der zeitlichen Entwickelung der Selbstmorde zu bieten angefangen hat.

Dieses Material, so unvollkommen es auch heute noch bleibt, ist denn auch mit großer Emsigkeit zusammengetragen und ausgenutzt worden. Von den obengenannten Schriftstellern ist es der italienische Arzt Morselli, der die reichste Sammlung statistischer Zahlen und Berechnungen bringt und auf Grund dessen den Selbstmord als ein Stück Kampf ums Dasein zu charakterisiren sucht. Der verdiente französische Statistiker Legoyt begnügt sich nicht mit einer Ergründung dieser Erscheinung als einer modernen, sondern gibt eine Geschichte der Selbstmorde seit dem Alterthum, der Literatur und Gesetzgebung über ihn, und zergliedert dann erst die gesellschaftlichen Ursachen, welche das besonders häufige Auftreten dieser Todesart in der Neuzeit zu befördern scheinen, als da sind Theuerung der Lebensbedürfnisse, Ausbeutung des Publikums durch die Speculation, Börsenspiel, wirthschaftliche Krisen, politische Erregungen, Vergnügungssucht, Unmäßigkeit, Zerrüttung des Familienlebens, Einfluß der alles anzweifelnden Wissenschaft und der sensationssüchtigen Tagespresse. Der wiener Docent der Philosophie Masaryk benutzt das von Morselli und andern gesammelte Material, um die Selbstmordneigung als historischen Proceß zu beleuchten und ihr Umsichgreifen als das Ergebniß der periodisch über die Völker hereinbrechenden Irreligiosität darzustellen. Der dorpater Theologe Oettingen endet seine Betrachtungen über das düstere Zeitbild damit, daß er die Heilung der „selbstmörderischen Krankheitsnoth" als abhängig darstellt davon, „daß dem Materialismus und Atheismus gesteuert werde, daß mit wahrer Gottesfurcht und Pietät auch ein ehrliches, gesund evangelisches Christenthum sich Bahn breche und unser gesellschaftliches Leben sowie die ganze Volkssitte als ein Sauerteig durchdringe".

Diese Schriftsteller, deren gediegene Untersuchungen wir zum Studium lebhaft empfehlen, stimmen darin überein, daß die in allen Culturländern bemerkbare starke Zunahme und beunruhigende Häufigkeit der Selbstmorde mit der Richtung des wirthschaftlichen und geistigen Fortschritts der Neuzeit aufs engste zusammenhänge, daß darin eine sociale Krankheit, eine Folge der ungesunden Seiten der modernen Entwickelung zu sehen sei, und daß somit eine Abhülfe nicht in einer specifischen Behandlung der Selbstmordkrankheit, sondern nur in Reformen, welche jene Entwickelung selbst in ihren Grundlagen treffen, gefunden werden könne. Es wird also von ihnen, um den allgemeinsten Ausdruck zu gebrauchen, der freilich an und für sich noch keine klare Vorstellung gibt, ein Zusammenhang zwischen Selbstmord und moderner Civilisation festgestellt. Wie ist dieser Zusammenhang zu denken, zu construiren, zu beweisen? Das ist die Frage, welche den Selbstmord von einem Gegenstande moralischer Betrachtung zu einem solchen social-

wissenschaftlicher Forschung, und die Ziffern des Selbstmordes von Objecten statistischer Curiosität zu einem Theile der Socialstatistik erhebt.

Wir wollen das vorliegende Material zu dem Versuch benutzen, den Leser in diese Frage einzuführen.

Die unentbehrliche Grundlage für die Betrachtung des Selbstmordes als gesellschaftliche Erscheinung ist natürlich die Statistik. Ohne diese läßt er sich nur als individuelle That vom moralischen Standpunkte aus beurtheilen; die Statistik aber muß uns lehren: ein wie großer und welcher Theil der Gesellschaft, beziehungsweise des einzelnen Volkes unterliegt dem Selbstmord; wird dieser Theil größer oder kleiner und vermindert oder vermehrt sich der Antheil der verschiedenen Volksbestandtheile am Selbstmord; welche sind die Ursachen, aus denen Selbstmord begangen wird, und wie verschieben sich räumlich und zeitlich die Antheile der einzelnen Ursachen in der Gesammtsumme der Selbstmorde? Dieses sind die Cardinalfragen, die sich in eine Menge ziffermäßig zu beantwortender Einzelfragen auflösen. Man muß also hauptsächlich wissen, für das einzelne Volk, und vergleichsweise für so viele andere Völker als möglich, Zahl und zeitliche Bewegung der Selbstmorde nach Alter, Geschlecht, wirthschaftlicher und socialer Lage der Individuen, und thunlichst genau nach Beweggründen festzustellen — starke Ansprüche an die Statistik, welche sie zu erfüllen große Schwierigkeiten hat, denn nicht selten schon ist die allererste Frage, ob nämlich freier Wille oder Unfall den Tod herbeiführten, zweifelhaft. Dieser Fehler mag im Verhältniß zur Gesammtheit der Fälle als nicht allzu häufig unbeachtet bleiben; recht hülflos aber ist die Statistik noch in der so wichtigen Frage nach den Ursachen, sowol wegen der Schwierigkeit der sichern und genauen Beantwortung an und für sich als derjenigen der Classification; recht übel ist es auch, daß sie sich nur auf die vollbrachten Selbstmorde, nicht auch auf die vereitelten ernstlichen Versuche dazu erstreckt.

Andere als die soeben bezeichneten Data über den Selbstmord, auf welche socialwissenschaftlich aber wenig oder kein Gewicht zu legen ist, sind viel leichter zu beschaffen, und auch in fast überreicher Menge schon gesammelt, nämlich über Zeit, Ort und Art desselben. Man hat früher, wie bei den bevölkerungsstatistischen Ziffern überhaupt, so auch bei denen des Selbstmordes viel Gewicht darauf gelegt, Regelmäßigkeiten oder sogenannte Gesetzmäßigkeiten zu entdecken, die man dann als Ausdrücke „wunderbarer Ordnung im Haushalte der Natur“ und unter ähnlichen wohlklingenden Namen dem staunenden Publikum vorführte, mit denen man sogar gegen die Lehre vom freien Willen zu demonstriren unternahm. Man hat hierbei allerdings eine Menge ganz interessanter Sachen gefunden. So hat man beobachtet, daß die wenigsten Selbstmorde regelmäßig in der kalten Jahreszeit vorkommen, während die meisten in diejenige Zeit des Jahres fallen, in welcher starke Erhöhung der Temperatur auf den menschlichen Organismus irritirend wirkt, sodaß in unserm Klima December und Januar die wenigsten Selbstmorde haben, das Maximum aber in die schönste Zeit des Jahres, um Johannis, zu fallen pflegt; man hat auch nachgewiesen, daß Montag und Dienstag, bei den Frauen auch Sonntag bevorzugte Tage der Selbstmörder sind, und daß mit Vor-

liebe die frühen Morgenstunden zur Ausführung gewählt zu werden scheinen. Nicht minder anziehend war die Wahrnehmung, daß z. B. in Norddeutschland „gesetzmäßig" 60 % der Selbstmörder sich erhängen, 20 % sich ertränken, 10 % sich erschießen u. s. w., während in Baiern sich nur 54 % erhängen, 15 % sich erschießen, von 100 italienischen Selbstmördern aber gar nur 18 durch Erhängen, dagegen 30 durch Ertränken, 24 durch Erschießen enden; daß dabei speciell die Frauenzimmer eine bedeutend größere Vorliebe für das Wasser als für den Strick haben. Ferner machte man auch die bewundernswerthe Entdeckung, daß in einem Lande von je 1000 sich regelmäßig selbst mordeten: im Freien zu Lande 167,7, in Gewässern 197,2 in Privatgebäuden 364,2, in öffentlichen Gebäuden 58,6, auf Fahrzeugen 1,8, und ohne Ortsangabe 215,5, und von dergleichen statistischen Merkwürdigkeiten mehr. Etwas anderes als Merkwürdigkeiten sind diese Data aber in der That nicht, und noch dazu werden sie in Rücksicht ihrer, übrigens gar nicht verwunderlichen Beständigkeit oder „Gesetzmäßigkeit" vielfach übertrieben. Zur Erkenntniß der socialen Bedeutung des Selbstmordes vermögen gerade diese Ziffern kaum beizutragen.

Wie steht es nun mit jenem andern Material, an das sich wirklich ein tieferes wissenschaftliches Interesse knüpft?

Zunächst die Zahl der Selbstmorde überhaupt. Von einer Anzahl von Staaten sind genügend sichere Ziffern vorhanden, von denen wir hier nur einen kleinen Theil zur Veranschaulichung vorbringen wollen.

Es wurden Selbstmorde begangen

in den Jahren	in Preußen.	Oesterreich-Cisleithanien (ohne Galizien).	England und Wales.	Frankreich.	Italien.
1874 . .	3490	2151	1592	5617	1015
1875 . .	3414	2217	1601	5427	922
1876 . .	3917	2438	1770	5804	1024
1877 . .	4330	2648	1699	5878	1139
1878 . .	4689	2578	1764	6434	1158

Wenn man nun für diesen Zeitraum 1874/78 diejenige Zahl ausrechnet, die man als Selbstmordziffer des betreffenden Landes zu bezeichnen pflegt, nämlich die auf 1 Mill. Einwohner treffende Menge der Selbstmorde, so ist diese danach für Frankreich 160, Preußen 152, Oesterreich 130; hingegen für England nur 69, Italien nur 38.

Dies sind ganz merkwürdige Unterschiede, die sich natürlich noch vergrößern, wenn man einzelne Bezirke dieser Staaten oder kleinere selbständige Staaten vergleicht. Z. B. stellen sich die Ziffern für eine Reihe der letztern folgendermaßen: Norwegen 72, Schweden 91, Dänemark 258, Belgien 78, Baiern 100, Würtemberg 169, Baden 177, Sachsen 338; für die Schweiz auf 214.

Wir sehen hier Länder verschiedensten Charakters, wie Norwegen und Schweden einerseits, Belgien andererseits, mit fast gleicher Ziffer; wir sehen — worauf wir sogleich hier aufmerksam machen wollen — in den civilisirtesten Theilen Europas, zu denen unstreitig der Südwesten Deutschlands und die Schweiz gehören, nicht die höchsten Ziffern, sondern in den untereinander so verschiedenen Staaten: Sachsen und Dänemark.

Die Ziffern, die wir hier angeführt haben, gehören zu den Ländern mit zuverlässigster Statistik; trotzdem darf man sie nicht als absolut vertrauenswerth hinnehmen. Zu hoch sind sie gewiß nirgends; denn im Zweifel wird man immer annehmen, daß kein Selbstmord vorliege, sondern ein unglücklicher Zufall; und von der englischen Selbstmordstatistik ist unter Sachverständigen anerkannt, daß ihr viele Fälle entgehen, sie also zu niedrige Zahlen liefert — wie viel zu niedrig, kann man natürlich nicht bestimmen. Immerhin wird nicht so viel fehlen, daß man die weitverbreitete Ansicht aufrecht erhalten dürfte, England sei das selbstmordreichste Land; vielmehr werden auf einer Selbstmordkarte von Europa, wie sie z. B. dem Morselli'schen Buche beigefügt ist, als die dunkelsten Flecken Mitteldeutschland, Dänemark, das nordwestliche Frankreich und das Erzherzogthum Oesterreich hervortreten.

Aus den Ziffern, die man über die Vertheilung der Selbstmorde in Europa zusammenraffen kann, muß man sich aber irgendwie weitgehende Folgerungen zu ziehen wohl hüten. Eine zuverlässige Statistik haben eigentlich nur diejenigen Staaten, welche zugleich hohe Selbstmordziffern aufweisen; und wenn man schon an den Zahlen Englands zu zweifeln berechtigt ist, so wird das für diejenigen Spaniens, Italiens, Ungarns, oder gar Rußlands noch weit mehr der Fall sein. Unter den statistisch zuverlässigen Staaten und innerhalb derselben finden sich aber Unterschiede in der Selbstmordziffer, die man durch Nationalität, Religion, beziehungsweise Confession, auch wirthschaftliche Verhältnisse nicht erklären kann, ohne sich in Widersprüche zu verwickeln. Jeder, der sich das Material, welches die genannten Schriftsteller aus den besten Quellen zusammengeholt haben, mit kritischem Blicke ansieht, wird uns darin recht geben.

Hinsichtlich der örtlichen Vertheilung der Selbstmorde ist eigentlich nur ein Factum, das man auch ohne Statistik als sicher voraussetzen möchte, gut erwiesen: daß nämlich die Städte und namentlich die großen Städte mehr Selbstmorde aufweisen als das sie im weitern Umfange umgebende, nicht als das unmittelbar von ihnen beeinflußte Land. Hier wäre ein Punkt, wo die socialwissenschaftliche Beweisführung schon einsetzen zu können scheint. Ist denn damit nicht sogleich erwiesen, daß die „Civilisation" eine höhere Selbstmordziffer bedingt? Dieser Schluß würde auf der Voraussetzung begründet sein, daß in der Stadt verhältnißmäßig mehr „civilisirte" Menschen leben als auf dem Lande, und daß es gerade die „civilisirten" Klassen sind, welche die Selbstmörder liefern. Lebt aber nicht in der Stadt eine Bevölkerung, deren große Masse sich keineswegs civilisirter als die des platten Landes erweist?

Nehmen wir irgendeine Großstadt, z. B. Berlin — das freilich wol für civilisirte Menschen, Pferde und Hunde zu den unbehaglichsten Orten der civilisirten Welt gehört und schon recht nahe an deren Grenzen liegt —: wie setzt sich seine Bevölkerung zusammen? Obenauf nur eine dünne Schicht von Gelehrten, Künstlern, Beamten, Offizieren, zu denen sich eine kleine Auslese aus den eigentlich bürgerlichen Kreisen gesellt. Dann kommt die sich laut bemerkbar machende Finanzwelt mit ihrem häßlichen Auswuchs, dem Geldprotzenthum; diese macht allerdings von

allen äußern Mitteln und Merkzeichen der Civilisation den ausgiebigsten Gebrauch und kämpft den Kampf ums Dasein mit modernster Raffinirtheit, ohne die rohen Waffen der Vorzeit zu gebrauchen — außer bei den gelegentlichen gefahrlosen Prügeleien an der Börse; aber diese Welt mit ihrem Anhang von schwankenden Existenzen kann wol als Eigenthümlichkeit der modernen Zeit, nicht aber als Träger der Civilisation, wenn dieses Wort überhaupt einen guten Sinn haben soll, angesehen werden. Alsdann kommt die sogenannte Mittelklasse, die zahlreiche Klasse der Handwerker und Handeltreibenden aller Art, im ganzen tüchtig und zur Solidität neigend, eine wirkliche Basis der Civilisation, aber doch geistig und wirthschaftlich nicht höher stehend als der Mittelstand auf dem Lande, vielmehr durchsetzt mit einer großen Anzahl jüdischer und slawischer Elemente, welche den östlichen, noch auf den ersten Stufen der Cultur befindlichen Landestheilen entstammen, aus denen der Zuzug in die Reichshauptstadt in hervorragendem Maße kommt. Die nächste erkennbare Schicht unter diesem Mittelstande bildet die Masse der Soldaten und Dienstboten, beziehungsweise Dienstmädchen, zum weitaus größten Theile aus den umliegenden Provinzen kommend, die zu allen Zeiten gleichbleibende weltfreudige, lebensfrohe Sinnlichkeit in schönster Reinheit repräsentirend. Endlich kommt unten die sehr breite Schicht der „Arbeiter", diese durch ihren Umfang, ihre wirthschaftlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten am meisten charakteristische Gruppe der modernen Volkswirthschaft. Dieselbe ist aber doch nur zum geringern Theile aus jenen intelligenten und interessanten modernen „Arbeitern" zusammengesetzt, welche die beiden wirksamen, der großen Masse erst seit verhältnißmäßig so kurzer Zeit zugänglich gemachten Culturhebel: Lesen und Schreiben, ausgiebig benutzen; der größere Theil ist rohe Masse, sehr viel davon Ueberschuß, aber keineswegs aus dem besten Theile, der Landbevölkerung; in Berlin speciell vielfach aus jenem norddeutsch-slawischen Typus, der sich ohne Schnapsflasche nicht vorstellen läßt, rücksichtslos gegen Menschen und, wie auf den Straßen Berlins widerwärtig genug zu schauen, brutal und unvernünftig gegen Thiere. Von Civilisation in dieser breiten Bodenschicht der Großstadt zu reden wäre vermessen. Als ganz besondere Zuthat zur Bevölkerung finden sich dann natürlich die Verbummelten, Verlorenen und Verbrecher — als Massenerscheinung gleichfalls modern, — welche die Hefe aller Großstädte bilden.

Wie stark nun diese Gruppen in einer Großstadt wie Berlin vertreten sind, läßt sich statistisch nicht genau angeben; dazu müßte die Classification in der Statistik eine andere sein. Die Bevölkerung von Berlin vertheilt sich aus der letzten bisjetzt ausführlich bearbeiteten Zählung von 1875 folgendermaßen. Es gehörten Personen (Selbständige einschließlich Angehörige) an:

der Landwirthschaft, Gärtnerei, Fischerei	4160	= 0,4	Proc.
der Industrie	395197	= 41,2	„
dem Handel und Verkehr und der Gastwirthschaft	200637	= 20,8	„
den persönlichen Dienstleistungen	210036	= 21,7	„
der Armee und Marine	22716	= 2,4	„
den sogenannten liberalen Berufsarten, einschließlich Beamte . .	60850	= 6,3	„
ohne Beruf, in Berufsvorbereitung und ohne Berufsangabe waren	73262	= 7,2	„
Total der Bevölkerung	966858	= 100,0	Proc.

Es ist, auch abgesehen von unserm Thema, interessant, die Berufszusammensetzung einer Großstadt, in der gegenwärtig die Statistik so sorgfältig wie wol nirgends sonst geführt wird, kennen zu lernen; namentlich zu sehen, eine wie große Masse mehr oder weniger fluctuirender und unsicherer Existenzen in einer solchen Stadt enthalten sind. Zu ihnen gehört nämlich offenbar die ganze Gruppe „persönliche Dienstleistungen" — 115896 Handarbeiter und Tagelöhner, 64246 Hausgesinde (meist Dienstmädchen), 29894 Portiers u. dgl. — außerdem ein sehr beträchtlicher Theil aus den Gruppen: Industrie, Handel und ohne Berufsausübung; unter letztern allein 26329 Personen, die ihren Beruf, beziehungsweise ihre Erwerbsquellen nicht angeben wollten oder konnten.

In den, der eben besprochenen Volkszählung nächstgelegenen Jahren 1874 bis 1877 kamen auf den Jahresdurchschnitt in Berlin 242 Selbstmorde, d. i. 25 auf je 100000 Einwohner. Diese vertheilten sich auf die Berufsgruppen so, daß zwei derselben, nämlich die im Handel Beschäftigten und die „Berufslosen", einen bedeutend höhern Antheil an den Selbstmorden aufweisen, als ihnen nach ihrem Antheil an der Bevölkerung zukam; in der letztern sind aber, wohl zu beachten, offenbar alle diejenigen enthalten, deren Beruf nicht festgestellt werden konnte. Einen klein wenig höhern Procentsatz unter den Selbstmördern als unter der Bevölkerung hatten dann noch die liberalen Berufsarten, unter deren Angehörigen die verunglückten Existenzen bekanntlich nicht selten sind; die Gruppen der persönlichen Dienstleistungen, des Verkehrs, der Urproduction und Industrien zeigten geringere oder gleiche Procentsätze. Ueber die Gruppe „Armee und Marine" fehlen vollständige Nachweise für Berlin, sie sind nur für Preußen im ganzen zu haben. Nach dessen Ziffern zu schließen, würde jedenfalls gerade bei dieser Gruppe der Antheil an den Selbstmorden ein verhältnißmäßig großer sein; denn man findet in Preußen, wie auch anderwärts, daß das Militär sich durch häufige Selbstmorde hervorthut; eine Erscheinung, die aber wol mehr mit den Eigenthümlichkeiten des Berufs — durchaus veränderte Atmosphäre gegenüber der gewohnten, starke Entwickelung des Ehrgeizes und Ehrgefühls bei häufigen Gelegenheiten zur Kränkung desselben — zusammenhängt, als mit dem Leben in der Stadt, und wol sehr wenig mit der „Civilisation" zu schaffen hat.

Uebrigens scheint, um dies hier beiläufig zu bemerken, die militärische Selbstmordfrequenz doch nicht gar so enorm, wie das nach Zeitungsberichten u. dgl. angenommen werden müßte; für Preußen z. B. finden wir bei Morselli folgende Ziffern. Auf 1 Mill. Personen kamen Selbstmörder bei

im Jahre	1874	1875	1876	1877	1878
den zwanzig- bis dreißigjährigen Männern überhaupt . . .	238	236	263	308	321
dem Militär	429	396	468	540	369

Die berliner Selbstmorde wollen wir aber noch nach einer andern Seite hin untersuchen, nämlich nach ihrer Vertheilung auf die beiden Geschlechter. Wir finden, daß sich im Durchschnitt jener Jahre unter den Selbstmördern 184 männliche, 58 weibliche befinden, d. i. unter je 100 : 76 männliche, 24 weibliche.

Dies ist ein für das weibliche Geschlecht ungünstigeres Verhältniß, als es unter der Gesammtbevölkerung Preußens und auch sonst meist unter größern Bevölkerungen gefunden wird. Für die vorhin von uns in Betracht gezogenen Länder stellt sich nämlich das Verhältniß nach neuern Daten so:

		in Preußen	Oesterreich-Cisleithanien	England und Wales	Frankreich	Italien
waren von 100 Selbstmördern	männlich	81	82	74	79	80
	weiblich	19	18	26	21	20

Indessen ist bei dieser Art der Berechnung das Verhältniß der Vertretung der Geschlechter innerhalb der Bevölkerungen noch nicht genügend berücksichtigt; wir rechnen daher besser so: es kommen auf 1 Million Personen des betreffenden Geschlechts Selbstmörder beim

männlichen Geschlecht	210	228	107	290	61
weiblichen „	52	47	35	63	13

Dagegen kamen auf 100000 Berliner 38, Berlinerinnen 12; oder auf eine Million gerechnet 380 und 120. Das Verhältniß ist also hier in der Großstadt dem weiblichen Geschlecht im Vergleich zum männlichen ungünstiger als in ganz Preußen und in den andern Staaten, mit Ausnahme Englands, dessen Bevölkerung mehr als die irgendeines Staates in Städten concentrirt ist. Es liegen auch Anhaltspunkte, in den durch die Zeitungen veröffentlichten Berichten über Selbstmordversuche, dafür vor, daß speciell für Berlin das Verhältniß für die weibliche Bevölkerung sich noch ungünstiger stellt, da gerade den weiblichen Selbstmördern die Absicht, sich das Leben zu nehmen, besonders häufig vereitelt wird, namentlich bei dem so beliebten Ertränken. Sehr oft nämlich haben zwar die Lebensmüden mit allen ästhetischen Gefühlen so weit gebrochen, daß sie ihre Tage in der trüben und übel riechenden Flüssigkeit, welche die durch Berlin dahinschleichenden „Wasserläufe" bilden, zu beschließen versuchen; in einer sehr großen Anzahl von Fällen aber kann es bei der Seichtigkeit des „Wassers", der Lebhaftigkeit des Verkehrs und gelegentlichen Hülferufen der Selbstmörderinnen nicht fehlen, daß sie wieder herausgefischt werden.

Das Factum der größern Häufigkeit des Selbstmordes in den Städten und insbesondere den Großstädten stellt die Statistik fest; sie gibt uns aber keinen Beweis dafür, daß die Städte gerade als Sitze der Civilisation die für diese angeblich charakteristische Selbstmordhäufigkeit bedingen. Civilisation ist dem Wortsinn nach der Fortschritt des Menschen vom homo zum civis, vom bloßen Menschen zum bürgerlichen, staatlichen Wesen. Die Grundbedingung der Civilisation ist die Ausbildung eines tüchtigen Charakters, der geistigen Fähigkeiten und der Anerkennung der Nothwendigkeit und des Werthes ehrlicher, stetiger Arbeit; und zu allem diesem gehört, von allem muß aber auch zugleich die Folge sein, eine solide, gesicherte wirthschaftliche Existenz. Eine Bevölkerung, die nicht zu ihrem ganz überwiegenden Theile auf diesen Grundbedingungen lebt, kann nicht als völlig civilisirt anerkannt werden. In unsern modernen Städten befinden sich nun zwar vorwie-

gend die treibenden Köpfe und Kräfte der Civilisation; aber es ist in ihnen zugleich eine außerordentliche Masse sowol von blos rohen Kräften angehäuft, die weder geistig noch wirthschaftlich auf civilisirter Stufe stehen, und von Schlacken des Civilisationsprocesses, die zu jenem Zustande eben nicht gelangen konnten. In den Städten finden wir die schreiendsten und traurigsten Contraste, die nicht culturgemäß, sondern gerade culturwidrig und gefahrvoll sind. Elegante Bauwerke und Straßen, darin aber die ersten Bedingungen eines gesunden Lebens: Luft, Licht, gutes Wasser, nicht zu finden; großartige Paläste und ein großer Theil der Bevölkerung in Kellerwohnungen; Schmuckplätze, wo hinter jeder Blume ein Wächter stehen muß, und daneben verunreinigte Wasserläufe; in den Wohnungen prächtige Vorderräume und für die Wirthschaftsbedürfnisse Mangel am nöthigsten Platz; schöne Salons für die Herrschaft und für die Dienstboten enge und dunkle Behältnisse; renommirenden Luxus — einen Luxus ohne Cultur-Werth und Tendenz — neben so viel Neid und Unzufriedenheit; außerordentliche Einkommensunterschiede, beständiger Concurrenz- und Lohnkampf, eine Masse lächerlicher Reclame und widerlichen Schwindels in Handel und Wandel — so in Berlin, so ähnlich in unsern großen Städten überhaupt, ganz abgesehen von ihrer Eigenschaft als Sammelpunkte der Verbrecherwelt. Man darf übrigens wohl behaupten, daß, sofern es sich bei der Civilisation um Fortschritt handelt, die Städte hinsichtlich der Qualität ihrer Bevölkerung in geringerm Grade vorgeschritten sind als das platte Land. Hier hat sich seit der Emancipation des Bauernstandes in diesem Jahrhundert ein breiter Mittelstand herausgebildet, der alle Bedingungen der Civilisation in sich trägt; hier zeigen sich wirklich die großen Fortschritte derselben, während die Städtebevölkerung einen übergroßen Bruchtheil rohester Masse hat und wir unter den modernen Städten vergebens nach solchen suchen, deren Bevölkerung und äußere Ausstattung sich mit den leuchtenden Vorbildern des Mittelalters messen könnten, die an Culturwerth das übrige Land so weit überragten, als es z. B. Nürnberg, Florenz im 16. Jahrhundert thaten.

Doch was hat das alles, wird man fragen, mit dem Selbstmord, von dem hier die Rede sein soll, zu thun? Aber von diesem allein reden wir ja nicht, sondern von seinen Beziehungen zur Civilisation, der behaupteten Begründung seiner Häufigkeit in derselben. Es war also darüber zu sprechen: was ist denn eigentlich Civilisation und wo ist sie zu suchen und wir müssen darauf hinweisen, daß es nicht genügt, wie man so vielfach zu glauben scheint, zu sagen, der Selbstmord sei die, vielleicht unvermeidliche Folge der Civilisation, unter Anführung der Ziffern desselben in den vorgeschrittensten Ländern und in den Städten dem Lande gegenüber.

Wir haben eben gesehen, daß die Sache doch keineswegs so einfach liegt, und daß namentlich die Statistik uns hier wenig helfen kann. Selbstverständlich ist auch der Beweis der Zunahme der Häufigkeit des Selbstmordes, den die Statistik erbringen kann, kein solcher für den Zusammenhang derselben mit der Civilisation. Allerdings scheinen in den meisten Ländern die Selbstmorde rascher zuzunehmen als die Bevölkerung. Nur für die drei skandinavischen Königreiche läßt sich das Gegentheil bestimmt nachweisen; für die meisten Länder haben wir erst seit ein

paar Jahrzehnten überhaupt statistische Aufzeichnungen, und vielfach wird die Zunahme auf genauere Registrirungen in der neuern Zeit infolge der Ausbildung der statistischen Technik und der Errichtung Statistischer Bureaux zurückzuführen sein. Das Factum steht also noch nicht einmal allgemein und unwiderleglich fest. Aus dem entgegengesetzten, der Abnahme der Selbstmorde, würde jedermann schließen, daß die Civilisation zunehme; und das insofern mit Recht, als die wilden Kämpfe, welche zuerst mit der Faust, dann mit geistigen Waffen, zumal auf wirthschaftlichem Gebiete, gekämpft werden, im civilisirten Zustande aufhören müssen, an die Stelle der leidenschaftlichen Bewegung Friede treten und nicht mehr ein so massenhaftes Verunglücken, vergebliches Ringen und Untergehen von Existenzen zu verzeichnen sein soll wie in dem chaotischen, gärenden Zustande, in dem sich die Culturvölker gerade jetzt befinden, trotz ihrer im allgemeinen fortschreitenden Civilisation.

Andererseits will man die Wahrnehmung gemacht haben, daß gerade diejenigen Völker, die wir als uncultivirt zu betrachten gewohnt sind, wenig Neigung zum Selbstmord haben, und aus diesem Vergleich folgert man, daß die Selbstmordziffer mit der Civilisation steigen müsse. Statistisch ist jene Wahrnehmung natürlich nicht nachweisbar; denn in solchen Ländern existirt keine oder keine irgendwie zuverlässige Statistik. Wenn es aber der Fall ist, so liegt das bei den Völkern auf den untersten Culturstufen jedenfalls daran, daß hier Existenzen, die bei uns Selbstmordcandidaten wären, schon umkommen oder von den Genossen beseitigt werden, ehe in ihnen die Selbstmordneigung wirksam werden kann; bei den weiter vorgeschrittenen Völkern aber — man glaubt z. B. bei den Russen eine niedrige Selbstmordziffer wahrzunehmen — pflegen die wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse sich in einfachen und festen Formen zu bewegen, welche dem einzelnen von vornherein seinen Platz und Weg anweisen und ihn nicht in Abschweifungen, Unsicherheiten und Kämpfe verfallen lassen. Hier sind also die günstigen Zustände der Ruhe vorhanden, welche bei weiterm Fortschreiten auf eine Zeit lang verloren gehen, deren Wiedergewinnung in andern Formen aber einer der wichtigsten Zielpunkte und ein Kennzeichen der Civilisation sein muß.

Wir sind nun immer noch bei negativen Ergebnissen unserer Untersuchungen, und haben uns das statistische Material doch schon nach vielen Seiten hin angesehen; nach einer besonders interessanten ist dies jedoch noch nicht geschehen, nämlich derjenigen der Motive zum Selbstmord. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Statistik gerade in diesem Punkte recht ungenügend bleibt, weil complicirte Ursachen, deren Resultat der Selbstmord ist, mit Ziffern schlecht zu fassen sind; trotzdem wird sich aus diesen mannichfache Belehrung schöpfen lassen. Analysiren wir die Statistik der 4547 Selbstmorde, die in Preußen im Jahre 1879 begangen wurden, so erhalten wir über die Motive folgende Auskunft.

Selbstmorde wurden verursacht durch:	beim männlichen	weiblichen Geschlecht.
körperliche Leiden	245	75
Geisteskrankheiten	731	293
wirthschaftliche (Nahrungs-)Sorgen	511	48
häuslichen Aerger, unglückliche Familienverhältnisse . .	163	28
außereheliche Schwangerschaft	—	31
Trunksucht (Trunkenheit), liederliches Leben	462	9
Trauer um verlorene Angehörige	15	6
Berufssorgen (Aerger) und verletzte Ehre	54	10
Eifersucht, unglückliche Liebe, heftige Gemüthserregungen	77	66
Reue, Scham, Gewissensbisse	251	45
Lebensüberdruß und unerfüllte Hoffnungen	445	79
Anderweite und unbekannte Motive	775	128
Zusammen	3729	818

Die Fälle, in denen die Motive unermittelt geblieben sind, machen leider, wie man sieht, einen bedeutenden Theil der gesammten, gerade den fünften, aus, und außerdem findet sich eine sehr stark besetzte Abtheilung: „Lebensüberdruß" (428 männliche, 79 weibliche, dazu 17 männliche, die in dem Quellenwerk, dem 60. Hefte der „Preußischen Statistik", unter dem Titel „Unerfüllte Hoffnungen, Hoffnungslosigkeit" geführt sind), der eigentlich doch auch nichts anderes ist als ein „unbekanntes" Motiv; denn dieser Lebensüberdruß muß sich doch auf eine andere Ursache oder eine Mehrheit derselben zurückführen lassen. Die Fälle, wo sonst sorgenlose Menschen sich selbst das Leben nehmen, blos weil sie in demselben nichts anderes mehr anzufangen wissen, möchten doch wol sehr selten sein, ja sie sind für gesunde Menschen kaum denkbar. Daß jemand in seinen hinterlassenen Papieren „Lebensüberdruß" als Motiv notirt, besagt noch nichts; der Betreffende war nur eben nicht im Stande oder gewillt, über seine Beweggründe klarere Rechenschaft zu geben. Die Statistik freilich kann nicht umhin, solche Erklärungen, die keine sind, zu verzeichnen. Vielleicht darf man annehmen, daß diese Fälle mit formell und factisch unbekannten Motiven sich in solche von bestimmter zu bezeichnenden Motiven in ähnlicher Proportion auflösen würden, wie es die übrigen, hier als Fälle mit bekannten Motiven aufgeführten thun. Von diesen letztern sehen wir nun den bei weitem stärksten Posten auf körperliche und geistige Krankheit kommen; nämlich beim männlichen Geschlecht von den 2509 überhaupt bekannten Fällen 976, also bedeutend über ein Drittheil, beim weiblichen von 611 bekannten 368, also viel über die Hälfte. Alsdann stellen das stärkste Contingent die Fälle, wo schlechtweg wirthschaftliche Noth der Beweggrund war. Diese ist es, welche den gesunden Menschen verhältnißmäßig am häufigsten zu jenem verzweifelten Schritte treibt; und man geht wol nicht fehl, wenn man auch bei den folgenden beiden Gruppen: „häuslicher Aerger" u. s. w. und „außereheliche Schwangerschaft", den größten Theil auf Rechnung wirthschaftlicher Ursachen setzt; denn diese Verhältnisse werden wol nur auf ökonomischem Hintergrunde, gewiß sehr selten für sich allein, Selbstmordmotive. Und wir dürfen noch weiter in dieser Richtung gehen, indem wir auch der folgenden Rubrik „Trunksucht u. s. w." insofern einen ökonomischen Charakter zuschreiben, als unzweifelhaft dem Entschlusse

zum Selbstmord der wirthschaftliche Ruin durch die Ausschweifungen voraufgegangen sein wird. Etwas unklar wird der Charakter dieser Gruppe übrigens dadurch, daß die preußische Statistik von „Trunkenheit und Trunksucht" spricht. Erstere läßt sich nicht gut als Motiv des Selbstmordes denken; ein Selbstmord aus Trunkenheit würde ein Unglücksfall sein, ein solcher in der Trunkenheit muß ein anderes Motiv haben. Es ist wohl anzunehmen, daß hier der Nachdruck auf Trunksucht zu legen ist. Die Ziffern der übrigen Rubriken verschwinden fast gegen die der bereits besprochenen; unter der „Reue u. s. w." kommen fast alle Fälle auf die nähere Bezeichnung „Furcht vor Strafe", wo also der Selbstmörder sich der ihm sicher bevorstehenden körperlichen und geistigen Pein durch einen raschen Entschluß entzieht.

Die größte Masse der Selbstmorde hat mithin wirthschaftliche oder mit solchen vermischte Motive, und daneben findet sich nur eine kleine Anzahl von sozusagen geistiger Natur. Unter diesen spielt die „unglückliche Liebe" eine bedeutende Rolle und mag hinsichtlich der Frauen wol in vielen Fällen nur ein anderer Ausdruck für das Motiv sein, welches an anderer Stelle mit „außerehelicher Schwangerschaft" bezeichnet wurde. Die edlern, sozusagen eigentlich civilisirten Motive aber sind gar nur in den zwei sehr spärlich ausgestatteten, der „Trauer um verlorene Angehörige" und „Berufssorgen und verletzte Ehre" zu suchen. Speciell die „verletzte Ehre" verlangte unter den Männern 39 Opfer, und von diesen waren 24 Militärs, von denen auch 5 dem „Aerger im Beruf" zum Opfer fielen. Freilich muß man sagen, daß überhaupt in nur verhältnißmäßig wenigen Fällen der Selbstmord als edle That gedacht werden kann; er ist es eigentlich nur dann, wenn er ein wirkliches Selbstopfer zur Erreichung eines edeln Zweckes ist, sei es um einer bestimmten Person oder einer guten Sache zu nützen. Ueberall da, wo jemand nur sich selbst einer unangenehmen Lage entziehen will, kann in Wahrheit von edeln Motiven nicht die Rede sein; in sehr vielen Fällen aber ist der Selbstmord nicht nur ein Aufgeben seiner selbst, sondern auch anderer, für welche hätte gesorgt und gearbeitet werden sollen, oder denen wenigstens ein Schmerz dadurch zugefügt ist; er wird also ein unzweifelhaftes Unrecht sein.

Es ist nicht nöthig, für die Betrachtung der Selbstmorde nach Motiven noch weiteres Material herbeizutragen. Die Ziffern wiederholen sich ziemlich regelmäßig und bieten überall auch im großen Ganzen dasselbe Bild. Bei genauerer und gleichmäßiger Registerführung würden sich freilich zwischen den einzelnen Ländern Vergleiche über die Häufigkeit bestimmter Motive anstellen lassen.

Haben nun diejenigen recht, welche aus solchen Aufschlüssen der Statistik folgern, daß die Civilisation Irrsinn, Armuth, Trunksucht herbeiführt, oder daß wir hier die Ziffern der mehr oder weniger nothwendigen Opfer der Civilisation vor uns haben? Gewiß nicht. Man würde damit sagen, daß der Fortschritt zum Bessern und Höhern nur in Begleitung einer solchen Summe von geistiger und sittlicher Verwilderung und wirthschaftlicher Noth erreicht werden könne, wie sie uns aus diesen Zahlen entgegentritt, die ja doch nur denjenigen Theil der Kranken und Elenden feststellen, welche alle Hoffnung auf Besserung verloren haben und durch einen verzweifelten Schritt ihrem Zustande ein Ende zu machen suchen, während

der unendlich viel größere Theil hoffend ausharrt, dumpf duldet, langsam erliegt. Keinesfalls kann es an der Civilisation als solcher liegen, daß eine solche Menge anticivilisatorischer Erscheinungen auftreten, sondern nur an dem von uns eingeschlagenen verkehrten Wege, um zu ihr zu gelangen.

Wir wollen die Mühe nicht scheuen, die drei Hauptgruppen von Selbstmordursachen, auf die unsere Ziffern hinweisen, noch näher anzusehen.

Zunächst die körperlichen und geistigen Krankheiten. Ueber die erstern läßt sich wol nur sagen, daß, falls sie als Selbstmordursache häufiger als früher auftreten, dies an der jetzigen sorgsamern Aufzucht, Conservirung und Behandlung von Gebrechlichen liegt, die man sonst bei zeiten umkommen ließ. Das hauptsächlichste Interesse richtet sich auf die Geisteskrankheiten. Gerade diese, und dadurch die Selbstmorde, die so häufig das Ende Geisteskranker bilden, herbeizuführen, massenhaft zu erzeugen und zu vermehren, beschuldigt man die moderne Civilisation. Manche erweitern und verflüchtigen auch den Begriff der Geisteskrankheit gerade in Verbindung mit dem Selbstmorde dadurch, daß sie als Ursache fast aller Selbstmorde Gehirnstörungen annehmen, welche unter der fortdauernden Einwirkung von Noth, Kummer u. s. w. entstanden seien.

Vor allem muß bemerkt werden, daß die Angaben über die in Geistesstörung begangenen Selbstmorde den Verdacht gegen sich haben, höher zu sein als die Zahl der wirklich vorgekommenen Fälle. Wer erinnert sich nicht, in den Zeitungen schon oft gelesen zu haben: „Der P. P. hat sich «muthmaßlich in einem Anfalle von Geistesstörung» das Leben genommen.“ Diese Muthmaßung wird von den Angehörigen des Selbstmörders gern aufrecht erhalten; denn es erscheint immer anständiger, daß sich jemand in einem Anfalle von Irrsinn, als daß er sich wegen häuslicher Noth u. dgl. getödtet hat. Die registerführenden Behörden haben aber in der Regel kein Interesse daran, über die Motive des Selbstmordes tiefere Nachforschungen anzustellen, und nehmen gern mit der mildesten Form fürlieb.

Ziffermäßige Nachweise über den Procentantheil der Geisteskranken an der Bevölkerung jetzt gegen ältere Zeiten, oder zuverlässige Vergleiche dieser Procentantheile bei Völkern wesentlich verschiedener Culturstufen gibt es wol nicht. Kaum hat man ja für unsere Culturstaaten in der Neuzeit schon einigermaßen zuverlässige Data zu sammeln vermocht, da besondere Schwierigkeiten gerade derartigen Zählungen entgegenstehen. Dem trefflichen Werke des Directors der Pflegeanstalt Zwiefalten in Würtemberg, Dr. A. Koch: „Zur Statistik der Geisteskrankheiten“ (Stuttgart 1878), entnehmen wir die folgenden Zahlen. Es waren unter 1000 Einwohnern Geisteskranke in

Preußen	2,23	(im Jahre 1871)
Oesterreich	1,46	(„ „ 1873)
England und Wales	3,04	(„ „ 1871)
Frankreich	2,44	(„ „ 1872)
Italien	1,65	(„ „ 1871)

Diese Ziffern stimmen keineswegs mit denen, die wir früher für die Häufigkeit der Selbstmorde in denselben Ländern fanden; ebenso wenig correspondiren die Ziffern für jene kleinern Staaten, für die wir gleichfalls oben Selbstmordziffern

mittheilten; es wurden nämlich, gleichfalls im Anfang des vorigen Jahrzehnts, unter 1000 Einwohnern Geisteskranke gezählt in

Norwegen	3,05	Baiern	2,48
Schweden	2,16	Würtemberg	4,22
Dänemark	2,18	Baden	2,68
Belgien	1,78	Sachsen	2,21

Wenn man die Zahlenreihen vergleicht, so wird man durchaus nicht finden, daß gerade da, wo viele Geisteskranke, auch viele Selbstmörder sind, und wo wenige auch wenige; und doch sollte man eine solche Uebereinstimmung voraussetzen, da die Geisteskrankheit überall als ein hauptsächliches Förderungsmittel des Selbstmordes anerkannt ist. Indessen mögen sich diese Abweichungen entweder aus der Unvollständigkeit der statistischen Zahlen oder daraus erklären, daß nicht die Geisteskrankheit an sich, sondern gewisse Formen derselben die Selbstmordneigung wesentlich befördern, es also auf die Häufigkeit gerade dieser Formen ankommt. Unser statistisches Material ist zu solchen Prüfungen nicht ausreichend. Wir müssen immer im Auge behalten, daß sowol die Statistik der Selbstmorde als auch diejenige der Geisteskrankheiten überhaupt erst in neuester Zeit und bisjetzt noch so wenig entwickelt ist, daß daraus Schlüsse nur mit außerordentlicher Vorsicht gezogen werden dürfen; in den meisten Fällen aber können, wie unsere vorhergehenden Erörterungen uns schon überzeugt haben, überhaupt keine gezogen werden.

Wir sind eigentlich wenig geneigt, denen Glauben zu schenken, welche behaupten, daß die Geisteskrankheiten heute in erschreckendem Maße zunehmen; zumal man in sehr primitiven Verhältnissen eine größere Häufigkeit derselben wahrnehmen kann, als sie in den „civilisirtesten" Gesellschaften vorzukommen scheinen. Man findet z. B. in kaum von der Cultur und deren Aufregungen heimgesuchten Gebirgsgegenden, so in gewissen Theilen des Cantons Bern (der im Jahre 1871 unter 1000 Einwohnern 2,99 Idioten und 2,55 Irre zählte) eine ganz erschreckende Anzahl solcher Kranken, nicht Irre, sondern Idioten. Diejenigen, welche einen so großen Lärm wegen des Ueberhandnehmens der Geistesstörungen und Selbstmorde schlagen, geben sich wol zu sehr dem Eindrucke der Berichte der Tagespresse hin, die jetzt alle in irgendeinem Erdwinkel sich zutragende Fälle zur Notorietät bringt, und demjenigen der Statistik, die eben früher nicht vorhanden war und jetzt jene Zahlen zur Kenntniß bringt, die freilich von einer traurigen Größe sind.

Man spricht nun sehr viel von der Halbbildung, die in der Neuzeit so viele Geister verwirren, zur Haltlosigkeit, zur Verzweiflung und damit zum Selbstmord führen soll. Es ist diese „Halbbildung" eins jener unglückseligen Schlagworte, mit denen viel Eindruck gemacht wird, unter denen sich aber niemand etwas Bestimmtes vorstellen kann. Man müßte doch wenigstens eine klare Idee von Ganzbildung haben, um sich die Hälfte davon vorstellen zu können; und wenn man sich damit begnügen will, „Halbbildung" eine Summe ungeordneten Wissens, die über das Lesen und Schreiben hinausgeht, zu nennen, und die man deutlicher als „Gartenlaubenbildung" oder „Höhere-Töchter-Schulbildung" bezeichnet, so müßte man beweisen, daß dieser geistige Zustand wirklich zu Irrsinn und Selbstmord prädisponirt, beziehungsweise daß die Selbstmorde gerade aus den von dieser

„Halbbildung" inficirten Schichten hervorgehen. Einstweilen aber ist daran festzuhalten, daß in der Statistik mehr als irgendwo der Grundsatz gilt: „Die Masse muß es bringen", und die Masse unsers Volkes besteht bisjetzt noch nicht aus „Halbgebildeten", sondern aus Leuten, die sich ihr bischen Lesen und Schreiben von der Schule her mit Mühe conserviren und von des Gedankens Blässe nicht angekränkelt sind.

Nun werden andere sagen, es sei auch gar nicht die Halbbildung als Verstandessache, sondern die den auf geistigem Gebiete erweckten Ansprüchen nicht entsprechende Bildung des Charakters, welche zur Verwirrung führe. Dies hat etwas Wahres. In den wohlhabenden oder sogenannten höhern Klassen nämlich und namentlich für die Mädchen ist die Erziehung jetzt ganz gewiß schlechter, unpraktischer, mehr auf das Aeußere gerichtet als früher: das hängt zum Theil mit wirthschaftlichen Verhältnissen zusammen, die hier nicht näher zu erörtern sind. Ob aber das irgendetwas mit der Häufigkeit des Selbstmordes zu thun hat? Was jedoch die breiten Schichten des Volkes betrifft, so war die Erziehung früher nicht besser als jetzt; sie war stets und ist herzlich schlecht.

Auch diejenigen, welche die Irreligiosität des heutigen Geschlechts für die socialen Uebelstände verantwortlich machen möchten, weisen gern auf die Zahlen und Gruppen der Selbstmorde hin, die so recht die traurigen Wirkungen des Mangels eines festen religiösen Untergrundes zeigen: statt Demuth ein unruhiges Jagen, statt Ergebung Maßlosigkeit, statt Hoffnung auf die Zukunft Verzweiflung. So lange man aber nicht beweist, daß ein religiöser Mensch keinen Selbstmord begeht — es gibt sogar Religionen, die zu Weltflucht und Selbstmord ermuntern — und daß die Mehrzahl der Selbstmörder irreligiöse, beziehungsweise Menschen seien, die aus Kreisen hervorgehen, welche von der Irreligiosität inficirt sind, ist jener Zusammenhang eben nur eine sentimentale Behauptung. Andererseits darf man an der Irreligiosität unsers Zeitalters überhaupt noch zweifeln. Dem Einflusse der liberalen Presse ist es doch noch nicht gelungen, die große Masse des Volkes von der Kirche abwendig zu machen; die liberalen Bewegungen innerhalb der Confessionen können sichtlich keinen Boden gewinnen, was doch nicht daraus erklärt werden kann, daß das Volk überhaupt nichts mehr von kirchlichen Dingen wissen wolle; ja es sind sogar, in Reaction gegen jene liberalen Angriffe, lebhafte religiöse Strömungen und kirchliche Bewegungen bemerkbar; vielleicht darf man sogar behaupten, daß seit Jahrhunderten nicht so viel innere Religiosität an die Oberfläche getreten sei wie jetzt.

Wir müssen schließlich gestehen, der ganze Zusammenhang zwischen moderner Cultur, Häufigkeit der Geisteskrankheiten und der Selbstmorde wird fraglich und dunkel, sobald man auf ihn näher eingeht, so klar er auch bei oberflächlicher Betrachtung zu sein und zu construiren scheint.

Aber nun die zweite Gruppe der Motive: die wirthschaftlichen, die sich nach unsern obigen Erörterungen weiter ausdehnen, als die Zahlen unmittelbar angeben. Man darf hier nicht damit kommen, daß man sagt, hier sehe man die schrecklichen Folgen der häufigen Gewinnsucht, des Börsenspiels u. s. w. Gewiß sind dergleichen Fälle häufig, aber vielleicht nicht so häufig, wie man glaubt.

Wenigstens unter dem speculativsten Theil der Bevölkerung, den Juden, scheinen die Selbstmorde verhältnißmäßig selten zu sein; und an eine natürliche Veranlagung, beziehungsweise Nichtveranlagung der verschiedenen Rassen zum Selbstmord oder an einen größern Schutz, den die jüdische Religion der christlichen gegenüber gewähre, ist doch schwer zu glauben. Wie dem aber auch sei, das Entscheidende ist, daß der Kreis, aus dem solche Selbstmörder hervorgehen, doch ein kleiner ist, und daß eben die große Menge der Selbstmorde aus der großen Menge des Volkes kommt, wo nicht sozusagen wirthschaftliche Leidenschaften als Ursachen in Betracht kommen, sondern wo die langsam zehrende und deprimirende Noth es ist, welche den Entschluß erzeugt. Und diese Masse der Selbstmorde aus Noth ist ein schwerer Vorwurf nicht für unsere Civilisation, sondern für unsere wirthschaftliche Verfassung, welche trotz der Civilisationsbestrebungen es nicht nur noch nicht vermocht hat, der Mehrzahl des Volkes eine gesicherte Existenz zu verschaffen, sondern gerade durch Uebertreibung der individuellen Freiheit auf wirthschaftlichem Gebiete die Bedingungen derselben mehr als je zuvor gelockert hat. Wir sagen, es liegt hier eine Verschuldung der wirthschaftlichen Verfassung vor; denn man würde gewiß fehlgehen, wenn man die Selbstmörder gerade dieser Kategorie vorzugsweise unter denen suchte, welche durch persönliches Verschulden ihre wirthschaftliche Existenz vernichtet haben. Nicht die Lumpen sind es — diese thun der Gesellschaft nicht den Gefallen, sie von ihrer Anwesenheit zu befreien — sondern die ehrlich, wenn auch ungeschickt, aber vergeblich Kämpfenden, welche verzweifeln und unterliegen.

Daß es die allmählich hereinbrechende Noth, die nicht zu bewältigende Unsicherheit der Existenz, die bei abnehmender Arbeitskraft wegen Mangel an vorsorgenden socialen Einrichtungen bedrohte Lage ist, welche zum Selbstmord bewegt, darf auch aus der Vertheilung nach *Altersklassen* der Selbstmörder geschlossen werden. Die relative Häufigkeit der Selbstmorde — natürlich nicht die absolute, da die Stärke der Altersklassen von den jüngsten nach den ältesten hin abnimmt — nimmt nämlich mit dem Alter ziemlich regelmäßig zu und ist am größten um das 60. Jahr herum, im Alter der schnell schwindenden Erwerbsfähigkeit. Wäre es weniger die Noth als der rapide Wechsel des wirthschaftlichen Glücks, so würde sich keine so regelmäßige Vertheilung nach Altersklassen ergeben.

Nun noch drittens die *Trunksucht* als Motiv des Selbstmordes. Sie tritt natürlich in denjenigen Ländern vorwiegend auf, wo dasjenige alkoholische Product, das der modernen Landwirthschaft wie dem modernen Fiscus so theuer ist: der Branntwein, am meisten producirt und consumirt wird, während sie in den Bierländern, und noch weniger in den Weinländern, nicht so verheerend wirkt. Die Trunksucht, welche den Körper aufreibend und den Geist zerrüttend, schließlich zum Selbstmord führt, ist aber wol weniger eine Ursache als eine Folge wirthschaftlicher Noth. Schlecht ernährte Menschen greifen zum Branntwein als billigstem Erregungsmittel und Ersatz für die ihrer Nahrung fehlende Kraft, und sind zugleich eben wegen ihres Ernährungszustandes wenig widerstandsfähig gegen die Wirkungen der Spirituosen. Im Hintergrunde liegen also auch hier speciell wirthschaftliche Motive.

Man darf aber nicht annehmen, daß etwa gerade diejenigen Länder und Landestheile, die sich durch Schnapsgenuß hervorthun, auch die ersten in der Selbstmordfrequenz seien. Nicht das schnapsfreudige Irland, die polnischen Provinzen Preußens, auch nicht das den Alkohol so stark consumirende Schweden stehen in erster Reihe bezüglich dieser Frequenz; wohl aber Sachsen, das sich nicht gerade durch Intensität des Schnapsconsums, aber durch die schlechte Ernährung seiner schwächlichen Fabrikbevölkerung auszeichnet.

Wir haben im Vorstehenden das über den Selbstmord vorliegende statistische Material nur in seinen hauptsächlichen Theilen berührt, um zu zeigen, wie weit es, oder eigentlich mehr wie weit es nicht brauchbar sei für den Nachweis des Zusammenhanges zwischen Selbstmordhäufigkeit und moderner Civilisation. Wir haben lange nicht alle Combinationen von Ziffern erschöpft, die man zur Beweisführung für oder gegen bilden kann; darauf war es hier natürlich auch nicht abgesehen. Der allgemeine Eindruck, den wir aus der Durchmusterung des Materials gewonnen haben, läßt sich aber so beschreiben: erstens ist dasselbe überhaupt noch sehr wenig beweiskräftig, namentlich wenn es sich um Vergleiche verschiedener Zeiten und Länder handelt; zweitens lassen sich wol von den durch die jetzige genauere Statistik hervortretenden großen Zahlen, die nicht einmal überall stärker zu wachsen scheinen als die Bevölkerung, diejenigen zu sehr schrecken, welche die Häufigkeit der Selbstmorde als ein beunruhigendes Charakteristikum der Gegenwart ansehen; und drittens zeigt sich allerdings, daß die große Masse der Selbstmorde der Gesellschaft zur Last zu schreiben ist, und daß sie im besondern auf den Unvollkommenheiten unserer wirthschaftlichen Verfassung beruht, daß es aber nicht genügend erkennbar ist, wie man unsere moderne Civilisation dafür verantwortlich machen dürfte.

Die Dramendichtung in Frankreich seit 1878.

Von

Friedrich Carl Petersen.

I.

Es war ein lustiges, fleißiges Schaffen auch in der jüngsten Theaterzeit. Mit fieberhafter Hast planten und bauten so und so viele Dramatiker zur Erbauung des Publikums, und in manchen Fällen wurde es von der theaterfreundlichen Menge mit fleißigstem Besuche belohnt. Die Thatsache kann für erfreulich gelten, gewiß; es liegt darin eine wirksame Anregung in Bezug auf ein munteres Fortschreiten in der betretenen Bahn. Minder erfreulich erscheint sie gleichwol, geht man der Sache auf den Grund, faßt man die Factoren ins Auge, die durchweg bei den Kassenerfolgen mitwirken, und sondert die Spreu vom Weizen. Die Freude am Kunstwerk, das ästhetische und ethische Wohlgefallen spielt dabei eine sehr eingeschränkte, untergeordnete Rolle, schon weil bei der großen Mehrzahl der Besucher davon nicht die Rede sein kann. Der eigentliche Reiz liegt im Pikanten der Handlung und des Dialogs, im Schlüpfrigen der Anspielungen, im Unerwarteten, Ueberraschenden der Wendungen, gleichviel in welchem Sinne und zu welchem Zwecke, im Kecken, Verwegenen gewisser Voraussetzungen. Das Theaterpublikum hat sich mit Hülfe eines Dumas, eines Sardou und Genossen so in die sittlich verkehrte Welt hineingelebt, im wirklichen Leben ist der Boden des Sittlichkeitsgefühls vielfach so haltlos geworden, daß der Gast im Thaliatempel meist dem die gute Sitte verhöhnenden Bühnenschriftsteller aufmunternd die Hand reicht. Mehr als je muß denn auch der Unbefangene den Autor hochachten, der, mit einem Bühnenwerke vor das Volk hintretend, die Ehre und die moralische Verpflichtung, welche dies mit sich bringt, nach Gebühr würdigt. Entschiedener als je darf er über den Schriftsteller den Stab brechen, der, nur den klingenden Lohn ins Auge fassend, mit seiner Feder Misbrauch treibt, in verkehrter Weise gesetzwidrige sociale Verhältnisse ausbeutet, mit einer ungesunden Kost auf krankhafte Neigungen speculirt und, der Menge Verpöntes als Natürlich-Erlaubtes bietend, verderbend vorgeht. Es ist in jüngster Zeit mehrfach den Ursachen nachgeforscht worden, welche die heutigen, in gewisser Hinsicht so wenig befriedigenden Theaterzustände bedingt haben dürften: wie zählte dazu nicht in erster Linie die angeführte Connivenz, jenes leidige Einverständniß zwischen Autor und Publikum, das den Weg zum Bessern ausschließt? Dann aber gehört

dazu unstreitig auch eine nicht selten zu constatirende bedauerliche Lauheit der Kritik, die sich auf Kosten der guten Sitte über berechtigte Scrupel leicht hinwegsetzt und ihre Pflicht und Schuldigkeit gethan zu haben meint, wenn sie bestrebt gewesen ist, dem Unsittenstücke eine heitere Seite abzugewinnen, mit den Lichtstrahlen, welche das Sumpfwasser durchblitzen, das empfehlende Reclamenbild auszuschmücken. Die unter dem zweiten Kaiserreiche zu so garstiger Blüte gediehene Cameraderie treibt nach wie vor in der periodischen Presse ihr Wesen, zum großen Vortheil der dramatischen Liederlichkeitsapostel, nicht aber zum Besten der Kunst und Sittlichkeit. Bei der endgültigen Neugestaltung Frankreichs durfte man sich der Hoffnung hingeben, es werde bezugs der Theatergäste wie der Bühnenautoren ein neuer Geist Geltung erlangen, eine läuternde Strömung sich Bahn brechen; allein bisjetzt merkte man sehr wenig davon: nur sporadisch tauchten ernste patriotische Dramen auf; gleichwie im pariser Gebiete der bildenden Kunst seit der neuen Sachordnung erst einzelne Genieblitze malerisch und plastisch im bildlichen Ausdruck leuchteten, die überwiegende Mehrzahl der Künstler dem Geschmack und der Börse des größern Publikums Rechnung trägt, so lassen sich in der pariser Theaterwelt die meisten Autoren bei der Wahl ihrer Stoffe von den Anforderungen der Regie, die ja wissen muß, ob etwas ihrem Publikum zusagen kann oder nicht, leiten. Zu beachten ist übrigens, daß die ältern unter den jetzigen pariser Bühnenschriftstellern mit ihren ersten Erfolgen im imperialistischen Frankreich fußen, demnach mit Vorliebe den alten Weg gehen, und daß die jüngern meist in den Fußstapfen derselben wandeln; Ausnahmen kommen dabei nicht in Betracht. Ob in der neuesten Zeit ein Gärungs- und Klärungsproceß eingetreten, ist fraglich. Zunächst will ich in entsprechender Gruppirung ein Gesammtbild des jüngstfranzösischen dramatischen Schaffens von 1878 bis auf die Gegenwart bieten, ohne dabei die Grenzen des Thatsächlichen zu überschreiten.

Im Gebiete des Musikdramas, der Oper, blieb es bei der alten Unfruchtbarkeit. Trotz aller Aufmunterung vermochte sich unter den jüngern Componisten keiner über das Niveau des Mittelmäßigen zu erheben. Andererseits beschränkte sich Gounod auf das Componiren der Partitur zu dem von Jules Barbier und Michel Carré nach der gleichnamigen Tragödie Corneille's gedichteten Drama „Polyeuct". Es ward mit der Tondichtung kein durchschlagender Erfolg erzielt. Selbst eine wohlwollende Kritik fand sich zu dem Geständniß gezwungen, der Stoff eigne sich eher zu einem Oratorium als zu einer Oper. Der breite Ausdruck des religiösen Empfindens im vierten und fünften Act konnte einer den rhythmischen Wechsel vorziehenden Versammlung nicht behagen. Gleichwol, oder vielmehr eben deshalb, aber durfte sich der hochbegabte Autor den Tadel nicht allzu sehr zu Herzen nehmen: das Werk ist keine Frucht des prüfenden, den Effect berechnenden kritischen Sinnes, sondern ein Product der warm und wahr die Gefühle der Helden darlegenden Tondichterseele, und aus diesem Grunde mag es Gounod mit Stolz sein ureigenes nennen. Die Urheber des Libretto*) lösten,

*) „Polyeucte. Drame, d'après la tragédie de Corneille" (Paris 1878).

obwol sie im wesentlichen ihr Vorbild dabei im Auge behielten, ihre Aufgabe in eigenartiger Weise; die Architektur ist bis zur Katastrophe technisch regelrecht. Die Einleitung spielt im Gemache Paulinens. Schön ist in dem Chorgesange der Frauen, welche häuslicher Arbeit obliegen, das poetische Empfinden der Alten dargelegt: „Schon taucht am blauen Himmel der Phöbe stiller Wagen auf. Setzt zu der Spindel euch, Oel schöpfet aus der Urne. Ein süßer Schlaf schließt später euch die Augen.“ In dem Traumbilde, das die betrübte Pauline ihrer Amme, Stratonice, schildert, liegt die erste Andeutung des Kampfes, der zu dem tragischen Schlusse führen soll. Pauline sah im Traume Polyeuct, ihren Gatten, wie er an entlegener Stätte vor dem geschmückten, dem neuen Cult geweihten Altar stehend das Haupt neigte und die Taufe empfing. Plötzlich erscholl aus der Höhe ein drohender Ruf. Dumpf rollte der Donner Jupiter's. Zu Staub zermalmt schwand der Altar. Und vor ihr nieder stürzte entseelt, ihre Füße mit seinem Blute röthend, Polyeuct. Bei diesem ist in der That schon das Verlangen nach dem Christenglauben rege geworden. Mit Entrüstung erfüllt ihn das Vorhaben Albin's, des Oberpriesters, morgen den Göttern nochmals Christen zu opfern. Pauline beklagt dies, ohne darin etwas anderes als eine von den erzürnten Göttern befohlene Strafe zu erblicken, enthüllt dem Geliebten ihren Traum, beschwört ihn, nicht von ihrer Seite zu weichen. Allein Polyeuct kennt keine Furcht: ist doch Paulinens Vater Gebieter in Melitene, er selber ein Königssohn. Morgen soll als Sieger und Abgesandter des Königs Decius Ritter Severus seinen Einzug halten; ihm zu Ehren will man die elenden Christen in den Tod schicken. Pauline kennt den Ritter. Der Todtgesagte hat ihr einst seine Liebe gestanden und Treue geschworen; ohne den Willen des Vaters wäre sie jetzt die Gattin des Severus, offen gesteht sie es dem Gatten. Doch dieser weiß es; aber er kennt auch ihren Edelmuth, ihre Hochherzigkeit, felsenfest ist sein Vertrauen zu ihr. An seinen bevorstehenden Tod glaubt er nicht; sein Auftreten gemahnt hier schon an den Märtyrercharakter; denn als Nearcus, der Christ, sein Freund, angemeldet wird, reißt er sich, trotz der Bitten Paulinens, los und stürmt hinaus. Mit Pomp und Pracht hält Ritter Severus seinen Einzug. Krieger mit Trophäen, viel jauchzendes Volk. Im Gefolge des Gouverneurs von Armenien und römischen Senators Felix kommen auch Polyeuct und Pauline. Severus berichtet von dem über den Feind erfochtenen Siege. Plötzlich gewahrt er die Tochter des Statthalters und stößt einen Freudenruf aus. Aber Todtenbläße überzieht sein Antlitz, als Pauline, auf Polyeuct deutend, entgegnet: „Mein Gatte!“ Seine Liebe zu ihr ist nicht erkaltet; für Pauline und Polyeuct bleibt es kein Räthsel. Und doch ... als ihm später Pauline unter vier Augen versichert, sie liebe ihren Gatten, lenkt er nach einigem Sträuben ein, ja, gelobt er ihr, Polyeuct retten zu wollen. Der Auftritt ist etwas befremdend — welche Rolle spielt die Liebe dabei? — aber er ist nöthig zum gedeihlichen Weiterführen der Handlung. Nearcus begibt sich inzwischen mit dem Freunde nach der Stelle im Walde, wo die Christen sich zu versammeln pflegen. Der feierliche Taufact in der wilden Gegend mit dem Hochwalde, den Felsen, dem Fluß im Hintergrunde wirkt bewältigend, zumal im Rahmen der Mondnacht. Treffend leitet ihn gegensätzlich der Gesang eines jungen Patriciers

ein, der, mit Freunden und Freundinnen im Nachen den Fluß hinabfahrend, von Nymphen und Göttern, vom Liebesleben im dunkeln Walde, von der Liebe Diana's zu dem schönen Schläfer Endymion singt. Hinter einem Felsen hervor tritt Simeon, der greise Christenführer; er lauscht dem in der Ferne anstönenden Gesange, äußert in misbilligenden Worten seinen Priestergroll. Mit der Begrüßung „Christus!" erscheinen Männer- und Frauengruppen, und als Nearcus mit dem Neubekehrten sich eingefunden, vollzieht Simeon an diesem die Taufe, während hinter einem Felsvorsprunge Severus ungesehen der Handlung anwohnt. Gegen Albin, den Oberpriester, der durch einen Hirten erfahren hat, daß die „Verbrechersekte" im nahen Walde wieder ihre Mysterien feierte, nimmt am andern Morgen Severus in der Rathssitzung die Christen in Schutz. Ueber sie solle das Auspicium entscheiden, meint Felix, der Statthalter. Da verhehlt Severus den Versammelten nicht länger, daß er selber Zeuge einer an einem der Größten im Lande vollzogenen Taufhandlung gewesen; aber entrüstet weigert er sich, den Täufling namhaft zu machen, und als ihm unter vier Augen Polyeuct für seine Hochherzigkeit dankt, fordert er diesen auf, um derer willen, die ihn liebt, nicht dem Tode zu trotzen. Allein Polyeuct verfiel bereits dem Märtyrerwahnsinn; Nearcus gegenüber ergeht er sich in wilden Ausbrüchen des Glaubenseifers.

Die Verwandlung bringt einen öffentlichen Platz mit dem festlich geschmückten Peristyl des Jupitertempels im Hintergrunde. In trefflicher Gliederung führen die folgenden Auftritte zum Höhenpunkte des Dramas. Als der Festzug der Priester, dem sich Richter, Krieger und ein Haufen Volkes angeschlossen, vor dem Tempel Stellung genommen, verkündet Albin den Versammelten, die Vögel offenbarten den Zorn der Götter, der Himmel habe geredet, er sei gerecht und fordere das blutige Christenopfer. „Du lügst, Priester!" donnert vortretend Polyeuct mit zornblitzendem Auge, während Pauline bestürzt auf ihn zutritt. Ein heftiger Wortstreit entspinnt sich. Außer sich stürmen endlich Polyeuct und Nearcus die Treppe hinan und werfen die Statuen der Götter vom Sockel. Wild lodert auf beiden Seiten die Flamme einer fanatischen Wuth. Die Axt, welche Albin einem Opferdiener entrissen, röthet bald das Blut des Nearcus. Dank Severus und Pauline wird Polyeuct nicht niedergemacht. Rasch geht es fortan bis zur Katastrophe abwärts. Im Kerker beschwören Pauline und Severus den Gefangenen vergebens, die Götter wieder zu verehren und damit ihnen seine Rettung zu ermöglichen. Die Blume der Liebe erstickte bei ihm schon, wenn sie anders je in seinem Herzen geblüht, der wuchernde Himmelsepheu. Von den Lictoren umringt erscheint Polyeuct auf dem Platze vor der Arena. Blutdürstig heult die Menge. Ein Centurio verliest das Todesurtheil. Vergebens fordert der Oberpriester den Verurtheilten auf, sein Verbrechen zu bekennen, gibt er ihm zu verstehen, dadurch könne er dem Tode entgehen: unerschrocken legt Polyeuct sein christliches Glaubensbekenntniß ab. Im letzten Moment tritt, die Krieger auf die Seite drängend, Pauline vor. „Haltet ein", ruft sie, „mein Gatte!" „Was willst du?" fragt Polyeuct, sie an sein Herz schließend.

Pauline.

Dich wiedersehen, lieben, und dir folgen,
In deinen Armen sterben, wie ich drin
Hab' leben wollen. Sehend machte mich
Dein Blut, das fließen soll. Dein Gott erschloß
Den Himmel mir. Pauline ward getauft
Mit einer Liebesthräne . . . Ja, ich sehe,
Ich weiß und glaube, bin enttäuscht, bin Christin
Geworden. Gläubig und getrost sterb' ich
Mit dir . . .

Alle.

Was sagt sie?

Polyeuct (umfängt Pauline).

Beten wir vereint!

Beide zusammen.

Ich glaub' an einen Gott, der Erde Schöpfer,
Des Himmels allerhöchsten Herrn . . .

Das Volk.

Zum Tode!
Vor unsern Augen sollen beide sterben!

Polyeuct und Pauline.

Ich glaube an den Gott, den jeder Christ
Verehrt, und fluche euern falschen Göttern.

Das Volk.

Zum Tod! Vor unsern Augen sterben beide!

Polyeuct und Pauline.

Der uns erleuchtet, Gott, ruft uns gen Himmel!

Beide werden nach der Arena mit den Löwen abgeführt. Die stattfindende Verwandlung erschließt dem Blicke das Innere derselben. Das Volk stürmt die Bänke hinan. Und mitten in die Arena gebracht, knien Polyeuct und Pauline, des Todes gewärtig, von einer Lichtwelle umflutet, nieder. Der Schluß ist christlich-logisch; doch das Tragisch-Erbauliche dieser Verherrlichung des Kirchenfanatismus möchte ich bestreiten. Bewunderung kann einem Polyeuct nur der überspannte religiöse Schwärmer zollen. Wenn Pauline bei der Kundgebung ihres Entschlusses, zu sterben, von Liebe redet, so ist das ein leerer Schall; ihre Liebe ist christliche Verzücktheit: wären bei ihr Herz und Gehirn normal beschaffen, so würde sie Severus lieben, Severus, dessen Herzensflamme kein fanatischer Dunst getrübt hat, der eine Opferfreudigkeit bewiesen, um die ihn ein Engel beneiden könnte. Das Lyrisch-Beste in dem Libretto sind die Strophen, welche dem Göttercult gelten.

In seinem nach Shakspeare's „Romeo und Julia" gedichteten und in Musik gesetzten lyrischen Drama „Die Liebenden von Verona"*) läßt der Marquis d'Ivry die Saiten der Liebe voll ertönen, und gern stellen wir ihm das Zeugniß aus, daß er als Librettodichter in dem engen Rahmen den Stoff recht wirksam

*) „Les amants de Vérone" (Paris 1879).

in Vers und Reim verwerthete. Als Componist war er sicherlich so wenig zu Großthaten im Opernfache prädestinirt wie Joncières, Saint-Saëns und die übrigen Jüngern, die wol im Tonsetzen recht Tüchtiges leisten und auch ganz hübsche Effecte erzielen — diese Aufgabe ist bekanntlich keine sehr undankbare, — aber deshalb sich nur ja nicht einbilden sollen, es brenne in ihrem Busen das heilige Feuer.

Camille Saint-Saëns schrieb die Musik zu dem von Louis Gallet gedichteten Drama „Etienne Marcel"*), das zu Lyon in Scene ging; daß er mit der Partitur kein Meisterstück liefern werde, war vorherzusehen. Wer die unlängst von Pasdeloup im pariser Wintercircus einem kunstfreundlichen Publikum gebotene Musik zu der von Victor Hugo gedichteten Ode „Leier und Harfe" gehört, kann den Urheber derselben, Saint-Saëns, wol als gewandten Tonsetzer, nicht aber als Tondichter gelten lassen: die musikalische Gefühlsoffenbarung in dem Kunstwerke befriedigt durchaus nicht. Was das von Gallet gedichtete Opernbuch anbetrifft, so ist allerdings zu bemerken, daß dasselbe wenig enthält, was einen Tonsetzer lyrisch rührend zu begeistern vermöchte. Der Autor mußte, als einmal seine Wahl getroffen war, mit dem Vorgehen seines Helden eine tragische Wirkung zu erzielen suchen, und das war bei dem Historisch-Bekannten der Figur nicht leicht. Wenn Marcel als Vertreter des Volkes an der Spitze der Misvergnügten in das Königsschloß drang, und dabei die Marschälle de Conflans und de Clermont als schlechte Berather des Dauphins der Volkswuth zum Opfer fielen, so berechtigt das freilich den Dichter zu einem Sühnschlusse in Bezug auf den Anführer; wesentlich verringert aber wird die tragische Schuld unstreitig durch den bekannten Hut-tausch, vermittels dessen Marcel dem bedrohten, schwer geängstigten Dauphin die Farben der Stadt Paris aufnöthigte und das Leben rettete. Der Dichter läßt ihn unmittelbar darauf im Selbstgespräch der Rechenschaft gedenken, die er in Betreff des vergossenen Blutes Gott zu geben habe. Es liegt darin, da es sich um das Gemeinwohl handelte, eben kein die Theilnahme für den Helden steigerndes Motiv. Auch die Art und Weise, wie er gegen Robert de Loris, den Ecuyer des Dauphins, der so vermessen war, sich in sein Töchterlein Béatrix zu verlieben, und Gegenliebe fand, seinen Vaterzorn äußert, stimmt schlecht mit seinem versöhnlichen Auftreten dem Sohne König Johann's gegenüber. Marcel's Ablenken in die Bahn des Verrathes an der Volkssache erscheint in dem Drama nicht genügend begründet. Der innere Groll über den Undank des Volkes, das ihm erst begeistert zugejauchzt hat und nunmehr schnöde den Rücken wendet, bedingt bei dem Helden einen Kampf der Eigenliebe mit dem Rechtsgefühl, der mehrfach im Dialog drastisch dargelegt ist. Marcel's Sträuben dem Versucher Eustache gegenüber ist trefflich durchgeführt. Sein Entschluß, dem König von Navarra die Thore der Stadt zu öffnen, geht nur aus Selbstsucht hervor; die Aeußerung, er sei des Ringens und Leidens müde, es verlange ihn nach dem Tode, und der Tod winke ihm bei Karl dem Bösen, soll discret bemänteln; Erregung des Mitleids und der Furcht wird damit kaum erzielt. Könnte der Dichter den Helden, trotz des Volksundankes, im Kampfe für das Volk sterben lassen, wie ungleich tragischer

*) „Etienne Marcel. Opéra en quatre actes, six tableaux" (Paris 1879).

würde der Ausgang sein! Die Handlung in ihrem Zusammenhange, das will ich constatiren, läßt kaum etwas zu wünschen übrig.

Noch eine große Oper: „Die Königin Bertha", ging über die Breter; allein dieselbe trug sowol dem Verfasser des Textbuches, Jules Barbier, als dem Urheber der Partitur, Victorin Joncières, wenig schmeichelhafte Bemerkungen ein. Während das Libretto als höchst uninteressant zum Froschpfuhl verdammt ward, traf die Musik der Tadel, sie sei nichtssagender Bombast, ein mislungener Versuch im Wagner-Stil.

Diesen Schöpfungen der Opernmuse reiht sich als dreiactiges „Ballet" ein reizendes japanisches Gestenstück: „Yedda", an, das, von Olivier Métra in Musik gesetzt, lebhaft die Phantasie ergötzt, mit der tragischen Pointe auch eine wehmüthige Stimmung hervorruft. Yedda, die hübsche Dorfmaid, ist mit dem Jüngling Nori verlobt, läßt sich von den Vorspiegelungen des Mikado berücken, fährt auf den Rath des Narren Tô nach der Zauberinsel, wo ihr die Königin der Geister einen kostbaren Talisman mit einem Zweige von einem Zauberbaum schenkt, an dem jedes Blatt abgetrennt die Erfüllung eines Herzenswunsches, das letzte aber ihren Tod bedeutet, wünscht sich an den Hof des Mikado, der ihr alle möglichen Aufmerksamkeiten erweist und damit die Eifersucht seiner Gemahlin rege macht, soll auf den Befehl der letztern von deren Buhlen erdolcht werden und stirbt schließlich verzweifelnd an der Leiche des armen Nori, der, als der Meuchler wider sie den Stahl zückte, vorgetreten und an ihrer Statt den Todesstoß empfangend das Opfer seiner unwandelbaren Liebe geworden ist. Das Interesse der-artiger Pantomimen liegt natürlich nicht sowol in der Handlung als vielmehr in dem von dieser bedingten exotisch-phantastischen Prachtaufwande und den Leistungen der Ballettänzer; die Musik kommt dabei fast nur nebenbei in Betracht, obwol sie im wesentlichen ein ergänzendes Darstellungsmittel bildet.

Gleich der großen oder ernsten zählt auch die komische Oper in der Seine-hauptstadt zahlreiche Freunde; überhaupt dürfte die letztere beliebter sein, was seinen Grund in der wohlthuenden Abwechselung von Gesang und Gespräch haben mag. In neuerer Zeit erfuhr der Begriff „komische Oper" eine Erweiterung, indem man mit den hervorragendern Operettencomponisten auf Grund der äußern Form diese Bezeichnung all ihren größern Werken beilegte und nur ihren kleinern Leistungen den Namen „Operette" ließ. Wir haben somit die größere Operette als eine Unterabtheilung der komischen Oper vorzuführen.

Ein charakteristischer Zug, den fast alle vorliegende komische Opern ältern Stils miteinander gemein haben, liegt, was die Handlung betrifft, in dem Kecken oder Seltsamen der den Kern der letztern bildenden Liebeswagnisse. Wunderbares in der Beziehung leisteten Victorien Sardou und Emile de Najac in der Oper „Fernandens Hochzeit", an deren Partitur Louis Deffès unerfüllte Hoffnungen knüpfte. Das Stück spielt in Spanien, erinnert an ein bekanntes Trauerspiel des Lope de Vega; die Verfasser durften sich folglich darin schon etwas herausnehmen. Der Infant von Spanien bringt der schönen Donna Fernanda, die der stattliche Cavalier Don Henrique geehelicht, auf der Mandoline ein Ständchen und wird

von dem Gatten im Zweikampf verwundet. Der König verurtheilt den vermessenen Fechter zum Tode, und der Prinz beschließt, ihn zu retten. Als Nonne verkleidet sucht der edle Jüngling in Begleitung seines leichtfertigen Erziehers die Dame, welche sich in ein Kloster zurückgezogen hat, auf, um mit ihr Rücksprache zu nehmen, und benutzt die Gelegenheit zu einer neuen Liebeserklärung. Entrüstet weist sie ihn mit seiner Zumuthung ab, und der Infant geruht, ihren Gatten auch ohne Lohn vor dem Galgentode bewahren zu wollen. Schließlich befreit er die von dem Verräther Arias Entführte mit Hülfe eines neuen Verkleidungskniffes. Kurz, die Manier des Gauklers Sardou tritt in allem zu Tage; es ist nur schade, daß er den Stoff nicht für das Ambigutheater verwerthet hat.

In der Oper „Susanna", Text von Lockroy und Eugène Cormon, Musik von Paladilhe, liegt die Pointe des Seltsam-Kecken gleichfalls in einer Verkleidung. Die keusche Susanna begegnet dem biedern Jüngling Richard, reicher Aeltern Sohn, der auf der Hochschule zu Cambridge studirt. Richard beredet sie, Mannskleider anzulegen und gleich ihm als Student die Hörsäle zu besuchen. Wie Richard und Susanna nicht einsehen, daß ein solches Geheimniß offenbar werden und zu übelm Gerede führen muß, das mögen Amor und die Verfasser wissen. Noch räthselhafter erscheint es, daß Richard beim Verlassen der Hochschule die Geliebte, welche für seine Gebieterin gilt, ruhig ziehen läßt, während er selber Kriegsdienste nimmt. Das Räthselhafteste aber bringt der Schlußact, indem nach vierjähriger Abwesenheit Richard als Marineoffizier endlich sich entschließt, Susanna, die eine berühmte Schauspielerin geworden, zu ehelichen, und zwar obwol sie im Begriff stand, einem reichen Lord ihre Hand zu schenken.

In „La courte échelle", Text von Charles de la Rounat, Musik von Edmond Membrée, deutet jenen Zug schon der Titel an. Das Libretto ist ein wirkliches Lustspiel: die Fabel enthält wahrhaft komische Momente; der Knotenpunkt, das Bockstehen, ist classisch in seiner Art, der köstlichen Verwechselung wegen, die ihm zu Grunde liegt. Der tiefverschuldete Vicomte de Chamilly hat sich entschlossen, eine Mitgift zu heirathen; die Besitzerin derselben heißt Diane de Beaulieu. Henri de Chavannes, der Intimus des Vicomte, hat sich sterblich in ein adeliges Fräulein verliebt und will verzweifeln, da dasselbe ein anderer heimführen soll. „Entführe sie, Bruderherz", meint der Vicomte. Der Rath wird befolgt. De Chamilly steht dem Entführer Bock. Was entdeckt dieser? Daß seine Angebetete und des Vicomte Braut eine und dieselbe Person ist. Dennoch entführt er sie. Ein Zweikampf zwischen ihm und Chamilly ist die Folge davon. Dame Justiz will dem mit einer Schramme davongekommenen Entführer den Scherz mit seiner Verurtheilung zum Tode lohnen; allein der Vicomte rettet den Freund mit der Erklärung, er selber, der Bräutigam, habe das Fräulein entführt, und der Schritt braucht ihn nicht zu reuen; denn die Mitgift, welche ihm entgangen, ersetzt das plötzliche Ableben einer steinreichen Tante, deren alleiniger Erbe er ist.

Die Oper „Pepita" bietet in der Partitur das Bemerkenswerthe, daß mit ihr ein hoffnungsvoller Walzercomponist, Delahaye jun., ein gelindes Fiasco erzielte, im Libretto, von Nuitter und Delahaye sen., das Merkwürdige, daß der Heldin, einem muntern jungen Spanierkinde, das einem Dutzend Anbeter den Kopf

verrückt und in einen jungen englischen Marineoffizier sich verliebt hat, diesen ihre längst nicht mehr junge Cousine Hermosa auf Grund eines Zufalls streitig macht, bis ein gutmüthiger Oheim dadurch, daß er die heilstörige Nichte heirathet, das Hinderniß aus dem Wege räumt.

Einen durchschlagenden Erfolg erzielte die Oper „Hauptmann Fracasse", deren Text eine von Catulle Mendès besorgte Verarbeitung des bekannten gleichnamigen Romans von Théophile Gautier (†) ist. Der Text gefiel; die Partitur, eine Arbeit Emile Pessard's, nicht. Derselbe Tonsetzer versuchte sein Heil mit der kleinen Oper „Le char"; aber nur die Dichter des Libretto: Paul Arène und Alphonse Daudet, ernteten mit ihrer Leistung Lob ein.*) Auf anmuthige Art ist darin die Allmacht der jung und alt berückenden Liebe dargelegt. Aristoteles ertappt als Lehrer des funfzehnjährigen Alexander von Macedonien den gar nicht lernbegierigen, aber um so liebeslüsternen Schüler, wie er als Anbeter der reizenden gallischen Sklavin Briseïs dieser beim Bleichen der Wäsche hilft, und droht ihm, er wolle es brieflich dem Herrn Papa melden, während er Briseïs unter vier Augen eine Strafpredigt halten will. Die Schelmin aber umgarnt den Alten unter vier Augen derart, daß er schließlich als folgsames Roß den von ihr und nachträglich auch von Alexander bestiegenen Wagen zieht, bis dem etwas gewagten Scherze und dem Hader zwischen Lehrer und Schüler das plötzliche Eintreffen Philipp's, des gestrengen Herrn und Vaters, ein Ende macht. Wie hier eine unbegründete Sittenstrenge, so wird in dem von Th. Dubois recht leidlich mit Musik ausgestatteten kleinen Lustspiel „Schwarzbrot", von Brunswick und Arthur de Beauplan, die übertriebene Zärtlichkeit der Gattin für den Gatten persiflirt. Daniel, der feiste Bierbrauermeister, wird von seiner andern Hälfte dermaßen verhätschelt, daß ihm endlich sein Lotterleben zur Last wird und er das Gelüsten verspürt, einmal Schwarzbrot zu essen, d. h. seiner Magd, der drallen Lillenserin, den Hof zu machen. Diese spannt nun, wie sie es mit ihrem Manne, dem vierschrötigen Seraphin, gethan, den Galan ins Arbeitsjoch, läßt ihn Wasser holen, Holz spalten u. s. w., und dabei von seiner Gattin und Seraphin ertappt, kriecht er kleinlaut zu Kreuze. Frau Daniel aber hat einsehen gelernt, daß mit dem Verhätscheln des Mannes für die Frau nicht viel gewonnen ist, und lenkt in den Weg der klugen Magd ein. Auf andere Weise äußert sich weibliche Liebe in der kleinen Oper „Zingarella", Text von Jules Adenis und Jules Montini, Musik von Joseph O'Kelly. Verzweiflung treibt einen jungen Tondichter, dem es nicht gelungen ist, einem lorberspendenden Publikum seine Erstlingspartitur zu vermitteln, ins Kloster. Damit ist aber einer gewissen hübschen Opernsängerin nicht gedient: verkleidet sucht sie den Geliebten mehrmals auf, bis es ihr endlich gelingt, das Genie von seinem bedauerlichen Vorhaben abzubringen. O pudicitia! Eine Verherrlichung keuscher Liebe soll die einactige Oper „Dianora", Text von Jules Chantepie, Musik von Samuel Rousseau, eine im Gold- und Ehrenfieber gediehene Treibhauspflanze, sein; leider ist sie es nicht.

---

*) Vgl. Edouard Noël und Edmond Stoullig, „Les Annales du théâtre et de la musique", 4. Jahrg. (Paris 1879).

Wir kommen nun zu der erwähnten Unterabtheilung der komischen Oper. Tondichterischer Ehrgeiz schuf dieselbe; eine nicht unbeträchtliche Anzahl solcher komischer Opern neuern Stils entstand bereits, und unzweifelhaft gaben in der jüngsten Zeit die Hauptvertreter des Genres ein gewisses Reformbestreben kund. Ueberhaupt bleibt die Belustigung dabei die Hauptsache, und ist das die Operette kennzeichnende Leichtlebig-Muthwillige keineswegs ganz daraus verbannt; es fehlt dazu nicht an pikanten Belegen. Der Aufbau in drei Acten scheint den Librettisten als Regel zu gelten.

Die glänzendsten Triumphe feierte Charles Lecocq, zunächst mit der komischen Oper „Der kleine Herzog"*), Text von Henri Meilhac und Ludovic Halevy. Im Libretto ein Gemisch kindlich naiver Liebesworte, krausen Geplauders und kecker Anspielungen, übte dieselbe auf die bühnenfreundlichen Pariser fast eine Anziehungskraft aus wie „Die Tochter der Frau Angot" lustigen Andenkens. Die Fabel versetzt uns in die Regierungszeit Ludwig's XIV. zurück. Der achtzehnjährige Herzog Raoul de Parthenay verspürte schon früh ein kriegerisches Regen und bekommt von dem sorgsamen Könige ein Dragonerregiment zugetheilt; er kam früh auf Liebesgedanken und wird mit hoher königlicher Bewilligung seiner lieben Blanche angetraut. Eben haben die Neuvermählten in einem reizenden Auftritte auf Du und Du ihren erwachenden Gefühlen Ausdruck zu geben versucht, und gibt sich der kleine Duc rosigen Brautnachtgedanken hin, da heißt es, Blanche solle auf des Königs Befehl, da der Gatte zum Eheherrn entschieden noch zu jung sei, auf zwei Jahre im Kloster zu Luneville ein Unterkommen finden, und richtig, sie ist schon nach dem Bestimmungsorte unterwegs. Das hat dem Duc der alte Griesgram Frimousse, sein Lehrer, angethan, der dem Zögling gar zu gern noch durch ein paar Jahre Latein beigebracht hätte. Der kleine Herzog möchte vor Grimm und Groll aus der Haut fahren; allein damit ist nichts ausgerichtet. Da kommt Boislandry, sein Fechtmeister, mit der Nachricht, der König stelle ihm sein Regiment zur Verfügung, er dürfe damit ziehen, wohin es ihm immer beliebe. Das läßt sich der Duc nicht zweimal sagen, und bald hat er mit seinen Dragonern das Kloster zu Luneville eingeschlossen. Die Vorsteherin des Klosters, der Bourbonenblut in den Adern rollt, läßt sich jedoch durch die Sturmandrohung nicht einschüchtern. Frimousse, den der Duc verabschiedet hat, der von ihr, auf höhere Empfehlung, als Lehrer der Literatur angestellt worden ist, was natürlich zu sehr erheiternden Schulscenen führt, soll sich an die Spitze der männlichen Dienerschaft stellen, kommt auch schließlich heldenmüthig dem Befehle nach; ins Kloster stiehlt sich als Bäuerin verkleidet der kleine Herzog, und eben hat er durch ein Wandfenster mit der im Kerker schmachtenden Herzogin ein Dutzend Küsse gewechselt, da stört ihn Frimousse nebst den Küchenjungen in seinem Beginnen, und er darf mit dem Degen das Gesindel in die Flucht treiben. Doch herein tritt die Vorsteherin; der Moment ist kritisch. Zum Glück kommt Boislandry mit der Botschaft, an der Grenze gehe es heiß her; die Directorin hält dem kleinen Duc das Unrühmliche seiner Handlungsweise vor, und renig, von Kampfbegeisterung durchglüht, zieht der Herzog,

*) „Le petit duc. Opéra comique" (Paris 1878).

die junge Gemahlin ihrem Schicksal überlassend, mit seinen Dragonern ab. Die Verfasser haben es verstanden, das Publikum in Athem zu erhalten; der Scenenwechsel ist überraschend und brillant. Im Feldlager sehen wir Raoul wieder. Das Regiment de Parthenay hat sich auf dem Schlachtfelde wacker gehalten. Der kleine Duc ist ganz siegestrunken. Das Maß seines Glückes zu häufen, erscheint die aus dem Kloster entwichene Herzogin, während ihm Boislandry berichtet, seine Gemahlin sei ihm in bester Form zurückgegeben worden, er selber solle dem Könige die Siegesbotschaft überbringen, worauf der lustige und belustigende kleine Herzog vom Publikum Abschied nimmt.

Würdig reiht sich dem kleinen Duc „Das kleine Fräulein"*) an. Lecocq schwingt darin mit gewohnter hinreißender Bravour den Zauberstab der Melodie. Meilhac und Halevy, die Unzertrennlichen, lassen darin frei die rosenrothe Fahne der schelmischen Liebe flattern, nebenbei in den Schildhaltern der Fronde zu Mazarin's Zeiten den Kriegsgott zu Ehren kommen, und würzten das Ganze mit launigen Ingredienzen, die manchmal recht pikant erscheinen. Die Heldin des Stückes, das kleine Fräulein, so genannt, weil sie nur dem Namen nach die Gattin des verstorbenen Grafen Cameroni gewesen, tritt als Verschworene wider den Cardinal auf und läßt es sich beikommen, unter dem Namen der Frau eines Notars zu Angoulême, die unter den Offizieren des königlichen Heeres viele Anbeter zählt, sich nach Paris zu begeben. Von Offizieren der zu Charenton lagernden Armee angehalten, wird die Gräfin Cameroni als Frau Douillet freigelassen. Allein die Begegnung hat genügt, bei dem commandirenden Offizier das Feuer der Leidenschaft anzufachen. Manicamp, der in Paris ein Liebesverhältniß hat, trifft dort als Fleischerknecht verkleidet mit der als Kellnerin Verkleideten zusammen. Es kommt zwischen den vom kleinen Fräulein aufgehetzten Frondeurs und den Königstruppen zum Treffen. Diese erstürmen die Barrikade. Das kleine Fräulein kommt als Kriegsgefangene zu dem alten Grafen Cameroni, dem Bruder ihres verschiedenen Gatten, ins Quartier, der sie durchaus ehelichen will, aber statt der Liebesverheißungen Nasenstüber von ihr empfängt, und nach längerm Hin und Her erreichen Manicamp und das kleine Fräulein mit Erlaubniß des bestochenen Cardinals den Hafen des ehelichen Glücks. Viel Stoff zum Lachen, hohe Herren und Damen als Fisch-, Gemüse-, Obsthändler u. s. w. verkleidet, plebejisch-erotische Anspielungen ... kurz, eine bekannte, von den Parisern gern genossene Kost.

Weniger hoch steht, auch in Bezug auf die Lecocq'sche Musik, die der Vorwurf trifft, reich an Reminiscenzen zu sein, das Opernwerk „Die Camargo"**), von Albert Vanloo und Eugène Leterrier. Darin spielt die Hauptrolle der populäre Bandit Mandrin, eine Art französischer Schinderhannes, ein Ueberall und Nirgends, der einer überspannten Creolin den Kopf verrückt und selbst der Camargo, der gefeierten Opernsängerin, einen Liebesritterstreich zu spielen wagt. Der Schwank enthält manches Ergötzliche. Die Sprache der Liebe ist darin natürlich keine ästhetisch anmuthende. Morgenländisch-phantastische Heirathspossen gewürzt mit Kadi-

*) „La petite mademoiselle. Opéra comique" (Paris 1879).
**) „La Camargo. Opéra comique" (Paris 1878).

willkür und Hulla-(Pseudogatten-)Quidproquos ergötzen ein lachlustiges Publikum in der Oper „Die schöne Perserin"*), von ebendenselben. Ich erblicke in dem Erfolge einen neuen Beleg zu dem vorherrschenden Possengeschmack und der davon bedingten Ansicht: „Je toller, desto besser."

Eine Abwendung von der Clownmusik, wie sie in den Bouffes und anderwärts florirt, bekundet dagegen speciell mit Bezug auf den Operettencomponisten Hervé die Oper „La marquise des rues", Text von Paul Siraudin und Gaston Hirsch. Die Abenteuer der armen kleinen verlassenen Marquise, die nebst ihren Familienpapieren ein Straßensänger in Schutz genommen hat, da der Marquis, ihr Oheim, ein sehr reicher Mann ist, amusiren in hohem Grade. Der Herzensstimme ist dabei Rechnung getragen, da die Kleine nicht der Sohn ihres Oheims, wie es dieser wünscht, sondern ihr Liebhaber von der schweizer Reise her, der jetzige Regimentspfeifer, bekommt, während der Sprosse des Marquis mit ihrer Hülfe eine überspannte Engländerin entführt.

Das alte Banner pflanzt Hervé in der Partitur zu der Oper „Panurg", von Clairville (†) und Gastineau, auf. Das ist vorwiegend Rabelais'sche Kost. Die Pointe darin bildet die Wahl zwischen einem Hörnerpaar und dem Tode. Wie sich von selbst versteht, zieht Panurg als guter Selbsthirt das erstere vor. Mehr sittlicher Ernst kennzeichnet die Oper „Madame Favart", von A. Duru und H. Chivot. Unser jüngstverstorbener Landsmann Offenbach hat dabei die tolle Ausgelassenheit des Operettenpartiturdichters aus den Augen gelassen und einen ernstern, würdigern Ton angeschlagen; die Kritik hat es ihm mit Anerkennung gelohnt. Der Marschall von Sachsen hat sich in die hübsche Actrice Favart verliebt und bietet als siegreicher Herzenserstürmer alles auf, seinen Zweck zu erreichen. Die Dame vergibt bei aller scheinbaren Nachgiebigkeit ihrer Ehre nichts und bekommt trotzdem, was sie wünschte, nämlich das Privilegium der Komischen Oper für ihren Gatten. Im alten Lichte erscheint Offenbach in „Meister Peronilla", einem Werke, das im Textbuch mit einer doppelten Liebesintrigue alten abgedroschenen Stoff bietet. Die hübsche Tochter des Chocoladenhändlers Peronilla und der schmucke Jüngling Alvarez lieben einander. Peronilla's betagte häßliche Schwester weiß es so einzurichten, daß Alvarez, der ihr ins Auge sticht, einem alten häßlichen Candidaten weichen muß. Aber als zur Trauung geschritten werden soll, entführt Alvarez die Heißgeliebte, und Peronilla's alte häßliche Schwester wird die Gattin des alten häßlichen Ehefreundes. Mit gewohnter Heine'scher Gemüthlichkeit würzte Offenbach tondichterisch ebenso die Oper „La fille du tambour-major", von den Obengenannten. Ein Exschönfärber und Tambourmajor, der seine Tochter sucht und sie endlich in einem Kloster in Italien wiederfindet, eine Jungfrau, die aus Liebe zu ihrem natürlichen Vater, dem Tambourmajor, auf Ansehen und Reichthum verzichtet und als Marketenderin unter die Soldaten geht, ein Herzog, der, ohne es zu wissen, die Wäscherin Margot geehelicht hat, eine Herzogin, die dem schönen Schönfärber und Tambourmajor als dem Vater ihrer Tochter noch immer in Liebe zugethan ist ... das sind die vornehmsten han-

*) „La belle Persane. Opéra comique" (Paris 1879).

delnden Personen in einer ... Komödie, wie sie die Offenbach'sche Muse allerdings in Tonfarben zu illustriren liebte. An der Hand Paul Ferrier's versuchte der Maëstro aus Köln in der Oper „Die Marokkanerin", einem Haremscherz mit Cocottenschnickschnack, in dem ein liebessiecher alter Pascha die Verführerrolle spielt, sein Glück mit einer Composition, die gleich der Handlung nicht zündend wirkt.

Hin und wieder stößt man auf ein recht hübsch ersonnenes Libretto; aber die Musik gibt bei der Oper den Ausschlag, das hat auch — zu seinem Vortheil schwerlich, — Laurent de Rillé mit seiner Partitur zu dem Poëm „Babiole" erfahren; die Dichter sind dieselben, welche Hervé den Text zu der Oper „Panurg" lieferten. Babiole, die Heldin, ein Typus für Kaffeeschwestern, macht ihrem Namen Ehre. Der Jüngling Allain soll sie lieben und liebt Arabella, die Tochter des Amtmanns, während diese einen gewissen Carcassol liebt. Die Schelmin thut als sei sie mit Allain's Liebe zu Arabella einverstanden, pflegt aber als wandernde Dorfchronik ausplaudernd List, sodaß der Amtmann dem Heirathscandidaten die Tochter zubringt, dann gehen freilich Allain betreffs seiner Angebeteten die Augen auf und überläßt er Carcassol, was diesem als Galan von Rechts wegen zukommt, während er selber Babiole zur Ehe begehrt.

Uns dem Gebiete der recitirenden Darstellung zuwendend, bemerken wir zunächst, daß das ernste Drama in seinem erhabensten Ausdruck, der eigentlichen, d. h. mit dem Untergange des Helden schließenden, Tragödie, in neuester Zeit in Frankreich fast gar nicht angebaut wird. Der hehren Kunstbegeisterung, die dem Dichter die Brust schwellen muß, der mit Erfolg den Gipfel des dramatischen Schaffens anstreben will, scheinen eben nur einzelne unter Frankreichs gegenwärtigen Dramatikern fähig zu sein. Es ist wahr, daß das größere Publikum auch zu Paris aus Gründen, die einmal in dem tragischen Ausgange, dann aber auch in einer mangelhaften Würdigung des Kunstwerthes solcher Dichtungen liegen, dem echten Trauerspiele die tragédie qui finit bien, also das französische Drama im engern Sinne, unser Schauspiel, vorzieht. Einen neuen Beleg dazu bot die Aufführung der Tragödie „Israel", von Léon und Franz Beauvallet, im Château-d'Eautheater. Die Kritik hat anerkennen müssen, daß das Drama im Aufbau trefflich gegliedert, in der Fabel wohl ersonnen ist, daß es ergreifende Momente enthält, in der Katastrophe eine markerschütternde Bedeutung hat, die Darsteller lösten ihre Aufgabe in bemerkenswerther Weise, und dennoch ließ das Werk die Zuschauer kalt. Die Verfasser entnahmen ihren Stoff der Epoche des Krieges der Makkabäer mit dem Syrerkönige Antiochus Epiphanes. Die Heldin, Theonice, des Antiochus Tochter, weiß, in der Stille erzogen, nicht um den Rang ihres Vaters. In leidenschaftlicher Liebe zu Simon, dem Hohenpriester, entbrannt, schwört sie im Lager der Feinde ihren Götterglauben ab. Mit den besiegten Juden in Gefangenschaft gerathen, will sie den Unterjocher derselben tödten. Allein, über den Schlummernden gebeugt, erkennt sie in ihm ihren Vater, und entsetzt läßt sie den Mordstahl fallen. In den eigenen Busen senkt sie ihn, als der Geliebte nebst den Genossen den Flammentod erleidet. Zu bedauern ist bei dem am Kaltsinn des Publikums gescheiterten Versuche, daß die Verfasser das Werk in Prosa schrieben. Im

Versgewande hätte es vielleicht im Repertoire der Comédie française sich eine Stelle erobert.

Verschiedene Dramatiker brachten als Patrioten einen Helden aus der ersten Revolutionsepoche auf die Bühne, ein schwieriges Unternehmen, dessen Reiz, zumal bei den heutigen Parteizuständen in Frankreich, auf der Hand liegt. Die Hünengestalt eines weltberühmten Revolutionsredners verwerthete Jules Claretie in dem Drama „Les Mirabeau" . . . mit Glück, kann gerade nicht behauptet werden. Der Stoff zerfällt in einen historischen und einen melodramatischen Theil. Der historische führt den Volkstribunen in seinem Ringen mit dem Geschick, das ihm ein sorgenfreies Leben versagt hat, vor und endigt mit dem Schwur im Ballhause am 23. Juni, das Melodrama dient zum Theil als Folie für das Vorwärtsstreben des künftigen Redners. Nach und nach sind in dem Stücke alle damals lebenden Glieder der Familie: der Vicomte, genannt Mirabeau-Tonneau, des Grafen jüngerer Bruder, Mirabeau Vater, der Physiokrat, und dessen Bruder, der Amtmann, vorgeführt. Mirabeau ist als Verbannter unter dem Namen Pierre Bussière von London zurückgekehrt, erfährt durch seinen Verleger Valras, der ihm in Fräulein Nehra eine junge Waise vorstellt und dieselbe in den Schutz seines Oheims, des Amtmanns gibt, daß sein Vater der Frau de Pailly, seiner Maitresse, auf seinem Stammschlosse in der Provence eine Wohnung eingeräumt hat, und eilt hin, dem Alten Vorstellungen zu machen. Es kommt zwischen beiden zu einem peinlichen Auftritte, in dem der Graf nicht den Sieg davonträgt. Auf einem Feste, das der Marquis gibt und dem auch dessen Gebieterin beiwohnt, findet Mirabeau Gelegenheit, Revanche dafür zu nehmen. Vorüber kommen reitende Gensdarmen mit einem zu den Galeren verurtheilten Salzschmuggler, und als des Mannes flehentliches Bitten den Schloßherrn und dessen Geliebte nicht rührt, befreit denselben der Graf, welchem Bauern beistehen, mit Gewalt. Zu Paris sehen wir ihn wieder. Bevorstehend ist die Zusammenkunft der Stände. Im Begriff, zu Aix als Wahlcandidat aufzutreten, kann er seinen Vorsatz nicht ausführen, da es ihm an Geld fehlt und weder Bruder noch Oheim ihm welches vorstrecken können. In der elften Stunde erscheint ihm der Versucher in der Gestalt des Wucherers Beaumarchais, und daraus schuf der Verfasser einen herzerfrischenden Auftritt. Mirabeau hat eine Broschüre gegen ein gewisses Bankgeschäft geschrieben: Beaumarchais bietet dem Tiefverschuldeten 100000 Frs. für den Fall, daß er eine Gegenschrift veröffentliche, und entrüstet weist ihn der Graf mit seinem Ansinnen ab, worauf ihm Beaumarchais mittheilt, dann könne er sich auf Einsperrung gefaßt machen, da eine einflußreiche Persönlichkeit all seine Schuldscheine aufgekauft habe. Das Maß zu häufen, kommt sein Freund Valras und hält ihm eine Strafpredigt, da er sich von einer gewissen Dame fesseln lasse, die keine andere ist als Valras' von ihm geschieden lebende Gattin. Es liegt in dieser Leidenschaft und dem Auftritte im Vaterhause ein Widerspruch, der mindestens befremdet. Als Mirabeau der Frau de Rieux die Thür gewiesen hat, überbringt ihm ein Spielclubdiener eine Kassette voll Gold. In der Meinung, sein Bruder sei der Absender, bezahlt Mirabeau seine Schulden und geht nach Aix. Rachsüchtig bietet nun Frau de Pailly alles auf, um seinen Plan zu vereiteln. An der Frau de Rieux ge-

winnt sie eine Verbündete, die das von ihr verbreitete Gerücht, der Graf habe sich bestechen lassen, bestätigt, eine briefliche Erklärung des Fräulein de Nehra, sie habe das Geld geschickt, unterschlägt und ihren Gatten verhaften läßt. Vom Adel zurückgewiesen, wird Mirabeau Tuchhändler und tritt als Candidat des dritten Standes auf. Claretie behandelt seinen Helden äußerst liebevoll. Inzwischen sind dem Marquis de Mirabeau betreffs seiner Gebieterin, welche ihn, als er völlig zu Grunde gerichtet, verlassen hat, die Augen aufgegangen. Dem Amtmann, dessen Bruder, gelingt es, eine Aussöhnung zwischen Vater und Sohn herbeizuführen und des erstern Einwilligung zur Scheidung der Ehe des letztern mit der Tochter des Marquis de Marignane sowie zu seiner Verbindung mit Fräulein de Nehra auszuwirken. Diese bittet Frau de Rieux, ihr die briefliche Erklärung, die Kassette mit dem Gelde betreffend, wieder einzuhändigen. Ergrimmt droht ihr die frühere Gebieterin des Grafen, diesen verderben zu wollen. Eine List bringt die Verlobte wieder in den Besitz des Schriftstücks. Von der Wüthenden verfolgt, flüchtet sie auf den Balkon des an der Seine stehenden Hauses, und die Furie stürzt sie hinab in die unten dahinrollende Flut. Der folgende Auftritt bringt die dramatische Handlung zum Abschluß; er ist craß und kommt dem Schauervollsten gleich, das je am Boulevard du Crime über die Breter gegangen. Als Mirabeau seine Braut abholen will, bringt man ihren entseelten Leichnam. Wild zückt der Graf den Dolch, das Scheusal de Rieux niederzustoßen. Allein Valras, ihr verrathener Gatte, wirft sich zum Vorkämpfer auf, und mit dem rothgeglühten Eisen, womit man die Galerensklaven brandmarkt, brennt er ihr das Merkzeichen der Schande auf die Stirn, worauf sie von Wahnsinn befallen hinausstürzt. Im wesentlichen soll das Stück wol Mirabeau's spätere Handlungsweise begründen. Die Schlußscene, der Schwur im Ballhause, berechtigt entschieden zu der Annahme.

Ein versöhnlicher Zug, der bei dem Parteienzwiespalt in Frankreich nicht hoch genug in Anschlag zu bringen, geht durch das Drama „Hoche", von Jules Lannay, Georges und Emile Richard. Im ganzen ist dasselbe eine patriotisch-freisinnige, geist- und taktvolle Beleuchtung jenes hervorragenden Charakters aus der Revolutionszeit, der darin, daß er für die Sache des Volkes stritt, keinen Grund zu ungerechtem Vorgehen gegen Andersgesinnte erblickte und dem Royalisten so gut Gerechtigkeit widerfahren ließ wie dem Republikaner. Die Handlung führt bis zu dem Siege von Quiberon. Die Hauptzüge des Charakters, seine Ritterlichkeit, seine Vaterlandsliebe, sein humanes Denken und Handeln fanden gebührende Verwerthung. Wenn er mit dem Volk für die Nationalversammlung gegen den Hof Partei ergreift, so hält ihn das nicht ab, eine Marquise, deren Lakaien die Menge zur Wuth gereizt haben, gegen diese Menge in Schutz zu nehmen. Wenn er beim Erstürmen der Bastille mit thätig ist, so rettet er gleichwol den Schweizern, die als Vertheidiger derselben ihre Pflicht gethan haben und die das Volk umbringen will, das Leben. Nach der Dämpfung des Aufruhrs in der Vendée bekommt es Hoche mit royalistischen Umtrieben zu thun. Die Marquise, der er im ersten Act das Leben gerettet, soll ihn zu verführen suchen, indeß die Engländer und die Emigranten auf Quiberon landen; allein schon nach den ersten Worten des Generals, Worten, die den edeln Biedermann verrathen, siegt bei ihr die sitt-

liche Entrüstung über den Parteifanatismus, und schamvoll bietet sie dem General ihre Freundschaft. Unter den Bandenführern in der Vendée, die den Feldherrn mit dem Hinziehen der Friedensunterhandlungen zu täuschen suchen, sagt einer rundheraus, wie er's meint, und äußert, als Hoche von Vergeben und Vergessen redet, Worte des Spottes, bezüglich der Hand voll Rebellen, welche sich die Oberherrschaft anmaßen; Hoche's Antwort ist eine niederschmetternde Bestätigung des nationalen Bewußtseins, der Volkssouveränetät. Gleichwol hätten dieser und der vorhin erwähnte Auftritt drastischer verwerthet sein können. Das Stück schließt human und schön mit Worten der Verzeihung, die nach dem Siege von Quiberon Hoche an die irregeleiteten vendéer Bauern richtet.

Einen dritten bedeutenden Charakter aus jener Revolutionsepoche brachte ein Anfänger, Emile Moreau, in dem Drama „Camille Desmoulins" auf die Bühne. So erfreulich das Auftauchen des Stückes in der dramatischen Alltagsflut, so anerkennenswerth das Streben des jungen Autors ist, so konnte ihm die Kritik dafür schlechterdings einen Lorberkranz nicht zuerkennen, wenn sie ihm auch in Bezug auf eine und die andere Scene ihr Lob nicht vorenthielt. Desmoulins ist insofern für den Dramatiker eine dankbare Heldenfigur, als derselbe als Volksredner die Erstürmung der Bastille anregte, während der Schreckenszeit als Conventsmitglied zuerst wider die revolutionären Barbaren und Tollhäusler auftrat, und humanern Gedanken Raum gebend, auf das Ende der Schreckensherrschaft drang. Was Moreau mit Recht verübelt wird, ist, daß er in der Fabel die Hinrichtung Desmoulins' mit der Eifersucht begründet, die Robespierre wegen der schönen Gattin Camille's gegen diesen empfunden hätte. So weit darf doch bei der Behandlung eines historischen Stoffs die Autorwillkür nicht gehen. Wenn das Drama trotzdem mit Beifall aufgenommen wurde, so verdankt es dies hauptsächlich den mehr oder weniger drastisch vorgeführten Auftritten aus jener denkwürdigen Zeit, die darin enthalten sind.

Zu den erfreulichen Erscheinungen in der Bühnenwelt zählt ferner, trotz seiner Mängel, das Drama in Versen „Der Marquis de Kénilis", von Charles Lomon. Es erinnert in der Hauptsache an desselben Autors „Jean Dacier", ohne diesem Stück, was Sprache und Aufbau betrifft, überhaupt ebenbürtig zu sein; es ist übrigens ein Erstlingswerk, da es vor jenem Drama fertig geworden, was die Kritik bei ihrem Urtheil zu berücksichtigen hatte. Auch dieses Drama spielt zur Zeit der großen Revolution. Der Marquis de Kénilis, ein echt aristokratischer Charakter, gleichwol nicht fanatisch bis zum schroffen Aburtheilen, will lieber als Fregattenbefehlshaber seine Entlassung nehmen, als einem Befehle der neuen Regierung Folge leisten. Berthe, des Marquis Tochter, soll Gaston, einen jungen Edelmann, zur Ehe bekommen; ihr Herz schlägt aber für ihren Milchbruder Yvon, der mit ihr erzogen worden und an Bildung ihr nicht nachsteht. Als Yvon sich entschlossen hat, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen, wagt es der Marquis nicht, ihn deshalb zu tadeln. Später, nach dem vendéer Kriege, läßt sich der Marquis von Gaston bereden, an einer Verschwörung theilzunehmen, deren Zweck ist, die Stadt Brest in die Gewalt eines unter englischer Flagge heransegelnden Emigrantenhaufens zu bringen. Yvon sorgt als Befehlshaber der zunächst bedrohten Fregatte,

derselben, die früher der Marquis befehligte, dafür, daß der Plan vereitelt wird. Die Verschworenen gerathen in Gefangenschaft. Gaston wird erschossen. Der Marquis soll sein Los theilen; allein Yvon wirkt beim Wohlfahrtsausschuß dessen Rettung mit einem Befehl aus, kraft dessen er den Marquis an Bord nehmen und über das Meer bringen soll. Auf der Fahrt geht eine psychologisch merkwürdige, aber erklärliche Wandlung im Innern des Marquis vor sich. In tiefgefühlten Worten gesteht er dem treuen Diener und Parteigenossen, was ihn quält. „Was haben Sie sich denn vorzuwerfen?" fragt Kardec. „Ein Verbrechen", entgegnet der Marquis, und fügt hinzu:

O, meine makellose, stolze, schöne
Vergangenheit! Es war ein Mann, geachtet,
Geehrt wie keiner, biederherzig, treu,
Der dreißig Jahre lang nur einen Zweck,
Nur eine Freude, eine Hoffnung hatte,
Nur einen Stolz: im Dienste Frankreichs thätig
Zu sein, ein Mann, dem keiner, der ihn kannte,
Der wußte, welche heiße Liebe für
Sein Vaterland er hegte, den Gedanken
An schändlichen Verrath je zugetraut,
Und dieser Mann, ein Edelmann, der Sprosse
Des würdigsten Geschlechts, den keine Drohung,
Den kein Versprechen hätte zum Verrathe
Bestimmen können, der die Lüge haßte,
In einem Augenblick des Ueberdrusses,
Heilloser Schwäche ward er zum Verräther.

Kardec.

Sie wurden hintergangen, wußten nicht,
Daß hinter dem Gestade, der Fregatte
Das englische Geschwader harrte, glaubten,
Daß nur Franzosen Ihnen folgen sollten,
Wie man's versichert . . .

Der Marquis.

Ach, es waren Feinde,
Sie alle, welche leichthin als Franzosen
Mit einem fremden Schwert sich wappneten.
Ha, schlug in ihrer Brust ein biedres Herz,
So dürfen sie das Schicksal preisen, das
Bei ihrem Schandwerk schlecht sie unterstützt.
Gibt es doch Handlungen, die nichts zu läutern,
Kein Zweck, und wär' er noch so edel, zu
Rechtfertigen vermag, die nichts gebären
Denn Schimpf und Schmach, gibt es doch Fehler, die
Den Tod verdienen . . .

Nicht minder erhebend ist der folgende Auftritt, in dem Kénilis seiner Tochter das Versprechen abnimmt, keinen Mann ehelichen zu wollen, er zöge denn ihr das Vaterland vor. Der darin für den Verräther liegende Trost ist feinfühlig dargelegt. Yvon tritt vor die Jungfrau zitternd hin. Ueberglücklich verläßt er sie:

Berthe liebt ihn. Niederschmetternd wirkt dann auf ihn der Inhalt des amtlichen Schreibens, das er im Angesicht des Bestimmungsortes entsiegeln soll. Auf der Stelle, lautet der Regierungsbefehl, solle er den Marquis erschießen lassen. Der Moment ist peinlich; aber der Verfasser weiß Rath. De Kénilis entgeht der Gefahr; an seiner Statt wird ein verstorbener Matrose ins Meer gesenkt, er selber nimmt einen andern Namen an. Schließlich stirbt der Marquis in einem Seegefecht den Heldentod, nachdem er als gewiegter Artillerist der französischen Flagge den Sieg verschafft hat. Yvon und Berthe aber können ihre Hochzeit in Aussicht nehmen. Der Schluß kann für befriedigend gelten, nicht die Art und Weise, wie derselbe herbeigeführt worden.

In dem Drama „Anna von Kerviler"*) verwerthete Ernest Legouvé ebenfalls einen Stoff aus jener Revolutionszeit. In stilistischer Beziehung ist dasselbe den bessern Bühnenwerken zuzuzählen; schwerlich in Bezug auf den Inhalt. Dem Verfasser ist das Werk sicher nicht nach Wunsch gerathen. Er ließ schaffend zu sehr den berechnenden Verstand walten, als daß es ihm hätte gelingen können, etwas wahrhaft Lebensfähiges zu Stande zu bringen. Wer zu viel beweisen will, beweist gar nichts, und ein Bühnenschriftsteller, der, um dies und das darzuthun, die Wahrscheinlichkeit außer Acht läßt, erregt nicht Theilnahme, sondern Befremden. Legouvé behandelte einen dankbaren Stoff, aus dem sich eine gute Tragödie hätte schaffen lassen, in einer Weise, die das Herz kalt läßt. Die Gräfin Anna hat dem Willen ihres sterbenden Vaters gemäß einem Manne ihre Hand zur Ehe gereicht, den sie nicht lieben konnte, da ihr Herz schon einem andern gehörte. Sie machte dem Gatten gegenüber aus ihrer Liebe kein Hehl, hinterging diesen aber insofern, als sie vorgab, der Geliebte zähle zu den Todten, und de Kerviler ertheilte ihr das Versprechen, ihr in alle Zukunft als Ehemann nichts zumuthen zu wollen, was ihre pietätvolle Liebe entweihen könne. Frau Anna ist durch die Lüge in unsern Augen moralisch abgethan; den Mann können wir, trotz der Heirathsmotive, ebenso wenig hochachten. Der Todtgesagte, Elie Moréac, ein Parteigenosse und Freund des Grafen, — das Stück spielt zur Zeit des Chouankrieges zu Bessuire, — hat vor zwei Monaten, nachdem die Stadt von den Republikanern erstürmt worden, verwundet im Hause de Kerviler's ein Unterkommen gefunden, die allein mit ihm zurückgebliebene Gräfin hat ihn gepflegt, und der mit seinen Mannen die Stadt belagernde Graf darf sich zu den Folgen nicht gratuliren ... Da stattet der ... Offizier seiner schönen Gemahlin einen Besuch ab. Sein Eintreffen ist von Spionen bemerkt worden. Soldaten kommen, ihn festzunehmen. Und Moréac, den das böse Gewissen peinigt, gibt sich ihnen, während der Graf zu entkommen sucht, als de Kerviler zu erkennen. Inzwischen wird auch der Graf festgenommen. Frau Anna soll sagen, wer der wahre de Kerviler ist, und macht dem peinlichen Auftritt mit einem „Je ne peux pas!" rasch ein Ende. Moréac will für den Grafen, dieser für jenen sterben: beide fühlen sich unglücklich, wer sähe das nicht ein? Moréac hat schon nach einem Priester schicken lassen, denn ohne gebeichtet zu haben möchte der strenggläubige Bretagner nicht sterben.

*) „Anne de Kerviler. Drame en un acte" (Paris 1880).

Endlich schickt er sich, da der Priester ausbleibt und die Zeit drängt, an, wie es in besondern Fällen die ersten Christen thaten, seinem Schicksalsgenossen zu beichten. Eben steht der Held im Begriff, seine Mitschuldige namhaft zu machen, da stößt die hereintretende Gräfin einen Ruf aus, bei dem der Graf bezugs der Schändung seiner Hausehre nicht wohl mehr zweifeln kann. „Misérables!" ruft er. Armer Ossip! Er entsinnt sich, daß er die Rolle des Beichtvaters übernommen, und verzeiht den Reuigen, ja, erklärt sie für unschuldig, für Märtyrer, deren Leiden er verschuldet, und ertheilt ihnen die Absolution ... Er selber will seine Schuld durch den Tod, die beiden Liebenden sollen die ihrige im Leben sühnen ... Es ist rührend. Schließlich schleichen sich beide Helden davon, da gestürmt wird und die Soldaten hinausgeeilt sind. De Kerviler kehrt schwerverwundet wieder und meint röchelnd, sein Tod sei ein glücklicher, da er trenne, was nicht zusammengehöre. Finis coronat opus.

Mit patriotischen Ergüssen thut in dem im Kriegsjahre 1870 spielenden Schauspiel in Versen „Die Mühle von Roupayrac" François Fabié groß; allein die meist klanglosen Alexandriner zünden nicht, und der ersehnte Lorber blieb aus. Die Fabel führt einen jungen Patrioten vor, der mit liebesiechem Herzen in den Krieg zieht und bei der Rückkehr bezugs der Geliebten einen Tauschhandel eingeht, da sie nicht ihn, sondern seinen Nebenbuhler, dessen Verlobte aber ihn liebt.

Eine bessere Darstellung des Ringens der Liebe mit dem Patriotismus brachte das Drama in Versen „Karl der Große", von René Fabert. Kritiker, die den Autor für einen jungen Anfänger hielten, äußerten anfangs aufmunternde Worte und meinten, das Stück enthalte gute, klangschöne Verse und dramatisch gelungene Stellen; als sie aber erfuhren, der Dichter sei ein fünfundfunfzigjähriger ehemaliger Notar, schlugen sie einen andern Ton an ... Die Hauptrolle in dem Drama spielen der seit zehn Jahren unterworfene Sachsenherzog Wittekind und dessen Tochter Brunhilde. Diese zeigt sich ungehalten über den Vater, weil er auf seiner Burg die Frankenhäuptlinge ungehindert schalten und walten läßt. Wittekind steckt ihr, er dulde es, um desto sicherer eine geplante Verschwörung durchsetzen zu können; allein Brunhilde glaubt ihm nicht, verbindet sich mit einem geschworenen Feinde Wittekind's, dem Oberpriester Sigmar, plant mit demselben die Ermordung der im Schlosse banketirenden Frankenhäuptlinge und drückt dem schriftlichen Mordbefehl ihres Vaters Insiegel auf. Nur einer soll nach ihrem Willen am Leben bleiben, und das ist Prinz Ludwig, Kaiser Karl's zweiter Sohn, den sie leidenschaftlich liebt. Damit ist die Handlung bestens eingeleitet, die dann in gutem Zusammenhange, bei entsprechender Steigerung der Wirkungen bis zum tragischen Ende Brunhilde's und Wittekind's fesselnd sich abspinnt.

Der Vicomte Henri de Bornier kehrt bekanntlich gern in seinen Dramen den Patrioten heraus, und wer wollte ihm das bei dem beständigen Parteihader im schönen Frankreich verargen! In seiner jüngsten Tragödie: „Attila's Hochzeit", sucht dieser Autor die Lage der Besiegten dem Sieger gegenüber auszubeuten, indem er diesen der rohen Gewalt sich hingeben, jene dem Fortschritt und der Aufklärung huldigen läßt. Die Art und Weise, wie er in seiner Tragödie die Civilisation als Be-

siegerin der Barbarei vorführt, ist zu bezeichnend, als daß ich sie mit einem Streiflicht auf den Gang des Dramas nicht kurz beleuchten sollte. Attila, die Gottesgeisel, wie er selber sich nennt, ist nach seinem verheerenden Feldzuge durch Gallien und Italien, wo Lutetia (Paris) und Rom allein nicht unter seine Gewalt gerathen sind, in das Steppenland an den Ufern der Donau zurückgekehrt, um einen neuen Einfall vorzubereiten. Einstweilen läßt er es sich angelegen sein, einen Hofstaat zu bilden, da ihm Kaiser Valentinian die Hand seiner Schwester Honoria versprochen, und zu Mitgliedern desselben wählt er die angesehenen Persönlichkeiten, die er als Kriegsgefangene von den Ufern der Seine mitgebracht hat: den Frankenkönig Herric, dessen Tochter Hildiga u. a. m. Da kommt der Frankenherzog Walter mit Lösegeld für den König und die Prinzessin. Daß der Hunnenfürst die beiden darauf freigegeben hätte? O nein, er behält zu dem Lösegelde als einen willkommenen Höfling den Herzog da, weiß freilich nicht um dessen Liebe zu Hildiga und der Prinzessin Gegenliebe. Kurz darauf trifft ein Abgesandter Kaiser Valentinian's auf dem Schlosse mit der Meldung ein, sein Herr und Gebieter könne sich schlechterdings nicht entschließen, einem Attila die Hand seiner Schwester zu schenken. Wüthend weist der Hunnenkönig dem kaiserlichen Kurier mit einer Kriegsandrohung die Thür, und da er quand même eine Prinzessin ehelichen will, beschließt er, sich mit Hildiga zu vermählen. Entsetzt weist die ebenso stolze als schöne Königstochter ihn erst mit seinem Ansinnen ab. Als aber Attila droht, er wolle, falls sie nicht nachgebe, alle ihre Mitgefangenen den reißenden Thieren vorwerfen lassen, sagt sie entschlossen zu. Vergebens beschwören sie alle, das Opfer nicht zu bringen, vergebens rufen ihr alle, bis auf Walter, der allein sein Vertrauen auf sie bewahrt, ein energisches „Sei verflucht!" zu: die Vermählungsfeier findet statt. Nun hat dem Hunnenkönige sein Seher verrathen, es liebe Einer seine Gemahlin und suche sie zu befreien, überdies werde eine Verschwörung gegen ihn angezettelt. Den oder die Schuldigen ausfindig zu machen, thut Attila, als wolle er den fränkischen Sklaven die Freiheit schenken: wer dableiben will, darf einen stichhaltigen Grund angeben, sonst ... Als er Walter die Freiheit ankündigt, erklärt ihm derselbe, er werde, einmal auf freien Fuß gestellt, überall, wo Attila mit seinen Horden gehaust, die Massen gegen ihn aufwiegeln, sie für Ehre und Mannestugend begeistern, dann auch Lutetia, die Nichtbezwungene, aufsuchen und den dort versammelten Kriegern ans Herz legen, wie es ihre Aufgabe sei, den irregeleiteten Völkern, mögen es nun Gallier, Franken, Burgunden oder Germanen sein, den rechten Weg zu zeigen, ihnen zurufen, sie sollen nicht wie unlängst warten, bis die Hunnen zu ihnen gekommen, sondern die Wölfe in ihren Höhlen aufsuchen, u. s. w. Außer sich gebracht, versetzt Walter endlich dennoch, er liebe Hildiga, worauf ihn Attila enthaupten läßt. Mit der Axt, die des Geliebten Blut röthete, tritt am Abende des Hochzeitstages Hildiga als Rächerin auf, indem sie damit dem zu ihr ins Brautgemach tretenden Hunnenkönige den Todesstreich versetzt. Angesichts der Gefangenen, die sich begeistert um die befreite Fahne Lutetias scharen und der den verheißenden Zukunftsgesang anstimmenden Fahnenträgerin zujauchzen, scheint dem Hunnenkönige endlich ein überzeugendes Licht aufzugehen, und damit ist der Sieg der Aufklärung über das

Geistesdunkel glücklich angedeutet. Schade nur, daß der Sieg durch Blutvergießen angebahnt worden und trotz der schönen, begeisterten Worte, die der Autor seiner Gerontia in den Mund legt, die Bekehrung, noch dazu im Augenblicke vor dem Tode, nicht zur Genüge motivirt erscheint. Gleichviel, und welch besondere Deutung gewisse Dialogstellen auch zulassen mögen: ein Werk wie das vorliegende verdient schon aus dem Grunde das Lob der Kritik, weil es von der großen Mehrzahl moderner Bühnenstücke vortheilhaft absticht und bezugs der dramatischen Wirkung bedeutend zu nennen ist.

Herrschsucht, Habgier und sinnliche Liebe spielen in dem fünfactigen Drama in Versen „Garin", von Paul Delair, eine Rolle. Bei entsprechender Verwerthung des Stoffes hätte hier seitens der Kritik ein Meisterstück gebucht werden können. Trotz der Mängel, welche die ungleiche Durchführung erkennen läßt, bildet das Werk mit seinen in Shakspeare'schen Schreckensfarben vorgeführten Nachtscenen, mit der breiten leidenschaftlichen Offenbarung der finstern Gewalten, welche das Menschenherz beherrschen können, gleichwol eine lobenswerthe Schöpfung, die, wie sie vorliegt, freilich im Repertoire des Théâtre français sich etwas fremd ausnimmt. Garin, der Held des im 13. Jahrhundert auf einem Schlosse bei Rheims spielenden Dramas, ein mit allen Untugenden behafteter wilder Gesell, bewegt seinen Oheim, den streitlustigen Baron Herbert, der für den Vetter überaus eingenommen ist, seinen einzigen Sohn Aimery, der ihm als das Geschenk einer Leibeigenen, zumal bei seiner Weichherzigkeit, ein Dorn im Auge ist, in die Verbannung zu schicken, bringt Aischa, des Freiherrn leichtsinnige, bildschöne, junge Gattin, moralisch in seine Gewalt, bespricht mit ihr die Mittel, in den Besitz der Güter des Barons zu gelangen, räumt das lebende Hinderniß durch einen Meuchelmord aus dem Wege und läßt bald darauf, zumal er von Aimery, dessen Tod ihm gemeldet worden, nichts mehr befürchtet, Aischa sich antrauen. Das schlummernde Gewissen weckt bei ihm in der Brautnacht der zwischen ihn und die Gattin tretende blutige Schatten des Ermordeten. Wie von Furien gepeitscht, irrt er fortan, trotz der Bitten Aischa's, die ihn einen furchtsamen Thoren schilt, im Schlosse umher. Das plötzliche Erscheinen Aimery's, des Todtgesagten, entreißt ihn endlich dem dumpfen Hinbrüten, in das er nachgerade versunken ist. Es soll zwischen Aimery und ihm zum Zweikampf kommen. Auf der Mensur erscheint dem Mörder wieder der Geist des Oheims. Entsetzt läßt er das Schwert fallen. Aischa legt dies als Feigheit aus, bekennt ihre Mitschuld an dem verübten Verbrechen und nimmt verzweifelnd Gift. Garin indeß tritt unter dem Eichbaum, wo bei seinen Lebzeiten der Baron Gericht zu halten pflegte, als sein eigener Richter auf und erblickt sterbend noch den rächenden Schatten. Schließlich fällt in die Nacht des Grauens ein mildernder Lichtstrahl, indem Aimery seine Verbindung mit der Schwester des Mörders, einer holden, edeln Jungfrau, in Aussicht nimmt.

Verschiedene Dramatiker unternahmen es, einen Roman für die Bühne zu bearbeiten, sollten aber meist das Misliche eines solchen Unternehmens einsehen lernen, da der Stoff, den der Romancier verwerthet, sich nur in Ausnahmefällen in befriedigendem Zusammenhange auf die Bühne bringen läßt, und Routine dazu

gehört, im knappen Bühnenstil den rothen Faden der Handlung herauszuarbeiten und dramatisch wirksam zu benutzen.

Angeregt durch den Danitscheff-Erfolg, hat Dumas der Jüngere mit einer Bearbeitung des von seinem Vater veröffentlichten bekannten Romans „Joseph Balsamo" ein neues Zugstück zur Aufführung bringen wollen, mit dem Versuche aber nur bewiesen, daß er sich in seiner Annahme, Publikum und Kritik seien zu sehr in ihn vernarrt, um nicht auch moralische Ungeheuerlichkeiten gutzuheißen, wie sie in dem neuen Drama vorkommen, gröblich täuschte; denn das mit dem unsittlichen Stück im Odéontheater erzielte Fiasco brachte in der Presse die unliebsamsten Reflexe hervor. Besser berathen war Charles Garand, indem er den von A. Dumas dem Aeltern verfaßten Roman „Georges (der Mulatte)" für die Bühne bearbeitete. Das sociale Vorurtheil in seinem schroffsten Ausdruck, menschliche Conflicte, die in ihrer Wirkung kein humaner Grundsatz, keine zügelnde Vernunft abschwächt, begegnen in dem neuen Drama. Die Kluft, welche in überseeischen Ländern die Weißen von den Farbigen trennt, überbrückt in diesem Bühnenwerke kein versöhnendes Etwas, im Gegentheil, sie erweitert sich noch. Nur die Liebe, die allmächtige, läßt sich durch das häßliche Vorurtheil nicht beirren: ihr Siegeslicht wirft durch die Nacht des Grauens, welche die wilden Stürme der Leidenschaft heraufbeschworen, den mildernden, tröstenden Schein. Der Held des Dramas ist ein junger Mulatte. Nachdem er in seiner Heimat (Port-Louis) von Weißen arge Kränkungen erfahren, bestrebt er sich in Europa, Mittel zum Bekämpfen eines Vorurtheils zu sammeln, das ihm ein Schandfleck am Wappenschilde der Gesellschaft dünkt, und kehrt, mit den mannichfachsten Kenntnissen ausgerüstet, jeder Zoll ein Gentleman, als Offizier mit Auszeichnungen überhäuft, nach der mittlerweile von den Engländern in Besitz genommenen Insel (Mauritius) in der zuversichtlichen Hoffnung zurück, fortan überall daselbst mit offenen Armen empfangen zu werden. Doch er sieht sich in seiner Erwartung getäuscht, betheiligt sich an einem Negeraufstande und flüchtet schließlich, zum Tode verurtheilt, mit der Geliebten, einer vorurtheilsfreien jungen Engländerin, wieder nach Europa. Das Drama ist ohne Zweifel interessant, wie der Dumas'sche Roman. Auf das Wahrscheinliche der Handlung kam es dem „berühmten" Romancier bekanntlich so genau nicht an, und je überraschender eine Wendung, desto größer der Beifall: das hat auch der Autor des Dramas nicht außer Acht gelassen. Die eingeschalteten Episoden aus dem Negerleben sind für das Verhältniß zwischen Herren und Sklaven bezeichnend. Die Zeichnung der vorgeführten Frauencharaktere erscheint eigenartig treffend.

Andern, uns näher liegenden socialen Kreisen und Verhältnissen gilt das von William Busnach und Benjamin Gastineau nach dem gleichnamigen Zola'schen Roman für die Bühne geschriebene Drama „Die Fuselkeule". Die Aufführung war insofern ein Ereigniß, als damit ein Schritt zur Entscheidung der Frage gethan sein konnte, ob dem Naturalismus das Bürgerrecht auf der Bühne einzuräumen sei? Im Grunde klingt die Frage paradox, denn was Zola selber unter Naturalismus versteht: Abkehr vom Conventionellen, Rückkehr zur Natur, behält wol die große Mehrzahl der Dramatiker im Auge; Charaktere, die nicht nach dem Leben gezeichnet sind, wird niemand loben; Vorkommnisse, denen der Halt des Wahr-

scheinlichen abgeht, vertheidigt nur eine complaisante Kritik, und gewiß befleißigt sich jeder intelligente Dramendichter der möglichen Naturtreue. Zola geht aber in seinen Aufstellungen so weit, daß er selbst Ausdrücke, die in gesitteten Kreisen verpönt sind, reproducirt wissen will, von Schilderungen nicht abstehen möchte, die in crasser Weise sociale Krebsschäden bloßlegen, und durch wahre Schreckbilder seinen Werken ethischen Werth leihen zu dürfen glaubt. Zwar weiß er, daß der einsame Romanleser dem Autor manches hingehen läßt, was das vielköpfige Theaterpublikum unbedingt verdammen würde, und das mag der Grund sein, weshalb er den Bearbeitern seines vorletzten Romans nichts in den Weg legte, als sie gewisse Redeklecksе, welche in dem Roman vorkommen, in dem Drama beiseiteließen. Darin dürfte aber auch eine Nebenursache des Erfolgs zu suchen sein. Uebrigens ist anzuführen, daß der Verfasser selbst in dem Roman, was die Umgangssprache der Arbeiter betrifft, keineswegs die Farben so stark aufträgt, wie es sein naturalistischer Standpunkt erheischte. Den durchschlagenden Erfolg des Dramas bedingte allerdings das Lebenswahre der Schilderungen, die drastische Darlegung der Verhältnisse, die eben deshalb ein bedeutendes Interesse bieten, weil sie einem jeden nahe liegen. Die betrübenden Offenbarungen, welche das Stück enthält, die sittlichen Fingerzeige, welche wir darin finden, wirken vereint in einer Weise, deren ethische Wirkung kein Menschenfreund verkennen kann. Die menschliche Leidenschaft in ihrer häßlichen plebejischen Entfaltung, die entsittlichende Liederlichkeit in ihrer abschreckendsten Bedeutung, das allmähliche Hinabgleiten des moralisch Verkommenen an den Abgrund, der schließliche Untergang der unglücklichen Opfer von Laster und Elend: mit welch packender Gewalt wurde alles das in dem Drama zur Erscheinung gebracht! Es ist leicht, angesichts eines solches Bühnenwerkes vornehm die Nase zu rümpfen; verdienstvoll ist es ohne Zweifel, den sittlichen Kern ins Auge zu fassen, heilsame Lehren daraus zu ziehen und der Wahrheit die Ehre zu geben, zu sagen: Zola hat den Plebejersumpf in dieser Hauptstadt schildern wollen, und dazu bedurfte es düsterer Schreckensfarben.

Die Bearbeiter des Zola'schen Romans konnten mit frohem Muthe ans Werk gehen, denn ihre Aufgabe war eine wesentlich sittliche: wie Auguste Maquet und Victor Cherbuliez den Muth haben konnten, des letztern Roman „Das Abenteuer des Ladislaus Bolski" zu einem Drama zu verarbeiten, das fasse ich nicht. Dem Polenjüngling, der, um niederer Sinnenlust fröhnen zu können, zum Verräther an seiner Sache wird, vermögen wir keine Theilnahme zu schenken, trotz seiner Antecedentien, die einen gewissen Heldenmuth nicht ausschließen. Eine haarsträubende Versündigung am Sittlichkeitsgefühl liegt in dem Betruge, den die Sirene übt, indem sie ihre Zofe den Liebestollen in dem dunkeln Schlafgemach empfangen läßt. Mit solchen Zuthaten kann nur raffinirten Wüstlingen gedient sein.

Einen Fehlgriff that auch Henri Meilhac, indem er den Cherbuliez'schen Roman „Samuel Brohl" zu einem Schauspiel verwerthete. In dem ganzen Stück, dessen Gang ein durchweg unklarer und verschwommener, wirkt nur ein Auftritt auf dramatisch wirksame Art: der, in dem der Jüngling, der als Graf Abel Lariuski um die reiche Erbin freit, sich als der gemeine Abenteurer und Betrüger Samuel Brohl entpuppt. Der Held ist ein Dumas'scher Alphonse, stand als solcher im

Solde der Gräfin Guloff, die ihn einst seinem Vater, einem galizischen Herbergswirth, abgekauft hatte, ließ eines schönen Tages die Dame im Stich und wird dafür von der Rachsüchtigen gerade in dem Augenblicke entlarvt, da er eine glänzende Zukunft in Aussicht nehmen kann. Die Gruppe ist keck zusammengewürfelt. Und wenn auch der Sieg der Unschuld erhebend wirken mag, so ist die Erinnerung an den Abschaum, mit dem sie in Berührung gekommen, wahrlich keine beglückende Mitgift für die Liebe der ehrbaren Jungfrau und des von dem abgefeimten Abenteurer in den Hintergrund gedrängten Freiers.

Recht schlagend trat das Mißliche der Verwerthung eines langathmigen Romans für die Bühne in dem Drama „Die Armen und Elenden", nach dem gleichnamigen Victor Hugo'schen Roman, zu Tage. Das Stück bilden einfach aneinandergereihte Romanfragmente, die, ohne logischen Zusammenhang, keinen befriedigenden Schluß bieten, und deren Verständniß von der Kenntniß des Romans bedingt wird; es vermochte seinen Platz auf der Affiche denn auch nur kurze Zeit zu behaupten. Für Victor Hugo war mit der Aufführung des Dramas nichts gewonnen.

Ungleich besser fuhr mit einem von ihm und A. d'Ennery nach einem seiner Romane entworfenen Stück: „Kapitän Grant's Kinder", Jules Verne, und das war nach dem bedeutenden Erfolge, der mit einer verwandten Leistung, dem Drama „In 80 Tagen um die Erde", dem die vorliegende übrigens in wissenschaftlicher und dramatischer Beziehung nicht nachsteht, erzielt worden, kaum zum Verwundern. In die Kategorie der geographisch-ethnographischen dramatischen Versuche gehört neben dem Verne'schen Werk das Decorationsstück „Die schwarze Venus", von Adolphe Belot, dem Verfasser von so und soviel ... Sittenromanen. Die Mohrenkönigin Valanda, genannt die schwarze Venus, bekommt es darin mit Franzosen zu thun, die gekommen sind, einen von ihr zum Kreuzestode verurtheilten Landsmann zu befreien. Ein während der Kreuzigung losbrechendes Gewitter macht den Befreiern die Lösung der Aufgabe leicht. Das Gewitter ersetzt die Phosphorsonne, die zu den Requisiten in dem obenerwähnten Figuier'schen Drama zählt.

Ein ähnliches Decorationsstück mit ganz neuem Zugstoff ist das Drama „Der Morel'sche Luftballon", von Ferdinand Dugué. Die vom Autor ersonnene wundersame Geschichte spielt unter, auf und über der Erde. Ein überspannter Arzt, der mit der Erfindung eines steuerbaren Luftschiffes schwanger geht, ein wunderlicher Engländer, der sich unterm Aequator sterblich in das Weib eines andern verliebt, eine reiselustige Dame, die im Lande der Niams-Niams nach ihrem ermordeten Bruder sucht, ein geriebener Schurke, der zuerst als Meuchelmörder, dann als Titelschwindler auftritt, und noch verschiedene andere merkwürdige Sterbliche treten darin als handelnde Personen auf. Die Fabel gipfelt in etwas Unerhörtem, noch nicht Dagewesenem, und das ist die Art und Weise, wie Dugué seinen originellen Engländer an dem Mörder des Bruders seiner Angebeteten Rache nehmen läßt. Eben soll der von Dr. Morel erfundene steuerbare Luftballon steigen, da packt Lord Edward Stone den als Graf auftretenden Banditen am Kragen und hebt ihn zu sich in die Gondel. „Wohin bringen Sie mich?" fragt der Unglückliche. „Vor Gottes Richterstuhl", versetzt der Brite und segelt mit ihm durch die Lüfte davon. Das Ueberraschendste im Decorationswechsel bietet das veran-

schaulichte Steigen des Luftballons. Die Erde entschwindet den Blicken, dichte Wolken füllen den Raum, bald von der untergehenden Sonne in Purpur getaucht; auf das nächtige Düster folgt heller Sonnenschein, Regen wechselt ab mit Sturm, und zwischendurch erscheint dem staunenden Auge der Ballon mit den zwei Schiffern, von denen der eine entseelt am Rande der Gondel hängt. Doch wer sollte es glauben! Trotz all der Decorationswunder ist man des Schauens bald satt gewesen.

Zur Gattung der Sensationsdramen gehören „Der Wolf von Kervégan", von Emile Rochard, Hubert und de Trogoff, ein Stück, in welchem Robert de Kervégan, genannt der Wolf, mit der Verführung der Schwester seines Milchbruders, Jean-le-Tors, der Entführung der Tochter des Wucherers Matthäus, der Umbringung des Boten des päpstlichen Legaten und seinem Raubritterleben die Versammlung in Athem erhält, bis endlich die Bauern mit Jean-le-Tors, dem wahren Schloßherrn, an der Spitze seine Burg erstürmen, und das in seiner Art beachtenswerthe Drama „Bancale", von Ernest Morel, in welchem ein Kinderraub, die das von Possenreißern entführte Mädchen betreffenden Nachforschungen nebst dem hemmenden verbrecherischen Gegenspiel die leitenden Elemente bilden.

Eine hochsittliche Bedeutung ist dem Drama „Le châtiment" nicht abzusprechen. Was Emile Augier in einem Lustspiel, von dem später die Rede sein wird, ausführt: die Brandmarkung der Niedertracht, welche der Verführung der Unschuld, der Verstoßung der Frucht eines durch Vorspiegelungen herbeigeführten sträflichen Umgangs zu Grunde liegt, das suchte als angehender Bühnenscribent in diesem Drama Gustave Rivet darzulegen. Die sittliche Entrüstung kam bei dem jungen Dichter in wilder Lohe zum Durchbruch und bedingte einen Ausgang, der in seiner tragischen Wirkung unzweifelhaft gerechtfertigt erscheint. Man sieht dem Werke die Unerfahrenheit des Baumeisters an: die Exposition ist zu breit und derb; Punkte, die einen feinen Schliff im Vortrag bedingen mußten, sind rücksichtslos dargelegt; dessenungeachtet hatte, oder vielleicht gerade deshalb, das Drama einen glänzenden Erfolg. Der Jüngling Gérin lebt seit einigen Jahren in dürftigen Verhältnissen mit einer jungen Arbeiterin, Jeanne Meunier, zusammen, die er verführt und die ihm einen Sohn geschenkt hat, der von ihm nicht anerkannt worden. Der Geschäftsmann Marescot, ein Freund seines verstorbenen Vaters, trägt ihm eine Braut Namens Flore de Treilles mit 400000 Frs. Vermögen an; mit der Verbindung soll die Stelle eines Verwalters in der von Marescot begründeten Actiengesellschaft verknüpft sein. Claude läßt sich von dem Versucher berücken und willigt ein, obwol ihm sein Freund Berthet, ein unbemittelter junger Schriftsteller, der aus Liebe geheirathet hat und Weib und Kind durch seiner Hände Arbeit ernährt, das Schändliche seiner Handlungsweise in tiefgefühlten Worten vorhält. Ein Claude — und wie viele gibt es ihrer in der französischen Gesellschaft! — behält eben nur Eins: den materiellen Vortheil im Auge; Ehrlichkeit ist nach ihm gleichbedeutend mit Dummheit; Berechnung ist bei ihm alles; er knüpfte ein Verhältniß an: Berechnung, er enthält dem Sohne seinen Familiennamen vor: Berechnung, er zeigt sich zärtlich und zuvorkommend gegen die Verführte: Berechnung. Die Beispiele zählen in Paris nach Hunderten. Gleichviel; bei den Gästen im Cluntheater fachte der

Verrath des Elenden das Feuer der Rachsucht an, und in Erwartung der gerechten Strafe ließen sie die grellste Motivirung gelten. Wir erfahren, daß Marescot jene Flore de Treilles verheirathen will, weil er, der Ehemann, sie verführt und in interessante Umstände gebracht hat, daß er übrigens bei ihr sein Galanleben nach der Hochzeit fortzusetzen gedenkt. Der Pact mit der Verführten ist schändlich und empörend in hohem Grade; allein das Publikum drückt dabei gern ein Auge zu, in der Meinung, Claude bekomme damit nur, was er verdient.

Unerhört sind auch die folgenden Auftritte. Jeanne kommt und bittet Flore, ihrem Sohne den Vater nicht nehmen zu wollen. In ihrem Beisein verleugnet Claude sie, Jeanne, sowol als seinen und ihren Sohn. Angesichts eines so memmenhaft schändlichen Auftretens wendet sie sich entrüstet ab und geht: von einem solchen Menschen will sie nie wieder etwas begehren; arbeiten und darben soll auch fortan ihr Los sein. Claude darf annehmen, Flore habe sich durch sein Leugnen nicht täuschen lassen, und will sich empfehlen; allein die Braut läßt ihn nicht gehen und äußert gegen ihre Mutter, sie willige ein, die Seine zu werden.

Sechs Jahre vergehen. Claude ist in der Zeit ein sehr reicher Mann geworden und vergöttert, obwol in Unfrieden mit der Gattin lebend, den Knaben Georges, den ihm jene schenkte. Eines Tags spricht ein betagter Landbauer bei ihm vor mit der Meldung, er habe, obwol unbemittelt, den Sohn einer armen Arbeiterin Namens Jeanne Meunier zu sich ins Haus genommen, die sich für denselben zu Tode gearbeitet und vor Jahren von ihrem Verführer, Claude Gérin, verlassen worden; er fordert den Vater auf, sich des Knaben anzunehmen, und empfiehlt sich, als Claude ihn mit einer geringen Geldsumme abspeisen will. Bald folgt diesem gelungenen Auftritte das Einschreiten der rächenden Nemesis. Eben hat der alte Landmann sich entfernt, da kommt Georges und beichtet dem Vater, die Mutter schreibe gewiß einen Glückwunsch, denn einen Glückwunsch halte man geheim, und sie habe, als die Großmutter ins Zimmer getreten, schnell das Geschriebene versteckt. Wo? fragt Claude, bei dem die Eifersucht rege wird. Er sieht nach und findet ein Schreiben von Marescot vor, in dem dieser die Maitresse auffordert, sich ihm in Amerika zu gesellen, wohin er mit 2 Mill. Frs. aus der Kasse der Actiengesellschaft geflüchtet, und ihr räth, ihren kleinen Georges nicht mitzunehmen, da sie ohne ihn ihre Flucht leichter bewerkstelligen könne. Die Strafe der dreifachen Enthüllung kommt im rechten Moment. Als Claude das treulose Weib nebst dem Bastard aus dem Hause gejagt hat, stellen sich die bittern Nachwehen ein. Wie gern hätte jetzt Claude den eigenen Sohn! Aber weiß er nur um dessen Aufenthalt?... Und es soll noch besser kommen. Zehn Jahre sind seit der Flucht Marescot's verflossen. Nach dem Proceß, zu dem die Veruntreuung desselben Anlaß gegeben, stand Claude unbescholten, aber zu Grunde gerichtet da. Es hat für ihn langer Zeit und eines eisernen Fleißes bedurft, um wieder emporzukommen; nach dem Sohne hat er die Zeit über vergebens gesucht. Im Contrast hierzu führt der Autor den obenerwähnten rechtschaffenen jungen Autor vor. Berthet hat es glücklich dahin gebracht, daß sein Sohn nach dem Absolviren des Polytechnikums sowie der Brücken- und Wegebauschule zum Ingenieur ernannt worden. Hätte doch auch Claude seinen Sohn so erziehen können! Die Reue kommt zu

spät. Durch einen andern Freund, den bösen, der ihm einst gerathen, die arme Verführte nebst dem Sohne ohne weiteres zu verlassen, erfährt er endlich, daß der Gesuchte, der für einen intelligenten Arbeiter gelte, aber häufig die Wohnung wechsele, jetzt in einem verrufenen Hause wohne und durch ihn brieflich auf den folgenden Tag herbestellt worden. Ueberglücklich begibt sich Claude zu Bett. Kaum hat er das Comptoir verlassen, so steigt zum Fenster ein junger Mensch, ein Dieb, herein, bricht den eisernen Geldschrank auf und bemächtigt sich der darin liegenden Werthe. Claude kehrt, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, zurück und packt den Dieb am Kragen; allein dieser versetzt ihm einen Messerstich und entkommt durchs Fenster. Polizeiagenten bringen endlich den Dieb, der seine Schuld leugnet. „Ich heiße Jean Meunier", erklärt derselbe, „und bin im Jahre 1817 zu Paris geboren!" „Mein Sohn!" ruft der Schwerverwundete. „Das ist die Strafe!..." Als Claude erklärt hat, er habe sich geirrt, und die Polizeiagenten sich entfernt haben, zwingt Berthet den Freigelassenen, vor seinem sterbenden Vater niederzuknien, und mit den Worten des Reuigen: „Mein Vater! O, Verzeihung! Es sind die schlechten Bekanntschaften, die bösen Rathschläge", endigt das Drama.

Die Schlußscene ergreift Herz und Nieren; ihre ethische Bedeutung wird niemand unterschätzen.

Die Gesetze der Cultur.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

Man liebt es gegenwärtig vielfach, die Culturgeschichte als ein völlig fertiges Gebiet der Wissenschaft zu betrachten und in Recensionen diejenigen Schriftsteller, welche sich mit ihr beschäftigen, mit einer erstaunlichen Leichtigkeit darauf hin zu taxiren, ob sie ihrer Aufgabe gerecht geworden sind oder nicht, als ob sich dies nur so von selbst verstände. Hören wir aber, wie es uns thatsächlich begegnet ist, wissenschaftlich gebildete Männer in allem Ernst bekennen, sie wüßten eigentlich nicht, was Culturgeschichte ist, oder, wenn sie auch dies nicht in Zweifel setzen, doch wenigstens diesem Zweige des Wissens allen Werth absprechen, so müssen wir nothwendig in der von uns längst gehegten Ueberzeugung bestärkt werden, daß entweder die Culturgeschichte eine noch sehr junge, gewissermaßen erst in den Kinderschuhen steckende Wissenschaft ist, oder daß man unter diesem Titel etwas versteht, dem derselbe nicht gebührt, wobei indessen nicht ausgeschlossen ist, daß an beiden Annahmen etwas Wahres sein kann; denn wenn man über den wahren Inhalt einer Wissenschaft noch nicht im Klaren ist, so muß dieselbe, wenigstens in ihrer richtigen Auffassung, allerdings noch sehr jung sein. Sehen wir nun nach, was bisher unter Culturgeschichte verstanden wurde, so treffen wir in der That auf wenig Klarheit und noch weniger Uebereinstimmung in den Ansichten der dieses Gebiet behandelnden Schriftsteller. Ja es tritt ein noch bedenklicherer Umstand zu Tage, nämlich der, daß selbst die Priester der „neuen Wissenschaft" ihr in der Regel keine selbständige Stellung einräumen! Für den einen ist sie die Naturgeschichte eines gewissen Säugethieres, „Mensch" genannt, das sich durch mäßige Eigenthümlichkeiten in seiner Entwickelung von andern Affenarten unterscheidet; für einen zweiten eine Bildergalerie zur Verherrlichung seiner politischen Partei; für einen dritten eine bloße Beigabe zu der mit Vorliebe behandelten Literaturgeschichte u. s. w. Der Verfasser dieser Zeilen kann die Quelle dieser Verirrung nur in der hartnäckigen Einwurzelung eines Vorurtheils erblicken, dem, wie es scheint, sehr schwer beizukommen ist. Dieses alte, nun wol ein Jahrhundert hindurch gepflegte Vorurtheil besteht in der Meinung, daß die „Geschichte" schlechtweg in der Aufzählung der Veränderungen auf politischem Gebiete bestehe. Es gab allerdings früher keine andere „Geschichte", weil man sich allgemein nur für politische Begebenheiten interessirte und was sonst geschehen ist, z. B. auf dem

Gebiete der Industrie, Kunst, Literatur u. s. w., den Fachkreisen überließ, die sich mit diesen Zweigen menschlicher Thätigkeit befassen. Als daher die „Culturgeschichte" vor etwa 40 Jahren durch Wachsmuth und Klemm ihre ersten Bearbeitungen erfuhr, wurde sie beinahe ängstlich von der „Geschichte", oder wenn es hoch kam, von der „politischen Geschichte" getrennt und eine Berührung zwischen beiden sorgfältig vermieden. Später wagte es, soviel wir uns erinnern, Schlosser zuerst, die nicht politischen Begebenheiten, unter die er jedoch vorzugsweise nur die Literatur aufnahm, gewissermaßen als Anhang jeder Periode der politischen Geschichte beizugeben, und andere folgten ihm darin mit mehr oder weniger Erweiterung dieser Methode nach. Noch heute beobachten die „Weltgeschichten" dieselbe gewissenhaft.

Als indessen vor beiläufig 20 Jahren Buckle mit seinem leider Torso gebliebenen Werke auftrat, erlitt die Culturgeschichte, soweit sie nicht in die „Weltgeschichten" eingefügt war, eine Umwälzung, aber eine sehr unklare Umwälzung, welche eher als Verwirrung angesehen werden könnte. Der unfertige Zustand von Buckle's Werk konnte nämlich nicht anders als verwirrend wirken; denn es blieb nach demselben völlig unbestimmt, welche Gestalt das Werk nach seiner Vollendung angenommen haben würde. Wird ja heute noch gelegentlich gesagt, Buckle wäre der Mann gewesen, eine Culturgeschichte zu schreiben, wie sie sein soll. Zu dieser Ansicht berechtigt der vorliegende Theil seines Werkes durchaus nicht. Bei allem Reichthum an Geist, den namentlich die Einleitung enthält, ist aus der sonderbaren Anordnung des Vorhandenen schlechterdings nicht zu errathen, wie das Ganze ausgefallen wäre. Ein Umstand jedoch kann mit Sicherheit daraus entnommen werden, nämlich daß Buckle keine vollständige Culturgeschichte, d. h. keine Geschichte des menschlichen Thuns und Treibens im ganzen beabsichtigt hat, sondern nur eine Geschichte der die Menschen beherrschenden Ideen. Sein Hauptzweck war indessen, die bis zu seiner Zeit vorherrschende Art der Geschichtschreibung zu beseitigen und diese Thätigkeit in zwei einander völlig fremde Gebiete zu zertheilen, nämlich in die künstlerische Geschichtschreibung, welche gar nicht zur Wissenschaft gehöre, und in die wissenschaftliche, welche in einem „über den Thatsachen erhabenen Sinne" die „Gesetze" zu ergründen hätte, denen die Geschichte ebenso gut unterworfen wäre wie die Natur. Buckle gründete dies Verlangen nach Gesetzen der Geschichte sonderbarerweise auf die Statistik, welche nach seiner Ansicht darlegen sollte, daß alles, was im Menschenleben vor sich gehe, sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederhole. Obschon sich diese „Wiederholung" nur auf gewöhnliche und alltägliche Vorkommnisse beschränkt, welche mit der Geschichte, d. h. mit den die Entwickelung der Menschheit im großen betreffenden Ereignissen nichts oder wenigstens nichts unmittelbar zu thun haben, übte Buckle's Forderung einen solchen Einfluß aus, daß sich durch Carikirung derselben eine Schule bildete, welche sie mit der naturwissenschaftlichen Theorie Darwin's verschmolzen, demnach die Culturgeschichte zu einer Naturwissenschaft gestempelt hat, keinen Fortschritt mehr, sondern nur „natürliche Entwickelung" anerkennt und jedes Ideal als unnützen Plunder beiseitewirft. Und das ist nun die Verwirrung, auf welche wir oben anspielten. Denn mit dem Schlagworte der „natürlichen Entwickelung" ist die Geschichte, ist die Entwickelung der menschlichen Cultur nicht erklärt. Warum haben die Thiere,

warum hat selbst der nach Darwin's Lehre dem Menschen nicht nur körperlich so nahe stehende Affe keine Geschichte; warum lebt andererseits der Mensch auf keiner der vielen Stufen seiner Gesittung und Bildung gleich dem Thiere, d. h. von roher Speise, ohne Werkzeuge und Geräthe, ohne artikulirte Sprache, ohne Religion und, wenn nicht geradezu künstlerische, doch gewerbliche Thätigkeit? Das sind Fragen, auf welche kein Buckle, kein Darwin, kein Haeckel, kein Büchner und kein Hellwald antworten kann. Freilich wir auch nicht! Aber wir glauben, wenn auch an kein theologisches Dogma, doch an einen die Welt erfüllenden und selbst dem kleinsten Lebewesen sich mittheilenden Geist, dessen Bewegungen und Wirkungen nicht zu ergründen sind, weil sie in ihren höhern Sphären über den Naturgesetzen stehen, d. h. ohne ihnen zu widersprechen, von ihnen unabhängig sind. Wir bitten, diesen Satz nicht etwa in spiritistischer oder sonst mystischer Weise zu verstehen, indem wir derartige Auffassungen nur als krankhaft betrachten können; aber wir möchten jeden Unbefangenen fragen, auf welchen Naturgesetzen denn etwa das Auftreten glänzender Sterne der Kunst und Wissenschaft beruhen soll? Diese sind für uns schlechterdings nur als Ausstrahlungen des ewigen Weltgeistes erklärbar, und so auch alle übrigen großen Erscheinungen der Geschichte. Selbst der größte Geist kann z. B. das Gesetz der Schwere niemals aufheben; aber daß er ein großer Geist wurde, dafür kann weder dieses noch ein anderes Naturgesetz etwas.

Und in dieser Anschauung wurzelt nun unsere Auffassung der Culturgeschichte. Wie die Naturgeschichte das nach Naturgesetzen Entstandene (natum), so behandelt die Culturgeschichte das unabhängig von den Naturgesetzen Geschaffene, Gebildete (cultum), d. h. das Großartige, Bewundernswerthe, die denkenden Wesen Ergreifende. Mit andern Worten: die Culturgeschichte ist die Darstellung der durch die Naturgesetze nicht erklärbaren großen und wichtigen Ereignisse und Zustände im Dasein des Menschen, sie ist die „Geschichte" im höchsten, reinsten Sinne und Geiste. Das weniger Große, das Gewöhnliche und Alltägliche, soweit es überhaupt der Aufbewahrung im Gedächtniß der Menschen werth ist, verhält sich zu dieser Culturgeschichte im großen Stil wie die einzelnen Erscheinungen der Naturreiche zur Natur als Ganzem und Großem. Es ist der Gegenstand einzelner Ausführungen, welche den Flug der Culturgeschichte lähmen und beschweren würden. Alles „Detail" gehört in diese secundären Darstellungen, welche sich um die Culturgeschichte drehen wie die Planeten um die Sonne. Solche Planeten geschichtlicher Thätigkeit sind z. B. die politische Geschichte, d. h. die Entwickelung der Machtverhältnisse im einzelnen, die Rechtsgeschichte, die Geschichte des Handels, der Gewerbe, der Entdeckungen, der Erfindungen, der Landwirthschaft, der Trachten, der Wohnungen, der religiösen Ansichten, der Künste, der Literatur, der Wissenschaften u. s. w. Alle diese Wissenszweige haben ihre Wurzel und ihren Gipfel in der Culturgeschichte, welche von ihnen allen das Wissenswürdigste, das Große, das den Fortschritt des Menschen zu seiner Vervollkommnung befördert, enthält. Die Culturgeschichte verschmäht es z. B. nicht, der Entdeckung des Feuers als einer der größten Culturthaten zu gedenken; aber sie kann natürlich nicht auf die Einzelheiten der Verwendung des Feuers, auf die verschiedenen Koch-, Heizungs- und Beleuchtungseinrichtungen eingehen. Sie theilt ebenso die auf die verschiedenen

Culturepochen ein Licht werfenden Veränderungen in der Bekleidung mit, befaßt sich aber nicht mit den Modificationen in Schnitt, Farbe, Faltenwurf, Verzierungen u. s. w. Sie lehrt die großen Zusammenstöße der Völker, welche Verschiebungen in den Gebieten der Cultur zur Folge hatten, erwähnt aber nicht die einzelnen Schlachten, Friedensschlüsse, Belagerungen, Entthronungen, Parteikämpfe u. s. w. Sie überblickt die Schulen der Kunst und Wissenschaft in ihren Unterschieden nach großen Zügen, zählt aber nicht alle einzelnen Künstler und Gelehrten und ihre einzelnen Werke auf. Ihre einzelnen Zweige aber treten sich nicht synthetisch als ursprünglich fremde näher; ihre Methode ist vielmehr analytisch; sie entwickelt aus dem Ganzen die Theile, aus dem Allgemeinen das Besondere, und zeigt stets wie das Eine auf das Andere einwirkt, wie die einzelnen Arten menschlicher Thätigkeit zusammenhängen, z. B. die Tracht mit dem Klima, der Handel mit der Gestalt der Erdoberfläche, die Familie mit der Wohnung, der Staat mit der Religion, diese mit der Kunst, mit der Wissenschaft u. s. w.

Die Culturgeschichte im wahren Sinne müßte daher, wenn sie ihren Meister fände, der aber wol noch einige Zeit auf sich warten lassen und das Feld mehr oder weniger glücklichen Pionnieren überlassen wird, ein ungemein großartiges Gemälde werden, das seinesgleichen bisher nicht hat und im Kreise der Naturwissenschaften eines ebenbürtigen Pendants ermangelt; denn die Naturwissenschaft beruht auf Beobachtung des Einzelnen und gelangte wenigstens bisher nie zu großen Zusammenfassungen. Geist und Natur, darüber ist die ganze moderne Philosophie, soweit sie nicht theologischen Charakter trägt, einig, sind Pole des Alls, welches keinen derselben entbehren kann. Es gibt keinen Geist ohne Natur und keine Natur ohne Geist und doch können wir die Wirkungen beider so genau unterscheiden! Der Grund davon ist uns noch ein Räthsel und wird es vielleicht bleiben. Und ein solches ist auch die Herkunft des Geistes und damit die Herkunft der Cultur. Als der erste Mensch ein Feuer anzündete oder ein Steinbeil fertigte oder zum ersten mal ah! oder oh! sagte, da wurde der Geist auf Erden, da wurde die Cultur zur Erscheinung gebracht; aber ihre Bedingungen waren längst vorhanden. Da nichts aus dem Nichts hervorgeht und nichts zu nichts wird, weil es kein Nichts gibt, noch gab, noch geben wird, weil es ein Widerspruch ist, daß „Nichts" sei, befand sich der Geist, der jetzt in den Menschen der Erde wirkt, schon in der Sonne, ehe sich derjenige ihrer Dunstkreise, der rotirend zur Erde sich verdichtete, von ihr ablöste, — wir sind also Sonnenkinder, Muspelheimer! Aber noch mehr: er war schon vorher in der riesenhaften Nebelmasse des Sternenalls, ehe sich das spätere Sonnensystem davon ablöste, und ehe wir Sonnenkinder waren, sind wir Nebelkinder, Nifelheimer gewesen! Was will aber das sagen gegen noch Aelteres, Unmeßbares, Unaussprechbares? Der äußerste Titel, den wir uns beilegen können, ist offenbar, daß wir Kinder der Ewigkeit sind, und dabei dürfen wir uns wol beruhigen! Ist es etwa unmöglich, daß einmal ein Stück von der durch vulkanische Mächte zersprengten Erde mit einer Inschrift in Hieroglyphen, Keilschrift oder Uncialen als Meteor auf einen fernen Weltkörper fällt, dessen Bewohner an Fassungskraft und schöpferischem Geiste weit über uns stehen und die Cultur der weiland Erde zum Gegenstande ihres Studiums machen?

Doch wozu in die Ferne schweifen! Es liegen uns hinlänglich tiefe Räthsel näher! Woher stammt denn die Menschheit? Die Antwort Darwin's und seiner Schule ist bekannt, aber ebenso bekannt ist, daß dieser hochachtbare Forscher und seine geistvollen und ernst strebenden Verehrer den Grund nicht kennen, der aus einem auf Bäumen herumkletternden haarigen Thierwesen einen Apollo von Belvedere, ein Weltgericht, einen Hamlet, ein Requiem, eine Kritik der reinen Vernunft, einen Kosmos, die Anwendung der Dampfkraft, die Photographie und die Telegraphie hervorgehen ließ, während andere haarige Thierwesen der nämlichen Species noch heute auf den Bäumen herumklettern und nicht einmal Feuer anmachen, oder eine Keule schnitzen, oder auch nur lachen können, auch keine Aussicht vorhanden ist, daß sie es jemals lernen! Und doch sind wir mit den Thieren verwandt, — unser ganzer Körperbau beweist es, — wer löst uns das Räthsel? Wahrlich, wir sind noch nicht über den schönen Gedanken des Verfassers der Genesis hinaus, daß Gott dem ersten Menschen seinen Athem einblies. Könnte dies als Thatsache betrachtet werden, es würde alles lösen!

Weniger schwierig als die Frage, wie ein den Thieren so nahe stehendes Wesen zum Menschen werden konnte, — aber deshalb noch nicht geradezu lösbar ist die andere Frage, wo das Menschengeschlecht entstand? „In Eden", sagt die Bibel. Aber wo ist oder war Eden? Alle Versuche, diesen glücklichen Ort zu finden, hinken. Aus Opposition gegen die Bibel hat man lange und vielfach verschiedene Entstehungsherde der Menschheit behauptet. Aber die neueste völkerkundliche Forschung hat, wenn auch nicht gerade der Bibel recht gegeben, indem diese aus andern Gründen und in anderer Weise urtheilte, doch ein ähnliches Resultat gehabt. Es hat sich herausgestellt, daß im Körperbau, in dem Umfange der geistigen Fähigkeiten auf gewissen Culturstufen, in den Familieneinrichtungen, in den Trachten und Wohnungen, in den Sitten und Gebräuchen bei gewissen Gelegenheiten, im religiösen Glauben, in den gewerblichen und einfachen künstlerischen Leistungen der Menschen verschiedener Gegenden eine Uebereinstimmung herrscht, welche in Erstaunen setzt, wenn man an die Hypothese mehrerer Menschenschöpfungen geglaubt hat, und gegen welche die untergeordneten Abweichungen in Schädelform, Hautfarbe, Haarwuchs und Sprachschatz nicht aufkommen können. Menschen verschiedenen Ursprungs müßten sowol in allen Sitten, Gebräuchen und Anschauungen, als auch im allgemeinen Körperbau und in den ebengenannten untergeordneten Eigenschaften durchaus verschieden sein. Nicht nur begründen aber die vorhandenen Unterschiede keine allgemein durchführbaren Rassentheilungen, wie man ehedem wähnte, — sie sind geradezu vorwiegend kreuz und quer vertheilt, d. h. Menschen mit gleichem Schädelbau haben verschiedene Farbe, solche mit gleicher Farbe verschiedene Haarform, solche mit ähnlicher Haarform verschiedene Sprachen und solche mit verwandten Sprachen wieder verschiedene Schädel, — und alles wieder umgekehrt. Die neueste Völkerkunde sagt es nicht geradeheraus, aber was aus ihrem Jammer über verunglückte und täglich wieder verunglückende Eintheilungen der Menschheit hervortönt, heißt nichts anderes als: es gibt keine Rassen! In gewissen Gegenden sind sich allerdings die Menschen gleich wie ein Ei dem andern oder wie Individuen einer Thierart; aber wenn man weiter geht, so verschwimmen ihre Merkmale

allmählich in andere und man kann keine scharfe Grenze zwischen ihnen und andern Völkern finden. Gewissenhafte Forscher sagen, es lassen sich nicht nur Chinesen und Malaien, sondern selbst Chinesen und gewisse Indianerstämme Amerikas fast nicht unterscheiden, und es finden sich wol allerlei Uebergänge, aber keine feste Völkerscheide zwischen Negern und Semiten! Die Völker sind in den meisten Gegenden der Erde bunt durcheinander geworfen und untereinander vermengt. Es ist eine abgethane Fabel, daß die Urbewohner Amerikas durchweg kupferrothe Farbe, daß die Neger durchweg Wollhaare, oder vorstehende Unterkiefer, oder auch nur schwarze Farbe, daß die als „Mongolen" zusammengepferchten Nord- und Ostasiaten durchweg schief liegende Augen haben. So haben denn auch nicht zwei Ethnographen die Menschheit auf dieselbe Weise eingetheilt, und der Rassensysteme gibt es unzählige und zwar von der Annahme von 3 bis zu einer solchen von 22 Rassen.

Alles dies bestätigt, daß die Menschheit einen gemeinsamen Ursprung hat und nur durch ihre Wanderungen in verschiedene Klimate verschlagen worden ist, durch deren Einwirkung in untergeordneten körperlichen Eigenschaften Verschiedenheiten entstanden, für welche sich schlechterdings keine allgemeine Regel aufstellen läßt. Es ist nicht die Hitze, welche dunkel macht, denn auch die Eskimos sind es; nicht die Kälte macht klein, denn im tropischen Afrika gibt es Zwergvölker, und die in sehr kühlem Klima lebenden Patagonen sind ziemlich groß; auch sind die Europäer meist größer als die Neger. Aber auch die genauesten Messungen von Körpergröße, Schädelhöhe, Schädelbreite, Haarstärke u. s. w. gestatten keine festen Anhaltspunkte. Schöne Körperformen gibt es neben häßlichen in allen Gegenden der Erde; unter den Kaffern sollen sich wahre Apollos und Aphroditen finden, freilich schwarze, und das Gesicht entspricht der Gestalt nicht. Daß aber, wenigstens im allgemeinen, Gesichtsbildungen, die nach *unserm* Geschmack schön sind, nur in Europa und dessen Colonien vorkommen, wie auch in fremden Erdtheilen, soweit diese von Ariern, Leuten unsers Stammes, bewohnt werden (aber auch die Georgier und Tscherkessen, deren Sprachen uns völlig fremd, besitzen schöne Gesichter!), ist gewiß die Folge der äußerst glücklichen, weder zu heißen noch zu kalten Zone, welche diese Völker besiedelt haben; aber auch hier gibt es wieder Ausnahmen: die arischen Inder leben in sehr heißer und die Skandinavier in sehr kalter Gegend, die Mongolen hingegen in gleicher Breite wie wir, bei denen übrigens — es ist unartig, aber wahr — an häßlichen Leuten wahrlich kein Mangel ist! Wie gesagt, man muß an allen allgemeinen Regeln in Bezug auf die Gruppirung der Menschenstämme verzweifeln!

Wenn also anzunehmen ist, daß sich die Menschen ursprünglich von *einer* Gegend aus verbreitet haben, so ist damit der Orthodoxie und ihrem Urpaare in „Eden" noch lange keine Concession gemacht. Es gibt keinen zwingenden Grund für die Annahme, daß die ersten Wesen, welche man „Menschen" nennen konnte, gerade nothwendig ein Männlein und ein Weiblein gewesen wären. Es können ebenso gut, ja noch wahrscheinlicher, viele Individuen mit unbeschränkter Vertheilung auf beide Geschlechter gewesen sein. Nicht etwa, daß wir diesen Ausweg suchen wollen, um der Geschwisterehe zu entrinnen, welche bei Annahme eines Urpaares unvermeidlich wäre. Die Geschwisterehe ist nur verboten, weil in ältern Zeiten

alle Ehen zwischen Verwandten und sogar Stammesgenossen verpönt waren, nämlich solange der Unfug des Weiberraubes herrschte, durch den der Mann seine Gewandtheit und Tapferkeit zeigen mußte; vielleicht fand dieser Misbrauch auch Eingang, weil man fand, daß Verwandtenehen oft eine schwächliche Nachkommenschaft liefern. So tief z. B. der Gedanke einer Verbindung zwischen Aeltern und Kindern empören mag, so wenig Abstoßendes hat, wenn man ehrlich sein will, eine Verbindung zwischen Geschwistern, die ja sogar in Aegyptens und Perus Königsgeschlechtern Hausgesetz war. Es ist interessant, daß wir mit dem Verbot derselben noch jetzt an dem letzten Reste der Folgen des Weiberraubes zehren! Sind ja die Ehen zwischen Oheim und Nichte, Neffe und Tante ebenfalls an manchen Orten verboten, sodaß man dies umgeht, indem man sich da trauen läßt, wo das Verbot nicht besteht! Und die Katholiken müssen die Ehen zwischen Geschwisterkindern in Rom mit klingenden Gründen erkämpfen!

Wo nun aber ist der glückliche Ort, von welchem aus das Menschengeschlecht seine Wanderungen nach sämmtlichen nicht überfluteten Gegenden der Erde antrat? Da die Darwin'sche und verwandte Theorien jedenfalls darin recht haben, daß der Mensch den Schlußstein einer durch sämmtliche Organismen des Pflanzen- und Thierreiches gehenden Reihe von Entwickelungen bildet, mögen sich nun die einzelnen Glieder dieser Reihe so oder anders aneinanderfügen, so kann er nur an einem Orte seinen Ursprung genommen haben, wo die Reihe der vorhandenen Organismen eine möglichst vollständige ist, wo namentlich die dem Menschen am nächsten stehenden Thierarten einheimisch sind. Gegenwärtig ist dies nur in Südasien und Nord- und Mittelafrika der Fall; einst lebten „Menschenaffen" auch in Europa, vor der zweiten Eiszeit nämlich, — aber in Amerika scheinen sie niemals eine Heimat gehabt zu haben. Auch Europa muß aber außer Acht gelassen werden; denn die hereinbrechende zweite Eiszeit, vor welcher eine Bevölkerung unsers Erdtheils überdies ungewiß ist, vertrieb gleich der ersten die eines warmen Klimas bedürfenden Wesen und unterbrach daher die Reihe der organischen Entwickelungen, die bei uns keinen ruhigen Mittelpunkt finden konnten. Dieser letztere muß, da der Mensch von Natur ohne schützende Hülle ist, an einem Orte liegen, der sich ununterbrochen eines warmen Klimas erfreute. Da ferner anzunehmen ist, daß diejenigen Menschen, welche aus der Urheimat auswanderten, es nur gezwungen thaten, vertrieben von den stärkern Bleibenden, die sich vor Uebervölkerung schützen wollten, so muß die Urheimat in der Nähe stark bevölkerter Gegenden gesucht werden. Solche sind, von Europa abgesehen, das erst in neuerer Zeit an Bevölkerung bedeutend zunahm, nur Ostindien und China. Da nun die Ueberlieferungen der Völker von jeher unverändert in Bezug auf die Herkunft ihrer Vorfahren in Afrika nach Nordosten, in Europa nach Südosten, in China nach Westen oder Südwesten und in Indien nach Nordwesten weisen, so werden wir nicht weit fehlgehen, wenn wir als Urheimat der Menschheit den Nordwesten von Vorderindien, das warme und fruchtbare Pendschab nebst dem paradiesischen Kaschmir annehmen. Das von Sclater und Haeckel protegirte „Lemurien" ist von der unerbittlichen Salzflut verschlungen, wenn es jemals existirte, und keinerlei Völkersagen sprechen für dieses hypothetische Eden, das einst den Indischen Ocean größtentheils ausge-

füllt haben soll, von sachkundiger Seite nun aber auch seines naturwissenschaftlichen Bodens beraubt worden ist. Für das Pendschab aber spricht der Umstand, daß es in einem Maße wie nicht leicht ein anderes Land an der Grenzscheide verschiedener Völkerstämme liegt, die trotz alles Schwankens der Rassenunterschiede sich durch ihre Geschichte und Cultur deutlich unterscheiden. Es stoßen nämlich dort die iranischen und indischen Arier, die Tibetaner, die turanischen Türken (Usbeken und Turkmanen) und die in Beludschistan und Südindien compact, in Nordindien aber mit den Ariern vermengt lebenden Urbewohner Vorderindiens, die Dravidas, zusammen. Es sind dies zugleich Völker verschiedener Sprachfamilien. Die Tibetaner sprechen einsilbig wie die Chinesen, die Turanier und Dravidas agglutiniren und die Arier flectiren.

Sind nun auch, wie wir gesehen haben, die Rassenunterschiede unsicher und trügerisch, so lassen sich desto besser die Völker, so vermengt die meisten derselben sind, durch ihre Cultur, Geschichte und Sprache charakterisiren. Auch die Völker sind nicht schablonenhaft auszuscheiden, indem sie sich von ihrem Mutterlande oft losgerissen haben, wie z. B. die Holländer und Engländer von den Deutschen, und indem die Geschichte politische Völker geschaffen hat, die sprachlich und bezüglich der Cultur keine solchen sind, wie z. B. die Schweizer; aber sie begründen gerade durch die bunte Weise, in welcher sie sich gegenseitig verhalten, jene Mannichfaltigkeit der Verhältnisse, in deren stetem Hin- und Herwogen die Geschichte besteht. Stände die Achse der Erde senkrecht auf ihrer Bahn, so hätte unser Planet ein höchst bequemes Leben, das weder viel Arbeiten noch Denken erforderte. Vielleicht zwar wären in diesem Falle gar keine Menschen entstanden, — doch, das können wir nicht untersuchen. Jedenfalls wären Land und Wasser viel gleichmäßiger vertheilt, Tag und Nacht wären überall und das ganze Jahr gleich, Jahreszeiten gäbe es keine, sondern stets eine milde Temperatur mit unaufhörlichem Blühen der Gewächse, es gäbe nur wenig Thierarten mit wahrscheinlich gar keinen Varietäten, und die Menschen würden sich durch Farbe, Haar, Schädelbau u. s. w. vielleicht gar nicht, durch Sprache und Sitten wol nur wenig unterscheiden. Die Geschichte wäre höchst einfach, die Anforderungen an „Bildung" ungemein gering; man würde nur vegetiren und der Zustand der gesammten Menschheit dürfte etwa derjenige der Südseeinsulaner vor der unheilvollen Ankunft der Europäer auf ihren glücklichen Eilanden sein. Es würden daher wol keine Kammern und Reichstage bestehen, keine Zeitungen und Zeitschriften erscheinen, kein Theater die Gemüther erregen, kein Culturkampf ausgefochten und keine Juden gehetzt werden. Alles dies haben wir der schiefen Stellung unserer Erdachse zu verdanken, Gutes wie Schlechtes, was uns bewegt; denn diese schiefe Stellung verursacht den Wechsel der Jahreszeiten; dieser zwingt die Menschen zum Kampfe mit der Natur, dieser Kampf führt sie zusammen oder trennt sie in Parteien; dieses ganze unruhige Leben schärft den Geist und stählt die Kraft und führt von einer Culturstufe zur andern bis dahin, wohin wir es (so herrlich weit!) gebracht haben! Um der Schiefheit einer Linie wegen müssen wir leiden und kämpfen; aber es ist einer der herrlichsten Ehrentitel des Menschen, daß er sich, die schiefe Linie ignorirend, um sein Leiden und Kämpfen zu adeln, das Ideal geschaffen hat. Für das blutige Ringen ent-

schädigt ihn ein goldener Traum. Doch nein, es ist kein bloßer Traum: der Fortschritt, der uns dem Ideal näher bringt, ist kein Wahn, er spricht aus der ganzen Natur, dem Materialismus zum Trotz. Fragt uns derselbe triumphirend, ob denn die Kohlenperiode ein Fortschritt sei gegenüber dem Silur, ob das Wirbelthier ein Fortschritt sei im Verhältniß zu den Mollusken, so antworten wir ihm: gewiß, wenn die Kohlenperiode mehr und höhere Organismen aufweist als das Silur, so ist sie ein Fortschritt, und das Wirbelthier ist schon deshalb einer, weil es einen Wirbel hat, den niedere Thiere nicht haben! Denn es ist doch unleugbar, daß der Wirbel ein vollkommeneres Gehirn- und Nervensystem im Gefolge hat, als dies ohne ihn erreichbar ist. Und wie das organische Leben ein Fortschritt ist gegenüber dem anorganischen Dasein, das Thier ein solcher gegenüber der Pflanze, das höhere Thier gegenüber dem niedern, so ist der Mensch ein solcher im Verhältniß zum Thiere, und vergleichen wir vollends die verschiedenen Culturstufen des Menschen, so erhebt sich der Fortschritt über allen Zweifel. Jeder Menschenstamm, selbst der roheste, hat Zustände, die der Mensch ursprünglich nicht haben konnte, während nicht nachweisbar ist, daß eine Thierart irgendetwas thut, was sie einst nicht that. Es hat Zeiten gegeben, in denen kein anderes Recht als die Blutrache, keine andere Ehe als der Weiberraub, keine andere Staatsordnung als die brutale Unterdrückung, keine andere Religion als Götzen- und Fetischdienst, keine andere Kunst als Kritzeleien und Schnitzereien und keine, gar keine Wissenschaft existirte. Man hat früher allgemein Menschen gefressen, Menschen geopfert, Menschen verhandelt, Menschen gefoltert, Hexen und Ketzer verbrannt — jetzt geschieht es nicht mehr oder nur als engbegrenzter Rest alten Misbrauchs oder als Pöbelexceß und unter der Entrüstung des überwiegenden Theiles der Menschheit. Dies sind nicht nur Verbesserungen der äußern Lebensverhältnisse, wie der materialistische Pessimismus behauptet, sondern wahre Besserungen im Sinne der Vervollkommnung des Menschen. Wenn der Kaffer es als gut erklärt, daß er andern ihre Kühe stehle, als schlecht aber, daß andere ihm seine Kühe stehlen, so kann aller Materialismus und Pessimismus nicht leugnen, daß das Gebot des Mose: „Du sollst nicht stehlen", nebst den gleichlautenden eines Zarathustra, Kong-fu-tse und Buddha Fortschritte sind, daß das Wort Jesu: „Liebet euere Feinde", ein weiterer und Kant's kategorischer Imperativ abermals ein weiterer Fortschritt im Sinne der Vervollkommnung des Menschen ist.

Wir haben gesehen, daß die Entwickelung des menschlichen Geistes im Laufe der Zeiten oder, kurz ausgedrückt, die Cultur, wenn auch nicht den Naturgesetzen, doch einem Gesetz unterworfen ist, das die Natur sowol als die Cultur beherrscht, nämlich dem Gesetze des Fortschritts. Es wäre nun aber ein bodenloser Optimismus, wollten wir annehmen, daß der Fortschritt der Menschheit ein ununterbrochener und stetiger sei und daß er zu einem schlechthin fehlerlosen und unübertrefflichen Zustande führen müßte. Damit würde der Fortschritt aufhören, der doch das Lebensprincip des ganzen menschlichen Thuns und Treibens ist. Der Fortschritt wird vielmehr, da er immer von einem Theile der Menschen, je nach ihrer Begünstigung durch Lage, Klima u. s. w. ihres Wohnortes, weniger aufgefaßt wird

als von andern Theilen, oft unterbrochen und sogar oft rückgängig gemacht, holt aber immer das Versäumte im Laufe der Zeit wieder ein. Es bestehen daher noch heute die verschiedensten Culturstufen, von den rohesten bis zu den verfeinertsten, nebeneinander fort, und zwar nicht etwa nur bei entlegenen Völkern, sondern selbst im Kreise eines und desselben Volkes, und auch hier wieder nicht nur bei verschiedenen Ständen und Bildungsklassen, sondern selbst in einer und derselben Gruppe. Daß oft die feinsten Leute, welche mit allem Raffinement des Luxus und allem aus einer langen Entwickelung der Cultur hervorgegangenen Comfort umgeben sind, dem Aberglauben von der dem 13. Tischgaste drohenden Lebensgefahr oder dem von unglücklichen Wochentagen oder dem Glauben an Gespensterspuk huldigen, ist nichts Seltenes; weit drastischer und frappanter ist die Erscheinung, daß hochgebildete Gelehrte, Erforscher des Weltalls und der Natur, dem von den Medicinmännern der Rothhäute herrührenden crassen Unfug des Geisterklopfens und seiner Modificationen Hekatomben geschriebener Worte opfern! Diese „Ueberlebsel", wie sie Tylor treffend genannt, kommen indessen auch in harmloser und selbst freundlicher Gestalt vor, in einer Gestalt, deren Fortdauer vom Standpunkte der Annehmlichkeit des Lebens und sogar von dem der Wissenschaft wünschenswerth und erfreulich ist. Unsere Sagen und Mythen, unsere Sprichwörter und Räthsel und die reizenden Märchen unserer Kinder (nicht die neuerfundenen, sondern die alten Volksmärchen), sowie alte Volksfeste, Dorfsitten und Familienbräuche sind solche hübsche „Ueberlebsel", die sich aus längst überwundenen Culturstufen in unsere Zeit gerettet haben und in ihrer Art ebenso schätzbare Zeugnisse älterer Zeiträume darbieten wie die erhalten gebliebenen Bauten und andern Kunstschätze der Vorzeit.

Es fragt sich nun für uns, woher es komme, daß gewisse Völker höhere Stufen der Cultur erreichen, während andere auf niedrigern stehen bleiben. Im ganzen hat dieser Unterschied gewiß dieselben Ursachen wie derjenige der äußern Erscheinung, die sich in Gesichts- und Kopfbildung, Haar, Farbe, Sprache u. s. w. kundgibt. Wenn diese verschiedenen Arten des Unterschiedes auch einander nicht durchweg entsprechen, so ist dies doch im ganzen und großen der Fall, d. h. je höher im ganzen die äußere Erscheinung eines Theiles der Menschheit steht, desto höher steigt auch dessen geistige Bildung. Wir können hierin allerdings nur das Urtheil als maßgebend anerkennen, welches in demjenigen Theile der Menschheit und auf derjenigen Culturstufe herrscht, zu der wir uns zählen; denn es ist unter den von Menschen gefällten jedenfalls das gereifteste und auf den vielseitigsten Beobachtungen beruhende. Nach diesem Urtheil sind Physiognomien um so edler und mit um so höhern Vorzügen ausgestattet, als sie sich dem bekannten Gesichtswinkel nähern, ist die weiße Farbe edler und von höherer Begabung zeugend als irgendeine andere, und stehen unter den andern wieder die hellern höher als die dunklern, wiegt endlich das gelockte Haar in Hinsicht seines Vorkommens bei gebildetern Völkern schwerer als das straffe und dieses als das wollige. Ebenso verräth die flectirende Sprache eine höhere Culturstufe als die agglutinirende und die einsilbige, und steht von letztern beiden die erste wieder höher als die zweite. Nun gibt es aber in diesen Hinsichten gar seltsame Ano-

malien. Die häßlichen und eine einsilbige Sprache redenden Chinesen, — wie hoch stehen sie in der Cultur über den schönen Tscherkessen und vollends über den eine sehr ausgebildete agglutinirende Sprache redenden Australiern! Dagegen aber — und das wiegt schwerer als solche einzelne Fälle — sind die Arier, denen wir anzugehören die Ehre haben, zugleich die schönsten Menschen nach Maßgabe des oben über Gesichtsbildung, Farbe und Haar Gesagten, sprechen die vollendetsten Sprachen und sind in allen Zweigen der Cultur am weitesten vorgeschritten. Die Semiten, welche uns in allen Beziehungen am nächsten kommen, haben niemals einen Culturkreis vieler verschiedener Völker mit gemeinsamen Bestrebungen, gemeinsamen Grundformen der Religion, Industrie, Kunst und Wissenschaft und einem organisirten Staatensystem zu Stande gebracht, wie es den Ariern im modernen Europa gelungen ist. Jedes semitische Volk hatte, gleich jedem andern Culturvolke, seine besondere Zeit der Blüte für sich; nur die Arier schufen eine Völkergemeinschaft mit anerkanntem Völkerrecht und regem Austausch der Kunst- und Literaturleistungen.

Da nun, wie wir bereits erwähnt, die körperlichen Unterschiede zwischen verschiedenen Völkern und Völkergruppen Folgen der geographischen Lage und des Klimas der Länder sind, in welchen sich diese Abtheilungen der Menschheit niedergelassen, so müssen es auch diese Ursachen sein, welche die verschiedenen Grade der Cultur hervorrufen, weil ja im ganzen und großen die schönere körperliche Erscheinung mit der höhern Cultur Schritt hält. Die Länder aber, in welchen die Arier, soweit bekannt, die längste Zeit hindurch gelebt haben, sind erstens solche der nördlichen gemäßigten Zone und zweitens sind sie reich gegliedert, d. h. mit möglichst gleichmäßiger Vertheilung von Land und Wasser begabt. Es kann daraus geschlossen werden, daß, je weniger gegliedert, d. h. je massenhafter, von maritimer Lage entfernter und je weniger gemäßigt, d. h. je heißer oder kälter die Länder sind, desto weniger sich die in ihnen wohnenden Völker zu edler Erscheinung und hoher Cultur emporgeschwungen haben. Es ist dies ein zweites durchaus zuverlässiges Gesetz der Cultur, ebenso zuverlässig wie das des Fortschritts, und wenn es Ausnahmen zuläßt, so müssen sich dieselben besonders begründen lassen. Beide Gesetze stehen indessen im innigsten Zusammenhange; denn das des Fortschritts besteht eben im Emporsteigen von niederer zu höherer Cultur. Wir wollen nun versuchen, beide Gesetze in ihrer Verknüpfung zu begründen, und thun dies, indem wir dreierlei Stufen der Grundlagen und der Entwickelung menschlicher Cultur annehmen.

Erste Stufe. Sie begreift Völker, die entweder in weiten Continenten ohne bedeutende Gliederung in Halbinseln und Landengen, oder auf abgelegenen Eilanden, oder in sehr heißen oder sehr kalten Gegenden (oder in der zwischen beiden zu keinem selbständigen Charakter gelangten südlichen gemäßigten Zone, deren Länder unter sich nicht in Zusammenhang stehen) emporgewachsen sind. Es sind dies die sogenannten Naturvölker, d. h. Völker, auf welche die Natur noch einen größeren Einfluß ausübt, als sie auf die Natur ausüben. Ihnen fehlt die Wissenschaft und die Kunst im höhern Sinne, eine systematische und mit ausgeprägten Charakteren der Gottheiten begabte Religion, und der Staat, soweit er nicht durch

Anregungen von außen her Eingang gefunden (wie in Polynesien, Madagascar u. s. w. durch Nachahmung europäischer Einrichtungen). Zu ihnen gehören die Eingeborenen des tropischen und südlichen Afrika, des sogenannten Festlandes Australien, der zwischen diesem und Amerika gelegenen Inseln, dann diejenigen Amerikas mit Ausnahme der Peruaner und Mexicaner, endlich die des kalten Nordens aller Erdtheile, die diesen berühren (Amerika, Asien und Europa). Die einzigen dieser Stufe angehörenden Völker der nördlichen gemäßigten Zone, die nordamerikanischen Indianer, lebten und leben in einem Lande ohne Gliederung und ihre natürliche Entwickelung wurde durch ihre Verdrängung von seiten der Europäer unterbrochen. Auch die vorarischen Völker Europas, deren Cultur noch zu wenig bekannt ist, sind, obschon auf dem günstigen Boden unsers Erdtheiles lebend, dem nämlichen Schicksal verfallen.

Zweite Stufe. Dieselbe, als eine Verquickung der ersten und dritten, hat wenig durchgreifenden Charakter. Sie begreift erstens die Völker, welche in dem Umkreise der Naturvölker sich über diese erhoben haben, und zweitens jene, welche nur durch Einwirkung von Völkern der dritten Stufe zu höherer Cultur herangezogen worden und daher hinter denselben zurückgeblieben sind. Die Völker dieser zweiten Kategorie haben nur mit Hülfe von Völkern höherer Cultur Staaten gegründet, jedoch dieselben mit eigener Kraft weiter geführt, wenn sie auch nicht das über die bloße Unterwerfung zur Sorge für das gemeine Wohl vorschreitende Staatsideal erreicht haben. Letzterm nähern sich dagegen die Völker der ersten Kategorie, welche zwar in der heißen Zone, aber in hoher Gebirgslage lebten und deren ursprüngliche Einwanderung unter besonders günstigen Verhältnissen stattgefunden haben muß. Es sind die Mexicaner und Peruaner, welchen ethische Religionssysteme, höhere Kunst und Wissenschaft, wie auch eine Lautschrift fehlen. Diese Vorzüge haben die Völker der zweiten Kategorie dieser Stufe von Völkern der dritten Stufe angenommen, so die Malaien der Asien nahe gelegenen Inseln von Indern und Arabern, die Dravidas in Ceylon und Vorderindien von denselben Völkern, die Tibeter und hinterindischen Völker von Indern und Chinesen, die Mongolen und Mandschus von den letztern, die Türken von Arabern und Persern, die Mauren von Phöniziern, Griechen, Römern und Arabern, die Abessinier (Aethiopier) von Aegyptern und Arabern, die Fulbe in Sudan von den letztern, die Magyaren und übrigen Finnen von Slawen und Germanen. Dieser Stufe nähern sich auch die in Barbarei versunkenen Reste von Völkern höherer Cultur, wie die Fellahs, Nachkommen der Aegypter, und die Albanesen, Nachkommen der Illyrier, sowie die der arabischen Cultur verlustig gewordenen Beduinen und die wilden Kurden, Tscherkessen und andere ähnliche räuberische Völker.

Dritte Stufe. Diese zieht sich in der nördlichen gemäßigten Zone längs der reichgegliederten Theile des südöstlichen und südlichen Asien, des nordöstlichen Afrika (wo der Nil mit seinen Ueberschwemmungen die fehlende Gliederung ersetzt) und fast ganz Europas hin. Auf ihr haben sich die eigentlichen Culturstaaten mit geordneter Verfassung und klarem Selbstzweck, mit ethischen Religionssystemen (Kong-fu-tse, Buddha, Zarathustra, Mose, Jesus, Mohammed), mit mehr oder weniger ausgebildeter Kunst und Wissenschaft und mit Lautschriften entwickelt.

Natürlich haben die in dieser Region aufgewachsenen Völker ihre Culturstufe auch nach den Colonien mitgenommen, welche sie in fernen Gegenden gründeten. Zu ihnen gehören die Chinesen, Japaner, Inder, Meder und Perser, Assyrer und Babylonier, Westsemiten (Phönizier und Hebräer), Aegypter, Araber, Armenier und die arischen Europäer mit Inbegriff der nichtarischen, aber arisirten Iberer, sowie die Colonisten dieser Völker (die Karthager im Alterthum, die Einwanderer in Amerika, Südafrika, Australien u. s. w. in neuerer Zeit). Es ist übrigens zu bemerken, daß diese Völker dem anerkannten Ideal der menschlichen Erscheinung desto ferner stehen, je mehr sie die längste Zeit ihres bisherigen Daseins hindurch sich isolirten und des Verkehrs mit andern Völkern entbehrten. Dafür sprechen die Extreme der noch heute vorwiegend isolirten Chinesen und der schon früher mit ihrer Nachbarschaft in regem Verkehr stehenden Griechen.

Zu fortlaufender Darstellung der Culturgeschichte genügen indeß die soeben charakterisirten drei Stufen der Cultur schon deshalb nicht, weil die zweite und dritte Stufe vermöge der Verbindungen ihrer Völker unter sich nicht voneinander zu trennen sind und weil die bloßen Fortschritte in den einzelnen Culturzweigen das Problem der Entwickelung des menschlichen Geistes im Laufe der Zeit noch nicht lösen. Es kommt dabei vielmehr noch ein drittes Gesetz in Betracht, welches feststellt, daß die Cultur im großen und ganzen desto mehr vorschreitet, je mehr die einzelnen Völker sich aneinanderschließen und größere über die Volksgrenzen hinausgehende Kreise übereinstimmender Culturerscheinungen bilden. Je nachdem der Gesichtskreis der Völker enger oder weiter ist, muß auch ihre Cultur eine tiefer oder höher stehende sein, weil, je nachdem ihr Horizont sich erweitert, weniger oder mehr, unvollkommenere oder vollkommenere Gegenstände in ihr Bewußtsein eindringen und auf ihre Geisteskräfte einwirken, sie in einfachern Zuständen erhalten oder zu höherer Cultur erziehen. Wir unterscheiden folgende in der Culturgeschichte einander ablösende Gesichtskreise:

1) Den des *Stammes*, in welchem die sogenannten Naturvölker verharren; er breitet sich über kein bestimmtes geographisches Gebiet aus, faßt auch den Begriff eines solchen nicht einmal auf, sondern betrachtet jeden Ort als sein eigen, wo er seine materiellen Bedürfnisse befriedigen kann.

2) Den Gesichtskreis eines bestimmt abgegrenzten Landes, welches von einem bestimmten *Volke* bewohnt wird, das sich als solches fühlt und nicht nur nach Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse, sondern auch nach Vermehrung seines Ruhmes und Veredlung seiner Eigenart strebt. Jedes solche Volk lebt, was von allen Culturvölkern Amerikas, Asiens und Afrikas gilt, für sich und ohne Verbindung mit andern Völkern, die nur als Objecte des Sieges und der Eroberung berücksichtigt werden.

3) Ein weiterer Gesichtskreis besteht in einem System von *Einwirkungen* eines gewissen Volkes auf andere in der Cultur tiefer stehende Völker in einem mehrere Länder umfassenden größern geographischen Ganzen. Die Typen dieses Horizonts sind die Griechen, welche durch ihr Colonialsystem, und die Römer, welche durch ihr Militärsystem nacheinander die das Mittelmeer umgebenden Völker

in ihren Culturkreis, in ihr Machtgebiet zogen und sie so aus ihrer nationalen Beschränktheit in eine Völkergemeinschaft versetzten.

4) Zu einem umfassendern Ausblicke führte nach dem Sturze des Römischen Reiches das Nebeneinanderleben verschiedener Völker, welche die nationale Abgeschlossenheit durch die Stürme der großen Völkerwanderung überwunden, aber kein einzelnes Volk als ihren Führer anzuerkennen Veranlassung hatten. Das Christenthum war es, welches in ihnen den gemeinsamen Grundgedanken der Zusammengehörigkeit ohne andere Unterordnung als unter die Religion weckte und pflegte. Diesen in Europa durchgeführten Grundgedanken einer Weltreligion ahmte für Westasien und Afrika, aber in mislungener Weise, der Islam nach, und noch weniger klar als bei ihm wurde er in dem buddhistischen Staatensystem Ostasiens.

Auf diesen Gesichtskreis des Mittelalters folgte 5) der heute herrschende universale oder kosmopolitische, welcher seine Geburtsstunde zur Zeit der Entdeckung Amerikas, des Seeweges nach Ostindien und der ersten Weltumsegelung feierte. Zugleich wurde durch die Weckung der humanistischen Studien und die Reformation die Alleinherrschaft des christlichen Gedankens in Europa gebrochen und dessen nunmehrige Verknüpfung mit überseeischen Ländern führte, während Islam und Buddhismus verknöcherten, zu Bestrebungen, welche unter dem Banner der modernen Civilisation die ganze Erde umfaßten. Die Nationen kamen sich durch Handel und Verkehr immer näher und das Bestreben, fremde Sprachen und Sitten kennen zu lernen, wurde ein stets lebhafteres. Diese Annäherungen und internationalen Bestrebungen, deren drastischer Ausdruck die Weltausstellungen sind, werden ihren Gang weiter gehen, weil sie in folgerichtiger Weiterführung des Laufes der Geschichte dies müssen. Die gegenwärtig seit kurzer Zeit in Europa, namentlich in dessen Osten, neuerwachten specifisch nationalen Bestrebungen können dies nicht ändern; denn sie holen bei den osteuropäischen Völkern lediglich nach, was die west- und mitteleuropäischen längst vollendet haben, nämlich ihre Befähigung zur Einreihung in das universale Völkersystem. Denn in Mittel- und Westeuropa ist doch bei allem Nationalgefühl von einem auf sich selbst beschränkten Nationaldünkel keine Rede mehr, — wenigstens im Frieden!

Nehmen wir nun zu dem Gesagten noch die Thatsachen hinzu, daß die Völker selbst da, wo sie noch ihre besondern geographischen Gebiete besitzen, sich mehr und mehr vermischen, sodaß es z. B. in Europa kaum mehr ein ganz rein erhaltenes Volk gibt (höchstens vielleicht die Albanesen ausgenommen), daß in den Colonien europäischer Mächte Einwanderer aller Stämme alle nationalen Grenzen beseitigen und zugleich die Mischlinge zwischen europäischen Abkömmlingen und solchen eingeborener Völker fort und fort an Zahl zunehmen, schwache fremde Stämme aber, wie die Hottentotten, Polynesier, Australier, Indianer, Eskimos, überall, wo Europäer eindringen, aussterben und blos die Chinesen und die Negervölker ihre Dauerhaftigkeit beweisen, so ergibt sich als viertes Gesetz der Culturentwickelung: daß die Menschheit einer fortschreitenden Assimilation und allmählichen Verwischung aller Völkereigenthümlichkeiten und Rassenmerkmale entgegengeht. Die Folge dieser unbeugsamen Thatsache wird sein, daß jene Culturthätigkeiten, welche von der Absonderung der Völker in Sprache und Sitte zehren, wie z. B. die nationalen

Kunstrichtungen, namentlich Poesie, Tanz, Theater u. s. w., und nicht minder die nationale Geschichtschreibung, Politik u. s. w. mit der Zeit zu Grunde gehen müssen. Man könnte nun daraus folgern, daß der Drang nach materiellen Verbesserungen, der schon heute die Welt dominirt, in der Zukunft ein entschiedenes Vorherrschen der Mathematik, der Naturwissenschaften, der Industrie, des Handels und Verkehrs und der socialen Bestrebungen in der menschlichen Cultur, kurz, ein vorwiegend materielles Zeitalter herbeiführen müßte, das sich in diesem Charakter mit der ältesten Periode der Cultur, mit dem rein materialistischen Zustande der Naturvölker wieder berühren würde! Diese Annahme wäre jedoch ein entschiedener Widerspruch gegenüber dem ersten Gesetze der Cultur, dem des Fortschritts. Soll dieses seine Geltung behalten, so darf die künftige Entwickelung der Menschheit an Vielseitigkeit der bisherigen nicht nur nicht nachstehen, sondern muß sie darin übertreffen. Daher kann es auch der Zukunft nicht an Idealismus fehlen; er muß nur, wenn die nationalen Eigenthümlichkeiten sich verwischen, was äußerst langsam und unmerklich geschehen wird, eine andere Gestalt und andere Objecte annehmen. Es muß an die Stelle des nationalen ein kosmopolitischer Idealismus treten und sich in der Pflege einer kosmopolitischen Religion, Kunst und Literatur äußern. Es ist eine bewiesene Thatsache, daß gewisse Sprachen, wie die deutsche und englische, in ihrer Verbreitung zunehmen, während die des Spanischen und Französischen bereits abgenommen hat, andere Sprachen, wie die baskische und die celtischen, im Aussterben begriffen sind, wieder andere aber, wie das Czechische und Magyarische, nur durch brutale Gewalt gegen ihr unabwendbares Schicksal anzukämpfen vermögen. Daraus geht hervor, daß die Zahl der auf der Erde gesprochenen Sprachen abnimmt und in sehr ferner Zukunft vielleicht das Deutsche oder Englische oder gar eine Vermengung beider das Scepter führen wird. In dieser künftigen Weltsprache muß sich eine Weltliteratur bilden, welche ebenso die Ideale der neuen Weltliteratur dichterisch verherrlicht, wie in einem großartigen Lapidarstil die Culturgeschichte aller Zeiten und Völker in der zu Anfang dieses Artikels angedeuteten Weise schreibt und endlich die socialpolitischen Ideen der Zukunft verficht.

So viel bezüglich des allgemeinen Charakters der Entwickelung des menschlichen Culturlebens. Werfen wir nun noch einen Blick auf die Entwickelung einzelner Gebiete der Cultur sowol in der Vergangenheit als in der Zukunft!

Die niedrigste unter den einer Modification fähigen Thätigkeiten des Menschen, weil die einzige, die er vollständig mit den Thieren gemein hat, die Nahrung, ist bei ihm schon etwas ganz anderes geworden als bei den Thieren, nämlich ein wesentlicher Culturmesser. Dem Menschen ist nicht, wie den verschiedenen Thiergattungen, der Stoff seiner Nahrung und die Art und Weise, sie zu sich zu nehmen, von der Natur vorgeschrieben; er genießt darin eine weitgehende Freiheit, und diese äußert sich in verschiedenen Gegenden und Zeiten sehr verschieden. Daß die ersten Menschen nur von Früchten lebten, kann bei der Nahrungsweise der ihnen am nächsten verwandten Thiere nicht zweifelhaft sein. Der Anfang des Fleischgenusses kann in bildlicher Weise als der wahre „Sündenfall" betrachtet werden; denn das Fleisch, namentlich das rohe, macht wild und grausam, gierig und blut-

dürftig. Die Erfindung des Feuers war die erste wohlthätige Milderung des Fleischgenusses. Je weniger der Mensch roh und je mehr gekocht er ißt, desto civilisirter ist er; die Küche ist ebenso entscheidend für die Cultur wie die Seife. Ebenso wichtig für den Fortschritt des Menschen ist die Abnahme derjenigen empörenden Gewohnheit, durch die er sich von den meisten Thieren unterscheidet, der Verzehrung seiner eigenen Gattung. Namentlich in neuester Zeit ist bei den Naturvölkern die Menschenfresserei, von der selbst unsere ältesten Ahnen nicht frei waren, bis auf geringe Reste verschwunden. Zeugt nun aber die Abnahme des Rohessens sowol als diejenige der Anthropophagie für den Fortschritt der Cultur im allgemeinen, so zeigen sich noch feinere Abstufungen dieses Fortschritts bezüglich der Nahrung in der Verdrängung des Vielessens, wie es im Mittelalter und noch lange nachher herrschte, durch das Feinessen, das seit dem 18. Jahrhundert vorwiegt. Allzu große Rücksicht auf das letztere verdrängt aber die Aufmerksamkeit auf die höhern idealen Interessen, und die Aufgabe der Zukunft wird darin bestehen, fein zu essen, ohne darüber viel nachzudenken und zu sprechen, zugleich aber mehr auf das zu achten, was der Gesundheit nützlich oder schädlich ist. Nicht unmöglich ist auch, daß der Mensch der Zukunft durch höhere Interessen zu stark in Anspruch genommen wird, um der Nahrung wie bisher Aufmerksamkeit zu schenken, und daß dann die Chemie Mittel findet, den Körper durch einfache condensirte Speisen so zu erhalten, daß Gastmähler, Speisekarten, ja selbst Küchen überflüssig werden, was in Bezug auf das gesellige Leben unermeßliche Folgen haben müßte.

Aehnlich wie mit dem Essen verhält es sich mit dem Trinken. In dieser Beziehung war die Erfindung der gegorenen Getränke und der Abfall von der Beschränkung auf Milch und Wasser ein weiterer „Sündenfall“. Uebermaß in geistigen Getränken hat noch immer Verfall der Sitten wie des geistigen Lebens im Gefolge gehabt. Schlemmerei herrschte stets in einer Zeit, wo Kunst und Wissenschaft daniederlagen. Mäßiger Weingenuß ist höchst anregend, aber die Mäßigkeit leicht zu vergessen; daher war die Einführung des Thees und des Kaffees in Europa, d. h. solcher Getränke, welche nicht im Uebermaße genossen werden können und doch anregend sind, eine große Wohlthat; sie machten dem Wein das Feld streitig und gingen mit dem Aufschwung der Literatur im 17. und 18. Jahrhundert Hand in Hand. Wohlthätig wirkte auch die Verbreitung des Bieres gegenüber dem Branntwein; aber es verführt leicht zur Unmäßigkeit und macht den Geist stumpf, namentlich in seiner heutigen oft verfälschten Gestalt. Wie die Zukunft diesen Uebelständen abhelfen wird, wäre gewagt, zu besprechen.

An die schädliche Seite der Getränke schließt sich die eigenthümliche Erscheinung der narkotischen Genüsse. Das Alterthum kannte sie zu seinem Vortheil nicht. Das Opium der Chinesen, der Haschisch der Orientalen und der Taback Amerikas, jetzt Gemeingut oder — Gemeinübel der ganzen Welt, haben in keiner Weise eine günstige Einwirkung auf die Cultur ausgeübt. Das Opium verdummt durch süße Träume, fälscht die Thatsächlichkeit und lähmt die Energie; der Haschisch weckt Wildheit und Fanatismus; der Taback verpestet die Natur und die Häuser, die Kleider und die Bücher, ist mit Reinlichkeit beinahe unverträglich und pflanzt

materielle ästhetische Gesinnung, ohne die intellectuellen Kräfte zu heben. Die Zukunft dürfte einmal dazu gelangen, seiner entbehren zu können.

Ein weiteres Kennzeichen des Fortschrittes der Cultur ist die Entwickelung der Kleidung. Nicht der Umfang derselben, der zunächst vom Klima abhängt und z. B. bei den Eskimos den unserigen übertrifft, ist hier maßgebend, sondern die Art und Weise ihrer Anlegung, namentlich die Verbindung von Zweckmäßigkeit und Geschmack, sowie die Kundgebung der Schamhaftigkeit am richtigen Orte (z. B. nicht bezüglich des Gesichtes wie bei den orientalischen Frauen). Ein stetiger Fortschritt scheint in dieser Beziehung nicht nachweisbar zu sein; denn in den letzten drei Jahrhunderten entfernte sich z. B. die Tracht der europäischen Völker immer weiter von künstlerischem Charakter, und die heutige Mode ist schlechterdings unvereinbar mit plastischer Darstellung, in welcher sich die antike Tracht so prachtvoll ausnimmt und selbst die der Renaissance noch wiederzugeben ist. Es scheint, daß die Zeitalter der Kunstblüte mit künstlerisch darstellbarer Kleidung Hand in Hand gingen, woraus zu schließen wäre, daß sich heute die Kunst im Verfall befindet. Wenigstens wird sie, durch die Tracht nicht unterstützt, zu tendenziöser Darstellung der Nacktheit und dadurch einem den idealen Zwecken der Kunst feindlichen Naturalismus in die Arme getrieben. Die Abnahme von Frack und Cylinder zeigt einen schwachen Schritt zur Besserung, und es ist zu hoffen, daß die vorwiegende Richtung auf das Praktische in der Zukunft eine praktischere Tracht finden wird, die denn auch eher als die heutigen Vogelscheuchen mit der Kunst vereinbar werden dürfte. Nicht außer Acht zu lassen ist auch die Farbenwahl der Kleidung. Im Alterthum kleidete man sich möglichst licht: weiß, gelb und roth, im Mittelalter möglichst bunt: blau, grün und roth, heute möglichst düster und misfarbig: grau, braun und schwarz.

Mehr künstlerischer Geschmack als in der Wahl der Kleidung ist in derjenigen des Schmuckes zu bemerken. Je gebildeter die Völker sind, desto mehr geben sie solchen Schmuck auf, der den Körper verletzt oder verunstaltet; die Ohrringe sind davon bei uns noch die letzten Reste und sie scheinen in der Abnahme begriffen zu sein. Erfreulicherweise nimmt die Neigung zu einfachem Schmuck zu, wenn auch die Ueberladung mit solchem noch nicht merklich abnimmt. Bei dem männlichen Geschlechte ist in Europa der Schmuck bis auf die Fingerringe verschwunden, denn Uhrketten, Hemdenknöpfe u. s. w. erfüllen einen praktischen Zweck. Als männlicher Schmuck gilt übrigens auch der von der Natur gelieferte Bart, und es ist fast ausnahmslose Thatsache, daß in Zeiten und bei Völkern von geringer Thatkraft und viel Gefühlsschwelgerei (z. B. Minnesängerzeit und 18. Jahrhundert) derselbe entfernt wurde, im entgegengesetzten Falle aber üppig wucherte, während die heute in allen möglichen Abarten schwankende Bartmode unserer Zeit einen wenig bestimmten Charakter zu verleihen scheint. Eine vorherrschende Neigung zum Wachsenlassen des Bartes und zwar verbunden mit ästhetischer Pflege desselben ist namentlich bei dem jüngern Geschlecht nicht zu verkennen.

Die Wohnung des Menschen hat von den Höhlen unserer ersten Vorfahren bis zu den heutigen Häusern und Palästen viele Wandlungen durchgemacht. Neben der Vervollkommnung und wachsenden Neigung zu gefälliger Ausstattung

der Wohnungen ist aber auch der zunehmende Hang zu geselligen Wohnplätzen, in denen die Wohnungen der einzelnen einander näher rücken, im Laufe der Culturentwickelung zu beachten. Diese Annäherung und die Vermehrung der größern Wohnplätze hat der geistigen Bildung ungemein viel Vorschub geleistet. Höhere religiöse Ideen, Pflege der Kunst und Wissenschaft wären bei Zerstreuung der Wohnungen undenkbar. Die antike Kunst hat der Marktplatz, der zugleich Ort der Volksversammlung und Tempelvorhof war, die christliche Kunst hat die Kirche mit ihren mannichfachen Festen und Gebräuchen in hohem Maße gefördert, ja eigentlich geschaffen. Doch sind wir heute auf einem Punkte angekommen, wo die Uebervölkerung der Großstädte zum Nachtheil der Kleinstädte und Dörfer und die Zusammendrängung der Miethräume so viel Unannehmlichkeit, ja Elend aufgehäuft hat, daß eine Reaction nicht ausbleiben kann. Muß dieses System aufgegeben werden und dauert die Volksvermehrung wie bisher fort, so muß uns die Zukunft ein theils von Villen, theils von Arbeiterwohnungsanlagen förmlich übersäetes Land zeigen, in welchem die vervollkommneten Verkehrsmittel die Entfernungen ausgleichen. Was indessen die Verkehrsmittel betrifft, so gehört die Zukunft wol der geregelten Luftschiffahrt, und der Wegfall der Eisenbahnen und Bahnhöfe, des nerventödtenden Pfeifens, Rollens und Dampfens wird der Entwickelung der Wohnplätze und ihrer Gesundheit sehr zu statten kommen.

Völlig aufgeräumt hat die neueste Culturforschung mit gewissen Schablonen früherer Zeit, namentlich mit der Dreitheilung der Anwendung von Geräthen in eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit, und der Beschäftigung des Menschen in Stufen der Jäger und Fischer, der Nomaden und der Ackerbauer. Es ist anzunehmen, daß der Mensch überall, ohne eine bestimmte Reihenfolge zu beobachten, zuerst diejenigen Stoffe zu Geräthen wählte, die eben in seinem Lande vorkamen, und diejenige Beschäftigung ergriff, welche den Erzeugnissen des Landes angemessen war. Gewiß ist das Metall, weil es des Schmelzens bedarf, später zur Anwendung gekommen als Stein, Bein, Horn und Holz; aber weder Bronze noch Eisen herrschten je getrennt und allein. Gewiß entwickelte sich die Viehzucht aus der Jagd, weil die Thiere gefangen sein mußten, ehe man sie züchten und benutzen konnte, und die Schiffahrt aus dem Fischfang; wann aber der Ackerbau aufkam, ist ebenso ungewiß, als wo er anfängt; er entstand sicher nach und nach aus der Gewinnung von Früchten, ohne daß ihm nothwendig Jagd und Nomadenleben vorangehen mußten. Sicher dagegen ist, daß weder Jagd und Fischfang als ausschließliche Berufsarten ganzer Bevölkerungen, noch das Nomadenleben mit höherer Cultur, d. h. mit dem Bestehen von Culturstaaten vereinbar sind, indem solche Staaten nur mit einer ansässigen Bevölkerung bestehen können, also einer solchen, deren Mehrzahl Ackerbau und deren Minderzahl Gewerbe und Handel treibt. Es wird niemand behaupten wollen, daß die Kirgisensteppen oder die Pelzjägergebiete der Hudsonsbailänder oder die Urwälder Brasiliens, obschon Besitzungen von Culturstaaten, in das Gefüge der letztern vollständig eingetreten sind. Der Ackerbau ist also, wie gesagt, die erste Grundlage der Culturstaaten, und nach ihm kommen Gewerbe und Handel, d. h. zu einem Culturstaat oder zu höherer Cultur gehört, daß nicht, wie es in den Urzuständen der Fall ist, jede Familie sich alle ihre

Nahrung, Kleidung, Wohnung, Geräthe u. s. w. selbst verfertigt, sondern unterrichtete und sachverständige Leute dafür sorgen, und daß der Verkauf und Kauf der Natur- und Kunsterzeugnisse in einer für ansässige Menschen zugänglichen Weise betrieben wird. Die meisten Naturvölker betreiben nur Tauschhandel; auf etwas höhern Culturstufen sind bestimmte Stoffe oder Gegenstände als Werthmesser für Waaren eingeführt, die aber nur für gewisse Gegenden oder Berufsarten passen, z. B. Steine, Glasstücke, Salz, Muscheln, Schneckenhäuser, Vogelköpfe, Thierschädel u. s. w. Kennzeichen aller Culturstaaten und nur der Culturstaaten war aber stets der Gebrauch von bestimmt zugemessenem oder zugewogenem Gold und Silber, das aber in den nicht isolirten, sondern mit andern in Verkehr stehenden Culturstaaten mit Schrift und Bild geprägt wird. Diese Regel ist ganz genau; die Griechen sind die Erfinder der Münzprägung.

Eine noch größere Bedeutung als die bisher erwähnten Verhältnisse hat das Familienleben. Die Ehe, die Grundlage desselben, fehlte wahrscheinlich in den Urzuständen des Menschengeschlechts und fehlt noch jetzt bei einigen verkommenen Stämmen (Hetärismus). Den Anfang zu der Wahl bestimmter Gatten auf die Dauer machte in freilich roher Weise der Weiberraub, der noch bei allen rohern Naturvölkern herrscht und bei den weniger rohen in Exogamie, d. h. Wahl der Gattinnen aus fremdem Stamme, oder in Weiberkauf übergegangen ist. Letzterer kommt noch bei den Culturvölkern vor, geht aber immer mehr in die Ehe aus Neigung über, welche letztere bei den Europäern und den Christen vorherrscht. Fünf Uebergänge in den Formen der Ehe bezeichnen den Fortschritt von tieferer zu höherer Cultur, nämlich 1) vom Weiberraube durch den Weiberkauf zur Ehe aus Neigung, 2) von der Exogamie weniger zu ihrem Gegentheil, der Endogamie (Wahl aus demselben Stamme), welche sehr selten vorkommt, als zur freien Wahl, 3) von der mit dem Weiberraube folgerichtig verbundenen Vielweiberei (Polygamie) und der seltenern Vielmännerei (Polyandrie) zur einfachen Ehe (Monogamie), 4) vom Mutterrecht, nach welchem wegen Ungewißheit des Vaters (Rest des Hetärismus) die Kinder in ihren Rechten der Mutter oder deren Geschwistern nachfolgen, zum Vaterrecht, welches den Gatten als Vater anerkennt, und 5) von der rohen Eheschließung ohne Feierlichkeit zu mehr oder weniger sinnigen Hochzeitsgebräuchen. Ein Zeichen fortschreitender Cultur ist auch die möglichst vollständige Bezeichnung der Verwandtschaftsgrade, welche auf tiefern Stufen so mangelhaft ist, daß fast alle Verwandten als Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Mann und Frau bezeichnet und auch als solche behandelt werden. Aehnlich verhält es sich denn auch mit der möglichst genauen Benennung der Personen. Familien- und Geschlechtsnamen sind ein Vorrecht der Culturvölker. Legten auch die Inder, Griechen und alten Germanen solche den Einzelnen selten oder nicht bei, so besaßen sie dieselbe doch (Kurus und Pandus; Alkmäoniden, Lagiden; Folkunger, Merovinger u. s. w.); die Chinesen hatten stets Geschlechtsnamen, die Römer sogar zwei. Stammnamen der Naturvölker und Halbculturvölker haben ihren Hauptzweck in der Entgegensetzung, nicht in der Unterscheidung der Stämme.

Die Familie hat der Mensch mit einem Theile der Thierwelt und der höhere mit dem niedern Menschen gemein; der Staat dagegen, die höchste Ausbildung

und Erweiterung des Zusammenlebens der Menschen, ist nicht nur ein Eigenthum der letztern allein, sondern noch specieller ein solches der höher gebildeten Menschen, der Culturvölker. Die sogenannten Staaten von Thieren sind lediglich Familien, die von Naturvölkern Stämme (wie in Südafrika) oder Nachahmungen von Culturstaaten (wie in Polynesien) oder Colonien solcher (wie Haïti und Liberia). Die Staats- oder Regierungsformen sind Sache der Entwickelung und ursprünglich keine grundsätzlichen Unterscheidungen. Die Entwickelungsreihe, die freilich nicht überall in gleicher Weise eingehalten wurde, ist folgende: 1) patriarchalische Monarchie, welche der Familie am nächsten geblieben ist (China und altes Peru), 2) dieselbe wird durch Eroberungen zum Kriegerstaate (Mexico, Assyrien und Babylon, Medien und Persien), 3) Zugeständnisse an die Unterworfenen führen den Kastenstaat herbei (Indien, Aegypten); 4) die Großen stürzen den Monarchen oder benutzen das Ende des regierenden Hauses, und gründen eine Aristokratie, Timokratie, Plutokratie oder Oligarchie, welche wieder dasselbe Schicksal 5) durch das Volk erlebt und zur Demokratie wird, aber die Sklaverei der Unterworfenen beibehält (Griechenland und Rom); 6) entweder die Aristokratie oder die in Optimatismus entartete Demokratie wird von einem Tyrannos oder Imperator beseitigt, und in Annäherung an den Kriegerstaat eine Monarchie der Emporkömmlinge errichtet (griechische Tyrannis, römisches Kaiserthum); 7) der ursprünglich patriarchalische oder kriegerische, aber nach dem imperialistischen Vorbild ausgestattete Monarch wird durch die Großen nicht gestürzt, sondern nur bevormundet, welche die Macht durch Lehen nach unten vergeben (Feudalsystem des Mittelalters, welches, mit Milderung der Sklaverei als Leibeigenschaft, unter Leitung der Kirche auch einen geistlichen Zweig erhält [ähnlich in Japan], und neben welchem sich [in Europa] freie Städte behaupten); ähnlich ist die seit dem Aufkommen des Islam im Orient übliche Verbindung des Kriegerstaates mit religiöser Oberhauptschaft im Khalifat, die aber im Sultanat wieder zum bloßen Kriegerstaat zurückgekehrt ist; 8) die Stände der Großen verwandeln sich durch mancherlei Uebergänge mit Zuziehung von Vertretern des Volkes in Parlamente (constitutionelle Monarchie); 9) aus freien Städten oder Landschaften (Schweiz), gestürzten Monarchien (Frankreich) oder abgefallenen Colonien (Amerika) bilden sich die Republiken neuen Stils mit allgemeinem Stimmrecht; 10) die beiden letztern, sich durch parlamentarische und bureaukratische Einrichtungen näher tretenden Staatsformen amalgamiren sich nach und nach in den Staat der Zukunft, welcher mehr socialen als politischen Charakter trägt, d. h. statt der Rechte, die er bereits alle vergeben hat, seinen Angehörigen Besitz und Auskommen bietet. Es ist weiter zu beobachten, daß mit dem Fortschreiten der Cultur die Eroberungen aufhören, weil die Nachbarn durch Cultur nach und nach gleich stark geworden sind und sich nicht mehr unterwerfen lassen (nur die Schwäche heruntergekommener Dynastien bahnte den Mongolen und Türken den Weg), und Colonien an ihre Stelle treten, worin sich außer den Phöniziern blos die Arier hervorthaten (Inder in Malaisien, Griechen im Mittelmeer, Römer rings um dasselbe, Spanier und Portugiesen in der heißen, Germanen in der gemäßigten [Nordamerika, Südafrika, Australien], Slawen, nach Vorgang der Normannen, in der kalten Zone). Occupationen in

den Kriegen der Neuzeit sind keine Eroberungen mehr und gehen stets wieder verloren, wenn sie nicht Wiedergewinnungen alter Landsleute sind. Daß sich aber die Colonien mit der Zeit vom Mutterlande (das nicht selten ein Stiefmutterland ist) befreien und ablösen, ist ein unabwendbares Culturgesetz, welches durch Zugeständnisse nur aufgeschoben, aber nicht aufgehoben wird.

Je nach dem religiösen Standpunkte ist die Ansicht verschieden, ob es Völker ohne Religion gebe. Sowol diejenigen, welche den Zustand ohne Religion als etwas besonders Verdienstliches ansehen (Materialisten und sogenannte Atheisten), als jene, welche nur ihre eigene oder die derselben in gewisser Hinsicht ähnlichen Religionen als solche anerkennen, bejahen jene Frage; der unbefangene Forscher muß sie verneinen. Wol muß es eine Zeit gegeben haben, wo die ersten Menschen, wie überhaupt keine Cultur, so auch keine Religion besaßen; diese Zeit muß aber vor den Beginn aller Wanderungen verlegt werden, weil alle Religionen so viel Aehnliches unter sich haben, daß sie nicht verschiedenen Quellen entstammen können. Die Religionen müssen daher eine gemeinsame Wurzel haben, die am Ursitze der Menschheit entstanden ist. Suchen wir aber diese gemeinsame Wurzel auf, so besteht sie in der Scheu vor Wesen, welche mächtiger sind als der Mensch, einer Scheu, welche den Menschen zu gewissen Handlungen oder Unterlassungen bewegt, und eine solche Scheu ist bisher noch bei jedem Volke gefunden worden. Dieselbe hat zwar zahllose Formen, aber im ganzen doch nur zwei hauptsächliche solche; der Mensch scheut nämlich jene mächtigern Wesen entweder ohne zu wissen warum, oder er kennt Gründe dafür; erstere Form nennen wir Fetischdienst oder Aberglauben, die letztere Glauben. Hat der Mensch jene Scheu aufgegeben, so tritt die wissenschaftliche Auffassung (ungenau als Unglaube bezeichnet) ein; dies ist jedoch keine Erscheinung, die bei ganzen Völkern, sondern nur eine solche, die bei einzelnen Menschen vorkommt. Ein zuverlässiges Gesetz ist nun, daß der Aberglaube die Religion der Naturvölker, der Glaube diejenige der Culturvölker ist. Die Halbculturvölker huldigen entweder einem Uebergange zwischen beiden Formen oder sie haben den Glauben von Culturvölkern angenommen, ohne noch zu einer höhern Auffassung desselben durchgedrungen zu sein, was auch unter den Culturvölkern nur bei unterrichtetern Personen der Fall ist. Daß es Uebergänge zwischen Glauben und Aberglauben gibt, d. h. Ansichten der Völker, in welchen sich Glaube und Aberglaube vermengt finden, ist aber ein Beweis dafür, daß auch der Aberglaube eine Form der Religion ist. Wir müssen uns freilich nicht dadurch irreführen lassen, daß unser Sprachgebrauch diesen Ausdruck nur den in späterer Zeit entstellten Resten jener niedern Religionsform beizulegen pflegt. Hat ja der roheste Aberglaube Züge mit der edelsten Religion gemein — wir erwähnen nur den alle Religionsformen durchdringenden Glauben an die Fortdauer der Seelen nach dem Tode und den Umstand, daß die Geister oder Dämonen des Aberglaubens unmerklich in die Götter der höhern Religionen übergehen. Den monotheistischen Gott aber betrachten wir als eine philosophische Idee, ursprünglich ein Geheimniß der (ägyptischen) Priesterkaste, dessen sich aber die Religion (zuerst die hebräische) bemächtigte. Der Aberglaube findet sich nicht selten als Ueberbleibsel bei einem Volke, das längst eine höhere Glaubensform ange-

nommen hat, und bekundet sich dann deutlich genug als aus der frühern Glaubensform dieses Volkes stammend, wie z. B. der deutsche Volksaberglaube seine Herkunft aus dem deutschen Heidenthum nicht verleugnen kann. Auf der Stufe, auf welcher die Völker ohne geistigen Verkehr unter sich, jedes für sich leben, hat auch ein jedes seine eigene Religion; ersteigen aber die Völker die Stufe, auf welcher eins vom andern mehr verlangen muß als den Austausch von Producten oder die Unterwerfung und Ausbeutung durch Krieg, so werden gewisse Religionen einzelner Völker nach einer an ihnen vorgenommenen Reformation zu Weltreligionen. Den ersten Ansatz, eine solche zu werden, machte die mit griechischen Entlehnungen durchsäuerte römische Religion; sie zerfiel jedoch in eine Menge von Diensten, denen der gemeinsame Charakter abging. Weltreligionen sind geworden: die Reformation der brahmanischen Religion Indiens durch Buddha, die der jüdischen durch Jesus und die der altarabischen durch Mohammed. Nur dem Christenthum jedoch ist es gelungen, unter den dasselbe bekennenden Völkern eine wirkliche Culturgemeinschaft in höherm Sinne herbeizuführen — nur ihm, in sämmtlichen Erdtheilen und Zonen Eingang zu finden, — der Islam blieb eine orientalische, der Buddhismus eine ostasiatische Religion. Die beiden letztern Lehren sind überdies verknöchert und unfruchtbar, während das Christenthum stets neue Blüten treibt. Zwar macht der Islam noch Fortschritte unter den Bewohnern Mittelafrikas, aber das Christenthum macht solche unter sämmtlichen Naturvölkern: nur unter den Culturvölkern, wie z. B. Indern, Chinesen u. s. w., will es mit ihm nicht vorwärts. Es zeigt dies, daß wol die Naturvölker geneigt sind, vom Aberglauben zum Glauben emporzusteigen, nicht aber die Culturvölker, ihren Glauben mit einem andern zu vertauschen. Die Erfahrung zeigt ferner, daß die Culturvölker, je höher sie in der Cultur gestiegen sind, desto mehr dem Abfalle von ihrer Religion zuneigen. Obschon das Christenthum die erleuchtetste und fruchtbarste aller Religionen ist, die Religion ist, die sich am ehesten (oder unter der jetzigen Form der Religionen fast allein) mit der Wissenschaft verträgt, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, so ist doch keine Religion in ihrem Gebiete so sehr erschüttert wie das Christenthum; freilich ist auch keine andere so sehr gerüstet, dieser Erschütterung zu widerstehen. Wenn wir aus diesen Thatsachen etwas für die Zukunft folgern dürfen, so ist es dies, daß unter den Ungebildeten schwerlich jemals der Aberglaube, unter den Gebildeten von vorherrschender Gemüthsanlage schwerlich jemals der religiöse Glaube schwinden wird, während die Gebildeten von vorherrschender Verstandesrichtung wol mehr und mehr die Wissenschaft an die Stelle der Religion setzen werden. Freilich kann dies bei Gemüthsmenschen auch in Bezug auf die Kunst der Fall sein, jedoch nur wenn besondere Empfänglichkeit für dieselbe vorhanden ist.

Kunst und Wissenschaft sind, wie der Staat, ausschließliches Eigenthum der Culturvölker, ja noch in ausschließlicherer Weise, da sie nur von den höhern Ständen erfaßt werden, welche des Lebens Nothdurft nicht im materiellen Treiben erringen müssen. Auch sie sind aber natürlich nicht plötzlich aufgetaucht; wie der Staat aus der Familie, die ihres Zwecks bewußte Religion aus der unbegründeten Scheu vor höhern Mächten, so entwickelt sich die Kunst aus dem ideal aufgefaßten

Gewerbe (zum Theil auch aus dem Gottesdienst) und die Wissenschaft aus der Beobachtung der Gegenstände und der Ereignisse, an welche sich Nachdenken knüpft. Weil aber beide Gebiete idealer Natur sind, das ursprünglichste ideale Regen jedoch die Religion ist, so entwickeln sich auch beide im Bunde mit der Religion bis auf einen gewissen Punkt, wo sich die Kunst von derselben trennen *kann*, die Wissenschaft aber *muß*, um selbständig zu gedeihen. In Culturstaaten mit einem mächtigen Priesterthum sind die Priester die Pfleger der Kunst und Wissenschaft und meist die einzigen Jünger der letztern; überall aber, wo Kunst und Wissenschaft es zu einer wirklich schöpferischen Stufe brachten, wie im alten Hellas und in Mitteleuropa seit der Renaissance, erreichen sie dies nur durch Emancipation vom Priesterthum. Die indischen und ägyptischen Priester, wie die christlichen des Mittelalters haben viel Verdienstvolles geschaffen, aber nichts von hervorragender Bedeutung, an welchem die Nachwelt noch zehren könnte. Der Gang der idealen Entwickelung der Völker ist der, daß sich diese zuerst vom Aberglauben losreißen, dann von der Herrschaft der Priester des Glaubens in der Kunst und zuletzt in der Wissenschaft. Die Losreißung vom Aberglauben oder von versumpftem Glauben durch die Gründung neuer Religionen oder Glaubensrichtungen beobachtet eine gewisse Regelmäßigkeit, die aber auch Zufall sein kann, da sie Unterbrechungen darbietet, so z. B. in folgender Reihe von halbtausendjährigen Zwischenräumen: etwa 1500 v. Chr. Mose, etwa 1000 v. Chr. Zarathustra, 500 v. Chr. Kong-fu-tse und Buddha, dann Jesus, 600 n. Chr. Mohammed; erst 1500 folgt die christliche Reformation nach. Die Griechen hatten keine eigentliche Priesterherrschaft, aber seit Homer und Hesiod scheint eine Art Befreiung vom Einfluß der „Seher" stattgefunden zu haben, welcher im 5. Jahrhundert v. Chr. unter Aeschylos und Phidias die Blüte der Kunst, und dann unter Sokrates, Platon und Aristoteles die der Wissenschaft folgte. Auf die Erschütterung der christlichen Priesterherrschaft durch das große Schisma kam zuerst die italienische, dann die deutsche Renaissance der Kunst und im 17. Jahrhundert begann mit Cartesius, Spinoza, Kepler, Galilei u. a. die Blüte der modernen Wissenschaft.

Ob und wann spätere Blüten der Kunst und Wissenschaft eintreten werden, ist eine sehr unsichere Sache. Jedes Culturvolk, die Slawen noch ausgenommen, hat bereits seine Blütezeit in verschiedenen Zweigen beider Gebiete zu verschiedenen Zeiten und theilweise sogar wiederholt (die deutsche Poesie z. B. im 12. und 13. und im 18. und 19. Jahrhundert) gehabt; man sucht aber in diesen Erscheinungen umsonst nach irgendwelcher Regelmäßigkeit, und daher wird auch die Zukunft schwerlich eine solche bringen. Wohl möglich aber und zu wünschen ist es, daß die hier gebotenen Andeutungen zu weiterer Erforschung der Gesetze unserer Cultur Anstoß geben, soweit dies ohne unnatürlichen Zwang und närrische Hypothesenjagd geschehen kann.

Parlamentarische Größen Oesterreichs.

Von

Walter Rogge.

IV.

Das Herrenhaus.

1.

Unter allen Ersten Kammern Europas ist das österreichische Herrenhaus eine Specialität. Wohl trifft der Vergleich des Fürsten Carlos Auersperg zu: das Abgeordnetenhaus sei der schneller vorschreitende Minutenzeiger, das Oberhaus der langsamer weiter rückende Stundenweiser am Zifferblatte des parlamentarischen Uhrwerkes. Aber beide Zeiger haben sich doch stets, selbst bei den entscheidendsten Wendepunkten, in einer und derselben Richtung bewegt. Nie ist dabei der diametrale Gegensatz zwischen beiden Häusern eingetreten, der in andern Ländern, selbst Großbritannien nicht ausgenommen, in solchen Momenten der Aufregung die Regel bildet. Niemals haben die Pairs nach rechts gezerrt, während die Abgeordneten nach links zogen; niemals hat die Erste Kammer das Pferd hinter den Wagen gespannt, wenn die Zweite Vorspann nehmen wollte, um schneller vorwärts zu kommen. Beide Häuser haben zu Schmerling, zum Bürgerministerium, zum Cabinet Adolf Auersperg gestanden; beide haben mit gleicher Energie gegen Potocki, gegen Hohenwart und jetzt auch gegen Taaffe Front gemacht. Gegen Belcredi war das freilich nicht möglich, da er den ganzen Reichsrath mitsammt der Verfassung kalt gestellt hatte. „Unsereins kann's ertragen, da ist doch jedem einzelnen nur für sich selber das Mandat sistirt", scherzte damals ein Abgeordneter zu einem erblichen Herrenhausmitgliede; „aber bei euch greift die Sistirung gleich Kind und Kindeskind in Mark und Knochen!" Ja, bei den beiden großen Würfen, die der Reichsrath noch gethan, bei der Zertrümmerung des „gedruckten Canossa", wie Anastasius Grün das Concordat genannt, durch die Maigesetze von 1868 und 1874, dann bei der Wahlreform, welche der Renitenz der Landtage in Betreff der Beschickung des Reichsrathes für immer ein Ziel setzte und damit den reactionären Staatsmännern den schönsten Vorwand für eine neue Ausgleichsodyssee raubte: bei diesen beiden Ruhmesthaten des österreichischen Parlaments hat das Herrenhaus mindestens mit dem gleichen Feuereifer mitgewirkt wie das Abgeordnetenhaus. Und

hier halten wir denn auch zugleich den Schlüssel zur Lösung des Problems in Händen. Das Herrenhaus ist eben der Hort des Reiches; und den Reichsgedanken kann es nur schützen, indem es mit den Deutschliberalen zusammen Front macht gegen jene ultramontanen Feudalen, die nicht den mindesten Anstand nehmen, den Staat föderalistisch zu verzetteln und zu einem Lehn des Heiligen Stuhles zu degradiren, weil sie mit Hülfe des Klerus und seines Einflusses auf die „interessanten Nationalitäten" den alten Patrimonialstaat, mit oligarchischen Verzierungen aufgeputzt, zu galvanisiren hoffen. Auf diese Weise sind die Pairs die natürlichen Verbündeten der Verfassungspartei im Abgeordnetenhause auf politischem wie auf kirchlichem Felde geworden, so zwar, daß Baron Lichtenfels bei der Debatte über die Wahlreform den Prätensionen der Polen mit einer Entschiedenheit zu Leibe ging, die ihm sogar das freisinnige Ministerium Auersperg verargte; und daß das Oberhaus im Verein mit den vorgeschrittenen Elementen des Unterhauses dem Klostergesetz eine Fassung gab, welche die Regierung im voraus für die Krone unannehmbar erklärt hatte. Das Herrenhaus ist sich dieser seiner Position vollkommen klar bewußt, wie einst Hasner es mahnte, nicht seinen Ruf der Freisinnigkeit in kirchlichen Fragen zu verscherzen, dem es hauptsächlich seine Popularität verdanke. Um ein Bedeutendes befestigt ist dann diese Verbindung zwischen beiden Kammern noch dadurch worden, daß in der Delegation alljährlich 20 Pairs neben 40 Volksvertretern tagen und daß auch hier, gegenüber der föderalistisch zerzupften Abgeordnetengruppe, die nach Kronländern gewählt wird, das Contingent des Herrenhauses, durch das Plenum und aus dem Plenum ernannt, die Einheit mindestens der österreichischen Staatshälfte zum Ausdruck bringt.

Diese seine reichstreue und damit josephinisch-liberale Zusammensetzung dankt das Herrenhaus dem Vater der Februarverfassung, Anton Ritter von Schmerling, der heute noch die Last seiner 76 Jahre so stramm und aufrecht trägt, daß er auf der Hochwacht steht im Kampfe gegen alle föderalistischen Anläufe des Coalitionsministeriums. Im Vormärz als Mitglied der niederösterreichischen Stände im freiheitlichen Sinne, für Aufhebung der Censur, für Erlaß einer Verfassung, für Ausdehnung des Wahlrechtes u. s. w. thätig, erwarb er sich nach den Märztagen mit Einem Schlage den Ruhm eines hervorragenden Staatsmannes und Parlamentariers, als die kaiserliche Regierung ihn zum Präsidialgesandten des in der Auflösung begriffenen Bundestages ernannte und bald darauf die Stadt Tulln ihn zu ihrem Vertreter in der Paulskirche erwählte. Hoch charakteristisch ist hier gleich sein erstes Auftreten am 26. Mai, als die Linke wegen des Krawalls, den fünf Tage früher der preußische Commandant in Mainz mit fester Hand unterdrückt hatte, dem österreichischen Theile der Garnison eine Lobrede hielt, die mit sehr unglimpflichen Bemerkungen über die preußischen Truppen gemischt war. „Es ist hier den österreichischen Soldaten alles Lob gezollt worden", nahm Schmerling das Wort; „allein dieses Lob ist nicht so unbefangen gegeben, wie es scheinen will — es ist gegeben, um bei der österreichischen Besatzung von Mainz die Bande der Kameradschaft und Bruderschaft zu lockern, die sie mit der preußischen Garnison verbinden. Doch der österreichische Soldat ist Waffengefährte des Preußen, des

Baiern, des Hessen und eines jeden Deutschen, mit dem er entweder gegen den Feind nach außen oder zur Bekämpfung der Anarchie im Innern geführt wird." Dem donnernden Bravo, das nach diesen Worten durch den Saal erscholl, folgte lautes Zischen von den Bänken der Linken, als der Redner dann weiter ausführte, daß österreichische Truppen sich in ähnlicher Lage gerade so benommen haben würden wie die preußischen in Mainz. Das laute Zischen der Opposition beirrte Schmerling keinen Augenblick. „Es war", so schildert Laube den Auftritt, der Schmerling sofort zu einer hervortretenden Erscheinung des Parlaments machte, „als ob ein ruhig dastehender Fechter seine Degenklinge ein um das andere mal in den Leib des Gegners stößt, ohne dabei die Miene zu verziehen; nur das große graue Auge folgt mitunter der Richtung des Armes, wie um sich zum Ueberfluß zu überzeugen, daß der Stoß auch gründlich getroffen." Aber selbst den Gegnern, mochten sie nun in Schmerling den Oesterreicher oder den Vertheidiger der gesetzlichen Ordnung hassen, imponirte die vornehm gelassene Ruhe seines Auftretens, seine geschlossene offiziersmäßige Haltung und die Eleganz seiner Erscheinung dermaßen, daß, nach seiner Ernennung zum Reichsminister, sogar die enragirt österreich-feindlichen „Grenzboten" schrieben: „Unter allen Reichsministern hat Schmerling entschieden am meisten staatsmännische Haltung ... er ist kein schöpferisches Genie, aber er hat den Instinct, den Oesterreichs Staatsmänner in bedrängten Umständen nie verleugnen, den Verhältnissen Rechnung zu tragen und auf die Stunde zu warten." Noch enthusiastischer berichtete Haym: „Ihm stand das Regieren dergestalt natürlich und ging ihm so leicht von statten, daß er sich kaum behindert fühlte durch den Abgang von Macht, an dem sonst jede Regierungskunst zu scheitern pflegt; aber so macht der geübte und formenreiche Künstler aus dem unbedeutendsten Stoffe ein gefälliges Werk — für den dürftigen Inhalt entschädigt eine reizende Manier." Die Rechte des Parlaments war förmlich entzückt von ihm, wenn er die „abgeschmackten Interpellationen" der äußersten Linken mit „souveräner Verachtung" behandelte. Ton, Seitenblick, Handbewegung, wenn er bei solchen Anlässen von „dieser Seite des Hauses" sprach, waren so einschneidend, als hätte er sie sich vom berechnendsten Mimen einstudiren lassen. „Manchmal war die Antwort nur ein Fußtritt", sagt Haym, „mit so kalter Satire gab er den Unverstand dem Gelächter des Auditoriums preis." Vollends die Rettung seiner Existenz hatte der Reichstag Schmerling zu danken, als der Minister am 18. Sept. den Aufständischen, mit der Uhr in der Hand, eine Viertelstunde Zeit gab zum Wegräumen der Barrikaden und durch die eiligst herbeigerufenen Truppen die Straßenemeute niederschlug, ehe sie weitere Ausdehnung gewonnen. Wol hatte auch er, als zwei Monate später die Nachricht von der Erschießung Blum's in Frankfurt eintraf, einen Augenblick seine „weltmännische Leichtigkeit" verloren. Indessen gewann er schnell genug seine Fassung inmitten der allgemeinen Verstörung so weit wieder, daß er sich zu dem geflügelten Worte aufschwang, das so viel besser ungesprochen geblieben wäre und dessen Renommée er seitdem zeitlebens nach sich schleppt: „Wer sich in Gefahr begibt, kömmt darin um." Aber nicht diese scharfe Herausforderung der öffentlichen Stimmung war es, was die Majorität an ihm irremachte und sie bewog, ihren Helden vom September fallen

zu lassen; sondern einzig und allein das Oesterreicherthum des Mannes, der selbstverständlich doch weder für das preußische Erbkaiserthum schwärmen noch in die Lostrennung Oesterreichs von Deutschland willigen konnte. Das war es, was die Clubs der Rechten bestimmte, dem „verschlagenen Diplomaten", dem „unzuverlässigen Schüler Metternich's" ihr Mistrauen in die „Aufrichtigkeit seiner deutschen Gesinnung" zu votiren. Nachlässig an eine Säule gelehnt, hörte Schmerling im Saale des „Landsberg" am 15. Dec. den Verhandlungen über seine „Unpopularität", über die „Unmöglichkeit" seines Verbleibens im Ministerium zu. Das ironischste Lächeln spielte um seine Lippen, als die Abstimmung gegen ihn ausschlug; er hatte seine Entlassung bereits bei dem Erzherzog-Reichsverweser eingereicht. Genau fünf Monate war er Reichsminister des Innern und Aeußern gewesen. Eine Woche später war er in Wien, wo er sich mit Erfolg um ein erledigtes Mandat der innern Stadt für den kremsierer Reichstag bewarb. Die Rede, die er damals am 27. Dec. vor den Wählern dieses Bezirks hielt, kann als das politische Glaubensbekenntniß seines ganzen Lebens gelten und zeichnet ihn nach jeder Richtung hin so scharf, daß wir einen Augenblick dabei verweilen müssen. Fast neun Monate lang, sagte er, habe es den Anschein gehabt, als solle der altehrwürdige Kaiserstaat aus der Reihe der europäischen Großmächte verschwinden; man habe ihn selber einen Optimisten gescholten, wenn er den Kleinmüthigen entgegengehalten, daß Oesterreich schon in frühern Zeiten gleich schwierige Lagen siegreich überwunden habe, daß der schwer geprüfte Staat also auch diesmal in alter Herrlichkeit hervorgehen werde. Das sei denn so gekommen; und als zuletzt selbst Wien zum Schauplatz der traurigsten Scenen geworden, da sei es ihm eine freudige Genugthuung gewesen, daß der ebenso kriegserfahrene als heldenmüthige Führer der kaiserlichen Heere, Fürst Windischgrätz, mit bewundernswürdiger Mäßigung durch seinen Sieg die Freiheit zu befestigen gewußt. Er selber glaube in der Zeit, die er von Wien fern gewesen, nicht nutzlos gearbeitet zu haben, da es ihm gelungen sei, in Frankfurt anarchische Tendenzen und Conventsgelüste, die sich dort geregt, zu beseitigen. „Stolz fühlte ich mich damals, dies als Oesterreicher bewirkt zu haben. Als mich der Reichsverweser ins Ministerium berufen, beseelte mich das erhebende Gefühl, ein Deutscher zu sein; doch vergaß ich darüber keinen Augenblick, daß ich vor allem Oesterreicher bin: wie in den Stürmen des Mai und Juni, immer ist mir die Aufrechthaltung der Integrität des Kaiserstaates das Höchste und Wichtigste im Leben gewesen. Oesterreich muß, wie seit tausend Jahren (?), europäische Großmacht bleiben; kein Zoll der durch Verträge erworbenen und durch Siege behaupteten Lande darf verloren gehen: aber neugestalten muß es sich auf Grundlage der neuen gesetzlichen Freiheit. Innerer Anschluß Oesterreichs an Deutschland also, wobei jedoch vor allem die Integrität Oesterreichs gewahrt werden muß!" Den Reichstagssaal in Kremsier hat Schmerling übrigens niemals betreten: er ging als Vertreter Oesterreichs bei der Deutschen Centralgewalt wieder nach Frankfurt zurück, wo die Rechte jetzt alles Ernstes erwog, ob er auf Grund seiner wiener Rede für dies „schnöde Geständniß des Austriacismus" nicht als „Verräther an der deutschen Sache" in Anklagestand zu versetzen sei. Erst im April 1849, als in Kremsier längst alles vorüber war, verließ Schmerling

die Paulskirche infolge der Regierungsordre, welche die österreichischen Abgeordneten von dort abberief.

Wenige Monate später, im Juli 1849, übernahm Schmerling das Justizportefeuille: und da ist es denn wieder hochbedeutsam für den freisinnigen Kern seines Wesens und für das Vertrauen der Bevölkerung zu ihm, daß er in dieser trüben Zeit nicht nur den Deutsch-Oesterreichern, sondern auch den Ungarn als ein Wahrzeichen der Hoffnung galt. Denn obwol er mit Leib und Seele auf die Centralisationsideen des Fürsten Felix Schwarzenberg einging; obwol er zusammen mit dem Grafen Taaffe, Vater des gegenwärtigen Conseilpräsidenten, den Obersten Gerichtshof, dessen Chef der Graf war, zu einem streng einheitlichen, rein deutschen Tribunal erhob, in dem die ehemalige pester Septemviraltafel noch nicht einmal einen selbständigen Senat bildete: wußte Schmerling sich doch auch jenseit der Leitha eine große Popularität zu erwerben, indem er sich mit den angesehensten und aufgeklärtesten Politikern Ungarns in Verbindung setzte und sie für seine Reformplane zu gewinnen verstand. So kam es, daß, als er und Bruck Anfang 1851 ihre Portefeuilles niederlegten, dies allgemein als Vorbote neuer Reactionsstürme empfunden ward — eine Befürchtung, die, wie bekannt, schon zum Jahresschlusse in Erfüllung ging. „Mir scheint, man mag mich nicht mehr", soll Schmerling zu dem Premier, Fürsten Schwarzenberg, gesagt und von diesem die gleichmüthige Antwort erhalten haben: „Mir kommt's halt auch so vor." Wunderbar! Für die nunmehr anbrechende Concordatsära war der Staatsmann, der Oesterreich in Frankfurt repräsentirt hatte, schon nicht mehr makellos genug von aller revolutionären Befleckung, obschon Schmerling's vornehme und autokratische Natur bei allem Liberalismus ihn selbst während der Märzbewegung zum Todfeinde jeder Bewegung gestempelt, welche die Entscheidung aus der Rathstube auf die Gasse spielen wollte. Dagegen blieb, bald als eigentlicher spiritus rector des Cabinets, Baron Bach zurück, der die Sturmpetition vom 26. Mai mit in die Hofburg überbracht und dann im Gemeinderathe erklärt hatte: „Das souveräne Volk von Wien hat seinen Willen in deutlicher Barrikadenschrift kundgethan." Der Minister, der muthig der Rebellion in Frankfurt entgegengetreten war, mußte gehen: sein College, der vor dem wiener Octoberaufstande verkleidet entflohen war, wurde als jung geadelter Baron, mit der selbstgewählten Devise seines Wappens „In cruce spes mea", berufen, Arm in Arm mit dem Grafen Leo Thun dem Concordat die Bahn freizumachen.

Wie wenig man auch im Grunde noch von Schmerling in Wien gesehen und obschon dies Wenige doch eigentlich gar nicht geeignet war, ihn zum populären Manne im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu stempeln, besonders da es ihm als Justizminister nicht gelungen, die Fortschritte der Reaction von der militärischen Repression zur concordatlichen Contrerevolution irgendwie aufzuhalten: das Volk hatte einen richtigen Instinct und ein treues Gedächtniß dafür, daß er immer noch der alte Schmerling aus der vormärzlichen Zeit geblieben und daß, soweit nun eben sein Liberalismus reichte, absoluter Verlaß auf die Ehrlichkeit und Energie seines Charakters war. Niemals vielleicht ist, von revolutionären Zeitläufen abgesehen, ein Minister von so lautem und einstimmigem Jubel begrüßt worden,

wie er Schmerling bei seiner Berufung zum Staatsminister Ende 1860 zutheil ward. Auch in Ungarn stand er in so guter Erinnerung, daß sich von dort während der ersten Wochen kein Misklang in den Enthusiasmus der Erblande mischte. Und wenn es auch leider in der Natur der Dinge lag, daß die magyarischen Sympathien sich binnen kürzester Frist in tödlichen Haß verwandelten, so waren doch die Deutsch-Oesterreicher Schmerling großen Dank schuldig. Im Verstärkten Reichsrathe hatten die feudalen Anhänger des Systems der historisch-politischen Individualitäten den Sieg davongetragen. Auf Grund des Octoberdiploms hatte Schmerling's Vorgänger und Bach's Nachfolger, Graf Goluchowski, erklärt: „Ungarn habe allerdings gewisse Rechte, die berücksichtigt werden müssen; in den Erblanden aber beabsichtige die Regierung gar keine besondern Veränderungen, da sie Beweise habe, daß die Bevölkerung ganz zufrieden sei." Demgemäß hatte Goluchowski bereits für verschiedene Kronländer Statute erlassen, welche die alten vormärzlichen Postulatenlandtage mit ihren vier Ständen, die beiden privilegirten im Rothfrack, Bürger und Bauern von den Gemeindevertretungen erwählt, wiederherstellten. Diese Repräsentanzen hatten dann der Krone Ternavorschläge zu machen, aus denen sie sich 100 Vertreter für den die ganze Monarchie umfassenden Reichsrath aussuchte. Es ist gut, sich diese Situation ins Gedächtniß zurückzurufen, heute, wo die Helden des Octoberdiploms: die Thun, die Clam, die Nostitz, die Lobkowitz, abermals die Hand nach der Herrschaft ausstrecken. Wenn man sich aber jene Zeiten vergegenwärtigt, aus denen Schmerling den Staat mit Einem Ruck durch Cassirung der bereits publicirten Landesordnungen und durch Erlaß des Februarpatents herausriß, dann begreift man den Stolz, womit er im Abgeordnetenhause den Vorwurf reactionärer Gesinnung zurückwies: „Die Anklage nehme er ruhig auf sich, wenn es reactionär sei, dem Kaiser zur Einberufung eines Parlaments für das gesammte Reich gerathen zu haben!" Im October 1860 noch war die feudal-föderalistische Contrerevolution mit vollen Segeln siegreich dahergestürmt, hatte die Majorität des Verstärkten Reichsrathes selbst das Concordat unter der Flagge „kirchlicher Autonomie" als eine großartige Errungenschaft im Stil der „wahren Freiheit" gefeiert. Ehe das Jahr um war, vollzog sich der Sprung vom Majoritäts- zum centralistischen Minoritätsvotum — ja weit über dasselbe hinaus, da dessen Vertreter ausdrücklich und wiederholt die Behauptung, als ob sie auf moderne constitutionelle Institutionen lossteuerten, entrüstet für eine „Verdächtigung" erklärt hatten. Aber auch in dem andern Punkte traf Schmerling durchaus das Richtige, indem er die Verwirklichung der religiösen Gleichberechtigung zum zweiten Eckstein seiner Action machte. Noch hart vor dem Zusammentritte des ersten Reichsrathes publicirte er im April 1861 sein Protestantenpatent und sprach zu der Deputation, die ihm den Dank der Evangelischen Wiens darbrachte, die charakteristischen Worte: „Sie müssen uns die gute Meinung in Deutschland zurückgewinnen."

Nur freilich, der Kampf, in den Schmerling sich eingelassen, war gleichzeitig gegen Ungarn und gegen das Concordat gerichtet: darin hatte er seine eigene Kraft und die seiner Position, nach oben wie nach unten hin, überschätzt. Das Protestantengesetz war da: aber das darin begründete Gesuch der Evangelischen von Meran, in diesem tiroler Badeorte eine Gemeinde gründen zu dürfen, blieb

bei den Acten liegen, bis nach Schmerling's Sturze Belcredi es abschlägig beschied — erst ein Jahrzehnt später verschaffte Stremayr (Weihnachten 1875) dem Gesetze dort thatsächliche Geltung. Wenn der Minister die Erlaubniß nachsuchte, die gleich in der ersten Thronrede verheißene Vorlage über das interconfessionelle Verhältniß beider Kirchen einbringen oder die den Jesuiten eingeräumten Staatsgymnasien dem Orden wieder abnehmen zu dürfen, ward er wiederholt wie ein lästiger Querulant abgefertigt. Das Concordat trieb unter ihm zwar keine neuen Blüten: im Gegentheil, während Thun die Zeit nach Villafranca redlich ausgenutzt, um dem geschwächten Staate weitere Concessionen an Rom abzuringen, legte Schmerling ein entschiedenes und erfolgreiches Veto ein, als der prager Cardinal sich, auf Grund des Concordats, des Religions- und Studienfonds bemächtigen wollte. Allein die geplante Concordatsrevision, für welche sogar eine Commission unter Schmerling's Präsidium im Staatsministerium niedergesetzt wurde, ward zur reinen Farce, da in Rom Baron Bach als Botschafter und Bischof Feßler die Unterhandlungen führten, der letztere mit einer sehr sachgemäßen officiellen Instruction und mit einer zweiten geheimen Weisung, die nicht von Schmerling herrührte — nichts zu thun. Schmerling erkannte ganz richtig, wo er die Hebel ansetzen mußte, da mit dem Concordat nicht einmal der schwächste Schatten von Scheinconstitutionalismus vereinbar war. Er hatte auch auf diesem Felde, wo der liberale Josephinismus mit dem Streben die Machtsphäre des Staates voll und intact wiederherzustellen Hand in Hand ging, die ungetheilte und rückhaltlose Unterstützung der verfassungstreuen Deutsch-Oesterreicher für sich. Doch die Zeit war für solche Reformen noch nicht reif: es mußte erst das Vaticanische Concil und der Deutsch-Französische Krieg kommen, ehe das Concordat international gekündigt — die Gründung des Deutschen Kaiserreiches und der Beginn des deutschen Culturkampfes, ehe es im Wege der Gesetzgebung beseitigt ward. Aehnlich, nur noch viel weitläufiger war es um den Conflict mit Ungarn bestellt! Da halten wir ja heute erst, nachdem auf dem Blachfelde von Sadowa der Magyarenstaat, der bei Mohacs eingesargt war, aus dritthalbhundertjährigem Todesschlafe zu neuem gespenstischen Scheinleben galvanisirt ist, bei der ungarischen Hegemonie von Tisza's und Andrássy's Gnaden, die doch wahrlich in dem Dasein der alten habsburgischen Großmacht schließlich nur eine weit mehr ephemere Episode bleiben kann und wird als selbst die Concordatsära. Der erbitterte Zusammenstoß mit Ungarn war noch viel unvermeidlicher als der mit der Klerisei. Nahm derselbe doch, bei der ausschweifend orientalischen Phantasie der Magyaren, alsbald dermaßen ungeheuerliche Dimensionen an, daß jeder echte magyar ember, als im April 1861 Graf Teleki, der Führer der Radicalen im pester Reichstage, sich erschoß, nicht nur darauf schwor, Schmerling habe den großen Patrioten ermorden lassen, sondern auch unbesehens jeden, der das bestritt, als wiener Spitzel brandmarkte. Die kindlichsten Gemüther wußten gar zu melden, der Minister selber sei incognito nach Pest gekommen, um eigenhändig das Verbrechen zu verüben. Außerdem aber hatte Schmerling bei dem Ringen mit Ungarn im eigenen Lager selbst von vornherein einen großen Theil der Deutschliberalen gegen sich, der immer zahlreicher ward, je weiter er persönlich nach rechts gedrängt wurde, sodaß er allmählich ganz und

gar in die Arme der alten Bach'schen Bureaukratie sank, und je mehr demgemäß der Reichsrath sich als eine bloße Geldbewilligungsmaschine erwies, zu einer bloßen Marionettenschar von Jasagern degradirt werden sollte. Die einen erkannten von vornherein, daß es unmöglich sein werde, in der erbländischen Hälfte der Monarchie verfassungsmäßig zu regieren, während die Bevölkerung der andern Hälfte durch ein militärisches Provisorium niedergehalten werden müsse — zumal seitdem die Czechen sich grollend zurückgezogen und in Galizien, nach Ausbruch der Revolution in Congreßpolen, nur noch mit dem Kriegszustande regiert werden konnte. Der Widerstand dieser „Autonomisten" gegen die „Vergewaltigung" Ungarns war begreiflich. Aber auch jene, die keinen Anstoß nahmen, der „Verwirkungs"-Theorie Schmerling's bezüglich aller Rechte Ungarns bis zu ihren äußersten Consequenzen zu folgen, vergaßen, daß dann wenigstens der Kampf um die Macht rein und ohne Einmischung liberaler Doctrinen durchgeführt werden müsse. Von *ihrem* Standpunkte aus war es eine wunderliche Schrulle der Deutschliberalen, die siebenbürger Deputirten, durch deren Einführung in den Reichsrath Schmerling gegen die ungarischen Prätensionen den ersten Axthieb geführt, als Reactionäre zu verschreien, weil diese Abgeordneten den parlamentarischen Reibereien um die Auslegung des Octroyirungsparagraphen 13 absolut kein Verständniß entgegenbrachten. Die siebenbürger Sachsen und Rumänen sagten einfach, nur ganz ausschließlich und unverrückt die Nationalitäten-, d. h. die Machtfrage, im Auge behaltend: „Hier sind wir! Nun schnell die Eisenbahn von Hermannstadt und Kronstadt nach Wien, damit die magyarische Suprematie bei uns zu Hause gebrochen wird!" Schmerling erwiderte: „Wer treu zum Reiche hält, den wird das Reich nicht verlassen!" Die Staatsweisen von der Verwirkungstheorie aber, welche Ungarn auf Mohacs und Világos, die Czechen auf die Schlachten auf dem Marchfelde und am Weißen Berge verwiesen, riefen: „Sehet die Pharisäer, die in den Reichsrath kommen, um ein Geschäft zu machen und sich durch Unterstützung des Ministeriums bei der Interpretation des §. 13 ihre Bahn zu erkaufen!"

Die Führer der Verfassungspartei haben als Hauptquelle aller ihrer Niederlagen noch jedesmal die Ignorirung des Fundamentalsatzes zu beklagen gehabt, daß *alles auf einmal* erzielen wollen das zuverlässigste Mittel ist, *gar nichts* zu erreichen. Aber Schmerling ist deshalb keineswegs ohne Schuld. Hätte er in der Concordatsfrage, solange er noch unentbehrlich war, rechtzeitig nach oben hin ein Theilchen jener Energie entwickelt, die er am 18. Sept. 1848 in Frankfurt Germain Metternich und den Barrikadenchefs gegenüber gezeigt, er würde manches anders gestaltet haben. Angesichts der Hofkreise jedoch fehlte es ihm an jener Entschlossenheit, die Cabinetsfrage zu stellen, mit der er sonst so gern kokettirt, daß er es wie Thiers tief bedauert, nicht die militärische Laufbahn eingeschlagen zu haben, die *allein* im Stande gewesen wäre, ihm für seine überschüssige Thatkraft ein Ventil zu öffnen! Dafür ließ er seiner Energie nach unten hin mehr und mehr die Zügel schießen, sodaß es ihm in dem kurzen Zeitraume von fünfthalb Jahren gelang, auch bei den Deutschen seine beispiellose Popularität bis zur Fadenscheinigkeit abzunutzen. Das seit seinem Rücktritt vom Ministerium verflossene Decennium hatte seine Fehler nicht gebessert; dieselben hatten sich vielmehr mit

dem zunehmenden Alter nur schärfer herausgebildet. Ohne eigentlich schöpferische Ideen sonnte er sich im Glanze seiner ministeriellen Allmacht, und, Hartnäckigkeit mit Selbständigkeit verwechselnd, behandelte er den Reichsrath bald in so schroffer Manier, daß er im Stande war, einem Abgeordneten der eigenen Partei den Gruß nicht zurückzugeben, wenn derselbe sich einmal erlaubt hatte, gegen ihn zu stimmen. Auch wies er wol das Gesuch eines politischen Flüchtlings, um Erlaubniß zur Heimkehr, zurück, weil es ihm nicht demüthig genug abgefaßt erschien. Ja, er nahm keinen Anstand, der ministeriellen Partei im Abgeordnetenhause „Regierungsunfähigkeit" vorzuwerfen, wenn diese ihn aus seiner Unthätigkeit und dem bureaukratischen Schlendrian, in den er immer mehr versank, zu irgendeiner Action aufrütteln wollte. Wohl hat Schmerling die Worte: „Wir können warten", nie bezüglich Ungarns gesprochen: er sagte sie in Betreff des neuen Preßgesetzes, als die Liberalen ein paar Paragraphen der Vorlage refusirten, und meinte einfach, er habe ja das alte Bach'sche Preßgesetz, wenn das gegenwärtige nicht so wie er wolle acceptirt werde. Nichtsdestoweniger ist es wahr, daß er jene Maxime allmählich zum Leitstern seiner ganzen Thätigkeit erhob. Kein besonderer Freund angestrengter Arbeit, fand er es so auch am bequemsten; und der Gedanke, daß der Reichsrath aus spontaner Initiative ihn zu irgendeiner ungelegenen Anstrengung drängen könne, veranlaßte ihn, die Volksvertreter halb wie Aufsässige zu behandeln. Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das hatte Schmerling dem Bismarck der Conflictsperiode ganz vortrefflich abgeguckt. Wollten die Liberalen die unerträgliche Last des Armeebudgets mildern, so ward ihnen vornehm insinuirt, sie möchten es doch ja bleiben lassen, „sich auf den preußischen Landtag hinauszuspielen" — oder auch: „sie möchten nur streichen, soviel ihnen beliebe; wenn Herrenhaus oder Krone den Abstrichen des Unterhauses nicht beitreten, käme eben kein Finanzgesetz zu Stande, und es müsse dann ohne ein solches regiert werden". Ja, als ob er gar nicht provocatorisch genug auftreten könne, erklärte der Staatsminister bei den Debatten über den Octroyirungsparagraphen, als es sich um das Recht des Reichsrathes handelte, ein Votum über den Belagerungszustand abzugeben, der über Galizien verhängt war, auf die Bemerkung, mittels des §. 13 könne die Krone ja nach der gouvernementalen Interpretation auch die ganze Verfassung aufheben, trocken: „Ganz unzweifelhaft könne sie das." Erst später fügte er die geistreiche Beschwichtigungsphrase hinzu: „Er sehe den §. 13 nicht für das Kind an, das bestimmt sei, die eigene Mutter zu verschlingen." Ebenso bot Schmerling mit seinem herausfordernden Wesen alles recht absichtlich auf, um dem sachlich allerdings unvermeidlichen Conflict mit Ungarn noch den Stachel persönlicher Gereiztheit zu verleihen. Daß er mit den magyarischen „Herren" nicht auf freundlichem Fuße verkehrte und einen Magnaten von Apponyi's blaublütiger Gravität sich zum Todfeinde machte, indem er denselben als Judex Curiä antichambriren ließ, rief die Rache der Altconservativen hervor, die ein altes französisches Quatrain auf ihn anwendeten: „Mit dem Herrn wäre ein gutes Geschäft zu machen, wenn man ihn um seinen wahren Werth kaufte, und verkaufte um das, wofür er sich hält." Und die magyarischen Junker behielten recht in dem Kampfe auf Leben und Tod, der Schmerling wenige Wochen vor seinem Sturze noch zu dem unbe-

dachten Ausrufe voll ohnmächtigen Ingrimms im Reichsrathe veranlaßte: „Nie werde die Regierung mit den ungarischen Altconservativen verhandeln; sie erkenne in ihnen vielmehr ihren erbittertsten Feind, dessen Minen bis in dieses Haus reichen!“ Vollends unverantwortlich für einen Staatsmann aber war die schroffe Art, wie Schmerling von Anfang an die liberalen ungarischen Collegen anließ, die zuerst mit frischem Muthe, bestem Vertrauen und wahrer Cordialität an die Entwerfung des Reichstagsstatuts gingen; ja, die ihm für seine erste, jubelnd begrüßte That, die Cassirung der Goluchowski'schen Machwerke von Landesordnungen, bei Hofe die Wege geebnet. So sprach er Baron Eötvös mit „lieber Eötvös“ und als dieser sofort mit „lieber Schmerling“ replicirte, mit „Excellenz“ an: „Ich bin gerade sowenig Excellenz wie Ihr lieber Eötvös“, war die Antwort. War es doch ein paar Monate vor Schmerling's Sturze dahin gekommen, daß bei der Debatte über §. 13 selbst sein intimster Busenfreund und früherer Justizminister Pratobevera sich feierlich von ihm lossagte! Dafür ernannte er Belcredi zum Statthalter von Böhmen, weil derselbe im prager Landtage mehrere freisinnige Anträge Herbst's zu Falle gebracht!

In solchem Maße hatte Schmerling es verstanden, sich nach allen Seiten hin zu isoliren; in jeder Richtung hin hatte er sich derartig den Boden abgegraben, daß die Camarilla ihm denselben eigentlich nur unter den Füßen fortzuziehen brauchte. Wieder folgte jetzt für Schmerling ein recht stilles Decennium; wieder schien er ein todter Mann, von dem das Publikum nur sprach, wenn er sich einmal den Fuß verstauchte. Hauptsächlich wol deshalb, weil er durch seinen Sturz gegen die liberale Partei so verbittert war, daß es ihm unmöglich war, mit den verfassungstreuen Führern gegen die Sistirungspolitik activ Front zu machen. Hohenwart meinte sogar, aus dieser intimen Feindschaft Vortheil ziehen zu können, indem er sich den naiven Scherz erlaubte, Schmerling für die Fundamentalartikel-Campagne zum Herrenhauspräsidenten ernennen zu lassen. Und dennoch hat der Schein gründlich getrogen. Wie Schmerling schon unter dem Bürgerministerium zeigte, daß er alle seine Rivalen an Noblesse der Gesinnung und gentlemanlikem Wesen um mehr als Haupteslänge überrage, indem er Herbst, Giskra, Berger, die ihn gestürzt, auch nicht die geringsten Schwierigkeiten bereitete: so lebte in dem Greise noch eine so markige Kraft, daß er mit 70 Jahren im Stande war, Correcturen mancher seiner frühern Ansichten vorzunehmen, und sich mit 75 Jahren aufs neue als einer der Rufer im Streite für die Verfassungspartei gegen Nationale, Feudale, Klerikale mit wahrem Jugendfeuer zu bewähren. Eine gewisse Rancune ließ Schmerling, eher noch als das Bürgerministerium, das Ministerium Auersperg verspüren, weil dieses den Vorsitz im Oberhause wieder an den Fürsten Carlos zurückgegeben. So verstieg er sich im Herrenhause zu einem enthusiastischen Hymnus auf den Fürsten Windischgrätz, um die Regierung dafür verantwortlich zu machen, daß dessen Andenken, gelegentlich eines neuerschienenen Werkes über die Hinrichtungen von Ende 1848, in den wiener Blättern arg mitgenommen war. Ja, er war nicht abgeneigt, im Verlaufe der Verhandlungen mit Ungarn über die Revision des Ausgleichs, die ihm natürlich gründlich zuwider sein mußte, sogar im Verein mit feudalen und ultramontanen Pairs im Herrenhause eine kleine anti-

ministerielle Intrigue anzuzetteln. Nicht wenig geschmeichelt auch fühlte er sich in seiner Eitelkeit, als diese centralistisch-föderalistische Episode, die in Wien fast spurlos vorüberging, draußen einen komischen Lärm erregte. Schmerling hatte nämlich in einer Anwandlung der ihm eigenen Laune, Widersacher, die ihm zu mächtig sind, wenigstens gründlich zu ärgern, Ende 1875 bei einem Banket der Concordia, das Holtzendorff zu Ehren gegeben ward, den Vertheidiger Arnim's gefeiert als den Muthigen, der das Recht gegen die Gewalt zu schützen gewagt; und dabei von seinen eigenen frankfurter großdeutschen Bestrebungen gesagt: „Kein Ideal werde auf den ersten Anlauf realisirt." Das Ziel seines Ausfalls erreichte er dabei vollkommen: denn Bismarck's Nervosität wurde durch diesen Hieb des alten Centralisten, der auch den Beistand der Thun und Schwarzenberg momentan nicht zu verschmähen schien, um das famose Siebzig-Millionen-Reich, das in Olmütz geplant ward, herzustellen, dermaßen aufgeregt, daß der Kanzler seine ganze officiöse Presse gegen den „eingefleischten Feind Preußens" ins Treffen sandte. Schmerling war eben damals stark und wahrlich nicht ohne guten Grund verschnupft, daß man seinen 70. Geburtstag völlig unbeachtet hatte vorübergehen lassen. Das ging so weit, daß er noch im Frühjahr 1876 bei der Debatte über das Klostergesetz im Herrenhause der Regierung gegen die liberalen Amendements Lichtenfels' und Hasner's zu Hülfe kam: so angenehm dem Minister Stremayr der Beistand war, hielt er doch nicht mit dem sardonischen Ausdruck seiner Verwunderung darüber zurück, Schmerling an der Seite der Ultramontanen marschiren zu sehen. Bei alledem war die furchtbare Aufregung in Berlin höchst spaßig und Schmerling muß seine Freude an der gelungenen „Hetze" gehabt haben. Schmerling meinte schon 1850, bei den Discussionen über den Eintritt Gesammtösterreichs in den Deutschen Bund, unendlich vornehm: „Ja, sind wir denn nicht schon darin? Schicken wir etwa nicht ungarische, polnische, kroatische, italienische Regimenter nach Mainz und Rastatt, so oft es uns beliebt!" Wer so klar bereits damals die Natur der Debatte als einer reinen Machtfrage durchschaute, der konnte sich doch nicht ein Vierteljahrhundert später einbilden, Sadowa und Sedan rückgängig zu machen mit dem Sprüchlein: „Jedes Ideal müsse mehrmals in Angriff genommen werden, ehe seine Verwirklichung gelinge!" Noch heute mit 76 Jahren hat Schmerling jene frische Kampfeslust, die nichts mehr liebt, als dem Gegner mit aller Bonhomie — sit venia verbo — „einen Floh ins Ohr zu setzen", und kann sich kindisch freuen, wenn ihm das so recht gründlich gelungen. Noch Ende Mai 1880 bei der Budgetdebatte rückte er dem Ministerium Taaffe und der föderalistischen, klerikal-feudalen Minorität des Herrenhauses schmunzelnd vor: die nationale Zersetzung des Reiches sei glücklich schon so weit vorgeschritten, daß in Galizien nur noch Israeliten — „eine Menschenklasse, die ich auch nicht gerade liebe" — zu Unteroffizieren avanciren können, weil nur sie noch der deutschen Sprache mächtig seien. Und dann blickte er triumphirend um sich, wie dem Cardinal Schwarzenberg und dem Grafen Leo Thun, die sich so plötzlich als Protectoren der militärischen Carrière von Juden proclamirt sahen, wie andererseits den Pairs aus der mosaischen Bankierwelt, den Finanzbaronen Königswarter und Winterstein, wie endlich Kuranda in der Abgeordnetenloge das Impromptu gefiele. Und als der Redner sah, daß sie allzumal,

wenn auch aus entgegengesetzten Gründen, die Kirchenfürsten wie die Alttestamentarier, Gesichter schnitten, wie wenn sie Rhabarber geschluckt hätten: da nickte er stillvergnügt und fuhr zufrieden fort. Es ist das wol derselbe Charakterzug, der ihm auch als Staatsminister die Antwort an den Redacteur eines föderalistischen wiener Blattes eingab, als dieser, auf seine Verurtheilung anspielend, bei einem Banket scherzhaft meinte: „Hier befinde ich mich Ew. Excellenz viel lieber gegenüber!“ — „Freilich, hier haben wir ja auch Ein und dasselbe Programm!“ entgegnete der Allgewaltige und deutete auf das Menu an seiner Seite.

Alle diese Rancunen aber, sowol gegen die Führer der Deutschliberalen im Abgeordnetenhause, wie gegen die hervorragendsten Herrenhausmitglieder der eigenen Partei, hat Schmerling zuletzt glücklich überwunden. Er vermochte es über sich, bei einem studentischen Banket im Winter von 1878 auf 1879 den anwesenden Herbst in einem schwungvollen Toast zu feiern und im Juni 1879 zu Giskra's Leichenbegängnisse nach Baden herüberzukommen, wofür ihn Herbst am frischen Grabe gerührt dankte als für einen neuen Beweis seiner hochherzigen Gesinnung, über die sich freilich niemand mehr wundern könne. So konnte er mit 75 Jahren wiederum der eigentliche Chef der parlamentarischen Opposition werden, um den sich die verfassungstreuen Pairs gruppirten, und zu dem die Linke des Unterhauses um so gespannter aufblickt, als dem Chefpräsidenten des Obersten Gerichtshofes auch außerhalb des Reichsrathes ein entscheidendes Votum in der Action der Deutsch-Böhmen und Deutsch-Mährer gegen die Sprachenverordnung des Cabinets Taaffe zufallen mußte. Denn allerdings, vollständig verflogen ist Schmerling's „Verschnupfung“ wol erst, seitdem das Coalitionsministerium auch Herbst wieder in die Opposition gedrängt und dazu noch in die Minorität gebracht, den Fürsten Carlos Auersperg von seinem Präsidentenstuhle, die Pairs Fürst Adolf Auersperg und Unger von ihren Ministerfauteuils hinweggefegt hat. Auch in einer andern Beziehung hat Schmerling bewiesen, daß er selbst im hohen Alter noch die Fähigkeit besitzt, mit dem Zeitgeiste fortzuschreiten. Er, der es stets so sehr geliebt, sich auf den halben Militär hinauszuspielen, den man, wenn er zufällig mit der aufziehenden Burgwache auf der Straße zusammentraf, selbst als Minister ein Ende inmitten des Gewühls der Musik nachschreiten sehen konnte: hat sich auf die Seite derer gestellt, die das unerschwingliche Kriegsbudget bekämpfen! Als Präsident der Delegation berief sich Schmerling in seiner Schlußrede 1875 auf seinen Vorgänger in dieser Würde, Rechbauer, den Vertheidiger des Milizsystems und Mitglied des famosen „Streichquartetts“, der von jeher als vorgerückter Liberaler wie als Autonomist sein Antipode gewesen, um dem „schweren Seufzer“ Luft zu machen, „der sich alljährlich der Brust der Delegirten entringe bei den Anforderungen für Heer und Flotte“. Er verlangte die „allmähliche und beharrliche“ Anbahnung einer Reform in dieser Richtung durch die parlamentarische Initiative. „Wol haben parlamentarische Körperschaften in internationalen Fragen keine andere Macht als die der Rede: diese aber möge unablässig ertönen; am Ende wird sie doch dort gehört werden, wo sie gehört werden soll. Mögen in maßgebenden Kreisen endlich jene Stimmen Eingang finden, die dahin zielen, daß der Staat neben der Erhaltung der Armee denn doch auch noch andere Aufgaben zu erfüllen

hat, daß er für Cultur und Wissenschaft sorgen, vor allem aber die fleißige Arbeit fördern muß, die allein ihm die Macht gibt, wo nöthig gebieterisch aufzutreten." Einer ganz ähnlichen Bildungsfähigkeit seiner Ansichten zeigte sich Schmerling auch der Bourgeoisie gegenüber zugänglich. Unmittelbar vor dem großen Krach im Mai 1873 charakterisirte er noch die „sogenannte" Börse dahin, daß „sie aus Leuten bestehe, von denen man noch vor einem halben Jahre nicht gewußt, wer sie selber und wer ihr Vater gewesen". Man sagt, ein „Gründer" habe ihn damals eben aus seiner Wohnung im Schottenhofe vom ersten in den zweiten Stock hinaufgesteigert. Als aber nun im November das Abgeordnetenhaus dem Nothstandsanlehen alle ersinnlichen Schwierigkeiten bereitete, war es geradezu Schmerling, der im Herrenhause eine günstigere Wendung herbeiführte: „Die solide Handelswelt und Industrie seien nicht nur in hohem Grade bedroht, sondern thatsächlich bereits im Niedergange begriffen; nicht darauf sei es abgesehen, jener Börse zu Hülfe zu kommen, die sich mit dem Differenzspiele beschäftige; allein die andere Kammer habe in ihren Verhandlungen viel Vorurtheil und Misverständniß zu Tage gefördert, da man auch nicht ins andere Extrem verfallen und nicht vergessen dürfe, daß in unsern Tagen ein gesundes Staatsleben ohne Börse nicht denkbar sei, daß der Staatscredit als solcher mit der Wiederherstellung des Vertrauens zusammenhänge, daß der wirthschaftliche Verkehr ohne Börse eine Unmöglichkeit und daß es daher eine Lächerlichkeit sei, gegen die Börse an und für sich aufzutreten." Er verglich das Eingreifen der Regierung mit der Intervention bei Calamitäten von solchen riesenhaften Dimensionen, wie Ueberschwemmungen und Feuersbrünste sie mitunter annähmen, und warnte zum Schlusse mit warmen Worten vor einer bureaukratisch-fiscalischen Durchführung des Gesetzes, dessen Anwendung vielmehr vom Geiste der Humanität geleitet sein müsse. Diese Rede hatte das Hauptverdienst um die Erweiterung des ersten Unterhausbeschlusses, der jede Belehnung von Effecten untersagt hatte.

Indem er so, noch in vorgeschrittenem Alter, sich eine Elasticität des Geistes bewahrte, die es ihm möglich machte, den verschiedensten Richtungen der Zeit gerecht und auch tiefwurzelnder persönlicher „Verschnupfungen", wie er sich auszudrücken pflegt, Herr zu werden, sobald eine Aussöhnung zwischen ihm und alten Gegnern im Interesse der Sache lag: hat Schmerling sich das Zeugniß bewahrt, mit voller Frische, trotz seiner 76 Jahre, den eigentlichen Führer der Opposition gegen die Aera Taaffe abzugeben. „Für des Volkes Bildung und Wohlstand zu sorgen, ist die wichtigste Aufgabe für jede Regierung; sie ist viel wichtiger und bedeutungsvoller als das Betreten der Bahn staatsrechtlicher Experimente", schrieb er im Frühjahr in das „Vindobona"-Album des wiener Journalistenvereins Concordia. Auf diesem Princip fußend, hat er denn auch gleich im Herbst 1879, als einige neu eintretende Pairs im Herrenhause vom Standpunkte des böhmischen Staatsrechtes aus eine Art Verwahrung einbringen wollten, diesen Zetteleien ein schnelles Ende bereitet durch die mit aller logischen Schärfe motivirte Erklärung: ein solcher Act könne wol im Abgeordnetenhause am Platze sein; niemals aber im Oberhause, da nichts zu der Aufstellung berechtige, daß die Krone die Unterzeichner des Schriftstücks als Vertreter eines bestimmten Landes oder

Volksstammes in das Oberhaus berufen habe. Schmerling's Verdienst war dann auch die Gründung des constitutionellen Clubs im Herrenhause; sein Werk dessen Programm, das kurz und bündig die Aufrechthaltung der confessionellen und Schulgesetze sowie der Verfassung proclamirte und namentlich rundheraus jede fernere Erweiterung der Landesautonomie auf Kosten des Reichsrathes entschieden perhorrescirte. Schmerling endlich hat das weithin schallende Warnungssignal im Mai bei der Budgetdebatte ertönen lassen: „Die Verfassung ist gefährdet, nicht durch offenen Angriff, sondern indem sie von allen Seiten her unterwühlt wird — zwischen Föderalismus und Freiheitsstaat, zwischen Ultramontanismus und Aufklärung gibt es keinen Ausgleich, sie schließen sich gegenseitig aus!"

Ritter Hasner von Artha, der jetzt im 64. Lebensjahre steht, übernahm 1848 die Redaction der officiellen „Prager Zeitung" und begann im folgenden Jahre seine Laufbahn als Professor der Rechtsphilosophie und Nationalökonomie an der prager Universität. In den böhmischen Landtag gewählt und von diesem in den Reichsrath entsendet, ward er gleich 1861 zum ersten Vicepräsidenten des Abgeordnetenhauses und sodann, nach Berufung des Präsidenten Hein als Justizminister, zu dessen Nachfolger ernannt: auch wurde er im Juni 1863 von Schmerling an die Spitze des Unterrichtsrathes gestellt, der das seit dem Octoberdiplom aufgehobene Cultus- und Unterrichtsministerium ersetzen sollte. Viel Ehre als praktischer Politiker hat Hasner auf diesem Posten nicht geerntet: denn bei großer theoretischer Energie des Gedankens und bei aller Eleganz der Rede, die, wenn sie gleich meistentheils den rein akademischen Stempel trägt, doch auch der Schlagfertigkeit des Debaters nicht entbehrt, fehlt ihm jene Entschlossenheit und Schneidigkeit gänzlich, die für einen Staatsmann auf so vorgeschobenem Posten in Zeitläufen schwerer Verfassungsconflicte zur Erfüllung seiner Mission absolut unentbehrlich sind. So trostlos, so vollständig ohne Sang und Klang wie dieser erste fictive „Gesammtreichsrath" im „Schmerling-Theater" unter Hasner's Leitung ist kaum je eine parlamentarische Versammlung von der Bühne verschwunden! Das Ministerium hatte abgedankt; der Staatsstreich, das fühlte alle Welt, stand vor der Thür; der Sessionsschluß war drei Tage vorher, am 24. Juli 1866, officiell angezeigt, obwol noch das im Finanzgesetze vorgesehene „Gesetz" über die Bedeckung des Deficits fehlte. Zu einem völlig berechtigten Protest gegen das Vorgehen der Regierung, der auch bei der Leere der Kassen kaum wirkungslos geblieben wäre, lag also der begründetste Anlaß wie das präciseste Recht vor. Das Haus aber vertagte sich selber bis zum 27., wo der Schluß erfolgte, als wolle es sich die Gelegenheit abschneiden, Unheil anzurichten; selbst eine Privatversammlung der Abgeordneten, „um der ungewissen Zukunft gegenüber Stellung zu nehmen", kam wegen Mangel an Theilnahme nicht zu Stande. Und dabei hatte doch Pratobevera's sentimentaler Scheideruf: „Ob und wann wir uns in diesen Räumen wiedersehen, weiß ich nicht, hoffe es aber!" deutlich gezeigt, daß man sich der äußersten Gefahr, die der Verfassung drohte, ganz klar bewußt war. Desgleichen fand keiner der Unterrichtsräthe den Muth, Belcredi entgegenzutreten, als dieser das vom böhmischen Landtage votirte Sprachenzwanggesetz sanctioniren ließ und

das Ansuchen des Unterrichtsrathes, zur eigenen Rechtfertigung sein abweichendes Gutachten veröffentlichen zu dürfen, mit der Marginalbemerkung zurückwies: „Kann auf keinen Fall gestattet werden." Als aber, nach Sadowa, am 14. Oct. 1866, noch mitten im „Sistirungs"-Jammer, die Elite der allerstarrsten Centralisten in der Wohnung Hasner's, der inzwischen an die wiener Universität versetzt war, zusammenkam — zu einer Zeit also, wo Deák's Programm seit Jahr und Tag Gegenstand in- und außerparlamentarischer Verhandlungen war — hatte Hasner noch den Muth, das Manifest der Partei, das auch auf dem Meeting zur Annahme gelangte, dahin zu formuliren: „Festhalten an dem Maße der in der Reichsvertretung gegebenen gemeinsamen Angelegenheiten und an deren gemeinsamer parlamentarischer Behandlung in Einer Reichsvertretung; gleichmäßiges Perhorresciren jeder Abweichung von diesen legalen Bahnen in Delegirtenversammlungen und Landtagsvoten." Doch hinter dem theoretischen Nachdruck steckte wieder kein rechter praktischer Ernst: denn acht Tage später legte Hasner sein böhmisches Landtagsmandat nieder, um im Mai 1867 durch Beust ins Herrenhaus berufen zu werden. Hier und dann ganz besonders seit Januar 1868 im Bürgerministerium als Unterrichtsminister war er an seinem eigentlichen Platze. Seiner Thätigkeit dankt Oesterreich die confessionellen Gesetze von 1868, die den ersten Riß ins Concordat machten: das Schulaufsichts-, das Volksschulgesetz und die Durchführung des die geistlichen Ehegerichte aufhebenden Ehegesetzes gegen den Widerstand des Episkopats. Bei der Debatte im Herrenhause setzte er allen Angriffen der Klerikalen die Ruhe eines festen, auf ehrlicher Ueberzeugung beruhenden Entschlusses entgegen: „Nicht Einen Schritt läßt das Concordat der heutigen Gesetzgebung in Rücksicht der wichtigsten Dinge frei; es gibt keine Bewegung auf dem gesammten Gebiete der österreichischen Verwaltung, wo nicht dies Hinderniß im Wege stände; eine Stockung ist also unvermeidlich, wenn man in dieser Schranke stehen bleiben muß." Der heuchlerischen Drohung aber, es werde sich eine Agitation gegen die Wiederherstellung des bürgerlichen Eherechtes erheben, begegnete er mit der feinen Wendung: „Es fragt sich nur, von wem eine solche Agitation ausgehen wird? Glaubt man wirklich, die Mutter werde an der Wiege ihres Kindes weinen, wenn man das wieder annimmt, was vor wenigen Jahren noch bestanden?"

Bei aller hohen Begabung Hasner's aber war es kein Wunder, daß eine so angelegte Natur sich völlig außer Stande erwies, die Angelegenheiten der Verfassungspartei wieder ins richtige Gleis zu bringen, als die zu Concessionen geneigte Minorität aus dem Bürgerministerium austrat. Nur zwei Monate vegetirte das Cabinet, das Hasner nunmehr mit der zurückbleibenden centralistischen Majorität reconstruirte und in dem er selber den Vorsitz führte: es war ein langsames Hinsterben, das vom 2. Febr. bis zum 4. April 1870 dauerte. Erst im böhmischen Landtage spielte Hasner wieder eine glänzende Rolle, als er das Document aufsetzte, womit die Deutschen am 16. Sept. 1871 ihren Austritt motivirten: „Der Grund unserer Entfernung liegt in jenen Stellen des (Hohenwart'schen) Einberufungsrescripts, die das Staatsrecht des Königreichs Böhmen anerkennen und ausdrücklich der Verfassung der «übrigen Königreiche und Länder» gegenüberstellen, sodaß diese Verfassung für Böhmen nicht mehr zu existiren scheint. Nach dem Geiste des

Rescripts erscheint der derzeitige böhmische Landtag unleugbar als ein von der bestehenden Verfassung losgelöster constitnirender Landtag. An einem solchen können wir, im Hinblick auf die gesetzliche Grundlage des von unsern Wählern erhaltenen Mandats, in gewissenhafter Heilighaltung des von uns auf das bestehende Verfassungsrecht abgelegten Gelöbnisses, endlich in Beobachtung der uns obliegenden Pflicht, der durch uns vertretenen Bevölkerung an den durch die Staatsgrundgesetze erworbenen Rechten nichts zu vergeben, keinen Theil nehmen." Weiter ward feierlich protestirt gegen eine Politik, die „den nationalen Zusammenhang der Deutschen in Oesterreich zerreißen solle"; und schließlich „Verwahrung eingelegt gegen alle Landtagsbeschlüsse, welche die verfassungsmäßige Competenz der Versammlung überschritten oder sich nicht innerhalb der durch die Landesordnung vorgeschriebenen Form hielten". Ganz seiner Vergangenheit entsprechend, hat Hasner dann unter Auersperg namentlich in kirchlichen Fragen das Wort ergriffen, so als Berichterstatter bei dem Klostergesetz und bei der Ehegesetznovelle — in beiden Fällen, ohne etwas auszurichten: denn die Verschärfungen des Klostergesetzes, Anfang 1876, hinderten dessen Sanctionirung durch die Krone; und über die Novelle ging das Haus selber ein Jahr darauf zur Tagesordnung über, nachdem die Ausschußmajorität, in deren Namen Hasner sprach, die beiden wichtigsten Bestimmungen, Auflösbarkeit der katholischen Ehe und Gestattung christlich-jüdischer Mischehen, bereits gestrichen hatte. Den größten Triumph aber erfocht er, als er im Mai 1880 in der Budgetdebatte ausführte, um wieviel verderblicher und corrumpirender der verdeckte Föderalismns des Grafen Taaffe als der offene des Grafen Hohenwart wirke: die „Coalitions"-Aera hat Hasner wieder ganz auf demselben Flecke gefunden wie die Aera der „Fundamentalartikel" und der „Sistirung" — natürlich nur soweit es sich um wohlgesetzte Reden und nicht um kräftige Entschlüsse handelt. Da ist Hasner sich seiner Sache vollkommen klar und durchaus kein Mann des faulen Compromisses. „Bei grundverschiedenen Ueberzeugungen ist eine Verständigung auch über den einzelnen Fall schwer möglich", schrieb er in das „Vindobona"-Album. „Ein breiter Strom trennt beide Theile: wir rufen auf das jenseitige Ufer hinüber; allein die drüben hören uns nicht oder sie verstehen uns doch nicht." Man kann die Grenze nicht schärfer bezeichnen, über die hinaus auch die schönsten akademischen Reden keine Wirkung mehr üben und das Talent des gebildetsten Humanisten beim Regieren Fiasco macht!

In seinem 70. Lebensjahre steht Moritz von Kaiserfeld, dem kleinern Adel der Steiermark angehörig, aber Sohn eines wohlhabenden Grundbesitzers. Obwol im Januar 1849 ins Frankfurter Parlament gewählt, wo er auch seinen Sitz einnahm, aber nicht mehr das Wort ergriff, da er bei seiner Ankunft schon alles entschieden fand, trat er in das politische Leben doch eigentlich erst mit 50 Jahren ein, als er gleich nach Erlaß des Februarpatents in den steirischen Landtag gewählt und von diesem in den Reichsrath entsandt ward, wo er der hauptsächlich von Steierern und Oberösterreichern gebildeten Gruppe der Autonomisten beitrat. Ein ehrlicher Liberaler, aber eine nervöse Natur, eignet Kaiserfeld sich zum praktischen Staatsmanne noch weniger als Hasner, da er — nicht was das Ziel, wohl

aber was die Mittel gilt, es zu erreichen — seine Meinung nicht weniger leicht wechselt als Eötvös, der ja auch im Zeitraum weniger Wochen vom Centralparlament bei der Forderung der reinen Personalunion angelangt war. Beide, der Ungar wie der Steiermärker, gleichen zwei zartbesaiteten Aeolsharfen, für deren Spiel einfach die herrschende Luftströmung verantwortlich ist. Dem Centralismus Schmerling's machte Kaiserfeld, Schulter an Schulter mit seinem Intimus und Landsmann Rechbauer, zum Vortheile Ungarns Opposition. Als nun aber Belcredi kam und die Verfassung „sistirte", bis die nach Cassirung des Reichsrathes einstweilen unauffindbaren „legalen Vertreter" der Erblande sich mit Ungarn verständigt haben würden: da erwachte in Kaiserfeld der ehrliche Liberale. Voll Erbitterung über so viel Jesuitismus war es gerade er, der entschiedenste Gegner der Verwirkungstheorie in ihrer Anwendung auf Ungarn, der in seiner berühmten Rede von Pettau die Losung ausgab, für den Kampf gegen das Drei-Grafen-Cabinet mit den Worten: „Machtlos, verfassungslos, als Bettler schickt man uns nach Pest!" Als aber Sadowa geschlagen war und am 10. Sept. 1866 die Vertreter der Autonomisten, wie Kaiserfeld und Rechbauer, sich mit den gemäßigten Centralisten, wie Berger, in Aussee trafen, wo sie sich dahin einigten, Ungarn gegenüber als ihr Programm den „Dualismus, begrenzt durch die gemeinsame parlamentarische Behandlung der wirklich gemeinsamen Angelegenheiten", zu proclamiren: konnte Kaiserfeld keine 14 Tage bei der Stange bleiben. Ehe der Monat um war, hatte seine fieberhafte Beweglichkeit den Mann schon wieder zu einem gründlichen Programmwechsel verleitet. Der gemeinsamen parlamentarischen substituirte er die „gemeinsame constitutionelle Behandlung", womit natürlich die kaum gewonnene Klarheit glücklich wieder vollständig verwischt war; denn „constitutionell" behaupteten ja die Magyaren mit ihrem Vorschlage des Delegationssystems für die gemeinsamen Angelegenheiten erst recht zu sein! Als dann aber Belcredi sein Patent vom 3. Jan. 1867 zur Einberufung eines „außerordentlichen Reichsrathes" erließ, um sich eine slawisch-feudal-klerikale Majorität zur verfassungsmäßigen Cassirung des Schmerling'schen Februarstatuts zu sichern, da war es wieder Kaiserfeld, der in seinem empörten Rechtsbewußtsein die schärfsten Worte dafür fand, wie „die Würfel so trefflich präparirt seien, daß, wie sie auch geschüttelt würden, sie immer auf die feudal-ultramontane Seite und für die interessanten Nationalitäten gegen das josephinische und liberale deutsche Bürgerthum rollen müßten". Von Kaiserfeld rührte das steirische Manifest her, das mit den Worten schloß: „Das Patent schlägt unserer Verfassung den Boden aus; protestiren wir nicht durch die Wahlverweigerung, so waren alle unsere Adressen nur eitle Renommage und wir politische Kinder — geben die Deutschen nach, so ist es für lange um sie geschehen, ohne daß sie Oesterreich gerettet hätten!"

So lief denn auch Kaiserfeld's Präsidentschaft des Abgeordnetenhauses, die er Anfang 1868 bei Giskra's Eintritt in das Ministerium übernahm, nicht viel weniger kläglich aus als diejenige Hasner's. Er gefiel sich bei dem Sturze des Bürgerministeriums in einer Kassandrarolle, die ihm diesmal um so schlechter stand, als ja gerade jetzt die Aufforderung des neuen Premiers Grafen Potocki an die Führer der Autonomisten herankam, sich als praktische Staatsmänner zu bewähren und in

ein Cabinet einzutreten, das die Aufgabe übernommen, den Ausgleich mit den Nationalen und Föderalisten, ohne Verletzung der deutschen Verfassungspartei, anzubahnen. „Für den Augenblick sind wir unterlegen", rief Kaiserfeld am 8. April 1870 pathetisch in seiner Rede zum Schluß der Session aus; „was man nun kommen sehen will, das wäre wol kein Experiment mehr, das könnte leicht eine Katastrophe werden. Man kann daher kein Va-banque-Spiel wollen und wird auch keins wagen: was schon einmal das Reich an den Rand des Abgrundes geführt, ein Attentat auf die Verfassung, das müßte ja wol auch heute zu demselben Resultat führen, selbst wenn man es in sogenannter correcter Weise oder durch radicale Hände in Scene setzen lassen wollte." Die kühne Prophezeiung, durch die Kaiserfeld sich selber Muth zusprach, kennzeichnet des Mannes innerstes Wesen nicht minder, als das feierlich-öffentliche Avertissement, wodurch er seinem Landsmann und intimsten Parteigenossen Rechbauer, mit dem Potocki damals eben verhandelte, gleich von vornherein den Weg ins Ministerium verrammeln wollte, indem er auf die „radicalen Hände" anspielte. „Ich fürchte die Gefahren nicht", fuhr er dann fort, „von denen speciell wir Deutsche in Oesterreich bedroht sein sollen, so oft die Verfassung sich in einer Krisis befindet. In unserer Vergangenheit; in der Zukunft, in die wir blicken können; in der Bedeutung, die uns innewohnt; in dem energischen Widerstande, dem wir jedem Versuch, den staatsrechtlichen Zusammenhang zu zerreißen, der unser Recht, unsere Kraft, unsere Sicherheit bildet, entgegensetzen werden; in dem festen Willen, nicht die Parias und auch nicht die Dupes nebelhafter Ausgleichsprogramme zu werden; in der Solidarität zwischen uns und der Verfassung: darin werden wir unsere Einigkeit, die vielleicht auf kurze Zeit zu stören gelang, und auch unsere volle Kraft wiederfinden." Ins Herrenhaus versetzt, stimmte Kaiserfeld sodann Ton und Haltung nach einem, seiner neuen Würde angemessenen Diapason; er, der bei seiner ersten Decorirung, unter dem Bürgerministerium nach Abschluß des Ausgleichs mit Ungarn, gesagt haben soll: „So ruinirt man die Popularität von Volksmännern", war unter dem Cabinet Auersperg so streng ministeriell, daß er 1878, nachdem die Revision des Ausgleichs perfect geworden, mit der Geheimrathswürde und dem Excellenztitel belohnt ward. Hatte er doch im November 1876 in einer großen Rede bei Eröffnung der Landesirrenanstalt zu Knittelfeld seine Ansicht über die beiden schwebenden Cardinalfragen dahin zusammengefaßt: „Da es rechtlich und factisch unmöglich ist, an die Stelle des Dualismus ein anderes System zu setzen, so muß der Ausgleich wesentlich auf den alten Grundlagen erneuert werden; keine Partei darf dabei große Mehransprüche erheben. Im Orient stemmen wir uns aus allen Kräften gegen den Krieg; gibt aber Rußland seine Absichten, die auch uns bedrohen, nicht auf, so werden wir nicht allein stehen in dem Kampfe, der die Errichtung einer Schutzwehr gegen russisch-slawische Uebermacht bezweckt. Es ist wol, wie Anastasius Grün sagt, ein hartes Brot, Cultur nach Osten zu tragen; aber ernster noch wäre es, dem despotisch-orthodoxen Osten die Thore des Westens zu öffnen. Das wird, wenn nicht der Muth der Diplomaten, der Instinct der Völker Europas verhindern, ehe es zu spät ist." Vergessen hatte der Redner dabei nur, daß Ungarn in der Ausgleichsfrage die „großen Mehransprüche" erhoben hatte und daß es

Sache des Parlaments war, sich derselben zu erwehren! Sorgfältig verschwieg er, daß der Reichsrath dem „Instinct der Völker", der sich wahrlich stürmisch genug kundgegeben, die Bahn freimachen mußte, sich in Thaten zu übersetzen: denn der „Muth der Diplomaten" — das war längst klar — reichte nicht weiter, als territoriale Compensationen dafür zu suchen, daß man den Russen die Wege ebnet zum Stoß ins Herz der abendländischen Cultur!

Der eleganteste Redner des Reichsrathes ist Dr. Unger, der sich als recht eigentlich self-mademan in das Concordia-Album mit dem sein ganzes Naturell charakterisirenden Sinnspruche eingezeichnet: „Man muß im Leben danach trachten, etwas zu sein, nicht blos etwas zu werden." Nun, Unger, der heute in seinem 54. Lebensjahre steht, ist in der That schon etwas und zwar etwas Bedeutendes gewesen, ehe er Herrenhausmitglied und Minister wurde. Und auf diesen seinen Rechtstitel ist er stets so stolz geblieben, daß er in seiner hohen Stellung niemals, gleich so vielen Strebern, den Staffeln, auf denen er dieselbe erklommen, dem Liberalismus und der Wissenschaft, vornehm den Rücken kehrte. Zu wiederholten malen hörten wir ihn, als das Verhältniß des Ministeriums Auersperg zur Verfassungspartei sich trübte, mit wahrhaft schmerzlicher Erregung und Resignation den Vorwürfen, daß er seiner freisinnigen Vergangenheit untreu geworden, Rede und Antwort stehen, während sonst ein Oppositioneller, wenn er nur erst unter die „Staatsmänner" gegangen, dergleichen Anklagen der „Ideologen" mit philosophischer Gemüthsruhe hinzunehmen pflegt, weil der „Realpolitiker" auf solche Phrasen nur ein Lächeln der kalten Verachtung als Antwort hat. Als aber Minister Unger im Abgeordnetenhause einem Antrage auf Aufhebung der Collegiengelder entgegentrat, bemerkte er: vor wenigen Tagen erst habe ihm die Universitätsquästur gestundete Collegienhonorare zugestellt, die für ihn eingegangen; er gestehe, daß ihn die Einnahme mehr gefreut als seine andern Revenuen. Ungar trat zwar im 48er Jahre, schon seiner Jugend wegen, nicht thätig hervor: immerhin war sein moralischer Einfluß bei den Studenten so groß, daß er in das Centralcomité und in die Deputation gewählt ward, die dem Minister des Innern am 16. Mai die Forderungen der Aula überbrachte. Eine Anstellung, die er bei der Hofbibliothek gefunden, wurde ihm deshalb auch bald wieder entzogen: er gründete darauf durch seine zahlreichen juristischen Werke seinen über die Grenzen Oesterreichs hinaus reichenden Ruhm, während er zugleich als Professor des österreichischen Privatrechtes erst an der prager, dann an der wiener Universttät lehrte. Anfang 1869 vom Bürgerministerium in das Herrenhaus berufen, trat er dort im nächsten Jahre den irrlichtelirenden Ausgleichsideen Potocki's scharf entgegen unter Citirung des Goethe'schen Verses: „Denn der Mann, der zur schwankenden Zeit selbst schwankend gesinnt ist, der vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter." Mit voller Sympathie dagegen trat Unger im November 1871 in das Ministerium Auersperg ein, dem er als Sprachminister ohne Portefeuille in beiden Häusern große Dienste leistete und bis Februar 1879 angehörte. Namentlich war es ihm zu danken, wenn sich im Frühjahr 1876 die schon halb und halb in der Auflösung begriffene Verfassungspartei noch einmal um das Cabinet vereinigte. „Ein Wort

zur Aufklärung und Beruhigung" nannte der Minister selbst seine große Rede im Unterhause, und so auch wirkte sie. Es war ein so gewaltiger moralischer Erfolg, daß hervorragende Führer aller Parteien sich beglückwünschend um den Redner drängten, auch von der Rechten, obwol Unger ihr das böse Wort ins Gesicht geschleudert: „Die Regierung müßte das Vertrauen zu sich selbst verlieren, wenn es ihr je zustoßen sollte, das Vertrauen dieser Partei zu gewinnen." Der Opposition aus dem eigenen Lager aber rief er zu: „Nicht die Rechte kann uns stürzen; es gibt aber in diesem hohen Hause eine Partei, die dazu im Stande wäre; deshalb ist die Tendenz der Gegner, Mistrauen zu säen zwischen dem Cabinet und der Partei, aus der es hervorgegangen. Die Regierung empfindet jede Schmälerung des Ansehens des Parlaments ungleich schmerzlicher und ungleich tiefer als eine Herabsetzung ihrer eigenen Ehre; denn die parlamentarische Institution ist das Bleibende in Oesterreich, das jeweilige Ministerium ist vergänglich. So mag ich denn Freunden wie Feinden die beruhigende Versicherung geben, auch unsere letzte Stunde wird schlagen: wie nach Hegel jeder Mensch, so lebt sich auch jedes Ministerium zu Tode. Wir sind nicht Minister um jeden Preis. Wenn wir die schmerzliche Einsicht gewinnen sollten, daß wir der Partei, aus der wir hervorgegangen und mit der wir uns, trotz aller Reibungen im Kleinen, in allen großen Fragen Eins und einig wissen, nicht mehr dienen können: dann werden wir quittiren; ich will nicht untersuchen, ob mit oder ohne Charakter, aber aus Charakter werden wir quittiren. Wir werden dessen eingedenk sein, wie nahe dem Capitol der Tarpejische Felsen."

In gleich energischer Weise hatte Unger auch schon zwei Jahre früher in die Debatte über die Jesuitenfacultät zu Innsbruck mit einer Rede eingegriffen, die ganz ähnliche charaktervolle Aeußerungen enthielt, ebenfalls als Abwehr gegen die Vorwürfe der Linken, daß die Regierung nicht radicaler bis zu Abschaffung des Instituts vorging: „Wenn ich mir in meinem innersten Innern sagen mußte, daß wir einen Schritt thun zu Gunsten, im Interesse, im Dienste der Jesuiten, dann würden meine Lippen verstummen; denn durch das Caudinische Joch eines Ueberzeugungswechsels werden wir niemals gehen; die Ueberzeugung, die wir, mein College (Glaser) und ich, auf der Universität Jahrzehnte vertreten haben, werden wir, einem Ministerium mit oder ohne Portefeuille zu Liebe, niemals auch nur einen Moment lang aufgeben." Er leuchtete im weitern Verfolge seiner Rede dann Giskra heim, der „heute durch sein großes compilatorisches Wissen die Gefährlichkeit der Jesuiten gezeigt und doch als Minister nichts habe thun können, um die fatale Stellung derselben in Innsbruck zu regeln: der beste Beweis, daß der Stand der Regierung kein leichter". Viel schärfer noch fertigte er im Februar 1877 Leo Thun im Herrenhause ab. Der Concordatsgraf hatte bei Gelegenheit der Debatte über das Curatorengesetz behauptet, dasselbe sei ins Leben gerufen, „um gewisse Creditinstitute, welche die Regierung für ihre Zwecke ausbeutet, vor dem Concurs zu bewahren ... durch ihre falsche innere Politik sei die Regierung dermaßen mit unreinen Geldmächten verquickt, daß sie das Recht unter das Unrecht beugen, den Schwindel gegenüber der Solidität schützen müsse in staatlicher, wirthschaftlicher, moralischer Beziehung". Auf Glaser's erregte, aber streng sachliche

Widerlegung replicirte dann Thun kleinlaut: „Er habe objectiv gesprochen und nicht behauptet, daß die Regierung mit Absicht unsolide Wege wandle; Gehässigkeit liege ihm fern." Darauf beendete Unger das Redeturnier mit der Duplik: „Die provocatorische Anklage bliebe bestehen, auch nachdem man versucht, ihr den persönlichen Stachel, das injuriirende Moment zu nehmen. Ist das die vielgerührte Objectivität? Wir scheuen nicht den Kampf mit offenen Gegnern; den Vorwurf der unlautern Tendenz, der mala fides aber nehmen wir nicht ruhig hin, auch nicht, wenn er nachher revocirt wird. Im Namen des Gesammtministeriums weise ich die Anklage mit aller Entrüstung und Entschiedenheit zurück." Freilich fehlte es auch bei Unger nicht ganz an schwachen Stunden. So als das Cabinet im Herrenhause die Verwerfung des Antrags Wildauer auf Regulirung der Schulaufsicht durch ein Reichsgesetz, das namentlich der klerikalen Renitenz des tiroler Landtages ein Ziel gesetzt hätte, mit Hülfe der Feudalen erzielte. „Wir haben gesiegt", meinte Unger unwirsch, „was kümmert es uns mit wem?" Viel schlimmer noch war es, daß er hart vor seinem Rücktritt sich dazu hergab, mit allerlei juristischen Spitzfindigkeiten die Thesis zu vertheidigen, der Berliner Vertrag begründe keine Belastung des Staates oder einzelner Bürger, gehöre also auch nicht vor das Forum des Reichsrathes. Diese, angesichts der 120 Mill., welche die Occupation Bosniens schon damals gekostet, mehr als kühne Erklärung führte dann zu Angriffen, die den Minister veranlaßten, seinem „Schmerz" darüber Ausdruck zu geben, daß die eigene Partei diesem Cabinet Abfall von der verfassungsmäßigen Gesinnung zutrauen könne, und den heißen Wunsch nach „Erlösung von den Fauteuils am Regierungstische" auszusprechen. Hier konnte man wirklich, wie Roon von Gneist, sagen: „Der beweist alles." Immerhin hatte indessen Unger doch den Muth, zusammen mit Auersperg seine Dimission ein halbes Jahr früher zu nehmen, als das Ministerium Taaffe ernannt ward, und anderthalb Jahre, ehe dies letztere auch die spätesten Nachzügler des vorigen Cabinets ausschied. Eine politische Situation scharf in einen prägnanten Satz zusammenzufassen, ist Unger's Stärke. „Wir haben den Herren einen Platz im Wagen angeboten; sie haben es vorgezogen, sich überfahren zu lassen", meinte er von den Polen, als sie die Concessionen zurückgewiesen, die ihnen das Ministerium für eine entgegenkommendere Haltung in Sachen der Wahlreform machen wollte. Wie er wol heute über jenen Ausspruch denken mag, da die Polen factisch den Reichsrath beherrschen? Das mußte er schon gleich damals ein paar Monate später, als in der Delegation nur mit Hülfe der Polen das Geld für die factische Durchführung der dreijährigen Dienstzeit bewilligt worden war, constatiren, daß „die Polen sich jetzt ihren Minister — Ziemialkowski's Berufung ins Cabinet — herausgeschlagen haben". Das spitzeste, in seinen Wirkungen verhängnißvollste Wort war aber das: „Es muß sich endlich zeigen, wer eigentlich regiert, wir oder der Herr Dr. Herbst!" Um wie viel besser wäre es für die Verfassungspartei gewesen, wenn Unger mit deren Führer eine so intime Verständigung gesucht hätte wie Andrássy als ungarischer Premier mit Deák.

Gemeinsames Maß und Gewicht
und der Pariser Vertrag vom 20. Mai 1875.

Von

Wilhelm Förster,

Director der königlichen Sternwarte zu Berlin.

II.

Obschon nach dem Obigen bei der Einführung des metrischen Systems in Deutschland manches zu wünschen übriggeblieben ist, wenn alle Vortheile, welche dieses System zu bieten vermag, baldmöglichst verwirklicht und für die Kosten, Beschwerden und Uebelstände der Neuerung der volle Ersatz geerntet werden soll, so ist doch bei billiger Würdigung nicht zu leugnen, daß auch das, was bisher geschehen ist, bereits einen höchst bedeutenden Fortschritt darstellt.

Dies wird auch auf vielen Gebieten des Verkehrs von den Betheiligten schon jetzt deutlich empfunden, obgleich im Kleinverkehr, zumal außerhalb der Städte, die Neuerung nur sehr langsam durchdringt.

Am wenigsten befriedigt ist aber bei dem gegenwärtigen Zustande die Präcisionstechnik und die Wissenschaft.

Zwar können diese über die mannichfachen bei der Einführung des metrischen Systems in Deutschland zugelassenen „Halbheiten", welche sie bedauern müssen, sich durch ausschließliche Benutzung der in der Maß- und Gewichtsordnung wenigstens zugelassenen reinen Gestaltung der metrischen Einrichtungen hinwegsetzen.

Auch sind durch die Legalisirung des metrischen Systems in Deutschland der Präcisionstechnik und der Wissenschaft ebenso wie dem Verkehr für die Zukunft die größten Vortheile gesichert; aber für den Augenblick ist der Zustand des metrischen Systems für alle Präcisionszwecke insofern ein höchst unbefriedigender, als durch die Sorglosigkeit der frühern französischen Verwaltung des metrischen Urmaßes und Urgewichts und die nicht genügende Zuverlässigkeit der seit Jahrzehnten in Paris ausgegebenen Copien, von denen je ein Exemplar auch die Grundlage des neuen deutschen Maß- und Gewichtswesens bildet, eine empfindliche Unsicherheit, insbesondere in der genauen Kenntniß der Längeneinheit, eingetreten ist.

Abgesehen von der mangelhaften Beschaffenheit der maßgebenden Endflächen des pariser Urmeters und den entsprechenden Mängeln seiner Copien, ist nicht einmal der Abhängigkeitsgrad des Urmaßes von der Temperatur hinreichend be-

kannt gewesen, und eine genügend strenge Berücksichtigung der Temperatureinflüsse hat demnach auch bei der Ausgabe der Copien nicht stattgefunden, während überdies die technischen Bedingungen, unter welchen bisher die Vergleichung der Copien mit dem Urmaße im pariser Archiv stattgefunden haben, auch sonst weit entfernt von denjenigen Anforderungen geblieben sind, welche an Fundamentalarbeiten dieser Art gestellt werden müssen.

Die Folgen jener Sorglosigkeit haben sich bei der weitern Copirung solcher Copien lavinenartig angehäuft und bewirkt, daß, wenn einmal Normalmeter aus verschiedenen Ländern untereinander zur Vergleichung kommen, dieselben häufig bis zu Zehntheilen des Millimeters voneinander abweichend befunden werden, während die Wissenschaft und die Präcisionstechnik die sicher erfüllbare Forderung stellen müssen, daß die Maßeinheit mindestens innerhalb eines Tausendtheiles des Millimeters überall festgehalten werde, wenn nicht bei der Vergleichung der Resultate mühsamer wissenschaftlicher Arbeiten die verdrießlichsten Unterschiede und Weiterungen durch Ansammlung von bloßen Maßstabfehlern hervorgerufen werden sollen. Die durch gute Normalmaße zu bewirkende Sicherung der Vergleichbarkeit aller feinern Messungsresultate innerhalb derjenigen Genauigkeitsgrenze, welche bei den schärfsten Messungen eingehalten werden kann, ist jetzt geradezu eine Lebensfrage für den Fortschritt der Präcisionstechnik und der Forschung geworden.

In Preußen hatte bereits vor 40 Jahren der große königsberger Astronom Bessel Einrichtungen getroffen, durch welche jene Forderung innerhalb des preußischen Maßsystems in viel höherm Grade erfüllt werden konnte als bisher innerhalb des metrischen Systems. Bessel hatte einen Urmaßstab von solcher wohlbedachten Einrichtung hergestellt und für die Ausgabe von Copien dieses Urmaßes so zweckmäßige und vorsichtige Bestimmungen getroffen, daß in dieser Beziehung der Stolz der preußischen Fachmänner, mit welchem sie vielfach das metrische System wegen der Unvollkommenheit seiner entsprechenden Einrichtungen als eine Verschlechterung des Zustandes der Meßwissenschaften zurückwiesen, nicht unberechtigt erscheint.

Sieht man jedoch näher zu, so war es auch in Preußen in dieser Beziehung nicht glänzend bestellt. Zwar war ein vorzügliches Urmaß vorhanden und die Copirung desselben gut bedacht; aber auch in Preußen hatte man versäumt, nach der Festsetzung jener Grundlagen die dauernde Handhabung derselben durch geeignete Maßregeln, z. B. durch Herstellung zweckmäßiger Localitäten für die Aufbewahrung und für die Vergleichung des Urmaßes mit den Copien zu sichern, sodaß auch in Preußen die erstrebte Genauigkeit nicht dauernd erreicht wurde.

Es hat sich durch alle diese und ähnliche Erfahrungen herausgestellt, daß für die Aufbewahrung und Handhabung der Urmaße u. s. w. und für die Ableitung der verschiedenen Abstufungen von Copien aus diesen letzten Bewahrern der Einheiten die ununterbrochene gewissenhafte Sorgfalt einer besondern permanenten Institution unerläßlich ist, welche unter den günstigsten Bedingungen in Bezug auf Localität und Apparate beständig verpflichtet sein muß, nicht nur bei der Ausgabe von Copien von größerer oder geringerer Genauigkeit jedesmal mit aller Kritik und Strenge zu arbeiten und über alle solche Arbeiten Documente zu führen, sondern welche auch fortwährend den Antrieb geben muß, daß

die von ihr ausgegebenen Copien von Zeit zu Zeit zur Controle wieder eingesandt und aufs neue verglichen werden. Nur auf diese Weise wird es allmählich möglich werden, bessere Erfahrungen über die Vorzüge der einzelnen zu Maßen oder Gewichten benutzten Materialien und über die zur Darstellung der Einheiten angewandten Einrichtungen zu erhalten, und schließlich diejenigen Anhäufungen von Fehlern zu vermeiden oder in gewissen engen Grenzen zu halten, welche sonst mit ertödtenden Zweifeln auf den folgerichtigsten und daher ergiebigsten Arbeiten der Menschen lasten. Aber nicht blos für die Wissenschaft und Präcisionstechnik, deren Arbeiten mittelbar die Lebensquelle des Fortschritts der gesammten wirthschaftlichen Thätigkeit bilden, ist diese äußerste Sorgfalt in der Bewahrung der Grundlagen des Maß- und Gewichtswesens erforderlich, sondern der wirthschaftliche Verkehr kann auch unmittelbar in verwirrender Weise von den Mängeln jener fundamentalen Einrichtungen getroffen werden.

Wenn in der letzten Controlinstanz aller Normalmaße und -Gewichte nicht die äußerste formelle Strenge zur Anwendung kommt, sondern etwa mit Rücksicht auf die sehr weiten Fehlergrenzen, welche den Maßen und Gewichten des Verkehrs belassen werden müssen, um letztern nicht durch unnöthige Peinlichkeiten zu beengen, eine sorglose Auffassung platzgreift, dann tritt nicht nur die Gefahr ein, daß auch in den untern Controlinstanzen dieselbe Sorglosigkeit allmählich einreißt und die auch bei diesen unerläßliche formelle Strenge in der Einhaltung der ihnen auferlegten etwas weitern Genauigkeitsgrenzen lockert, sondern es entstehen auch unmittelbar durch die erfahrungsmäßigen Anhäufungen der Fehler von Maß zu Maß und von Gewicht zu Gewicht allmählich Unsicherheiten von solchem Betrage, daß Streitigkeiten sogar im öffentlichen Verkehr die unausbleibliche Folge sind und, was noch verhängnißvoller ist, daß dann das zur Entscheidung dieser Streitigkeiten nöthige Ansehen der technischen Behörde durch ihre Sorglosigkeit verloren gegangen ist. Die Forderungen der Wissenschaften vereinigen sich also auch auf diesem Gebiete durchaus mit allen andern wohlverstandenen Staatsinteressen, und die möglichst vollkommene wissenschaftliche und technische Fundirung der obersten Institutionen des Maß- und Gewichtswesens erweist sich hiernach als eine wesentliche Bedingung der öffentlichen Ordnung.

Solange die verschiedenen Nationen verschiedene Maß- und Gewichtssysteme hatten, konnte jeder Staat sich damit begnügen, bei sich selbst derartige Einrichtungen herzustellen und jedem Einzelnen, der mit fremden Maßen und Gewichten zu thun bekam, es überlassen, sich von der Richtigkeit derselben zu überzeugen. Sobald aber ein Maß- und Gewichtssystem eingeführt wird, von welchem die Regierung selbst erklärt, daß die Gemeinsamkeit desselben mit andern Staaten ein Motiv der Einführung sei, und daß die Vortheile dieser Gemeinsamkeit als ein Aequivalent für einen Theil der mit der Veränderung der Maße und Gewichte verbundenen Kosten und Schwierigkeiten dienen sollen, wird von seiten des Staates zugleich die Verpflichtung übernommen, dafür zu sorgen, daß jene Identität der neuen Einrichtung mit denen anderer Nationen mit derselben Strenge, mit welcher der Staat nach dem Obigen selbst die Grundlage seiner eigenen Maß- und Gewichtseinheiten aufrecht zu erhalten hat, auch wirklich gesichert werde, und diesen

Sinn hat auch die oben mitgetheilte höchst wichtige und verständnißvolle Resolution des Deutschen Reichstages gehabt.

Wenn es aber auch verbürgt wäre, daß jeder Staat, der das metrische System anwendet, bei sich selbst die vollkommenste Controle in obigem Sinne übte, so könnten doch sogar technische Verschiedenheiten, z. B. in Form und Material der Urmaße und Urgewichte, sowie verschiedene Arten der Handhabung der Copirung derselben u. a. m. bewirken, daß dennoch mit der Zeit die Maß- und Gewichtseinheiten der verschiedenen Länder, welche das metrische System anwenden, so verschieden voneinander würden, daß nicht nur die in diesen Ländern gefundenen wissenschaftlichen Resultate in empfindlicher Weise des Vortheils wirklich gemeinsamer Einheitswerthe verlustig gingen, sondern daß sogar der internationale Verkehr von bemerklichen Unsicherheiten und Streitigkeiten betroffen werden würde.

Der gegenwärtige Zustand des metrischen Systems ist in der That ein solcher, daß zwischen der Präcisionstechnik der verschiedenen Länder bereits erhebliche Unsicherheiten dieser Art obwalten, weil das eine die Meterlänge des andern nicht mehr ohne weiteres anerkennt, nachdem durch Anhäufung von Fehlern bei den Copirungen des pariser Meters die Kenntniß der Einheit innerhalb ziemlich weiter Grenzen unsicher geworden ist, und nachdem ganz in obigem Sinne durch jene bei der Confrontirung der Normalmeter verschiedener Länder erkannten Unsicherheiten das Vertrauen auf die bisherige letzte Instanz des metrischen Systems, nämlich auf die Zuverlässigkeit der Handhabung des bisherigen pariser Urmaßes und Urgewichts, verloren gegangen ist.

Die übelste Folge dieses Mistrauens ist aber die gewesen, daß dann auch an andern Stellen die Vorsicht des Urtheils und die Sorgfalt der Arbeit bei weitern Copirungen metrischer Normalmaße erheblich geschwächt worden ist; denn jedermann ist in Gefahr, weniger genau zu prüfen und zu arbeiten, wenn er von vornherein die Grundlagen seiner Arbeit für schwankend hält.

Allen diesen Uebelständen Abhülfe und allen oben erörterten Anforderungen dauernde Erfüllung zu sichern, ist der Gegenstand der seit dem Jahre 1869 geführten Verhandlungen gewesen, welche zum Abschluß des Pariser Vertrages vom 20. Mai 1875 geführt haben.

Der im Vorstehenden dargelegte Zustand hatte schon im Anfang des Jahres 1867, also bereits vor der Annahme des metrischen Systems in Deutschland, dem Generallieutenant Dr. Baeyer in Berlin Anlaß gegeben, in einer der berliner Akademie der Wissenschaften übergebenen Abhandlung die Herstellung einer europäischen Institution zu verlangen, welche mit der Aufbewahrung eines gemeinschaftlichen Urmaßes, ferner mit der beglaubigten Ausgabe von Copien desselben und mit der regelmäßig wiederholten systematischen Controle der Copien an erster Stelle beauftragt werden sollte.

Die im Herbst 1867 in Berlin unter dem Ehrenpräsidium des Generallieutenants Dr. Baeyer abgehaltene zweite Generalconferenz der Europäischen Gradmessung hatte alsdann demselben Gedanken in einer Anzahl von Resolutionen,

deren Formulirung und deren Annahme hauptsächlich Dr. Hirsch, Director der Sternwarte in Neufchâtel, zu verdanken war, Ausdruck gegeben.

Der nächste wichtige Schritt für die Entwickelung der Sache geschah von seiten der petersburger Akademie der Wissenschaften. Dieselbe befürwortete auf Anregung des ihr angehörenden berühmten Physikers Jacobi eine Reform der Grundlagen des metrischen Systems und eine internationale Behandlung dieser Reform in weitesten wissenschaftlichen Kreisen mit solchem Nachdruck, daß die pariser Akademie der Wissenschaften endlich nicht umhin konnte, auch ihrerseits den Zustand des metrischen Systems in Erwägung zu ziehen und eine internationale Berathung der Reform desselben einzuleiten. Als auf Grund aller dieser Anregungen endlich die französische Regierung sich entschloß, eine internationale Conferenz zu diesem Zwecke zu berufen, wurde diese Entwickelung der Dinge allerseits warm begrüßt, weil man, wenngleich das von der französischen Regierung für diese Conferenz vorgeschlagene Programm deutlich zeigte, daß die Größe und Wichtigkeit der Sache in Frankreich noch nicht völlig verstanden wurde, dennoch hoffte, daß die Conferenz selbst die Dinge beim rechten Namen nennen werde. Auch England schien jetzt ein gewisses Interesse an der Sache zu zeigen, nachdem es begonnen hatte, dem metrischen System im eigenen Lande eine wenigstens facultative Geltung einzuräumen und sich überdies mit der Einführung des metrischen Systems in Ostindien zu beschäftigen. Die folgerichtige decimale Einrichtung dieses Systems, deren Grundlage, nämlich die Ausbildung und praktische Durchführung des Princips des Stellenwerthes der Zahlzeichen, die eigentliche Heimat im alten Indien hat, schien bei den Hindus eine besonders bereitwillige Aufnahme zu finden.

Die erste Einladung, welche die französische Regierung bezüglich einer Reform des metrischen Systems ergehen ließ, gab ausdrücklich nur zu erkennen, daß man die Nothwendigkeit eingesehen habe, außer dem bisherigen Urmaße, welches die Längeneinheit durch die Abstände seiner Endflächen angab, noch ein zweites Exemplar herzustellen, welches die Längeneinheit auf einer seiner Seitenflächen durch Punkte oder Striche entsprechend der Einrichtung zahlreicher anderer Messungsmittel markiren sollte. Von der Untersuchung und Abstellung der Mängel des bisherigen Urmaßes selbst war aber noch gar nicht die Rede, ebenso wenig von einer Berathung über die Art der künftigen gemeinsamen Behandlung aller fundamentalen Angelegenheiten eines gemeinsamen Maß- und Gewichtssystems.

Schon in den ersten Sitzungen der internationalen Conferenz, welche auf Grund der französischen Einladung zusammengetreten war, wurde jenes Programm der französischen Regierung jedoch in der gehörigen Weise erweitert, indem als Aufgabe der Conferenz die unbeschränkte Discussion über alle Grundfragen eines gemeinsamen Maß- und Gewichtswesens hingestellt wurde. Leider fand diese erste Conferenz zu einer ungünstigen Zeit, nämlich im August 1870, statt, sodaß Deutschland an der Betheiligung verhindert war.

Die Kriegsereignisse veranlaßten eine ziemlich schnelle Beendigung der Vorberathungen; doch ging man nicht auseinander, ohne ein Comité eingesetzt zu haben, welches von der Conferenz ausdrücklich beauftragt wurde, in dem umfassenden Sinne, in welchem die Aufgabe der internationalen Berathungen nunmehr fest-

gestellt worden war, Vorlagen für die nächste Zusammenkunft vorzubereiten. Auch zögerte die französische Regierung nicht, bald nach der Beendigung des Krieges, nämlich im Frühjahr 1872, dieses Comité nach Paris einzuladen.

Bei dieser vorbereitenden Versammlung trat zuerst der unter den Fachmännern der andern Nationen schon seit mehr als fünf Jahren verhandelte Plan der Begründung eines internationalen Instituts für Maß und Gewicht als des künftigen Mittelpunktes der gemeinsamen Verwaltung aller Grundlagen des Maß- und Gewichtswesens auch den Franzosen gegenüber klarer in den Vordergrund. Infolge der in diesen Berathungen des Comité gegebenen Anregung wurde die Einladung zu der nächsten für den Herbst 1872 entbotenen Zusammenkunft der allgemeinen Conferenz von der französischen Regierung ausdrücklich mit dem Zusatze versehen, daß es sich bei den Berathungen dieser Conferenz auch um die Begründung internationaler Einrichtungen des erwähnten Charakters handeln werde, und daß es daher wünschenswerth erscheine, die zu der Conferenz zu entsendenden Delegirten auch von seiten der Regierungen mit Instructionen über diesen Punkt zu versehen.

Am 24. Sept. 1872 trat diese Conferenz in Paris zusammen, von dem officiellen Frankreich bezeichnet als „Commission internationale du Mètre".

Die Zusammensetzung der Versammlung war eine recht eigenthümliche. Von seiten Frankreichs erschienen fast vollzählig die bedeutendsten in Paris anwesenden Fachmänner der exacten Wissenschaften; Rußland und Belgien hatten je drei, England, Oesterreich, Ungarn, Italien und Holland je zwei Delegirte gesandt; Deutschland war durch den Verfasser dieser Darlegungen und Professor Dr. von Jolly aus München vertreten; die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Spanien und die Türkei, ebenso die Schweiz und die skandinavischen Staaten hatten je einen Delegirten gesandt. Auch der päpstliche Stuhl war vertreten, und zwar durch den Astronomen Secchi. Außerdem waren als Betheiligte an der Conferenz noch eine nicht geringe Anzahl kleinerer Staaten, insbesondere Süd- und Mittelamerikas verzeichnet, deren Stimmen nicht durch Fachmänner, sondern durch diplomatische Vertreter in Paris geführt wurden. Es lag bei dieser Zusammensetzung der Conferenz auf der Hand, daß von eigentlichen Majoritätsentscheidungen nicht die Rede sein konnte, wie denn überhaupt bei derartigen Versammlungen bloße Majoritätsbeschlüsse, durch welche über wissenschaftliche Fragen oder über Grundlagen der internationalen Organisation entschieden werden soll, ihre großen Bedenken haben, während einstimmige oder wenigstens ohne erheblichen Widerspruch gebliebene Beschlüsse solcher Versammlungen stets eines großen Gewichtes sicher sein werden.

Man hätte nun erwarten sollen, daß in einer Versammlung, welche doch überwiegend aus Vertretern der exacten Wissenschaften bestand, in Bezug auf alle wesentlichen Fragen durch die Anerkennung der Evidenz thatsächlicher Verhältnisse oder theoretischer Darlegungen eine volle Einmüthigkeit leicht erzielbar gewesen wäre. Auf allen eigentlich wissenschaftlichen Gebieten gelang dies auch nach einigen Bemühungen fast durchgehends in dem verständigsten Sinne. Nur eine Angelegenheit war es, welche von Anfang an von den Franzosen mit unverkennbarer Erregung behandelt wurde, nämlich die auf Grund der Beschlüsse des internatio-

nalen Vorbereitungscomité in den Einladungen zur Conferenz enthaltene Hinweisung auf die Begründung dauernder internationaler Maß- und Gewichtsinstitutionen. Zunächst waren die Erfahrungen der meisten französischen Fachmänner in Betreff der Feinheiten des Messens und Wägens und der kritischen Zweifel an der Beschaffenheit und Einrichtung der bisherigen Prototype des metrischen Systems zu unentwickelt, als daß sie sofort in ganzer Schärfe den Nothstand hätten erfassen können, welcher eine eng verbundene Gruppe der wissenschaftlichen Delegirten anderer Nationen bereits zu der festen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer dauernden internationalen Controle bei der Verwaltung und Handhabung der Prototype geführt hatte. Sodann complicirte sich jener Mangel an Sachkenntniß mit einer großen Abneigung, die bevorzugte Stellung, welche Frankreich als die Heimat des metrischen Systems auch in der künftigen Verwaltung desselben beanspruchen zu dürfen glaubte, irgendwie durch die dauernde Einmischung fremder Controle beeinträchtigen zu lassen, und diese Abneigung war so stark, daß sie vielleicht bei einer Mehrheit der anwesenden Franzosen sogar eine klare Erkenntniß der wissenschaftlichen Berechtigung der ausländischen Forderungen verdunkelt haben würde.

Die einmalige Betheiligung der andern Nationen an einer Reform der Grundlagen des metrischen Systems wollte man sich schon gefallen lassen, um so mehr, als man dieselbe im Anschluß an die früher erwähnten Vorgänge bei der Begründung des metrischen Systems sogar mit einem besondern Glanz für Frankreich in Scene setzen konnte; aber eine dauernde Mitarbeiterschaft der Fremden in Paris sich organisiren zu lassen, widerstrebte den französischen Collegen nicht nur als ein vermeintlicher Ausfluß von Mistrauen gegen ihren guten Willen und gegen ihre Fähigkeit, die einmalige Reform zu verwirklichen, aufrecht zu erhalten und weiter zu führen, sondern erschien auch gerade denjenigen Kreisen, welche bisher die Leitung der Maß- und Gewichtsangelegenheiten in Frankreich gehabt hatten, als eine Verminderung ihres Einflusses in Frankreich selbst und gewissermaßen als eine Verdrängung aus einem Theil ihrer Functionen. Diese überwiegend nationale, jedenfalls erklärliche und verzeihliche Auffassung einer großen und auch für Frankreich überaus wichtigen Culturfrage hat bis zum gegenwärtigen Zeitpunkte die Entwickelung der internationalen Organisation des Maß- und Gewichtswesens empfindlich gehemmt, wenngleich sie, dank dem intelligenten und hochsinnigen Verhalten einiger leitenden Mitglieder der pariser Akademie der Wissenschaften, eine vernünftige Entwickelung der Dinge auf die Dauer nicht zu hindern vermocht hat. Trotz der hervorragenden Mitwirkung dieser letzterwähnten Gruppe von wissenschaftlichen Männern würde indessen die Weiterentwickelung der Bestrebungen, für welche die internationale Conferenz von 1872 eine bedeutsame Epoche bildete, auch nicht einmal denjenigen Fortgang genommen haben, welcher im Folgenden dargelegt werden soll, wenn nicht durch die geschlossene, der Sache geradezu feindliche Stellung einer Gruppe französischer Fachgenossen, welche ihren Hauptsitz in dem Mittelpunkt des französischen Aichungswesens, dem Conservatoire des Arts et Métiers, hatte, auch eine ebenso geschlossene und feste Vereinigung einer Gruppe von wissenschaftlichen Delegirten der andern Nationen zu Wege gebracht worden wäre, welche endlich mit Hülfe des unbefangenern Theiles der wissenschaftlichen

Männer Frankreichs die Forderungen der Wissenschaft und des gemeinsamen Interesses aller Maß- und Gewichtsverwaltungen in der Form einer vertragsmäßigen Organisation zur Geltung gebracht und die letztere bisjetzt durch alle Klippen von Gegenwirkungen glücklich hindurchzusteuern vermocht hat. Diese eng verbundene internationale Gruppe bestand anfangs aus den wissenschaftlichen Delegirten von Rußland, Oesterreich, Italien, Spanien, Deutschland und der Schweiz, welchen sich allmählich mit wachsender Uebereinstimmung die Delegirten von Skandinavien und Belgien anschlossen, während der leider an der persönlichen Betheiligung meist verhinderte College aus Nordamerika ebenfalls in wichtigen Momenten seine Unterstützung nicht versagte. Von seiten dieser Vereinigung wurde gegenüber der erregten Auffassung, mit der man bei Beginn der Conferenz von 1872 den Vorschlägen zu einer dauernden internationalen Organisation des Maß- und Gewichtswesens in Paris begegnete, mit Nachdruck geltend gemacht, daß, wenn man in Paris glaube, durch die Organisation derartiger permanenter Controleinrichtungen eine bisherige dominirende Position aufzugeben, man doch nicht übersehen dürfe, ein wie außerordentliches Geschenk der französischen Wissenschaft und der französischen Technik, überhaupt der ganzen Stellung Frankreichs auf dem Gebiet der geistigen und materiellen Cultur dafür dargebracht werde, indem man für die Maß- und Gewichtsinteressen der ganzen Erde einen dauernden wissenschaftlichen Mittelpunkt in Paris begründen wolle. Daß man aber bei der Darbringung einer Concession von solcher Tragweite dafür Sorge tragen wolle, auch einen gewissen Einfluß auf die weitere Entwickelung und Handhabung der unentbehrlichen gemeinsamen Institutionen zu üben, denen man sich im Interesse der Wissenschaft mit unterwerfen wolle, obgleich sie in Paris seien, könne doch bei ruhiger Ueberlegung niemand in Verwunderung setzen. Wenn z. B. dem Deutschen Reichstage zugemuthet werden solle, ein in Paris befindliches Urmaß und Urgewicht als die letzte Instanz in Maß- und Gewichtssachen auch für Deutschland zu erklären, so könne dies doch unmöglich anders als unter der Bedingung geschehen, daß Deutschland auch bei der Verwaltung dieser letzten Grundlagen gleichmäßig mit Frankreich und andern Nationen betheiligt sei, und daß man sich bei der Mitbenutzung jener Grundlagen nicht an eine französische Administration, sondern an eine gemeinsame wissenschaftliche Institution gänzlich unpolitischen und neutralen Charakters zu wenden habe.

Man erklärte jedoch von seiten des Conservatoire des Arts et Métiers in Paris, daß es sich überhaupt nur um einmalige oder höchstens in Intervallen von Jahrzehnten wiederkehrende Anordnung gemeinsamer Maßregeln für die Schaffung jener Grundlagen des Maß- und Gewichtswesens handle, daß aber in der Zwischenzeit keine permanente Organisation zu diesem Zwecke erforderlich sei. Als hierauf durch die schlagendsten Erfahrungen aus dem Zeitraum, innerhalb dessen die metrischen Prototype in Paris zu wiederholten Vergleichungen und Copirungen von Normalmaßen und -Gewichten für andere Länder gedient hatten, nachgewiesen wurde, daß die Grundursache der vorhandenen Uebelstände nicht durch eine bloße Herstellung verbesserter Prototype, sondern nur durch die dauernde Sicherung ihrer kundigen und zuverlässigen Handhabung beseitigt werden könne, begegnete man

eben jener obenerwähnten Unkenntniß der tiefern Grundbedingungen sorgfältigen Messens und Wägens, welche den meisten der französischen Fachmänner strengere und stetigere Anforderungen der erwähnten Art als übertriebene Subtilitäten erscheinen ließ.

Es wird nach diesen Darlegungen verständlich sein, daß der ganze Verlauf der internationalen Berathungen über die neue Fundirung des metrischen Systems in Paris einen in Betracht des überwiegend wissenschaftlichen Zweckes befremdlichen Charakter, nämlich den eines ununterbrochenen Kampfes gehabt hat, in welchem mitunter sogar unter Anwendung von Mitteln operirt worden ist, die einen wahren Kriegszustand bezeichnen. Schon die Versammlung im Herbst 1872 hatte infolge der eben geschilderten Verhältnisse einen ziemlich stürmischen Verlauf.

Die erregte und einer wirklich internationalen Behandlung der Angelegenheit abgeneigte Auffassung der damals in der Versammlung leitenden französischen Collegen hätte bei einer Abstimmung nach der Kopfzahl obgesiegt. Nicht nur waren mehrere wissenschaftliche Delegirte des Auslandes, welche später auf Grund der von ihnen in der Folge in Paris gemachten Wahrnehmungen eifrige Anhänger der rein internationalen Intentionen wurden, damals noch große Bewunderer der überall hervortretenden glänzenden formalen Eigenschaften der Franzosen und infolge dessen Anhänger der französischen Auffassung, sondern man wußte auch die diplomatischen Vertreter der kleinen amerikanischen Staaten u. s. w. von französischer Seite so zu instruiren, daß alle diese Stimmen, hinzukommend zu der großen Zahl französischer Fachmänner, welche in der Versammlung anwesend waren, eine bedeutende Majorität darstellten. Um nun nicht durch zufällige Majoritäten dieser Art wichtige Beschlüsse zu gefährden, war die sogenannte internationale Gruppe mehrfach gezwungen, eine Abstimmung nach Ländern, statt nach Köpfen, zu verlangen (es kam sogar eine Abstimmungsliste mit verschiedener Stimmzahl der großen und kleinen Staaten zu Stande), schließlich aber eine gänzliche Aufgebung der Gemeinsamkeit der Reform in Aussicht zu stellen. In diesen bewegten Tagen war es der damalige Präsident der Republik, Thiers, selber, welcher noch im letzten Moment das resultatlose Auseinandergehen der Conferenz dadurch verhinderte, daß er die französischen Mitglieder, denen dann ihre Anhänger in der Versammlung folgten, zur Nachgiebigkeit veranlaßte, sodaß endlich fast einstimmig diejenigen Vorschläge zur Annahme gelangten, welche auf eine dauernde Organisation gemeinsamer Controle des Maß- und Gewichtswesens hinzielten. Es wurde sogar in der letzten Sitzung ein permanentes Comité gewählt, dessen Zusammensetzung, obgleich sich in der Nichtberücksichtigung einzelner hervorragender Männer der internationalen Partei die nur zurückgehaltene Feindseligkeit der französischen Partei der Versammlung noch kundgab, für die gedeihliche weitere Entwickelung der internationalen Organisation der Maß- und Gewichtsinteressen einige Gewähr bot. Zugleich wurde ein Beschluß angenommen, durch welchen die französische Regierung von der Versammlung ersucht wurde, außer den technisch-wissenschaftlichen Beschlüssen der Conferenz auch diejenige Resolution, in welcher die Nothwendigkeit einer vertragsmäßigen Organisation der

internationalen Verwaltung der Grundlagen des Maß- und Gewichtswesens hervorgehoben war, zur Kenntniß der betheiligten Regierungen zu bringen und auf diplomatischem Wege die Entwickelung dieser Angelegenheit zu fördern.

Leider blieb jedoch letztere Förderung eine Zeit lang im Hintergrunde. Nur die Beschlüsse, welche sich auf die Herstellung der neuen Prototype des Maßes und Gewichtes sowie ihrer Copien bezogen, wurden Gegenstand eifriger Verhandlungen.

Die Conferenz hatte allerdings beschlossen, daß die Fabrikation dieser neuen Grundlagen des Systems und die Vergleichung der neuen Prototype und ihrer Copien mit den ältern in dem pariser Archiv aufbewahrten Prototypen des metrischen Systems den französischen Fachgenossen als einer besondern Section française der internationalen Commission anvertraut werden sollte.

Indessen hatte die Conferenz ausdrücklich die ganze weitere Entwickelung der Sache so präcisirt, daß diese den Franzosen überlassenen Arbeiten in gewissem Sinne nur als Vorarbeiten der definitiven Reform dienen sollten. Die definitive Verificirung der neuen Prototype als der für alle Nationen, die das metrische System angenommen hätten, gültigen Vertreter der Maß- und Gewichtseinheiten sollte lediglich dem permanenten internationalen Comité zustehen. Als ausführendes Organ aber für das permanente Comité sollte eine besondere internationale Institution, nämlich ein Centralbureau für Maß und Gewicht, in Paris mit einem internationalen, vertragsmäßig aufzubringenden Budget begründet werden, und erst in diesem Centralbureau sollte unter Leitung des permanenten Comité die definitive Prüfung und Sanctionirung der gemeinsamen neuen Prototype erfolgen.

Die französische Regierung brachte zwar auch letztere Beschlüsse der Conferenz zur Kenntniß der betheiligten Regierungen, schien aber die Tragweite dieser Beschlüsse insofern nicht vollkommen zu würdigen, als sie die Regierungen zur finanziellen Betheiligung an der der französischen Section übertragenen Fabrikation der neuen Prototype und der für die einzelnen Nationen zu liefernden Copien dieser Prototype einlud, ohne daß sie jedoch zuvor diejenigen internationalen Garantien mit den Regierungen vereinbarte, welche von der Conferenz als die wesentlichen Voraussetzungen der künftigen Gemeinsamkeit der Prototype erachtet worden waren, nämlich die vertragsmäßige Fundirung des internationalen Instituts und die vertragsmäßige Anerkennung eines zur Leitung desselben zu creirenden internationalen Comité.

Diese misverständliche Auffassung der französischen Regierung konnte allerdings dadurch motivirt werden, daß man die Dringlichkeit des Beginnes der fabrikatorischen Vorarbeiten für die Herstellung der neuen Prototype in den Vordergrund stellte und es für rathsam erklärte, den Beginn dieser wichtigen Arbeiten nicht auf die, nothwendig sehr langsame Entwickelung einer diplomatischen Verständigung warten zu lassen.

Indessen konnte diese Motivirung doch nicht als ausreichend gelten, denn wenn sofort mit demselben Eifer, mit welchem man Bestellungen auf Copien der neuen in Paris zu fabricirenden Prototype bei den Regierungen einholte, die diplomatischen Verhandlungen über die internationale Organisation und die definitive Anerkennung des permanenten Comité betrieben worden wären, so würde der

Zeitaufwand voraussichtlich nicht größer gewesen sein als derjenige, welcher für gediegene wissenschaftliche Vorarbeiten zur Fabrikation der neuen Prototype und ihrer Copien als unumgänglich zu erachten war.

In dieser Lage der Dinge wurde denn auch der französischen Regierung von mehrern Staaten auf den Rath ihrer wissenschaftlichen Delegirten die bestimmte Antwort gegeben, daß man sich auf keinerlei technische und finanzielle Abmachungen einlassen könne, bevor die künftige vertragsmäßige Controle und Verwaltung der neuen Prototype und ihrer Copien hinreichend gesichert sei.

Auch Deutschland verweigerte in diesem Sinne gemeinsam mit Rußland und Oesterreich jede bindende Erklärung in Betreff der eventuellen Annahme der neuen Prototype und in Betreff der Bestellung von Copien derselben unter dem Hinweise auf die Nothwendigkeit einer vorherigen vertragsmäßigen Ordnung der ganzen Angelegenheit.

Als dann im Herbst 1873 das permanente Comité von seinem Präsidium zu einer Zusammenkunft nach Paris eingeladen wurde, erklärten obiger Auffassung gemäß die dem Comité angehörenden wissenschaftlichen Delegirten von Rußland, Oesterreich und Deutschland, daß die Voraussetzung der definitiven Constituirung und jeder weitern Wirksamkeit dieses permanenten Comité für sie durch die vorherige Erledigung der von der internationalen Conferenz des Jahres 1872 der französischen und den andern Regierungen empfohlenen Verhandlungen in Betreff der vertragsmäßigen Fundirung der gesammten gemeinsamen Einrichtungen gebildet werde. Auch könne die ganze Thätigkeit des Comité erst dann eine den Beschlüssen des Jahres 1872 entsprechende werden, wenn dasselbe auf Grund solcher vertragsmäßigen Abmachungen mit der gehörigen Ermächtigung und den nöthigen Mitteln versehen sei, diejenige arbeitsfähige Institution, welcher seiner Leitung unterstellt werden solle, wirklich ins Leben zu rufen. Trotz der Weigerung dieser drei Comitémitglieder traten die andern Mitglieder, unter welchen sich aber eine ansehnliche Zahl solcher befand, die im Princip mit der Auffassung des russischen, österreichischen und deutschen Delegirten einverstanden waren, am 1. Oct. 1873 in Paris zusammen. Immerhin konnte das Comité, nachdem die den französischen Fachmännern von der internationalen Conferenz des Jahres 1872 übertragenen Vorarbeiten und Fabrikationsarbeiten bezüglich der neuen Prototype und ihrer Copien bereits in Gang gekommen waren, in Paris eine nützliche berathende Wirksamkeit ausüben und dazu beitragen, für die richtige Auffassung der Sachlage und die Nothwendigkeit eines ernsten und folgerichtigen Eingehens auf eine internationale Entwickelung der Sache in Paris zu wirken. Dies geschah auch im besondern mittels einer in der Sitzung vom 3. Oct. 1873 beschlossenen Resolution, in welcher das Comité sein Präsidium beauftragte, bei der französischen Regierung auf die baldige Berufung der unumgänglichen diplomatischen Conferenz hinzuwirken.

Eine unmittelbare Folge einer solchen Einwirkung dieser Zusammenkunft des Comité in Paris zeigte sich zwar nicht, indessen wurde bei dieser Versammlung insofern ein wesentlicher Fortschritt eingeleitet, als auch diejenigen Mitglieder des Comité, welche sich der in formaler Beziehung folgerichtigen, aber vom praktischen Gesichtspunkte aus damals vielleicht anfechtbaren, ablehnenden Haltung der

erwähnten drei Delegirten nicht angeschlossen hatten, welche aber in der Sache dasselbe Ziel vor Augen hatten, sich untereinander fester zusammenschlossen und gleichzeitig ihre Erfahrungen über die in Paris vorwaltenden Auffassungen im Sinne einer Befreiung von manchen frühern Illusionen bereicherten.

Nach dem Auseinandergehen des Comité, welches im wesentlichen die von den französischen Fachmännern in der Zwischenzeit getroffenen technischen Maßregeln billigte, ging man nun in Paris von seiten der sogenannten Section française mit der Bearbeitung des Materials der neuen Prototype mit großem Geschick und Eifer voran.

Man hegte offenbar in Paris auf derjenigen Seite, welche eine dauernde internationale Vereinigung auf dem Maß- und Gewichtsgebiete als unnöthig erachtete und sich auf die nächste Nothwendigkeit einer Herstellung neuer Prototype zu beschränken wünschte, den Plan, das dringende Bedürfniß der Wissenschaft und Technik fast aller Staaten nach neuen Prototypen so schnell als möglich zu befriedigen, indem man wol meinte, daß die weiter gehenden, auf dauernde internationale Controle der Aufbewahrung und Handhabung der Prototype gerichteten Wünsche nach dieser Befriedigung des dringendsten Bedürfnisses von selbst erlöschen würden. Man bedachte hierbei nicht, daß die streng wissenschaftliche Fundirung der neuen Prototype und die mit der äußersten Sorgfalt anzustellende Vergleichung der den einzelnen Nationen einzuhändigenden etwa 40 Copien so umfassende Arbeiten und eine so eingehende Controle von seiten aller betheiligten wissenschaftlichen Männer erfordern würden, daß unmöglich in der Eile faits accomplis geschaffen werden konnten, welche irgendwelche Aussicht auf allgemeine und dauernde Annahme zu bieten vermochten.

Im Frühjahr 1874 war man im Conservatoire des Arts et Métiers in Paris bereit, den Guß der neuen Metalllegirung auszuführen, aus welcher die Prototype und ihre Copien hervorgehen sollten.

Dieser Guß war zu einer überaus schwierigen und wichtigen Sache dadurch geworden, daß die internationale Conferenz im Jahre 1872 den Beschluß gefaßt hatte, die neuen Prototype und ihre Copien sollten aus einem und demselben Guß einer Legirung von Platin und Iridium (90% Platin und 10% Iridium) hervorgehen, was auf die Nothwendigkeit führte, etwa 250 Kilogramm einer solchen Legirung auf einmal zu gießen.

Aus dem einen großen Gußblocke sollten dann durch mechanische Bearbeitung zunächst die sämmtlichen, etwa 40 Normalmeter (die Prototype und ihre Copien) gewonnen werden, und Aehnliches war für später auch hinsichtlich der Kilogramme beabsichtigt.

Jener Beschluß der internationalen Versammlung, welcher fast gar keinen Widerspruch in derselben gefunden hatte, wird historisch ein denkwürdiges Zeichen von der damaligen Schärfe des Strebens nach einer *vollen Identität* der Grundlagen des Messens und Wägens in den verschiedenen Ländern sein. Man hatte geglaubt, diese volle Identität des Materials der neuen Prototype und des Materials ihrer sämmtlichen Copien nur dann sicher genug zu erreichen, wenn dieselben wirklich aus einem einzigen Gusse hervorgegangen seien.

Jene Identität des Materials kann nun zwar eine Erleichterung für die Vergleichung der sämmtlichen Normalmeter untereinander und eine gewisse Controle für die Ergebnisse dieser Vergleichungen in Betreff der Abhängigkeit der Maßlängen von den Temperaturen gewähren; aber hinsichtlich einer unveränderlichen Erhaltung der Längeneinheit durch Maßkörper enthält sie eher eine Verminderung der Sicherheit, da die aus einem und demselben Material unter völlig identischen Umständen gleichzeitig angefertigten Stäbe allen möglicherweise noch zu befürchtenden Veränderungen wahrscheinlich in einem und demselben Grade und in übereinstimmenden Richtungen unterworfen sein würden. Jener Beschluß war aber, wie jetzt ziemlich allgemein anerkannt wird, auch insofern ein irriger, als die Identität des Materials durch die in hinreichendem Maße erreichbare Gleichartigkeit der Zusammensetzung kleinerer Gußmassen sicherer verbürgt wird, als durch den Guß einer Legirung aus zwei so äußerst schwer zu behandelnden und erst in so hoher Temperatur flüssig werdenden Metallen wie Platin und Iridium in einer verhältnißmäßig so großen Menge.

Die Durchdringung der beiden Bestandtheile eines solchen Gusses und die Identität der erforderlichen hohen Temperaturen in den verschiedenen Theilen dieser Masse wird mit der Vergrößerung der letztern sehr erheblich in Frage gestellt, und um zahlreiche kleinere Körper von bestimmter Gestalt und bestimmten Dimensionen aus dem großen Block herauszuarbeiten, werden schließlich so gewaltsame Operationen erforderlich, daß bei eingehendster Erwägung und in Betracht der Erfahrungen, welche sich in dem Fortgange der Arbeit selbst darboten, ein gegen die erheblichsten Einwürfe gesicherter Erfolg aus der ganzen Veranstaltung nicht hätte erwartet werden sollen.

Den ausgezeichneten Fachmännern der Section française konnten Zweifel dieser Art auch nicht entgehen; in der Mehrheit glaubten sie sich jedoch durch den Beschluß der internationalen Conferenz von 1872 um so unwiderruflicher gebunden, als es von ihnen und von dem jene Versammlung vertretenden permanenten Comité bei der ganzen Sachlage auch aus allgemeinen Gründen nicht für rathsam erachtet wurde, in irgendwelcher Form eine Revision jenes Beschlusses zu veranlassen. Die hierzu als nothwendig erscheinende neue Zusammenberufung der sämmtlichen Delegirten erschien, verglichen mit den möglichen Uebelständen, welche die Ausführung jenes Beschlusses mit sich bringen konnte, als die größere Gefahr; denn eine neue Discussion konnte möglicherweise auf die ganze eben erst erreichte Vereinigung über zahlreiche andere wichtige und schwierige Fragen eine auflösende Wirkung von größerm Umfange ausüben und die ganze Angelegenheit, bei welcher es in der That vielmehr auf eine Vereinigung überhaupt, als auf absolut vollkommene Grundlagen der Vereinigung ankam, wieder ins Drehen bringen.

Die Section française hielt sich demnach mit vielem Recht für verpflichtet, alles daran zu setzen, um einen möglichst gleichartigen Guß der erwähnten großen Quantität von Platin und Iridium wirklich zu Stande zu bringen.

Die französischen Fachgenossen haben auch hierbei ihre bekannte Geschicklichkeit in chemischen und physikalischen Arbeiten im allgemeinen glänzend bewährt, gleichzeitig auch ihre Geschicklichkeit, derartige Ausführungen sozusagen in Scene zu setzen.

Der Guß des Materials der neuen Prototype und ihrer Copien wurde im Mai 1874 feierlichst im Beisein des Präsidenten der Republik und der namhaftesten Gelehrten vollzogen, und das anscheinende Gelingen desselben wurde laut in den Zeitungen verkündet, während die illustrirten Blätter bildliche Darstellungen des ganzen Vorgangs und der sämmtlichen Veranstaltungen brachten.

Sofort nach dem anscheinenden Gelingen des Gusses wurden mit großer Energie und Geschicklichkeit die mechanischen Arbeiten (Hämmerungs- und Ziehungsoperationen) in Gang gebracht, durch welche nun aus dem unförmlichen Gußblock etwa 40 Normalmeter von einer für ihre Zwecke ganz besonders berechneten complicirten Gestalt und Einrichtung hervorgehen sollten. Das Verhalten des Materials bei diesen Arbeiten sowie die Ergebnisse der chemischen Untersuchung desselben schienen anfangs zu erweisen, daß es wirklich gelungen war, zur Herstellung von Normalmaßen aus sehr gleichartigem vorzüglichem Material zu gelangen, dessen Zusammensetzung überdies den im Jahre 1872 gefaßten Beschlüssen sehr nahe entsprach.

Aufs neue (October 1874) wurde nun das Comité eingeladen, um eine gewisse vorläufige Sanctionirung dieser Ergebnisse auszusprechen und sich bezüglich des weitern Vorgehens zu äußern.

Nachdem auch diesmal wieder das deutsche, russische und österreichische Mitglied des Comité aus denselben Gründen wie früher die Betheiligung abgelehnt hatten, überwog endlich bei dieser Versammlung der Eindruck, daß das Comité gegenüber dem durchaus autorisirten thatkräftigen Vorgehen der Section française endlich auch selber einer definitiven Fundirung bedürfe.

Ohne die ausdrückliche vertragsmäßige Anerkennung seitens der betheiligten Regierungen gefunden zu haben und ohne durch dieselben mit den nöthigen Befugnissen und Geldmitteln zu der in den Beschlüssen der Conferenz von 1872 vorgesehenen Mitwirkung an der gemeinsamen Arbeit ausgerüstet zu sein, befand sich das Comité in der Lage, die ihm gestellten Aufgaben, sozusagen, nur akademisch behandeln zu können, während mit dem Fortschreiten in der Fabrikation der Prototype die Nothwendigkeit einer thätigen Mitwirkung an der Herstellung und Prüfung derselben sich immer dringender geltend machte.

In dieser Lage faßte das Comité am 9. Oct. 1874 unter dem Präsidium des Generals Ibañez den folgenden Beschluß: „Die französische Regierung ist zu bitten, sobald als irgend möglich die diplomatische Conferenz nach Paris einzuladen. Das Comité wird sich fortan nicht eher wieder versammeln, als bis die Beschlußfassung der diplomatischen Conferenz und die Sanctionirung derselben von seiten der Regierungen vorliegen wird."

Infolge dieses Schrittes erkannte nunmehr die französische Regierung, daß überhaupt ohne eine auf diplomatischem Wege zu bewirkende vertragsmäßige Organisation eine gedeihliche Entwickelung der internationalen Handhabung gemeinsamer Grundlagen des Maß- und Gewichtswesens nicht möglich und auch die bisherige Stellung Frankreichs innerhalb des metrischen Systems nicht aufrecht zu erhalten sein werde.

Man entschloß sich daher, nunmehr in dem Sinne, in welchem die Generalversammlung von 1872 das weitere Vorgehen empfohlen hatte, die sämmtlichen

betheiligten Regierungen zur Beschickung einer diplomatischen Conferenz einzuladen, als deren Aufgabe der Abschluß vertragsmäßiger Festsetzungen, betreffend die Herstellung und die Aufbewahrung eines gemeinsamen Urmaßes und Urgewichts u. s. w. bezeichnet wurde.

Diese Conferenz, schlechtweg als Conférence diplomatique du Mètre bezeichnet, trat endlich am 1. März 1875 in Paris zusammen. Da es sich indessen dabei nicht blos um den Abschluß eines Vertrags, sondern auch um die definitive Erörterung einer Reihe von technischen Fragen und um Organisationsbestimmungen von wissenschaftlicher Tragweite handelte, waren den diplomatischen Vertretern der betheiligten Regierungen als sogenannte technische Delegirte die meisten derjenigen Vertreter beigegeben worden, welche im Jahre 1872 zu der technischen Conferenz — der Commission internationale du Mètre — entsandt worden waren.

Die Geschichte dieser Verhandlungen, welche vom 1. März bis 15. April 1875 dauerten und in dem Vertrage vom 20. Mai 1875 ihren Abschluß fanden, wird trotz der schlichten Bedeutung der Sache, um welche es sich dabei handelte, ein wichtiges Kapitel der Culturgeschichte bilden.

Es sind in diesen Verhandlungen tiefgehende Meinungsverschiedenheiten und Erregtheiten zu Tage getreten, welche auch jetzt noch nicht ganz zur Ruhe gelangt sind, und auch in der weitern Entwickelung der in dem Pariser Vertrage geschaffenen Institutionen haben sich bis in die neueste Zeit noch Schwierigkeiten gezeigt, die erst jetzt einem ruhigern Verständnisse zu weichen beginnen.

In Betracht dieser ganzen Sachlage dürfte es zweckmäßig sein, eine volle und authentische Darstellung aller dieser merkwürdigen und wichtigen Vorgänge auf einen Zeitpunkt zu verschieben, in welchem ein gewisser Abschluß derselben eine erschöpfendere und in strengerm Sinne geschichtliche Behandlung ermöglicht.

Wir beschränken uns daher hier auf eine Mittheilung der wesentlichen Grundzüge der in dem Vertrage vom 20. Mai 1875 geschaffenen Organisation des internationalen Maß- und Gewichtsdienstes und auf eine kurze Darstellung der Wirksamkeit, welche diese Institutionen bis zum gegenwärtigen Zeitpunkte entfaltet haben.

Als das ständige leitende Organ des internationalen Maß- und Gewichtsdienstes wurde ein aus 14 Mitgliedern bestehendes Comité eingesetzt, welches sich im allgemeinen alljährlich in Paris zu versammeln hat. Bei der ersten Ernennung der 14 Mitglieder, welche mittels des dem Vertrage vom 20. Mai 1875 beigefügten Reglements sofort stattfand, nahm man die von der Versammlung von 1872 vollzogene Wahl des sogenannten permanenten Comité zum Ausgangspunkte. Für die Zukunft wurde die periodische Erneuerung der Zusammensetzung des Comité und zugleich die periodische Controle der Geschäftsführung desselben einer Generalconferenz von Delegirten aller betheiligten Staaten übertragen, welche sich zum ersten mal sofort nach der definitiven Fertigstellung des neuen Urmaßes und Urgewichts und der an die einzelnen Staaten zu verabfolgenden Copien derselben, später aber regelmäßig alle sechs Jahre versammeln soll.

Als das ausführende unter der Leitung des Comité stehende Organ des internationalen Maß- und Gewichtsdienstes wurde ein internationales Institut für

Maß und Gewicht geschaffen, welches seinen Sitz in oder bei Paris haben sollte. Diesem Institut sollte die definitive Feststellung des neuen Urmaßes und Urgewichts, die verantwortliche Aufbewahrung und Conservirung dieser Prototype sowie die erstmalige und später periodisch zu wiederholende Vergleichung und Beglaubigung der Copien des Urmaßes und Urgewichts, außerdem die Ausführung derjenigen technischen und wissenschaftlichen Arbeiten hohen Ranges obliegen, deren gemeinsame Ausführung in dem Gesammtinteresse des Maß- und Gewichtswesens der betheiligten Staaten liegen würde. Einige von diesen letztern Aufgaben, unter ihnen auch zurückgreifende kritische Untersuchungen auf ältere und noch neben dem metrischen System in Geltung stehende Maß- und Gewichtssysteme und solche Arbeiten, welche im gemeinsamen Interesse der Gradmessungen und Landesaufnahmen liegen, wurden sofort in die Ausführungsbestimmungen des Vertrags mit aufgenommen.

Es ist klar, daß ein internationales Institut mit derartigen Aufgaben auch ein entsprechendes Budget erforderte, und zwar handelte es sich zunächst um die Einrichtungskosten, nämlich um die Herstellung der erforderlichen Baulichkeiten und die Ausrüstung mit den nothwendigen Instrumenten.

Es ist ferner bekannt, daß die Ausführung der feinsten Messungen und Wägungen ganz besondere Ansprüche nicht blos an die Instrumente, sondern auch an die Beschaffenheit und Einrichtung derjenigen Räume stellt, in welchen solche Arbeiten ausgeführt werden.

In erster Linie wird dabei die Anforderung gestellt, daß man innerhalb dieser Räume zu jeder Jahreszeit jede beliebige Temperatur zwischen 0° und $+ 30^{\circ}$ schnell und sicher herstellen und tagelang innerhalb eines und desselben Zehntels des Grades aufrecht erhalten kann.

Hierdurch wird aber auch der Einrichtung der erforderlichen Beleuchtung eine besondere Einschränkung auferlegt; denn im allgemeinen sind ja alle Beleuchtungen mit Wärmewirkungen verbunden. Der Beleuchtungsdienst muß also durch ganz besondere Vorkehrungen so eingerichtet werden, daß er zusammen mit dem Temperaturdienst den an das jedesmalige Wärmegleichgewicht zu stellenden Ansprüchen genügt.

Alle complicirten Einrichtungen dieser Art in Verbindung mit den vollkommensten Messungs- und Wägungsapparaten kosten sehr viel Geld, und es ist einleuchtend, daß nicht blos die einmalige Herstellung und erste Einrichtung, sondern auch der Betrieb und die Unterhaltung derselben, zumal einer in jeder Jahreszeit sicher wirksamen Präcisionsheizung oder Präcisionskühlung, sehr kostspielig werden müssen. Demgemäß wurden in den Ausführungsbestimmungen des Vertrags vom 20. Mai 1875 die ersten Einrichtungskosten des Internationalen Instituts zu 400000 Frs. und die jährlichen Ausgaben für dasselbe und für das Comité zu 100000 Frs. angenommen.

Es handelte sich nun darum, wie diese einmalige Ausgabe und die fortlaufenden jährlichen Unkosten zu decken seien.

In dieser Beziehung wurde eine Lösung gefunden, welche in ihren Besonderheiten, abweichend von den Bestimmungen anderer bereits bestehender internationaler Organisationen, allgemeines Interesse beanspruchen darf.

An dem internationalen Budget für Maß und Gewicht wurde jeder Staat mit einem Beitrage betheiligt, welcher in einem bestimmten Verhältniß zu der von ihm anzugebenden Bevölkerungszahl steht.

Da indessen die praktischen Interessen der am Vertrage betheiligten Staaten gerade mit Bezug auf das metrische Maß- und Gewichtssystem nicht völlig gleichartig waren, insofern nämlich neben solchen Staaten, bei welchen das metrische System ausschließlich und obligatorisch eingeführt ist, andere Staaten betheiligt waren, bei denen dasselbe nur facultativ eingeführt ist, und endlich sogar Staaten, bei welchen das metrische System im öffentlichen Verkehr überhaupt noch gar nicht generell zugelassen, sondern nur für Wissenschaft und internationalen Verkehr von Bedeutung ist, so sollten dieser Stufenfolge entsprechend drei verschiedene Kategorien von Beitragspflichtigen geschaffen werden, bei deren erster die nach der Bevölkerung berechnete Verhältnißzahl mit 3, bei deren zweiter dieselbe Verhältnißzahl mit 2 multiplicirt und bei deren dritter lediglich jene Verhältnißzahl selbst bei der Berechnung der Beiträge in Ansatz kommen sollte.

Nimmt man z. B. die Bevölkerung Deutschlands zu 40 Mill., die Bevölkerung Rußlands zu 80 Mill. an und berücksichtigt dabei, daß in Deutschland das metrische System ausschließlich und obligatorisch eingeführt ist, in Rußland dagegen nur in der Wissenschaft und im internationalen Verkehr zur Zeit von Bedeutung ist, so wird 3×40 oder 120 als die für die Berechnung der Beiträge Deutschlands geltende Zahl und 80 als die für die Berechnung der Beiträge Rußlands geltende Zahl anzusetzen sein. Die Summe der auf solche Weise für die sämmtlichen betheiligten Staaten gebildeten Verhältnißzahlen beträgt nahezu 800. Wenn also jährlich 100000 Frs. aufzubringen sind, so wird davon Deutschland $\frac{120}{800}$ oder 15000 Frs., Rußland $\frac{80}{800}$ oder 10000 Frs. beizutragen haben u. s. w.

Durch eine solche Vertheilungsart ergeben sich allerdings starke Unterschiede der Beitragszahlungen, indem die kleinsten Staaten, die das metrische System überdies noch nicht eingeführt haben, wie Dänemark, jährlich etwa 250, und die größten, welche zugleich das metrische System ganz und voll eingeführt haben, wie Deutschland, etwa 15000 Frs. zahlen.

Natürlich entstand hierbei die Frage, ob nicht entsprechend einer solchen starken Ungleichheit der Leistungen für die Vertragszwecke, auch Verschiedenheiten der Rechte, insbesondere des Stimmrechtes eintreten sollten, und in der That enthielt der von den technischen Delegirten der diplomatischen Conferenz unterbreitete erste Vorschlag auch eine, ungefähr den Verschiedenheiten der Beitragspflichten entsprechende Abstufung der Stimmenzahlen, welche den einzelnen Staaten in der obenerwähnten Generalconferenz ihrer Delegirten zuzutheilen wären.

Dieses Princip wurde indessen in einem Falle, wie der vorliegende, als nicht durchführbar erachtet, da jeder der betheiligten Staaten außer seinem Beitrage das volle Gewicht seiner Souveränetät in die Wagschale lege, und daher bei internationalen Abstimmungen dieser Art bisher im wesentlichen auf Stimmengleichheit gehalten worden sei. Demgemäß wurde in dem Vertrage angeordnet, daß in der, als höchstes Organ der am Vertrage betheiligten Staaten anzusehenden Generalconferenz jeder Staat eine Stimme führen solle.

Dagegen wurde eine Art von Ausgleichung des hiernach bestehenden Misverhältnisses zwischen Rechten und Pflichten darin erkannt, daß das ständige leitende Organ der gemeinsamen Institutionen, das internationale Comité, nicht als eine eigentliche Vertretung der Staaten fungiren solle, daß also nicht jeder Staat das Recht haben solle, als solcher in dem Comité vertreten zu sein, daß vielmehr die Mitglieder des Comité gewissermaßen eine von sämmtlichen betheiligten Staaten gemeinsam ausgehende, überwiegend wissenschaftliche Mission ausüben und nur als Ganzes für den administrativen Theil ihrer Thätigkeit der als Vertretung der einzelnen Staaten fungirenden Generalconferenz verantwortlich sein sollten.

Dieser Stellung des Comité als eines Collegiums von wissenschaftlichen Vertrauensmännern der Gesammtheit entsprach es, daß auch die Auffassung zum Ausdruck gelangte, „auch solche hervorragende Fachmänner, welche keinem der betheiligten Staaten angehörten, dürften in das Comité gewählt werden, falls ihre Mitwirkung bei der Leitung des internationalen Instituts als vortheilhaft für das technische und wissenschaftliche Gesammtinteresse der betheiligten Staaten erachtet werden könne".

Die Beitragszahlungen der betheiligten Staaten haben mit dem 1. Jan. 1876 begonnen, und unmittelbar nachher sind denn auch von seiten des Comité alle Maßregeln ergriffen worden, um mit den bewilligten Mitteln die ihm vertragsmäßig obliegenden Aufgaben zu erfüllen.

Die Sorge für die Herstellung der erforderlichen Räume und Einrichtungen wurde hierbei wesentlich erleichtert durch ein großes Entgegenkommen der französischen Regierung. Dieselbe schenkte nämlich nicht nur einen ausgezeichneten Bauplatz, welcher im Anschluß an den Park von Saint-Cloud auf einer sich am Seineufer erhebenden Hügelkette gelegen ist, sondern auch die auf demselben belegenen, zwar bei der Belagerung etwas verwüsteten, aber doch noch für Wohnungen der Beamten des internationalen Instituts und für die Geschäftsräume des Comité brauchbar zu machenden Baulichkeiten. Die ganze Anlage hatte bis dahin den Namen „Pavillon de Bréteuil" geführt und war als eine sogenannte Dépendance des Schlosses von Saint-Cloud betrachtet worden. Durch dieses dem internationalen Budget des Maß- und Gewichtswesens von der französischen Regierung dargebrachte Geschenk sind die Kosten und Mühewaltungen der Herstellung der für diesen internationalen Dienst erforderlichen Einrichtungen bedeutend vermindert worden.

Auch sonst hat sich das Comité bei der schwierigen Aufgabe, einen Bau und eine complicirte technische Einrichtung sowie die nachherige Verwaltung und Anwendung derselben von der Ferne aus, sozusagen par correspondance, zu leiten, der entgegenkommendsten Unterstützung von seiten der französischen Regierung zu erfreuen gehabt, wie denn überhaupt die Bedeutung der ganzen Institution und des ihr zu Grunde liegenden Vertrags von den nicht unmittelbar am französischen Maß- und Gewichtswesen betheiligten Kreisen und von den politischen Männern Frankreichs durchaus verständnißvoll gewürdigt zu werden scheint.

Anders verhielt es sich leider mit einem Theile der engern Fachgenossenschaft.

Wie ich oben bereits näher erörtert habe, war die bisherige Leitung des fran-

zösischen Maß- und Gewichtswesens von Anfang an einer internationalen Fundirung der Grundlagen und letzten Instanzen des metrischen Systems abhold gewesen, und von dieser Seite waren auch im Jahre 1875 alle erdenklichen Gegenwirkungen gegen das Zustandekommen des Vertrags ausgeübt worden. Es war daher durchaus natürlich, daß die betreffenden Fachgenossen sich eine Zeit lang in die durch den Vertrag geschaffene definitive Lage nicht finden konnten. Unter völlig normalen Umständen wäre dies zwar für das Comité betrübend und vielleicht im einzelnen hinderlich, aber sonst mit geduldigem Humor leicht zu ertragen gewesen; der schwache Punkt der ganzen Organisation bestand aber darin, daß man in verständigem Anschluß an die Vergangenheit dasjenige Mandat, welches den französischen Fachgenossen (der Section française) von der Versammlung von 1872 ertheilt worden war, nämlich den Auftrag, die neuen Prototype und ihre Copien anzufertigen, nicht zurückzog und etwa dem Comité übertrug, sondern vertrauensvoll in den damit einmal betrauten Händen beließ, zumal da dieselbe bereits einen Theil dieser Aufgabe so weit gefördert hatten, daß ein Uebergang derselben in andere Hände damals mit den größten Schwierigkeiten und Verlusten an Zeit und Mühe verknüpft zu sein schien.

Natürlich wurde dem Comité die schließliche Entscheidung über die vertragsmäßige Beschaffenheit der von der Section française zu liefernden Prototype und ihrer Copien übertragen, und ihm überdies die Ermächtigung zu einer kritischen Mitwirkung auch im Verlaufe der Fabrikation derselben sowie die Befugniß ertheilt, bei technisch-wissenschaftlichen Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten, welche sich der Lösung jener Aufgabe noch entgegenstellen könnten, im Sinne und Geiste der Vertragsbestimmungen den Ausschlag zu geben und dabei nöthigenfalls, wenn der Fortschritt der wissenschaftlichen Erfahrungen es rechtfertigen sollte, die in den Vertrag aufgenommenen frühern Festsetzungen angemessen abzuändern.

Es wird die Sache der oben vorbehaltenen geschichtlich erschöpfendern Darstellung dieser ganzen Entwickelung sein, die wissenschaftlich und menschlich interessanten Vorgänge zu schildern, welche sich an dieses autoritative Verhältniß des Comité zu der Thätigkeit berühmter französischer Fachgenossen geknüpft haben. Hier will ich nur in Kürze erwähnen, daß das Comité auf Grund der ihm ertheilten Vollmachten es schließlich für nothwendig befunden hat, eine Reihe von chemischen Untersuchungen und fabrikatorischen Arbeiten zum Zwecke einer möglichst vollkommenen Herstellung des Urmaßes und Urgewichts aus reinstem Platin-Iridium selbst in die Hand zu nehmen, um den französischen Fachgenossen den Beweis zu führen, daß gewisse Uebelstände, die sich bei der Herstellung der ersten Meter aus Platin-Iridium ergeben hatten — nämlich hauptsächlich die Beimengung erheblicher Quantitäten Eisens — nicht unüberwindlich seien.

Die Gerechtigkeit verlangt es, zu erwähnen, daß das Gelingen dieses Beweises wesentlich der Mitwirkung zu danken ist, welche der berühmte, auf dem Gebiete der Kenntniß und Behandlung der Platinmetalle in erster Linie stehende französische Chemiker Henry Sainte-Claire-Deville dem Comité in hochsinnigster Weise, von jeglicher nationalen Erregung unberührt, gewährt hat. Hierbei ist er allerdings aufs entscheidendste durch ein Mitglied des Comité, den in der Genauigkeit

seiner chemischen Arbeiten sehr hoch dastehenden Chemiker Stas aus Brüssel, und bei den bezüglichen rechnerischen Untersuchungen durch das Comitémitglied Staatsrath Broch aus Christiania kräftigst unterstützt worden.

Das Comité hat übrigens bei der Geltendmachung der Ergebnisse dieser von ihm ins Leben gerufenen kritischen Arbeiten stets den hohen Werth anerkannt, welchen die von der Section française auf demselben Gebiete vorher ausgeführten Arbeiten als eine wichtige und fast unentbehrliche Vorstufe der darauffolgenden vollständigern Untersuchungen gehabt haben. Ebenso hat das Comité stets die besondere Geschicklichkeit und Feinheit anerkannt, mit welcher die Section française auch eine Anzahl von Detailfragen bei der Bearbeitung der gemeinsamen Aufgabe behandelt hat, wenngleich die darauf begründeten praktischen Leistungen nicht durchweg als zweckentsprechend anerkannt werden konnten.

Es scheint endlich der maßvollen Haltung des internationalen Comité und einiger leitenden Männer unter den französischen Fachgenossen zu gelingen, diejenigen der Fertigstellung der neuen Prototype und ihrer Copien entgegengetretenen Hindernisse, welche weniger in Schwierigkeiten der Behandlung der Metalle als der Menschen bestanden haben, zu überwinden.

Inzwischen sind die baulichen und instrumentalen Einrichtungen des Instituts für Maß und Gewicht zu Bréteuil bei Paris fast ganz vollendet und in rüstigen Betrieb gesetzt worden. Eine Anzahl hervorragender wissenschaftlicher Männer, theils französischer, theils deutscher Zunge, sind dort in collegialem Zusammenwirken mit der Prüfung der Instrumente und mit einer Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten, welche den engsten Bezug auf die dennächstigen praktischen Aufgaben des Instituts haben, beschäftigt. Von den Einrichtungen dieses Instituts und den hohen wissenschaftlichen Eigenschaften der dort thätigen Männer gibt bereits ein vor kurzem erschienener erster Band von wissenschaftlichen Publicationen desselben, welcher eine Reihe von fundamentalen Arbeiten auf dem Gebiete des Maß- und Gewichtswesens enthält, erfreuliche Kunde.

Auch hat das Institut bereits den betheiligten Staaten einen wesentlichen Dienst dadurch geleistet, daß es in der Zwischenzeit bis zur Vollendung der neuen Prototype und ihrer Copien eine schon seit langer Zeit ersehnte Vergleichung der gegenwärtig in den einzelnen Staaten geltenden Maß- und Gewichtseinheiten metrischen Systems, dargestellt durch eine Reihe von Normalmetern und Normalkilogrammen, welche von den einzelnen Maß- und Gewichtsdiensten eingesandt worden sind, ausgeführt hat. Hierdurch ist wenigstens für einen Theil der Nothstände, welche zur gemeinsamen Herstellung neuer Prototype und gleichwerthiger Copien derselben den Anstoß gegeben haben, eine vorläufige Abhülfe gewährt.

Man darf hoffen, daß die internationale Organisation für Maß und Gewicht, auf diesem Wege strenger und kritischer Arbeit fortschreitend, bald als eine unschätzbare Wohlfahrt für Wissenschaft und Technik aller Völker anerkannt werden und eine wichtige Entwickelungsstufe weiterer gemeinsamer Behandlung wirklich gemeinsamer Interessen aller Menschen bilden wird.

Die jüngste Königsresidenz.

Von

Robert Byr.

Bedeutsamer Sinn liegt in dem Feste, das Bukarest vor kurzem gefeiert. Nicht die kindische Freude an Glanz und Schimmer, die so viele darin zu sehen geneigt sind, nicht die Eitelkeit des Kleinen, der sich dreist an die Seite des Großen stellt oder doch hinter ihm aufgeblasen einherstolzirt, hat hierbei eine momentane Befriedigung gefunden, wie mit spöttischem Lächeln häufig genug angedeutet wurde; nein, all der Pomp war nur die allegorische Darstellung der wichtigen Thatsache, daß sich eine Nation gesammelt, aus der Knechtschaft erhoben und in vollem Bewußtsein ihrer jungen Kraft und ihrer künftigen Bedeutung dem wackern Culturstreben moderner Staaten angeschlossen hat.

Das junge Königreich steht entschlossenen Fußes in Europa und hat zwischen sich und dem Orient mit seinem träumerischen Dahindämmern eine scharfe Grenze gezogen; da fließen die Linien schon nicht mehr ineinander, wie z. B. in Serbien, so nahe und unmittelbar sich die Gegensätze hier auch gegenübertreten.

Nur die Breite der Donau trennt sie voneinander.

Dort am rechten Ufer schläft Rustschuk. Ein großes Zigeunerlager scheint es. Ein Nomadentrupp, des Wanderns müde geworden, hat den Aufbruch von Tag zu Tag verschoben, die Zeltwände allmählich durch Schiffstrümmer ein wenig widerstandsfähiger gegen Wind und Wetter gemacht, die Fugen mit Flechtwerk zusammengeschnürt und mit Lehm verstrichen, die morschen Räder vollends von den Hüttenwagen genommen, und so sind Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte vergangen. Man hat einfach das Weiterziehen vergessen und die Energie dazu verloren. Der Stamm hat sich vermehrt, neue Zuzügler haben das Lager vergrößert, hier und da hat auch ein unternehmender Handelsmann aus der Fremde sich ein ansehnlicheres steinernes Haus gebaut unter den alten windschiefen Pfosten-, Lehm- und Reisighöhlen. Dann aber ist wieder im Gefolge des Krieges Brand und Verheerung hereingebrochen, hat die Dächer zerstört und die Mauern gesprengt, und niemand denkt mehr daran, die Ruinen neu zu bauen oder auch nur hinwegzuräumen. Die eisernen Läden hängen in den Thür- und Fensteröffnungen, und es langt nicht einmal eine begehrliche Hand danach. Wozu? In den Hütten gibt es ja nichts zu verschließen und das Aushängen wäre viel zu mühevoll. Da streckt sie sich lieber aus und bettelt um einen Bakschisch, diese noch nie gewaschene

dunkelfarbige Hand, und streichelt den Aermel, den Rücken, die Schöße des darüber wenig erbauten Reisenden, der hier das Schiff verläßt, um mit der Bahn nach Varna weiter zu gehen oder auch nur eine Fahrt durch dieses Stück unverfälschten Orients zu machen; es gilt ja, ein paar Bani so zu erschmeicheln.

Mühsam muß man sich erst den Weg bahnen durch die Scharen beschäftigungslos an den Strand hingekauerter verschleierter Weiber, durch das Gewimmel von Bettlern jeden Alters, deren braungelbe Haut nur hier und da mit den letzten Resten unbeschreiblicher Lumpen umhangen ist, indeß die grelle Buntfarbigkeit dem ganzen Bilde aus einiger Entfernung doch wieder einen großen malerischen Reiz verleiht, und vorüber an den in endloser Reihe ihre Kohlenkarren herbeischiebenden Hamals, um endlich zu einer der Birjas zu kommen, mit deren beturbantem Kutscher die zählenden Finger und der vollkommen ausreichende Sprachschatz von zwei Worten die nöthige Verständigung erzielen.

„Lomb", d. h. „Fluß" und „Durr", d. h. „halt", sind die beiden Zauberworte: damit gelangt man durch die ganze Stadt bis an die entgegengesetzte Bastion, an deren Schleifung — um den Wünschen der Berliner Conferenz endlich Rechnung zu tragen — ein Mann, ja wohl, es ist thatsächlich nur ein Einziger, mit einer Schaufel langsam und ohne Ueberanstrengung arbeitet, während ein zweiter unten im Graben, an den vollkommen überflüssigen Karren gelehnt, ihm nachdenklich zusieht. So vollziehen sich die Beschlüsse des europäischen Concerts.

„Vapore" ist das dritte, schon nicht mehr bulgarische Zauberwort, welches die Pferde zur Umkehr bringt, und noch einmal rasselt man durch den Bazar, wo die Kaufleute neben ihren Waaren hocken, tiefe Züge aus ihren Pfeifen schlürfen und dem Schnarren eines Dudelsacks oder dem Aechzen einer clarinetteartigen Pfeife horchen, deren seltsame Dissonanzen ohne Rücksicht auf den Rhythmus von dem Dröhnen einer großen Trommel begleitet werden. Doch um der Wahrheit die Ehre zu lassen, es kauert und liegt nicht alles in süßester Ruhe; hier und da rückt auch einer und der andere einmal aus dem wandernden Schatten in die Sonne; er füllt sich seine Pfeife frisch, er streckt die Hand gegen den durch die Löcher der Straße schaukelnden Wagen nach einem Bakschisch aus, ja — es ist keine Fata-Morgana — da füllt ein Garkoch die Schalen für zwei auf dem Bret vor seiner Rußhöhle bäuchlings liegende Gäste; dort weiterhin schiebt ein Bäcker Brote in den zugleich seine ganze Behausung bildenden Ofen ein, und daneben, wahrlich, wird ein Pferd beschlagen, ja, unten am Strande hat ein industrieller Mann, es wird aber wol ein Oesterreicher sein, eine Art Gast- und Kaffeehaus errichtet, und die Fremden, die sonst nur in einem Han oder Karavanserai Unterkunft finden, scheinen sich in der schwarzen offenen Breterbude, deren Mittelpunkt sogar ein Billard bildet, bei hellem schäumenden Bier und dunkelm dickflüssigen Mokka ganz wohl zu befinden.

Das ist Rustschuk, eine der bedeutendsten Städte jenes Vasallenfürstenthums, das constitutionell regiert werden sollte; ein Stück Orient, wie man es doch charakteristischer nicht finden kann, wenn man Asien selbst bis an den Persischen Meerbusen durchwanderte.

Und gegenüber — man hat diesem Kehrichtberge kaum den Rücken gewendet, aus

dessen Trümmerhaufen die weißen Minarets wie Millykerzen mit aufgesetzten Löschhörnchen emporragen, bei deren Schlankheit nur die ausgehungertsten Muezzins dem Schicksale entgehen dürften, als Docht darinnen stecken zu bleiben, die Radachse des Dampfschiffes hat kaum ein paar hundert Umdrehungen gemacht, und zwischen einer kleinen Flotte schwerfälliger Segler anlegend, landet man in einer andern Welt.

Wol hat Giurgewo bisher noch keine Aehnlichkeit mit Krems, Boppard oder Altona, aber es ist eine europäische Stadt, weit, sehr weit verschieden von seinem Vis-à-Vis.

Wol ist der Landungsplatz heute noch ein mit Maisstroh belegter, von den Pferden der zahlreichen Wagen zerstampfter Platz, aber ein Kai ist im Bau begriffen; wol reißt sich eine Schar drängender, stoßender und schreiender Lastträger mit wahrhaft neapolitanischer Zudringlichkeit das Gepäck aus den Händen, um es auf offener Brücke von den Zollbeamten durchwühlen zu lassen, aber niemand bettelt, niemand verlangt einen Bakschisch für die Mühe, deinen Kofferträgern zugesehen zu haben. Es ist der Wille zum Arbeiten da, die lähmende Fessel der Trägheit ist gebrochen. Mit Einem Worte: hier ist Rumänien und dort Bulgarien.

Staat und Volk trägt einen ganz andern Charakter als jenseit des mächtigen Stromes. Stattliche Häuser wachsen allüberall aus dem Boden. Zierliche Gärten, um Kaffeekioske frisch angelegt, treiben ihr junges Grün; wohin man sieht, erblickt das Auge fortschreitende Civilisation. Daß der Kampf mit manchen alten Uebelständen noch nicht ganz beendigt ist, wird nimmer wundernehmen; im Handumdrehen ist eine so große Wandlung nicht vollzogen.

Die Einwirkung des Orients zeigt sich vor allem noch in der Sorglosigkeit und Achtlosigkeit bei allem, was Zeit und Ordnung betrifft, in der Eigenmächtigkeit der Angestellten und mit irgendeiner Befugniß Betrauten. Wie niemand Eile zu haben scheint, außer dem Kutscher, der sie gewaltsam von seinen Pferden fordert, scheint auch niemand an eine unumstößlich feste Satzung zu glauben, aber auch niemand sich sonderlich um Zwischenfälle zu kümmern, welche jene umstoßen. Das eine Beispiel erlebte ich schon hier unmittelbar nach meinem Eintritt in Rumänien. Auf dem Schiffe bereits zeigte man sich wenig besorgt über den Mangel an Uebereinstimmung zwischen Cursbuch und der wirklichen Fahrzeit. „Man wird einen Extrazug nach Bukarest ablassen", hieß es, und eine mitreisende Dame war vollends ihrer Sache sicher; ihr Vetter konnte doch nicht so ungalant sein, sie bis zum Abendzuge in Giurgewo warten zu lassen, wozu war er denn Bahnbeamter?

Und in der That, der Extrazug ging ab; erst nach ein paar Stunden und ohne daß irgendjemand präcise Auskunft über die Abfahrtszeit geben konnte; aber er ging freilich dafür in einem Tempo, das dem Conducteur ermöglichte, sich von Zeit zu Zeit „die Füße zu vertreten", indem er nebenherschritt. Was that's? Fuhr man auch statt der im Fahrplan vorgesehenen zwei volle vier Stunden, die Reisenden hatten doch immerhin noch einen kleinen Gewinn von dem Tage, den sie mit stummer Resignation ganz verloren geben mußten.

Und sie hatten Zeit, sich so mit Muße das Land zu betrachten. Es ist leidlich bestellt, der Boden ist sogar vortrefflich, die Weinpflanzungen freilich meist ohne

Stöcke und zum Theil wie von Mäusen ausgefressen; aber die freigebige Natur bedarf hier auch nicht einer so sorgsamen Nachhülfe wie in unsern nördlichen Gegenden.

Mit der Annäherung an die Hauptstadt verändert sich auch der Anblick der Ortschaften. Versammeln sich anfänglich runde weißgetünchte Lehmkörbe mit spitzigen Strohdächern um einen langhalsigen Ziehbrunnen, so breiten sich weiterhin an stattlichen Straßen nette weiße Häuser hin, an deren keinem fast die Holzgalerie mit dem charakteristischen Ausbau in der Mitte fehlt, wo die Familie sich im Schatten und frischer Luft um ihre tägliche Mahlzeit versammeln kann. Die Kleidung wird gewählter; die malerische „Kretinsa", jene Doppelschürze, die über das farbig gestickte Hemd fällt, verwandelt sich nicht selten in ein frisches Kattunröckchen, unter dem ganz städtische, weiß gesteppte Stiefletten hervorgucken, und ein und der andere Dorfdandy verschmäht es sogar nicht, mit einem feinen Broderiebesatz an seinen weißen Unaussprechlichen zu kokettiren.

Das eigenthümliche Costüm des Landvolkes vermißt man auch in der Hauptstadt selbst nicht; allerdings verfeinert es sich dort noch weiter und gleicht bei den dienenden Frauenzimmern eigentlich mehr einem Négligé, wie es der Herrin in ihrem nach pariser Muster hergestellten Boudoir abgelauscht sein mag, als der eigentlichen Landestracht, welche dieselbe bei gewissen Anlässen mit Ostentation trägt und mit besonderer Vorliebe zu photographischen Aufnahmen wählt, wo dann auch der Krug, der Brunnen und hauptsächlich der Rocken und die Spindel als idyllische Attribute nie fehlen dürfen. Die Liebe zu kleinen Maskeraden ist ja den Schönen überall eigen, vornehmlich wenn romanisches Blut in ihren Adern rollt. Sie beschränkt sich hier aber zumeist auf die Zeit des Landaufenthalts und der Sommerfrische in den Bergen; auf die Straße der Hauptstadt drängt sie sich nie: diese behält darum auch ein ganz modernes sozusagen internationales Gepräge.

Niemand, der das Häusermeer an der kleinen Dimbowiza vom Hügel der Metropolitankirche aus überblickt mit seinen grünen Gärten und den zahllosen in der Sonne funkelnden weißen Kuppeln, über welche die griechischen Kreuze an ihren Drahtspannungen so eigenthümlich hinausragen, niemand, der das wüthende Rasseln der in den Straßen dahinjagenden Equipagen und Lohnwagen, deren Zahl Legion ist, vernimmt, die endlos aneinandergereihten Kaufläden und das Menschengewimmel vor denselben mustert, wird glauben wollen, daß Bukarest eben nur 250000 Einwohner zähle. Es scheint eine Riesenstadt zu sein und belebter als irgendeine von gleicher Bevölkerungsziffer.

Das erstere hat wol in der Bauart seinen Grund. Auf einer unabsehbaren Fläche reiht sich Häuschen an Häuschen in labyrinthisch gewundenen Straßen, wie sie der Zufall aneinandergefügt und in seiner Laune geführt. Es ist ein kleines Kunststück, sich auf dem Stadtplane zurechtzufinden. Er existirt nur in einer einzigen Ausgabe, die auf den ersten Blick die Vermuthung aufkommen läßt, daß man ein sehr interessantes und merkwürdiges Kartenwerk aus dem 16. Jahrhundert vor sich habe. Schwerer noch orientirt man sich natürlich aus freier Hand in dem Gassengewirr, dem es an größern durchschneidenden Straßenzügen beinahe gänzlich fehlt. Man hat in neuerer Zeit ein Boulevardfragment geschaffen, und

dieses mit der darauf senkrecht laufenden Calea Victoriei muß zumeist die Richtung geben. An ihnen finden sich auch die größten Bauten: die Akademie, die Post, Kirchen und Gasthäuser, deren nicht allzu große Zahl eben um ein neues, das in großem Stil errichtete Hôtel Impérial, vermehrt wurde. Hier steht das schöne Nationaltheater und der ehemalige Konak, der in seinen hübschen, aber doch sehr bescheidenen Verhältnissen den Anforderungen der neuen Aera nicht mehr entspricht. Hier sind die vielbesuchten „Confiserien", Kaffeehäuser und Restaurants, die trotz ihrer französischen Einrichtung und ihrer hohen Tarife manches zu wünschen übriglassen.

Es sind eben die Preise einer Großstadt, in welche eine verwöhnte und zuweilen auch übermüthige Aristokratie und eine reiche Kaufmannschaft den ganzen Comfort des Westens und allen Luxus des Jahrhunderts zu verpflanzen bemüht war und ist, ohne mit den Kosten zu rechnen. Die Stadt ist deshalb auch, trotz der vermehrten Zufahrtswege und der großen Erleichterung im Verkehr, welche in den letzten Jahren eingetreten, ein kostspieliger Aufenthalt geblieben. Das muß sich ändern, wenn man auf einen gesteigerten Zufluß von Fremden rechnet. Um nur beiläufig einen Maßstab zu geben, sei hier nebenbei erwähnt, daß z. B. für Aufbewahrung eines Regenschirmes oder Ueberrockes in der Garderobe des Nationaltheaters die Taxe von 1 Franc, also das Vier- und Fünffache der anderwärtig üblichen, festgesetzt ist. Es ist das um so auffallender, als es eigentlich im Widerspruch zu den nicht allzu hoch bemessenen Eintrittspreisen steht, für welche ganz gute Vorstellungen geboten werden. Die Schauspieler scheinen wohlgeschult; freilich sind die ersten Kräfte der Operette, wenn auch die rumänische Sprache ihnen ganz eigen geworden, unzweifelhaft in jedem Zuge, jeder Nuance, jeder Geberde Französinnen. Man liebt hier eben in jeder Branche den Import aus Frankreich, dessen Sprache von der höhern Gesellschaft fast immer noch ausschließlich gesprochen wird. Erst in jüngster Zeit und eigentlich nur dank den Bemühungen der Königin, die sich in ihr neues Vaterland poetischen Sinnes hineinlebt und selbst literarisch anregend wirkt, wird das Rumänische über das Niveau der Bauern und Dienstleute erhoben und in Schrift und Wort cultivirt.

Man sieht darum auch, trotz der Concurrenz einer kleinen französischen Truppe, ein gewähltes Publikum im Nationaltheater. Die Logen sind dicht besetzt; das umherschweifende Auge kann hier Studien über die eigenthümliche schmachtende Schönheit des rumänischen Typus machen und sich an den eleganten Toiletten ergötzen, die zur Schau gestellt werden. Auch im Parterre findet sich manches Ueberraschende; mitten unter zierlich gekleideten Stutzern, strammen und brillant aussehenden Offizieren kann man hier den wohlhabenden Bauer in reichgesticktem Gürtel und dem lang über die weißen engen Beinkleider herabhängenden Hemd sitzen sehen. Die rumänische Nationaltracht der Männer ist aber nicht ganz so anmuthend wie die der Frauen.

Sie ist mit einigen Modificationen auch zur Uniform des überwiegenden Theiles der Armee geworden, der Dorobanzen. Für den ersten Moment ist die Erscheinung derselben etwas befremdend, besonders wenn man ihr nicht in der Hauptstadt, sondern in irgendeinem einsamen Gebirgspaß begegnet, wo der graue Militärmantel

schon ins Braune und Gelbe schillert, der Stiefel durch die unförmlichen Opanken ersetzt ist und die bizarre zur Seite geneigte schwarze Lammfellmütze, wettermüde zusammengeknickt, der Indianfedern entbehrt, die sie sonst wild umflattern.

Ist diese Adjustirung auch mehr grotesk als schön, so hat sie doch zwei sehr schwer wiegende Eigenschaften: sie ist praktisch und billig. Für die Parade aber reicht die Garde und die Cavalerie vollkommen aus. Die letztere in ihren rothen und braunen Husarenuniformen macht sogar einen bestechenden Eindruck. Das Gleiche kann man auch von den Offizieren sagen; sie verrathen ein wenig Selbstbewußtsein, doch sind sie dazu befugt; denn die so oft bezweifelte Tapferkeit der rumänischen Armee hat sich ja auf das glänzendste bewährt. Auch sonst haben sie, trotz der französischen Käppis, unleugbar einen preußischen Zug in ihrem ganzen Aeußern. Er ist mit den Hohenzollern ins Land gekommen und spricht sich am charakteristischsten in dem Aufmarsche der reitenden Garde aus, die mit ihren silbernen Adlerhelmen und in den einfachen dunkelblauen Röcken, deren Schöße wie zur Zeit Friedrich's des Großen beiderseitig zurückgeschlagen sind, daß sich das rothe Futter nach außen kehrt, beinahe ein historisches Soldatenbild geben.

Allmählich, leise gewinnt das deutsche Element an Boden; die heftige Strömung gegen dasselbe scheint nachzulassen; man hört hin und wieder selbst unter den Offizieren deutsch sprechen. Der Bürgerstand that es ja immer. Die Bewohner der Leipziger Straße, wo fast ausnahmsweise die Handelswelt ihren Sitz hat, sind zur Mehrzahl Angehörige der deutschen Colonie. Sie ist durch eine trefflich geleitete Zeitung, das „Bukarester Tageblatt", vertreten; aus ihr erwächst der Unternehmungsgeist, die Initiative für eine Zukunft des Landes, und eine solche hat es, wenn der innere Zwiespalt ausgeglichen wird. Die Thoren, welche ihn nähren, wissen nicht, wie sehr sie im eigenen Fleische wühlen.

Was gebricht einem Lande, das so bald nach seiner Befreiung aus dem Sklavenjoche schon eine derart gesicherte Stellung einnimmt? Die geographische und politische Lage ist eine überaus günstige; mit den schwersten Hindernissen hat die finanzielle Entwickelung gar nicht zu kämpfen, wo die Banknote kein Agio hat, Deficite nicht an der Tagesordnung sind. Man sagt, die Cultur des Landes sei zurück; aber es ist damit nicht überall gleich und scheint von localen Einflüssen abzuhängen. Im Flachland ist es anders als in den Bergen.

In den weiten Ebenen, wo ungeheuere Landstriche nur dünn bevölkert sind, da könnte der üppige Boden wol besser bebaut sein und die Ortschaften sind arm und verkommen. Anders wird es, wo Wald und Weide beginnt.

Es war in der bewegten Zeit der Festlichkeiten, wie ich erzählte, nicht ganz leicht, nach der Hauptstadt zu gelangen, aber fast noch schwieriger, sie zu verlassen. Ein dumpfes Gerücht hatte sich verbreitet, die Hochwässer hätten arg gehaust; aber niemand, selbst das Bahnpersonal, wußte ganz zuverlässige Auskunft zu geben. Karten verabfolgte man zuerst nur bis Plojeschti, von da wieder nach Campina. Ueber die Weiterbeförderung gingen nur Mythen um; der König selbst, hieß es, habe, um rechtzeitig zur Krönung anzulangen, streckenweise Draisinen und Reitpferde benutzt. Das war nun freilich wieder ein Stück Orient, denn nicht

einmal für die Weiterbeförderung durch Wagen war genügend gesorgt. Zunächst fällt aber die Schuld dabei auf den Unternehmer, der dem Staate die Bahn eben übergeben sollte und der wol seine 2 Mill. Caution dafür einbüßen wird, daß er die Bahn aufs unbegreiflichste mitten im Flußbett geführt, wo Locomotive und Waggons wie auf Inseln in der Tiefe auf ihre Befreiung harrten.

Was ich durch solche Verzögerung einbüßte, habe ich reichlich an Naturgenuß gewonnen, aber vielleicht auch ein wenig an näherm Einblick.

Die Viehzucht ist der Hauptreichthum des Landes. Es ist auffallend, wie dort, wo deren Gebiet beginnt, alles einen andern Charakter annimmt. Die Lehmkörbe erweitern sich zuerst zu weißgetünchten Blockhütten, mit noch sehr kleinen Fensteröffnungen und einer fast abschreckend primitiven Einrichtung. Bald aber wächst das Haus, die Holzgalerie läuft daran hin. Ein gewisser Wohlstand tritt zu Tage.

Ich sehe da ganz von Sinaja ab, jenem Schweizeridyll in den Karpaten, das ein klarer Blick und ein feines Gefühl für Naturschönheit binnen wenigen Jahren wie durch einen Zauberspruch aus dem Nichts erstehen ließ und wohin ich mich vor dem Festtrubel geflüchtet hatte. Dort ersteht Villa an Villa um die überaus einfache Wohnstätte des Königspaares, das alte Kloster, das nun freilich nur noch provisorisch benutzt wird, bis das neue trauliche, aber auch zierliche Nest unter Tannen im Schutz der felsigen Schneehäupter vollendet ist. Dort findet man ein Kurhaus, ein Bad, Hotels; ein neuer großartiger Steinbau steigt eben an dem Ufer der Brauwa empor; ein Badeort ersten Ranges ist, wenn ich mich nicht täusche, hier im Entstehen.

Noch ist Sinaja fast ein Fremder inmitten seiner Umgebung, und doch erscheint es mir wie ein im Zauberspiegel aufgefangenes Zukunftsbild des Landes. Nicht ohne bedeutungsvollen Hinweis liegt es fast auf dem Kamme des Gebirges. Allmählich ist der Anstieg zur Civilisation, zu Wohlstand und Geltung, aber immer tiefer in die Ebene hinab wird deren Gebiet sich ausdehnen, bis zum Strom, bis zum Meere hinaus.

Das Volk, das die noch im Boden ruhenden Schätze heben soll, ist entschieden bildungsfähig. Man schilt es träge, doch mit Unrecht; denn wer ist z. B. der Arbeiter für die stolzen und bequemen Sachsen und Ungarn drüben in Siebenbürgen? Der Rumäne. Langsam, aber sicher dringt er vor und tritt in den Besitz seiner frühern Brotherren ein. Das ist kein träges Volk. Körperlich wie geistig wol noch sehr vernachlässigt, ist es doch ein prächtiger Menschenschlag, dessen Bedürfnißlosigkeit und Erwerbssinn es allerdings für Ungarn und Deutsche, die vorläufig ihre aufdämmernde Besorgniß noch unter dem Anschein von Verachtung bergen, gefährlich macht, aber ihm selbst und dem jungen Staate eine gedeihliche Zukunft verspricht. Lernt der Bojar seine Leidenschaften bezähmen und der Bauer Reinlichkeit, gewinnt der eine wie der andere an Sittlichkeit und Selbstachtung, so sehen wir da unten an der Donau binnen kurzem ein Culturvolk wie irgendeins in unserer modernen Welt.

Chronik der Gegenwart.

Musikalische Revue.

Das Parteigetriebe der Gegenwart ist jüngern Componisten nicht selten verderblich. Um nicht isolirt in der Welt hinzuwandeln und um nicht unbeachtet zu bleiben, schließt sich der junge Tonsetzer, mistrauend der eigenen Kraft, oft einer Partei an, mit welcher das Innere eigentlich nicht harmonirt. Er will aber sozusagen „Fühlung" wenigstens mit einem Theile des Publikums haben, damit seine Productionen durch die Mittel der Partei in der Welt bekannt werden. Natürlich ist er dann auch gezwungen, in seiner Richtung Concessionen zu machen und die eigene Intelligenz der fremden Gewalt zu widmen. Zuweilen ist es aber auch der Erfolg eines genialen Meisters, welcher den Kunstjünger bestimmt, die Selbständigkeit aufzugeben und die ihm innewohnende Erfindungskraft der Nachahmung aufzuopfern, in der Hoffnung, sich dieselben Lorbern zu erringen wie der gefeierte Autor. Die Triumphe Richard Wagner's sind für manche jüngere dramatische Componisten die Ursachen zur Umwandlung ihrer künstlerischen Natur geworden, sodaß die gegenwärtige Opernproduction zum größten Theile auf das Wesen der Wagner'schen Musik zurückzuführen ist. Die jungen Talente vergessen aber, daß Richard Wagner nach absolvirten Studien im Contrapunkt und nach glücklichen Erfolgen auf dem Gebiete der absoluten Orchestermusik sich von Einflüssen freizumachen und zur Selbständigkeit emporzuarbeiten suchte, daß er ohne jegliche sklavische Nachahmung die eigene Kraft einsetzte und seinen dramatischen Stil mit Selbstbewußtsein ausbildete. Wohin soll es kommen, wenn sich die jungen Talente, geblendet von den großen Erfolgen des Tonmeisters, vollständig willenlos der Wagner'schen Kunstrichtung hingeben und auf diesem Wege allein das Heil zu erringen bemüht sind? Nach einer Zeit der Aufregungen und Mühen, in der sie vielleicht vorübergehend Anerkennung gefunden haben, müssen sie mit Schrecken erkennen, daß sie die Opfer gewesen sind am Altar des Oberpriesters, welcher nach seinem Willen die Procession lenkte und mit seinem Geiste die Gemüther gefangen nahm. Von den Werken der jüngern Talente ist dann keine Rede mehr, sie sind höchstens Decorationsmaterial zur Verherrlichung des musikalischen Bühnenherrschers. Hoffentlich tritt in den Verhältnissen bald eine Wendung ein, damit die dramatische Production von der Krankheit der Einseitigkeit geheilt und im reichen individuellen Leben mit neuen schönen Blüten geschmückt werde.

Selbst die dramatischen Erzeugnisse der Italiener aus neuester Zeit zeigen den Einfluß der Wagner'schen Musik in eclatanter Weise. Die im Januar 1881 zum ersten mal in Petersburg zur Aufführung gebrachte Oper „Mephistopheles", Text und Musik von Arrigo Boito, beweist wiederum jene längst bekannte Thatsache, welche selbst die eifrigsten Gegner Wagner's nicht abzuleugnen vermögen. Boito wird als eine heißblütige Natur geschildert, welche für die Richtung des Dichter-Componisten mit Feuer eintritt. Er steht, wie auch J. de P., der wohlunterrichtete petersburger Berichterstatter der „Signale", bestätigt, im Verein mit Ponchielli

an der Spitze der italienischen Operncomponisten, welche mit den alten Traditionen gebrochen und die Wagner'schen Principien auf ihr Panier geschrieben haben. Es wird die Thatsache hervorgehoben, daß Boito schon im Jahre 1868 als junger Mann von 28 Jahren jene Principien vertreten hat und mit seiner Oper „Mephistopheles" in der mailänder Scala ein totales Fiasco erleben mußte. Unbeirrt durch die Ungunst des italienischen Publikums, verfolgte er auch weiterhin denselben Weg. Er beschäftigte sich mit der Composition der Oper „Hero und Leander", welche ungedruckt blieb, und mit dem dramatischen Werke „Nero", dessen vollständige Durchführung von ihm unterlassen wurde. Diesen Stoff hat bekanntlich Anton Rubinstein nicht ohne Erfolg musikalisch-dramatisch behandelt, sodaß sogar der scharfe Satiriker unter den Musikern Dr. Hans von Bülow mit warmer Anerkennung für die Schöpfung seines Virtuosencollegen eingetreten ist. Boito entschloß sich, nachdem er andern Musikern als Operntextverfertiger hülfreiche Hand geleistet hatte, zur Umarbeitung seines „Mephistopheles". In solcher Gestalt errang dann die Oper sieben Jahre nach dem mailänder Fiasco in Bologna einen vollen Erfolg. Infolge dieser glücklichen Wendung in dem Schicksal des Autors interessirten sich auch im Auslande wirkende italienische Opernbühnen für das Werk. In Her Majesty's Theatre in London war es hauptsächlich die hochgefeierte Sängerin Nilsson, welche die weibliche Hauptrolle der Oper zur Anerkennung brachte. Das Textbuch hat den Stoff aus Goethe's „Faust" geschöpft. Die Behandlung desselben unterscheidet sich wesentlich von der Anordnung des scenischen Fortgangs in Gounod's „Faust", für welchen bekanntlich das Material aus dem ersten Theile des Dichterwerkes herausgeschnitten worden ist. Der Dichter des „Mephistopheles" begnügt sich aber nicht mit dem ersten Theile. Vom philosophischen Geiste des Dichterfürsten so stark erfaßt, daß er sich wol versucht fühlte, den drei Dimensionen seines Libretto noch eine vierte anzudichten, wagte er einen vollen Ausschnitt aus dem zweiten Theile des Goethe'schen Werkes. Für seine Primadonna gewann er dadurch eine neue Gestalt, welche für das todte Gretchen Ersatz zu bieten hatte. Gretchen und Helena werden nach der Anordnung des Dichter-Componisten Boito von einer dramatischen Sängerin dargestellt, welche es versteht, naiv-bürgerlich und antik-kokett vor dem Publikum zu erscheinen. Jedenfalls ist ihm für diese Anordnung der musikalische Effect maßgebend gewesen; denn dramatische Principien können unmöglich ein solches Arrangement unterstützen. Ueberhaupt scheint der Verfasser nicht ein Freund dramatischer Logik zu sein; denn in seinem Werke tritt die Willkür an die Stelle des ästhetischen Gesetzes. Wenn man weiß, daß der Gartenscene, in welcher nach Boito Faust dem Gretchen zum ersten mal begegnet, unmittelbar die Gefängnißscene mit Gretchen's Tod folgt, dann wird man sogleich beurtheilen können, daß hier die Buchmacherei eines Ausländers vorliegt, welcher mit großer Selbstüberhebung das erhabene Product des deutschen Dichterfürsten nach Gutdünken mishandeln zu können glaubte. In Rußland und England mag ein derartiges Experiment vielleicht weniger anstößig erscheinen; sollte aber die Oper Boito's auch nach Deutschland importirt werden, so wird gewiß die Presse ihre Pflicht kennen und sich bewußt sein, was sie der Ehre der deutschen Dichtung schuldig ist.

Der Inhalt des Werkes ist kurz folgender. An einem Ostersonntage ist der Marktplatz zu Frankfurt mit Menschen angefüllt. Pferde, Tragsessel, Fußgänger bilden ein buntes Gewühl. In diesem durch lärmende Musik illustrirten Trubel erscheint der alte Doctor Faust mit seinem Schüler Wagner. In einem Recitativ preist er singend den Frühling vor seinem andächtigen Schüler, während das accompagnirende Orchester eine Imitation des „Lohengrin"-Stils vorführt. Fröhliche Tänzer beleben die Scenerie durch ein masurkaartiges Balletintermezzo, worauf Dunkelheit eintritt und die versammelten Menschen zum Fortgehen nöthigt. Auch Faust und Wagner treten den Heimweg an, welchen die Gestalt eines grauen

Mönchs unheimlich macht. Der geängstete Faust zieht sich zurück, gefolgt von dem Mönch. Nach dem durch langgehaltene Orchestertöne introducirten Scenenwechsel sehen wir den alten Doctor in seinem Studirzimmer, wo er eine Romanze im echt italienischen Stil vorträgt, welches Musikstück für eins der besten in der Oper erklärt wird. Die Melodie ist dem Autor wol aus dem Grunde am besten gelungen, weil er bei Conception derselben seiner Natur folgte und sich nicht auf Wagner'sche Principien capricirte. In seinem Monolog wird er durch ein Geräusch im Nebenzimmer gestört, aus welchem Mephisto, der aus dem grauen Mönch umgewandelte Titelheld der Oper, dem Doctor entgegentritt. Die diabolische Ballade, deren Inhalt durch starke Contraste fesselt, ist spottweise die Nihilistenballade genannt worden. Selbstverständlich fehlen auch die von Meyerbeer im „Robert der Teufel" eingeführten Gänge der Piccoloflöte nicht, damit das Orchester als Organ für den Ausdruck des Unaussprechlichen bei dem Teufelsspuk nicht theilnahmlos erscheine. In einem Duo verbinden sich Mephistopheles und Faust. Dieser, wieder jung geworden, folgt dem Verführer in den Garten, wo der zweite Act in ähnlicher Weise sich gestaltet, wie es bei den Gartenscenen in Gounod's „Faust" der Fall ist. Aus der trivialen Melodik hebt sich Faust erst nach Gretchen's Frage, wie es mit seiner Religion bestellt sei, etwas kerniger heraus. Das Quartett selbst wird nach und nach immer flacher und sinkt sogar im Phrasenwechsel zwischen Mephistopheles und Martha zum niedrigen Operettenstil herab.

Nach den Gartenscenen folgt als Intermezzo die Walpurgisnacht mit fesselnder Ausstattung, welche dem Theaterdirector und Regisseur ein weites Feld zu allerhand decorativen Künsten darbietet. Die Hexenchöre bewegen sich häufig in chromatischen Tonfolgen, ohne durch charakteristische Details zu interessiren. Nur das mit Imitationen ausgestattete Finale und ein „hübscher" Chor konnten den Beifall der Kritik erringen. Am wenigsten sprach die schwache Ballade des Mephisto von der „verdorbenen Welt" an, wogegen der dritte Act, welcher den Tod des gefangenen Gretchen behandelt, die Theilnahme in höherm Grade in Anspruch nahm. Zwar wird die Ausgestaltung Gounod's als eine bei weitem bedeutendere geschildert; aber das Talent Boito's für Charakterzeichnung trat doch so stark hervor, daß ihm vielseitige Anerkennung nicht vorenthalten werden konnte. Noch höher steht in musikalischer Beziehung die zweite Hälfte der Oper, in welcher die Ufer des Peneios den scenischen Hintergrund bilden. Helena erscheint hier als belebende Gestalt inmitten des scenischen Pompes, welchen Boito zum Gegensatz des Hexensabbats den classischen Sabbat nennt. Das Classische ist wol in dem Erscheinen des Faust und Mephisto und in dem auf ein Duett folgenden Tanze weniger zu finden als in dem Chor, welchen das Gefolge Helena's anstimmt.

Noch höher stehen die Ensemblenummern der zweiten Hälfte des Actes, in welcher ein Quartett und ein Duett mit Chören Wirkung erzielten. Auch dem mit einer Arie des wieder gealterten Faust anhebenden Epilog wird Kunstwerth zugesprochen. Während Faust todt zu Boden fällt, erklingen die „himmlischen Harmonien", welche sich als eine Repetition der Chöre des Prologs darstellen. Dieser Prolog zu der Oper beginnt mit Fanfaren, welche hineinklingen in eine vom Orchester durchgeführte Choralmelodie. Hinter den Wolken singen die himmlischen Heerscharen jenen auch am Ende des Ganzen wieder aufgenommenen Chor. Mephisto präsentirt sich auf einem Hügel in irdischem Costüm, nachdem durch ein scherzartiges Motiv auf ihn hingedeutet worden ist. Die Arie des bösen Geistes, bald langsamer, bald bewegter, unterbricht mehrfach ein kleines Vocalscherzo. Der Gesang der Cherubim wird von Mephisto als das Gesumme von Insekten bezeichnet; der darauffolgende Engelchor führt aber in eine ernstere Stimmung hinein. Nachdem das Salve regina zu Ende ist, schließt der Prolog mit dem ersten Chor, instrumental unterstützt durch Fanfaren, Trommelwirbel und durch das bis zum Fortissimo gesteigerte Crescendo des ganzen Orchesters. Das Gemisch von italie-

nischer Schule und Wagner-Schwelgerei läßt vieles in dem Boito'schen Werke als Unselbständiges erscheinen; jedoch ist auch nicht zu verkennen, daß in dem Autor ein strebender Geist lebt, welchem Abklärung und das Vertrauen auf die eigene Kraft lebhaft zu wünschen ist. Die Versündigung an dem Dichterwerke wird ihm allerdings von der deutschen Kritik, wenn die Oper jemals auf einem größern deutschen Theater zur Aufführung kommen sollte, derbe Lectionen zuziehen. Volle vier Stunden wird man auch wol kaum in Deutschland der Reproduction von seiten des Publikums widmen. In Petersburg war man so gütig, dank den wohlverdienten Chor- und Orchestermitgliedern sowie den solistischen Kräften: Masini (Faust), Bouhy (Mephisto), Mlle. Salla (Margarethe-Helena) und Mme. Scalchi (Martha-Pantalis).

Das Publikum der österreichischen Hauptstadt, welche in neuester Zeit, trotz des von einem Theile der angesehenen Presse fortgesetzten Kampfes gegen Wagner, die ältern Werke dieses Meisters mit Vorliebe pflegt und auch den spätern Schöpfungen im Hofopernhause Platz gegönnt hat, nahm, wie wir in unserer letzten „Revue" ebenfalls ergänzend bemerkten, die Aufführung einer neuen Oper in drei Acten von Leo Delibes, dem liebenswürdigen Componisten der reizenden dramatischen Schöpfung „Le roi l'a dit" sowie der Ballets „Coppelia" und „Sylva" freundlich entgegen. Das am 29. März 1881 zum ersten mal im wiener Hofoperntheater reproducirte Werk führt den Titel „Jean von Nivelle". Der in drei Acten vorgeführte Stoff war ursprünglich für das pariser Theater Porte-Saint-Martin berechnet, in welchem ein historisches Melodrama mit politischem Hintergrunde aus der Zeit Ludwig's XI. inscenirt werden sollte. Delibes gestaltete aber denselben zur komischen Oper um, nachdem Gondinet und Gille den Text in der von dem musikalischen Autor gewünschten Weise dramatisch behandelt hatten. Die Handlung vermochte in keiner Weise den an ein Operntextbuch gestellten Anforderungen zu genügen. Die „Signale" nennen dieselbe in Uebereinstimmung mit wiener Tageskritiken „verworren, gemüth- und witzlos". Selbst der Titelheld, Jean de Nivelle, dessen Name in Frankreich in dem Spottliede fortlebt: „Le chien de Nivelle qui s'enfuit, quand on l'apelle", erweckte kein Interesse, auch nicht die von ihm geliebte Arlette und deren Tante Simone, welche letztere als „böse Sieben der Oper" bezeichnet wurde. Nur die Musik fand bei den Kunstfreunden theilweise Beifall. Sie ließ wiederum den distinguirten Componisten von feinem Geschmack erkennen, dessen Gestaltung elegant und zugleich pikant ist; sie zeigte aber auch, daß Homer nicht immer wacht und Apollo nicht bei jedem Werke die Lieder sendet. Die melodische Erfindung wird als bei weitem schwächer geschildert wie diejenige in der vorerwähnten Oper „Der König hat's gesagt". Einzelne Nummern dagegen fesselten durch den Esprit im Rhythmischen und Harmonischen; z. B. der Eingangschor der Winzerinnen, das Duett zwischen Arlette und Simone, die Ballade von der Alraunwurzel, das Duett zwischen Arlette und Jean im ersten Act, ferner im zweiten Act ein Rondo des Pagen, ein Buffoterzett und eine Cavatine Jean's; endlich im dritten Act der Soldatenchor und die Romanze Charolais'. Es wird, um die Oper lebensfähig zu machen, die Einführung des Dialogs anstatt der schwerfälligen Recitative und eine bedeutende Kürzung von der Kritik befürwortet. Bei der Ausführung zeichneten sich die Coloratursängerin Fräulein Bianchi (Arlette) und Herr Müller (Jean) besonders aus. Ihnen brachte das Publikum reiche Ovationen dar; auch Fräulein Stahl erfreute sich als Simone der Gunst des Auditoriums. Eine Wiederholung mußte unterbleiben wegen Unpäßlichkeit einer Sängerin, welcher Umstand zu dem Witzwort Veranlassung bot, daß dieser Jean in der That der Tückische bleibe, der ausreiße, wenn man ihn rufe.

Ein besseres Schicksal war in Leipzig der Oper „Iwein", von August Klughardt, beschieden, obwol auch diese Novität sich nicht dauernd auf dem Repertoire zu erhalten vermochte. Nach der ersten Aufführung am 24. April 1881 im neuen Stadttheater Leipzigs, dessen Operndirector Neumann durch rastlosen Fleiß und äußerst geschickte Verwerthung der ihm zu Gebote stehenden Mittel sich die hohe Anerkennung aller vorurtheilslosen Sachverständigen errungen hat, gestaltete sich für den Componisten vorwiegend recht günstig. Schon nach dem ersten Act wurden dem Componisten und den darstellenden Hauptkräften große Auszeichnungen zutheil, und auch die beiden andern Acte errangen dem als Hofkapellmeister in Neustrelitz wirkenden Autor einen vollständigen Triumph. Die enthusiastischen Hervorrufe, welchen der Componist und die Darstellenden Folge leisteten, waren nicht allein die Zeichen der Achtung vor der tüchtigen Arbeit des Tonsetzers, sondern dieselben bekundeten unzweideutig, daß die Musik eine tiefere, nachhaltigere Wirkung hervorgebracht hatte. Diesem günstigen Urtheile des Publikums über die Composition des Werkes kann sich die Kritik ohne Einschränkung anschließen; sie hat sogar die Pflicht, hervorzuheben, daß die Musik allein den bedeutenden Erfolg zu erzielen vermochte und daß infolge ihrer edeln Haltung die Schwächen des von Karl Niemann verfertigten Textbuches weniger bemerkbar wurden. Bedauerlicherweise wird aber doch für die Zukunft des Werkes die unglückliche Textgestaltung unheilbringend sein, so Tüchtiges auch das Geschick des Componisten vollbracht hat. Besonders im ersten Act zeigt sich dieses Geschick darin, daß es der Tonsetzer verstanden hat, durch die Musik die dramatischen Situationen enger zu verbinden und die jähen Sprünge in der Charakteristik auszugleichen. Es war gewiß keine Kleinigkeit, in schnellster Folge zu schildern den Tod, welcher dem fliehenden Askalon durch das Schwert Iwein's bereitet wird, sodann die Verfolgung Iwein's von seiten der Knechte und die momentane Rettung durch Lunette, die Verwandte der Burgherrin, ferner den Leichenzug und die an der Bahre des Gatten Askalon weinende, nachher aber voll Rachedurst gegen den Mörder erfüllte Laudine, deren Liebe jedoch bei dem Anblick des schönen Iwein erwacht und sich im rapiden Tempo bis zur heftigsten Leidenschaft steigert, sodaß sie ihn vor der Verfolgung der nach dem Mörder suchenden Burgknechte selbst zu schützen sucht, endlich das Bekenntniß derselben vor dem Könige Artus (dessen plötzlich in der Burg erschienene Ritter den unbewaffneten Iwein und die von ihm geliebte Laudine aus der Hand des Burgvogts Wolfhart und der Knechte erretten), daß über sie „ein allzu jähes, süßes Lieben gekommen sei", dem sie nicht habe widerstehen können. König Artus gewährt Verzeihung, bestimmt aber den Liebenden ein Probejahr. Iwein, welcher als Sohn des vom alten Askalon nach hitzigem Wortwechsel getödteten Vaters Tod mit Tod vergolten hat, soll ein Jahr hindurch alle Rittertugenden üben, und Laudine, die „jungfräuliche Gattin", soll den verstorbenen Gemahl während dieser Zeit in Dankbarkeit betrauern. Der Schwur Iwein's, nach Ablauf eines Jahres, bei der Wiederkehr des Lenzes, in die Arme der geliebten Laudine zu eilen, wird leider von ihm nicht gehalten; denn wir erfahren aus der Unterredung zwischen Keii, dem Narren am Hofe des Königs Artus, und Gawein, dem ältern Freunde und Kampflehrer Iwein's, daß der Ehrgeiz, dem gefallenen Ritter Dankwart es gleichzuthun und 50 Ritter zu fällen, ohne besiegt zu werden, den Liebesschwur in Vergessenheit gebracht und den Iwein zum Wortbrecher gemacht habe. Gawein, der Vertheidiger der ritterlichen Ehre, zürnt dem jungen Recken, welcher vom Volke seiner Tapferkeit wegen hoch gepriesen wird, und stellt ihn als einen Ausgestoßenen, Verworfenen hin, der nicht werth ist, die von Wolfhart und den Burgknechten gefangen gehaltene Laudine, deren Fluch den Iwein nach dem Bericht der aus der Burg entflohenen und das Unglück verkündenden Lunette trifft, mit eigener Hand zu retten. Gawein unternimmt das Rettungswerk, Iwein aber verfällt in Wahnsinn. Mit umnachtetem Geist irrt er umher, erkennt sich selbst

nicht, weiß nichts von seinen frühern Thaten. Im Walde von einem Waffenschmied gefunden, schläft er ermattet vor der Hütte des mildthätigen Meisters, dessen zwei Knaben, die fromm zu Gott für den kranken Mann beten, ihn selbst zu erheitern suchen. Diese Scene ist dem Dichter unbedingt am besten gelungen. Wäre das ganze Textbuch so wohl gerathen wie die erste Scene im dritten Act, dann könnte man dasselbe ohne Bedenken zu den besten Opernbüchern zählen. Der Componist hat auch hier den poetischen Inhalt nicht vernachlässigt, sondern ihn mit seinen besten Kräften erfaßt und durch seine künstlerische Gestaltung das anziehende, charakteristische Bild vollendet. Das frische Iwein-Lied ist die Krone der gelungenen Charakteristik, welche durch das Erscheinen Laudinens ihr Ende erreicht. Die aus dem Gefängniß Entflohene sieht den wahnsinnigen Iwein nicht; ihre Stimme aber ruft in seinem Herzen süßes Entzücken hervor, ebenso wie seine Stimme ihre Seele sympathisch berührt. Der erste Knabe, welcher Iwein infolge verworrener Aussprüche des Kranken für den Hofnarren Keii hält, führt denselben, nachdem er den Ritter gerüstet hat, auf den Weg zur Burg Askalon. Hier erscheint Lunette in der Gewalt des Burgvogts Wolfhart, dessen Wuth über die Flucht Laudinens bis zur Mordlust ausartet. Den Dolch gegen Lunette zückend, wird er von Iwein entwaffnet, — und jetzt kehrt das Gedächtniß dem Iwein zurück; sein Geist wird klar und Wolfhart, den hochgepriesenen, tapfern Ritter erkennend, beugt sich vor ihm und schwört ihm ewige Treue. Plötzlich begegnet dem Iwein ein geharnischter Ritter. Nach gegenseitigen Herausforderungen rennen sie gegeneinander. Der eine erkennt den andern als gewaltigen Kämpfer an. Endlich gesteht Iwein, das Visir öffnend, dem dringend fragenden Gegner, daß er solches Kämpfen nur von seinem Lehrer und Schwertgenossen, der aller Ritterzucht und Ehre herrlichste Krone trage, von Gawein, gelernt habe. Der Gerühmte steht aber vor ihm als sein Gegner. An der Freude des Wiedersehens betheiligen sich dann die Artusritter und Artus selbst. Das höchste Glück wird aber dem schwergeprüften Iwein durch die Liebe der herzugeeilten Laudine zutheil. Alle preisen nun „den mächtigsten Bräutigam, die lieblichste Braut".

Die einzelnen Situationen sind, wie bereits erwähnt, nur lose miteinander verknüpft; es fehlt größtentheils an jener Motivirung, durch welche Richard Wagner in seinen Texten die dramatische Wirkung wesentlich unterstützt. Auch die einzelnen Verse zeichnen sich weder durch Originalität noch durch bedeutenden Schwung aus; sie erheben sich nur selten zu wahrer Poesie. Um so mehr ist das Talent des Componisten anzuerkennen, dessen Gestaltungskraft ein Werk in einheitlichem Stil musikalisch durchzuführen vermochte. Gewiß ist nicht zu verkennen, daß, wie fast alle jüngern Tonsetzer, der Autor noch in dem Zauberbann der Richard Wagner'schen Kunst gehalten wird, daß „Lohengrin" und „Die Meistersinger" die Quellen sind, aus welchen seiner eigenen Gefühlsströmung wesentliche Stärkung zugeführt worden ist. Dieser Einfluß des Dichter-Componisten ist aus den melodischen Bildungen, aus der Behandlung der vocalen Mittel und aus der Instrumentation zweifellos zu erkennen. August Klughardt hat aber die Werke Wagner's mit Verstand und Sachkenntniß studirt. Seine Gestaltungen sind nicht sklavische Nachahmungen, sondern immerhin selbständige Gebilde im Stile Richard Wagner's, welche die Hoffnung erwecken, daß es ihm in Zukunft gelingen werde, sich zu einem selbständigen Stil emporzuarbeiten. Das melodische Element fesselt nicht allein in den Solopartien, welche der Componist stets in einer den Stimmorganen angemessenen Weise behandelt hat, sondern auch in der orchestralen Durcharbeitung. Diese läßt deutlich wahrnehmen, daß der Autor das Orchester im Wagner'schen Sinne als Sprachorgan behandelt, welches das auszudrücken hat, was durch die Worte und durch die mit denselben verbundenen musikalischen Gedanken nicht allein zum Ausdruck gebracht werden kann. Die innern Empfindungen der Charaktere, welche nur durch dieses mit „unendlicher Ausdrucksfähigkeit" begabte Sprach-

organ der Seele des Hörers vermittelt werden können, finden wir in der Thätigkeit der einzelnen Instrumente so dargestellt, daß wir den instrumentalen Tonkörper nicht als eine secundäre Begleitungsmaschine, sondern als einen lebendigen Organismus mit inniger Antheilnahme an dem dramatischen Vorgange erkennen.

Bezüglich der technischen Behandlung ist besonders die glückliche Gegenüberstellung des Instrumentalen zum Vocalen hervorzuheben. Durch die Verwerthung des Gegensatzes ist an vielen Stellen der Oper der Klangreiz ungemein erhöht. Wenn der Componist in den tiefern Lagen mit vocalen Mitteln melodisch gestaltet, hat er die Instrumente in den höhern Lagen zu melodischen Gegensätzen und zu harmonischen Ergänzungen benutzt, ebenso verfährt er auch zuweilen in umgekehrter Form, nicht etwa auf naturalistische Art, sondern mit feinem Sinn und großer Noblesse. Ueberhaupt ist die vornehme Haltung der ganzen Oper, das aristokratische Gepräge der Musik von wohlthuender Wirkung, dabei berührt die Sicherheit in der Behandlung des Chorsatzes und der Solostimmen äußerst sympathisch und die Verwerthung der instrumentalen Mittel nöthigt jedem Sachkenner Respect ab. Selbst der Laie wird die Schönheit der Instrumentation empfinden, wenn er auch mit der Handhabung des technischen Apparats nicht vertraut ist; denn allenthalben hat der Autor sich vor Extravaganzen in den Klangcombinationen gehütet und sogar in der Darstellung des Schrecklichen hat er sich nicht zu Ausschreitungen in der Benutzung des instrumentalen Materials hinreißen lassen. Das Werk ist von der ersten bis zur letzten Note klangschön und dabei jedem Hörer, er möge Musiker sein oder nicht, sogleich verständlich: ein Vorzug, welcher zur Erhaltung der Schöpfung auf den deutschen Bühnen (trotz des schwachen Textes) viel beitragen kann.

Die vom Operndirector Neumann mit Energie vorbereitete und schnell durchgeführte Inscenesetzung war überdies eine vorzügliche. Herr Lederer, von dem mit 1. Juli 1882 antretenden neuen Theaterdirector Stägemann wiederum engagirt, sang und spielte vortrefflich; in den Wahnsinnsscenen hatte er Momente, welche die größte Achtung vor seiner dramatischen Gestaltung (sonst nicht die stärkste Seite des Künstlers) abnöthigten. Neben diesem Iwein fesselte Frau Sachse-Hofmeister als Laudine durch ihren prächtigen Gesang, durch ihr Spiel und durch ihre schöne Erscheinung die Theaterbesucher, deren Gunst sich auch mit Recht der exquisiten künstlerischen Leistung der Altistin Fräulein Orlanda Riegler, welche die schwierige Partie der Lunette musterhaft durchführte, dem tüchtigen Gawein des Dr. Basch, der herrlichen Stimme des für das Hofoperntheater in Wien engagirten Bassisten Wiegand, welcher den fanatischen Burgvogt Wolfhart darstellte, der gediegenen Reproduction des Herrn Reß (König Artus) und dem allerliebsten Gesange der beiden Knaben, vertreten durch Fräulein Stürmer und Fräulein Löwy, zuwandte. Auch der spärlich bedachte Hofnarr Keii hatte in Herrn Lieban, dessen Mime in Wagner's „Nibelungen" von der berliner Kritik äußerst lobend gewürdigt worden ist, einen guten Repräsentanten gefunden. Der Chor löste seine Aufgabe recht befriedigend und das Orchester glänzte durch seine Virtuosität unter der ausgezeichneten Direction des Kapellmeisters Nikisch, welcher mit großer Sorgsamkeit den musikalischen Theil der Aufführung vorbereitet und sich um die künstlerische Darbietung nicht geringe Verdienste erworben hat.

Während August Klughardt als junger Künstler mit strebendem Geiste am Anfange seiner dramatischen Laufbahn sich noch in der Bahn Wagner's bewegt, ist bekanntlich der gereifte Autor Anton Rubinstein ein heftiger Gegner des Dichter-Componisten. Oft haben wir an dieser Stelle von der Genialität Anton Rubinstein's gesprochen und zugleich fanden wir Veranlassung, den Wunsch auszusprechen, daß es ihm gelingen möge, in seiner Richtung gleich Bedeutsames zu vollbringen, wie Richard Wagner dies in der ihm eigenen Art vollbracht hat. Auch Hans von Bülow hat das Urtheil gefällt, daß Anton Rubinstein nicht nöthig

habe, dem Meister von Baireuth zu folgen, daß ihm vielmehr die Kraft innewohne, nach Gutdünken seine Bahn zu wandeln, welche ebenfalls zu einem großen künstlerischen Ziele führe. Gewiß wäre es im höchsten Grade erfreulich, wenn ein originaler Geist das Vermögen zeigte, die Oper vor Einseitigkeit zu bewahren und zu den Wagner'schen Tondramen Concurrenzwerke zu liefern. Bisjetzt sind jedoch, trotz aller Anerkennung des in Anton Rubinstein waltenden Genius, die auf ihn gesetzten Hoffnungen in dramatischer Beziehung nicht erfüllt worden. Auch die am 21. Juni in der Italienischen Oper im Coventgardentheater zu London erzielten Triumphe können nicht als Gewährleistungen für die Tragweite seiner dramatischen Schöpferkraft angesehen werden. Wie schon früher an dieser Stelle erwähnt, ist der Erfolg seiner Opern zum Theil der Anwesenheit des Autors zuzuschreiben, dessen großartige Virtuosität im Klavierspiel die ganze civilisirte Welt bewundert. Auch in London war er im Sommer der Held des Tages; seine Concerte waren überfüllt; sein Auftreten als ausübender Virtuos, Componist und Dirigent im Krystallpalast „zog ganze Scharen nach Sydenham", was wunder, daß eine seiner Opern: „Il Demonio", von ihm selbst in der Italienischen Oper im Coventgardentheater dirigirt, glänzend aufgenommen wurde! Das von uns schon früher erwähnte Werk ist Anton Rubinstein's erste Oper, die in England gegeben wurde. Wie hoch er daselbst geschätzt wird, ging schon aus den ihm dargebrachten Ovationen bei seinem Erscheinen am Dirigentenpult hervor. Die überaus stürmischen Beifallssalven wollten kein Ende nehmen, und im Verlaufe der Vorstellung wurden bei jedem passenden Moment die Huldigungen wiederholt. Von Kennern wird hauptsächlich der zweite Act geschätzt, dessen einzelne Scenen äußerst wirkungsvoll sein sollen; dabei wird das charakteristische Colorit, die interessante Rhythmik und Melodik in den Chören, Sologesängen und in der überaus reizvollen Balletmusik hervorgehoben. Die Conception des Werkes hält am Princip der ältern Oper fest, sie läßt aber doch nach dem Urtheil der londoner Kritik viel Eigenartiges erkennen. Vielleicht wird uns bald die Gelegenheit geboten, Anton Rubinstein in Leipzig als dramatischen Componisten würdigen zu können. Seine „Makkabäer" waren am leipziger Stadttheater bereits in Vorbereitung; vielleicht entschließt man sich nach den londoner Erfolgen zur Inscenirung des „Dämon", dessen günstige Aufnahme im Coventgardentheater der Componist auch den ausgezeichneten darstellenden Kräften, den Damen Albani (Tamara), Trebelli (Engel des guten Princips), Ghiotti (Tamara's Wärterin), Viale (Solotänzerin) und den Herren Lasalle (Dämon), Marini (Fürst Sinodal), de Reszké (Prinz Gudal) und Silvestri zu danken hat.

Vielleicht steht dem Rubinstein'schen „Dämon" eine glänzendere Zukunft bevor als dem nachgelassenen Werke von Hermann Götz, betitelt „Francesca von Rimini", dessen wohlwollende Aufnahme vor vier Jahren in Manheim, bald nach dem Tode des talentvollen Tondichters, wir an dieser Stelle registrirten. Am 11. Aug. 1881 ist die Oper auch auf der leipziger Bühne erschienen, ohne indessen eine intensivere Theilnahme zu erwecken. Hermann Götz war entschieden ein bedeutsames Talent, welches die schönsten Erfolge auf dem Gebiete der absoluten Musik zu erringen vermochte. Die feine Natur des Tonsetzers war mehr dem Lyrischen als dem Dramatischen zugewandt, sein Geist beschäftigte sich gern mit der Conception reizvoller Genrebilder, wie wir sie in seinen symphonischen Gestaltungen finden, aber sein ganzes Wesen besaß nicht jene Kraft, jene Energie, welche dem dramatischen Bildner eigen sein muß, um musikalische Charaktere zu schaffen. Unzweifellos geht diese Thatsache aus dem Inhalt seiner Oper „Der Widerspenstigen Zähmung" hervor und ebenso hat auch „Francesca von Rimini" bewiesen, daß ihm zum dramatischen Aufbau die rechte Potenz fehlte. Er bietet eine Menge fein gearbeiteter, reizvoller Details; er bewegt sich nur in den Grenzen des musikalisch

Schönen, aber die Macht des musikalisch-dramatischen Ausdrucks ist ihm nicht verliehen. Hierzu kommt die ganz verfehlte Handlung und die dürftige Poesie des Textes, welcher nur einzelne besser gerathene Stimmungsbilder enthält. Die Kritik prophezeit dem Werke nur dann eine Zukunft, wenn es gelänge, in textlichen und scenischen Aenderungen das Richtige zu treffen. Wir meinen aber, daß solche Aenderungen nur vom Componisten herrühren könnten; da aber derselbe nicht mehr unter den Lebenden weilt, so möge man alles in der Oper prüfen und das Beste für den Concertsaal behalten, in welchem Hermann Götz überhaupt mehr für sich einnimmt als auf der Bühne.

Dagegen ist die Bühne das eigentliche Element des leider ebenfalls zu früh dahingeschiedenen französischen Componisten Georges Bizet, welcher am 3. Sept. 1875, kaum 37 Jahre alt, verstarb. Am 25. Nov. 1838 in Paris geboren, brachte er „Le Docteur Miracle" 1857, „Les pêcheurs des perles" 1863, „La jolie fille de Perth" 1867, „Numa" 1871 und „Djamiléh" 1872 auf die Bühne. Im Jahre 1875 folgte „Carmen", eine Oper, welche jetzt auch auf den deutschen Bühnen die Runde macht und in Leipzig ebenfalls bedeutenden Erfolg erzielte. Sie war der Schwanengesang des Tonsetzers, welcher der irdischen Laufbahn entführt wurde, als er eben mit seinem dramatischen Werke den ersten großen Erfolg errungen hatte. Genau vertraut mit dem spanischen Volksleben, begeistert für die Naturschönheiten in den Pyrenäen, deren Berge und Schluchten er mit frischem Muth als kühner Tourist kennen lernte, gab er sich dem seiner Natur ungemein zusagenden Stoff hin, dessen dramatische Gestaltung den Textdichtern Meilhac und Halévy anvertraut war. Diese gewandten Bühnenkenner bewältigten das Material mit nicht geringem Geschick und formten aus der Merzmer'schen Novelle äußerst anziehende Scenen, welche dem Componisten reiche Gelegenheit boten, sein musikalisch-dramatisches Talent in vielseitiger Weise zu entwickeln. Die dramatische Behandlung des Hauptcharakters war für die Textdichter wie für den Componisten jedenfalls die schwierigste Aufgabe. Ein wildes, der Leidenschaft schrankenlos fröhnendes Zigeunermädchen, dessen wechselnde Neigungen und Launen von der Sinnlichkeit bestimmt werden, für die Bühne so zu gestalten, daß die Handlungen desselben das Interesse des Publikums vier Acte hindurch rege erhalten, ist jedenfalls nur einem bedeutenden Talent möglich, dessen melodische Kraft den Charakter künstlerisch erhebt. Ohne Musik wäre „Carmen" bei allen von seiten der Textdichter geschaffenen trefflichen scenischen Arrangements wol kaum erträglich; durch die Tonkunst aber erhält das Zigeunermädchen einen nationalen Charakter, die von demselben gesungenen leidenschaftlichen Weisen berücken den Zuhörer und der dramatische Ausdruck gewinnt durch die musikalische Declamation eine solche Intensität, daß die äußere Wirkung infolge der musikalischen Ausstattung zweifellos gesichert wird. Georges Bizet hat entschieden in seiner Richtung Bedeutendes geleistet; denn ein Mädchen, von welchem der letzte Liebhaber, der starke Stierkämpfer Escamillo sagt: „Carmen's Liebe währe nie länger als sechs Wochen", durch die Musik so anziehend zu gestalten, daß selbst in der Schlußscene, wo sie den frühern Geliebten, ihm den Verlobungsring zuwerfend, höhnisch von sich stößt, noch eine gewisse Theilnahme vorhanden ist: zur Lösung dieser Aufgabe gehört jedenfalls eine ungewöhnliche Begabung, deren Kraft sich in dem Bizet'schen Werke unwiderstehlich Geltung verschafft. Diese Schlußscene wird dadurch besonders gehoben, daß Carmen, von den Freundinnen vor dem lauernden, durch die Liebe bis zur Verzweiflung getriebenen José gewarnt, dennoch mit Muth und Entschlossenheit den frühern Liebhaber erwartet und seinem Andringen gegenüber entschieden erklärt, er möge sie tödten, sie würde doch nicht von ihrem Escamillo lassen, dieser nur sei all ihr Glück. In dem ganzen Wesen der Zigeunerin spricht sich gegenüber dem zwischen Gutem und Bösem hin- und herschwankenden Charakter des José eine gewisse Ueberlegenheit und Verachtung aus; sie weist ihn aus den Reihen

der Schmuggler und Banditen fort, weil sie erkannt hat, daß er nicht zu ihnen paßt und nicht die Entschlossenheit besitzt, mit seinen frühern Grundsätzen ganz zu brechen. Der schwermüthige José ist ihr offenbar langweilig geworden, seitdem der fröhliche Stierkämpfer Escamillo ihr Herz bezaubert hat. Als Gegensatz zu diesem wilden Zigeunerblut erscheint Micaëla, ein einfaches Bauermädchen, mit unerschütterlicher Liebe zu José, welchen sie, trotz der ihr drohenden Gefahren, in dem Schlupfwinkel der Schmugglerbande aufsucht und zur sterbenden Mutter zurückführen will, nachdem sie schon früher während der Soldatenzeit des Geliebten ihm die Bitte der Mutter, in die Heimat zurückzukehren, ohne Erfolg überbracht hatte. Der Charakter dieses Mädchens ist zwar musikalisch bei weitem geringer bedacht als die Zigeunerin Carmen, deren Melodien und Tänze die Herzen bestricken; die ganze Behandlung zeigt aber deutlich, daß der Componist auch die ernstere Lyrik zu beherrschen vermochte und mit einer reichen Productionskraft für den lyrischen Ausdruck ausgerüstet war. Jene Gegensätze: die in ihrer Leidenschaft fesselos schwelgende Zigeunerin und das einfache, tugendhafte Landmädchen Micaëla, der düstere, schwermüthige José und der kraftvolle, lustige Stierkämpfer Escamillo hat der Componist auch in den Ensembles festgehalten; sie treten innerhalb der rhythmisch belebten, oft der Tanzform huldigenden Chöre kräftig heraus und erscheinen als die belebenden Factoren in der Fortbewegung des Ganzen. Selbst die zur dramatischen Exposition nothwendigen Gestalten von secundärer Bedeutung, der Lieutenant Zuniga, die beiden Anführer der Schmuggler und zwei Zigeunermädchen, Carmen's Freundinnen, sind zur Entwickelung des musikalischen Contrastes sehr glücklich benutzt. Mit diesem Gestaltungstalent vereinigte sich die genaue Kenntniß der zur Darstellung benutzten Mittel. Vocalsatz und Instrumentation zeigen uns selbst in den trivialen Nummern, welche an Werth sich wenig über den Schlag des Tamburin und das Geklapper der Castagnetten erheben, den erfahrenen Tonsetzer und Instrumentationskünstler, der selbst eine nichtssagende Phrase mit Geschick zu formen und auszustatten verstand. Kurz, das Werk hat, trotz aller gewichtigen Gründe, welche der dramatischen Richtung mit ihrer Frivolität gegenüber geltend zu machen sind, vom künstlerischen Standpunkte aus entschieden Berechtigung. Engherzig und einseitig müßte man erscheinen, wenn man der Oper des hochbegabten Autors diese Berechtigung absprechen wollte. Die geniale Vertreterin der Titelpartie, Frau Reicher-Kindermann, welche in hochdramatischen Partien, z. B. Orpheus, Fidelio, Alceste, Ortrud, die höchsten Triumphe gefeiert, führte auch diese Rolle vollendet durch: ein neuer Beweis, daß diese vom Operndirector Neumann gewonnene Kraft ein wahrer Schatz für die leipziger Bühne ist. Recht glücklich bewegten sich auch die übrigen Darstellenden in ihren Rollen: Fräulein Schreiber als Micaëla, Frau Monhaupt und Fräulein Stürmer als die Freundinnen Carmen's, Herr Bronlick als José, Herr Schelper als Escamillo, Herr Biberti als Zuniga u. s. w. Kapellmeister Seidl, der bewährte Leiter der „Nibelungen"-Aufführungen in Berlin und Leipzig, erwies sich wiederum als vorzüglicher Dirigent. Derselbe wird auch die „Nibelungen" in London dirigiren, sobald Director Neumann daselbst seinen Unternehmungsgeist entwickeln wird. Hoffentlich wird nach dem Weggange dieses ungemein thätigen und gewandten Bühnenleiters das leipziger Theaterinstitut unter der Leitung des Baritonisten Stägemann nicht rückwärts schreiten. Das beste Wollen wird ihm nachgerühmt, das Vollbringen wird die angespannteste Kraft des ganzen Mannes in Anspruch nehmen; wenigstens auf dem Gebiete der Oper ist es äußerst schwierig, wieder mit neuen Kräften in der Arbeit anzufangen und ein geordnetes Ensemble herzustellen. Hoffentlich geht er auch mit der Gewandhausconcertdirection bezüglich der Orchesterfragen gern Hand in Hand, damit ein ersprießliches Zusammenwirken die Kunstzustände in Leipzig wahrhaft fördere.

Wesentlich sind dieselben gestützt worden durch das weltberühmte Gewandhausconcertinstitut, welches seit 1743 als „großes Concert" existirt. Der Gewandhaussaal wurde vor 100 Jahren für die Concerte eingeweiht und zur Erinnerung des hundertjährigen Bestehens der Concerte im Saale des Gewandhauses wird im November eine Feier stattfinden. Alfred Dörffel, welcher die wichtige Epoche Mendelssohn-Schumann mit durchlebte und aus eigener Erfahrung interessante Mittheilungen geben kann, bereitet eine umfangreiche Festschrift vor, und die Concertdirection veranstaltet ein Festconcert. Unter den Mitgliedern ist Konrad Schleinitz nicht mehr vorhanden. Sein Wirken als Director am Conservatorium und seine Beziehungen zur Musik in Praxis und Wissenschaft, ebenso die Bedeutung des verstorbenen Tonkünstlers und Schriftstellers Lobe, die Thätigkeit des dahingeschiedenen Vieuxtemps werden wir in der nächsten „Revue" würdigen und dann zugleich den wissenschaftlichen Theil der Musik einer Betrachtung unterwerfen. Zu diesem Zwecke wollen wir nur das baldige Erscheinen der Uebersetzung und Erklärung des „Aristoxenos", von Rudolf Westphal, abwarten, welcher geistvolle Philolog in letzter Zeit wiederum auf dem Gebiete der Rhythmik sehr werthvolle Arbeiten geliefert hat. Solche wissenschaftliche Arbeiten sind natürlich ganz anderer Art als das Zusammenstellen der Artikel für Handlexika der Tonkunst. Robert Musiol gibt ein Handlexikon bei Tonger in Köln als Prämie zu dessen „Musikzeitung" heraus, Hugo Riemann ein Fachlexikon in handlicher Form bei Meyer, August Reißmann ein solches als Auszug aus der von ihm redigirten großen Encyklopädie. Die zweite Auflage des Paul'schen „Handlexikons der Tonkunst" steht ebenfalls bevor; sie soll aber erst erscheinen, nachdem die genannten Autoren ihre Arbeit dem Publikum dargeboten haben. Einer zweiten Auflage kommen jedenfalls die gesammelten Erfahrungen zu statten; sie wird bei dem vielseitigen Musikleben der Gegenwart gewiß zur rechten Zeit und nicht verfrüht erscheinen.

Politische Revue.

21. October 1881.

Die Wahlbewegung schlägt jetzt hohe Wellen: die Führer der Parteien, die Wahlcandidaten treten mit langen Ansprachen auf. Die Presse registrirt sorgfältig die Reden und Vorgänge in den Wählerversammlungen, erstattet auch Bericht über die orientirenden Reden, die in den Bezirksvereinen der Hauptstadt und an andern Orten gehalten werden. In den letzten Wochen waren es vorzugsweise die liberalen Parteien, welche in die Arena traten: die Regierungspresse verhält sich grollend diesen Kundgebungen gegenüber und droht einem nicht gefügigen, nicht in die Intentionen des Reichskanzlers eingehenden Reichstag mit Auflösung, bevor noch die Würfel der Wahlen gefallen sind.

Als eine eigenthümliche Seifenblase der Wahlbewegung muß die Thatsache erscheinen, daß an mehrern Orten, wie auch in Leipzig, Candidaten aufgestellt werden, die kein bestimmtes politisches Parteicredo, die ein, wir möchten sagen, eklektisches Glaubensbekenntniß haben und als Candidaten einzelner Stände, wie der Gewerbtreibenden, auftreten. Die Vertretung der Stände und Interessen ist mit einem durchgebildeten parlamentarischen Leben nicht vereinbar, in welchem nur von einer Vertretung der Allgemeinheit die Rede sein kann. Selbst die Antisemitenpartei, die doch nur eine einzige sociale Frage zu ihrem Panier gemacht hat, stellte in Dresden in dem Hofprediger Stöcker einen besondern Candidaten auf, durch den das gemeinsame Auftreten der Ordnungsparteien, die sich für die Wahl des Oberbürgermeisters Dr. Stübel entschieden haben, durchkreuzt wird.

Daß sich aber solche todte Seitenarme bei uns bilden, das ist die Folge der großartigen Rückstauung, durch welche der jetzt an der Spitze der Regierung stehende Staatsmann das Inundationsgebiet seiner Theorien vor der Hochflut der Parteibewegung zu schützen sucht.

Daß das Centrum keineswegs mit klingendem Spiel in das Lager des Reichskanzlers übergegangen ist, zeigte schon der Wahlaufruf, den wir in unserer letzten „Revue" mittheilten. Dies wird durch die Wahlreden einer großen Zahl von Candidaten des Centrums bestätigt; in dieser unberechenbaren Partei gibt es ansehnliche Bruchtheile, welche im Grunde der demokratischen Volkspartei angehören. Hierzu kommt, daß die von uns erwähnten kirchenpolitischen Verhandlungen neuerdings ins Stocken gerathen zu sein scheinen; mindestens schwebt ein Schleier darüber, der, wie es scheint, zu Gunsten der Centrumswahlen nicht gehoben wird. Herr von Schlözer weilt jenseit des Oceans, und der Gesandtenposten beim Vatican ist noch kein fait accompli geworden. Mindestens das Tabacksmonopol wird in den Reihen des Centrums zahlreiche Gegner finden.

Die Socialdemokratie ist sehr regsam, trotz des Socialistengesetzes und des kleinen Belagerungszustandes, der jetzt über mehrere der großen Städte verhängt worden ist. Ueberall taucht der Name Bebel's auf, welcher jedenfalls der begabteste Vorkämpfer der Partei ist. Ohne Frage hat die Socialdemokratie manche Berührungspunkte mit den wirthschaftlichen Theorien des Reichskanzlers, wie dies Liebknecht im letzten Reichstage eingehend auseinandergesetzt hat; und für manche Abstimmungen dürfte ein Socialdemokrat der Regierung nützlicher sein als ein Nationalliberaler. Es gilt dies natürlich von der Partei Bebel's und Liebknecht's, den sogenannten „Blauen". Die „Rothen", welche sich von den Wahlen und allem parlamentarischen Leben fern halten, die Anhänger Most's, die Verbreiter seiner Brandschriften, sind gegenwärtig zum Theil in den leipziger Hochverrathsproceß verwickelt, der vor dem Reichsgericht geführt wird. Dieser Proceß könnte an manche russische Nihilistenprocesse erinnern, wenn nicht das Misverhältniß zwischen Mittel und Zweck ein bei weitem größeres wäre als dort in Rußland. Wegen der Bildung geheimer Verschwörungsgruppen und der Verbreitung revolutionärer Druckschriften sind am 21. Oct. die Mehrzahl der Angeklagten vom Reichsgericht auf Grund des Paragraphen des Reichs-Strafgesetzbuches, der vorbereitende Handlungen zum Hochverrath betrifft, zur Zuchthausstrafe verurtheilt worden.

Die Fahne der nationalliberalen Partei wird von Bennigsen jetzt wieder mit Energie hochgehalten; er hat sich durch Redegabe und staatsmännischen Takt längst als der berufene Führer derselben bewährt. Am 9. Oct. hielt er in Magdeburg auf dem nationalliberalen Parteitage eine mit lebhaftem Beifall aufgenommene Rede, welche die Stellung der nationalliberalen Partei nach rechts und links scharf abzugrenzen suchte. Diese Rede ist von unleugbarer, für die Partei maßgebender Bedeutung und hat die verschiedenartigsten Commentare von allen Seiten erfahren. Dies war auch schon mit der frühern Rede Bennigsen's der Fall, welche dieser in Hannover gehalten hatte: es war aus derselben sogar der Schluß gezogen worden, daß Bennigsen sich persönlich vom Programm der Nationalliberalen und den Erklärungen vom 29. Mai und 15. Sept. losgesagt habe, die oppositionelle Haltung derselben nicht billige. Hiergegen erhob er selbst in Magdeburg entschiedenen Protest: er stehe vollständig auf dem Boden der gemeinsam mit altpreußischen Parteigenossen erlassenen Erklärung. Er gibt zu, daß die jetzige Zeit seiner Partei nicht günstig sei, daß eine conservative Unterströmung namentlich im Interesse praktischer materieller Forderungen bestehe, eine Bewegung, deren sich der Reichskanzler bemächtigt habe. In den Jahren nach 1867 hätten die Menschen gesucht, mit dem großen Strom der liberalen Anschauungen fortzukommen; diese Zeit hätten die Nationalliberalen im reichen Maße benutzt. Dadurch unterschieden sie sich von der Fortschrittspartei, welche gegen die Norddeutsche Bundesverfassung, gegen die

Justizreform gestimmt habe. Aus dieser Wendung der Bennigsen'schen Rede hat man gemeint schließen zu müssen, daß er sich entschieden von der Fortschrittspartei lossage; doch er kritisirt blos ihr früheres Verhalten, indem sie die vorhandene liberale Strömung nicht benutzt habe, um ein Werk herzurichten, welches künftige Stürme aushalten könne; im Grunde gibt er die Gemeinsamkeit der liberalen Ideen zu. Sehr entschieden wendet er sich gegen das Bündniß der conservativen und klerikalen Partei: er könne nicht glauben, daß Bismarck sich auf eine derartige Combination stützen wolle; nichts sei dem deutschen Volke verhaßter als ein Bündniß zwischen kirchlicher und politischer Reaction. Auch Bennigsen glaubt nicht an eine dauernde Bundesgenossenschaft derselben; wohl aber sieht er die Gefahr darin, daß jene Parteien sich auf einzelnen Gebieten, besonders dem der Schule, zusammenfinden und dauernden Schaden anrichten könnten. Ueberhaupt hebt er hervor, daß die ultramontane Partei die Schaffung klarer politischer Verhältnisse hindere. Schon dieser Umstand müßte bestimmen, zum Frieden mitzuwirken, wenn dieser nur für dauernd gehalten werden könnte. Im kirchenpolitischen Kampfe seien im wesentlichen jetzt die bewährten Grundsätze des Preußischen Allgemeinen Landrechtes wiederhergestellt, und dabei werde es wol bleiben. Im Unterschied von manchen seiner Parteigenossen hebt Bennigsen, als er sich zum socialpolitischen Gebiet wendet, hervor, es sei ein großes Verdienst des Reichskanzlers, diese socialpolitische Frage durch seine Initiative und als Führer auf dem politischen Gebiete in die Hand zu nehmen. Bei dem Unfallversicherungsgesetz erklärt sich Bennigsen gegen die Staatshülfe; wohl aber für gesetzliche Bestimmungen über Rechte und Pflichten, und auch in Bezug auf die allgemeine Invalidenversicherung meint er, daß der Staat nur die allgemeinen Normen aufstellen solle, um die Durchführung zu sichern, die er den Privaten, Communen und großen Corporationen überlassen solle. „Wir in Deutschland mögen weder eine Socialdemokratie noch eine Socialbureaukratie. Der Deutsche hängt an der freien Thätigkeit des Individuums. Der Staat hat bereits ein großes Gebiet zur Entfaltung seiner Thätigkeit; er soll nicht auch industrielle Unternehmungen und die Fürsorge für den Einzelnen übernehmen. Wir kommen sonst zu bedenklichen, geradezu apoplektischen politischen Zuständen, die gefährlicher wären, als sie jemals in Frankreich gewesen sind." Die Stellungnahme Bennigsen's gegenüber den Plänen des Reichskanzlers ist eine durchaus präcise, anerkennend in Bezug auf die Initiative, abweichend in Bezug auf die Schätzung des Erreichbaren und die Wahl der Mittel. In Bezug auf den Militäretat constatirt der Redner den Unterschied zwischen seiner Partei und dem Fortschritt sowie den Ultramontanen. Eine Verminderung der Militärlasten, wie diese verheißen, sei in nächster Zeit nicht möglich ohne Gefährdung des Friedens in ganz Europa. Ganz entschieden erklärte sich Bennigsen gegen das Tabacksmonopol. Jedenfalls war die magdeburger Programmrede Bennigsen's frei von allen diplomatischen Verschleierungen, deren sich die nationalliberale Partei mehrfach schuldig gemacht hat.

Die Secessionisten und die Fortschrittspartei gehen diesmal bei den Wahlen Hand in Hand: und so traten am 4. Oct. im berliner Tivoli Lasker und Eugen Richter nacheinander als Redner auf zu Gunsten der Candidatur Virchow's. Lasker nahm einen mehr geschichtsphilosophischen Standpunkt ein; er kritisirte Bismarck als den letzten und jedenfalls größten Repräsentanten der altmodischen Diplomaten; er habe das Wohl des Volkes im Auge, aber die Mittel seien ihm gleichgültig, die zum Ziele führten. „Das Beispiel, welches Fürst Bismarck uns gibt, zeigt uns wieder die alte Erfahrung neu bestätigt, daß, sowie ein Mann in seiner Macht nicht über sein Volk, sondern über alle Nationen hinausragt, es sein letzter Ehrgeiz ist, daß er mit höchsteigener Person die Noth überwinden will. Alle Cäsaren sind aber an diesem Problem gescheitert." Eugen Richter versteigt sich nicht auf die weltgeschichtlichen Höhen; er sprach gegen das Tabacksmonopol, gegen das

Princip der Verstaatlichung, gegen Wahlbeeinflussungen, die zur Caricatur einer Volksvertretung führen müßten; er sprach ferner über die Demüthigung, welche der Stadt Berlin bereitet werden solle: alles mit gewohnter Schärfe, ohne die volksthümliche Würze zu verschmähen. Die Bildung einer größern liberalen Partei scheint sich zunächst auf das Zusammengehen der Secessionisten und der Fortschrittspartei zu beschränken; mit den Nationalliberalen wird wol im Reichstage selbst nur von Fall zu Fall eine Einigung stattfinden.

Die Situation in Frankreich ist gegenwärtig eine kritische, kritischer, als sie je unter der Präsidentschaft Grévy's gewesen. Das nordafrikanische Abenteuer beginnt immer tiefer in die innere Politik einzugreifen, und wer erwägt, wie oft im Laufe der Geschichte innere Krisen durch Erfolge oder Miserfolge der äußern Politik hervorgerufen worden sind, der wird die Bedeutung nicht unterschätzen, welche die Expedition nach Tunis für die Gestaltung der innern Verhältnisse in Frankreich mit sich bringt. Ohne Frage hat dem Napoleonischen Kaiserthum den härtesten Stoß der mexicanische Krieg beigebracht, weniger durch seine Erfolge als durch seine Motive, und es ist begreiflich, daß die Intransigenten die Expedition nach Tunis als eine neue Auflage der Expedition nach Mexico, als den Sündenfall der Grévy-Gambetta'schen Republik, ähnlich wie jene der Sündenfall des second empire war, darzustellen suchen. Thatsache ist, daß die Communards kühner als je das Haupt erheben und daß durch die große Zahl der Misvergnügten, welche der Zug nach Tunis hervorgerufen hat, die Partei der Intransigenten sich wesentlich verstärkte. Rochefort, der sich für den „Kaisermörder" κατ' ἐξοχήν hält und für seine Feder das Verdienst, das doch nur dem deutschen Schwert zukommt, in Anspruch nimmt, das second empire gestürzt zu haben, hat auch als erbittertster Gegner Gambetta's für den Kampf gegen diesen die Losung ausgegeben; es ist dies die „Jeckerei des Opportunismus". Gambetta wird als Privatspeculant hingestellt, der, wie einst Jecker bei der mexicanischen Expedition, so bei der tunesischen im Trüben fischt. Die Revolutionsmänner machen in ihren Versammlungen bereits die praktische Anwendung von diesen Mittheilungen: so wurde von einem der radicalsten Redner in drohender Weise auf die Execution des Bankiers Jecker durch die Communards hingewiesen. Der junge Emile Gautier erntete für diese Verherrlichung der Volksjustiz im Saale Rivoli stürmischen Beifall. Hier wurde eine Resolution beschlossen, ein großes Meeting einzuberufen, um die Minister und ihre Mitschuldigen als Verräther und Beutelschneider in Anklagestand zu versetzen.

Die Enthüllungen Rochefort's haben einige Thatsachen constatirt, welche für den bedenklichen Zusammenhang der politischen und finanziellen Intriguen betreffs der auswärtigen französischen Politik immerhin ins Gewicht fallen, wenngleich die einzelnen Persönlichkeiten, auf welche der Laternenmann das unheimliche Licht seiner Aufklärungstendenzen fallen läßt, vor allem Gambetta und der Generalconsul Roustan, vielleicht für ihre Unschuld plaidiren können. Thatsache ist, daß die tunesischen Obligationen in den Jahren 1875 und 1876 kaum zu 120 Frs. gehalten wurden, daß Gambetta's Journal eifrig bestrebt war, sie noch mehr herabzudrücken, daß sie damals nur von wenigen Personen gekauft wurden. Gegenwärtig stehen die Obligationen auf 500 Frs. Jetzt, wo Frankreich die Finanzverwaltung des Landes in seine Hände nimmt (die tunesische Schuld beträgt fast 250 Mill.), soll, wie Rochefort und Genossen sagen, dem insolventen Bei das solvente Frankreich substituirt werden. Das sei der Zweck der Expedition, die Bereicherung der Finanz- und Staatsmänner, welche auf die tunesischen Obligationen speculirten! Allerdings wird diese Darlegung der Verhältnisse durch die von dem Generalconsul Roustan selbst herrührende officiöse Note bestätigt, in welcher derselbe als erste Maßregel „die Desinteressirung von fremden Inhabern von tunesischen Obligationen verlangt, um Frankreich allein die finanzielle Controle zuzuwenden", d. h. den Staat mit

einer immensen durch Betrügereien angewachsenen tunesischen Schuld zu belasten, damit unsichere Papiere zum Vortheil der Besitzer in sichere verwandelt würden. Ohne Frage ist Tunis längere Jahre hindurch der Gegenstand von Finanzspeculationen gewesen; man weiß auch, daß Minister von Freycinet zu allerlei Gründungen in Tunesien aufgefordert hat, welche durch eine künftige Annexion des Landes natürlich erst die vortheilhafteste Werthsteigerung erhalten sollte. Wie der Law'sche Schwindel sich seinerzeit auf Louisiana richtete, so derjenige der neuen Laws auf die Ausbeutung von Tunis. Roustan wird als der neue Jecker hingestellt und der hinter ihm stehende Morny soll kein Geringerer als Gambetta sein, der siebenundzwanzigfache Millionär! Günstigern Fahrwind könnte das wieder mit vollen Segeln fahrende Schiff der Communards kaum erhalten, als er jetzt von Tunis herüberweht; denn zu allen Zeiten hat es gerechte Erbitterung erregt, wenn das Leben tapferer Soldaten aufs Spiel gesetzt wurde, um die Kasse speculirender Börsenmänner zu bereichern und die Interessen der Nationen denjenigen der Finanzbarone geopfert wurden, wenn Staatsmänner ihren Ruf und ihren Einfluß dazu benutzten, sich selbst in Millionäre zu verwandeln. Hier konnten die Radicalen mit Erfolg ihren Hebel einsetzen und eine mächtige Agitation gegen die Regierung hervorrufen; um so mehr als diese geraume Zeit hindurch ganz ohne die Controle des Volkes wirthschaftet, sich scheut und zögert, die Kammern zusammenzuberufen, sodaß Frankreich gegenwärtig — zwei Kammern und keine hat. Unter Louis Blanc hat sich eine Art Wohlfahrtsausschuß aus 17 Mitgliedern der äußersten Linken gebildet, welcher die sofortige Zusammenberufung der neuen Kammer verlangt, damit das Ministerium über die tunesische Angelegenheit Rechenschaft ablege. Und gerade jetzt, in diesen allgemeinen Wirren, bei der entmuthigenden Lage der Dinge in Afrika, bei diesem Sturmlauf der entschiedenen Republikaner und der Communards soll Gambetta seine unverantwortliche Staatsleitung mit einer verantwortlichen vertauschen! Er zögert indeß mit der Uebernahme des Ministerpräsidiums, bis die Kammer mit dem alten Ministerium reinen Tisch gemacht und dieses in aller Form Rechtens, nachdem sie ihm die Verantwortlichkeit für die Misgriffe äußerer und innerer Politik aufgebürdet, zum Sturz gebracht hat. Das wird allgemein als der Erfolg seiner Besprechung mit Grévy angesehen. Gleichzeitig wird seine Reise nach Deutschland von den deutschen Blättern gemeldet. Unter dem Namen eines Advocaten Massabié hat er Frankfurt, Hamburg, Berlin und Dresden besucht. Es heißt, er habe einen Neffen von einer dresdener Schulanstalt abholen wollen; man traut ihm also gegenüber seinem Neffen die Pietät zu, die er gegenüber seiner Tante verleugnet hat. Immer deutlicher zeichnet sich aber auf dem dunkeln Grunde dieser Fahrt eine Zusammenkunft in Varzin ab, welche die beiden gefeiertsten Staatsmänner Deutschlands und Frankreichs in einem geheimnißvollen Tête-à-Tête veranstaltet haben. Für die Conjecturalpolitik ist damit ein weiter Spielraum gegeben: wahrscheinlich hat Gambetta, ehe er als Ministerpräsident an die Spitze der französischen Regierung tritt, es für nöthig gehalten, mit dem großen deutschen Staatsmann Fühlung zu gewinnen, zu erfahren, mit welchen Augen man in Deutschland ein Ministerium Gambetta ansehen würde, und Verheißungen friedlicher Gesinnung zu geben, die ja für den Augenblick sehr glaubwürdig sind.

Denn die Nachrichten aus Tunis lassen darüber keinen Zweifel, daß Frankreichs auswärtige Politik in Europa selbst zunächst durch das nordafrikanische Abenteuer lahm gelegt ist; der Widerstand der Araber zeigt eine immer drohendere Machtentfaltung: die Ulemas der heiligen Stadt Kairuan haben nach Aegypten und sogar nach Indien geschrieben, um den Beistand ihrer Glaubensgenossen anzurufen. Das einzige Mittel, um einen allgemeinen Aufstand gegen die Christen niederzuhalten, war die Besetzung von Tunis durch französische Truppen, sie fand am 9. Oct. statt, nachdem schon vorher die Forts besetzt worden waren. Die tunesischen

Truppen unter Ali-Bei wurden inzwischen zweimal von den Arabern geschlagen; in dem Treffen am 28. Oct. erlitten sie empfindliche Verluste; Ali-Bei verlor den größten Theil seiner Artillerie an die Araber. Die Franzosen selbst hatten mehrere kleine Kämpfe mit den Arabern, in welchem sie Sieger blieben. Jetzt ruht die ganze Hoffnung Frankreichs auf dem Vormarsch des Generals Saussier gegen Kairuan, der seit dem 16. Oct. von drei Seiten aus stattfindet: von Susa, von Tunis und von Tebessa in der Provinz Konstantine. Saussier zögerte lange mit diesem Vormarsche, und die von den Zeitungen angegebenen Termine erwiesen sich meist als verfrüht. Gewiß mußte der General zu einem entscheidenden Schlag alle Truppen versammeln, alle nöthigen Vorbereitungen treffen. Auch das Interesse der Menschlichkeit verlangte dies; denn geradezu haarsträubend sind die Thatsachen, welche über die Militärgesundheitspflege der Franzosen aus Afrika berichtet werden, die ungenügenden Vorkehrungen zur Behandlung der Typhuskranken, die im höchsten Stadium der Krankheit nach den Lazarethen in Algerien transportirt werden und in der Regel unterwegs dahinsterben. Der Kriegsminister Farre wird nach allen diesen Vorgängen der Kammer gegenüber einen schweren Stand haben und mit ihm sein Schutzherr Gambetta, der gerade ihn vor allen mit Einsetzung seines ganzen moralischen Einflusses patronisirt hat.

Italien und Spanien überwachen die Ereignisse in Tunis und Algerien mit eifersüchtigen Blicken: beide Staaten können eine Erweiterung ihrer äußern Machtsphäre nur in Nordafrika suchen. Wir haben vor kurzem in dieser Zeitschrift einen eingehendern Essay über das italienische Heer gebracht; jetzt kommt die Nachricht, daß dasselbe von 300000 Mann auf 410000 erhöht werden soll; auch will der Kriegsminister einen Gesetzentwurf vorlegen, nach welchem die Kammer 200 Mill. Lire für Grenzbefestigungen und militärische Anschaffungen bewilligen soll. Eine solche gewaltige Verstärkung der Kriegsmacht im tiefsten Frieden läßt doch auf weitgehende Plane schließen; handelt es sich um eine Annexion von Tripolis? Will man eine parallel gehende Action vorbereiten, falls Spanien in Marokko Lorbern zu erwerben sucht?

Während Frankreichs Regierung nicht auf Rosen gebettet ist, darf auch der englische Premier sich nicht in Ruhe errungener Erfolge erfreuen. In Südafrika weisen die Boers von Transvaal die englischen Vorschläge zurück und in Irland dauert, trotz der irischen Landbill, welche für eine bessere Lage der Kleinpächter Sorge trägt, die Agitation fort; ja sie hat jetzt einen Höhepunkt erreicht, welcher energische Maßnahmen der Regierung nöthig machte, dadurch aber die Grüne Insel dicht an den Rand einer revolutionären Krisis zu bringen droht. Parnell, John Dillon, O'Kelly, O'Brien, Parlamentsmitglieder und Redacteure, sind verhaftet worden; auch Sexton und Queene, der Secretär der Landliga. Die Regierung veröffentlicht eine Proclamation, in welcher jede Form der Einschüchterung, sei es, um die Entrichtung des Pachtgeldes zu verhindern, sei es, um Unterthanen der Königin zu nöthigen, sich der Landliga anzuschließen, sei es, um jemand zu hindern, etwas zu thun, wozu er gesetzlich berechtigt ist, für eine verbrecherische Handlung erklärt und jede Person, welche sich solcher Handlungen schuldig machen sollte, mit Verhaftung und Gefängniß bedroht wird. Nach der Verhaftung Parnell's war große Aufregung in Dublin; die Truppen wurden in den Kasernen consignirt. Der neugewählte Lord-Mayor der irischen Hauptstadt berief eine Versammlung, welche der Entrüstung über diese Maßregel der englischen Regierung Ausdruck geben sollte. Dillon tagte mit den Häuptern der Landliga; sie beschlossen, an den Grundsätzen derselben festzuhalten, und haranguirten das Volk auf den Straßen Dublins. Inzwischen haben fast alle Parnell's Geschick getheilt. In andern Volksversammlungen wurde beschlossen, solange Parnell verhaftet sei, keinen Pacht zu zahlen. Schon sind in Limerick Unruhen ausgebrochen, welche das Einschreiten des Militärs nöthig machten,

und von Amerika drohen die Feniers, Rossa und Genossen, mit der neuen furchtbaren Waffe der Verschwörungen — den Dynamitexplosionen!

Es mag dem Premier Gladstone, der jetzt mit aller Energie dem irischen Aufstande entgegentritt und immer neue Regimenter auf die Grüne Insel schickt, mindestens eine Beruhigung sein, daß der Conflict in Afghanistan sich zu Gunsten des englischen Schützlings, des Emirs Abdurrhaman, entschieden hat, indem der rebellische Ayub-Khan geschlagen wurde und nach Herat geflüchtet ist, während Kandahar sich wieder in dem Besitze des den Engländern befreundeten Herrschers befindet.

Eine Zusammenkunft zwischen dem Kaiser von Rußland und dem Kaiser von Oesterreich — jedenfalls eine Folge der danziger Kaiserentrevue — wird jetzt mit voller Bestimmtheit als bevorstehend angekündigt, wenngleich alle nähern Details sich bisher als verfrüht erwiesen haben. Eine entscheidende Wandlung in der politischen Lage kann dadurch nicht hervorgerufen werden; die Rivalität der beiden Staaten betreffs ihrer Machtsphäre und ihrer Zukunftsplane auf der Balkaninsel bleibt dadurch unberührt; doch die augenblickliche Friedensstimmung und das Friedensbedürfniß Europas findet durch sie einen neuen Ausdruck. Der Panslawismus in Rußland wie in Oesterreich wird mit dieser Friedensconstellation, die in der Begegnung der beiden Monarchen liegt, wenig zufrieden sein: der erstere drängt nach äußerer Machtentfaltung und Propaganda, der letztere nach innerer Zerrüttung, um die Oberherrschaft zu gewinnen.

Die auswärtige Politik Oesterreichs wird durch den plötzlichen Tod des Ministers von Haymerle schwerlich in andere Bahnen gelenkt werden. Ein correcter und tüchtiger Beamter, hat Herr von Haymerle die Traditionen Andrássy's vollständig aufrecht erhalten, das Freundschaftsbündniß von Deutschland und Oesterreich gepflegt, ebenso, trotz innern Widerstrebens, die guten Beziehungen zu Italien gewahrt, sodaß auch die italienischen Blätter dem verstorbenen Minister eine Lobrede halten. Namentlich rühmt man ihm seine genaue Kenntniß der orientalischen Verhältnisse nach; gleichwol hieß es in letzter Zeit, seine Stellung sei erschüttert, er werde in den ungarischen Delegationen einen schweren Stand haben. Möglich, daß innere Aufregung sein Herzleiden gesteigert hat. Noch ist nichts darüber entschieden, wer sein Nachfolger werden soll. Baron Taaffe reichte seine Entlassung ein: es war dies ein formeller Act, sans conséquence; die Wahl des Kaisers sollte nicht durch den Bestand des jetzigen Cabinets irgendeine erschwerende Einschränkung erleiden.

In Rußland zeigt die Regierung eine reformatorische Thätigkeit; es tagen mehrere Commissionen unter Leitung der Minister und dem Beisitz von Experten, was an den neuen Deutschen Volkswirthschaftsrath erinnert, so eine Commission zur Einschränkung und Verhinderung der Trunksucht im russischen Reiche. Auch gegen Beamtenunterschleife wird ernstlich eingeschritten; der Präsident des Ministercomité, Graf Walujew, wird sich für großartige Unterschlagungen und Verschleuderungen im Domänenwesen, die im Gouvernement Orenburg vorgekommen sind, vor einer Untersuchungscommission zu rechtfertigen haben, ebenso der Generalgouverneur von Orenburg und andere höhere Beamte.

Der Tod des Präsidenten Garfield, der am 19. Sept. in Long-Branch erfolgte, hat ganz Amerika in tiefste Trauer versetzt. Die Feierlichkeiten zu Ehren des Verstorbenen waren großartig. Welche Politik sein Nachfolger, Präsident Arthur, einschlagen wird, ist noch unentschieden: eine Beförderung der Aemterjagd und des Grant'schen Systems würde nach der traurigen Katastrophe einen doppelt verletzenden Eindruck machen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sphinx Atropos.

Novelle

von

Emil Taubert.

(Schluß.)

V.

Auf ihrem Zimmer fand Gertrud weder Ruhe noch Sammlung. Der heilige Andreas hatte ihr nun doch in dem Todtenkopfe ein Zeichen gesendet, das sie in ihrer Seelenangst weit eher auf den drohenden Tod des Geliebten als auf den Besitz desselben deuten mußte; sie lauschte auf jede Regung in dem Krankengemach unter ihren Füßen und rang in stummem Jammer die Hände, als sie das qualvolle Stöhnen des Husaren durch die Stille an ihr Ohr dringen hörte.

Der Apotheker kühlte indessen unablässig die Stirn des Bewußtlosen mit sorgsam erneuerten Umschlägen. Als der Reitersmann endlich gegen Mitternacht in einen ruhigern Schlummer verfiel, ordnete der Pfleger einigermaßen das Gemach und barg die Uniformstücke des Soldaten in einem Wandschranke. Da glitt aus dem Waffenrock ein zusammengefaltetes Papier auf die Erde, das der düstere Mann halb mechanisch aufhob und, in schmerzliche Gedanken versunken, in der Hand behielt. Dann ließ er sich in der Nähe des Kranken nieder und verlor sich in dumpfes Hinbrüten; der Vereinsamung gedachte er, die ihn morgen an der Schwelle seiner neuen Heimat empfangen sollte; ohne es zu wissen, starrte er auf das von den ruhelos arbeitenden Fingern entfaltete Papier, bis seine Augen auf einem Worte hafteten, dessen Inhalt ihm plötzlich zum Bewußtsein kam und das ihn in die Wirklichkeit zurückrief. Mit großer Spannung las er weiter und weiter und legte endlich den an den Husaren gerichteten Brief neben sich auf ein Tischchen. Er gedachte der Vorwürfe, die er einst dem Musikanten im Walde gemacht hatte, weil derselbe ein Schreiben des Reiters an Gertrud erbrochen; und nun mußte er sich selbst auf einer ähnlichen Fährte ertappen; aber der Inhalt des Briefes verdrängte schnell jeden Scrupel seines Gewissens, und noch einmal überflog er hastig die bedeutungsvollen Zeilen, in welchen die Tochter des Kapitäns ihrem geängsteten Herzen Luft machte. Von dem plötzlichen Tode ihres Vaters, dessen Schiff in den heftigen Novemberstürmen auf offener See seinen Untergang gefunden,

gab die Geliebte des Husaren in ergreifenden Worten Nachricht; sie schilderte ihr und ihrer Mutter Leid und Hoffnungslosigkeit; sie beschwor Joseph, endlich sein hartnäckiges Schweigen zu brechen; mit schüchternem Zagen gestand sie, daß sie sich Mutter fühle, und flehte den Geliebten um schleunige Rückkehr an; er möge ihrer Mutter das neue Weh, die Schande ihrer Tochter, ersparen; er möge kommen und sie retten vor Elend und Verzweiflung.

Der Apotheker, weit entfernt davon, aus dieser Entdeckung eine neue Hoffnung für die Erwiderung seiner Liebe zu schöpfen, dachte mit edelm Mitgefühl nur an die ferne Verlassene und an die Tochter des Wirthes, der eine so schmerzliche Enttäuschung drohte; er malte sich den Jammer des großen, so vertrauensseligen Kindes aus, dessen Wesen bei der Enthüllung des Truges, unter welchem der Jugendgespiele um die schuldlose Maid geworben, in seinen Grundfesten erschüttert werden mußte. Er grollte dem treulosen Reitersmanne, den in seiner Halbheit und Eigennützigkeit durchschaut zu haben ihn mit wehmüthiger Genugthuung erfüllte; aber dieser Groll hinderte ihn nicht, dem Kranken, der aufs neue zu stöhnen begann, die lindernden Umschläge zu bereiten.

Mitten in diesem Werke selbstloser Hingebung sah er unvermuthet Gertrud neben sich stehen. Geräuschlos, von nicht länger zu bemeisternder Unruhe getrieben, war sie ins Zimmer getreten und flüsterte dem Gastfreunde zu, er möge ausruhen und ihr für ein paar Stunden das Wärteramt überlassen; sie danke ihm von ganzem Herzen, daß er ihrem Jugendfreunde, der ihm so unfreundlich begegnet, diesen Dienst der Liebe erwiesen; er müsse ermüdet sein, und sie sei gefaßt genug, um ihn abzulösen. Auf seine Einwendungen wiederholte sie ihre Bitte mit so eindringlicher Bestimmtheit, daß er nicht länger zu widerstreben vermochte und ihr für eine Stunde die Pflege überließ. Nachdem er ihr vorher genau gezeigt hatte, wie sie die Wunde des Husaren zu behandeln habe, drückte er ihr leise die Hand und begab sich in sein, an das Krankenzimmer stoßendes Gemach. Er warf sich auf das Sofa; bald forderte die Natur ihr Recht, und er verfiel in einen sanften Schlummer.

Gertrud pflegte den Bewußtlosen; gewaltsam drängte sie ihre Thränen zurück, um sich nicht in ihrer Pflicht zu beirren; in den Pausen, die ihr das Bereiten und Auflegen der Umschläge ließ, saß sie an dem Tischchen, auf welchem der Apotheker den verhängnißvollen Brief zurückgelassen hatte; auch sie starrte, mit sich selbst beschäftigt, gleichgültig auf die Zeilen; aber auch sie ward plötzlich aufmerksam, von einem Wort gefesselt, das in ihrem Bewußtsein haften blieb und sich anspruchsvoll in ihre Gedankenreihen hineinmengte, um dieselben endlich siegreich zu durchbrechen; auch sie überflog mit fieberischer Hast den leidenschaftsvollen Erguß des verlassenen Mädchens.

Als sie geendet hatte, preßte sie die Hand auf ihr Herz. Keine Thräne brauchte sie jetzt zurückzudrängen; denn der Schmerz lähmte sie, das Blut schien ihr zu erstarren, und kein lindernder Tropfen funkelte in ihrem Auge.

Der Kranke wurde unruhiger und seufzte. Gertrud sprang auf, kühlte sich Schläfen und Gesicht mit dem frischen, eiskalten Wasser, das die Magd soeben aufs neue gebracht hatte, und widmete sich mit erzwungener Ruhe dem Verwundeten.

Er schien wieder zu schlummern. Da kniete das Mädchen neben dem Lager, faltete die Hände und betete inbrünstig zu Gott für sich und für den Gespielen; und der Allbarmherzige zeigte ihr den Weg, den sie fortan zu gehen hatte; sie richtete sich auf, betrachtete lange den schwerkranken Freund — und eine fromme, heiße Thräne der lautersten Ergebung fiel aus ihrem Auge auf die welke Hand des Husaren. Von draußen klang das Rauschen der Tannen an ihr Ohr; die alten Bäume, so träumte sie, mischten ihr Nachtgebet mit ihrem Beten, und die Wipfel rauschten von dem lieben Jugendtraum, der ihr heute erstorben war, erstorben für immer.

Ein lautes, angstvolles Sprechen erweckte den Apotheker. Allmählich fand er sich in den Zusammenhang der Dinge zurück. Ein Blick auf die Uhr belehrte ihn, daß er mehr als eine Stunde geschlafen. Das Bild der Geliebten stand vor seiner Seele, und er erinnerte sich mit Schrecken des Briefes, den er unvorsichtigerweise in dem Krankenzimmer gelassen. Wenn ihn Gertrud gefunden, wenn sie ihn gelesen hatte!? Hastig sprang er empor. Aber träumte er denn noch? Hallten nicht mit grauenhafter Deutlichkeit die überlaut und mit Fieberangst gesprochenen Worte des unseligen Schreibens aus dem Nebengemache an sein Ohr? Er riß die Thür auf. Der Husar saß aufrecht auf seinem Lager, von Fieberschauern geschüttelt, und sagte mit geschlossenen Lidern unaufhörlich die Sätze des Briefes her, in denen ihn die Braut anflehte um Rettung vor Elend und Verzweiflung. Seine Hände tasteten krampfhaft in die Leere, und Gertrud bemühte sich, ihn mit den liebevollsten Worten auf die Kissen zurückzunöthigen. Da schlug er die Augen auf, die von dem Feuer des Fiebers unheimlich glühten; aber er erkannte weder das Mädchen noch den Pfleger.

Der Apotheker staunte über die Fassung, Besonnenheit und Seelengröße der Jungfrau, die den Gespielen zu beruhigen strebte, während der Geängstete mit den Worten der Verlassenen seine Schuld bekannte.

Wunderbar mischten sich die ungestümen Worte des Fiebernden mit den sanften Zwischenreden der Gespielin. Bald gelang es dem Gastfreunde, den Kranken wiederum zu betten. Da erschien auch der Kaiserwirth, den das Selbstgespräch des Husaren herbeigerufen hatte; er küßte die Tochter auf die Stirn und hieß sie zur Ruhe gehen; er selbst wolle mit dem Apotheker wachen; und wie sie diesem die Hand reichte, ihm, den die Worte des Kranken zum Mitwisser seines Liebesgeheimnisses gemacht hatten, glänzte es in ihrem Auge wie eine Fürbitte für den Verirrten, der aus dem Labyrinth der Fieberträume gewiß den rechten Weg zum Guten zurückfinden werde. Mit tiefer Rührung blickte ihr der Gastfreund nach; er empfand es mehr als je, daß es die herbste Prüfung seines vielbewegten Lebens sei, auf den Besitz dieses herrlichen Mädchens verzichten zu lernen. . . .

Noch für ein zweites Frauenherz brachte diese Nacht Angst und Bekümmerniß. Die Mutter des Musikanten harrte vergebens auf die Rückkehr des verspäteten Sohnes. Bei trübem Lichte saß sie in der baufälligen Hütte und lauschte hinaus in die wachsende Nacht. Schon hatte die Dorfthurmuhr die zwölfte Stunde verkündigt, als das Rollen eines Wagens sich vernehmen ließ. Sie eilte hinaus; es war das Gefährt der Gutsinspectoren. Wie enttäuscht war die Alte, als ihr mit

barschen Worten bedeutet wurde, man wisse nicht, wohin sich der Musikant geflüchtet, und als sie zugleich die jüngsten Ereignisse auf dem Kaiserhofe erfuhr und ihren Sohn als einen elenden und jähzornigen Todtschläger bezeichnen hörte. Mit zitternden Knien schwankte sie unter ihr Strohdach zurück. In namenloser Angst trat sie in die im Vorraum gelegene Küche und schaute in die wenigen glühenden Kohlen des Herdes, über welchen die Suppe brodelte, mit der sie den fröstelnden heimkehrenden Sohn zu erquicken hoffte. Da hörte sie ein Schnauben und Kratzen an der Thür; sie fuhr zusammen, öffnete, und der Pudel Heinrich's sprang ihr heulend und winselnd entgegen. Der Strick, mit welchem sein Herr das kluge Thier an seinem Leibgurte befestigt hatte, war durchgerieben oder zerrissen; aber an das Stück desselben, welches der Hund nachschleifte, schien ein unsichtbares Geleit von Dämonen des Jammers und des Elends gefesselt, die hinter ihrem struppigen, kläffenden Führer in die Hütte hereinstürmten. Der Pudel sprang wieder in das Freie hinaus, blickte sich nach der Alten um und strebte, als wenn er sie locken wollte, dem nahen Waldsaume zu; zitternd folgte ihm die bange Frau, und die sternenlose Finsterniß vermehrte ihre Schrecken. ...

Nach seiner Flucht aus dem Kegelhause hatte der Blinde glücklich die Chaussee gewonnen. Er hielt an und horchte auf, ob er verfolgt würde. Nichts ließ sich vernehmen als das Rauschen der Wipfel. Der Musikant lenkte an einer ihm wohlbekannten Stelle von der Landstraße ab, und bald schritt er auf leise ansteigendem Waldpfade hinter dem Hunde einher, den er zu immer größerer Eile anspornte. Das Thier indessen kam nur langsam vorwärts; denn der Blinde mußte sich bei der Unebenheit des Weges mehr ziehen lassen als auf der ebenen Straße; häufig hinderten ihn die sich auf dem Steige verästelnden Tannenwurzeln, und nicht selten tastete er nach rechts oder links, um mit den diesen Waldpfad begrenzenden Stämmen eine unsichere Fühlung zu gewinnen.

Die Aufregung, die sein Inneres beherrschte, raubte seinem Gange Ruhe und Stetigkeit; die Stimmen, die ihn in seiner Brust anklagten, hörte er bald in den Lüften widerhallen. „Bettler, Elender", raunten und flüsterten die Zweige um ihn her. Der Wind wuchs, und die Stimmen steigerten sich, und aus den Wipfeln tönte es mit unheimlichen Rufen: „Flüchtling, Verbrecher!" Und wieder schnob es gewaltiger, der Wind ward zum Sturm, und ringsum rauschte und sauste es und rief in grausigem, anwachsendem Schwellen: „Mörder, Mörder!"

Heinrich hielt an. Der blutüberströmte Husar stand drohend vor seinem innern Blicke; drohend ragten in seiner Einbildung die düstern Tannen auf, und metallene Todtenköpfe bildeten die Narben und Blattern der alten, moosbewachsenen Stämme; und immer wieder sah er Gertrud, die heißgeliebte Jugendgespielin, wie sie, zürnend und angstvoll zugleich, die Hände abwehrend gegen ihn ausstreckte; und wieder heulte es durch die Lüfte: „Mörder, Mörder!"

Immer unsicherer wurde sein Schritt, häufiger und häufiger die Rast. Als er nach zweistündigem Marsche kaum noch zehn Minuten von der Hütte der Mutter entfernt war, strauchelte er, matt und erschöpft, über einen mächtigen Stein und stürzte zu Boden; der mürbe und morsche Strick, der sich über der scharfen Kante des Steines spannte, zerriß; der plötzlich freigegebene Hund umknurrte

und umschnupperte seinen Gebieter, den das Bewußtsein verlassen hatte; er leckte ihm Hände und Gesicht und eilte endlich, als der Blinde sich durchaus nicht regen wollte, nach dem Hause der Alten, welche ihm bald auf dem Fuße folgte.

Heinrich erwachte aus seiner Betäubung, als die Mutter und der Pudel den Waldsaum erreichten. Er glaubte, das donnernde Rollen unzähliger Kugeln zu vernehmen, und die Scene im Kegelhause drängte sich seinem Erinnern qualvoll auf. Er rieb sich die Stirn und die Wangen, sammelte die Feuchtigkeit von Moos und Gras mit den zitternden Fingern; Schritte ertönten, und gleich darauf fühlte er sich von liebenden Armen umschlungen und sanft emporgerichtet.

Die Mutter befühlte den Sohn, ob er sich verletzt habe; aber er schritt hastig neben ihr her, der sichern Führung froh, ohne ein Wort auf ihre unruhigen Fragen zu entgegnen.

Als sich die Thür der Hütte hinter dem nächtlichen Paare geschlossen hatte, stürzte der Sohn der Alten an die Brust und rief zweimal: „Mutter, Mutter!“ Das waren die einzigen Worte, die sich seinen Lippen entrangen. Angekleidet warf er sich auf sein Lager, ließ sich ein paar Löffel der für ihn aufgesparten Suppe geduldig einflößen, sank zurück und verfiel in einen Schlummer der Ermattung.

Lange lauschte die erschütterte Pflegerin auf sein Athmen, löste ihm die Blechbüchse und schritt mit unhörbaren Sohlen gedankenvoll in dem trüben Raume auf und nieder. Die Verschlossenheit des Sohnes zeigte ihr nur zu deutlich, daß die Gutsinspectoren wahr gesprochen und daß der Blinde eine schwere Schuld zu verbergen habe. Ihr Dorfjunker, ihr Stolz, ihre einzige Freude — ein Verbrecher!

Dann nahm sie aus einer Truhe einen sorgsam zugeschnürten Holzkasten, öffnete ihn und streute bei dem matten, dem Erlöschen nahen Scheine des Lichtstümpfchens den Inhalt des Behälters, die sauer und mit den herbsten Entbehrungen erkauften Sparpfennige, auf den Tisch; darauf entleerte sie auch die Blechbüchse, und ein schwacher Schimmer der Freude flog über ihr Gesicht, als sie die reiche Sonntagsernte des Musikanten überzählte. Immer wieder berechnete sie ihren kleinen Reichthum; denn sie war entschlossen, sobald die Kräfte des Sohnes in der Morgenfrühe es erlauben mochten, einen Fluchtversuch zu wagen, um den Blinden der Verfolgung, die nicht ausbleiben konnte, zu entziehen. Wie, wohin, auf welchen Wegen? Sie wußte es nicht; sie wußte nur, daß sie fort mußten, und mit traurigen Blicken maß sie die kahlen Wände des niedrigen Gemaches.

Heinrich erwachte; er hörte das ihm so verhaßte Klimpern des Geldes unter den knöchernen Fingern seiner Mutter, und auch aus diesem Klimpern tönte es schreckhaft an sein Ohr: „Mörder, Mörder!“ Leise pfiff er dem Hunde; das treue Thier sprang zu ihm auf die Lagerstatt, und er preßte den unzertrennlichen Kameraden an sich und verbarg sein Haupt in dem zottigen Felle des behaglich knurrenden Pudels. . . .

Am nächsten Morgen erschien im Waldhause der Landarzt, der in seiner Vorsorglichkeit eine zuverlässige Krankenschwester mitgebracht, die fortan, in Gemeinschaft mit Gertrud, die Pflege des Husaren übernahm. Auch heute schüttelte der Doctor den Kopf, und das Mädchen hing mit ängstlicher Spannung an seinen Mienen.

Bald darauf zog sich die Wirthstochter auf ihr Zimmer zurück. Noch einmal durchlas sie den an Joseph gerichteten Brief, der sie gestern so erschüttert hatte. Ihre Erregung niederkämpfend, des sichern Weges sich bewußt, den sie und der Jugendgenosse fortan zu gehen hatten, schrieb sie in gewissenhafter Ausführlichkeit an die Tochter des Kapitäns. In herzlichen Worten gab sie der Unbekannten ihre Theilnahme an dem Schicksal ihres Vaters kund; dann entschuldigte sie, so gut sie es vermochte, das lange Stillschweigen Joseph's; der Husar sei von einem ernstlichen Unfalle betroffen worden, der ihn für längere Zeit an das Bett fesseln werde; er liege krank in ihrem Hause und erfreue sich der besten Pflege; er habe sie, seine Jugendgespielin, die ihn wie eine Schwester liebe, beauftragt, der Braut in der Ferne Nachricht zu geben; es sei kein Zweifel, daß er genesen und sein Wort in allen Ehren einlösen werde; sie solle getrost sein und der baldigen Wiederkehr des Geliebten mit Freuden entgegensehen; sie selbst werde ihr fortgesetzt über das Befinden Joseph's, dem man jetzt jede Aufregung ersparen müsse, Auskunft schicken und die Grüße ihrer Liebe und Sehnsucht dem Kranken getreulich übermitteln.

Als sie den Brief geschlossen hatte, standen ihre Augen voll heller Thränen; es war ihr, als versiegele sie ihr Jugendglück, um den köstlichen Schatz in die Ferne zu senden. Durch Entsagung eines andern Herzens Frieden zu erkaufen, das war ihr unerschütterlicher Entschluß, eine Entsagung, welche ihr auch durch die Erkenntniß der Untreue des Geliebten nicht erleichtert ward; sie mochte und konnte ihn nicht verurtheilen, ebenso wenig wie sie ihren lieben Wald hätte verdammen mögen, auch wenn er in einer stürmischen Gewitterleidenschaft mit einem seiner mächtigen Stämme ihr Liebstes auf der Welt zerschmettert hätte.

Als sie in der Mittagsstunde, während der Husar schlummerte, mit der Krankenschwester in leisem Geplauder am Fenster saß, bemerkte sie, wie ein Wagen vorfuhr und bald darauf mit möglichster Geräuschlosigkeit die letzten Habseligkeiten des Apothekers hinuntergeschafft wurden. So sollte nun auch der treue Freund scheiden, der in den Stunden der Angst und der Noth sich als ein so uneigennütziger Helfer bewährt hatte!

Sie eilte vor das Haus, ihm Lebewohl zu sagen. Den Brief an die Tochter des Kapitäns übergab sie ihm mit der dringenden Bitte, ihn ungesäumt in der Stadt auf die Post zu geben. Er warf einen flüchtigen Blick auf die Aufschrift und drückte dem Mädchen die Hand; konnte sein Auge auch nicht durch die Hülle des Schreibens dringen, er las doch den Inhalt desselben aus den reinen Zügen Gertrud's, die trotz des Schmerzes, der sie leise umflorte, eine solche stille Hoheit und Milde zeigten, daß er von Bewunderung für die edle Selbstverleugnung der Jungfrau erfüllt ward. Eben flüsterte sie auch dem in einer Ecke des Wagens nistenden Bussard ihre Scheidegrüße zu, und schon wollte der Freund sein Gefährt besteigen, als beide durch einen unerwarteten Ankömmling in Mitleid zugleich und Schrecken versetzt wurden.

Die Gutsinspectoren hatten in der Morgenfrühe dem nunmehr völlig genesenen Obersten Bericht über die gestrigen Vorfälle im Hause des Kaiserwirthes erstattet und es an Anklagen gegen den heimtückischen Spielmann nicht fehlen lassen.

Herr von Audorf, über den Unfall des Husaren, dessen Dienste er bei seiner bevorstehenden Abreise doppelt nöthig hatte, und über die Verletzung seines kostbaren Rappen nicht wenig aufgebracht, hatte sofort im Einverständnisse mit seinem Bruder, dem Gutsherrn, einen reitenden Boten nach der Stadt gesandt, um die Verhaftung des Musikanten ins Werk setzen zu lassen.

Die Mutter des Blinden hatte den Morgen in athemloser Bangigkeit herangewacht. Das Bündel war geschnürt; aber unschlüssig stand sie immer wieder vor ihrem, von tiefem Schlafe befangenen Sohne. Sie konnte es nicht über ihr Herz bringen, den Ermatteten zu stören, der so ruhig schlummerte, als wäre nie ein unreiner Gedanke durch seine Brust gezogen; sie weidete sich an seinem Bilde und schlich dann auf den Zehen nach dem Fenster. Heftig erschrak sie, wie sie einige der Nachbarn halb scheu, halb neugierig vor der Hütte stehen und spähen sah, und war eben im Begriff, den Blinden zu wecken, um sich im nächsten unbewachten Augenblicke mit ihm in die nahen Wälder fortzustehlen, als die Thür gewaltsam aufgerissen ward und zwei städtische Polizisten in ihrer Amtsuniform in das Zimmer drangen, unter dem Geheul des Pudels den Schläfer unsanft aufrüttelten, ihn in ihre Mitte nahmen und vor das Haus schleppten. Ein Murmeln der Neugierigen empfing den Blinden und die Alte, die umsonst die Hände rang und um die Freilassung ihres Sohnes flehte.

Eben, als der Apotheker fortfahren wollte, langte ein Leiterwagen an, auf welchem auf einem Strohsacke der Musikant zwischen den Polizisten saß, während der Pudel mit traurig gesenkten Ohren zur Seite des Gefährtes irrte und den zerrissenen Strick am Boden nachschleifte. Die Amtsdiener ließen halten, um sich durch einen guten Trunk im Waldhause zu erquicken.

Wie auf Verabredung stürzten Gertrud und der Gastfreund auf den Blinden zu. Als man demselben auf seine hastige Frage erwidert hatte, daß der Husar noch lebe und aller Vermuthung nach auch am Leben erhalten bleiben werde, leuchtete es in seinen erloschenen Augen — so glaubten wenigstens der Apotheker und das Mädchen zu bemerken — gespenstig auf, als würde die Nacht seines Gesichts plötzlich von einem aus der Brust des Mannes emporflammenden Blitz der Freude erhellt; aber von nun an bewahrte er ein hartnäckiges Schweigen, wie auch die beiden in ihn drangen, sich mitzutheilen, und ließ nur verstohlen seine Hand über das Antlitz der Wirthstochter gleiten, als wollte er sich einen belebenden, wunderthätigen Trost schöpfen für die traurige Oede und Leere der Gefängnißmauern. Die Amtsdiener drängten zur Abfahrt; da horchte der Blinde auf, richtete sich ein wenig empor und stöhnte, den Kopf zurückgewendet: „Meine Mutter, meine arme Mutter!“ Gleich darauf erschien, aus den Tannen hervorstürzend, das geängstete Weib und brach, von Gertrud aufgefangen, in dem Augenblicke in ihren Armen zusammen, als sich die beiden Wagen in Bewegung setzten. Sie starrte den fortrollenden Rädern nach, die der ruhelose Pudel umkreiste; ihre Brust drohte von dem gewaltigen Laufe, in welchem sie auf abkürzenden Nebenpfaden dem Sohne nachgeeilt, zu zerspringen; zahllos perlten die Schweißtropfen über ihr Gesicht, bis die mitleidige Tochter des Wirthes sie mühsam in das Haus führte und allmählich noch mühsamer beruhigte. Ein paar Tage lang behielt sie

die Alte bei sich, ihr Trost zuzusprechen, so schlecht es auch glücken wollte. Bald schloß sich die Thür des Untersuchungsgefängnisses hinter dem Spielmann, und der Hund irrte ohne Aufhören vor dem düstern Gebäude auf und ab. . . .

Die nächsten Tage verstrichen für Gertrud unter Angst und Sorge; der Husar lag im heftigen Fieber fort und fort ohne Bewußtsein.

Aus Danzig war ein Brief der Kapitänstochter eingetroffen, der die überschwenglichsten Danksagungen enthielt und der Empfängerin nur zu deutlich zeigte, mit wie leidenschaftlicher Zuneigung die Verlassene an dem Reitersmann hing. In ihrer Erregung und Bekümmerniß wünschte Gertrud oft den Apotheker herbei, an dessen ruhigem und festem Wesen, dessen rückhaltloser Freundschaft sie sich aufzurichten sehnte; aber die Fülle der Verpflichtungen hielt den thätigen Mann in seinem Geschäft zurück, und das einzige Lebenszeichen desselben bildeten die Grüße, die der Landarzt gelegentlich überbrachte.

Am neunten Tage nach dem Unfall schien der Zustand des Kranken eine unheildrohende Wendung zu nehmen. Eben war Gertrud im Begriff, ihr Lager aufzusuchen, als die Krankenschwester sie abrufen ließ. Sie kleidete sich hastig an und fand ihren Vater und die Pflegerin an dem Lager des Husaren bemüht, den Fiebernden, der jeden Augenblick gewaltsam sich ihren Händen zu entringen trachtete, auf den Kissen zurückzuhalten. Als er die Jugendgespielin erblickte, starrte er sie mit weit aufgerissenen Augen an und stieß wirre Reden aus; er nannte sie mit dem Namen der Tochter des Kapitäns, flehte stöhnend um Vergebung und verlangte das Kind zu sehen, dessen Lallen er zu vernehmen glaubte. Nur mit der größten Anstrengung drückte der kräftige Wirth den Kranken auf das Lager nieder. Der Anblick und die Reden des Gespielen schnitten dem Mädchen in das Herz; aber der Vater befahl ihr, die Pferde anschirren zu lassen und so schnell wie möglich nach der Stadt zu dem Arzte zu eilen.

Lautlos verließ sie das Zimmer. Der verfügbare Knecht, der das Gefährt bereit gestellt, wurde im letzten Augenblick von der Schwester geholt, dem Kaiserwirthe Beistand zu leisten. So machte sie sich allein auf den Weg, in ihre Pelzjacke gehüllt, und lenkte, seit Jahren des Fahrens kundig, die beiden Braunen durch das Dorf auf die Chaussee.

Ein leichter Schnee war am Tage gefallen, und Straße und Zweige funkelten im Strahle des ungetrübten Vollmondes. Die Pferde griffen aus, und die Tannen zu beiden Seiten des Weges flogen an ihr vorüber. Die Zügel fest in den Händen, blickte sie auf die dampfenden Thiere, deren Köpfe und Rücken im Strahl der Laterne des offenen, zweisitzigen Korbwägleins schimmerten und glühten. Ihr war so bang zu Muthe, wie noch nie in ihrem Leben; auf dem leeren Platze neben ihr saß ein unsichtbarer Passagier, der wahnwitzige Reden führte von einem ertrunkenen Schiffskapitän und einem vaterlosen Kinde; die Hände fingen an ihr zu erstarren im Frost der klaren Winternacht; sie legte sich die Zügel für Augenblicke um den Hals, um die klammen Finger durch Reiben zu erwärmen; dann ermunterte sie die Gäule durch Zurufe zu schnellerm Lauf; aber in ihre Rufe mischten sich von neuem die abgerissenen Worte des aufdringlichen, unsichtbaren Begleiters; die Sterne und der Mond, zu denen sie dann und wann hinaufblickte,

boten ihr keinen Troſt, ſondern ſchimmerten wie kalte, todte Eiskryſtalle an dem wolkenloſen, froſtigen Himmel.

Endlich polterte der Wagen mit den knirſchenden Rädern über das holperige Pflaſter der Landſtadt. Zu ihrem Schrecken bemerkte Gertrud, daß das Gefährt des Doctors vor ſeinem Hauſe hielt. Sie bat den Kutſcher des Pflegevaters, der ihr von einer plötzlichen Abberufung ſeines Herrn Kunde gab, auf ihr Geſpann Acht zu haben, kletterte von ihrem Sitze herab und ſchlüpfte durch den Thorweg.

An der Schwelle trat ihr der Arzt entgegen, zur nächtlichen Ausfahrt gerüſtet; ſein Weg führte ihn nach einem Dorfe, das in völlig entgegengeſetzter Richtung von dem Waldhofe lag; er bedauerte herzlich, da er zu einem vielleicht Sterbenden gefordert wurde, dem Mädchen nicht folgen zu können; indeſſen ließ er ſich, die Pflegetochter in ſein Zimmer nöthigend, den Zuſtand des Huſaren genau beſchreiben, beruhigte die Angſtvolle, indem er den heftigen Ausbruch des Fiebers als einen von ihm bereits erwarteten darſtellte, und ſchrieb ein Recept auf, das ſie ſofort in der Apotheke bereiten laſſen ſollte. Gleich darauf trat Gertrud mit dem Arzte auf die mondhelle Gaſſe hinaus.

Jetzt erſt bemerkte die Wirthstochter, daß nicht der alte, liebe Schimmel, ſondern ein fremdes Pferd an den Wagen des Doctors geſchirrt war. „Der alte Gaul lahmt", verſetzte der Arzt, „und ich werde ihn ganz außer Dienſt ſtellen müſſen; ſeine Kräfte reichen nicht mehr aus, die Strapazen auf den oft grundloſen Wegen der Landſtraßen zu ertragen."

„Der alte Gaul lahmt", dachte Gertrud. „Wie das Füllen, der Geſpiele meiner Kindheit, ſich abgenutzt hat, ſo haben meine Jugendträume und kindiſchen Hoffnungen ſich abgenutzt; ihm kann das Gnadenbrot zutheil werden, aber jene? Sie liegen in einem öden Winkel meines Herzens, und es wird Zeit, ſie erbarmungslos hinauszukehren!"

Der Arzt half ihr in den Wagen und beobachtete mit Bewunderung, mit welcher Sicherheit die Pflegetochter das Geſpann umlenkte.

Wie ſtill lagen die Straßen, wie funkelte der Schnee auf den Dächern, wie blinkten traulich und heimlich vereinzelte Lichter durch die verglaſten Fenſterſcheiben! Aber da ſtieg es wieder auf an der Wegkreuzung, und der unſichtbare Paſſagier neben der Roſſelenkerin führte wieder die alten, wahnwitzigen Selbſtgeſpräche.

Die Domuhr verkündete mit hallenden Schlägen die elfte Stunde, als Gertrud vor dem Laden des Apothekers die Pferde anhielt. Sie warf einen forſchenden Blick auf das kleine, ſaubere Häuschen, das neben den Geſchäftsräumen nur die Wohnung ſeines Beſitzers enthielt. Durch die geſchloſſenen Jalouſien der Ladenfenſter drang ein ſchwacher Lichtſchimmer. Sie ſtieg hinab, klopfte zweimal an die Thür, und mit ihr klopfte ihr Herz, als ihr das Außergewöhnliche dieſes Nachtbeſuches zum Bewußtſein kam.

Ein Schiebfenſterchen der Thür wurde geöffnet. Mit Staunen erkannte der Apotheker, der mit dem Gehülfen in dem Laboratorium noch ſo ſpät gearbeitet hatte, die Beſucherin, die ihm mit haſtigen Worten zuflüſterte, welches Elend ſie herführe.

Gleich darauf öffnete er, bot der Fröstelnden die Hand, half ihr die Decken über die Pferde breiten, rief seinen Diener, der das Gespann bewachen sollte, und nöthigte das Mädchen in den Laden.

Eine kleine Gasflamme erleuchtete dürftig den Raum. Geheimnißvoll blinkten die Hunderte von weißen Büchsen auf den Gestellen, wie riesige Schneeflocken, die der Winter hereingeweht und die sich alle in Reih und Glied aufgepflanzt.

Der Apotheker vertiefte sich in die Durchsicht des Recepts, als trage er Bedenken, seinem holden Gaste in die Augen zu blicken. Unterdessen musterte Gertrud ihre nächste Umgebung. Zur Seite der Ladenthür bemerkte sie ein Glaskästchen an der Wand, auf welches die Gasflamme, die der Besitzer des Ladens soeben höher schraubte, ihre hellen Strahlen warf. Hinter der Glasscheibe des Kästchens gewahrte die Lauscherin den sauber mit einer Nadel auf einem Korke befestigten Todtenkopfschmetterling, dessen Flügeln der Naturfreund auf einem Spannbret die gehörige symmetrische Richtung gegeben hatte. Unter dem Falter standen die deutlich lesbaren Worte: „Sphinx Atropos. Gefangen in der Andreasnacht im Waldhofe des Kaiserwirthes."

Seltsam durchzuckte es das Mädchen, als sie nun ihre Blicke von dem Dämmerungsfalter auf das unter ihm an der Wand hängende Mahagonischränkchen gleiten ließ. Es war ein kleiner Giftschrein, durch dessen Scheiben sie eine Reihe von Büchsen, Gläsern und Schachteln leuchten sah, auf deren Fronten ein sorgsam aufgeklebter Zettel mit dem Bilde eines schwarzen Todtenkopfes sich regelmäßig wiederholte.

Ja, hatte sie denn das Zeichen des heiligen Andreas in jener Nacht auch richtig begriffen? Prangte denn der Todtenkopf nur an der Pelzmütze des schwarzen Husaren, und war er nicht auch das Symbol des schwarzen, giftmischenden Apothekers? Und war es am Ende nicht gar ein süßes Gift, ein Gift der Liebe, das er zu bereiten wußte, und dessen Kelch zwei Menschen leeren konnten, um noch im Tode miteinander verbunden zu sein?

Ihr Herz klopfte laut, als sie sich jetzt umwendete und dem Freunde in die Augen blickte, der sie mit freudigem Schrecken betrachtete. O, wie schön war sie doch! Wie stahlen sich die dunkeln Stirnhärchen so anmuthig unter der kleidsamen, winterlichen Kapuze hervor, wie glühten die Wangen, die, vom Frost geröthet, in der Wärme des Ladens eine prickelnde Hitze durchflutete! Und wie wunderbar hatten sich in dies kindlich holde Gesicht die Züge der Schwermuth eingegraben, die draußen in der Winternacht um die feinen Mundwinkel, um Auge und Augenbrauen gleichsam festgefroren waren.

Aber er sah, wie sie sich die erstarrten Hände rieb und mit den zierlichen Füßchen auf ihrem Platze stampfte und trippelte, um das Blut schneller fließen zu machen. O, wie allerliebst war das alles, und wie bebten die feinen Pelzhärchen des Kapuzenbesatzes unter dem Hauch ihres rosigen Mundes!

Während er sich mit herzlicher Theilnahme nach dem Husaren erkundigte, braute er geschwind einen heißen, wohlschmeckenden Trank zusammen, führte die Besucherin in sein an den Laden grenzendes Wohngemach und stellte das dampfende Gläschen vor sie hin. In wenigen Minuten werde er die Arznei bereitet

haben, fügte er hinzu, und eilte durch den Laden in das Laboratorium, ohne ihre Dankesworte abzuwarten.

Sie nippte von dem Trank und nippte wieder. Ein wohlthätiges Gefühl der Erwärmung erquickte sie. Hinter ihrem Rücken knisterten die Holzscheite im Kamin; aus dem kunstvoll geschnitzten Gehäuse der über der gegenüberliegenden Thür angebrachten alten Wanduhr schlüpfte ein Kukuk, um mit einem hellen Rufe zu verkündigen, daß die Hälfte der Mitternachtsstunde verronnen sei. Rings an den Wänden thronten große und kleine Geweihe, während neben dem Kamin eine Sammlung von Waffen, Flinten und Hirschfängern in malerischer Gruppirung angeordnet war. Alle Möbel des Zimmers stimmten anheimelnd zusammen; die Beine des Tisches, der Stühle und kleinen Sessel waren aus Hirschfüßen gebildet, die Einfassung des Aufsatzes des mit allerhand wunderbarem Geräth bedeckten Schreibtisches, die Seitenlehnen des Sofas aus Hörnern und Geweihen hergestellt; über dem Sofa prangte eins jener Landschaftsbilder mit den reliefartig angebrachten, ausgestopften Vögeln; zu beiden Seiten des Bildes standen auf zierlichen Consolen eine Anzahl Glasgefäße, in welchen Schlangen aller Art, auf das geschickteste präparirt, ihre schillernden Häute zur Schau stellten; ein mächtiger Glasschrank, auf welchem ein ebenso mächtiger Raubvogel seine Schwingen ausbreitete, enthielt eine auserlesene Sammlung von Curiositäten aus den Raritätencabineten des großen Ateliers der Natur. Wie klang das alles so wohlig und behaglich in einen Gesammtaccord zusammen und hallte die Freude und Wonne seines Sammlers und Besitzers wider, des stillen Naturfreundes, der sich mit den todten Geschöpfen umgab, die doch für ihn eine so beredte Sprache hatten! Ja, hier mußte es sich gut hausen lassen, und eine Lust mußte es sein für ein Naturkind, wie Gertrud es war, diese kostbaren Schätze sorglich abzustäuben und zu ordnen! Nun begriff sie, warum der Kutscher des Doctors, als sie ihn nach dem Hause des neuen Pharmaceuten gefragt, ihn als den „Hörndlapotheker" bezeichnet hatte. Sie schwelgte in der Musterung des traulichen Gemachs und barg ihre Füße in das Fell des Fuchses, das unter ihrem Sessel lagerte. Und da lag auch im offenen Kasten auf dem Tische die Geige des Hausherrn, und wieder zupfte sie, wie an jenem glücklichen Morgen im Waldhause, die Saiten leise nacheinander und freute sich des eintönigen, klimpernden Pizzicato. Aber da schreckte sie auf aus ihren Träumereien; mit dumpfem Klange sprang eine der Saiten, und durch die Thür schien wieder der Unsichtbare hereinzuschlüpfen und flüsterte von dem ertrunkenen Kapitän und seiner verlassenen Tochter. Betroffen blickte sie auf die Uhr; der Kukuk verließ sein hölzernes Nest, rief dreimal hintereinander und brachte der Harrenden zum Bewußtsein, weshalb sie hergekommen, und daß sie eine lange Viertelstunde verträumt, während der Kranke nach Hülfe verlangte.

Geschwind fuhr sie empor und eilte durch den Laden an die offene Thür des Laboratoriums. Mitten zwischen seinen Tiegeln und Retorten stand der schwarze Apotheker, dem der Gehülfe soeben in seinen Reisepelz hineinhalf. Er bemerkte die Freundin und reichte ihr die sauber eingehüllte Arzneiflasche nicht ganz ohne Verlegenheit.

Gertrud erfaßte mit ganzem Interesse, trotz der wenigen Augenblicke, das ge-

räumige Laboratorium als ein fortan unverlierbares Bild, in dessen Rahmen ihr der Naturfreund bei seiner Arbeit in einem Ernst und einer Gewichtigkeit erschien, welche die unbegrenzte Achtung vor ihm noch bedeutsam steigerten.

Sie schritten durch den Laden, und der Begleiter flüsterte dem Mädchen zu: „Wenn der Doctor über Land gefahren, muß wol einmal der Apotheker nach dem Kranken sehen."

„Der Hörndlapotheker", entgegnete Gertrud, einen Augenblick stehen bleibend und dem Gefährten voll in das Gesicht schauend, und ein flüchtiges, glückseliges Lächeln verklärte einen Moment ihre kindlich frohen Züge, um gleich darauf dem Ausdruck banger Sorge wiederum Platz zu machen.

Der Schwarze erwiderte nichts, aber dies eine Wort „der Hörndlapotheker", mit diesem silbernen Klange gesprochen, entzückte ihn und beglückte ihn, er wußte nicht warum.

Der Gehülfe trat mit hinaus und legte eine Decke und einen Fußsack hinter den Sitz des Korbwagens.

Das Mädchen kletterte hinauf, von dem Begleiter unterstützt, der sich neben ihr niederließ und die Zügel ergriff. Die Pferde zogen an, und das Gefährt rasselte durch die menschenleeren Gassen.

Der Apotheker langte mit der einen Hand hinter sich, nahm den Fußsack, bat die Freundin, sich dessen zu bedienen, und war ihr behülflich, die wärmende Hülle bis an die Knie hinaufzuziehen; dann legte er ihr die Decke über den Schos, und ihre Hände berührten sich flüchtig über derselben.

Gertrud athmete auf; es war doch traulicher und behaglicher, einen Begleiter von Fleisch und Blut, einen so liebevoll aufmerksamen, neben sich zu wissen, als den gespenstigen, schemenhaften Passagier mit seinen irren Worten, der, von dem Apotheker fortgescheucht, auch nicht hinter ihrem Rücken aufzusitzen mehr den Muth hatte.

Schon näherten sie sich dem Stadtthore. Der Weg führte durch eine schmale Straße, in welche der Mond zwischen den Giebeln und Schornsteinen grell herniederleuchtete. Sie fuhren an dem Gefängnisse vorbei, auf dessen düstere Mauern und vergitterte Fenster sie unwillkürlich in demselben Augenblicke schauten. In welchem Raum mochte der einsame Blinde seine Tage vertrauern? Vor dem Portale des hohen Gebäudes bemerkte Gertrud plötzlich den Hund des Spielmannes; wie angewurzelt stand er dort, den Kopf nach dem Thore gekehrt; nur an dem Zittern seines Schattens gewahrte sie, wie der Pudel zitterte und im Froste bebte; sie bat den Apotheker anzuhalten; aber wie sie auch lockte, rief und schmeichelte, der Vierfüßler bewegte sich nicht von der Stelle.

Nun lag die Stadt hinter ihnen. Der Schwarze, der bei seinen Streifereien vom Waldhause aus alle Wege der Umgegend genau hatte kennen lernen, trieb die Gäule zu größerer Eile und schlug, die Chaussee vermeidend, den nähern Pfad durch die Tannen ein.

Das Paar blieb ziemlich schweigsam; die Sterne flimmerten, und die in ihrem Schlummer aufgestörten Zweige schütteten dann und wann ärgerlich ein paar ihrer Schneeflocken den Reisenden ins Gesicht. Endlich begann der Apotheker, doch nur

vor sich hinsprechend, als könnte er nicht beanspruchen, die Theilnahme der Gefährtin zu erregen: „Wie jetzt, so strahlten einst in nebelloser Nacht auf dem Ocean die Gestirne auf mich herab. Ich stand neben dem Steuermann und blickte hinaus auf das Meer. Ich hatte das Gefühl der Unendlichkeit, als sollte mein Auge nie wieder den Umriß einer Küste gewahren, als müßte ich so forttreiben ohne Ende auf den Wellen — und heute? Ich sehe die Küste vor mir, sehe das Ziel, den Hafen, nahe, ganz nahe, fast mit den Händen zu greifen; und doch, es ist mein Schicksal: ich treibe wieder dahin ins Uferlose, und die Sterne spiegeln sich in dem lichten Schnee wie damals in den Wogen."

Sie erwiderte nichts auf das seltsame Selbstgespräch, aber seine Worte schmiegten sich mit unverlierbarem Klange an ihr Ohr und ihr Herz.

Eine nicht unbeträchtliche Anhöhe lag vor ihnen. Der Apotheker sprang von dem Wagen und schritt neben dem Fuhrwerke hin, und das Knallen der Peitsche weckte ein Echo an den Bergen.

Gertrud sah mit festem Auge auf den ruhig und sicher schreitenden Freund. O, wie mußte es sich so ruhig und sicher wandeln lassen an der Seite des Mannes, unter seinem Schutz und Schirm, wie stillten sich alle Kämpfe der Seele in seiner Nähe, und wie säumte das Mondlicht so wunderbar die Umrißlinien seines treuen, edeln Gesichts!

Die Anhöhe war gewonnen; der Apotheker zog die Zügel an und ließ die Braunen ein wenig verschnaufen. Zur Rechten öffnete sich der verrufene Waldgrund, den der Schwarze so gern auf der Schlangenjagd besucht, und da lag auch die mächtige umgestürzte Tanne, von Schneekrystallen überzogen, die Tanne, welche der Naturfreund einst dem Mädchen als eine Selbstmörderin bezeichnet hatte. Aber heute verglich Gertrud nicht, wie damals, ihren Gefährten mit einem finstern, schwarzbärtigen Zauberer, der unter den knorrigen Bäumen Kräuter, Wurzeln und Gewürm sucht, sondern mit einem vereinsamten Pilger, der ruhelos ins Ungewisse fortstrebt und die Augen nach den Sternen hebt, um sich Hoffnungen herabzulesen, die, ach, vielleicht niemals in Erfüllung gehen sollten!

Und der Apotheker hob wirklich die Augen nach den Sternen, und eine tiefe Wehmuth lag über seine Züge gebreitet. Dann schwang er sich auf den Wagen, und nach wenigen Minuten, als die Uhr der Dorfkirche Eins schlug, hielt derselbe vor dem Waldhause.

Der Wirth eilte dem Paare entgegen und erzählte, hocherfreut, daß wenigstens der Apotheker an Stelle des Doctors gekommen, der Kranke habe sich wesentlich in der Zwischenzeit beruhigt. Gertrud dankte dem Freunde mit den herzlichsten Worten, überreichte ihm die Arznei und begab sich auf ihr Zimmer, während ihr Begleiter sich anschickte, den Rest der Nacht Wache und Pflege mit der pflichttreuen Krankenschwester zu theilen.

Sonderbare Träume erfüllten die Seele des schlummernden Mädchens. Tausende von weißen Büchsen, alle mit dem Bilde eines Todtenkopfes geziert, bedeckten die Wände ihres Gemaches; und die Deckel hoben sich leise, und unzählbare Todtenkopffalter schwirrten darunter hervor, rauschten und wirbelten durch die Luft, flatterten über ihrem Lager und kreisten um ihr Haupt, bis der Pudel des Spiel-

mannes in das Zimmer sprang und wunderlich nach den Schmetterlingen schnappte, während der Apotheker mit einem ungeheuern Fliegenwedel sie in ihre Behälter zurücktrieb. . . .

Als Gertrud am nächsten Morgen zu später Stunde erwachte, erfuhr sie von dem Vater, daß der Landarzt bereits vorgefahren war und, nach der glücklich überstandenen Krisis, die besten Hoffnungen für die Genesung des Husaren ausgesprochen habe. Die Tochter war freudig bewegt, und es drängte sie, den beiden Männern, den Wohlthätern ihres Jugendgespielen, zu danken; aber zu ihrem Leidwesen war der Apotheker schon vor einer Stunde mit dem Doctor in die Stadt zurückgekehrt.

Nun folgten ruhigere Tage; allmählich kehrte dem Verwundeten das Bewußtsein zurück, und seine Kräfte begannen langsam zu erstarken. Aber je mehr seine körperliche Genesung fortschritt, um so mehr erschrak Gertrud vor der noch zu lösenden herben Aufgabe, auch seine Seele zu heilen und ihn mit Milde und Schonung auf den Weg der heiligsten Pflicht zurückzuführen.

In den Stunden, in welchen sie die Krankenschwester ablöste, versuchte sie, Joseph Schritt für Schritt auf das Unabänderliche vorzubereiten. Am Morgen des Weihnachtstages endlich wagte sie es, ihm von dem von ihr gelesenen Brief der Kapitänstochter und von seinen Fieberphantasien Mittheilung zu machen. Sie las ihm die Briefe vor, die Hedwig aus Danzig in regelmäßiger Folge an sie geschrieben, Briefe, aus denen eine leidenschaftliche Hingabe an den Geliebten und eine jubelnde Freude über seine Errettung sich kundgaben. Die Augen des Husaren füllten sich mit Thränen; jeder Trotz war gebrochen vor der Milde und Versöhnung, die aus jedem Worte der Jugendgespielin hervorleuchteten; und wie ein reuiges Kind der mahnenden Mutter lauscht in demüthigem Gehorsam, so horchte Joseph auf die Stimme seiner jugendlichen Predigerin, und er gelobte ihr in die Hand, zu thun, was sie als seine unwiderrufliche Pflicht erkannt hatte. Wie eine Heilige, in dem Glorienschein der Selbstüberwindung, schien sie ihm durch das Zimmer zu schweben, und er sah mit fast ehrfürchtigem Staunen zu ihr hinauf.

Sie hatte gefürchtet, daß ihn das Gespräch zu sehr erregen würde; doch es ging ein Frieden, eine Beschwichtigung von ihrem sanften und doch so bestimmenden Wesen aus, daß Joseph seine Genesung zwiefach zu empfinden begann.

Als die heilige Christnacht heranrückte, zündete Gertrud die Kerzen eines kleinen, vor das Bett des Husaren gerückten Weihnachtsbaumes an und legte das Bild und einen Brief Hedwig's, welche die letztere an den Geliebten zum Feste gesendet, mit mehrern sinnigen Gaben der Braut unter die zierlich geschmückten Zweige. Die Hände Joseph's zitterten, als er die Photographie ergriff und in die zwar nicht regelmäßig schönen, aber ausdrucksvollen und von seelischer Anmuth zeugenden Züge der Verlobten blickte. Lange hielt er die Hand der Jugendgespielin in der seinigen und bedeckte sie mit Küssen inniger Dankbarkeit. Als er dann den Brief Hedwig's gelesen, verbarg er sein Haupt in der Decke seines Lagers, und das Schluchzen des Genesenden klang an das Ohr Gertrud's wie der heilige Thränenerguß seliger Engel, die um einen reuigen Sünder weinen.

Der Januar brachte dem Mädchen eine neue freudige Ueberraschung. Der Musikant war freigelassen worden. Einestheils hatten die Zeugen, zu denen der

Wirth und der Apotheker gehörten, die allergünstigsten Aussagen über den Charakter und den Wandel des Blinden gemacht, und anderntheils hatte der Husar, welchen man an dem Krankenbette verhört hatte, die von seinem Obersten erhobene Anklage dadurch abgeschwächt, daß er sich selbst anschuldigte, in einem nicht ganz nüchternen Zustande den Spielmann durch reizende Worte herausgefordert zu haben.

Zudem war jede Gefahr für den Verletzten geschwunden, und einen Punkt der Heinrich zur Last gelegten Tücke zerstörte der Chausseeeinnehmer, welcher, zwei Tage vor der entscheidenden Gerichtssitzung, in stürmischer Abendstunde den umherstreifenden Taubstummen in dem Augenblicke überrascht hatte, als er, heimlich in das Haus gedrungen, die Lampe am Fenster der Hebestelle aufs neue zu löschen im Begriff war.

Es war mäuschenstill in dem überfüllten Gerichtssaale, als der vielbeliebte Spielmann vor den Schranken erschien, freilich diesmal ohne Begleitung seines Pudels, den man vergeblich von dem Thor des Gefängnisses zu verscheuchen versucht und endlich aus Mitleid dem Gefangenen zugesellt hatte.

Heinrich war zu edel — und dies gewann ihm die Theilnahme seiner Richter in außerordentlichem Grade —, auch nur mit einem Worte der von dem Jugendgespielen ihm widerfahrenen Kränkungen und Beleidigungen zu gedenken. Die Selbstschau, die er in seiner Haft gehalten, hatte ihn geläutert; jetzt fühlte er mehr als je, wie sehr er die Tochter des Wirthes ehrte und liebte, und darum erkannte er es als seine Pflicht, ihrem Glücke nicht länger zu widerstreben und die von ihr heiß ersehnte Vereinigung mit dem genesenen Jugendgenossen durch seine vielleicht ganz ungerechten Zweifel an seiner Treue nicht zu erschweren. So sagte er nur aus, daß er in blindem Zorne die Kugel nach der Richtung, aus der des Husaren gereizte Worte getönt, geschleudert habe; er bedauere von ganzem Herzen, daß er sein unsichtbares Ziel so gut getroffen, als wenn er mit sehenden Augen die Entfernung gemessen hätte. Dann trat er plötzlich einen Schritt vor, wie von Begeisterung ergriffen, und schloß seine Aussage mit einem der vielen Lieder, welche er in der langen Muße seiner Haft ersonnen hatte:

Laßt mich hinter öden Mauern,
Nur mein Lied sei mein Genoß!
Keiner Nächte düstres Schauern
Fürchtet, wem das Licht sich schloß.

Eingekerkert unter Brauen,
Schläft für mich der Sonne Glanz:
Ahnen darf ich, darf nicht schauen
Mondeszauber, Sternenkranz.

Doch wenn zwischen Eisengittern
Schlüpft der milde Strahl herein,
Mit den todten Augen wittern
Werd' ich den geliebten Schein.

Kunde bringt er, schmerzlich süße,
Von der Heimat Berg und Thal:
Eile, lieber Glanz, und grüße
Meine Mutter tausendmal!

Diese Worte brachten einen tiefen Eindruck hervor; ein Moment lautloser Stille trat ein; nur aus den Reihen der Zuhörer vernahm man das mühsam zurückgehaltene Schluchzen einer Frau, die ihr gramgefurchtes Angesicht mit beiden Händen bedeckt hielt.

Nach der bewegten Rede des Vertheidigers, der dem Angeklagten wegen seiner hohen Begabung das regste Interesse entgegenbrachte und ein rührendes Bild von dem Leben und den Schicksalen des Blinden entrollte, und nach den hoffnunggebenden Schlußworten des Präsidenten zogen sich die Geschworenen zu einer kurzen Berathung zurück. Auf Grund ihres Ausspruchs wurde von den Richtern das dem Angeklagten zuzuerkennende gelinde Strafmaß durch die Untersuchungshaft bereits als verbüßt erachtet.

Als die Richter wieder in den Saal getreten, und als dem Spielmanne die Botschaft seiner Freilassung verkündigt worden war, ging ein leises Murmeln des Beifalls durch die Reihen der Versammelten; wenige Augen aber blieben trocken, als ein Weib, das schon vordem durch sein Schluchzen die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf sich gelenkt hatte, als die Mutter Heinrich's sich rücksichtslos durch die Menge drängte und, allen Widerstand leidenschaftlich besiegend, plötzlich vor dem Sohne stand und ihn ungestüm an ihr Herz preßte. . . .

Zu derselben Zeit saß Gertrud an dem Lager des Freundes und schrieb die Worte nach, die ihr der Genesene an die ferne Braut dictirte. Sie kämpfte einen schweren Kampf mit sich während dieser Aufzeichnung; denn sie fühlte es, wie die Augen des Husaren heiß auf ihr ruhten und wie alle die Versicherungen der Liebe und Treue, die seinen Lippen entströmten, mehr an sie selbst gerichtet zu sein schienen als an die Geliebte in der nordischen Stadt. Und in der That! Joseph hatte in der letzten Zeit eine so schwärmerische Neigung zu seiner liebevollen Pflegerin und Mahnerin gefaßt, daß es ihm oft unmöglich scheinen wollte, den Pfad der Pflicht, den ihm Gertrud gewiesen, mit Sicherheit weiter zu wandeln. Jetzt erst sah er in vollem Umfange ein, welches Glück er verscherzt hatte; ein jeder eigennützige Gedanke war aus seiner Seele gewichen, von der Hoheit, Milde und Anmuth der Freundin hinweggescheucht, und er hätte sich selig gepriesen, das Mädchen, auch wenn es eine heimatlose Bettlerin gewesen wäre, die Seine nennen zu dürfen. Seine Genesung selbst wurde durch die Erregung, in welche ihn diese Erkenntniß versetzte, in ihrem Fortschreiten aufgehalten; jetzt, nachdem sich die Stirnwunde geschlossen hatte, blutete die gefährlichere Wunde des Herzens. Und wie sollte Gertrud diese stillen? Sie erschrak, wenn sie das Aufleuchten seiner Augen gewahrte, so oft sie das Krankenzimmer betrat; sie erschrak, wenn sie sich von seinen Blicken verfolgt fühlte, wohin sie sich auch wenden mochte. Und jetzt? Wie herzlich wußte er, den Brief dictirend, von dem Wald und den Bergen seiner Heimat zu erzählen, wie enthüllte er der fernen Hedwig die Reize dieses Thales, wie wurden mit einem mal alle die Klänge der Jugend wach, die Gertrud bisher vergebens in ihm zurückzurufen gestrebt hatte! Und nun, wo sich seine Liebe so duftig und so warm erschloß, wo sich der Traum ihrer Kindheit, den sie längst abgeschüttelt zu haben glaubte, von neuem so schmeichlerisch um Seele und Sinne schmiegte, nun sollte sie *ihn* weggeben an eine andere, ihn, auf den sie durch ihre

Pflege ein erneutes Anrecht gewonnen? Aber es mußte ja sein, es war kein Ausweg. So bemühte sie sich, ruhig und fest zu bleiben; immer wieder stellte sie sich das Elend der Verlassenen vor und gedachte des Kindleins, das jene unter ihrem Herzen trug. Und so lenkte sie auch jetzt, als sie den Brief geschlossen, die Gedanken Joseph's fort und fort auf Hedwig und plauderte mit ihm von der Zukunft und malte ihm das Glück aus, das er an der Seite des braven Mädchens finden werde.

Da lockte ein Getöse von Stimmen die Wirthstochter an das Fenster. Vor dem Hause, von jubelnden Dorfbewohnern umringt, erschien die Mutter des Spielmanns, den Sohn an der Hand. Gertrud flog die Stiegen hinunter, den Blinden zu beglückwünschen, und Heinrich empfand erst in diesem Augenblicke voll und ganz die Freude über seine Freilassung, nun ihn auch das liebe Mädchen, die Herrin seiner Träume und Lieder, durch den herzlichsten Ausdruck ihrer Theilnahme freigesprochen hatte.

Nachdem sich der erste Sturm der Fragen gelegt, flüsterte Gertrud dem Blinden ein paar Worte ins Ohr; er nickte und ließ sich willig von dem Mädchen in das Haus und die Stiegen hinauf führen. Vor der Thür des Krankenzimmers zauderte Gertrud einen Augenblick und fragte Heinrich, ob er auch ruhig sei und dem Husaren nicht mehr grollen werde. Er schüttelte den Kopf und klinkte auf. Von seiner Mutter hatte er bereits gehört, daß die Wirthstochter, trotz aller Güte, mit der sie den Reitersmann überschütte, nicht im mindesten daran denke, ihm für das Leben zu folgen, und so sah er jetzt in dem Gespielen der Kindheit nicht mehr den erbitterten Gegner und Nebenbuhler, sondern nur den Leidensgenossen, dem es beschieden war, mit sehenden Augen auf ein Gut zu verzichten, welchem in der Umnachtung des Antlitzes zu entsagen schon herb und traurig genug erschien.

Feierlich legte Gertrud die Hände des Husaren und des Spielmanns ineinander. Nicht wie Knaben, sondern wie Männer saßen die Kameraden einander gegenüber, und der mannhafte Druck ihrer Rechten sagte mehr, als das Aufrühren aller alten Erinnerungen, als tausend Worte der Vergebung hätten sagen können.

Am Abend dieses Tages saß eine fleißige Arbeiterin am Herdfeuer, und ihre Finger bewegten sich nach dem lustigen Takt einer Clarinette, während der Pudel die Ohren spitzte und seine Befriedigung durch ein anhaltendes Knurren zu erkennen gab.

Noch im Laufe des Monats durfte der Husar das Bett verlassen. Nachdem die Krankenschwester aus dem Hause geschieden war, mußte es für Gertrud eine doppelt schwierige Aufgabe sein, dem Jugendfreunde, der nun fast allein auf sie angewiesen war, jede Aufwallung durch die Sicherheit ihres Wesens unmöglich zu machen und zu verhüten, durch ein allzu freundliches Wort, durch einen unbewachten Blick einer Hoffnung, die für ihn und sie auf immer erloschen sein mußte, neuen Spielraum zu gewähren. Sie litt ersichtlich unter diesem, sich jede neue Stunde wiederholenden Zwang, und ihre frischen Wangen fingen an, sich mit einer auffallenden Bläße zu bedecken. Sie vermied es soviel als möglich, mit Joseph allein zu sein, und fand endlich eine treue Stütze an ihrem braven Vater, dem sie ihr Herz erschloß und der in seiner biedern Rechtlichkeit ihre Entschließungen nicht allein aus vollster Ueberzeugung billigte, sondern auch selbst den Husaren durch

allerhand Gespräch und Zerstreuung von der steten Beschäftigung seiner Seele mit der Tochter abzulenken strebte. Es war ein Glück, daß fast täglich ein Brief Hedwig's aus Danzig anlangte, der beantwortet werden mußte und so eine ungezwungene Gelegenheit bot, den Gast des Waldhauses fortwährend auf das eine, das noththat, hinzuweisen.

Es war um die Mitte des Februar, als der vollständig genesene Husar nicht länger zögern durfte, seinem Obersten in die Garnison zu folgen. Schon hielt der Wagen, der ihn nach dem Bahnhofe führen sollte, vor dem Waldhause. In voller Uniform stand Joseph in dem Zimmer Gertrud's, um sich zu verabschieden. Wie schmuck und stattlich sah er auch heute aus! Die Blässe, die das Leiden auf seinem Gesicht zurückgelassen, die Wehmuth des Scheidens, die in seinen Zügen zitterte, ließen den jungen Kriegsmann nur um so anziehender erscheinen. Mühsam kämpfte die Freundin ihre Bewegung nieder, als ihr der Husar auf ihr wiederholtes Flehen feierlich in die Hand gelobte, ihr nichts zu schreiben, auch nicht eine einzige Zeile, als nach der nöthigen Frist die eine, von ihr mit wehmüthigem Bangen erwartete Nachricht, daß er mit Hedwig sich zu ewigem Bunde vereinigt habe. Joseph drückte der Pflegerin die Hand mit stummem Schmerz und wandte sich ab; schon an der Thür des Giebelstübchens, kehrte er noch einmal um, riß die Geliebte an sich, drückte ihr einen heißen Kuß auf die Lippen, und eine Minute voller Leid und Harm bettete das standhafte Mädchen sein Haupt an der Brust des Reiters, der die Hände über den duftigen Locken faltete.

Dann hörte sie das Klirren seiner Sporen auf der Treppe und eilte an das Fenster. Wie sie einst vor langen Jahren dem scheidenden Försterssohne von derselben Stelle aus nachgeblickt, so sandte sie heute dem Husaren die letzten Grüße nach. Der Kaiserwirth hatte bereits Platz genommen; aber nicht die beiden Braunen stampften vor dem Wäglein, da sie einen Reisenden durch das Gebirge zu schleppen hatten, sondern der alte Schimmel mußte noch einmal seine Kräfte zu einer letzten, traurigen Fahrt aufbieten. Der treue Gaul war, nachdem ihn der Landarzt hatte außer Dienst stellen müssen, von dem Wirth auf die schmeichlerischen Bitten des Töchterleins wieder in den Stall, in welchem er als Fohlen gestanden, aufgenommen worden, um hier sein Gnadenbrot zu genießen. Der Husar stieg in den Wagen, warf einen letzten, sehnsüchtigen Blick nach dem Giebelfenster hinauf, aus welchem das Taschentuch des Mädchens herniederwinkte, und schaute so lange zurück, bis das mächtige, den First krönende Hirschgeweih von den Tannenwipfeln verschlungen ward. Und ahnungslos zog der Schimmel den wehmüthigen Reiter, der einst als Knabe so oft sein Vesperbrot mit ihm getheilt, mit grausamer Hast in die Ferne, und entführte dem durch Leid und Schmerz zur willenskräftigen Jungfrau herangereiften Mädchen die Träume der seligen Kinderzeit, die nun auf immer zerflossen. Leise flüsterten die Tannen sich die Kunde zu, daß der Sohn des Försters aufs neue scheide; aber der Wald hatte ihn zurückgewonnen, und Joseph trug ihn mit sich fort in der bangen Seele, um ihn in der nordischen Heimat in stillen Stunden geheimnißreich und ahnungsvoll rauschen zu hören. . . .

Wie öde, wie kahl, wie ausgestorben erschien der Wirthstochter das Haus, nachdem der letzte Schimmer des Wagens ihren Blicken entschwunden war! Ohne

es zu wissen, flüchtete sie in die Bodenkammer, in der einst der Apotheker gearbeitet, ließ sich auf einer alten Kiste nieder und weinte still vor sich hin. Und mitten in ihrem Herzeleid hörte sie mit einem mal die weiche Stimme des Schwarzen, und ihr war, als öffnete er leise die Kammerthür, lehnte ihr gegenüber an der Wand und spräche in seiner ruhigen Weise mit ernsten und liebevollen Worten ihr zu; und dann war ihr wieder, als vernähme sie die Klänge seiner Geige, und ihre Thränen tropften auf den Eisenbeschlag der uralten Kiste, wie sie den Kopf auf die Hand stützte, und sie mußte unwillkürlich des klimpernden Pizzicato gedenken, das sie verstohlen den Saiten der Violine des Freundes entlockt hatte.

Seit jenem Nachtbesuch in der Apotheke hatte sie ihn nur ganz flüchtig wiedergesehen; in der Folge aber sollte sie häufiger mit ihm zusammentreffen. Der Landarzt, der den Lieblingsplan der Verbindung der Pflegetochter mit dem Sohne seines Jugendfreundes keineswegs aufgegeben hatte, lud Gertrud jede Woche in sein Haus, und regelmäßig fand sie dort den Apotheker. Aber mit der größten Zurückhaltung begegnete ihr der Freund, welcher den Schmerz ehrte, der ihre Züge umflorte. Er glaubte fest, daß sie mit dem Verzicht auf den Jugendgenossen zugleich auf ein jedes neue Glück verzichtet habe, und in diesem Glauben bestärkte ihn die träumerische Schweigsamkeit und die rührende Bescheidenheit des Mädchens; nur wenn über Tisch das Gespräch der Männer lebendiger ward, der Freund aus dem reichen Schatze seiner Erlebnisse mittheilte und von der Natur der Heimat und der fremden Zonen mit Begeisterung sprach, flog für Augenblicke ein wunderbares Leuchten über ihr stilles Gesicht und verklärte dasselbe mit dem anmuthigsten Zauber.

In den ersten Wochen nach dem Abschiede Joseph's war Gertrud verhältnißmäßig ruhig geblieben; dann aber wurde sie von Tag zu Tag ungeduldiger, und der Vater schüttelte insgeheim den Kopf. Sobald der Landbriefträger in das Haus kam, bestürmte sie ihn stets mit der gleichen Frage, um traurig und enttäuscht auf ihr Zimmer zu schleichen. Woche auf Woche verrann, und eine trostlose Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Tochter; im Traum der Nacht selbst lauschte sie auf den Schritt des Boten, sah ihn aus den Tannen hervorschreiten und zitterte, wenn sie schon von weitem den geschäftigen Mann die leeren Hände in die Luft strecken sah, zum Zeichen, daß ihre Hoffnung aufs neue unerfüllt bleiben sollte. Wo blieb die Nachricht Joseph's? Hatte er in der Ferne, ihrem Bann entrückt, sich seines Gelöbnisses entschlagen? Konnte er ein Herz brechen, für das sie so lange, so entsagungsvoll ihre wärmste Fürbitte eingelegt? Sie zagte, es zu denken; und doch quälte sie dieser Gedanke mit unabweisbarer Unerbittlichkeit, so oft sie sich auch den Zweifel an dem Jugendkameraden zum bittersten Vorwurf machte.

Als sie in den letzten Apriltagen wieder einmal bei dem Doctor mit dem Apotheker zusammen gewesen war, kehrte der letztere, von dem qualvollen Leid in den Zügen Gertrud's beunruhigt, so niedergedrückt in seine Räume zurück, daß er mit den Todtenköpfen auf den Etiketten der Gläser und Büchsen des Giftschrankes eine düstere Zwiesprache hielt, weil sie nicht mehr, nicht ein ganz klein wenig mehr auszurichten vermocht hatten als der metallene Todtenkopf auf der Pelzmütze

des Husaren. Daß die Freundin dieſen nicht vergeſſen konnte, es war ihm zur ſchmerzlichſten Gewißheit geworden.

Der erſte Maitag war gekommen. Gertrud hatte einen Spaziergang in den Wald gemacht und ſich der Triebkraft des Lenzes erfreut. Und wie ſie alles um ſich her ſo regſam ſprießen und ſproſſen ſah, da fingen auch in ihrem Herzen die faſt ſchon erſtickten Keime der Hoffnung aufs neue zu ſprießen und zu ſproſſen an. Heute mußte ſich's erfüllen, was ſie begehrte, ſo ſangen die Vögel, ſo ſprach der Maiſonnenſtrahl, ſo flüſterten verheißungsvoll die Wipfel. Doch als ſie bei dem Eintritt in das Waldhaus auf ihre haſtige Frage von den Mägden erfuhr, daß der Briefbote heute ganz ausgeblieben ſei, erfaßte ſie ein ſo heftiges Weh, daß ſie erſchreckt nach ihrem Herzen griff; aber in demſelben Augenblicke erſcholl das Gebell eines Hundes, und hinter dem Hunde tauchte der Spielmann auf, und er hielt einen Brief in der Hand, den ihm der Bote auf der Chauſſee zur Beſtellung im Waldhauſe überantwortet, und Gertrud entriß ihm das Schreiben, nach welchem ſie ſo lange vergebens ſich geſehnt hatte.

Sie löſte das Siegel und überflog das Schreiben, während eine glühende Röthe ihr Geſicht überflammte. Der Huſar gab ihr Nachricht, daß er auf die Verwendung des Oberſten ſeinen Abſchied und zugleich eine ihm zuſagende Anſtellung erhalten habe, die es ihm vergönnte, mit dem 1. Mai, mit ſeiner treuen Hedwig am Altar verbunden, ſeinen Einzug in einen neuen Lebensfrühling zu feiern. Die Braut fügte die herzlichſten Dankſagungen an Gertrud hinzu, nicht allein in ihrem Namen, ſondern auch in dem ihrer Mutter und des noch ungeborenen Kindes, das ſie dereinſt zu gleicher Seelengröße heranzubilden gelobte, wie ſie derjenigen eigen, die das Glück ihres Lebens ſo hochherzig zu begründen wußte.

Der Bann war von der Tochter des Kaiſerwirthes gewichen; nun konnte ſie, wenn auch mit leiſer Wehmuth, getroſt ihren Kinderträumen Lebewohl ſagen und ſich doch aus der Jugendzeit eine köſtliche Erinnerung hinüberretten; nun konnte ſie ohne Groll und Bitterkeit des einſtigen Geſpielen gedenken und ſich dieſes Gedenkens freuen, da er an ihrer Hand den ſchwer zugänglichen Pfad zur Pflicht zurückgefunden hatte.

Sie theilte dem Blinden den Inhalt des Briefes mit, und Heinrich, mitergriffen von ihrer Rührung, drückte ihr die Hände, und ſie zog ihn nieder zu ſich auf die große ſteinerne Schwelle vor der Thür des Waldhauſes, und da ſaßen ſie im funkelnden Maiſonnenſtrahl, wie einſt in der Kinderzeit, und plauderten und ſchwatzten glückſelig von Joſeph, von dem Fohlen, von den Wonnen verrauſchter Tage.

Einige Tage ſpäter wanderte Gertrud durch den herrlichen Wald nach der Landſtadt. Es ſummte und ſurrte um ſie her über dem Moos und um die Farren, und ein lange entbehrter, ſüßer Friede erfüllte ihre Bruſt. War es denn möglich? Trank denn ihr Athem wieder die würzige Luft mit ſorgloſen, ſeufzerloſen Zügen? Stand denn der Halm unter ihrem leichten Fuße wieder auf, den das Gewicht des Grams nicht mehr beſchwerte? Sie war an den Waldgrund gelangt und raſtete ein wenig auf der ſelbſtmörderiſchen Tanne. Ein Schlänglein ſchlüpfte zu ihren Füßen über den feuchten Boden hin, und ſie gedachte der Nacht, wo ſie hier auf dem Wagen neben dem ernſten Apotheker geſeſſen, und erinnerte ſich der

Worte, die er gesprochen, und das Bild des hochverehrten Mannes stand voll und ganz vor ihrer Seele, und sie sah ihn, wie still und ergeben er sein Leid ertrug, das er litt um sie, wie er die Augen auf ihr ruhen ließ mit stummer Frage und sich so schnell und bewegt abwendete, so oft sie ihm im Hause des Landarztes die Hand beim Abschied reichte.

Die Pflegeältern waren über den unvermutheten Besuch ihres Lieblings hoch erfreut. Die auffallende Veränderung, die in dem Wesen Gertrud's sich vollzogen hatte, blieb von ihnen nicht unbemerkt, und der Doctor knüpfte sofort an diese glückverheißende Wendung ihrer Stimmung neue Hoffnungen auf die Erfüllung seines Wunsches. Er führte die Gattin und das Mädchen in sein trauliches, sonniges Arbeitszimmer und gab der erstern einen geheimnißvollen Wink, den die kluge Frau verständnißinnig erfaßte. Sie zog das Töchterlein zu sich auf das Sofa, hielt seine Hand gefaßt und blickte ihm liebevoll in die seelischen Augen, während der Arzt, die Hände auf dem Rücken, in dem Gemach auf- und niederging und von dem Apotheker zu erzählen anhub; er schilderte sein stilles, bei aller Hoffnungslosigkeit so treues Werben; er theilte mit, wie verehrungsvoll der Freund stets über die Tochter des Kaiserwirthes gesprochen, und er schloß mit der Versicherung, daß der einsame Mann, der hartgeprüfte, die Erwiderung einer Liebe verdiene, die beglücken müsse, weil sie in der tiefsten Empfindung, in der uneigennützigsten Hingebung wurzele.

Bei jedem neuen Worte horchte Gertrud mit gesteigerter Spannung auf; ihre Wangen glühten und ihre Augen wurden feucht; ein freudiger, edler Stolz schwellte ihre Brust, daß sie gewürdigt sein sollte, demjenigen die Quelle eines neuen Glücks zu werden, der bei seiner hohen, wunderbaren Begabung vergebens den Trost seines Lebens in der glänzenden Ferne, in den Ländern und Meeren der Fremde gesucht, um ihn in dem Besitze einer bescheidenen Blume des lieben deutschen Waldes zu finden.

Sie sprang auf, küßte die Pflegeältern mit stürmischen Liebkosungen und griff nach ihrem Hut und Mäntelchen.

„Wohin, wohin?" fragte der erstaunte Doctor.

„Zum Hörndlapotheker", entgegnete sie, und ein glückstrahlendes Lächeln verklärte ihre Züge, während der Arzt und die Gattin ihr verwundert nachblickten.

Mit hochklopfendem Herzen eilte sie durch die Straßen. Sie wagte nicht aufzublicken; denn sie meinte, ein jeder Begegnende müsse es ihr ansehen, daß sie eine Braut sei, die zu dem Vielgeliebten wandere.

Der Gehülfe des Apothekers, den sie im Laden traf, wies sie in das Gärtchen hinter dem Hause. Wie traulich war der grüne Fleck und wie heimlich! Ein paar weißstämmige Birken standen vor dem kleinen Seitenflügel des Gebäudes, und ihre jungen Blätter zitterten wie vor neugieriger Ungeduld, als könnten sie das Geständniß nicht erwarten, das unter ihrem Schirmdache ausgetauscht werden sollte. An der das Gärtchen im Hintergrunde abschließenden Bretterwand befanden sich in einem zierlichen Gestelle mehrere Bienenkörbe, vor welchen der Besitzer beschäftigt war und den Arbeiten der klugen Thiere mit einer Andacht zusah, die ihn alles andere vergessen ließ.

Sie schritt den schmalen Steig zwischen den wohlgepflegten Beeten hinab, ihre Schritte dämpfend und mit sich kämpfend. Aber wie goldig lockte der Maiglanz! Und da saß unter der letzten Birke ihr alter Freund und Pflegling, der zahme Bussard, und blinzte in die Sonne. Das Mädchen kniete nieder, drückte den Kopf des Raubvogels an die unruhig athmende Brust und sprach, nur ein klein wenig zur Seite blickend, sodaß sie den Träumer vor den Bienenstöcken beobachten konnte, mit heller Stimme die Worte vor sich hin:

„Mein treuer Kamerad, wir vereinsamen immer mehr und müssen nun zwiefach fest zusammenhalten. Da, mein lieber Vogel, steht dein Herr vor den Bienen, die ihn dir und mir entrücken, und hängt seinen Gedanken nach, ohne ein Wörtlein für uns zu haben. Du solltest eine Herrin haben, mein Vogel, der du folgtest wie ihm, eine treue Herrin, die ihn nur um so heißer liebt, je mehr er sich in Schweigen hüllt und sich mir abwendet. Ich wollte es auch einmal gut haben, aber der Hörndlapotheker mag nichts von uns wissen. Und doch hat ihm und mir in jener Nacht der heilige Andreas das Zeichen gesendet, die geflügelte Sphinx, die ihm doch hätte sagen müssen, daß ich dem entsetzlichen Giftmischer, der über die Todtenköpfe herrscht, mit Leib und Seele verschrieben bin. Aber er ist kein Zeichendeuter, der vielgereiste Mann, der doch so oft auf dem Ocean in die hellen Sterne hinaufgeschaut. Und er sehnt sich doch nach der Heimat, er sieht das Ziel, den Hafen, nahe, ganz nahe, schier mit den Händen zu greifen: aber er streckt die Hand nicht aus, der böse liebe Mann, und ist ganz vernarrt in die Bienen und kümmert sich nicht um mich, die ich ihn so von Herzen ehre und liebe, und nicht um dich, mein armer Vogel.“

Der Apotheker stand wie versteinert; mit dem Summen und Geschwirr der fleißigen Bienen mischten sich die holden, treuherzig neckischen Worte der Geliebten, die ein paar Schritte von ihm am Boden kniete, das Haupt vom warmen Sonnenglanz umflossen; ein Wunder war geschehen, das er nicht zu fassen vermochte; aber wie sie jetzt geendigt hatte und in allerliebster Verstellung ihr Gesicht in die Federn des Vogels versteckte, als wollte sie ihre Thränen verbergen, da trat er einen Schritt vor, da streckte er die Hände aus, und das Mädchen sprang auf und lag an seiner Brust, und er umschlang sie und drückte sie an sich, und ihre Lippen begegneten sich in bräutlichem Kusse.

„Du böse, du liebe Lauscherin“, sagte er einmal über das andere. Und dann gab es ein Fragen und Erzählen ohne Ende. Lange, lange schritten sie mit verschlungenen Händen unter den Birken auf und ab, und die Bäume neigten segnend ihre lenzgrünen Zweige über das Paar, und der Raubvogel hüpfte ihnen geduldig nach und sträubte dann und wann, wie in närrischer Mitfreude, sein Gefieder.

Dann zog der Apotheker die Braut in sein Wohngemach. Als sie eintraten, schnellte der Kukuk aus seinem Uhrgehäuse und begrüßte sie mit jubelndem Zuruf; die Hirschgeweihe funkelten im Strahl der voll hereinscheinenden Maisonne, und die Wände präsentirten ihre blitzenden Gewehre; von den Gestellen des Ladens aber blickten die weißen Büchsen herein, und die Schlangen in den Gläsern fingen an sich zu ringeln, und die ausgestopften Vögel regten unmerkbar ihre Schwingen.

Der Hörndlapotheker führte die Geliebte an seinen Schreibtisch, über welchem

das Glaskästchen mit dem Todtenkopfe jetzt seinen dauernden Platz gefunden hatte, und deutete mit seligem Lächeln auf den mächtigen Falter:

„Ja, Gertrud, Geliebte! Sphinx Atropos soll das Symbol unsers Bundes sein. Treu bis in den Tod — und darüber hinaus!“ . . .

In der Mitte des Monats August gab es im Waldhause eine festliche Hochzeit. Feierlich bewegte sich der Zug die Anhöhe hinauf, von welcher das Kirchlein herniederblickte. Zwei prächtig gekleidete Burschen aus dem Dorfe führten den alten Schimmel, der den Reigen eröffnete und noch einmal seinen Rücken hergeben mußte, um der Braut, die das Fohlen gehegt und gepflegt, gleichsam das ganze Glück und die Fülle ihrer Jugendzeit voranzutragen, als deren Krönung dieser Ehrentag erschien. Auf dem Schimmel, als Brautführer, mit bunten, wehenden Bändern geschmückt, saß der blinde Spielmann und spielte eine festliche Weise auf seiner Clarinette. Dann folgten die Brautjungfern und hinter ihnen Gertrud, der Apotheker, der Wirth, der Arzt und dessen Gattin, die Mutter Heinrich's und jung und alt aus dem freudig bewegten Dorfe. An der Schwelle der Kirche empfing der würdige Geistliche die Verlobten, und mit süßem Bangen schritten sie in den heiligen Raum.

Vor und nach der Einsegnung spielte Heinrich einen weihevollen Choral auf dem Harmonium des Chores.

Als man den Rückweg zum Kaiserwirth antrat, erhob sich ein frischer Wind, und die alten Tannen rauschten der Neuvermählten ihre Grüße zu, und sie gelobte ihnen ewige Treue, und der Wald hallte ihr Gelöbniß zurück.

Oft sah man in der Folge die junge Frau, leicht aufgeschürzt, eine Botanisirtrommel auf dem Rücken, mit dem Hörndlapotheker die Waldung durchstreifen; und dann rasteten sie wohl nach dem Schlangenfange oder der Schmetterlingsjagd in dem einsamen Grunde auf der umgestürzten Riesentanne und gedachten vergangener Tage und schauten mit leuchtenden Augen in die Zukunft. Nichts aber war anmuthiger, als wenn in stillen Abendstunden der Naturfreund sein gelehriges, aufhorchendes Weib in den Geheimnissen und Wundern der Schöpfung unterwies.

Der Blinde, dessen Mutter in dem Hause des Kaiserwirthes nach der Verheirathung Gertrud's eine neue Stätte der Wirksamkeit gefunden, wohnte fortan bei dem Apotheker, der ihm die einst im Walde gelobte Freundschaft in der herzlichsten Weise bewährte. Er fand hier Beschäftigung und lernte eifrig, seine Finger den naturwissenschaftlichen Zwecken seines Wohlthäters dienstbar zu machen. In der Nähe der jungen Frau des Hauses erwuchsen ihm neue Lieder, und der Freund wurde nicht müde, sie in seinen Mußestunden aufzuzeichnen. Später ließ er die gesammelten Weisen dem Druck übergeben, und es war der schönste Tag in dem Leben der vielgeprüften Mutter Heinrich's, als sie die sauber und zierlich gebundenen Schöpfungen ihres Dorfjunkers in den zitternden Händen hielt. Und seine Lieder pflanzten sich fort in den Thälern seiner Heimat.

Der treue Pudel, der zuletzt aus Anhänglichkeit für seinen Herrn gleichfalls erblindet war, um sein Schicksal ganz zu theilen, starb endlich vor Altersschwäche; der Apotheker aber stopfte ihn aus, und so blieb der Todte noch lange der Ver-

traute des Ueberlebenden, der sein Haupt in seinem Fell barg, so oft ein Kummer oder eine Sorge ihn bedrückte.

Oftmals führten Gertrud und ihr Gatte den Blinden in den Wald hinaus. Fest schritt er und sicher in ihrer Mitte und nannte den Hörndlapotheker und sein Weib seine lieben Augen. Dann blickte die Tochter des Kaiserwirthes verstohlen nach dem Freunde hinüber, und die selige Dankbarkeit, die aus ihren Zügen leuchtete, berauschte ihn würziger und duftiger als der Waldesodem um ihn her.

In jeder Andreasnacht aber standen die Liebenden vor dem Glaskästchen der Sphinx Atropos und wiederholten ihren heiligen Schwur: „Treu bis in den Tod!“

Memoiren über die vor- und nachmärzliche Zeit.

Von

Rudolf von Gottschall.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Otto von Corvin (3. Aufl., 4 Bde., Leipzig, Fr. Thiel).

Der März von 1848 wird stets ein unvergeßliches Datum sein für die deutsche Geschichte, trotz seiner Verirrungen und Frevel; er leitete mit revolutionärem Sturm und Drang jene Epoche ein, deren glorreicher Abschluß nach blutigen ernsten Kriegen die Gründung des neuen Deutschen Reiches war. Die thatsächlichen Ereignisse jener Zeit sind von geringer Wichtigkeit; was sind jene Straßenkämpfe, was ist selbst der schleswig-holsteinische Feldzug gegen die Kriege von 1866 und 1870? Aber die Stimmung, welche damals herrschte, die ganze Richtung der Gemüther hatte einen Aufschwung, wie er sich selten in den Annalen der Geschichte wiederholt: Begeisterung für nationale Einheit und freiere Verfassungs- und Lebensformen, ein unbestimmter Thatendrang, der nach schönen, aber halbverschleierten Zielen der Zukunft hinausstrebte. Und nicht blos im Volke war dies Streben lebendig: der begabte König von Preußen selbst stand unter dieser Constellation der Zeit. In allen seinen Reden herrschte dieser lyrische Schwung; sie hatten etwas Prophetisches, Ahnungsvolles, wir möchten sagen Symbolisches, wie auch jener Ritt mit der deutschen Fahne durch die Straßen von Berlin, der damals so viel Anstoß erregte. Es war kein stolzer Königsritt mit siegreich entrolltem Banner; aber der König von Preußen mit der deutschen Fahne in Berlin: es war doch die bedeutsame Vignette zum großen Heldenepos der Zukunft.

Die Chronik der Ereignisse kann die Bedeutung jener Zeit nicht erschöpfen; wichtiger sind alle Mittheilungen, welche die Stimmung der Mitlebenden wiederzuspiegeln vermögen. Und leider fließen diese Quellen nicht allzu reichlich; einige sind auch trübe genug. Am meisten spiegeln noch die politischen Lyriker von damals die Stimmung der Zeit: denn die Politik selbst war lyrisch geworden; die ganze Bewegung hatte etwas dichterisch Getragenes, aber praktisch Unklares. Jedem neuen Beitrag zur Geschichte jener Zeit bringen wir deshalb lebhaften Antheil entgegen. Einer derjenigen, der damals nicht blos zur Feder, sondern auch zum Schwert gegriffen, Otto von Corvin, hat seine Denkwürdigkeiten aufgezeichnet und gegenwärtig in einer dritten, bis zur Gegenwart fortgesetzten Auflage erscheinen lassen. Diese Autobiographie enthält wichtige Beiträge zur Geschichte jener Tage,

deren Bedeutung für die spätere deutsche Entwickelung selbst unser erster Staatsmann anerkannt hat.

Im Jahre 1870 war Otto von Corvin als Correspondent der „Gartenlaube" und der „Neuen Freien Presse" in Versailles und besuchte bisweilen den Geheimen Legationsrath Bucher, der in dem Hause wohnte, in welchem Bismarck sein Quartier und Bureau aufgeschlagen hatte. Eines Abends führte Bucher seinen Gast in den ersten Stock. Es dauerte nicht lange, so trat der Kanzler ein im Uniformsüberrock, im dritten Knopfloch das Eiserne Kreuz; er ging sogleich auf Corvin zu und gab ihm die Hand; er erkundigte sich anfangs nach Corvin's Verwandten, die ihm fast alle bekannt waren. „Dann", erzählt der Autobiograph, „zog er gewissermaßen eine Parallele zwischen sich und mir. Wir seien, sagte er, ungefähr unter denselben Verhältnissen und mit denselben Neigungen und Vorurtheilen aufgewachsen. Auch er habe durch seine liberalen Ideen in seiner Familie Bedenken erregt; schon sehr frühzeitig habe er für ein einiges Deutschland geschwärmt. Wenn man ihn im Auslande gefragt habe, was für ein Landsmann er sei, so habe er — er wisse nicht warum — nie gesagt, daß er ein Preuße, sondern stets, daß er ein Deutscher sei. Ja einst habe er, wie junge Leute pflegen, eine Wette mit einem Amerikaner gemacht um 25 Flaschen Champagner, daß Deutschland in 20 Jahren einig sein würde. «Ich hätte 40 sagen sollen», fügte er hinzu. Wer die Wette verlor, sollte gehalten sein, den andern in seinem Lande zu besuchen. Als die 20 Jahre vorüber waren, sei er Bundestagsgesandter in Frankfurt gewesen, habe seine verlorene Wette aber nicht bezahlen können, da sein Gegner schon früher gestorben sei. Beiläufig bemerkte der Graf, daß er nie ein Freund der Bureaukratie gewesen. Die Vorgänge des Jahres 1848 hätten ihn einigermaßen verbittert. Die Gemeinheit und Unfähigkeit vieler populärer Führer hätten ihn angeekelt, und die Art, wie die Demokraten die braven Truppen behandelten, hätte ihn empört. Was diese Soldaten für Leute seien, sehe man jetzt. Auf seine eigene Haltung in jener Zeit kommend, sagte er, daß man eben in der Jugend leidenschaftlicher sei und erst mit dem Alter objectivere Ansichten gewinne. Auch verschwämmen die Parteifarben, wenn man eine gewisse Höhe der Stellung erreicht habe. «Und dann wissen Sie ja, wird man den Junker nie ganz los . . .» Sehr bemerkenswerth waren die Worte, mit welchen Bismarck diese Unterredung schloß; er sagte: «Und so sehen Sie, wie das Schicksal die Dinge fügt: dieselben Gesinnungen haben Sie ins Gefängniß geführt und mich auf den Platz, auf welchem ich stehe.»"

Corvin kann nicht genug die Liebenswürdigkeit Bismarck's rühmen. „Diese ungesuchte Unterredung war eine Handlung, die dem Impulse eines großen und warmen Herzens entsprang, und was derselben für mich den allergrößten Werth gab, war die Art und Weise des Grafen während derselben, der sympathische Ausdruck seines Gesichts und der Ton seiner Stimme, die auf mich einen noch größern, wohlthuendern Eindruck machten, als selbst die mir unschätzbaren Schlußworte dieser Unterredung. Als der bedeutendste Mann seiner Zeit mir beim Abschied die Hand drückte, war es, als machten die großen Jahre 1848 und 1870 Frieden miteinander."

Die Erinnerungen Corvin's greifen indeß weit über das Jahr 1848 zurück; sie bringen Mittheilungen aus seiner Jugendgeschichte, aus seinem Offiziers- und Literatenleben. Corvin leitet seinen Stammbaum ohne Bedenken von dem altrömischen Patriciergeschlechte ab, von jenem Markus Valerius Corvinus, der mit Hülfe eines Raben (Corvus) den gallischen Goliath, der ihn herausgefordert hatte, im Zweikampf besiegte. Auch die berüchtigte Messalina gehört zu seinen Ahnfrauen, ebenso zu seinen Ahnherren in spätern Jahrhunderten polnische Kriegshelden, Bischöfe u. a. Einer Seitenlinie gehörten die ungarischen Corvins an, darunter der berühmte Johann Hungar Corvin und der König Matthias Corvinus. Ein wenig erinnert uns diese Stammtafel an den oben erwähnten Ausspruch Bismarck's; Corvin gibt seiner Freude darüber Ausdruck, einer der ältesten Adelsfamilien der Welt anzugehören, aus der große Helden, Fürsten, Könige und bedeutende Männer hervorgegangen sind.

Zu diesen großen Helden und Männern gehörte indeß sein Vater nicht; er hatte die Schlacht bei Jena mitgemacht und war nach dem Kriege Postdirector des Regierungsbezirks Gumbinnen geworden. Hier wurde unser Corvin am 12. Oct. 1812 geboren. Er wuchs nicht gerade in geordneten Familienverhältnissen auf; seine Mutter, die um die Hälfte jünger war als der Vater, der sie stets mit eifersüchtigen Augen bewachte, trug auf gerichtliche Scheidung an, weil der Herr Gemahl, in den losern Grundsätzen des vorigen Jahrhunderts und seines Standes aufgewachsen, sich in seinen ungeordneten Neigungen keinen Zwang auflegte. Bald darauf heirathete sie einen Gymnasiallehrer Dr. Bernhard Thiersch, obgleich dem Vater die Nachricht unglaublich schien, „daß der verfluchte Federfuchser sich unterstehen wolle, die Mutter zu heirathen". Thiersch wurde an das Gymnasium in Lyk versetzt und der junge Otto war bald bei der Mutter, bald bei dem Vater. Von dem letzten entwirft der Sohn ein Porträt, welches nicht ohne culturgeschichtliches Interesse ist. Sein Hauptgrundsatz war, daß Knaben ohne Prügel nicht zu erziehen sind; damals setzte es auch noch in den Schulen Hiebe, „daß das Fell rauchte". Er verlangte Gehorsam um jeden Preis, konnte sich über den dummen Streich, der einem andern gespielt wurde, und eine geschickte Lüge sehr amusiren. Sein Züchtigungsinstrument war ein Hundekautschu, dessen Griff ein Rehlauf war; er schlug so zu, daß Otto mehrmals die Besinnung verlor. Der Vater war sehr jähzornig: eine Eigenschaft, die der Sohn von ihm erbte. Das Bild des Alten ist ein kleines Cabinetsstück: „Er war noch immer ein hübscher Mann, trotzdem daß sein Bauch die Grenzen eines Majorsbauches überschritt. Sein Haar war auf der Stirn ziemlich dünn und grau; aber im Nacken hatte er noch schöne dunkle Locken. Seine Stirn war hoch, die Augen lebhaft und blau, die schöne Nase feingebogen, der Mund klein und von schönem Schnitt; seine Wangen etwas flach und die Gesichtsfarbe ziemlich frisch. Bei Staatsangelegenheiten trug er die Tracht der Cavaleriemajors «von der Armee», blaue Uniform mit weiß; Hut mit weißer und schwarzer Feder und reicher Agraffe und silbernen Fangschnüren. Gewöhnlich trug er jedoch Civilkleider, denn die Postuniform verachtete er. Einen Ueberrock sah ich ebenso wenig bei ihm wie einen Regenschirm; er hatte irischen Geschmack und trug Fracks, dort «Leibrock»

genannt. Er ist jetzt 58 Jahre todt, allein ich sehe ihn so lebhaft vor mir, daß ich ihn malen könnte, wie er an einem schönen Sommertage die Stallupöner Straße entlang stolzirte; mitten auf dem Fahrwege, auf dem breiten Stein, wie sich von selbst verstand; «der Teufel hätte dem verfluchten Federfuchser das Licht halten sollen, der ihm nicht aus dem Wege gegangen wäre». Blauer Leibrock mit blanken Knöpfen, graue, enge, feingerippte Beinkleider, dazu Stiefeln mit gelben Stulpen und ein Cylinderhut mit sehr schmaler Krämpe; die eine Hand in die Hüfte gestemmt oder sein Bambusrohr wie ein Gewehr über der Schulter tragend, und mit der andern gesticulirend und mit sich selbst redend, wobei der Inhalt der Rede sich auf dem Gesicht lesen ließ; es sprach Hohn den Federfuchsern; denn er kam von irgendeinem Gerichtsbureau und überlegte, was er hätte Treffendes sagen können, wenn es ihm nur eingefallen wäre. Ohne ein halbes Dutzend Processe war er nicht glücklich, und meistens handelte es sich um Kleinigkeiten; aber er wollte sein «Recht». Das weibliche Dienstvolk wechselte beinahe mit dem Monde; neben demselben hielt der Vater eine Haushälterin, die aber mehr nach Schönheit und Gefälligkeit, als nach wirthschaftlicher Tüchtigkeit gewählt wurde. Die Kasse des Vaters kam dabei schlimm weg, was häufige Wechsel zur Folge hatte: ein Uebel, welches nach der Meinung des Vaters kaum eins genannt werden konnte."

So trefflich und lebendig wie dies Porträt sind auch die andern Genrebilder aus der Jugendzeit des Autors gezeichnet. Dies spricht für frühe Empfänglichkeit und Nachhaltigkeit der Eindrücke. Nach dem Tode des Vaters reiste Corvin mit der Mutter nach Halberstadt, wo sein Stiefvater eine Lehrerstelle am Domgymnasium einnahm. Hier lebte Otto zwei Jahre als Sextaner und Quintaner ziemlich ungebunden und unbeaufsichtigt. Im Jahre 1824 kam Corvin in das Cadettenhaus nach Potsdam, 1827 in das berliner Cadettenhaus. Die Schilderungen aus diesen Anstalten sind sehr ergötzlich; es gab hier auch Verschwörungen, wie die Linsenverschwörung und allerlei Prügelkatastrophen. Doch würde man sich irren, wenn man eine verächtliche oder gar erbitterte Darstellung dieser Institute, über welche die Demokratie stets ein so scharfes Verdammungsurtheil aussprach, in dem Werke zu finden erwartete: Corvin ist im ganzen voll des Lobes für alle Einrichtungen derselben und für die Mehrzahl der Lehrer. Im Jahre 1830 machte Corvin sein Offiziersexamen und wurde in die Bundesfestung Mainz versetzt. Die Porträtgalerie der Offiziere, die Bilder aus dem Soldatenleben, die er entwirft, können dreist mit denen von Hackländer und Winterfeld wetteifern; sie sind oft mit derbem Soldatenhumor gewürzt. Eine rührende Liebesgeschichte, eine kleine eingeflochtene Novelle, ist mit Geschick erzählt; ebenso die Abenteuer, die er in Frankreich erlebte, als er seiner spätern Frau Helena nachreiste, welche durch ihren diesem Verhältniß sehr abgeneigten Vater dem feurigen Liebhaber aus den Augen gerückt und nach Frankreich gebracht worden war. Alle diese interessanten Erlebnisse mag man in dem Werke selbst nachlesen: wir haben es hier vorzugsweise mit den Partien desselben zu thun, welche namhafte Persönlichkeiten und geschichtliche Ereignisse illustriren und Beiträge geben zur politischen und Literaturgeschichte.

In Mainz stand damals in Garnison Alfred von Sallet, der sich schon in einigen literarischen Kreisen bekannt gemacht hatte. Der junge Dichter regte in seinem Freunde Corvin die gleiche Neigung an und übte überhaupt großen Einfluß auf ihn aus. Sallet war damals durch seine literarische Thätigkeit in sehr ernstliche Verwickelungen gerathen. Er hatte einen humoristisch gehaltenen Aufsatz über das Soldatenwesen der damals in Mainz lebenden Dichterin Kathinka Halein — später Madame Zitz — gegeben und diese ihn in den „Hessischen Blättern" drucken lassen. Die Gräfin von Mensdorff-Pouilly, eine geborene Prinzessin von Sachsen-Koburg, die Frau des damaligen Gouverneurs von Mainz, war eine große Gönnerin Corvin's: ihr hatte er jenen Aufsatz vorgelesen und sie hatte sehr darüber gelacht, aber gleichzeitig Sallet warnen lassen, er möchte den Aufsatz nicht in Druck geben. Doch die Warnung kam zu spät; das Unglück war schon geschehen. Der Oberst und einige Kapitäns geriethen in höchste Wuth und verlangten, daß über den Verfasser des schändlichen Pasquills ein Kriegsgericht gehalten werde. So geschah es auch und Sallet wurde zu Cassation und zehnjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Der König Friedrich Wilhelm III. stieß das Urtheil um und verwies die Sache vor ein neues Kriegsgericht. Dies verhängte die Cassation, ermäßigte aber die Festungsstrafe auf zwei Jahre. Auch das war dem Könige zu viel; er cassirte die Cassation und bestrafte Sallet mit — zwei Monaten Festungsstrafe. „In dieser Strafe war Güte und gesunder Menschenverstand, die beide in dem Urtheil des Kriegsgerichts schwerlich zu finden waren. Das war die Meinung aller jüngern Offiziere; denn wenn sie auch die in jenem Aufsatz enthaltenen Anzüglichkeiten nicht billigten, so sah doch jeder die Abgeschmacktheit ein, für ein paar müberlegt geschriebene Worte, wie sie tausendmal täglich von andern Offizieren untereinander gesprochen werden, einen noch nicht zwanzigjährigen jungen Mann zeitlebens unglücklich zu machen."

Der Dichter des „Laienevangeliums" hatte schon auf dem Cadettenhause gedichtet und in der Muße des Offizierslebens in Mainz damit fortgefahren. Es standen bei ihm einige Quartbände seiner Manuscripte, auf deren Titel er „Stümpers sämmtliche Werke" geschrieben hatte. Das Porträt des jungen Lieutenants von Sallet ist jedenfalls von Interesse für die Literaturgeschichte. „Er war nicht eben sehr klein oder schwächlich, allein außerordentlich zart und sah schon deshalb jünger aus, als er war. Er wäre gern etwas kräftiger gewesen und es verdroß ihn, daß sein Körper an Reife nicht seinem Geist nachgeeilt war. Die Frau unsers Obersten, die manchmal etwas naiv war, sagte einst zu ihm: «Aber Herr von Sallet, wie ist es nur möglich, daß Ihnen die Soldaten gehorchen.» Es war das eine grausame Bemerkung, die den armen Sallet sehr kränkte. Ich sah sein schönes Gesicht stets mit Vergnügen, ja ich kann sagen, mit einer Art von Rührung, über deren Grund ich mir eigentlich keine Rechenschaft geben kann. Vielleicht lag derselbe im Ausdruck seines schönen, langbewimperten Auges, welches so klug und so rein blickte. Ein Sonntagskind mußte den hellen Stern über seiner Stirn leuchten sehen. Sein Haar war hellbraun, er trug es damals kurz; von einem Bart war zu jener Zeit noch keine Spur. Das in Verbindung mit seinem etwas verlegenen Wesen und seinem Blick gab ihm etwas Mädchenhaftes."

Infolge jener Verurtheilung kam Sallet auf die Festung Jülich und wurde dann zum 30. Regiment nach Trier versetzt. Er blieb mit Corvin immer im Briefwechsel; die mitgetheilten Correspondenzen zeigen, daß er damals sich in einer etwas hyperromantischen Genialitätsepoche befand und barocke Witzspielereien liebte. Dergleichen zeigt sich auch in der „Wahnsinnigen Flasche"; erst später läuterte sich sein Geschmack zu gedanken- und gesinnungskräftiger Dichtweise. In einem seiner Briefe nannte er Corvin „theuerstes verpfuschtes Universalgenie", und erwähnte, seine Braut müsse wirklich ein interessantes Mädchen sein wegen ihres Geschmackes: „ich wenigstens möchte lieber aus einem Glas ohne Boden trinken, als, wenn ich ein Mädchen wäre, dich heirathen." Von sich selbst sagt er: „Ich treibe mich in nassen Gräben, italienischen Novellen, englischen Aussprachelernungslabyrinthen, spanischen Reitern, spanischen Romanzen und konischen Zündlöchern abwechselnder Weise unermüdlich herum und habe deshalb nie Langeweile. Auch bin ich hier (in Trier) mit jungen, gebildeten Leuten bekannt, unter denen ein namhafter Dichter von Profession (Eduard Duller), und habe mit ihnen ein literarischcardinal-zotologischerock-kritischglühweinianisches Kränzchen. Deshalb habe ich auch mancherlei geschrieben, wofür Du Gott danken kannst, daß Du's nicht zu lesen brauchst, denn es ist nicht gemacht, einen bodenlosen Windhund zu amusiren." Diesen Ton eines, wir möchten sagen convulsivisch bizarren Humors schlägt er indeß in andern Briefen nicht mehr an; sie sind ernster gehalten. Corvin, durch Sallet und seinen Kreis literarisch angeregt, auch in der Ueberzeugung, als Lieutenant nie seine Braut heirathen zu können, hatte seinen Abschied genommen und experimentirte nun in jeder Weise, um sich durchs Leben zu schlagen. Er war in die politischen Intriguen verwickelt, welche zum Zweck hatten, den Herzog Karl in Braunschweig zu restauriren, und berichtet Näheres über diese wenig bekannten, hinter den Coulissen spielenden Vorgänge und die dabei betheiligten Persönlichkeiten; er war dabei in vollkommene Abhängigkeit von einem Onkel gerathen, einem Obersten in Hohenberg, der diese Intriguen leitete. Darauf hin schrieb ihm Sallet, daß ihre Ansichten über Freiheit sehr auseinandergingen: „Wer frei werden will, der werde es aus und durch sich selbst, nicht durch andere. Das letztere ist eine Freiheit, die der Leibeigenschaft ziemlich nahe steht. Ich setze den Fall, ich nähme jetzt meinen Abschied und nährte mich vom Uebersetzen englischer oder italienischer Schriften (was praktisch sehr ausführbar wäre), so lebte ich doch von meiner eigenen Arbeit; und dennoch würde ich mich als ein Unfreier fühlen. Warum? Weil mir die Noth nicht vergönnte, meinen Geist frei zu entfalten, und in selbständigen, immer würdigen Leistungen meiner Zeit, meinem Vaterlande zu dienen, so viel an mir ist. Ich würde mich gegen meine Ueberzeugung, gegen meinen bessern Drang zum Handlanger erniedrigen müssen. Sieh, das ist wieder eine andere Seite der Knechtschaft als deine. Du hängst von deinem Onkel ab, ich würde dem Buchhändler leibeigen sein. Deshalb ist es ein Schritt, der besser überlegt sein will, als Du es wahrscheinlich gethan hast, wenn man sich von einer einmal gewonnenen festen Stellung, die nicht so ganz unwürdig sein mag, als Du es meinst, lossagt, um fortan allein für sich dazustehen. Auch ich denke noch immer wie sonst einst den bunten Rock auszuziehen, nicht eben weil

ich ihn für meiner unwürdig, sondern nur weil ich mich für nicht dazu geschaffen erkenne; aber ich werde es gewiß nicht eher thun, als bis ich mich so weit herangebildet habe, um wirklich selbständig, durch Bildung und entwickelte innere Kraft über äußere Umstände gebietend, anstatt von ihnen abhängend, auftreten zu können. Fühle ich mich nie so weit befähigt, so bleibe ich was ich bin, überzeugt, daß ein gewöhnlicher Offizier mehr fürs Allgemeine leistet, als ein ungereiftes verpfuschtes, durch die Noth gedrücktes, ja vielleicht zu Schändlichkeiten getriebenes Genie. Es ist freilich lächerlich, guten Rath zu geben, wenn der andere schon gewählt hat, die Spritzen zu probiren, wenn das Haus abgebrannt ist; aber ich meine, daß solche Betrachtungen nie zu spät kommen." Jede Zeile dieses Briefes athmet die tüchtige männliche Gesinnung, welche später in den Versen des „Laienevangeliums" zu so kernhaftem Ausdruck kam.

Ein anderer, in die Bundesfestung Mainz versetzter Offizier sollte von noch größerm Einfluß auf Corvin's Entwickelung werden als Sallet: zu dem sanften, schwärmerischen Dichterjüngling in Uniform bildet derselbe einen markanten Gegensatz, wie denn auch die Rolle, die sie in der Literatur und im Leben später spielen sollten, eine gänzlich verschiedene ist: es war dies Friedrich Wilhelm Alexander Held, der spätere berliner Demagog und Agitator, welchen Corvin trotz seiner großen und nicht „abzuleugnenden Fehler" eine der interessantesten Persönlichkeiten nennt, mit der das Leben ihn in Berührung gebracht hat. Er war 1813 zu Neisse in Schlesien als der Sohn eines Hauptmanns geboren, der früh starb. Held wurde in das Militärwaisenhaus zu Potsdam gebracht, wo die Knaben zu Unteroffizieren erzogen werden. Ausnahmsweise zum Fähnrichsexamen zugelassen, besuchte er dann die Divisionsschule in Trier und bestand sein Offiziersexamen mit Belobigungen. „Aus diesem Grunde", sagt Corvin, „erregte er unter uns einiges Interesse, als er zum ersten mal bei der Parole erschien; da er aber in seinem Aeußern nichts Empfehlendes hatte, aus dem Waisenhause kam und ein Bürgerlicher war, so nahmen wir adeligen Hochnasen von ihm weiter keine Notiz und ich kam niemals mit ihm zusammen. Er war blond, hatte sehr kleine Augen, einen sehr großen Mund, sah bäuerlich gesund aus, hatte plebejische Hände und Füße, einen Leib wie ein Windhund und durchaus keine elegante Tournure; dabei hatte er nichts als seinen Gehalt, besuchte keine Gesellschaften, machte keine Schulden und war mit Einem Worte für uns eine Null." Später schloß sich indeß Corvin an ihn an; er fand Geschmack an seinem scharfen Verstand und der Originalität seiner Ansichten. Auch Interesse für literarische Arbeiten hatte Held, und begann, nachdem er einige Unterrichtsbücher für die Armee verfaßt, bald Dramen zu schreiben. Er hatte ein Mädchen aus Oppenheim geheirathet, das ein kleines Vermögen besaß, ein sehr hübsches und verständiges Weibchen. Sein Kind wollte er indeß nicht taufen lassen und dachte die Sache damit abzumachen, daß er dem Pfarrer als Taufgebühren 5 Thlr. schenkte. Dieser war beleidigt; die Geschichte erregte einiges Aufsehen, und um dem Gerede ein Ende zu machen, fügte er sich und schickte das Kind durch sein Dienstmädchen, in Begleitung seines Burschen als Taufzeugen, in die Kirche.

Später sollte Held von großem Einfluß auf Corvin's literarische Thätigkeit sein, indem sich beide zu einem publicistischen Unternehmen vereinigten und als stets zusammengenannte Dioskuren in der Bewegungsepoche der vierziger Jahre eine Rolle spielten. Corvin hatte allen Grund, die Wahrheit der Sallet'schen Strafpredigt zu empfinden; er versuchte sich ohne Glück als dramatischer Schriftsteller, als Vorleser, lebte eine Zeit lang bei seiner Mutter unter den Philistern in Dortmund, nagte mit seiner jungen Frau in Frankfurt am Hungertuche; eine Jagdzeitung gab ihm kurze Zeit einen spärlichen Erwerb. In Hanau traf er zuerst Held wieder, der inzwischen seinen Abschied genommen hatte und Schauspieler geworden war, natürlich bei herumziehenden Truppen; er „schwelgte in Schauspielerinnen". In Köln ruinirte er das ganze Schauspiel, und der Director raufte sich die Haare darüber aus, daß er drei Damen auf einmal zu zeitweiliger Zurückgezogenheit zwang. Im übrigen war Held sehr verkümmert und machte in Hanau eine Rebellion gegen den Theaterdirector, wofür er von zwei Gensdarmen fortgeführt wurde. Corvin zog später nach Leipzig, wo der Verleger seiner Jagdzeitung wohnte und wo er allerlei trübe Erfahrungen mit Buchhändlern machen mußte. Da begegnete er plötzlich auf der Straße seinem alten Freund Held mit der jungen zweiten Frau; er war höchst auffallend gekleidet, vom Hals bis zu den Zehen hernieder in einen weiten, etwas theatralisch drapirten Mantel gehüllt und auf dem Kopfe hatte er eine schwarze, baretartige Mütze ohne Schirm. Er sah aus wie ein Mörder oder Verschwörer in einem Melodrama. Auch die Frau trug schwarze Farben, einen schwarzen Krepphut und ein schwarzes Sammtkleid ohne Shawl. Held hatte die Bühne verlassen; er war ohne Beifall aufgenommen, d. h. ausgelacht worden. Seine theatralischen Abenteuer hatte er in den „Irrfahrten eines Komödianten" ganz ergötzlich geschildert. Er war überhaupt Schriftsteller geworden, hatte zwei Dramen: „Liebe" und „Freundschaft", geschrieben, und ein volksthümliches biographisches Büchelchen: „Preußens Helden", das er in der preußischen Armee zu verbreiten wußte und das ihm das glänzende Honorar von 3000 Thlrn. eintrug. Dafür kaufte er sich ein Haus in Erfurt; doch war auch dort seines Bleibens nicht. Obwol von Haus aus auf dem politischen Standpunkt der preußischen Offiziere stehend, bemerkte er doch allmählich allerlei Missstände der preußischen Verwaltung und machte in verschiedenen Briefen an den König auf dieselben aufmerksam, bis sich Se. Majestät diese Correspondenz verbat. Der Censor Held's, ein Major a. D., strich alles, was nicht mit seiner Ansicht übereinstimmte. Da schrieb Held an den Oberpräsidenten von Flottwell, denuncirte ihm die Unfähigkeit dieses Censors und — bot sich selbst als Censor an, „da er die zu diesem Amte nöthigen Kenntnisse und liberalen Gesinnungen besitze"; auch wollte er sich einem Examen unterwerfen. Das alles wurde abgelehnt. Held verkaufte sein Haus, verließ den undankbaren preußischen Staat und zog nach Leipzig, wo er bald als kecker liberaler Publicist sich einen Namen machen sollte.

Wenn auch die Bedeutung einer Persönlichkeit wie Held von seinem Freunde Corvin überschätzt wird, so muß jede Darstellung der vormärzlichen Zeit doch immerhin bei ihm verweilen, da er einen ganz eigenartigen Typus der damaligen Bewegungsmänner repräsentirt. Weder Held noch Corvin waren wie andere von

Jugend auf in den Ideenkreisen des Liberalismus aufgewachsen oder hatten die Freiheitsbegeisterung gleichsam auf den Schulbänken eingesogen; sie waren weit davon entfernt, die praktischen Resultate langjähriger Studien und fest eingewurzelter Principien zu ziehen. Im Gegentheil, das Cadetten- und das Militärwaisenhaus nährten ihre Zöglinge mit ganz anderer geistiger Speise und in den Casinos herrschte ein den Neuerungen abgeneigter Ton. Kaum hatten beide aber die Uniform ausgezogen, als die Lektüre historischer und politischer Schriften, der Verkehr mit andersgesinnten Männern, der in der Luft liegende Liberalismus, von dem jeder mehr oder weniger angeflogen wurde, persönliche Lebenserfahrungen, die sie misvergnügt machten mit den bestehenden Zuständen, ihre Anschauungen ganz unmerklich umwandelten und sie in das entgegengesetzte Lager führten. So ausführlich und in mancher Hinsicht breit angelegt die Memoiren Corvin's sind, so muß man sich doch über die wichtigste Wendung seines Lebens mit ganz flüchtigen Andeutungen begnügen. Bei Held aber, der in vieler Hinsicht ein psychologisch merkwürdiger Charakter war, einer derjenigen, die man als problematisch zu bezeichnen pflegt, war ein leichterkennbares Motiv mit im Spiel: das Sensationsbedürfniß, die Originalitätssucht, die sich theatralisch zu drapiren liebt. Darüber lassen die Aufzeichnungen Corvin's keinen Zweifel. So hatte er die Costümmarotte; selbst auf dem Markte, auf den Gassen wollte er Aufsehen erregen. Das Schwarz, das er und seine Frau, sein Kind und sein Dienstmädchen anfangs getragen, wurde später mit Weiß vertauscht. „Held hatte sich ein weißes Gewand von Calicot machen lassen, welches bis auf die Füße reichte. Es war das eine Art Nacht- oder Sterbehemd. Damit wandelte er, wie ein ägyptischer Priester anzuschauen, in Haus und Garten umher, zum Entsetzen der frommen Glasersfrau, die sich kreuzte und segnete, wenn ihr diese durchsichtige Erscheinung im hellen Sonnenschein entgegenkam." Damals hatte Laube, bei dem der Theaterleiter und Theaterschneider vorspukte, in der „Zeitung für die elegante Welt" eine Revolution in der Kleidung angebahnt, den sogenannten altdeutschen Rock an die Stelle des Fracks gesetzt. Held war sein eifrigster Schüler; er trug schwarzwollene gestreifte Tricots und über denselben, bis beinahe zur halben Wade reichende schwarze Lederstiefeln. Der altdeutsche schwarze Rock war um die Taille herum in viele Falten gelegt. Der weite Radmantel war ebenfalls schwarz, der Hut breitkrämpig und spitz zugleich.

Dasselbe Sensationsbedürfniß, wie in der auffallenden Tracht, sprach sich in der zur Schau getragenen Verachtung der kirchlichen Ceremonien aus. Ebenso wenig wie um die Taufe des Sohnes, kümmerte er sich um die kirchliche Trauung. Es ergab sich, daß seine zweite Frau gar nicht mit ihm getraut war, was Corvins, die sie in ihre Cirkel eingeführt hatten, sehr unangenehm war. Aus gesellschaftlichen Rücksichten ließ sich Held mit seiner Begleiterin trauen; doch damit verstieß er sogar gegen das Criminalrecht; denn es stellte sich heraus, daß er von seiner ersten Frau noch nicht geschieden war. Die Sache wurde indeß ohne einen Proceß wegen Bigamie in Ordnung gebracht. Held war überhaupt ein Don Juan und hatte seltenes Glück bei den Frauen. Auf einer Probe maulschellirten

sich seinetwegen zwei eifersüchtige Sängerinnen; in Dortmund erhielt er allerdings selbst von einer Madame Held gelegentliche Ohrfeigen. Die Frau eines Schauspielers folgte ihm nach Erfurt, mußte laut gerichtlichen Erkenntnisses zu ihrem Manne zurückkehren und vergiftete sich: eine Fülle von Romanmotiven für die damaligen leipziger Novellisten!

Das Blatt, welches Held zuerst einen Namen machte, „Die Locomotive", war eigentlich nicht aus politischer Begeisterung hervorgegangen, sondern aus harmloser Speculation. Held wollte ein Anzeigeblatt gründen, und da die Inserate nicht in genügender Zahl einliefen, so brachte er zur Ausfüllung allerlei kleine Notizen, die oft pikant und treffend waren. Corvin rieth ihm, diese Anzeigen zur Hauptsache zu machen. Das geschah: Corvin leistete thätige Hülfe; Held orientirte sich beim Schreiben selbst über die Politik, die ihm bisher ziemlich fremd geblieben war. Die beiden preußischen Lieutenants a. D. machten mit ihrem wohlfeilen Blättchen eine sehr lebhafte politische Agitation. Es kostete nur 1 Thlr. jährlich und erschien wöchentlich einmal, einen oder anderthalb Bogen stark. „Die Locomotive" brachte es bis auf 15000 Abonnenten, ehe sie verboten wurde. Ergötzlich sind die Streiche, welche die Redacteure der Censur spielten. So brachten sie bisweilen zwei dem Anschein nach harmlose Notizen: zwischen ihnen stand aber eine höchst censurwidrige, welche sogleich der Censurschere zum Opfer fiel. Nun rückten jene beide Notizen zusammen, worauf es von Anfang an abgesehen war, und gewannen durch dies Zusammenrücken meist eine sehr boshafte Bedeutung, wofür indeß nur der Censor verantwortlich gemacht werden konnte. Nach dem Verbot der „Locomotive" gab Held eine Monatsschrift: „Der deutsche Michel", in Halle heraus. Hier wüthete die Censurschere so, daß sie oft ganze Columnen vernichtete und Held genöthigt war, den leeren Platz mit unschuldigen Fabeln auszufüllen: „Ein armes Lämmchen weiß wie Schnee u. s. f." Auch an Verurtheilungen wegen Preßvergehen fehlte es nicht. Einmal mußte er zwei Monat Gefängniß in Schkeuditz absitzen. Da ging's sehr gemüthlich zu, obschon sich am Fußboden des Gefängnisses ein starker eiserner Ring befand, um widerspenstige Gefangene festzuketten. „Es war höchst schauerlich. Held saß feierlich an seinem mit Papieren überfüllten Schreibtisch und erschien mir höchst ehrwürdig. Rauchen durfte er und wir steckten wehmüthig unsere Cigarren an. Endlich schlug er — einen Spaziergang vor: ich dachte an einen ummauerten Hof, und war sehr erstaunt, als er mit mir ungehindert auf die Straße ging. Er kehrte aber um, indem er rief: «Ich will doch den Schlüssel von meinem Gefängniß abziehen, damit mir niemand in meinen Papieren kramt.»" Weniger gemüthlich war's auf der Festung Magdeburg, wo Held später wegen Majestätsbeleidigung ein Jahr in Gesellschaft zahlreicher misliebiger Literaten sitzen mußte.

Inzwischen brach die Märzrevolution aus; Corvin betheiligte sich an dem badischen Putsch, wohin wir ihn später begleiten werden, und kam dann nach Berlin, wo Held damals eine hervorragende demagogische Rolle spielte: es war die Glanzepoche seines Lebens. Sein Bild hing in allen öffentlichen Localen, seine mit Lorbern umkränzte Büste war fast überall aufgestellt; die Berlinerinnen schickten ihm Kränze und Billetdoux; er war der Leiter in den Volksversammlungen und

glänzte durch sein oratorisches Talent. Wir selbst haben ihn damals vor allem Volke mehrfach sprechen hören mit seinem Stentororgan und seiner volksthümlich zündenden Beredsamkeit. Die Tribüne verlieh ihm die Lorbern, welche ihm die Bühne versagt hatte; er war ein geborener Demagog. Das Porträt des gefeierten Agitators Held entwirft Corvin in folgender Weise: „Held's Aeußeres hatte sich im Mannesalter sehr zu seinen Gunsten geändert; er war damals ein großer, kräftig gebauter Mann mit kurzem, ein wenig nach vorn gebeugtem Halse. Das weiche, blonde, ein wenig gelockte Haar trug er nach hinten gekämmt, wodurch seine eigenthümliche, den scharfen Denker verkündende Stirn ganz frei wurde. Seine kleinen graublauen Augen, die nur deshalb tief zu liegen schienen, weil die Stirn gerade über ihnen auffallend hervortrat, verriethen nicht gerade den Geist, den er besaß, sondern vielmehr seine Sinnlichkeit. Der untere Theil des Gesichts wurde vollständig durch einen außerordentlich vollen rothblonden Bart verdeckt, der ihm bis auf die halbe Brust reichte. Stand Held auf der Rednerbühne, so war seine Büste classisch. Außer der imposanten Rednerfigur besaß Held auch ein volltönendes, mächtiges Organ, und seine Stimme vermochte es, sich einer großen Volksversammlung vernehmlich zu machen, daß auch dem Fernstehenden kein Wort seiner Rede verloren ging. Er war der beste Volksredner, den ich bisjetzt gehört habe. Selten gebrauchte er die gewöhnlichen demokratischen Stichworte und Redensarten; er verschmähte solche Marktschreiermittel, Beifall zu erringen, den zu erreichen er auf andere würdigere Weise gewiß war, ohne danach zu geizen; ja die Aeußerungen desselben machten ihn oft ärgerlich und ungeduldig. Seine Reden zeichneten sich durch ihre Klarheit, und vor allen Dingen durch ihre scharfe Logik aus, mit welcher er seine Feinde zur Verzweiflung brachte. Dabei war seine Sprache schwunghaft und selbst poetisch, und der Witz war in seinem Munde ein Wetterstrahl. Wollte Held beweisen, «daß der Mond aus grünem Käse gemacht sei», die Masse des Volkes ging mit dieser beruhigenden Ueberzeugung nach Hause."

Held war übrigens, wie seine ganze Bildungsschule und seine frühere Lebensstellung beweist, kein Demokrat aus lange gehegter tiefgreifender Ueberzeugung; er war ein Gelegenheitsdemokrat aus Misvergnügen und ein Theil seiner Parteigenossen merkte bereits, daß er nicht echt in der Wolle gefärbt sei. Das merkten auch die andern, und so wagten sich Bestechungsversuche an ihn heran, um so mehr, als Held mit Mirabeau die Aehnlichkeit hatte, daß er sich stets in Geldverlegenheiten befand und bisweilen ins Schuldgefängniß wandern mußte. Auch hatte er seine absonderlichen Gedanken, die zum Credo der Republikaner wenig paßten. So ließ er einmal ein Plakat anschlagen: „Meine Idee." Und diese Idee bestand darin, daß der König zu Gunsten des Prinzen von Preußen abdanken, dieser eine von Held entworfene Verfassung annehmen und sich zum Deutschen Kaiser machen solle. Der Präsident des Preußenvereins setzte sich wegen dieses Plakats mit ihm sogar in Verbindung. Der Einmarsch Wrangel's in Berlin bereitete der ganzen Straßendemagogie ein plötzliches Ende und Held hatte seine Rolle ausgespielt. Später lieh ihm Minister von Manteuffel 860 Thlr. zur

Herausgabe eines Buches über Berlin. Mit dieser Notiz verschwindet er aus Corvin's Memoiren. Was seine spätere publicistische Thätigkeit betrifft, so bewies sie nur, daß sein Lebenslauf sich in absteigender Linie bewegte.

Corvin selbst hatte sich an dem badischen Putsch von 1848 und dem Aufstand von 1849 betheiligt. Eigentlich gerieth er durch seine Galvanoplastik und die „Glyphographie", eine Erfindung, durch die er den Holzschnitt, und zwar in wohlfeilerer Weise, zu ersetzen suchte, in die Revolution hinein. Er war eben, wie schon Sallet ihn nannte, ein Universalgenie, technischer Erfinder, Meister der Schwimmkunst, wie er denn auch mehrfach als Schwimmlehrer sich durchzuschlagen suchte. Um seine Erfindungen zu verwerthen, reiste er nach Paris, zeigte sie im Patentbureau, wo sie Aufsehen erregten; er hatte überhaupt die besten Aussichten. Da brach die Februarrevolution aus; Corvin kämpfte mit auf den Barrikaden und schloß sich dann an die deutschen Emigranten an, welche von Paris aus die Revolution in Deutschland importiren wollten. Eine Glückwunschadresse, die von den in Paris anwesenden Deutschen der provisorischen Regierung überreicht werden sollte, bildete den Anlaß zur Gründung „der Deutschen demokratischen Gesellschaft, zu deren Vorsitzendem man Herwegh wählte, weil man einen klangvollen Namen brauchte". Achthundert Arbeiter marschirten auf die Ebene von Monceaux, um dort die Waffenkunst zu erlernen und zur Unterstützung der deutschen Brüder in Deutschland einzurücken. Auf die Anfrage, ob sie dazu fest entschlossen seien, traten sehr viele zurück. Dann wälzte sich ein großer, durch Franzosen verstärkter Zug mit der „neuen deutschen Fahne" vor das Hôtel-de-Ville, um Waffen von der provisorischen Regierung zu verlangen. Unter den Führern waren mehrere frühere preußische Offiziere: Löwenfels, früher Lehrer an einer Divisionsschule; Reinhard von Schimmelpfennig, ein braver junger Mann, der den Oberbefehl erhielt, aber selbst Mistrauen gegen seine Fähigkeiten hegte; Adalbert von Bornstedt, der thätigste Agent des Comité; außerdem Literaten wie Heinrich und Karl Börnstein, Redacteure der „Lithographirten Correspondenz" u. a. Der Präsident, gleichsam die civile Oberbehörde, war Georg Herwegh, und wir wollen seine Silhouette, wie diejenige Sallet's und Held's, als geeignete Vignette für die Kapitel der Literaturgeschichte, die von ihm handeln, herausschneiden.

„Herwegh", sagt Corvin, „nahm den regsten Antheil an allen politischen Bewegungen, auf deren Hervorrufung er durch seine kräftigen Gedichte einen nicht zu verachtenden Einfluß ausgeübt hatte; allein seine Gedanken schwebten, eben weil sie poetische waren, über der gemeinen Wirklichkeit, die ihn überall anekelte und zornig machte und der er keine Berechtigung zugestehen wollte. Details haßte er; aber dennoch liebte er es oft, sich um das Kleinste zu kümmern, und dann wurde er kleinlich. Dabei war er ein Egoist, weniger in materiellen Dingen; er konnte entbehren und Anstrengungen, welche seinen nicht kräftigen Körper mehr als den eines andern ergriffen, ohne Murren ertragen; allein er konnte wüthend werden, wenn man ihn mit Dingen plagte, die ein anderer besorgen konnte; er handelte überhaupt nur, wenn er dazu gezwungen wurde, niemals aus freiem innerm Antrieb. Dabei fehlte ihm durchaus jede Gegenwart des Geistes; war der Mo-

ment vorüber, dann arbeitete seine Phantasie die Situation desselben aus und er wußte sehr gut, was er hätte thun sollen. Solche Grübeleien trugen indeß keine Frucht; das nächste unvorhergesehene Ereigniß traf ihn gleich unvorbereitet. Er war kein Redner, doch er wußte zur Sache zu sprechen und so war er offen genug, die Hoffnungen der Leute herabzustimmen, die sich von dem Zug nach Deutschland goldene Berge versprachen; er erklärte ihnen, daß sie dort nur Hunger und Kanonen finden würden; wer darauf nicht gefaßt sei, möge zurückbleiben." Sehr unpraktisch benahm sich der Dichter bei Flocon, dem Mitglied der provisorischen Regierung. Corvin, Herwegh und Löwenfels gingen zu diesem, um mit ihm über die Expedition zu berathen. „Wie viel brauchen Sie für die ersten dringendsten Ausgaben zur Ausrüstung der Legion, ich meine nur für den Augenblick?" fragte Flocon, und dabei hielt er ein Packet Bankbillets in der Hand, das ihm seine Frau eben in einem Portefeuille mit der Bezeichnung „Ministère de l'Intérieur" gebracht hatte; er hielt die 1000-Francsscheine zwischen Daumen und Zeigefinger, sodaß das Geld fast gezählt werden konnte; es mochten etwa 50 Billets sein, sagt Corvin; Herwegh drehte und wandte sich auf seinem Stuhl, während Flocon ihn ruhig ansah, um das Resultat dieser Convulsionen abzuwarten. Endlich stotterte Herwegh: „2000 Frs." Die Miene Flocon's, der nach Corvin's Ansicht bereit war, die ganze Summe zu zahlen, „drückte so viel aus, daß ich es nicht auf einer Seite erschöpfend wiedergeben, aber abgekürzt in das Wort «Dummkopf» zusammenziehen kann". Corvin machte Flocon denn noch einen Privatbesuch und erhielt statt der 2000 Frs. wenigstens 5000. Doch Waffen waren von der provisorischen Regierung trotz aller Versprechungen nicht zu erhalten. Inzwischen gingen Abtheilungen von je 400 Mann nach Straßburg ab: eine wichtige Frage war, wer das Obercommando führen solle. Ein dazu ausersehener alter Oberst Suarec, der viele Feldzüge mitgemacht hatte, war Herwegh zu theuer, indem er 5000 Frs. zu seiner Equipirung verlangte; auch Corvin wollte sich zurückziehen, da der Dichter seine dringenden Vorstellungen in Bezug auf militärische Ordnung stets mit den Worten: „Ich will keine Gamaschenknechte", beantwortete; doch söhnte sich der in „seinem Zelte schmollende Achilles" wieder mit dem Dichter aus. Man fand Zeit, auch über andere wichtige Angelegenheiten zu berathen: so gaben alle Führer ihre Meinung über die Männerkleidung ab, in welcher Frau Herwegh ihren Mann begleiten sollte, besonders über die Form des Hutes und über die Art, wie sie ihr Haar tragen sollte, worüber sie lange Zeit nicht mit sich einig werden konnte. Emma Herwegh, Tochter des Bankiers Siegmund in Berlin, wird von Corvin als eine energische und entschlossene Frau geschildert, die ihrem Mann auf das zärtlichste zugethan war, nur für ihn sorgte und nicht für sich, seinen Werth, aber auch seine Schwächen kannte, und mit echtem Liebeseifer bemüht war, diese als Tugenden darzustellen. Sie war damals eine Frau in den Zwanzigern, von angenehmem Aeußern, von mittlerer Größe, aber hübsch gewachsen.

Die Rivalitäten der Führer schädigten von Haus aus das Unternehmen. Der Vicepräsident von Bornstedt wurde seines Amtes entsetzt, weil sein schlechter Ruf, mochte er nun verdient sein oder nicht, dasselbe gefährdete. In Straßburg wurde

Karl Börnstein zum Chef der Legion ernannt, Corvin zum Chef des Generalstabes. Börnstein, früher Artillerist, mit einem großen Schnauzbart und einem Corporalsgesicht, empfahl sich theils durch seine große Ruhe, theils durch seine Kunst, Patronen zu verfertigen. Als die Legion mit einem Extrazuge von Straßburg abfuhr, waren die Kisten mit den Gewehren gar nicht einmal aufgeladen worden. Bei einem Scheinangriff auf einer Rheininsel bei Neuenburg lernte Corvin zuerst seine Leute kennen. „Viele meiner Helden waren Ritter von der Elle und hatten bisher zwar sehr viel mit blanken Waffen — Nadel und Schere — aber noch niemals etwas mit Schießgewehren zu thun gehabt. Sie entsetzten sich über das Getöse und den Blitz, den sie hervorbrachten, so sehr, daß einige davon fast umfielen und andere nach dem Schuß förmlich ausrissen und sich hinter den Weidenbüschen versteckten." Es folgt dann eine Schilderung des Rheinübergangs; es waren ungefähr 650 Mann, die auf badischem Boden standen. Die erste Nachricht, die sie erhielten, war diejenige von Hecker's unglücklichem Gefecht bei Kandern. Sie marschirten indeß tapfer vor, bis sie auch die Nachricht von Sigel's und Becker's Niederlage erhielten und erfuhren, daß Hecker sich in die Schweiz zurückgezogen hatte: es blieb der Legion nichts übrig, als womöglich in der Nähe der schweizer Grenze über den Rhein zu gehen; sie mußte bei Schopfheim fast mitten durch den Feind; doch erst bei Niederdossenbach, nicht an den Ufern des Rheins, wurde sie von den Würtembergern erreicht. Hier kam es zum Gefecht, in welchem Reinhardt von Schimmelpfennig, der die Sensenmänner und Pikenmänner befehligte, fiel, nach einem Zweikampfe mit dem würtembergischen Hauptmann, durch eine Kugel getroffen; das Gefecht endete mit der Flucht der Legion; die Würtemberger tödteten viele Verwundete, die in ihre Hände fielen. An dies Gefecht von Niederdossenbach knüpft sich die oft colportirte Herwegh-Anekdote: man erzählt sich, „der Dichter sei von seiner Frau unter dem Spritzleder eines Wagens versteckt worden". Corvin berichtigt dies in manche Geschichtsbücher übergegangene Falsum. Der Wagen, auf dem Herweghs sich befanden, war glücklicherweise voraus, infolge einer Anordnung Corvin's, und so gewannen sie einen Vorsprung vor den Würtembergern. Während des Gefechts hatten Herweghs auf dem Wagen Pulver und Patronen ausgetheilt; es war ein Leiterwagen, der gar kein Spritzleder hatte. Uebrigens hatte Herwegh als Nichtkämpfer und Nichtmilitär mit dem Gefecht nichts zu thun, und Corvin erklärt ausdrücklich, daß er bei keiner Gelegenheit während dieses Zuges Zeichen von Feigheit an dem Dichter bemerkt habe. Herwegh und seine Frau entkamen indeß mit Mühe und Noth, verbargen sich in einem Bauerhofe, wo die Reiter sie suchten; es war auf seinen Kopf ein Preis von 4000 Fl. gesetzt worden; doch war das Versteck sehr gut und die Würtemberger fanden weder den Dichter noch sein „verfluchtes Weib". Dann verkleideten sich beide als Bauer und Bäuerin; er schnitt sich den Bart ab, was ihn in der That fast völlig unkenntlich machte, und so gingen beide aufs Feld an die Arbeit. Frau Herwegh jätete mit großem Eifer Unkraut aus. In dieser Verkleidung kamen sie mit andern Marktleuten über die Rheinfelder Brücke. Auch Corvin erlebte allerlei Abenteuer auf seiner Flucht. In der Schweiz traf er Hecker; er sagt von ihm: „er war ein großer hübscher Mann mit edelm Gesicht; doch sah er nicht mehr den Bildern ähnlich, welche man als sein Porträt auf

Pfeifenköpfe malte. Allerdings trug er oft eine Bluse; aber sein Haar war kurz geschoren und sein Bart hatte keine auffallende Länge. Hecker war blond und hatte helle, kühlblickende blaue Augen; war er in Gesellschaft seiner Freunde und heiter, dann hatte sein Gesicht einen sehr angenehmen Ausdruck und flößte Liebe und Vertrauen ein; meist aber sah man in jener Zeit einen höhnenden, fast diabolischen Zug um seinen Mund, besonders wenn er sich über die Schlaffheit des deutschen Volkes und über die Professoren in Frankfurt ärgerte. Was ihn stets zornig machte, waren die Besucher aus der Schweiz und auch aus Deutschland, die Sonntags nach Mutting kamen, nur um ihn zu sehen. Er nannte diesen Tag den Menagerietag und erklärte sich selbst und seine ihn umgebenden Freunde mit vielem Humor. Den Bauern, die aus Baden oder Würtemberg herüberkamen, hält er oft sehr derbe Reden und sandte sie zu allen Teufeln. „Solch eine deutsche Bauernbestie", pflegte er zu sagen, „rührt sich nicht eher, als bis ihr ein Stück aus dem H — geschnitten wird." Fast noch mehr als gegen diese faulen Gleichgültigen eiferte er gegen die unpraktischen Enthusiasten, die ihn mit ihrem hirnverrückten Freiheitsjargon und ihrer überschwenglichen Bewunderung manchmal ganz toll machten. Er hatte die Gewohnheit, rohe Waldstöcke zierlich zu schnitzen und sie mit grotesken Köpfen zu versehen; diese Stöcke nannte er „civilisirte Wellenprügel", einen mit einem Kamelkopfe taufte er „Gervinus".

Von Mutting begab sich Corvin nach Straßburg, wo die deutschen Demokraten, in Parteiungen zerspalten, sich gegenseitig befehdeten; hier spielte auch Karl Künzen eine Rolle, der ein Gegner Hecker's war. Held lud dann seinen Freund nach Berlin ein, wo dieser Muße fand, seine Memoiren mit einem Kapitel zu bereichern, in welchem auch Luise Aston eine Rolle spielt, die Vorkämpferin einer Frauenemancipation, die mit Postbureaudienst und andern jetzt beliebten Losungsworten des selbständigen Frauenerwerbes nichts zu thun hatte, deren „A und O" die freie Liebe war. Von Berlin eilte Corvin nach Baden, als dort der Aufstand ausgebrochen war, um sich diesem anzuschließen.

Wer in den Memoiren Corvin's nach den Motiven der Ereignisse sucht, die er so anschaulich schildert, darf auf keine reiche Ausbeute rechnen. Das gilt besonders von dem Herwegh'schen Putsch. Hatten doch die Abgesandten des Comité auf die Anfrage Flocon's nach dem Zweck desselben kaum eine klare Antwort. Ledru-Rollin meinte: „Ach, Sie wollen ein Corps Barrikadenprofessoren nach Deutschland bringen." Corvin erklärte Flocon, daß er bei Mauheim über den Rhein gehen, die Gegend im Odenwalde revolutioniren und die Armee vergrößern wollte, mit welcher er zum Schutz des deutschen Parlaments nach Frankfurt zu marschiren gedächte. Der Kern eines Parlamentsheeres: es war doch wenigstens ein Gedanke, der eine gewisse Keimkraft hatte. Doch man kam darauf nicht zurück; man knüpfte Verhandlungen mit den badischen Revolutionärs und mit Hecker an, der aber von der pariser Legion anfangs nichts wissen wollte; doch diese betrachtete sich nur als Hülfscorps Hecker's und marschirte in die oberbadischen Gegenden, wo er das Land insurgirt hatte.

Eine ganz andere Physiognomie hatte der badische Aufstand im Jahre 1849: Cor-

vin sah in Manheim alsbald ein Linienregiment mit klingender Musik vorüberziehen — ein wohlorganisirtes Heer, das war etwas anderes als die Freischarenwirthschaft. Von den politischen Motiven und Planen der Führer hören wir aber auch hier nichts: es war eben Revolution ... und das genügte. Desto genauer entwickelte Corvin seine militärischen Plane, mit denen er aber bei den Führern der Bewegung nicht durchdrang, obschon die Ereignisse ihm meistens zu früh recht geben. Er suchte eine höhere Stellung, was ihm anfangs nicht gelingen wollte, da man gegen ihn als einen Freund Held's Mistrauen hegte; doch er gibt, bei der Schilderung seiner Bewerbungen, eine interessante Porträtgalerie der damaligen Militär- und Civilchefs des Aufstandes. „In Rheinhessen commandirte Blenker. Er war ein hübscher Mann von militärischem Aeußern und gefälligen Manieren und mochte ein Vierziger sein; er hatte in einem hessischen Cavalerieregiment als Wachtmeister gedient und war dann Weinhändler geworden. Ueber sein Feldherrntalent lernte ich erst viele Jahre später urtheilen, aber als Wachtmeister hatte er gelernt, sein Corps ziemlich in Ordnung zu halten. Sigel, der erste badische Offizier, der zu Hecker übergegangen war, hatte 1849 den Oberbefehl über die Neckararmee; er war damals ein Mann von 28 Jahren, der wegen seines bartlosen, wenig markirten Gesichts noch jünger aussah. Das Gesicht war nicht eben schön, aber auch nicht gerade häßlich zu nennen; es gewann durch Freundlichkeit, die jedoch selten war; er sah durch den eigenthümlichen Bau seines Auges meistens mürrisch aus; der Eindruck, den er mir machte, wurde durch eine monotone heisere Stimme nicht verbessert. Er war über Mittelgröße und gut und kräftig gewachsen. Das braune Haar trug er kurz geschnitten. Philipp Becker war Obercommandant der gesammten Volkswehr Badens. Er war ein Mann von etwa 45 Jahren, ziemlich groß und mit gebräuntem militärischen Gesicht. Seine Erscheinung flößte Zutrauen ein und war durchaus nicht lächerlich, wie die manches andern, den ich dort sah. Er trug einen grünen Uniformrock mit goldenen Epaulettehaltern.“ Die Flüchtlingslegion brachte Becker im Manheimer Hotel ein Hoch. „Ich schlug“, erzählt Corvin, „die Hände vor Verwunderung zusammen und lachte herzlich, als ich den guten alten Böning in kriegerischem Schmuck an der Spitze des stattlichen Regiments als Oberst sah. Bis dahin hatte ich Böning für einen friedlichen alten Mann gehalten und auch nicht eine Spur von militärischem Geist in ihm geargwöhnt. Er sah indessen ehrwürdig und stattlich aus, wie ein Held aus den Zeiten des Mittelalters und war gewiß die malerischeste Erscheinung in Baden. Er mochte ein Sechziger sein; er war groß, kräftig gebaut und ging ein wenig nach vorn gebeugt; sein Kopf war ein solcher, wie ihn Maler sich als Modell wünschen; das Gesicht trug den Ausdruck der Herzensgüte, allein zugleich auch der Charakterschwäche; der graue Bart und die grauen langen Locken unter dem breiträndigen Freischarenhut standen ihm besonders gut. Er trug eine schwarze Bluse mit Ledergut; aus dem Brustschlitz ragten die Griffe eines Paares hübscher Pistolen mit Stahlbeschlag hervor; dazu trug er hohe Jagdstiefel und einen Schleppsäbel.“ Corvin suchte vergeblich in Karlsruhe bei dem Stellvertreter des damaligen Kriegsministers Meyerhofer, den er in sehr wenig schmeichelhafter Weise schildert, um eine höhere Befehlshaberstelle nach; auch bei Sigel richtete er nichts aus; er fand in der Umgebung desselben

lauter Gegner. Zu diesen gehörte auch Gustav Struve, welcher Präsident eines Militärausschusses war. „Außer Muth, den ich ihm nicht absprechen will, hatte Struve auch gar nichts an sich, was ihn zu irgendeinem militärischen Posten befähigte, und dennoch war er gerade am meisten darauf versessen, Soldat zu spielen. Schon sein Aeußeres war so unmilitärisch als möglich, und das ist nicht ganz unwichtig. Er sah immer zerknittert und ungewaschen aus, und ich konnte nicht umhin, ihn mit einer Elster zu vergleichen, die in einer Küche gehalten wird und deren Federn stets zerknittert und beschmuzt sind. Die dreifarbige wie ein Strick zusammengedrehte Schärpe, welche er über der Brust trug, war beinahe unter dem Arm zusammengeknüpft und die Schwänze der Schleife baumelten zwischen den Schulterblättern." Noch feindseliger zeigte sich seine Frau, „ein sehr schönes Weib mit brillanten schwarzen Augen". Erst durch Vermittelung Trützschler's, des Civilcommissars von Mannheim, gelang es Corvin, eine militärische Stellung zu erringen; er wurde zum Obersten der mannheimer Volkswehr ernannt. Trützschler, später bekanntlich vom Kriegsgericht verurtheilt und erschossen, war ein Mann von etwa 33 Jahren, mit feinem, hübschem, offenem Gesicht, blauen Augen und blondem schlichtem Haar.

Corvin erhielt den Auftrag, so viele Bataillone wie möglich in Mannheim zu bilden: er verfuhr dabei unnachsichtig gegen nachlässige Bürgermeister der benachbarten Ortschaften; einer dieser Briefe wurde später wichtig in seinem Proceß. Den Oberbefehl über den linken Flügel der Neckararmee erhielt Oberstlieutenant Mercy, der vor der Revolution Oberlieutenant des 3. badischen Regiments gewesen war und noch bei dem Soldatenaufstand in Rastatt den Soldaten mit dem Säbel in der Hand entgegengetreten war: später schloß er sich der Revolution an. Das 1. Bataillon Corvin's mußte ausmarschiren und hielt sich tapfer bei Ladenburg, wo es eine Anzahl mecklenburgischer Dragoner und Infanteristen gefangen nahm.

Inzwischen hatte die badische provisorische Regierung Mieroslawski zum Oberbefehlshaber ernannt. Corvin war damit nicht einverstanden, einmal weil jener ein Ausländer, ein Pole, war und dann weil er bisher, wo er commandirte, wie in Sicilien, immer Unglück gehabt hatte. „Mieroslawski war ein Mann von etwa 30 Jahren, von mittlerer Größe, mit etwas vorgebeugter Haltung. Sein blondes, etwas gelocktes Haar trug er ziemlich lang, den Bart jedoch kurz. Sein Gesicht war angenehm wie auch der Ton seiner Stimme. Damals trug der General noch Civilkleider; später erschien er in Uniform. Er trug einen blauen Militärüberrock mit Goldstickerei am Kragen und sehr große goldene Generalsepauletten; dazu rothe Hosen, einen Pallasch an einem goldenen Wehrgehänge und ein mit Gold besetztes Käppi." Der Pole führte den Oberbefehl mit Entschiedenheit und wollte sogar einmal Corvin vor ein Kriegsgericht stellen lassen. Dieser hatte die Vertheidigung Mannheims übernommen gegen den Angriff, den die Preußen und später die Baiern von Ludwigshafen aus gegen die Stadt richteten. Seine einzelnen Maßnahmen, die Aufstellung der Geschütze, das Bombardement, bei dem die gegenüberliegende Rheinstadt in Brand geschossen wurde, mag man in den Memoiren selbst nachlesen. In das Schicksal der Schiffbrücke, die anfangs von den Insurgenten in Brand gesteckt werden sollte, später von Ludwigshafen aus, infolge der

auf ihr lagernden entzündeten Baumwolle, in Brand geschossen wurde, ist eine der merkwürdigsten Robinsonaden verwebt. In einem Schiff der Schiffbrücke saßen seit drei Tagen ohne Nahrung 14 Mann mit einem Offizier, todt vor Hunger und Entsetzen; denn die Kugeln beider Parteien pfiffen über sie hin. Einige starben in dieser Lage; die Angst der Lebenden war auf den höchsten Grad gestiegen, als die Barke in Brand gerieth. Ein ins Wasser sich stürzender Ungar, nackt, nur mit einer Mütze, in der das Schreiben des Führers der unglücklichen Mannschaft versteckt war, brachte die Kunde davon nach Manheim. Es fanden sich Freiwillige, welche eine Expedition zur Rettung derselben unternahmen: alle bis auf sieben wurden gerettet, diese nach Verhandlungen mit den Baiern von denselben zu Kriegsgefangenen gemacht.

Die tapfere Abwehr gegen Ludwigshafen hin konnte keine Entscheidung bringen: diese kam von einer andern Seite. Corvin hatte stets darauf aufmerksam gemacht, daß die Preußen den bequemern Weg aus der Pfalz herüber einschlagen würden, wenn nicht der Brückenkopf bei Germersheim mehr befestigt würde. So geschah es in der That; hier setzten sie über den Rhein und in dem Treffen bei Waghäusel wurde Mieroslawski geschlagen. Jetzt blieb den Führern in Manheim nur noch die Flucht übrig. Auf dem Bahnhofe wurden sie von Bürgern verhaftet, von Dragonern bewacht; doch gelang es der Volkswehr, sie zu befreien, und der Bahnzug führte sie nach Heidelberg. Diese Scenen, die an spannende Romankapitel erinnern, sind von Corvin mit großer Anschaulichkeit geschildert.

In Rastatt fanden sich die meisten flüchtigen und geschlagenen Truppen zusammen. Mieroslawski verlegte bald sein Hauptquartier außerhalb der Festung nach Oos, nach dem Treffen an der Murg, in welchem die Aufständischen geschlagen wurden. Corvin, der vor das Thor von Rastatt geritten war und die anrückenden Preußen bemerkte, postirte einige Freischärler im Walde und wollte Verstärkung herbeiziehen, doch er fand keinen Gehorsam bei den Offizieren, auch nicht bei dem Lieutenant, der die deutsch-polnische Legion in Rastatt befehligte. Er wollte jetzt seinen Plan ausführen, Rastatt zu verlassen; aber in den Sternen war es anders beschlossen. Noch war der Weg über Ottersdorf frei; Oberst Tiedemann, der Commandant, gab ihm einen Passirschein mit Bleistift; doch die Wache wollte ihn nicht hinauslassen. Er schickte nach einem ordnungsmäßigen Passirschein: als er diesen erhielt, erfuhr er aber gleichzeitig, daß auch Ottersdorf von den Preußen besetzt sei, und so blieb er. Schon früher hatte er den Versuch gemacht, Rastatt zu verlassen: da war er aber von der Bürgerwehr, welche Verrath befürchtete, auf die Denunciation eines Spießbürgers hin, verhaftet worden.

Die Belagerung von Rastatt gehört jedenfalls zu den denkwürdigsten Ereignissen jener Revolutionsepoche: wie viele Tragödien spielten sich infolge derselben auf den Wällen und in den Kasematten ab. Die Beschreibung dieser Belagerung und der Zustände innerhalb der Festung von der Feder eines Augenzeugen zu lesen, hat doppeltes Interesse. Corvin selbst war sehr überrascht, als er seine Ernennung zum Chef des Generalstabs und der meisten Dienstdepartements erhielt. Im übrigen gab es eine solche Menge von Majors und Hauptleuten, die als

Commandeure kleiner Volkswehren sich diesen Titel beigelegt hatten, daß Corvin sie bei der Parole in zwei Gliedern antreten lassen konnte. Ein Major Urner war früher Lieutenant bei einer Bogenschützengesellschaft und Barbier gewesen: er konnte nicht orthographisch schreiben. Corvin gab ihm die höchste Stellung in Rastatt, er placirte ihn auf den Schloßthurm, wo er mit dem Fernrohr beobachten und alles rapportiren mußte. Zum Gouverneur von Rastatt war Oberst Tiedemann ernannt. Er war der Sohn des Professors in Heidelberg, früher Lieutenant bei den badischen Dragonern. Wegen einer Duellangelegenheit mußte er den Abschied nehmen; er trat später in griechische Dienste; doch mußte er auch hier ausscheiden, als dies von den Fremden verlangt wurde. Im Jahre 1849 nach Deutschland zurückkehrend, als gerade der badische Aufstand ausgebrochen war, fand er bald eine Stellung in der Insurgentenarmee. „Er war ein hübscher, großer und schlanker Mann von etwa 40 Jahren, den man indessen seines grauen Kopfes wegen für bedeutend älter hielt. Er hatte ein edelgeschnittenes Profil, einen trotzigen, aber wegen der ein klein wenig vorstehenden Unterlippe etwas dummen Mund und seine ganze Haltung war die eines alten Soldaten. Begnügte sich Tiedemann damit, blos vor der Truppe zu erscheinen, so war der Eindruck, den er machte, ein sehr günstiger; sein schönes militärisches Aeußere erweckte ein günstiges Vorurtheil; sobald er aber anfing zu reden, war dieser Eindruck verwischt.“ Er war im Dienst streng und kleinlich und erstickte bei all seiner großen Thätigkeit förmlich im Detail; dabei war er auffahrend und grob, aber in jeder Hinsicht achtenswerth und ehrenhaft. In der Einfachheit ahmte er die classischen Heroen nach, hatte keine eigentliche Wohnung, schlief in Kleidern auf einer Matratze im Winkel des Gouvernementsbureau, trug einen Commißdragonermantel und ein eben solches Casquet. Geld hatte er nie und wollte kaum einen kleinen Theil seines Gehaltes annehmen. „Von seiner Stellung als Gouverneur von Rastatt hatte er eine hohe Meinung, und der Gedanke, daß einst die Geschichte seinen Namen nennen werde, hatte großen Einfluß auf seine Handlungen. Schriften, die er klugerweise hätte vernichten sollen, hob er auf als historische Documente“, die leider! dann in den Processen zum Theil eine verhängnißvolle Rolle spielten.

Neben Tiedemann spielte eine Hauptrolle Oberst von Biedenfeld als Chef des 3. badischen Regiments, das in der Festung lag: ein mittelgroßer, eher kleiner, untersetzter Mann mit dem militärischen Typus der Stabsoffiziere, der den französischen Krieg mitgemacht hatte, wie mehrere Orden auf seiner Brust bewiesen; er besaß keine große wissenschaftliche Bildung, doch viel Mutterwitz, der oft etwas derb und polternd zum Ausbruch kam. Er hatte durch freisinnige Reden Anstoß gegeben und sich vom activen Dienst als Major zurückziehen müssen. Im Treffen bei Wiesenfeld hatte er sich durch persönliche Bravour ausgezeichnet. Die demokratischen Narrenspossen hatte er, wie Corvin sagt, nicht mitmachen wollen, und deshalb war ihm Tiedemann als Gouverneur vorgezogen worden. Die beiden waren Rivalen und diese Rivalität führte zu allerlei anarchischen Auftritten in Rastatt. Man gab Tiedemann schuld, daß er die Volkswehren vor der Linie bevorzuge ... und einmal ward der Gouverneur von Offizieren des 3. Regiments verhaftet. Dann wieder ließ er sich gelegentlich zu heftigen Aeußerungen hinreißen.

Biedenfeld müsse erschossen werden, rief er aus, und das hätte fast eine Secession der ganzen Linie zur Folge gehabt. In großen Offiziersversammlungen wurde, besonders durch Corvin's Reden, Versöhnung zwischen den beiden Führern angebahnt. Wir lernen durch diese Schilderungen noch einige andere der Häupter der Bewegung in Rastatt kennen: Dr. Enno Sander, der Stellvertreter des Kriegsministers, einen gebildeten liebenswürdigen Mann; Ernst Elsenhans, vortragenden Rath im Kriegsministerium, wegen Preßvergehens früher zu Festungsstrafen verurtheilt, einen jungen, gutgewachsenen Mann mit schönem, bleichem Gesicht, hoher Stirn, kurzgeschorenem blonden Haar, nur mit Irrlichteliren des Blickes, mit einem Auge, in welchem Fanatismus und Wahnsinn leuchtete, sodaß er in fortwährendem Fieber zu sein schien; Major Mahler, früher badischer Lieutenant, brav und tapfer; Major Heilig, Commandant der Artillerie, der längste Mann im Armeecorps, u. a.

Sehr lebendig ist die Schilderung des Bombardements, eines Ausfalls, bei dem das Dorf Niederbühl erobert wurde, und der Zustände in der Festung selbst. Mehrmals hatte General Graf von der Gröben Botschaften in die Stadt geschickt, wonach die Hauptarmee Freiburg und zuletzt Baden verlassen habe und die Vertheidigung nutzlos sei: man wollte diesen Nachrichten keinen Glauben schenken. Man ging indeß auf das Anerbieten des Generals ein, daß Abgesandte aus der Festung sich persönlich von der Lage der Dinge überzeugen sollten. Corvin und Major Lang wurden dazu ernannt und traten in Begleitung eines preußischen Offiziers, des Grafen Schmettau, die Reise an, die sie bis nach Konstanz führte. Nirgends eine Spur von Mieroslawski und Sigel. Die tapfern Vertheidiger der Festung mußten jede Hoffnung aufgeben. Nach Corvin's Rückkehr wurde ein Kriegsrath gehalten und die Capitulation beschlossen: General Graf von der Gröben verlangte Uebergabe auf Gnade und Ungade; doch stellte er möglichst milde Behandlung in Aussicht, obschon der Großherzog von Baden inzwischen die Standgerichtsgesetze proclamirt hatte. Die Capitulation wurde von Corvin und Biedenfeld abgeschlossen; die Besatzung ergab sich dem Großherzog von Baden. Von dem letzten großen Kriegsrathe sagt Corvin: „Ich sehe denselben noch so lebhaft vor mir, daß ich die Scene malen könnte. Links von mir am Fenster Tiedemann, rechts Biedenfeld, neben ihm Böning, dann Jakobi, Heilig und die andern im Kreise umher; Leiner, der das Protokoll führte, auf dem Sofa. Es war ein erhebender Augenblick, als die Mitglieder des Kriegsrathes mit fester Hand das Protokoll und muthmaßlich damit ihr Todesurtheil unterzeichneten.“ Vor der Uebergabe fanden noch Excesse statt, Erstürmung der Montirungskammer und andere. Nach derselben wurde Corvin mit seinem Generalstab in die am tiefsten gelegenen Kasematten der Festung geführt, in denen das Wasser aus den Wänden schwitzte, dicke Kröten mit ihren schönen blitzenden Augen aus den Ecken die Gefangenen ansahen. Ein Brief Corvin's an General von der Gröben hatte zur Folge, daß die Offiziere in bessere Kasematten gebracht wurden, wo sie ihre Lage mit Humor ertrugen. Nur die Nachrichten von den ersten Hinrichtungen trübten die gute Laune der Gefangenen. Der erste, welcher erschossen wurde, war Elsenhans, der keine hervorragende Rolle gespielt, aber den an heftigen Ausfällen reichen „Festungsboten“ redigirt hatte;

ihm folgte Oberst Biedenfeld, der muthig wie fast alle die Führer der Insurrection in den Tod ging. Der Gefangenen wartete indeß eine neue Demüthigung: sie mußten alles, was sie bei sich trugen, abgeben, wurden nackt ausgezogen und dann in alte abgelegte Soldatenkleider gesteckt, welche überdies sehr bevölkert waren und umgetauscht werden mußten. „Diese halbe Stunde", schreibt Corvin, „mit ruhigem Blut und mit Fassung zu ertragen, kostete mich größern Aufwand von moralischer Kraft als irgendetwas, das ich bisher im Leben erduldet habe." Bald wurde auch er ins Verhör genommen, er sah mit Schrecken auf dem Tisch vor den Offizieren alle seine Berichte an Tiedemann, welche derselbe als „historische Documente" aufgehoben hatte. Bald kam die Nachricht, daß auch dieser erschossen worden sei. Corvin kam in eine Bastion mit Kinkel zusammen, doch in zwei verschiedene Reduits. Für Corvin war der Nachweis von Wichtigkeit, daß er nicht mehr preußischer Unterthan sei: er wußte diesen Nachweis zu erbringen nach langen Verhandlungen, durch die er Aufschub für seine Verurtheilung gewonnen. Seine Frau, die ihn im Gefängniß besuchte, setzte in Berlin und Karlsruhe alle Hebel zu seiner Rettung in Bewegung. Er wurde indeß vor das Standgericht geführt und trotz seiner eigenen Vertheidigung und der Schutzrede eines tüchtigen Advocaten mit fünf Stimmen gegen eine zum Tode durch Erschießen verurtheilt. Es folgten „spannende aufregende Scenen", der Besuch der Gattin am Abend vor dem Tage, der für die Execution bestimmt war. Da kam von Karlsruhe im letzten Moment die Rettungskunde: die Strafe war umgewandelt worden. Das verdankte Corvin vor allem der „einen Stimme", die im Standgericht in der Minorität geblieben war; solche nicht einstimmige Urtheile mußten bestätigt werden; es war der Feldwebel Lotter, der zu Gunsten Corvin's gestimmt hatte. Auch seine Frau und sein Advocat hatten in Karlsruhe eifrig für ihn gewirkt. Das provocatorische Auftreten des Staatsanwaltes bestimmte das Ministerium zur Umwandlung der Todesstrafe in zehn Jahre Zuchthaus. Spätere feindliche Berichte, besonders in amerikanischen Blättern, schlossen daraus, daß er der Verräther der Festung Rastatt an die Preußen gewesen sei. Am 20. Sept. wurde Corvin in das Zuchthaus zu Bruchsal gebracht und zwar zunächst in das alte Zuchthaus. Der Hausordnung gemäß wurde er glatt rasirt, glatt geschoren, in die Sträflingstracht gesteckt und in den Wollsaal geführt, das erste Feld seiner Thätigkeit; hier wurde Wolle gekratzt, gesponnen, gespult: die großen Wollspulräder schnurrten; dazu die widerlichen Gesichter der neuen Kameraden: das alles machte einen merkwürdigen Eindruck. „Man kann dem Tode lächelnd ins Antlitz sehen", sagt Corvin, „doch wer bereitet sich auf das Zuchthaus vor? Die kleinlichen, eindringlichen Seelenqualen, wie sie die Zuchthausstrafe mit allem, was daran hängt, für ein stolzes Herz mit sich bringen, greifen auf ungeahnte Weise an und wirken deshalb so entsetzlich." Doch Corvin's Verzweiflung sollte sich noch steigern; er wurde mit andern politischen Gefangenen in das neue Zuchthaus, das Pennsylvanische Gefängniß von Bruchsal gebracht, eine Anstalt, deren „Idee in dem puritanischen Gehirn eines herzlosen amerikanischen Frömmlers ausgebrütet wurde", und hier verweilte der Gefangene bis zu seiner Begnadigung, sechs Jahre lang. Die Beschreibung dieser Gefängnißzeit, die Schilderung des Lebens in solcher Zellenhaft,

möge man in dem Werke selbst nachlesen; sie ist durchaus interessant, ins Detail der Vorgänge und Stimmungen eingehend, und kann neben die berühmten Kerkermemoiren von Silvio Pellico u. a. gestellt werden.

Auch auf den vierten (letzten) Band der „Memoiren", der lebendige Schilderungen aus Nordamerika und dem nordamerikanischen Secessionskriege enthält, können wir hier nicht näher eingehen, da es uns blos darauf ankam, Stimmungen, literarische und politische Persönlichkeiten, Vorgänge aus der Zeit der deutschen Revolutionsbewegung, aus vor- und nachmärzlicher Zeit unsern Lesern vorzuführen, wie sie ein lebhaft betheiligter Zeitgenosse mit scharfer Auffassung und frischer Schilderung in seinen Memoiren dargestellt hat.

Frankreichs gegenwärtige politische Action außerhalb Europas.

Von einem preußischen Stabsoffizier.

Das Jahr 1881 darf als der eigentliche Abschlußtermin der Reorganisation des französischen Heerwesens betrachtet werden; denn erst mit den vor einigen Monaten nach jahrelangen Verhandlungen und Berathungen zu Ende geführten Gesetzen über die Beförderung der Offiziere und die Verwaltung des Heeres wurde dem umfangreichen Werke der Neugestaltung des nationalen Wehrthums der Schlußstein eingefügt. Selten ist die Regeneration eines so complicirten und großen Wehrmechanismus so schnell und umfassend gefördert worden wie die des Nachbarheeres seit den Tagen des Frankfurter Friedens im Frühjahr 1871, und mit Stolz und nicht unberechtigtem patriotischen Selbstgefühl darf die Republik in dieser Beziehung auf das Jahrzehnt zurückblicken, das hinter ihr liegt.

Als sich die provisorische Regierung durch Annahme der Präliminarien am 26. Febr. 1871 zur Beendigung der Feindseligkeiten entschloß, konnte man französischerseits höchstens 250000 Mann Truppen dem deutschen Heere entgegenstellen; an Mobilgarden, mobilisirten Nationalgarden und Freicorps der verschiedensten Zusammensetzung, jedes festen innern Halts und jeder einheitlichen Organisation entbehrend, mochten vielleicht ebenso viel vorhanden sein. Der größere Theil der Cadres der kaiserlichen Armee war gelockert oder aufgelöst, die Artillerie und die technischen und Verwaltungs-Truppen nur nothdürftig mit Kriegsbedarf und Heeresgeräth ausgestattet, ein unermeßlicher Vorrath von Material an Waffen, Munition, Fahrzeugen u. s. w. befand sich in den Händen des Siegers.

Auf der Basis der energischen und planvollen Durchführung der drei Fundamentalstatute: der allgemeinen Wehrpflicht, des Organisations- und Cadregesetzes, ist es gelungen, ein den lebenskräftigsten Elementen der Nation entnommenes, auch die gebildeten Klassen der Bevölkerung in seine Reihen aufnehmendes Heer um die Feldzeichen Frankreichs zu scharen. Die effective Streitkraft desselben beziffert sich gegenwärtig im Frieden auf 641 Bataillone Infanterie = 283563 Mann, auf 352 Escadrons Cavalerie = 68758 Mann, auf 437 Batterien = 68762 Mann mit 2622 Geschützen, auf 4 Regimenter (20 Bataillone) Sappeurs-Mineurs = 11000 Mann, welche auf 20 Armeecorps vertheilt sind.*) Bei einer ganz

*) Die deutsche Armee zählt 503 Linienbataillone, 465 Escadrons und 340 Batterien mit 2040 Feldgeschützen, die schon im Frieden bestehen.

nach Analogie des preußischen Mobilmachungssystems auszuführenden Mobilisirung dieser Streitkräfte würden dieselben, wie angenommen wird, in 19 Armeecorps, 5 Reservecorps und 6 Cavaleriedivisionen als Combattanten der ersten Linie gruppirt werden. Rechnet man das mobile Bataillon zu 1000 Mann, die mobile Escadron zu 150 Reiter, die mobile Batterie zu durchschnittlich 158 Mann, die Pionnier- und Pontonniercompagnie zu 250 Mann, so enthält ein Armeecorps 25000 Mann Infanterie, 1200 Mann Cavalerie, 2870 Mann Artillerie mit 108 Geschützen, 1000 Mann technische Truppen, im ganzen mit Stäben, Verwaltungstruppen 35000 Mann und 6800 Pferde; ein Reservecorps*) 26000 Mann Infanterie, 2880 Mann Artillerie mit 108 Geschützen, 1000 Mann Pionniere; im ganzen 32500 Mann mit 4000 Pferden; eine Cavaleriedivision 3600 Reiter und 465 Mann Artillerie mit 18 Geschützen.

Eine in der vorstehend aufgeführten Formation in das Feld rückende französische Armee könnte daher mit 605000 Mann Infanterie, 44400 Reitern, 71700 Mann Artillerie, 28000 Pionnieren, im ganzen mit 749000 Mann gegenwärtig in die Action eintreten. Nach Aufstellung dieser 24 Corps und 6 Cavaleriedivisionen würden noch im Innern des französischen Staatsgebietes verfügbar sein: 214 vierte und Depotbataillone der Linieninfanterie, 435 Bataillone der Territorialarmee (Landwehr), 30 Bataillone Douaniers, 40 Compagnien und 12 Sectionen active und 27 Compagnien und 12 Sectionen territoriale Forstjäger (d. h. Forstschutzbeamte, die militärisch organisirt sind als Führer der Truppen in den Grenzbezirken zur Anlage und Ueberwachung von Hindernissen, zur Zerstörung von Bauten), ferner 234 Escadrons, 74 Batterien Depot- und Territorialtruppen, 185 Festungsartillerie-Compagnien, 90 Pontonnier- und Pionniercompagnien, Eisenbahnabtheilungen, Trains, im ganzen etwa 780000 Mann, die exclusive der 367 Batterien Territorialartillerie (welche hier nicht mitgerechnet worden) zur Verwendung als Besatzungen oder zur Verstärkung der Feldtruppen disponibel sind. Obgleich die neue Organisation erst im Jahre 1885 völlig durchgeführt sein und erst von diesem Zeitpunkt ab das letzte Glied des französischen Wehrmechanismus der Gesammtstreitmacht hinzuwachsen wird, so ist doch schon jetzt die gehörige Verwendung aller derjenigen Kategorien von Wehrpflichtigen für den Bedarfsfall gesichert, welche theils aus Gründen mangelnder körperlicher Dienstfähigkeit, theils mit Rücksicht auf häusliche und Familienverhältnisse eine Zurückstellung erfahren haben. Von diesen, in neun Altersklassen vorhandenen circa 800000 Individuen sind 300000 zur Verrichtung von Hülfsdienstleistungen designirt, und zwar sollen 12 Proc. derselben an der Herstellung und Ausbesserung von Kriegsmaterial arbeiten, 16 Proc. bei Fortificationsbauten Verwendung finden, 13 Proc. zu Dienstleistung in Hospitälern und Ambulancen, 21 Proc. bei Arbeiten für die Bekleidung und Ausrüstung der Truppen, 16 Proc. zu Arbeiten im Verpflegungs-

*) Die Reservecorps würden dadurch entstehen, daß von 110 Linienregimentern die vierten Bataillone abgetrennt und in 36 Regimenter à 3 Bataillone zusammengezogen würden, und daß auch die vier Regimenter Marineinfanterie in den Verband dieser Corps träten.

wesen, 5 Proc. zum Feldtransportdienst und 5 Proc. zum Bureaudienst bei einer Mobilmachung herangezogen werden. Die übrigbleibenden 500000 Mann sollen der Heeresverwaltung zur Formation von Trains und für die andern Zweige der Administration und Oekonomie im Felde zur Disposition verbleiben.

Mit der auf eine solche neue Grundlage gestellten Aufbringung, Aufstellung, Gliederung und Zusammenfügung der Streitkräfte zu Ausbildungs- und Kampfeszwecken, und einer Umbildung des bis dahin üblichen Mobilisirungssystems Hand in Hand ging auch der Wechsel in der Bewaffnung der Infanterie und Artillerie vor sich, und die Vertheilung eines Gewehrs (Gras-Gewehr) resp. Geschützes (Gußstahlhinterlader zu 80 und 90 Millimeter Kaliber), welche den Anforderungen an größere Tragweite und Präcision sowie an bessere Geschoßwirkung und gesteigerte Manövrirfähigkeit in vollkommenem Maße entsprachen. Ein anderer Geist und ein planmäßigerer Betrieb kam auch in die Uebungen des Heeres und schaffte der Erkenntniß Eingang, daß es nothwendig sei, bei derselben stets das Bild des Krieges vor Augen zu haben und das bis dahin fest eingewurzelte schablonenmäßige Wesen beiseitezusetzen.

Eine wichtige organische Umgestaltung, deutschem Muster entnommen, traf den Generalstab; durch dieselbe haben die Traditionen, welche bis dahin für die Heranbildung der Führer des Heeres maßgebend waren, ein wesentlich anderes Gepräge angenommen, und ist das wissenschaftliche Leben in der Armee auf andere, einer höhern geistigen Rangordnung angehörenden Zielpunkte hingewiesen worden.

Als integrirender Bestandtheil der Landesvertheidigung hat auch das Militär-Eisenbahnwesen innerhalb des letzten Jahrzehnts durch die Errichtung von vier Eisenbahnarbeiter-Compagnien mit der Bestimmung als technische Truppe, ähnlich dem preußischen Eisenbahnregiment, und von acht Eisenbahnarbeiter-Sectionen, die sich aus den Ingenieuren und Beamten der sechs großen Eisenbahngesellschaften Frankreichs rekrutiren, und im Frieden durch Listen und Controlen current gehalten werden, eine den Erfordernissen des Krieges gerecht werdende Erweiterung erfahren.

Endlich ist das Militärbildungs- und Erziehungswesen theils durch vermehrte Unterrichts- und Lehranstalten, theils durch Adoption anderer Lehrmethoden auf ein höheres Niveau gehoben, und sowol in pädagogischer als auch in militärisch-praktischer Beziehung nach Grundsätzen neu geordnet worden, welche den Bedürfnissen der Armee mehr als bisher Rechnung tragen.

Das Geschick hat es gefügt, daß die so aus einer zehnjährigen Reorganisationsperiode neu hervorgegangene Armee berufen worden ist, die ersten Proben ihrer kriegerischen Tüchtigkeit auf afrikanischem Boden abzulegen.

Aus einer im Frühjahr an den östlichen Grenzen Algiers begonnenen Action, welche mit einer Einverleibung der Regentschaft von Tunis in die politisch-militärische Machtsphäre Algeriens endete, entwickelte sich allmählich eine, die gesammten nordafrikanischen Besitzungen Frankreichs ergreifende aufständische Bewegung. Die ersten Insurrectionsherde zeigten sich im westlichen Algier, im Süden der Provinz Oran, dann flammte plötzlich die Empörung im südöstlichen Tunis und in den Landschaften längs der Grenzen von Tripolis auf.

Die Kämpfe um die Hafenstadt Sfaks bildeten eine blutige Episode, die nur durch das Eingreifen einer Panzerflotte zu günstigem Ausgang gebracht werden konnte. Im Beginn des Sommers dehnte sich bereits der Aufstand über das ganze Mittelplateau und den Südrand des Atlasgebirges, von den Grenzen Marokkos bis zum Syrtenmeere aus, wo bei dem Salzsumpf von Kelab die Grenzen von Tunis und Tripolis gezogen sind. Es entsprach diese Längsausdehnung jener der ganzen italienischen Halbinsel von Cap Spontivento bis nach Varna. Auch die Breite dieser insurgenten Zone war, da man ganz Tunis als gefährdet betrachten mußte, fast so groß wie jene der Apenninischen Halbinsel, die große Ausdehnung von Piemont und der Poebene mit inbegriffen.

Als besonders Gefahr drohend zeigte sich der von einem tollkühnen und fanatischen Araberhäuptling Bu-Amema im Süden der Provinz Oran mit Zähigkeit und grausamer Hinterlist geleitete Aufstand, der den ganzen Westen von Algerien erfaßte und welchem eine Anzahl der dort begründeten europäischen Niederlassungen und mit ihnen eine Reihe sorgsam und mühselig gepflegter Culturen zum Opfer fiel. Wie ein elektrischer Funke entzündete diese Bewegung auch in der Provinz Konstantine einen weitern Brand; marodirende Banden drangen von hier bis nach Tunis vor und begingen, fast unter den Augen der französischen Occupationstruppen, die größten Gewaltthätigkeiten. Die vom Bei von Tunis gegen die empörerischen Stämme seines Landes entsandten Truppen gingen häufig in das Lager der Insurgenten über und machten gemeinschaftliche Sache mit denselben. Wie mit einem Schlage hatten sich um diese Zeit die nordafrikanischen Besitzungen der Franzosen in einen weiten Kriegsschauplatz verwandelt.

Die Unmöglichkeit, während der Sommermonate in den unwegsamen, sterilen, wasserarmen Landstrichen, in welche die Aufständischen die Hauptaction des Widerstandes verlegten, mit größern Massen zu operiren, ließ französischerseits davon absehen, sofort eine Offensive in größerm Stil zu beginnen. Es trat daher im Hochsommer ein Stillstand in der Bekämpfung des Feindes ein, um Zeit sowol zur Ansammlung neuer Streitmittel als zur Vorbereitung eines nach einheitlichem Plane fest geregelten kriegerischen Vorgehens gegen die Positionen des Gegners zu gewinnen, welche die Hauptherde der franzosenfeindlichen Agitation zu sein schienen.

Die bisherigen militärischen Operationen Frankreichs in Tunesien und Algier haben mit unsäglichen Mühen und Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, um die ernsten und verwickelten Aufgaben zu bewältigen, welche der Kriegführung und Heeresverwaltung einer überwiegend auf europäischem Fuße organisirten Streitmacht auf afrikanischem Boden gestellt sind. Neben einem starken numerischen Aufwande an Personal und Material, hat es auch nicht unbedeutender Geldmittel bedurft, um den unternommenen Waffengang in Fluß zu halten. Von Marseille aus wurden in der Zeit vom 6. April bis 14. Sept. 473 Offiziere, 36400 Unteroffiziere und Soldaten, dazu 4700 Pferde und Maulthiere, an Verstärkung entsandt. Aus Toulon und den andern Häfen ist ungefähr die gleiche Anzahl befördert worden, sodaß Anfang October das zur Verwendung im freien Felde verfügbare Expeditionsheer circa 80000 Mann, darunter 15000 Reiter, zählte.

Als ein Mittelpunkt der aufrührerischen Bewegung machte sich sehr bald die Stadt Khairuan im östlichen Tunis bemerkbar, die heilige Stadt, das Moskau der islamitischen Welt Nordafrikas. Den zu Beginn der Regenzeit, Mitte October, gegen dieselbe in Bewegung gesetzten Streitkräften gelang es mittels geschickt geleiteter convergirender Anmärsche von verschiedenen Seiten her, mit numerischer Uebermacht sich, ohne Widerstand zu finden, der Positionen von Khairuan und dann dieser Stadt selbst zu bemächtigen. Als ein nicht zu unterschätzender Erfolg der Besetzung Khairuans durch französische Truppen ergab sich die Theilung der zurückweichenden Aufständischen in drei Gruppen, von denen die eine in nördlicher, die andern in südwestlicher und südöstlicher Richtung, d. h. nach Gaffa, resp. der Hafenstadt Sfaks zu abzogen, sodaß dadurch dem Aufstande nicht nur ein räumlich ziemlich ausgedehntes Gebiet abgewonnen, sondern er auch eines seiner Kernpunkte beraubt war.

Was die finanziellen Mittel für den afrikanischen Krieg betrifft, so sind dem Kriegsminister seitens des Parlaments bereits zweimal außerordentliche Credite, einmal 4 Mill., das zweite mal 13 Mill. Frs. bewilligt worden, und steht mit Sicherheit zu erwarten, daß in dieser Hinsicht eine nochmalige Forderung an die Landesvertretung gerichtet werden wird.

Als die Ursachen des plötzlich in so riesigen Dimensionen entflammten Aufstandes bezeichneten aufmerksame, den Dingen näher stehende Beobachter nicht sowol die infolge der tunesischen Expedition und der schnellen Ueberwältigung der Regentschaft in der Algier benachbarten mohammedanischen Völkerwelt erzeugte Aufregung, als vielmehr die sich auf der ganzen Linie, auf welcher die unabhängige eingeborene Bevölkerung Nordafrikas Berührung mit dem Europäerthum hat, stetig erneuernden Interessenconflicte.

Um eine ungefähre Vorstellung von dem Aufeinanderplatzen dieser Gegensätze zu gewinnen, muß man sich daran erinnern, daß Algerien landschaftlich in drei scharf geschiedene Gebiete zerfällt: den Tell, eine vielfach von niedrigern Gebirgen durchzogene Ebene, die sich dem Meere entlang in einer Breite von 15—20 Meilen ausdehnt, dann die in ähnlicher Breite hinziehenden, durch den kleinen und den großen Atlas in drei Stufen gegliederten Hochebenen, und in die dahinter beginnende Wüstenregion der Sahara mit ihren Oasen und einigen mit Gras bewachsenen Strichen, welche einige Zeit im Jahre den Heerden etwas Nahrung bieten. Der Tell und die Gebirgsgegenden hatten schon vor der Eroberung Algeriens durch die Franzosen eine überwiegend seßhafte Bevölkerung. Die Nomaden, welche den herrschenden Stämmen angehörten, behaupteten nun das Recht, ihre Heerden überall weiden zu lassen, wenn während der sommerlichen Dürre in der Wüste oder während des Winterschnees in dem Gebirge für dieselben keine Nahrungsmittel zu finden waren. So wenig Europäer (360000) sich auch angesiedelt und auf Ackerbau verlegt hatten: ihre Zahl war doch groß genug, um die Nomaden ganz aus dem Tell zu verbannen. Seit mehrern Jahren ist durch den Bergbau und noch mehr durch die Anpflanzung des Alfagrases die niedere Hochebene den Nomadenstämmen als Weideplatz entzogen worden, und zwar gerade in den Gegenden, wo der Boden am ertragreichsten und am culturfähigsten ist. Eine Ent-

schädigung dafür wurde den Nomaden zwar gewährt, doch erfüllte dieselbe nicht recht den Zweck, da diese Kinder der Wüste mit Geld nicht abzufinden.

Die Entziehung resp. Beschränkung der Weideplätze wirkte in fühlbarer Weise auf den Viehstand zurück und trug wesentlich dazu bei, denselben zu verringern, d. h. das Vermögen der Stämme zu schädigen. Dadurch wurde der durch den religiösen Fanatismus stets genährte Haß gegen die Europäer noch mehr geschürt, und da die Nomaden der Hochebene wie der Wüste durch ihr Wanderleben in steter Berührung mit den marokkanischen, tunesischen und den übrigen unabhängigen Stämmen stehen, auch auf diese übertragen.

Das immer weitere Verschieben der europäischen Culturzone bedeutet daher eine immer weiter gehende Beeinträchtigung des Lebensunterhalts und Erwerbs einer nach Hunderttausenden zählenden fluctuirenden Bevölkerung, bei der es nur angesichts des reich vorhandenen Zündstoffes eines leisen Anstoßes bedurfte, um eine Explosion herbeizuführen. Sehr bezeichnend ist es, daß die ersten Feindseligkeiten vornehmlich gegen die Alfapflanzungen gerichtet waren, um diese, den Arabern den Boden entziehende verhaßte Cultur zu vernichten.

Das Alfagras bildet wegen seiner vielfältigen Geeignetheit zu gewerblichen Zwecken, namentlich in der Industrie der Geflechte von Matten, Decken, Körben, Tauwerk, einen sehr geschätzten Artikel der Pflanzenwelt der Provinz Oran. Die Engländer verwerthen das Alfa auch zur Papierfabrikation, und kaufen circa 250000 Tonnen von demselben alljährlich auf den Märkten Orans. Auch in der französischen Papierindustrie wird das Alfa jetzt als ein, die Weiße und den Glanz der Waare sehr befördernder Hauptbestandtheil des Papierteiges betrachtet: ein Umstand, welcher die Actiengesellschaft der Compagnie algérienne veranlaßt, auf den der Sahararegion zunächstgelegenen Hochflächen ein Terrain von 300000 Hektaren der Cultur dieser Pflanze zu widmen. Das Alfagras wächst in Büscheln auf steinigem und felsigem Boden. Sein Blatt hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Schilf. Die Blüte erscheint gegen Anfang December, und zwar in der Form von Roggenähren. Diese Aehren erlangen etwa im Juni ihre Reife und werden dann geerntet.

Eine weite Verbreitung, namentlich in den der marokkanischen Grenze zugewandten Gebieten geben die Westwinde der Pflanze dadurch, daß sie den Samen in die Ferne tragen und über den Boden ausstreuen.

In französischen Verwaltungskreisen ist man sich längst darüber klar, daß an einen dauernden Frieden mit den Nomadenstämmen an den Südgrenzen Algeriens nur dann zu denken ist, wenn es gelänge, den erstern die im Lauf der Zeit verloren gegangenen Weideplätze wieder zu verschaffen: ein Ziel, das nur durch die Herstellung kostspieliger Meliorationsanlagen, namentlich Stauwerke und Sammelbecken, vermöge deren die vom Gebirge kommenden sehr zahlreichen Gewässer zur Befeuchtung und Befruchtung der anliegenden Uferlandschaften benutzt würden, zu erreichen wäre. Auf diesem Wege könnte man bei unausgesetzter Pflege des Bodens die Nomaden theilweise seßhafter und für geregelte wirthschaftliche Beziehungen empfänglicher machen und sie dadurch fortdauernd unter europäischen Einfluß stellen.

Einzelne solcher Wasserregulirungen sind von Privaten mit gutem Erfolg her-

gestellt worden. Sach- und landeskundige Fachmänner haben umfassende allgemeine Unternehmungen vorgeschlagen, indeß die Ausführung derselben ist bisjetzt noch immer an dem häufigen Wechsel der Regierungen und der Verwaltungssysteme gescheitert.

Durch die Bewegung, welche Algier und die Nachbarländer in neuerer Zeit ergriffen, ist das Fortschreiten der Projecte gehemmt worden, die gegenwärtig die überseeische Politik der Republik auf afrikanischem Boden beschäftigen, und denen ebensowol der Gedanke an eine Erweiterung des Besitzstandes wie an die Gewinnung einflußreicher und beherrschender handelspolitischer Positionen zu Grunde liegt. Als das bemerkenswertheste der in dieser Richtung verfolgten Ziele stellt sich der Plan dar, von den beiden Colonialgebieten, Algier im Norden und Senegambien im Westen, Schienenwege nach den Sudanländern zu führen, auf diese Weise die Grenze der Culturwelt bis weit in das Innere des dunkeln Continents vorzuschieben und europäische Ideen und europäischen Einfluß mittels des Dampfes und der Elektricität bis in die Mitte des am wenigsten bekannten, sich am hartnäckigsten verschließenden Erdtheils zu tragen.

Seit dem Jahre 1877 arbeiten die Franzosen daran, sich einen Zugang zu den Landschaften zu eröffnen, welche sich zu beiden Seiten des obern Niger ausbreiten. Der mit den ersten Vorarbeiten und Untersuchungen betraute Ingenieur Duponchel wies damals zunächst nach, daß sowol einer von Südalgier wie vom Senegal her nach den Sudanländern zu leitenden Eisenbahn die Versorgung des ganzen Nigerbeckens mit Kochsalz zufallen würde. Das genannte, stark bevölkerte Gebiet, dem jedes Korn Salz zugeführt werden müsse, consumire jährlich einen Vorrath von circa 300000 Tonnen. Nähme man nur an, daß der Eisenbahn etwa zwei Drittel der bis dahin üblichen Güterbewegung zufielen, so würde eine solche Bahnlinie im Exportverkehr an Körnern und Oelfrüchten 50000 Tonnen, an Datteln und Früchten 20000, an Alfagras 50000, an Baumwolle, Indigo, Fellen, Harzen 20000, im ganzen 140000 Tonnen; im Import an Getreide für die Oasenbewohner 30000 Tonnen, an Salz 50000, an Provision für Militärposten 30000, an europäischen Waaren 30000, zusammen 140000 Tonnen, was einen Gesammtverkehr von 280000 Tonnen Fracht für den Anfang ergibt, gestatten. Aus dem Reise- und Personenverkehr und dem sämmtlichen Waarentransport leitete der genannte Ingenieur eine Jahreseinnahme von 45 Mill. Frs. ab, d. h. mehr als 10 Proc. des zum Bau nothwendigen Kapitals. Dieses so günstig lautende, auf Grund sorgfältiger Vorarbeiten bezüglich des Terrains und der Landesverhältnisse abgegebene Gutachten hatte weitere Schritte zur Folge; Freycinet, der damalige Minister der öffentlichen Bauten, begann ein lebhaftes Interesse dem Gegenstande zuzuwenden und unterbreitete, nachdem durch weitere Explorationen die Zweckmäßigkeit des Unternehmens, den Sudanvölkern Absatzwege für ihre Producte nach den französischen Besitzungen zu eröffnen, anerkannt worden war, im Juli 1879 dem Präsidenten der Republik ein Decret, welches die Einsetzung einer aus Delegirten des Handelsstandes, der Wissenschaft, der Marine und des Heeres und der Colonialverwaltung sowie namhafter Techniker und Bau-

verständiger gebildeten Commission unter dem Vorsitz des Ministers der öffentlichen Bauten anordnete. Auf Veranlassung dieser Commission ward mit der Verwirklichung des Vorhabens begonnen.

Im Januar 1880 verließ eine unter den Befehl des Oberstlieutenants Flatters gestellte Expedition Paris und begab sich nach Ouargla, um von dort in der Richtung auf das Hoggargebirge vorzugehen und den für eine Saharabahn zu wählenden Weg zu recognosciren. Die Ergebnisse dieses Recognoscirungszuges entsprachen nicht den gehegten Erwartungen. Die Flatters'sche Mission drang bis zum See Menrurh vor, mußte aber hier umkehren, weil die wilden, räuberischen Tuaregs die Beschaffung von Lebensmitteln verweigerten. Ziemlich gleichzeitig mit Flatters traten noch zwei andere Recognoscirungscolonnen auf Veranlassung der Regierung den Marsch an. Die eine derselben wandte sich den Algerien im Südosten begrenzenden Landschaften zu; ihr war die Aufgabe gestellt, in der sogenannten Sahara von Algier die beiden parallelen Linien Laghouat-El-Goleah' und Biskra-Ouargla in Bezug auf ihre Geeignetheit als Schienenwege zu exploriren. Die andere hatte eine südwestliche Richtung einzuschlagen und sollte von Saida aus auf verschiedenen Wegen den Rand der Gebirgsregion und der Wüste zu erreichen suchen. Hand in Hand mit den von Norden her eingeleiteten Unternehmungen geschah das Vorrücken auf der Linie vom Senegal nach Osten. Als Vorläufer dieser Expedition war der Forscher Paul Soleillet bereits zweimal auf diesen Wegen vorgedrungen, jedoch beidemal bei seinem Vorschreiten durch Araberstämme an der Fortsetzung der Reise gewaltsam verhindert worden. Im Begriff, sich zum dritten mal, Anfang 1880, auf den Weg von Senegambien nach Timbuktu zu begeben, wurde Soleillet von der französischen Regierung infolge einer Polemik, die er in unliebsamer Weise gegen seine Auftraggeber unternommen, nach Europa zurückberufen.

Die französischen Besitzungen am Senegal bieten für Forschungsunternehmungen und für eine diplomatische und militärische Action nach dem Innern zu infolge der längern Zeit, seit welcher diese Landschaften dem französischen Einfluß unterworfen sind, eine in mehrfacher Beziehung verlässigere Basis als Algerien. Die seit länger als einem Jahrhundert bestehenden Handelsverbindungen zwischen den Küstengebieten Senegambiens einerseits und Bordeaux und Marseille andererseits, sowie der allmählich entstandene Verkehr mit den Händlern und Kaufleuten aus den benachbarten Landschaften, der Wohlstand, die Bildung, welche durch die französischen Colonisten verbreitet worden, haben der handelspolitischen Position, die das Europäerthum hier gewonnen, eine gute Grundlage gegeben.

Den Handelsstationen auf den in das Innere führenden Straßen sind alsbald Militärposten gefolgt, und bereits im Jahre 1880 war bis zu dem Punkt, wo der Senegal seine Schiffbarkeit verliert, d. h. bis 700 Kilometer von seiner Mündung aufwärts, die Herrschaft über das Land durch kleine Forts, die mit Besatzungen versehen, gesichert. Zwischen der Hauptposition von Bakel am Senegal und dem obern Niger ist das Land noch nicht in den Bereich der französischen Machtsphäre gezogen; hier ist daher das Feld der Thätigkeit, auf welches die französische Exploration nach dem Innern gegenwärtig ihre Anstrengungen richtet.

Drei officielle Missionen sind speciell innerhalb des letzten Jahres mit Aufträgen entsendet worden, in deren Natur es lag, theils freundliche Beziehungen mit den Häuptlingen und Volksstämmen anzuknüpfen, und auf diese Weise das militärisch-politische Uebergewicht Frankreichs über die Nachbarreiche zu erweitern, theils neue Militärstationen zu gründen, und unter dem Schutz derselben die Vorarbeiten für Eisenbahnbauten in der Richtung nach dem Sudan hin zu beginnen.

Die bedeutsamste und erfolgreichste Mission der ersten Art war die dem Kapitän der Marineinfanterie Gallieni übertragene, die am 30. Jan. 1880 von Saint-Louis aufbrach und über Bakel, Medineh' in südöstlicher Richtung vordringend unter unsäglichen Schwierigkeiten und Mühen in das an Einwohnerzahl und Macht ansehnliche Reich Segu gelangte, dort aber fast dreiviertel Jahre in einer Art Gefangenschaft zurückgehalten ward. Die Resultate der Mission Gallieni, welche im Mai 1881, nachdem man fast die Hoffnung, sie zurückkehren zu sehen, aufgegeben hatte, glücklich wieder in Saint-Louis eintraf, bestehen in mehrern werthvollen Zugeständnissen, welche der König Amadou von Segu (am obern Niger), einer der mächtigsten Landesfürsten, vertragsmäßig gemacht hat. Durch dieselben ist den Franzosen das Recht gewährleistet, sich in dem ganzen Reiche Segu niederzulassen und Comptoire zu gründen, Handelsstraßen nach dem obern Niger zu eröffnen, auf dem ganzen Nigerstrom bis Timbuktu das Protectorat zu üben, diesen Strom ausschließlich mit ihren Schiffen zu befahren und Niederlassungen an demselben anzulegen; endlich einen ständigen Vertreter dort zu unterhalten, welcher unter völkerrechtlichem Schutz steht. Die französische Machtsphäre in Senegambien hat damit nach der Seite, nach welcher die projectirten Straßenzüge ihre Hauptrichtung nehmen sollen, eine wesentliche Erweiterung erfahren; zugleich ist das Ansehen, das die Franzosen bei der Bevölkerung der Nachbarländer und angrenzenden Landschaften genießen, dadurch erhöht worden.

Zu eigentlichen Recognoscirungszwecken im Hinblick auf die vom Senegal nach den Sudanländern anzulegenden Schienenwege wurden im October 1880 zwei Militärmissionen entsandt; die eine derselben, unter dem Oberst Desbordes, wandte sich nach Kita, dem am weitesten vorgeschobenen französischen Militärposten im Gebiet des obern Senegal, um von hier aus topographische Studien und Aufnahmen des für einen Eisenbahnbau in Betracht kommenden Terrains zu machen. Etwas später als die Mission Desbordes trat eine unter den Befehl des Bataillonschef Derrieux gestellte kleine Colonne, bestehend aus 6 Offizieren und 100 Mann Marineinfanterie, von Bordeaux die Reise nach dem Senegal an, um dort an einer ihr näher bezeichneten Stelle des obern Flußlaufes Vermessungen vorzunehmen und zugleich kleinere bewaffnete Streifzüge von dem 1879 errichteten Fort Bafulabé am Senegal aus nach dem Innern zu machen. Auch diese Expedition ist im Mai 1881 nach der Hauptstadt Saint-Louis mit sehr ausführlichen und über die Bodenverhältnisse der Gegend zwischen Bafulabé und Bamaku im ganzen günstig lautenden Nachrichten zurückgekehrt. Auf Grund der Ergebnisse der von diesen Offizieren ausgeführten Explorationen ist demnächst der Plan eines die beiden Hauptküstenplätze Senegambiens, Saint-Louis und Dakkar, mit dem obern Niger in Verbindung setzenden Schienenweges entworfen worden. Da der Senegal

nur bis 700 Kilometer von der Mündung aufwärts während vier Monate im Jahre schiffbar ist, so kann die seinem Lauf folgende Eisenstraße eine große Communicationslinie bilden, welche dem europäischen Import ein Vordringen bis fast zu den Wüstenregionen gestattet, und andererseits die Producte der Sudanlandschaften und des obern Nigerthales dem Meere zuzuführen erlauben wird.

Die Aufgabe, welche man sich für den bevorstehenden Winter von 1881/82 gestellt, besteht namentlich darin, über Kita hinauszugehen, in der Richtung nach dem obern Niger immer mehr Terrain zu gewinnen und dasselbe durch kleine zu befestigende Militärposten zu beherrschen.

Die projectirte Senegalbahn zerfällt in drei Sectionen: die erste derselben reicht, 260 Kilometer lang, von Dakkar nach Saint-Louis und ist Küstenbahn; die zweite, 580 Kilometer lang, zweigt sich bei dem Orte M'pal von der vorigen ab und zieht sich bis Medineh'; die dritte, ungefähr 520 Kilometer lang, geht von Medineh' zum Niger. Der Bau der beiden ersten Sectionen ist Privatgesellschaften übertragen, die schwierigere Strecke von Medineh' zum Niger baut der Staat. Die Kosten derselben sind auf etwas über 54 Mill. Frs. veranschlagt; zur Fortsetzung der Vorarbeiten ist zunächst ein Credit von 1,800000 Frs. bewilligt. Zu dem in nächster Zeit zu beginnenden Bau des ersten Abschnitts der Section Medineh'-Niger, d. h. zur Ausführung der Strecke Medineh'-Bafoulabé, sind 8,522571 Frs. bewilligt worden. Bei der großen Umsicht und Thatkraft, mit welcher der jetzige Gouverneur der Senegalcolonie, der Oberst Brière de l'Isle, die Durchführung der projectirten Eisenbahnanlagen fördert und bei der Energie, welche französischerseits in letzter Zeit, namentlich in der Zurückdrängung der Eingeborenen auf allen den Linien, welche geeignete Zugänge zu den Sudanlandschaften bilden, bethätigt worden, scheinen die Chancen für eine weitere Ausdehnung der Grenzen Frankreichs an dieser Stelle günstig zu sein. Von dem am weitesten vorgeschobenen Militärposten Kila ist gegenwärtig noch ein Raum von 250 Kilometer bis zum obern Niger zu durchschreiten. Ein Umstand, der wesentlich dazu beiträgt, den Drang nach Erweiterung der Senegalcolonie zu vermehren und Frankreichs Einfluß über immer größere Gebiete im Westen Afrikas auszubreiten und zu befestigen, ist die Besorgniß vor dem Vordringen der Engländer, die allerdings bisher vereinzelte Streifzüge gegen die Sudanlandschaften, vom Cap Juby, von Gambien und Sierra Leone aus unternommen haben. Bei Gelegenheit der Discussion des Gesetzes über die Senegalbahnen, im Februar 1881, hob der Admiral Jauréguiberry ausdrücklich hervor, wie es Ehrensache für Frankreich sei, zuerst am Nigerfluß anzukommen und vor allen andern Nationen dort festen Fuß zu fassen; außerdem empfehle sich eine solche Politik auch im staatswirthschaftlichen Interesse, denn Frankreich könne von dort seine Baumwolle beziehen, brauche dem Auslande keinen Tribut dafür zu zahlen und erwerbe sich dadurch lohnende und ertragreiche Productionsgebiete. An letzter Stelle ist am 5. April 1881 eine Recognoscirungscolonne unter Führung eines Marinearztes, Dr. Bayol, von den französischen Besitzungen an dem Küstenfluß Rio Nuñez nach Timbo aufgebrochen, hauptsächlich um zu verhindern, daß sich die Engländer dort festsetzen und über einen den Franzosen seit längerer Zeit feindselig gegenübertretenden Gebirgsstamm der Fulahfamilie Einfluß zu gewinnen.

Die Expeditionen, welche im Jahre 1880 von Algerien aus an den Nordrand der Sahara und stellenweise auch darüber hinaus vorgesendet worden waren, um Untersuchungen über das Tracé einer zu erbauenden Bahnstrecke vorzunehmen, wurden zu Anfang 1881 von neuem, unter Verwerthung der gewonnenen Erfahrungen und unter Aufstellung eines neuen Planes, wieder aufgenommen. Von Ouargla, der letzten im Machtbereich Frankreichs liegenden Oase, trat im Januar 1881 eine unter die Führung des landes- und sprachkundigen Obersten Flatters vom Generalstab gestellte Mission den Marsch nach der Wüste hin an. Am 7. Jan. verließ die kleine Colonne Hassi Mineghem und erreichte zehn Tage später die Ortschaft Amdjid unter dem 26.° nördl. Br. und 3.° östl. L. Das durchschrittene Terrain war auf das sorgfältigste recognoscirt worden; der unerschrockene Führer erklärte in seinen Berichten die östlich des Igargarflusses hinlaufende Linie für die einem Bahnbau vortheilhafteste. Am 28. Jan. 1881 erreichte Oberst Flatters die Residenz des Königs der Hoggar-Tuaregs, Flarem; nach dem ihm hier zutheil gewordenen Empfang wurde die Reise unter der Leitung von mitgegebenen Führern fortgesetzt. Seitdem hörte man nichts von den Schicksalen der Expedition, bis Anfang Mai deren Vernichtung bekannt wurde. Alle Einzelheiten, die über die Katastrophe bekannt geworden, deuten darauf hin, daß das Blutbad, welches die grausamen und heimtückischen Tuaregs unter der französischen Colonne anrichteten, gegen den 16. Febr., einige Tagemärsche von Assiun, in dem Lande Aird stattgefunden hat.

Mit dem Untergange der Flatters'schen Expedition ist, wie schon gesagt, ein Stillstand in der weitern Durchforschung des Südens eingetreten, abgesehen davon, daß die inzwischen unter der eingeborenen Bevölkerung zum Ausbruch gelangte Bewegung jedes derartige Unternehmen noch für einige Zeit lahm legt.

Die Länge der nach dem Niger projectirten Eisenbahn, deren Scheitern sowol in Algier als in Europa ein gewisses Aufsehen erregt hat, war vorläufig auf 2500 Kilometer veranschlagt. Das ganze Gebiet, welches die Bahn durchschneiden soll, ist etwa 16 mal so groß als Deutschland. Gewöhnlich stellt man sich vor, daß dieses ganze ungeheuere Gebiet nichts sei als ebene Sandwüste, aber der sandige Theil umfaßt nur etwa ein Zehntel desselben. Zumeist sind es sanft gewellte felsige Hochplateaux, die mit Kiesel bedeckt, des vegetabilischen Lebens völlig zu entbehren scheinen. Zwischen diesen Plateaux liegen Tiefebenen, welche die Oasen bilden. Das von den atmosphärischen Einflüssen zerstörte Material wird zu Sand, der von den Passatwinden weiter getragen wird. Was die Wasserverhältnisse betrifft, so ist die Sahara nicht ganz so regenlos, wie man oft annimmt. Der meiste Regen fällt in den Gebirgsgegenden, doch verliert sich das Wasser rasch in der Tiefe. Mit Artesischen Brunnen, von denen die bedeutendsten 100, die mittlern 50—70 Meter Tiefe haben, gelingt es fast immer, Wasser zu erreichen. Als erste Station der projectirten Bahn würde sich Laghuat empfehlen, das von Algier 400 Kilometer entfernt ist. Ein großes Hinderniß werden die Dünenketten dem Bau entgegensetzen. Eine zweite sehr erhebliche Schwierigkeit wäre die Wasserbeschaffung für die Arbeiter. Der Ingenieur Duponchel, der Urheber des ganzen Planes, will den Wasserbedarf täglich durch drei Züge herbeischaffen. Südlich von

Laghuat ist die Gegend von den Ingenieuren noch absolut nicht erforscht, nach den eingezogenen Erkundigungen glaubt man, daß dort eine für den Schienenweg geeignete Ebene sei, und hofft man, das nöthige Wasser im Boden zu finden. Tuat soll die zweite Station der Bahn bilden. Wie es hinter Tuat aussieht, weiß man gar nicht. Es soll sich dort eine tiefe Ebene befinden, die aber für die Beschaffung des Wasserbedarfs die größten Schwierigkeiten bieten würde. Auf eine Gesammtlänge von mehr als 2500 Kilometer ist die Bahn projectirt und die Kosten des Baues sind auf 400 Mill. Frs. veranschlagt worden. Diese Zahlen sind freilich viel zu niedrig gegriffen, aber auch das Dreifache jener Summe wäre nicht zu viel, wenn das Project sich wirklich ausführbar zeigen sollte.

Gegen solche Ausführbarkeit bestehen schwere Bedenken, die sich namentlich auf den hartnäckigen Widerstand gründen, welchen die eingeborene Bevölkerung dem fremden Einwanderer entgegensetzt. Bevor die Bewohner jener Länder zu der Einsicht gelangten, daß eine Eisenbahn auch in ihrem Interesse liegt, würden die Arbeiten zerstört sein. Selbst wenn sich der Bau schützen ließe, wäre der Bestand der Bahn stets bedroht und in Frage gestellt durch die Liebe der Wüstensöhne zur Ungebundenheit und durch ihren religiösen Fanatismus. Die Rentabilität der Bahn würde sich auf der Strecke von Algier bis Laghuat für die französische Regierung, dank den Transporten von Militär, Schlachtvieh und Salz noch einigermaßen günstig stellen, sonst dürfte die Gegenwart nur geringe Aussicht auf Einnahmeerträge gewähren, weil die Landesproducte Zucker, Kaffee, Taback, Cacao nicht in gehöriger Menge vorhanden sind.

Ein anderes Gebiet seines überseeischen Besitzes, auf welchem Frankreich seine Grenzen vorzuschieben und Zuwachs an einem Lande zu gewinnen sucht, dessen Erwerb seinem überseeischen Handel anregende Verbindungen, seinem Gewerbfleiß reiche natürliche Bezugsquellen in Aussicht zu stellen scheint, in politischer Beziehung aber seiner Machtsphäre in Hinterindien einen festern Halt zu geben nicht verfehlen wird, ist die Colonie Cochinchina. Die Erwerbung, um die es sich dabei handelt, ist die Provinz Tonkin des Königreichs Annam, an dem Golf von Tonkin gelegen. Cochinchina hat in den letzten 20 Jahren in Bezug auf seine wirthschaftliche Entwickelung einen großen Aufschwung genommen. Die Landescultur hat ihren Umfang fast auf das Doppelte gebracht. Das hauptsächlichste Naturproduct ist der Reis, der in großen Quantitäten, dank dem heißfeuchten Klima des Landes, gewonnen und von zahlreichen Schiffen aller Nationen nach China, Australien, ja selbst bis nach Californien hin verfrachtet wird. Der zu üppigem Wachsthum angeregte Boden liefert außerdem Baumwolle, Pfeffer, Indigo, welchen Culturzweigen jetzt auch diejenigen des Kaffee, des Cacao und der Vanille hinzugetreten sind. Die französische Colonialregierung ist bemüht, durch Heranziehung französischen Kapitals und europäischer Intelligenz den genannten Naturschätzen eine ausgedehnte Entwickelung zu geben und dadurch Wohlstand und Wohlbefinden der fremden Ansiedler zu heben.

Am deutlichsten spricht sich die wirthschaftliche Prosperität der Colonie, wie schon angedeutet, in der Reiscultur aus; während vor 15 Jahren der Export

1 Mill. Pikuls Reis betrug, beläuft sich derselbe gegenwärtig auf mehr als 5 Mill. Nach officiellen Angaben beträgt die Einwohnerschaft Cochinchinas 1,267568 Köpfe, von denen 1 Mill. Annamiten sind, ein ganz das Gepräge der Völkerschaften des südlichen China tragender Stamm, dem es durchaus an Originalität und Selbständigkeit des Charakters sowie an Tüchtigkeit, Fleiß, Ausdauer und Zuverlässigkeit fehlt.

Mit der Herrschaft über Cochinchina ist seit einigen Jahren auch das Protectorat über den Staat Cambodja verbunden worden, dessen vegetabilische Naturerzeugnisse und mineralische Schätze einen Theil ihrer reichen Erträge an Cochinchina abgeben. Die Haupthandelsartikel, welche aus Cambodja dorthin exportirt werden, sind Holz, Gummi, Gewürze und Elfenbein. Um den Transport dieser werthvollen Erzeugnisse nach der breiten Handelsbahn des Meeres zu erleichtern, ist man jetzt damit beschäftigt, die Hauptstadt Saigon mit der Hauptstadt von Cambodja durch eine Eisenbahnlinie zu verbinden. Dieselbe soll eine Hauptarterie des binnenländischen, die Richtung nach der See einschlagenden Verkehrs werden; zu diesem Zwecke ist ihre Trace in den betreffenden Entwurf so gelegt, daß sie die bevölkertsten und best angebauten Landstriche des Mei-Kongstrom-Delta, woselbst auf dem Quadratkilometer 128 Individuen wohnen, durchzieht, und daß sie auch die Producte Siams und der westlich von Annam gelegenen Culturbezirke dem Hauptausfuhr- und Stapelplatz Saigon zuführen kann.

Von Cochinchina ist der Blick und die Unternehmungslust der Republik in neuerer Zeit auf das Nachbarland Tonkin gelenkt worden, das seiner Lage, Zugänglichkeit und Productivität sowie der Tüchtigkeit seiner Bewohner nach Frankreich einen werthvollen Machtzuwachs innerhalb seiner asiatischen Besitzsphäre zu versprechen scheint. Tonkin ist theils Niederung, theils Gebirgsland. Die Niederung, welche von dem Songkoifluß durchströmt und häufig überschwemmt wird, bildet ein dem Meere allmählich abgewonnenes Alluvialland von großer Ertragfähigkeit. Viele Nebenflüsse und Seitenarme des genannten Stromes verbreiten Feuchtigkeit und Frische über den Boden und geben einer reichen Vegetation Wachsthum und Gedeihen. Das Hauptproduct, das auf den ausgedehnten Flächen jener Alluvialbezirke angetroffen wird, ist ebenfalls der Reis, der einen zweimaligen Ernteertrag im Jahre liefert; auch Mais und Zuckerrohr sind in üppiger Fülle vorhanden, ebenso fast alle Früchte und Gemüse der tropischen Natur, zu denen noch der Oel- und der Maulbeerbaum, die Baumwoll- und Ricinusstaude hinzukommen. Die gebirgigen Landestheile Tonkins enthalten reiche Kohlenbecken, deren Ausbeute dadurch erleichtert wird, daß sie sich in der Nachbarschaft des obern Songkoiflusses befinden. Dieser letztere bildet die Hauptwasserader des Landes; bis tief in das Innere desselben von gut bevölkerten, von der Natur reich ausgestatteten Binnenlandschaften eingeschlossen, und bis circa 414 Miles von seiner Mündung aufwärts schiffbar, ist er der Träger des Import- und Exportverkehrs Tonkins. In seinem obern Laufe durchfließt er die chinesische Provinz Yunnan, deren Märkte sich durch eine große Reichhaltigkeit auszeichnen. Metalle aller Art, wie Eisen, Kupfer, Zinn, Zink, Silber bilden den einen Theil des Waarenreichthums dieser Märkte; die Theestaude und die Producte der Maulbeerpflanze den andern.

Die Hauptstadt von Tonkin heißt Hanoih und zählt eine Bevölkerung von 100000 Seelen. Seit dem Jahre 1873 ist Hanoih dem europäischen Handel erschlossen und der Sitz eines französischen Consulats.

Die Bevölkerung von Tonkin ist annamitischer Rasse und zählt ungefähr 15—20 Mill. Personen, die theils die Niederung, theils die Gebirgsthäler bewohnen. Die Vermehrung der Bevölkerung ist außerordentlich — im Durchschnitt ist die Dichtigkeit derselben dreimal so groß als in Frankreich. Die Bewohner Tonkins sind mäßig, arbeitsam, intelligent, dankbar gegen ihre Wohlthäter, voller Theilnahme für Schwache und Elende, gelehrig und gehorsam, solange man sie mit Milde behandelt, standhaft im Unglück und bei Rückschlägen. Hervorragend ist ihre Begabung für den Handel, und nur der despotische Druck, unter dem sie früher schmachteten, ist der Entfaltung dieser Eigenschaften hinderlich gewesen. Seit längerer Zeit schon steht die Bevölkerung Tonkins der Regierung von Annam feindselig, ja fast im Kriegszustand gegenüber; entsprungen ist diese Spaltung aus der Erbitterung, welche die Grausamkeit erzeugte, mit der Annam die blutigen Aufstände niederwarf, deren Schauplatz Tonkin war, die aber von südchinesischen Grenzstämmen ausgingen.

Diese Strenge und Rücksichtslosigkeit sowie die Arglist seitens Annams gegen die Tonkinesen hat in denselben ein Gefühl der Hinneigung zu Frankreich geweckt, das in den letzten Jahren in dem Maße stärker hervortrat, als das Verhältniß zwischen der Republik und Annam an Spannung zunahm. Frankreich liegt mit dem letztern seit 1873 in Streit. Die Entstehung desselben wurde durch einen Conflict herbeigeführt, in den ein in China ansässiger französischer Lieferant (Dupuis) dadurch gerieth, daß er im Auftrage der chinesischen Regierung dem in der aufrührerischen Provinz Yunnan commandirenden General Waffen- und Munitionstransporte auf dem Songkoi oder Rothen Fluß überbrachte. Der der Dupuis'schen Mission entgegengesetzte Widerstand gab die Veranlassung zur Absendung einer kleinen militärischen Expedition, der es sehr schnell gelang, im Innern des Landes vorzudringen und alle Positionen in ihre Gewalt zu bekommen. Das aus diesen Conflicten sich ergebende Resultat war ein im Jahre 1874 zwischen Frankreich und Annam abgeschlossener Vertrag, kraft dessen den französischen Schiffen und ihrem Handel der Songkoifluß erschlossen, dagegen französischen Landesangehörigen das Verbleiben im Lande untersagt wurde. Dieses von dem annamitischen Gouvernement eingegangene Abkommen fand indeß bei der Feindseligkeit der Behörden nur wenig praktische Verwirklichung. Die anhaltenden Piraterien mehrerer Küstenbevölkerungen und Uferstaaten machen den Schiffahrtsverkehr bis auf den heutigen Tag so unsicher, daß die Colonialregierung fortwährend mit Reclamationen befaßt ist.

Das staatsrechtliche Verhältniß, in welchem das Land Tonkin zu Frankreich steht, ist bis zu diesem Augenblicke noch keiner definitiven Regelung unterzogen und beschränkt sich auf eine Art Protectorat. Seitens der französischen Colonialverwaltung wird indeß nichts versäumt, um die langsam gewonnene Position immer mehr zu verstärken und im Lande und unter der Bevölkerung Tonkins festen Fuß zu fassen. Solche Verstärkung und Befestigung der Machtsphären des Mutterlandes entspricht ebensowol wirthschaftlichen wie politischen Interessen.

Wirthschaftlichen insofern, als es gilt, dem Handel und Gewerbfleiß Frankreichs hier ein neues, unschwer zugängliches Absatzgebiet für seine Fabrikate zu gewinnen, von der Natur reich ausgestattete, bisher so gut wie verschlossene Binnenlandschaften in Verbindung mit dem Meere zu setzen und die Producte derselben in den Exportverkehr zu bringen. Politisch sichert der Besitz Tonkins noch andere der französischen Machtstellung in Hinterindien einen festern Rückhalt gebende Factoren. Zu denselben zählt das Uebergewicht Frankreichs auf den Märkten der, wie schon gesagt, mit vielen Naturproducten ausgestatteten südchinesischen Provinz Yunnan, welche mittels der Schiffahrt auf dem Songkoifluſſe für französische Händler bequem zu erreichen sind. Die Bodenerzeugnisse dieses Landes übten seit langer Zeit schon große Anziehungskraft auf die englischen in Birma ansässigen Handelsagenten. Dieser Umstand trug mit dazu bei, die indobritische Regierung zu veranlassen, von diesem Reiche den Besitz der Stadt Pugan zu erlangen. Mit dieser Erwerbung war die Absicht verknüpft, den genannten Platz zum Ausgangspunkte einer auf der Strombahn des Irawaddy oder Salüenfluß nach Yunnan führenden Handelsstraße zu machen. Die Hoffnung, das gesteckte Ziel zu erreichen, scheiterte indeß an dem Umstande, daß die beiden genannten Ströme nicht bis auf chinesisches Gebiet hin, auf welchem sie entspringen, völlig schiffbar sind, und daß der Landweg über hohe Gebirgsrücken mit wenig wegsamen Thälern führt. Um den eigenen Handelsverbindungen noch mehr die Wege nach jener Seite hin zu bahnen und dadurch mittelbar fremde Consumenten zurückzudrängen, hat die Colonialverwaltung Cochinchinas weitgehende und umfassende Plane in Bezug auf die Begründung von Verkehrsanlagen in das Auge gefaßt. Namentlich sind es Eisenbahnbauten im Stil der Projecte, welche England gegenwärtig in Vorderindien verfolgt, welche die Colonie beschäftigen. Wie neuere Nachrichten melden, besteht die Absicht, einen Hauptschienenweg im Thale des Mekongstromes bis Suang-Phrebang aufwärts zu führen und von dort Abzweigungen nach Yunnan, resp. Tonkin anzulegen.

Für den Fall des Ablebens des kinderlosen Herrschers von Annam, des Königs Tuduc, fällt das Reich Annam an China, dem es gegenwärtig tributpflichtig ist. Ein Vorrücken des großen ostasiatischen Reiches bis an die Grenzen Cochinchinas und Cambodjas würde die Stellung, die jetzt von Frankreich auf der hinterindischen Halbinsel eingenommen wird, fühlbar einengen und manchen fremden Einflüssen Thür und Thor öffnen. Es würde Tonkin isoliren und nach dem Naturgesetz der Anziehungskraft, welche große Staaten auf kleinere üben, die hier von dem Europäerthum errungene Position wieder verloren gehen lassen. Auch der Hinblick auf diese Wendung trägt dazu bei, einer festern Begründung der gewonnenen Stellung in Tonkin Vorschub zu leisten, zumal China noch ganz neuerdings in der Kuldschaangelegenheit gezeigt, wie zäh, nachhaltig und geschickt es Ansprüche geltend zu machen weiß, die es aus staatsrechtlichen Pacten herleiten zu können glaubt.

Auch in der Südsee hat die transatlantische Politik der Republik dem (bis dahin nur in den Marquesasinseln bestandenen) Colonialbesitz Erweiterung gegeben, indem sie im Juni 1880 das Protectoratsverhältniß über die Gruppe der Gesellschaftsinseln in ein definitives Abhängigkeitsverhältniß verwandelte und im März

1881 die Gambier- oder Mangarevaeilande, welche gleichfalls die Oberhoheit Frankreichs seit einer Reihe von Jahren bereits anerkannten, in den eigentlichen Staatsverband aufnahm. Mit der Besitzergreifung und Einverleibung dieser Territorien ist indeß mehr einem Druck, der von außen her auf der Prosperität und dem Gedeihen derselben lastete, Abhülfe gegeben, als eine handelspolitische Action in Scene gesetzt worden. Es blieb eben, um zu vermeiden, daß jene Besitzungen unverhältnißmäßige Opfer erforderten, nichts anderes übrig, als einem Zustande ein Ende zu machen, der sich als ganz unhaltbar erwiesen. Die verschiedenen Protectoratsverhältnisse hatten nämlich die denkbar ungünstigen Nachwirkungen im Gefolge gehabt. Einen wesentlichen Theil von Schuld daran trug die Anordnung der Colonialregierung, daß die Berechtigung zur Handelsschiffahrt innerhalb der Grenzen der unter französischem Protectorat stehenden Gebiete nur solchen Schiffen, die von einem französischen Kapitän geführt oder Eigenthum eines Franzosen wären, zuerkannt werden sollte. Die Folge dieser Maßregel war ein fast vollständiges Erlahmen des kaufmännischen Geschäfts in jenen Meerestheilen. Die in dem Archipel der Gesellschaftsinseln und der angrenzenden Gruppen wenig frequente Schiffahrt Frankreichs, welcher durch dieses Gesetz ein Vorrecht eingeräumt werden sollte, machte so gut wie gar nicht von demselben Gebrauch; weder der Rheder noch der Händler zeigte Interesse für das Geschäft auf so weite Entfernung und beschränkte die Verkehrsbeziehungen dorthin auf ein Minimum. Die fremde Kauffahrteiflagge aber zog sich infolge der ihr auferlegten Beschränkungen und Besteuerungen zurück. Dieser Rückgang des Verkehrs war mit mannichfachen Verlusten und Ausfällen für die Colonialregierung verbunden. In solchem Dilemma erschien es als das beste Auskunftsmittel, zur Annexion zu schreiten, da mit Eintritt derselben das Land direct unter französische Gesetze gestellt würde, während das staatsrechtliche Band bei dem Protectorat nur darin bestand, daß die Bevölkerung Tahitis, resp. der Gambierinseln das Staatsoberhaupt Frankreichs auch als ihr Oberhaupt anerkannten. Mit der Aufnahme in den Staatsverband ist für die französische Verwaltung die Berechtigung gewonnen, die Landesproducte mit einem Ausfuhrzoll zu belegen und ebenso auch die eigenen Steuergesetze auf den Import anzuwenden. Die reichen Massen von Perlen und Perlschalen der Gambiergruppe, auf deren Export eine ziemlich hohe Abgabe ruht, die aber früher nur mit vielen Schwierigkeiten und Kosten zu erheben war, bilden namentlich ein von den Colonialbehörden in das Auge gefaßtes Object, dessen Steuererträge ebenso wie die aus einigen werthvollen Ausfuhrartikeln der Gesellschaftsinseln her fließenden Summen der französischen Staatskasse nicht mehr verloren gehen werden.

Durch seine centrale Lage innerhalb des polynesisch-australischen Archipels und des Verkehrs, der sich infolge dessen an seine Küsten herangezogen, auch mit Rücksicht auf die dort bestehenden Etablissements des Staates, ist die Insel Neucaledonien eine der für die Befestigung des französischen Colonialbesitzes in der Südsee wichtigsten Positionen. Von derselben ist in neuerer Zeit eine lebhafte Agitation ausgegangen, welche auf die Annexion der Inselgruppe der Neuen Hebriden hinarbeitet. Die strategische Wichtigkeit derselben, der Umstand, daß der Handel daselbst eines Aufschwungs fähig und daß Nouméa, der Hauptplatz Caledoniens, mehr oder

weniger auf die billigen Arbeitskräfte angewiesen ist, welche es dort findet, scheinen für eine solche Annexion zu sprechen. Auch ist die französische Regierung von dem europäischen Ansiedlerthum vielfach angegangen worden, die Neuen Hebriden zu dem eigentlichen Deportationsplatz zu machen, und nur solchen Verurtheilten fortan den Aufenthalt in Nouméa zu gestatten, welche durch ihre gute Führung Garantien dafür böten, daß der freie Colonist ihre Gegenwart in seiner Nähe ohne Gefahr für seine persönliche Sicherheit und sein Eigenthum dulden könne. Das wenig gesunde Klima, die, wenn auch nicht feindselige, doch rohe, auf sehr niedriger Stufe stehende Bevölkerung dieser Eilande, und ihre geringe Anbaufähigkeit, dies alles hat bisjetzt davon zurückgehalten, dort eine nur mit großem Aufwand an Geld und Menschenkraft zu gründende Niederlassung in das Leben zu rufen. Dagegen ist anzunehmen, daß das Protectoratsverhältniß, welches die Republik noch gegenwärtig über die kleine Gruppe der Paumotuinseln übt, sich in nicht ferner Zeit in ein definitives Abhängigkeitsverhältniß verwandeln wird; damit würde auch in dem östlichsten Theile des Südseearchipels ein Stützpunkt für die französischen Interessen gewonnen und der Besitzsphäre, die durch die Marquesas-, Gesellschafts- und Gambierinseln gebildet wird, das letzte Glied eingefügt sein.

Die Dramendichtung in Frankreich seit 1878.

Von

Friedrich Carl Petersen.

II.

Gleichwie mit dem Reiz des Waffengeklirrs, kühner Liebesthaten, flotten Ritterthums das Mantel- und Degendrama nach wie vor dem größern Theaterpublikum zu Paris eine willkommene Erscheinung ist, so hat mit seiner weniger auf eine Veredlung der Gefühle als auf Erregung von Rühr- und Schauereffecten abzielenden Handlung auch das Melodrama in der Landeshauptstadt noch immer seine zahlreichen Anhänger und Freunde. Die Verfasser des Schauer- und Rührdramas wissen das wohl und gehen deshalb mit einer Unverdrossenheit vor, die einer edlern Arbeit würdig wäre. Die vorliegende Novitätengruppe des Genres umfaßt reizenden Phantasiespuk, artige Höllenbrengheleien, wen sollte das befremden? Zu den bessern Stücken darunter zählt in technischer Beziehung das Drama „L'abîme de Trayas", von Adenis und Rostaing. Der Gang desselben muß das angenehmste Gruseln zur Folge haben, das sich ein Habitué der Volksdramenbühnen wünschen kann. Der Schiffslieutenant Maurice Raynald tritt in der Absicht die Reise nach Paris an, die Tochter eines daselbst ansässigen, von ihm persönlich nicht gekannten ehemaligen Freundes seines Vaters zu ehelichen, und wird von einem zu Grunde gerichteten Wüstling, dem Baron Robert de Quincy, der sich erboten hat, im Gebirge sein Führer zu sein, in den Abgrund gestürzt, worauf als Valentine's Bräutigam bei dem Bankier Delormel der Mörder sich einfindet. Als eben die Trauung stattgefunden hat, erkennt die Gattin des Bankiers, die diesen einst mit einem Galan schnöde verlassen hat und auf die Kunde von der beabsichtigten Verbindung hergeeilt ist, in dem Gatten der Tochter ihren Buhlen und Entführer. Außer sich, zeigt sie denselben an. Man erklärt sie für wahnsinnig. Allein ein junger Arzt, der Valentine im stillen liebt, nimmt sich ihrer an, überzeugt sich, daß sie bei Verstande ist, und sorgt während des Festes dafür, daß sie Delormel sprechen kann. Robert ist bei der Unterredung zugegen. Er weiß, daß der Bankier kaum von den Folgen eines Schlagflusses genesen, daß ein anderer, heftigerer nicht ausbleiben kann, sobald eine ungewöhnliche Gemüthsbewegung bei ihm eintritt, antwortet aus dem Grunde auf die wider ihn vorgebrachte Anklage, er sei Raynald's Mörder, mit keiner Silbe und erreicht denn auch seinen

Zweck. Die Berechnung ist teuflisch genug, wie man sieht. Als Delormel mit Höllenqualen im Busen gelähmt hingestürzt ist, läßt Robert die Angeberin hinauswerfen. Valentine will ihren Vater nicht verlassen, ihr Gatte sie mit Gewalt zur Hochzeitsreise entführen. Und der unglückliche Vater vermag ihr nicht beizuspringen! Dem drastischen Auftritt macht die wild hereinstürzende Mutter ein Ende, indem sie den Mörder mit dem Dolche niederstößt. Der junge Arzt erklärt die Thäterin für geisteskrank ... nun darf sie es sein. Delormel erlangt die Sprache wieder, raunt seiner Gattin ein „Vergeben und Vergessen!" zu, und Valentine kann ihren geliebten Doctor heirathen. Welcher brave Epicier fände nicht diesen Ausgang vortrefflich!

Freunde des Fürchterlichen finden ferner ihre Rechnung bei dem Drama „Die Brasilianerin", von Paul Meurice. Das muß man sagen, die Heldin des Stückes, deren Gatte von Weißen ermordet worden, versteht es, sich grausam zu rächen. Das Haupt der Familie, der sie Rache geschworen, bewegt sie, nachdem seine Frau an dem Gram und Kummer, den jene verursacht, gestorben, ihr Gatte zu werden. Die Tochter desselben sucht sie mit einem Raufbold und Schwindler zu verheirathen, obwol Lucie den jungen Arzt Robert liebt. Diesen, der um die Ursache des Ablebens der Mutter weiß, möchte die Schreckliche durch die Herbeiführung eines Zweikampfes mit jenem Raufbold aus dem Wege räumen. Als sie erfährt, daß ihre eigene Tochter Angelina den Arzt liebt, beschließt sie, deren Rivalin durch Gift auf die Seite zu schaffen. Angelina verhütet jedoch das Unglück, und aus Liebe zu dem Arzte, dessen Glück sie nichts in den Weg legen will, begeht dieselbe Selbstmord. Die böse Brasilianerin aber foltert für immer der innere Richter.

Nach der rachsüchtigen Balda beschritt die Ambigubreter ein anderes Ungeheuer im Weiberrock, und dieses schuf Peter Newski mit dem Drama „Die Fürstin Borowska". Diese liebenswürdige Dame klagt, um ihr Schandleben mit einem Vetter ihres Gatten, der als Anstifter eines Polenaufstandes nach Sibirien verbannt wurde, fortsetzen zu können und nicht wieder mit diesem zusammenzukommen, denselben mehrerer Verbrechen an; sie dringt damit aber nicht durch und macht endlich, als auf das Bitten seiner Tochter Wanda der Gatte ihrer schont, von Gewissensbissen gefoltert, ihrem Leben durch einen Flintenschuß ein Ende, während ihr Ladislaus mit einem Pistol sich umbringt. Die Gräfin Danischeff ward von der Fürstin Borowska im Punkte des Ungeheuerlichen kaum verdunkelt; gleichwol fiel das Stück glänzend durch, und das hatte Peter Newski sich selber zuzuschreiben: wie konnte er es auch wagen, auf die Beihülfe seines Danischeff-Mitarbeiters zu verzichten!

Die Palme des Rührenden verdient Henri Delacour mit dem Stück „Die schwarze Polizei". Eheleute, die das Verhängniß schwerer und hartnäckiger heimsuchte als Henri und Fernande, kann es auf unserm Planeten nicht geben. Unschuldig wie ein neugeborenes Kind, wird Henri der Urkundenfälschung angeklagt und flüchtet (weshalb nur?) nach England, wohin ihm Fernande, nachdem sie sich mit ihrem reichen Vater, der Henri verleumden will, überworfen, folgt. Als sie dort hinlänglich mit Krankheit und Elend zu kämpfen gehabt haben, wird gegen

den armen Henri unbegründeterweise eine Klage wegen Meuchelmords anhängig gemacht und der vermeintliche Mörder zu zehnjähriger Verbannung nach Australien verurtheilt. Natürlich folgt ihm auch dahin die Gattin nebst den Fremden. Fünf Jahre hält es Henri in der Gefangenschaft aus. Endlich aber entweicht er, und nun bekommt er es mit der aus lauter Negern bestehenden schwarzen Polizei zu thun, die ihn mit ihren Bluthunden hitzig verfolgt. Der Bande nicht lebendig in die Hände zu fallen, erschießt sich Henri selbst. Allein nicht ihn verfolgten die Schwarzen; ja, in der Zwischenzeit ist seine Unschuld erkannt worden. Zum Glück ist die Kugelwunde nicht tödlich; Fernande hat leider der Pistolenschuß wahnsinnig gemacht. Als ihr Vater von all dem ihnen widerfahrenen Unglück hört, verspürt er ein menschlich Rühren und verzeiht dem Ehepaar, das fortan seinen Reichthum mit ihm theilen soll. Die Irre aber wirft ihm unablässig seine Hartherzigkeit vor, was den Alten so betrübt, daß er schließlich nach einem Pistol greift, um sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Bei diesem Anblick doch wird Fernande von dem Wahnsinn befreit. Was wäre übrigens logischer! Durch ein Pistol kam sie um den Verstand, durch ein Pistol erlangt sie ihn wieder. Das Publikum aber hat sich inzwischen mit den Acteuren satt geweint und beklatscht den Ausgang seelenvergnügt.

Die verkannte Unschuld spielt auch in dem Drama „Die Heirath des Galerensklaven", von ebendemselben, eine Rolle. Auf das Entsetzen, welches die Gattin packt, als sie erfährt, daß sie einen ehemaligen Galerensträfling geheirathet, folgt die beruhigende Gewißheit, daß derselbe der rechtschaffenste Mensch von der Welt ist; und wie sollte sie nun nicht in Treu und Liebe ihm zugethan bleiben? . . . Und auf wie viele und was für verwandte Leistungen stoßen wir noch! Da ist das von Alfred Belle geschriebene Drama „Ein Justizversehen". Darin wird ein Unschuldiger wegen Diebstahls zu zehnjähriger Zwangsarbeit verurtheilt, sucht ein Mörder die Stelle des von ihm Ermordeten in dessen Familie einzunehmen . . . welch ein Rührstoff! wie oft freilich auch schon benutzt! Und trotz der nichts weniger als meisterhaften dramatischen Verwerthung ohne Unterbrechung an 27 Abenden gegeben! Da ist „Der Wilderer vom Adlerhorst", von Eugène Linville. Schon der Titel läßt auf ungewöhnlich Erregendes schließen. Und das ist zu constatiren, der Verfasser hat es verstanden, den Stoff dramatisch wirksam zu verarbeiten. Auch in diesem Stücke leidet ein Unschuldiger für den Schuldigen. Zweie begehen einen Mord und bedienen sich dabei der Flinte des Wilderers, der, für den Thäter angesehen, auf 15 Jahre zur Galere verurtheilt wird. Gaspard kehrt nach Ablauf der Strafzeit in seine Heimat zurück und schlägt sich dort unter dem Namen Toby als Bettler durch. Sein Sohn ist Soldat in Afrika, seine Tochter hat sich von dem Sohne des Ermordeten verführen lassen. Jacques will, vom Kriege heimgekehrt, die Schwester tödten; allein zwischen beide tritt Toby mit der Erklärung, er sei ihr Vater und verbiete es ihm. Da wendet sich Jacques zu dem jungen Verführer mit den Worten: „Mein Vater tödtete Ihren, Sie verderbten meine Schwester, wir sind quitt." Die Moral klingt ziemlich befremdend; die Versammlung aus dem Temple-Faubourg applaudirt und kehrt sich nicht daran.

In dem Drama „Die Verlassenen", von Louis Davyl, treten wenigstens lebenswahr gezeichnete sociale Verhältnisse vor das Auge, entrollt sich wenigstens in logisch gegliederter Scenenkette zu Freud und Leid ein Stück der Wirklichkeit entlehnte Menschengeschichte vor uns. Davyl entnahm seinen Stoff im wesentlichen der Arbeiterwelt. Besser hätte er freilich gethan, wenn er bei der Aufstellung seiner Gegenspieler etwas weniger willkürlich zu Werke gegangen wäre. Damit, daß er seinen Helden, den Schlosser Guillaume, in der Provinz eine Dortchen Liederlich heirathen läßt, sind wir einverstanden. Die Entführung derselben durch einen Lord erscheint schon etwas unwahrscheinlicher: Lords verkehren gemeiniglich nicht mit Arbeitern. Möglich ist sie dessenungeachtet. Und das angenommen, kann man auch das übrige gelten lassen. Zu Paris machte Guillaume später die Bekanntschaft der braven Wäscherin Ursule, die ihm in der Folge zwei Kinder schenkte. Sein Glück wäre vollkommen, hätte nicht Ursule aus Mitleid den von seiner Mutter verlassenen Knaben Robert in ihre Wohnung aufgenommen, denn er erblickt in diesem die Frucht einer frühern Liaison seiner Gefährtin. Robert aber ist kein anderer als der Sohn Nanine's, seiner Frau, und des Lords. Dieser sucht nach dem Sohne, denn Nanine hat ihn inzwischen verlassen, und er weiß nicht, wo sie den Knaben untergebracht hat. Da kehrt Nanine, die sich in den Besitz der Papiere einer Frau Perkins, der verstorbenen Gattin eines reichen amerikanischen Bankiers, zu setzen gewußt und als solche den Abenteurer Morgan mit ihren Künsten umgarnt hat, nach Paris zurück und macht dem Lord, aufrichtige Reue heuchelnd, den Vorschlag, sie wolle ihm beim Aufsuchen des Sohnes behülflich sein, wenn er ihr das Eheversprechen ertheile. Lord Clifton-Gutmann willigt ein, und Nanine kommt nach längerm Suchen mit Guillaume und Ursule in Berührung, als diese eben, da jener die Gewißheit erlangt zu haben glaubt, seine Frau sei gestorben, im Begriff steht, ihrem Herzensbunde die gesetzliche Weihe geben zu lassen. Entrüstet weist ihr Guillaume die Thür. Froh, daß ihn Ursule nicht getäuscht hat, will er den Knaben adoptiren. Die Drohungen, welche Nanine bezugs desselben ausgestoßen hat, bestimmen ihn jedoch, bei Lord Clifton um Schutz für Robert nachzusuchen. Nanine will nun den Sohn durch ihren Galan Morgan gewaltsam entführen lassen. Dieser erfährt, daß sie alles Ernstes gesonnen ist, dem Lord ihre Hand zu schenken, und erdolcht die Treulose. Damit aber ist der Knoten gelöst, das Hinderniß beseitigt, und die Verlassenen können hoffnungsvoll in die Zukunft schauen. Das Stück läßt sich den dramatischen Plaidoyers für die Ehescheidung anreihen.

Einen fleißigern Anbau als die Tragödie fand natürlich in dem leichtlebigen Paris die Komödie. Der sehr dehnbare und umfassende Begriff schließt freilich manches ein, was in das Gebiet des Schauspiels gehört, wie denn überhaupt die Benennungen Lust- und Schauspiel höchst willkürlich benutzt werden und sich scharfe Grenzlinien unmöglich immer ziehen lassen. Echte Charakterstücke tauchen selten auf; dagegen Intriguenstücke um so häufiger, und das darf nicht befremden. Was wundernehmen könnte, ist, daß im republikanischen Frankreich die Aristophanische Komödie nicht längst Wurzel faßte. An dankbarem Stoff hat es wahr-

lich bisjetzt nicht gefehlt. Leider sind die Zustände im Lande der Art, daß selbst muthige, begabte Pfleger derselben sich wenig Erfolg von ihrer Arbeit versprechen könnten. Höchstens wird hier und da in der Komödie eine politische Anspielung laut. Ueber die Grenzen des Privatlebens der Jetztzeit wagt sich der Lustspieldichter selten hinaus.

Im Gebiet der bürgerlich-realistischen Komödie fesselt zunächst eine Leistung Emile Augier's, die um so mehr Beachtung verdient, als sie in hohem Grade von einem sittlichen Ernst beseelt ist, wie er den meisten französischen Lustspielen der Neuzeit abgeht, und in derselben eine Lehre liegt, deren moralischer Werth nicht hoch genug anzuschlagen ist. Augier legt in dem Lustspiel „Die Fourchambaults"*) auf dramatisch höchst wirksame Art das Unwürdige der Handlungsweise eines jungen Mannes dar, der mit Liebesschwüren ein schutzloses Mädchen kirrt und nachträglich die seiner Lust Geopferte ihrem Schicksal überläßt. Er läßt den Schuldigen die That nicht, wie der Verfasser des Dramas „Le châtiment", mit dem Tode büßen; er sammelt nicht einmal feurige Kohlen auf des Schuldigen Haupt, indem er den vor dem Fallissement Bewahrten nicht wissen läßt, daß er die Wohlthat seinem Opfer verdankt, und erzielt trotz dieser Einschränkung der Mittel eine Wirkung von bewältigender Kraft. Zu Havre lebt mit seiner Familie der Bankherr Fourchambault, ein etwas willensschwacher, im Grunde ehrlicher Mann. Die Gattin, welche ihm einst ein großes Vermögen zugebracht hat, huldigt dem Aufwand; Leopold, der Sohn, ist ein junger Lebemann geworden; Blanche, die Tochter, soll, obwol sie bereits einem ihrer würdigen jungen Mann ihr Herz schenkte, nach dem Willen der Mutter einen Baron de Rastiboulois, den Sohn des Präfecten, ehelichen. Als Gast weilt in dem Familienkreise Marie Letellier, eine elternlose Waise, die Tochter eines frühern Correspondenten des Bankherrn, welche von der Réunionsinsel herübergekommen ist, um den für ihr Erbe, ein kleines Pachtgut, gezahlten Preis zu erheben. Leopold macht der jungen Lehrerin in spe in böser Absicht den Hof, was die selbstsüchtige Mutter nicht ungern sieht, da es ihr Söhnlein an ihre Häuslichkeit fesselt, der Vater aber dem Sohne mit der Erklärung verübelt, er habe einst einen jungen Mann gekannt, der ohne den hellen Blick seines Vaters durch eine Liebelei mit einer Klavierlehrerin fast eine glänzende Partie verscherzt hätte. Nicht lange währt es, so blüht bezüglich des Paares der Stadtklatsch. Mit Zorn und Bangen vernimmt das Gerede Bernard, der mit seiner sittenstrengen Mutter zu Havre höchst eingezogen lebende steinreiche Rheder und Schiffskapitän, den die junge Creolin auf der Herreise kennen und achten gelernt hat. Auch Frau Bernard, seine Mutter, lernte das Leben von dieser Seite kennen; sie ist das Opfer eines Liebesverhältnisses, dem er das Leben verdankt, und dem infolge einer von dem Vater ihres Geliebten ausgegangenen, sie betreffenden Verleumdung die gesetzliche Weihe vorenthalten worden. Und nur, um die Theuere nicht bloßzustellen, faßte er ihrem Herzenswunsche entgegen den Entschluß, ledig zu bleiben. Des wortbrüchigen Verführers

*) „Les Fourchambault. Comédie en cinq actes" (Paris 1879).

gedenkt er voll edler Entrüstung, während die Mutter denselben als irregeleitet hochherzig in Schutz nimmt. Da erfährt Bernard, vom Fallissement eines angesehenen Hauses betroffen suche Fourchambault vergebens behufs der Einlösung am nächsten Tage fälliger Wechsel 240000 Frs. aufzutreiben. Die folgende Enthüllungsscene ist eine feinfühlige Verherrlichung der edeln Liebe. Mitleidig geht Marie Letellier, dem in der Ehre bedrohten Bankier den Betrag ihres Erbes, 40000 Frs., einzuhändigen. Tief erregt äußert Frau Bernard gegen den Sohn, er solle Herrn Fourchambault die Summe vorstrecken. Bernard mag die Fourchambaults nicht. „Wir müssen ihn retten, du mußt es", entgegnet die Frau. Die Worte machen ihn sehend. „Er ist mein Vater", sagt er. „Ja." „Du liebst ihn somit noch immer?" „Nicht doch; aber er ist der einzige Mann, den ich je geliebt habe." „Und ich war mehrerbietig genug, einen Augenblick zweifeln zu können!" ruft Bernard, vor der Mutter auf die Knie niederfallend. „Elender Blödsinniger, der ich war!" „Und jetzt", fragt ihn streng die Mutter, „verzeihst du jetzt deinem Vater? Er hat mich nicht in dem Grade beleidigt wie du, denn er war mir weniger Achtung schuldig." „Freilich", versetzt Bernard, immer noch kniend; „ich habe nicht mehr das Recht, ihn anzuklagen. Ich will alles thun, was du verlangst; will über seine Ehre wachen, als sei sie mein Erbe. Aber", fügt er hinzu, als die Mutter ihm die Hand gereicht und er aufstehend die Hand an seine Lippen gedrückt hat, „ich verschweige ihm, daß ich dein Sohn bin, nicht? Nicht einmal ihm möchte ich dein Geheimniß vertrauen." „Und ich ihm nicht das deinige." Die Sache ist beschlossen. Bernard will als Geschäftstheilhaber, der befugt ist, Regel und Ordnung im Hause einzuführen, dem Unglücklichen beistehen. Der Geängstigte empfängt seinen Retter mit offenen Armen. Bernard ist Herr im Hause und schränkt vor allen Dingen die Ausgaben der verschwenderischen Gattin ein. Er hat jedoch noch andere Aufgaben zu lösen. Bewunderungswürdig ist die Art und Weise, wie damit die Lösung des dramatischen Knotens herbeigeführt wird, und diese selbst. Im Verein mit Marie redet Bernard der eiteln Blanche den Plan der Heirath mit dem Geldbaron aus und facht bei ihr das Feuer der lautern Liebe wieder an. Marie soll durch seine Vermittelung bei einer englischen Familie als Hauslehrerin eintreten. Dagegen opponirt Madame Fourchambault. Baron Rastiboulois, der saubere Herr, hat auf Grund des Fallissementgerüchtes dem Bankier geschrieben, mit einer Familie, in der, nach dem eigenen Geständniß der Mutter, die Maitresse des Sohnes ungehindert mit der Tochter verkehre, könne er keine Verbindung eingehen, und Leopold's Mutter meint, Mariens Fortgehen hieße die Verleumdung begründen, gibt aber dem Mädchen zu verstehen, sie selber erblicke in der Voraussetzung keineswegs eine Verleumdung, worauf sich natürlich Marie empfiehlt. Groß ist, als sie dies erfahren, die Betrübniß der Frau Bernard und ihres Sohnes. Dieser hält das Mädchen kaum für unschuldig; ein Fourchambault ist in seinen Augen zu allem fähig. Zuversichtlicher urtheilt hinsichtlich ihrer Schuld Frau Bernard. Die vom Hotel Hergebetene kommt mit der Nachricht, die englische Familie habe ihr die Stelle abgeschrieben. Alles zum Besten zu lenken, gibt es nach Bernard's Ansicht nur Ein Mittel: Leopold soll sie ehelichen. Er redet von einem unverhofften

Glücksfalle, der ihr eine Mitgift von 300000 Frs. eintrage. Lächelnd versetzt Marie, allerdings würde sie es als ein großes Glück betrachten, wenn Leopold um ihre Hand anhalte. Gerade, berichtet Leopold, der von Bernard brieflich herbestellt worden, habe er dem Baron Rastiboulois auf der Mensur einen Denkzettel gegeben. Das genüge nicht, entgegnet Bernard; er habe Mariens guten Ruf gefährdet und könne das nur durch die Ehe gut machen. Er habe nichts gut zu machen, erklärt Leopold; allerdings habe er dem Fräulein den Hof gemacht, er sei aber nicht erhört worden, somit ... Wenn er den Geldpunkt in Betracht ziehe, meint Bernard, so könne er ihm versichern, daß Mariens Mitgift 300000 Frs. betrage. „Oho! Und woher hat sie das Geld, wenn ich fragen darf?" „Ich sagte Ihnen schon, daß ich mich als ihren Vater betrachte." Ironisch bemerkt Leopold: „Ein noch ziemlich junger Vater ... Ich gratulire, bester Herr! Das ist königlich, ganz und gar dem alten monarchischen Herkommen gemäß; aber unser bürgerliches Herkommen verbietet uns die Annahme einer solchen Mitgift." Entrüstet versetzt Bernard: „Sie verleumden, um nicht eine Ehrenpflicht erfüllen zu müssen. Man sieht wohl, Sie sind der würdige Enkel Ihres Großvaters." „Und ich bin stolz darauf." „Sie haben nicht Ursache." „Das soll heißen?" „Daß Ihr Großvater ein niederträchtiger Verleumder war." „Sagen Sie das noch einmal!" „Der Elendeste der Elenden." Da ohrfeigt ihn Leopold mit dem Handschuh. „Ha", ruft Bernard, aufs Aeußerste gebracht, „Sie können sich glücklich schätzen, daß Sie mein Bruder sind." „Ihr Bruder? ... wären Sie? ... Sie sind der Sohn der Klavierlehrerin! O, dann thun Sie sich nur keinen Zwang an ... Ich kenne die Anekdote, und ich bürge Ihnen dafür, daß kein Tropfen verwandten Blutes in unsern Adern rollt." „Da haben wir das Verbrechen Ihres Großvaters. Sie wiederholen es ... Sie mögen wissen, daß ich auf den Befehl meiner Mutter Ihren Vater, der auch mein Vater ist, vor dem Falliſſement bewahrte." „Auf den Befehl Ihrer Mutter?" fragt Leopold betroffen. „Freilich. Am Herzen liegt ihr noch die Ehre einer Familie, welche die ihrige so wenig geschont hat. Auf den Befehl meiner Mutter setzte ich mich an das Steuerruder eueres bedrohten Schiffes, stellte ich in euerm Hause die materielle und moralische Ordnung wieder her, entriß ich Ihre Schwester, die auch meine Schwester ist, einer unseligen Verbindung. Nun endlich ohrfeigten Sie mich, und ich schmetterte Sie nicht zu Boden ..." Aufs tiefste erschüttert, erklärt Leopold Bernard's Mutter für die edelste der Frauen, erkennt er ihn selbst als seinen Bruder an, bittet er ihn um Verzeihung. „So lösche aus", erwidert Bernard, ihm die geohrfeigte Wange bietend. Und schon halten sich die beiden Brüder fest umschlungen. Wie gewaltig wirkt dieser Auftritt! Bernard nimmt dem ihn mit Ehrfurcht betrachtenden Bruder das Versprechen ab, selbst dem Vater nicht ihr Geheimniß verrathen, seinen Wunsch bezüglich Mariens erfüllen zu wollen, und Leopold hält um Marie Letellier's Hand an. Das ist alles, was diese wünschte. Die Ablehnung des Antrages beweist ihre Unschuld sonnenklar. Sie will scheiden auf Nimmerwiedersehen, in ihre überseeische Heimat zurückkehren. Allein Leopold weiß längst um Bernard's Liebe zu ihr, um ihre stille Gegenliebe. Rundheraus sagt er es, und Marie ... will bleiben. Endlich soll der Herzenswunsch der Frau Bernard

in Erfüllung gehen. Indirect legt Augier in dem Stücke eine Lanze wider die Verstandesheirath und für die Ehescheidung ein. Die Consequenz liegt nahe.

Häusliche Bilder nicht ganz verwandter Art schuf in dem auf der Folie des Ehebruchs entworfenen Lustspiel „Die Bürger von Pont-Arcy" Victorien Sardou. Das Stück umfaßt eigentlich zwei Schöpfungen: eine Sittenkomödie und ein Familiendrama. Während die erstere, eine übertriebene Darlegung der gemüthlichen Wandelbarkeit gewisser Wahlcandidaten, wie sie z. B. zur Zeit des de Broglie-Regiments das Haupt erhoben, ans Chargenhafte streift, enthält das letztere, bei entsprechend spannender Scenenverkettung, echt dramatisch wirkende Auftritte, wogegen es freilich in manchem auch Sardou's alte Autorwillkür nicht verkennen läßt. Die Frau eines Maire tritt darin als Intriguantin gegen dessen Nebenbuhler im Wahlkampf auf und führt ein hemmendes Aergerniß herbei, was für den erfinderischen, um Mittel und Mittelchen nie verlegenen Autor eine große Kleinigkeit ist. Fabrice de Saint-André, sein Held, kommt in die Lage, zur Abendzeit die Maitresse seines verstorbenen Vaters in seiner und seiner Mutter Wohnung empfangen zu müssen, da dieselbe, von ihren Gläubigern gedrängt, eine Schuld nicht entrichten kann, die der Vater ihres Söhnleins mit seiner Namensunterschrift verbürgt hatte. Bei nur etwas Lebensart hätte Marcelle die Sache discret durch einen Notar ausgleichen lassen; das wäre viel einfacher gewesen. Aber Sardou geht seinen eigenen Weg, um seinen Zweck zu erreichen. Als Marcelle mit dem ihr von Fabrice eingehändigten Gelde durch den Garten sich wieder entfernen will, schlagen die Spione der Frau des Maire Lärm, sodaß sie als eines Diebstahls verdächtig festgenommen und vom Maire verhört wird. Dabei steigt in Frau de Saint-André der Verdacht auf, Marcelle sei die Maitresse ihres Sohnes. Und in die Enge getrieben, erklärt Fabrice, der in drei Tagen die reizende Bérengère ehelichen soll, im Beisein von Freunden und Feinden wirklich, er sei ihr Galan. Eine merkwürdige Logik! Was muß denn seine Mutter mehr betrüben, ein Fehltritt des verstorbenen Gatten oder ein sittenwidriges Vergehen des hoffnungsvollen Sohnes? Darauf mag zwar Sardou erwidern: Wie hätte ich ohne den Auftritt den Knoten schürzen und nach meinem Plane lösen sollen? Frau de Saint-André läßt darauf Erkundigungen über Marcelle einziehen und will, da der Bericht durchaus günstig ausfällt und das Bildniß des Söhnleins der jungen Mutter sie lebhaft an den geliebten Todten erinnert, den Sohn bewegen, das Unrecht durch die Ehe gut zu machen. Betroffen im höchsten Grade, weigert sich Fabrice entschieden, vorgebend, seine Liebe zu Marcelle sei erstorben. Frau de Saint-André begreift nicht, wie ein Ehrenmann in solchem Maße der Gerechtigkeit Hohn sprechen kann, und wird fast an dem Sohne irre. Aber selbst dann noch, als Marcelle, das Anerbieten der Frau de Saint-André, sie wolle ihr Söhnlein adoptiren, ablehnend, erklärt, nicht Fabrice sei dessen Vater, und ihr die Dame als einer Dirne entrüstet die Thür weist, schweigt Fabrice beharrlich. Seiner Bérengère hat er freilich, in einem gelungenen Auftritte, mit einem Schwure betheuert, nur sie und keine andere habe er je geliebt, und Bérengère hat ihm geglaubt. Schließlich erfährt Frau de Saint-André den wahren Sachverhalt auf anderm Wege. Die Offenbarung ist niederschlagend; aber das Auftreten des Sohnes in Bezug auf den verstorbenen

Vater erscheint ihr jetzt doppelt tröstlich, und mit den Worten, sie verzeihe dem letztern, da er ihr einen solchen Sohn gegeben, schließt sie den Jüngling an ihr Herz. Das Publikum, welches sich anfangs bezüglich des Familiendramas zu stürmischem Applaus hingerissen fühlte, ward bald lauer im Beifall, und der erwartete glänzende Erfolg blieb aus.

Dem Drama, welches sich um gesetzliche Ehefragen dreht, um Civilehe und Scheidung, wandte derselbe feinspurige und vielgewandte Autor sich in zwei Stücken zu: „Daniel Rochat" und „Divorçons". Selten forderte ein Bühnenwerk so scharf den einhelligen Tadel der Kritik heraus wie die fünfactige Komödie „Daniel Rochat"; selten aber zeigte sich auch Sardou in einem so charakteristischen Lichte. Noblesse oblige, mag der neubackene Akademiker gedacht haben, als er mit dem Plan der Novität umging. Allein zwischen dem Wollen und dem Vollbringen gähnte hier eine weite Kluft, die kein Sardou'sches Gaukeln und Künsteln zu überbrücken vermochte. Wollte Sardou mit dem Stücke darthun, daß ohne den Priestersegen unter Umständen die Civiltrauung nicht statthaft sei, so mußte er einmal großartig motiviren und dann Menschen von Fleisch und Blut, nicht nach seiner Autorpfeife tanzende Drahtpuppen, als handelnde Personen vorführen. Das vermag freilich ein Sardou nicht; und aus diesem Grunde war er einfach der Lösung der Aufgabe nicht gewachsen. Daniel Rochat, sein Held, hat auf seiner Reise durch die Schweiz zwei junge Engländerinnen kennen gelernt, in die eine, Miß Lea, sich verliebt, auch Gegenliebe gefunden. Miß Lea und Mistreß Lauwers, ihre Tante, sind als strenggläubige Reformirte entschiedene Gegnerinnen des Katholicismus, während Daniel als Freigeist hierin ihre Ansichten theilt. Für Sardou kommt es vor allem darauf an, daß die beiden Liebenden betreffs ihrer religiösen Gesinnungen einander keinen klaren Wein einschenken, und den Zweck erreicht er mit allerhand unbestimmten Ausdrücken, die beide Theile auf ein vollkommen harmonisches Zusammengehen schließen lassen können. Daniel Rochat hält als berühmter französischer Kammerredner und Haupt der antiklerikalen Partei am Tage der Voltaire-Feier zu Ferney eine Gelegenheitsrede, die den stürmischen Beifall der Versammelten erzielt und auch unsere Engländerinnen mit Bewunderung erfüllt. Miß Lea ertheilt denn auch dem Gefeierten, als er um ihre Hand anhält, keinen Korb, und Mistreß Lauwers stimmt ihr darin vollkommen bei. Damit Sardou seine Absicht erreichen und den Act der Civiltrauung des feierlich ernsten Charakters entkleiden, ja bis zu einem gewissen Punkte lächerlich machen könne, darf derselbe nicht im Amthause stattfinden: eine Kleinigkeit! Daniel Rochat will durchaus bei gewissen wichtigen Verhandlungen in der Kammer zugegen sein, ist deshalb sehr eilig und läßt den Maire ersuchen, die Ehe in der Villa der Mistreß Lauwers schließen zu wollen. Der Beamte ist natürlich Sardou in allem zu Willen. In der Trauung scheint er ein reines Kinderspiel zu erblicken; wie ließe er sich sonst mitten in dem Acte zu Aeußerungen über Musik hinreißen? wie ließe er es sonst geschehen, daß die thörichte Amerikanerin Bloomfield sich mit seiner Amtsschärpe schmückt? . . . Als die Trauung vollzogen ist, wirft plötzlich in das wunderliche Salontreiben ihren Schlagschatten eine gravitätisch hereinschreitende schwarzgekleidete Männergestalt. Es sei Mr. Clarke, der

Pastor, der sie gleich trauen solle, erklärt dem fragenden Gatten die Neuvermählte. Daran hat Rochat, der Atheist, noch gar nicht gedacht. Das klingt seltsam; aber es ist so: Sardou hat es so gewollt. Mag der logisch Denkende eine solche Unachtsamkeit bei einem ernsthaften Manne unbegreiflich finden, was liegt daran, wenn es nur klappt! Um keinen Preis, meint Dr. Bidache, Rochat's Parteigenosse und Berather, dürfe zu dieser andern Trauung geschritten werden; es stehe dieselbe im Widerspruche mit all seinen Grundsätzen, mit seiner ganzen Vergangenheit. Unschlüssig wendet sich Rochat zu der jungen Gattin mit der Frage, ob ihr an der Ceremonie viel gelegen sei? Frau Lea meint erst, nicht recht gehört zu haben. Dann äußert sie offen ihren Unwillen, während Mistreß Lauvers unverhohlen ihrer Entrüstung Luft macht. Entschlossen lehnt endlich Rochat den Kirchgang ab; Frau Lea aber weigert sich, ihm als ihrem Gatten zu folgen ... Den Abend schleicht sich Rochat zu ihr ins Zimmer. In leidenschaftlicher Erregtheit redet er ihr zu. Bebend deutet Lea in die Ferne, auf die noch erleuchtete Behausung des Pastors, und äußert: „Laß uns hingehen und unsern Bund segnen lassen; dann gehöre ich, mein Geliebter, mein Herr und König, dir!" Rochat gibt nach, schickt sich zu dem Gange an ... Das ist die einzige natürlich-humane Wendung in der Komödie; in dem Auftritte lag für den Verfasser der Schlüssel zu einer Lösung, die dem Göttlichen im Menschen, der alles bewältigenden Liebe, den Sieg verschafft hätte; freilich durfte er dabei nicht auf dem Standpunkte der religiösen oder antireligiösen Engherzigkeit verharren. Doch kann überhaupt wol bei dem Paare von Liebe die Rede sein? Es ist Sardou'sche, d. h. hausbackene, sinnlich-conventionelle Liebe, ja; die im Grunde des Herzens wurzelnde edle, läuternde Leidenschaft hat damit nichts zu schaffen. Wir werden es bald gewahr. Daniel will mit Lea hingehen; aber es soll bei der Trauung niemand zugegen sein, ja, sie soll ihm geloben, wenn nachträglich das kleine Begebniß zur Sprache komme, es zu verleugnen. Das Empörende des Ansinnens ward von der Versammlung so einhellig empfunden, daß Sardou nolens volens zur Streichung des Schlußsatzes sich bequemen mußte. Das Armuthszeugniß, das er sich damit in Bezug auf wahres warmes Empfinden ausstellte, war gewiß verdient. Empört ruft endlich Lea ihren Leuten, und Rochat stiehlt sich davon wie ein Verbrecher. Am andern Morgen treten die Betheiligten zu einer Berathung zusammen. Dr. Bidache hat auf Grund der Landesgesetze eine Schrift aufsetzen lassen, in der die geschlossene Ehe für ungültig erklärt wird. Mag Lea dieselbe unterzeichnen oder nicht, so siegt dabei das Freidenkerthum. Rochat legt jetzt, da er den Verlust der Geliebten als wahrscheinlich betrachten kann, Reue an den Tag; beim Himmel, man sollte es, nach dem, was sich schon ereignet, kaum für möglich halten: er will sich endlich zu dem Kirchgange bequemen. Aber ach, er sieht ein, daß ihn Lea nicht mehr lieben kann: wol will sie, da sie ihm ihr Wort gegeben, seine Gattin werden; allein mit dem schönen Liebestraum ist es bei ihr zu Ende. Und als Rochat, seinerseits ebenso zur Erkenntniß kommend, im entscheidenden Moment zu ihr sagt, sie möge hingehen und das Schriftstück unterzeichnen, geht sie und thut der Weisung gemäß. Damit schließt das Stück. Was die Civiltrauung betrifft, so ist mit dem Drama nichts bewiesen oder doch allenfalls nur, daß sie in einer Sar-

dou'schen Komödie Zwei zusammenbringen kann, die mit ihren Ansichten von Gott und Religion nicht zusammengehören. Im wirklichen Leben kommt ein solcher Fall schwerlich vor: da wissen in der Regel Braut und Bräutigam, ehe sie sich trauen lassen, wie sie in jener Hinsicht miteinander daran sind, zumal im katholischen Frankreich. Mit Recht tadelt die Kritik an dem Stücke den Mangel an Handlung: die Intrigue erinnert in der That mit ihrem Hin und Her an das ewige Einerlei der Tretmühle. Lob verdient darin fast ausschließlich das Episodische, und auch dessen Repräsentanten sind Marionetten.

Glücklicher war Sardou in einer lustigern Komödie, ja glücklicher als der Abgeordnete Naquet mit der Ehescheidungsfrage. Emile de Najac war sein Mitarbeiter bei Abfassung der dreiactigen Komödie „Divorçons!" Nicht daß sie damit den Habitués des Palais-Royaltheaters ihre Ansicht über das Zweckmäßige der Ehescheidung kundgaben: nein, sie benutzten dieselbe einfach als Folie zu einer Handlung, die in ihrer glücklichen Fassung, als originelles, geistvolles, theilweise allerdings im Palais-Royalstil geschriebenes, aber vorwiegend einem höhern Genre angehörendes Lustspiel einen durchschlagenden Erfolg hatte und lange Zeit den Paktolus in die Theaterkasse lenkte, übrigens, und das ist ein Hauptpunkt, trotz des stellenweise reichlich eingestreuten Cayennepfeffers, mit der Lösung des Knotens wesentlich moralisch abschließt. Des Prunelles, der vermögende rheimser Bürgersmann, fühlt sich als Eheherr nicht glücklich, indem er vor zwei Jahren in seiner Cyprienne ein Weib geehelicht hat, das bei ihrer Romanlesewuth in ihm nichts weniger als das Muster eines Gatten erblickt. Eine natürliche Folge dieses Verhältnisses ist, daß beide den sehnlichen Wunsch hegen, die Kammern mögen sie durch die Annahme des Ehescheidungsgesetzentwurfs recht bald aus der peinlichen Lage erlösen. Frau Cyprienne, das erräth man, würde ihrem Gemahl längst untreu geworden sein, wäre eben nicht die Aussicht auf Erlösung gewesen. Vorderhand läßt sie sich mit Vergnügen von ihrem Vetter Adhémar den Hof machen. Dieser aber, ein heißblütiger Jüngling, verliert in Erwartung der Dinge bald die Geduld und kommt schließlich auf den Einfall, einen guten Freund beim Telegraphenamt um die Zusendung eines Telegramms mit der Meldung zu ersuchen, jener Gesetzentwurf sei angenommen worden. Sogleich heißt es seitens der beiden Gatten: „Wir lassen unsere Ehe scheiden!" Aller Scrupel überhoben, will Cyprienne bezüglich ihres Anbeters fortan sich keinen Zwang mehr anthun. Anders geht in Bezug auf die eheliche Treue ihr Gemahl vor. Des Prunelles weiß allerdings, daß das Telegramm nicht die Wahrheit meldet. Er läßt sich jedoch nichts merken, spürt dem bisherigen Treiben der beiden nach, erfährt durch Cyprienne selber, daß sie das Verhältniß über die Grenzen des Erlaubten noch nicht hinausgeführt hat, erklärt sie beide für Verlobte, beglückwünscht sie zu ihrer künftigen ehelichen Verbindung, kommt bei ihnen um die Gunst ein, dann und wann ihr Gast sein zu dürfen, und tritt fortan seiner Frau gegenüber selber als Anbeter auf. Was des Prunelles vorausgesetzt, nämlich daß bei Cyprienne das Ehescheidungsübel nicht etwa im Herzen, sondern nur im Kopfe wurzele, erweist sich als zutreffend. Der frühere Ehemann und jetzige Galan macht der Geliebten im Beisein des Jünglings Adhémar auf so geistreiche, gewinnende Weise den Hof, er stellt mit

seinem ritterlichen Auftreten den Gecken, der so vermessen gewesen, ihm den Besitz der Gattin streitig machen zu wollen, so unbarmherzig an den Pranger, daß es schließlich der Verblendeten wie Schuppen von den Augen fällt und Cyprienne, bekehrt und für alle Zukunft von ihrem Wahne geheilt, dem liebenden und geliebten Manne ans Herz sinkt. „Tout est bien qui finit bien", kann es hier wol heißen. Entschieden überwiegt jedoch in dem Lustspiel das Bessere, wenn auch die Schattenpartien das Wohlgefallen an dem flotten Gange in etwas schmälern: ohne den starken Farbenauftrag im Geiste des Haut-goût und den davon bedingten Boulevardton hätte das Stück im Palais-Royaltheater schwerlich solchen Erfolg gehabt.

Ebenfalls eine Lanze wider die Ehescheidung legen in dem dreiactigen Lustspiel „Die großen Kinder" Edmond Gondinet und Paul de Margallier ein. Die Verfasser scheinen den Beweis führen zu wollen, daß bei leichtsinnigen Ehegatten, die sie als „große Kinder" vorstellen, im Fall einer Entzweiung ein aus der Verbindung hervorgegangenes Kind das versöhnende Mittel bilden könne. Kann man sich nun auch damit einverstanden erklären, so befremdet doch die Art und Weise, wie sie ihren Zweck zu erreichen suchen. Tristan de Morangis hat seine junge Gattin kurz nach der Hochzeit verlassen, um mit einer . . . Dame, die er leidenschaftlich lieben soll, einen andern Welttheil aufzusuchen und dort lange Jahre ein neues Liebesleben zu führen. Seine Frau, die sieben Monate nach seinem Verschwinden mit einem Mädchen niedergekommen ist, lebt als verwittwete Frau de Morangis bei ihrem Bruder, Lucien de Givray, und verkehrt nebst diesem im Salon eines betagten Ehepaares, der Dominois, die als Fremde der Ehescheidung in der Annahme des dieselbe betreffenden Gesetzentwurfs seitens der Kammern ein glückliches Ereigniß erblicken würden. In einer Soirée werden Herr und Frau de Morangis angemeldet. Wie? sollte . . .? Unverzüglich äußern die beiden alten sittenstrengen Ehegatten ihren Verdacht der vermeintlichen Wittwe gegenüber: in ihrem Salon sollen nur feine, anständige Personen verkehren, und . . . da tritt Tristan de Morangis — er und seine . . . Freundin sind die Angemeldeten, der Zufall (!) hat sie nach Frankreich zurückgeführt, — vor und erklärt die Geschmähte für seine rechtmäßige Gattin . . . Der Fall soll im Salon eines Präfecten unlängst wirklich vorgekommen sein; möglich ist er, wahrscheinlich kaum. Allerdings fesselt Tristan das Töchterchen, welches ihm die Verlassene geschenkt hat. Und wenn er, noch dazu getrieben von Eifersucht, was vollends befremden darf, da er ja der Gattin seine Schöne vorgezogen, nach längern Bemühungen über den Willen der tiefgekränkten Frau den Sieg davonträgt, so ist das noch lange kein Beweis dafür, daß die zwei, in bester Form geschieden, nicht glücklicher gewesen wären; qui a bu boira, und ein Mensch wie Tristan de Morangis lenkt nicht in die rechte Bahn ein, ohne wieder auf Abwege zu gerathen. Der Werth des Stückes liegt im Episodischen, in dessen Verwerthung Gondinet Meister ist. Eine gelungene Zeichnung ist seine Fürstin Serdza, eine Evatochter, die mit ihrem frühern, von ihr geschiedenen, und ihrem jetzigen Gatten Whist spielt und auf dem besten Wege zu sein scheint, um eines dritten willen dem zweiten in eben der Weise den Laufpaß zu geben. Rücksichtlich der Ehescheidung ist das Bild wesentlich Charge.

Die Verfasser haben mit der Komödie Ehre eingelegt, wenn auch in anderer Hinsicht, als ihnen vielleicht vorschwebt: das Lanzenbrechen für oder wider die Ehescheidung sollen sie Berufenern, z. B. einem Augier, überlassen. Ihr neues Werk ist vom rein moralischen Standpunkt aus zu loben; es ist überdies reichlich mit Esprit gewürzt und im Aufbau glatt gefügt.

Auf der Folie des Ehebruchs entwirft eben Edmond Gondinet mit Vorliebe seine Bühnenwerke. In dem Salonlustspiel „Die Lärmmacher“*) schuf er ein Situationsstück. So treffend darin, meist mit wenigen Kernstrichen, die Charaktere gezeichnet sind, so unbefriedigt läßt die dramatische Verwerthung eines Stoffes, mit dem sich entschieden, bei entsprechend interessanter Handlung, in etlichen Hauptauftritten die höchste Wirkung hätte erzielen lassen. Es scheint in des Verfassers Absicht gelegen zu haben, gleichsam psychologisch spielend gesellschaftliche Zustände zu schildern und geistreich zu illustriren: die Handlung ist von bedauerlicher Dürftigkeit und wird erst im dritten Acte fühlbar. Am Ende hat Gondinet mit dem Lustspiel den Versuch machen wollen, den Esprit in mannichfachster Offenbarung eine Ersatzrolle spielen zu lassen. Ich glaube nicht, daß er sich auf den Erfolg viel zugute thun kann. Einen erfrischend ethischen Humor brachte er in mehrern Auftritten zur Geltung: die socialen Kreise, die er vorführt, erscheinen allerdings in ihrer ganzen moralischen Hohlheit und Erbärmlichkeit; aber die Leidenschaft kommt dabei nur oberflächlich ins Spiel; alle Herzensconflicte werden mit einer Leichtigkeit beigelegt, die an Sardou's Taschenspielergewandtheit erinnert. Unter Lärmmacher (tapageur) versteht der Autor einen Menschen, der, mit oder ohne Talent, jedes Mittel benutzt, um Aufsehen zu erregen, bald sich einen Namen zu machen, und dadurch um so leichter irgendeinen löblichen oder unlöblichen Zweck zu erreichen. In dem Fürsten Orbeliani führt er einen Walachen vor, der mit seinem Aufwande, seinen Festen und seinem Blödsinn von sich reden macht. Wir erfahren, daß dieser Fremdling und Sonderling am Tage seiner Vermählung mit einem bildschönen geistreichen Fräulein aus reinem Muthwillen die ersten drei Tage seines Honigmondes aufs Spiel setzte, indem er sich verpflichtete, im Fall er verliere, in dreimal 24 Stunden nicht in das Schlafgemach seiner Gattin treten zu wollen, und daß auf Grund davon die Neuvermählte am Hochzeitstage entrüstet das Weite suchte und seitdem ihrem Gemahl fern blieb. Mit dem Fürsten befreundet ist der Exabgeordnete und Finanzmann de Jordane, ein anderer Lärmmacher, der als einflußreiche Persönlichkeit im Rufe eines vortrefflichen Redners und rechtschaffenen Verwalters steht, trotz der ebenso reizenden als sittsamen jungen Frau aber, die ihm, dem funfzigjährigen Witwer und Vater eines erwachsenen Sohnes, Hand und Vermögen geschenkt hat, gern auf Abwegen wandelt und in gewissen Kreisen verkehrt, wo die pariſische Leichtlebigkeit das Scepter führt. In de Jordane's Schutz begab sich Cardonat als Begründer einer Actiengesellschaft, deren Mitglieder goldene Berge aus den Donaufürstenthümern zu beziehen hoffen, und der de Jordane um so weniger als Director seinen Einfluß zu schenken Anstand nimmt, als er einmal hinsichtlich des Lärm-

*) „Les tapageurs. Comédie en trois actes“ (Paris 1879).

machens Cardonat's Glaubensgenosse ist und dann in dessen Gattin, der schönen Walachin Olga, eine Blume erblickt, die es ihm wol zu brechen vergönnt sein dürfte. Dieser Cardonat nimmt mit seinen weitaussehenden Planen den Expräfecten de Balistrac ins Schlepptau, der sich dadurch emporzubringen sucht, daß er mit allerlei Blödsinn die Aufmerksamkeit des „tout Paris" erregt, natürlich als reicher Staatsbürger auch an dem Actienunternehmen sich betheiligt. Ein vorzüglicher Lärmmachertypus ist der vorgeführte Arzt Dr. Bajol, der nur namhafte Leute zu seiner Praxis zählen, nur mit berühmten Fachgenossen zusammenkommen will. Der Deputirte Saint-Chamas erblickt im Unterbrechen und Interpelliren ein vortreffliches Mittel, sich einen Namen zu machen. Raoul, de Jordane's Sohn, angelt mit zwei Liebschaften nach einem Gränchen Weltruhm, während der Jüngling Gustave, ein Cyniker en herbe, darauf pocht, daß er seines politischen Gebarens wegen aus dem Collége entlassen worden, und darin ein Mittel zum Zweck erblickt. Diesen Reclamefreunden reiht sich eine kleine Schar Evatöchter würdig an. Valentine de Folny, die junge Witwe, fehlt auf keinem Ball, in keinem Concert, bei keinem Wettrennen. Frau Descourtois, die frühere Gebieterin und jetzige Gattin des reichen Bankherrn, benutzt, um in gewissen Kreisen, wo man sie noch nicht als ebenbürtig anerkennt, den Sieg zu erringen, die verschiedensten Mittel und Wege zum Erfolg. Sehr bekannt darf all das Treiben den Bonapartisten, diesen Lärmmachern par excellence, vorkommen. Schade, daß Gondinet es nicht verstanden hat, echtes Kapital aus dem Stoffe zu schlagen. Es laufen in dem Lustspiel mehrere Handlungen nebeneinander, aber so schwach angedeutet, daß sie Theilnahme nicht erregen können. Der Fürst von der Donau weiß, daß Cardonat ein Betrüger ist, da derselbe Olga, des Fürsten rechtmäßige Gemahlin, für seine Gattin ausgibt. Als endlich Cardonat, nachdem der Actienschwindel ans Licht gekommen, Fersengeld gegeben hat und Olga ihm nicht über die Grenze gefolgt ist, nimmt sie der Fürst in sein Hotel auf. „Je ne la reprends pas, je la recueille", wie er sich äußert. Die ethische Pointe liegt in dem Entschlusse de Jordane's, die Inhaber der durch seinen Beitritt verkauften Actien mit seinem Vermögen schadlos zu halten. Die Reue, die er an den Tag gelegt, als ihn die sittsame Gattin auf Liebesabwegen ertappt, kann den Schritt allerdings erklären. Etwas marionettenhaft kommen schließlich Valentine de Folny und Saint-Chamas, sowie Raoul de Jordane und Geneviève, die Tochter des ehrenfesten Advocaten Bridier, zusammen. Uebrigens ist in Bezug auf Wahrscheinlichkeit mehrfach in dem Lustspiel gesündigt worden. Dem Dialog gebührt das Epitheton „körnig".

Ein ziemlich wunderliches Stück, in dem der Pferdefuß des Reactionärs sichtbar wird, ist Gondinet's Lustspiel „Die alten Schichten".*) Die Anregung boten dem unermüdlich Productiven Gambetta's bekannte Worte über das Emporkommen der neuen socialen Schichten. Miradoux, der Held des Lustspiels, hat ursprünglich Notar werden wollen, ist aber, da er überzeugt sein will, daß die Zukunft den Vertretern der Arbeit gehöre, Landwirth geworden, ermangelt gleich-

*) „Les vieilles couches. Comédie en trois actes" (Paris 1878).

wol nicht, jedes Jahr als Herr de Miradoux einen Monat zu Paris in den alten socialen Kreisen zu verkehren und das alte Freudenleben fortzusetzen. In seiner pariser Behausung besucht ihn während einer Soirée der Notariatsgehülfe Boquet, dem eine unlängst verstorbene sehr reiche Dame aufgetragen hat, einen Landmann Namens Miradoux, der ihr einst auf der Eisenbahn bei Orléans einen wichtigen Dienst geleistet, aufzusuchen und als ihren Universalerben in den Besitz ihres Nachlasses zu setzen. Jener Bauer ist kein anderer als Herr de Miradoux. Boquet, der sich schmeichelt, ein pfiffiger Patron zu sein, glaubt das dem vornehmen Herrn nicht aufs Wort und erblickt, als er am andern Tage ihn auf seinem Dorfe besucht, in ihm, dessen Gattin, Sohn und Tochter einfach Leute, die sich als Bauern verkleidet haben, um in den Besitz des großen Vermögens zu gelangen. Als Frau, Sohn und Tochter erfahren, daß Miradoux de Miradoux heißt und eine reiche Dame beerben soll, fahren sie sogleich nach der Stadt, kaufen Möbel, Kleider u. s. w. und kehren in neumodischer Tracht wieder. Gegenüber ihrem linkischen Gebaren und dem in dem Hausrath zu Tage tretenden barocken Geschmack aber bezweifelt Boquet den Bauerncharakter der guten Leute nicht länger, und Miradoux tritt seine Erbschaft an. Ade nun, Freude am Bauernleben! Das Töchterlein bekommt einen Baron zum Mann; der Sohn will ein Schloß kaufen, mit dessen Besitz der Marquistitel verknüpft ist; Frau de Miradoux will, ihr Gemahl soll Minister werden, kurz, alle sind voll Dünkel und Aufgeblasenheit. Gondinet scheint in dem Stück darthun zu wollen, die neuen Schichten glichen im wesentlichen den alten, Reichthum und Ehren seien jenen so erwünscht wie diesen. En passant versetzt er Wählern und Deputirten einen Seitenhieb, indem er den leichtlebigen politischen Streber Vauballan sagen läßt: „Ich komme aus einer Wählerversammlung. Sie haben mich hören wollen. Ich sagte ihnen tolles Zeug, und der Zufall war mir günstig: es war ihre Meinung. Einhellig bestellten sie mich zum Wahlcandidaten.“ An den eingeflochtenen Episoden aus dem Cocottenleben können sich allenfalls Gummi- oder Firnisjünglinge sowie leichtfertige Hagestolze und Eheherren erbauen.

Im Verein mit François Oswald und Pierre Giffard brachte Gondinet das Lustspiel „Jonathan“*) zur Aufführung. Selten wol ging ein Drama über die Breter, in dem innerhalb der Grenzen des Stilistisch-Anständigen dem Publikum ein solches Wagniß geboten wurde wie in diesem Stücke. Das Anstößige der herbeigeführten Situation ward darin allerdings mit feinem Takt und maßvollem Humor bis zu einem gewissen Punkte überwunden. Ich vermuthe, daß Oswald und Giffard das Lustspiel entwarfen und Gondinet es überarbeitete und vollendete. Die Handlung, an und für sich äußerst dürftig, beruht auf dem Letzten Willen des amerikanischen Millionärs Gordon, der seinem Neffen Jonathan William Carpett unter der Bedingung sein ganzes Vermögen vermachte, daß er die Tochter des pariser Kaufmanns Boismorean, dem der Erblasser einst etliche Milliönchen abgeschwindelt, heirathe. Jonathan William kann wegen eines Riesenunternehmens, das er in Gang bringen will, nicht sofort abreisen und sendet, damit nicht etwa inzwischen

*) „Jonathan. Comédie en trois actes“ (Paris 1879).

die Millionenbraut ein anderer heimführe, seinen Vetter William Jonathan Carpett, in dessen Häßlichkeit er eine Gewähr erblickt, mit dem Auftrage nach Paris, ihn einstweilen als Heirathscandidaten bei der Braut zu vertreten, damit die etwaigen Freier zu verscheuchen und so das Feld freizuhalten, bis er in Person sich vorstellen könne. Jonathan thut, wie ihm geheißen worden, bekommt als Freier keinen Korb und muß nun, da der Vetter nicht kommt, zu allerhand Auskunftsmitteln greifen, um die von den Aeltern sehnlichst herbeigewünschte Hochzeit in weitere Ferne zu rücken. Endlich setzen die Aeltern die Trauung auf ihren eigenen Hochzeitstag fest, und nun darf Jonathan, er mag wollen oder nicht, sich gehorsam fügen. Pinch, Carpett's Geschäftstheilhaber, der allein eingetroffen ist, da jenen ein neuer geschäftlicher Zwischenfall, gerade als er abreisen wollte, verhindert hat, sich einzuschiffen, bringt in Erfahrung, daß der Gesetzgeber bezugs der Ehe drei Nichtigkeitsfälle gelten lasse, darunter den der Personenverwechselung, und Jonathan läßt sich der reizenden Angèle getrost antrauen. Im Folgenden gipfelt die Gewandtheit der Verfasser, das Bedenklichste plausibel zu machen. Angèle's naivlustiges Auftreten am andern Morgen, ihre heitere Frage: „Nicht wahr, Jonathan, auch Sie haben gut geschlafen?" lassen hinsichtlich dessen, was vorgefallen, keinen Zweifel zu. Entrüstet wollen die Aeltern sogleich eine Klage auf Scheidung von Tisch und Bett anhängig machen; für die folgende Nacht weisen sie den beiden je ein von dem andern durch eine feste Wand getrenntes Zimmer an. Fortan ist Pinch, den Jonathan's leidenschaftliche Erregtheit und Brautnachtenthüllungen sehr besorgt gemacht hatten, des Sieges gewiß. Ach, er weiß nichts von den Voraussetzungen der Liaison, mit denen als Familienangehöriger ein gewisser Rittmeister das Vorkommniß der Brautnacht erklärt; er kann nicht erwägen, daß solche nebst dem unzweideutig ans Licht tretenden Groll der sich beleidigt fühlenden Aeltern selbst einen Américain jobard, wie einmal Jonathan sich nennt, zu Thaten aufstacheln können, er weiß nichts von dem Dasein eines Balkons, der... Am folgenden Morgen weht der Wind aus einer andern Himmelsgegend... Der Balkon, an den die gute Frau Schwiegermama nicht gedacht hat, erklärt das Unerklärliche... Ein Satz: „Embrassez-moi, mon gendre!" genügt zur Feststellung des Moments der Aussöhnung, und da Boismoreau inzwischen Jonathan's Vetter, der sich ihm als Neffen des pp. Gordon vorgestellt, ergrimmt die Thür gewiesen hat, bleibt Jonathan Angèle's glücklicher Gatte. Glatt und körnig im Dialog, ausgezeichnet in der Exposition wie im Aufbau, enthält das Lustspiel Stellen von bedeutender komischer Wirkung. Eine gewisse Anspielung darin rührt sicher von Gondinet her. Als Jonathan zu dem Freunde sagt, er sei ein Americain jobard, versetzt Pinch, dann müsse er Franzosenblut in den Adern haben.

Eine originelle Lösung findet in dem Lustspiel in Versen „Un homme à plaindre" Jules Barbier. Der Beklagenswerthe, Fortuné mit Namen, ist reich, angesehen, vorzüglich beweibt, kurzum den Verhältnissen nach der glücklichste Sterbliche, und doch nicht zufrieden, ja, liegt beim besten Herzen von der Welt immer mit aller Welt im Kriege. Er zweifelt bei seiner pessimistischen Anschauung auf ein leichtsinniges Gerede hin an der Treue seiner sittenfesten Gattin, eines bewährten Freundes. Und die Aussöhnung wird schließlich, als die Klage

auf Scheidung von Tisch und Bett schon eine beschlossene Sache ist, wodurch erzielt? Durch den Geist des Widerspruchs, der dem Beklagenswerthen innewohnt. Barbier bewährt sich in dem Stück als brillanter Charakterzeichner.

Andere Familienwirren, die eine jener Kukuksnaturen heraufbeschworen, welche nichts mehr in der Ordnung finden, als sich bei andern einzunisten, auf Kosten anderer ein Lotterleben zu führen, legt das Lustspiel „Le nid des autres", von Aurélien Scholl und Armand d'Artois, dar. Ein sehr reicher Herr aus Rußland, Cramer, der mit seiner unbändigen Reiselust an den ewigen Juden erinnert und in dem Stück nur in Telegrammen auftritt, hat einer abgefeimten Abenteurerin sein einziges Kind, die holdselige Mathilde, anvertraut, und die saubere Erzieherin weiß mit ihrem gleisnerischen Gebaren die Treuherzige derart zu umstricken, daß diese ihr in allem gehorcht, ja, ihr, als sie dieselbe unter die Haube gebracht hat und mit Bruder und Kindern bei dem jungen Ehepaare ihr Regiment fortsetzt, nach einem Streit mit dem Gatten folgt und sich von der Verleumderin zum Einbringen einer Klage gegen den letztern bewegen läßt. In den Gegenspielern, der klugen, feinfühligen Schwester des jungen Ehemannes und seinem biedern Freunde, ihrem Bräutigam, gewinnt dann die rettende Macht Geltung. Blanche kehrt, von der Unschuld ihres Gatten überzeugt, wieder, und als die Abenteurerin, nachdem sie mit einem empörenden Vorschlage ihrem Treiben die Krone aufgesetzt, schimpfbeladen hat abziehen müssen, können zwei Paare glücksgewiß in die Zukunft schauen.

Das interessante Werk erinnert an das Lied von der bösen Schwiegermutter, wie es Albin Valebrègue in dem Lustspiel „La veuve Chapuzot" verwerthete. Der junge Autor zeichnete mit kecken Strichen. Das muß man einräumen, eine belle-mère wie die von ihm vorgeführte stellt des Teufels Großmutter in Schatten. Der verdiente Lohn bleibt natürlich nicht aus. Die zwei, denen die Liebenswürdige den Ehehonig vergällte, kommen schießlich in die Lage, sich des Lebens freuen zu können, da der Hausherr die Pseudogattin nach Entdeckung ihrer Witwensünden schimpflich aus dem Hause jagt. Eine Anstifterin häuslichen Zwistes spielt auch in dem Lustspiel „Die Schwägerin"*), von Marie Lafon, die Hauptrolle. Die Idee beruht auf dem Egoismus einer Mutter, welche den Wunsch hegt, ihren Kindern möge einst das Vermögen der unverheiratheten Schwester ihres Mannes zugute kommen, und die zu dem Ende alles aufbietet, um derselben einen heiligen Abscheu vor dem Ehestande einzuflößen. Durch die von dritten eingefädelte Gegenintrigue aus seiner Philisterruhe aufgeschreckt und in einen kampflustigen Eheritter verwandelt, muß endlich der Gatte dem Ermessen der Verblendeten die Alternative anheimstellen: „Entweder Zoé bekommt ihren Philippe oder ich schlage mich", und das Mittel erweist sich als durchgreifend. Die Verwerthung der Idee, zumal in so breiter, langathmiger Weise, war keine glückliche. Ein lebhafteres Interesse erregte beim Zuschauer und Hörer das Familienstück „Herr Chéribois", in welchem Louis Davyl mit Glück einen selbstsüchtigen Haustyrannen an den Pranger stellt. Welch ein liebenswürdiger, vortrefflicher, herzensguter Mann! Der reiche Bürger

*) „La belle-soeur. Comédie en trois actes" (Paris 1879).

und Familienvater hat das Schmeichelwort so oft gehört, daß er nach und nach der unausstehlichste Egoist geworden ist und in allem seinen Vorsatz durchsetzen will. Paul, sein Sohn, hat bei dem Geiz des Vaters zu Heirathszwecken an der Börse speculirt und geht der Ehre verlustig, wenn er die verspielten 100000 Frs. nicht beschafft. Keinen rothen Deut soll er bekommen, meint Chéribois, der um keinen Preis sich irgendwie einschränken möchte. Vergebens legen sich Frau und Tochter mit Bitten und Thränen ins Mittel. Was jedoch der Hartherzige nicht hergeben will, das gewährt schließlich der Verwöhnte, als ihm die Seinen sammt dem Gesinde den Rücken gewendet haben. Der Verfasser krönt natürlich seinen Friedensschluß mit einem Bunde an Hymen's Altar.

Einen Abstecher in einen andern Kreis von Verwickelungen läßt uns das Lustspiel „L'âge ingrat", von Edouard Pailleron, machen, dessen Erfolg hauptsächlich in dem geistvollen Dialog und in der Tendenz, das Richtige gewisser Weltfreuden darzulegen, begründet ist. Mit dem âge ingrat ist das reifere Alter gemeint, in dem den Mann die Lust anwandeln kann, einen Nachsommer der Liebe zu genießen. Den funfzigjährigen unverheiratheten Botschaftsattaché drängt es mit unwiderstehlicher Gewalt dazu, und in seinem jungen, lieben Bäschen Frau de Sauves, die von dem Gatten geschieden lebt, erblickt er hierfür eine willkommene Verheißung. Gaston de Sauves, der leichtlebige Dragonerrittmeister, ist des außerehelichen Lebens satt und wünscht eine Aussöhnung mit der Gattin herbei. Der mit ihm und ihr befreundete Junggesell Lahirel fürchtet sich, in den Stand der Ehe zu treten, obwol ihm Geneviève Hébert, das liebliche Bürgerkind, in ihrer Unschuld den Schritt leicht macht. Als Spätling im Don Juan-Leben zeigt sich Frau Hébert's Tochtermann, Foudreton, den die Stürme der Leidenschaft nebst de Sauves in das Fahrwasser einer schönen Amerikanerin, der Frau Julie Walker, getrieben, die mit echtem Yankeehumor das Leben genießt, übrigens den ungezählten Gästen, die als Anbeter und Schmarotzer an ihrer Tafel Platz nehmen, mit verdienter ... Ungezwungenheit begegnet. Die Schilderung ihrer Häuslichkeit ist gelungen. Bei dieser Dame führt Désaubiers seine Angebetete in der Hoffnung ein, die mit dem Besuche verknüpften Wahrnehmungen werden sie dem Gatten vollends entfremden und ihm ihren Besitz sichern. Allein es soll anders kommen. Julie Walker schenkt nicht nur der Frau de Sauves den Gatten wieder; sie gibt auch dem Heißblütigen Foudreton den Laufpaß. Ritter Désaubiers hat, als nach längerm Hin und Her die entzweiten Ehegatten sich ausgesöhnt haben, das leere Nachsehen, während Lahirel, bekehrt, um Geneviève's Hand anhält.

Mit Pailleron's Amerikanerin verglichen erscheint die Heldin des Stücks „Niniche", von Alfred Hennequin und Albert Milland, als ein Ausbund von Hetärenlist. Niniche ist der Beiname einer Schönen vom pariser Liebesmarkt, die, des langen Siegens müde, bei der Jagd nach ihrem fünften Gatten, dem Prinzen Ladislaus, zu Wien in bester Form eine Gräfin Korniski geworden ist. Ihre Bekanntschaft macht zu Trouville der stattliche Bademeister Grégoire, in dem sie einen vornehmen Herrn muthmaßt. Da erfährt Niniche, daß ihr pariser Mobiliar versteigert werden soll. Das darf um keinen Preis geschehen, bevor sie nicht einer in ihrem Spiegelschranke liegenden rothen Brieftasche habhaft geworden, welche die zwischen

ihr und dem Prinzen gewechselten compromittirenden Briefe enthält. Der Graf, ihr Gemahl, seinerseits erhält als polnischer Diplomat geheime Weisungen, nach denen er unter dem Namen Melchior de Fernambos in discreter Weise alles aufbieten soll, um in den Besitz gewisser Briefschaften, die sich in den Händen einer an der Avenue Friedland zu Paris wohnenden Courtisane, Namens Niniche, befinden, zu gelangen, durch welche die Vermählung des Kronprinzen Ladislaus mit der Erzherzogin Irene in Frage gestellt werden könnte. Die Jagd auf die verhängnißvolle Brieftasche, an der sich für eigene Rechnung als Melchior de Fernambos auch der Bademeister Grégoire betheiligt, liefert dann unterhaltenden Stoff vollauf, bis Diana Niniche nebst ihrem geliebten Bademeister, des Grafen künftigen Geheimsecretär, die Jagd siegreich beschließt, während ihr Gemahl ... n'y voit que du feu. Der Erfolg des Stücks war ein großartiger, und doch ist dasselbe im Grunde nichts anderes als eine kunstlose Auftischung allerhand bunten und tollen, allerdings die Lachmuskeln der Versammlung weidlich in Anspruch nehmenden Zeuges.

Ein recht pikantes Gericht boten dem Theaterpublikum Hennequin und E. de Najac mit dem Lustspiel „La petite Correspondance". Das Mittel zur Intrigue bildet der „kleine Briefwechsel", dem durch längere Zeit der „Figaro" seine Annoncenspalten öffnete. Kolibri und Reseda (Herr und Frau Livergin) einestheils, Singe-Vert und Fräulein Coquelicot (der Lebemann Thorigny und die Zofe der Frau Livergin) anderntheils girren einzeln unter der bekannten Rubrik im Blatt de Villemessant's um Erlösung von ihrer Liebespein; ein zwiefaches Rendezvous im Monceaupark ist die nächste Folge davon, und die von der Zusammenkunft im Parkdunkel hervorgerufenen mehr oder weniger ergötzlichen Verwechselungen und Auftritte erhalten bis zu der bürgerlich anständigen Lösung des Knotens die Versammlung bei heiterer Laune.

Ein Wagniß, aber ein edles, humanes Wagniß dem socialen Vorurtheil gegenüber kann die vieractige Komödie von Albert Delpit genannt werden, welche unter dem Titel „Coraliens Sohn" über die Breter ging. Das Stück ist eine Bearbeitung des in der „Revue des deux Mondes" erschienenen gleichnamigen Romans und erzielte, wie dieser, einen Erfolg, auf den der Verfasser stolz sein kann. Delpit schildert darin rein objectiv die Conflicte, zu der die Mutterschaft eine Frau führen kann, die das Sittengesetz verkannt hat und auf Pfaden der Schmach und Schande gewandelt ist. Aber er läßt in der Enthüllungsscene bei dem ehrenfesten Sohne die Entrüstung nicht über die kindliche Liebe den Sieg davontragen, den Schuldlosen für die Schuldige nicht büßen, und das wollen wir ihm hoch anrechnen. Die Zuschauer und Hörer lohnten es ihm mit einem Beifall, der beweist, daß das göttliche Mitleid bei der großen Menge kein leerer Begriff ist, daß der Funke, dem das Feuer der edelsten Regung entlodert, in jeder Menschenbrust schlummert. Das Drama spielt in der Provinz, zu Montauban. Der Artilleriehauptmann Daniel, ein Ehrenmann im besten Sinne des Worts, der als natürlicher Sohn seine Aeltern nicht gekannt hat, liebt und wird geliebt, hält bei dem Vater seiner angebeteten Edith, dem reichen Antiquar Godefroy, um deren Hand an und bekommt, trotz der mislichen Geburtsumstände, aus denen er natürlich kein Hehl macht, den gewünschten Bescheid. In der Contractstunde er-

sucht der Notar Daniel's vorgebliche Tante, Fräulein Dubois, ihm den Todtenschein, der das Ableben von Daniel's Vater constatirt, einzuhändigen und die Adresse des Notars mitzutheilen, bei dem das Daniel zum Millionär machende Testament hinterlegt worden. Die plötzliche Bestürzung der Frau, welche augenscheinlich geglaubt hat, mit der bloßen Angabe sei die Sache erledigt, läßt den Notar Argwohn schöpfen. Geschickt treibt er sie mit Fragen in die Enge und bringt bald heraus, daß Daniel's Vater ungenannt und unbekannt geblieben, seine Mutter aber keine andere als die vermeintliche Tante ist. Ein anwesender Nebenbuhler Daniel's, der frühere Boulevardjüngling Louis de Montjoie, häuft das Maß des Peinlichen, das in der Enthüllung liegt, indem er vorgibt, er habe in dem Fräulein Dubois eine gewisse Coralie wiedererkannt, die einst als Demi-Monde-Berühmtheit alle begüterten Liebessklaven, die ihr in den Weg kamen, vor ihren Triumphwagen spannte und ihm persönlich in drei Monaten ein Sümmchen von nahezu einer halben Million kostete. Zerknirscht fällt das Weib vor dem Sohne, ihrem Abgott, in den Staub nieder. Doch so niederschmetternd die Enthüllung bei dem Ehrenmanne wirkt, er gibt nicht schnöden, egoistischen Gedanken, nicht einem sittenmeisterlichen Grimm Raum; er ermißt das Schmerzliche des Opfers, das ihm die Betroffene mit ihrer Selbstverleugnung gebracht: tieferregt richtet er die Hingesunkene auf, kein Wort des Grolls kommt über seine Lippen, mag die Welt sie verachten, er will sie lieben und beschützen, ist sie nicht seine Mutter?... Zu Tode betrübt, mit einem Fluch auf das ihm zugedachte Vermögen der Schande gedenkend, verläßt er das Zimmer. Da ergehen sich auch schon, frischen Muth schöpfend, die Nebenbuhler im gehässigen Zungendreschen. „Doch ein anrüchiger Gesell", meint einer, die Nase rümpfend, laut. „Sie beleidigen meinen Bräutigam!" ruft in edelm Zorn entbrennend Edith. Und auf Daniel, der auf ihren Ruf wieder im Zimmer erschienen, zuschreitend, sagt sie, zu einer Nothlüge ihre Zuflucht nehmend, mit einem bezeichnenden Blick auf den Vater: „Die Ehe zwischen uns ist ein unumgängliches Erforderniß: Daniel ist mein Galan." Damit ist der Hochzeitsschluß trotz alledem fertig gebracht. Und da Coralie den Schleier nimmt, was nach römisch-katholischen Begriffen für eine Sünderin unter ähnlichen Verhältnissen der einzige Weg zum Heil, überhaupt aber ein bequemes Rückzugs- und Deckungsmittel ist, so kommt die Handlung in erwünschter Weise zum Abschluß.

Auf besondere Art suchten ebenfalls Gadobert und Harmenon ihr Lustspiel „La petite Jeanne" pikant zu machen. Darin will ein Vater, nachdem er durch 20 Jahre mit deren Mutter in wilder Ehe gelebt, nicht zugeben, daß seine heißgeliebte, von ihm nicht als seine Tochter anerkannte, kleine Jeanne den Sohn eines Mannes eheliche, der erst nach der Geburt des Sohnes die Gefährtin sich hat antrauen lassen, und weshalb nicht? Weil in seinen Augen der seinem Töchterlein anklebende Erbmakel nur durch eine Verbindung mit einem in der Ehe geborenen Sohne getilgt werden kann, und eine Heirath zweier natürlichen Kinder die Schuld verdoppelt. Welch wunderliche Ansichten über das sociale Sittengesetz! Im übrigen ist Klarheit nicht die hervorragende Eigenschaft dieser Bühnenfabel, in der die Drei-Millionen-Erbschaft eine fast allgemeine Hirnverrückung bewirkt zu haben scheint.

Könnte man doch mit ähnlichem Tadel auch in Bezug auf gewisse andere Lustspiele sich begnügen! Aber dies ist nicht möglich, wenn man auf ein Werk stößt, in dem das Laster so frech das Haupt erhebt wie in der sittenlosen Komödie „Ida's Gatte", von Delamarre und Mancel. Es fehlt in dem Stück nicht an komischen Zwischenfällen; die Verfasser haben es gefälligen Freunden leicht gemacht, mit dem Firnis des Schwankartigen die sittliche Fäulniß zu bemänteln; aber das Cynische des Wagnisses tritt bei alledem nur um so schroffer hervor. Einen kurzen Blick auf die Fabel! Man kann gutmüthig, sitteneinfältig, ehrlich sein und trotzdem eine hübsche, geistreiche Frau heirathen, wenn man Geld hat. So hatte denn auch Colas, der reiche Seifenfabrikant, das Glück. Das Glück?! Wir treffen seine Frau zu Trouville, wo sie in Gesellschaft einer Freundin dem süßen Nichtsthun huldigt, während er zu Paris seinen Geschäften nachgeht. Nicht lange, so ist ein nobler Badegast, Graf de Saint-Iman, im Umgang mit ihr zu der Erkenntniß gelangt, sie sei als geistvolle, gebildete, reizende Frau der Ehre werth, seine Liebe zu theilen. Der Sieg war leicht. Frau Ida nimmt nach dem Wechsel des Aufenthalts keinen Anstand, den Ehebruch fortzusetzen! Das Verhältniß erscheint ihr so natürlich, daß sie nicht nur zwei-, dreimal wöchentlich den Galan in seiner Wohnung besucht, sondern ihn endlich sogar beredet, den Besuch auf ihrem prächtigen Landsitze zu Montmorency, wo auch seine Tante häufig zu ihr komme, zu erwidern. Der Fabrikant, ein jovialer Bürgersmann, empfängt den Gast mit etwas barschen, vom Herzen kommenden Worten. Welch ein Tölpel! meint Graf de Saint-Iman. Colas erbringt im Laufe des Gesprächs gerade keinen Beweis dafür, daß er in Kunstsachen sehr bewandert ist. Nein, diese Unwissenheit! denkt der Graf. Kurz und gut, er empfiehlt sich am Abend mit der Ansicht, das Weib eines solchen Tropfes dürfe er nicht länger seine Maitresse nennen, und mit dem Vorgeben, er müsse auf längere Zeit verreisen, und als Frau Ida, die ihm wiederholt schreibt, nach längerm vergeblichen Warten auf Antwort ihn aufsucht, gibt ihr in seiner Wohnung eine rothangestrichene Stelle in der „Vie parisienne" Aufschluß, welche lautet: „Il y a des maris qui rendent leurs femmes impossibles." Die Sittenlehre ist tröstlich. Untröstlich ist Frau Ida ... Das Publikum hat während der Aufführung bei wirklich komischen Stellen des Lachens sich nicht enthalten; nur Sünderinnen vom Schlage der Frau Ida und Boulevardprinzessinnen nebst ihren Liebesgenossen konnten der Ehebrecherin Theilnahme schenken. Leute, die das Herz am rechten Fleck haben, gaben den Autoren für ihre Misachtung des socialen Sittengesetzes die schärfste Rüge. Es ist traurig, daß derartige unsittliche Stücke überhaupt auftauchen können; aber noch viel trauriger wäre es, wollte sie die Kritik nicht warnend im rechten Licht erscheinen lassen.

Manchmal begegnen Stücke, in denen Vater und Sohn oder Tochtermann im Punkte der Maitressenliebe einander den Rang streitig machen; zu diesen zählt das Lustspiel ... nicht doch, die Cocottenposse „Monsieur", von A. Silvestre und P. Burani.

Unmoralisch in hohem Grade ist im wesentlichen auch das Lustspiel „Die Zofe", von Paul Ferrier. Die traurige Heldin desselben, eine andere Frau

Ida, sucht, um ungestört ihrem Privatvergnügen nachgehen zu können, ihren Gatten vermittels hübscher Soubretten zu fesseln. Das genügt!

Zum literarischen Nachlaß des unlängst gestorbenen populären Dichters Edouard Plouvier gehörte das Lustspiel „Vater Marteau's Tochter", dessen Aufführung die hinterbliebene Witwe schwerlich als einen Kassenerfolg hat buchen können. Derartige posthume Werke blieben in der Regel unvollendet; die pietätvollste Sorgfalt vermag ihnen nicht den Schliff des Fertigen zu geben, und so läßt auch das Plouvier'sche Lustspiel, was Aufbau und Scenengliederung betrifft, viel zu wünschen übrig. Die Seele der Handlung ist eine Dame, die soviel Jungfrauen als möglich unter die Haube zu bringen sucht. Vater Marteau's älteste Tochter, eine ausgemachte Speculantin, bekam durch ihre Vermittelung einen Mann, dem die Freuden der Tafel über alles gehen. Gilbert, ihr Neffe, sollte Jeanne, die dritte Tochter, zur Ehe bekommen; als jedoch die gute Tante erfuhr, Julie, die zweite Tochter, besitze 100000 Frs. mehr als jene, wandte dieser auf ihren Rath Gilbert den Rücken, um Julie heimzuführen, während Jeanne erklärte, einem jungen Arzte, Dr. Périer, unter der Bedingung ihre Hand schenken zu wollen, daß die Ehestifterin denselben von ihrer frühern Liebe zu Gilbert unterrichte und von diesem ein Medaillon mit ihrem Porträt zurückfordere, das sie einst nicht den Muth gehabt, ihm vorzuenthalten. Die Dame hat gleichwol dem Arzt nichts gesagt, auch Jeanne das Porträt nicht wieder eingehändigt. An ihrem Hochzeitstage entdeckt es Julie in der Wohnung von Gilbert's Tante; auf die Rückseite hat dieser geschrieben: „Souvenir d'elle." Ueberzeugt, daß Gilbert sie um ihres Vermögens willen der Schwester vorgezogen, sagt sie sich von ihm als Gattin los und liebäugelt mit Octave, dem jüngern Bruder ihres Schwagers Périer. Gilbert, der Jeanne's Porträt an sich genommen hat, um es ihr gelegentlich einzuhändigen, fordert den Anbeter zum Zweikampf und wird schwer verwundet heimgebracht. Dr. Périer reißt ihm den Rock auf und dabei fällt das Medaillon mit dem Porträt zur Erde. So also stehen die Sachen?!... Ein entsetzlicher Gedanke steigt in dem Arzt auf. Allein die Versuchung, den Patienten seiner Eifersucht zu opfern, weicht bei ihm menschlichern Gefühlen, als ihm Gilbert den Besitz des Porträts erklärt hat. Die Fabel kann, wie man sieht, allerdings als interessant gelten.

Mit Sitten und Gebräuchen, wie sie in einer französischen Kleinstadt vorherrschen können, macht uns in seinem Lustspiel „Fräulein Pivert" L. Eyraud vertraut. Demokratische Gesinnung und edelmännischer Hochmuth kommen bei dem Helden des Lustspiels in Versen „Le gentilhomme citoyen", von Ernest de Calonne, zur Geltung. Graf d'Irmoy hat seinem Sohne wol demokratische Ideen beigebracht; aber in dessen Verbindung mit der Tochter eines Republikaners mag er nicht willigen; da empört sich der alte Edelmannsstolz in ihm. Liebessehnsucht in Bezug auf einen Jugendgespielen, ein hemmendes Quidproquo auf Grund eines nächtlichen Stelldicheins, Aufklärung des Irrthums und schließliches Zusammenkommen der Liebenden ... das ist das Material, welches V. Kervani zum Aufbau des Lustspiels „Miß Bébé" benutzte. Diese Miß Bébé, übrigens ein reizendes Kind, hat für ein junges Mädchen gar helle Augen.

In den Vordergrund ist in neuerer Zeit wieder mehr das Vaudeville getreten. Außer „Niniche", dem bereits besprochenen, liegt noch eine kleine Gruppe verwandter Lustspiele vor. Succès oblige, und so begingen die Väter der schönen Niniche eine neue Bühnenmissethat und schufen „La femme à papa". Schon der für uns unübersetzbare Titel läßt besondere Schlüsse auf den Inhalt des Stücks zu. Ohne Frage, es ist pikant, und wären gewisse Rollendarsteller nicht Urbilder des Takt- und Maßvollen, so möchte, trotz aller Blasirtheit, den Gästen das Ragout doch etwas allzu stark gepfeffert scheinen. Kurz und gut, es ist ein Gommeux- und Cocottenstück, in dem ein Auftritt immer noch pikanter als der andere, in dem ein liederlicher Freier den liederlichen Vater seiner keuschen Angebeteten mit der „femme à papa" in flagranti betrifft und den Umstand zu einer zwiefachen Ehrenrettung durch die Ehe benutzt. Genießbarer erscheint das Vaudeville „Orangenblüte", von Hennequin und Bernard, zu dem A. Coedès die Liederweisen lieferte, wenn auch mit einer gewissen Charge darin sich selbst complaisante Kritiker nicht befreunden konnten. Den Beinamen Orangenblüte führt eine Schöne, die in der Liebe etwas anderes als eine käufliche Waare erblickt, da sie dem reichen Nabob, der sich in sie verliebt hat, den armen Künstler, der sie zur Ehe begehren will, vorzieht.

Recht erheiternd und originell entwickelt sich die Handlung in dem Vaudeville „Casimir", von J. Prével und Saint-Albin, das Lecocq mit hübschen Liederweisen würzte. Casimir heißt ein schwachköpfiger Unterpräfect, der sich in die tugendhafte Kunstreiterin Angelina verliebt, den Präfectenrock an den Nagel gehängt und als Circusbesitzer und Thierbändiger seine Auserkorene geehelicht hat, obwol er von seiner Familie unter Curatel gestellt worden. Bald mischt sich bei Angelina, der drei Sterbliche, der Regisseur, ein Taschenspieler und ein Großherzog, umsonst den Hof machen, die Eifersucht ins Spiel, und da Casimir bis über die Ohren in Schulden steckt, verabredet er, um seinen Gläubigern zu entgehen, mit ihr, er wolle sich für todt ausgeben lassen und sich nach einer entlegenen Insel begeben, sie bleibe dann alleinige Besitzerin des Circus. Zu Bastia auf der Insel Corsica, wohin er sich geflüchtet hat, trinkt er aus Versehen aus dem Glase der schwarzäugigen Ninetta Galetti, und nun muß er sie wol nach corsischer Sitte heirathen, wenn er es nicht mit ihren rachsüchtigen Anverwandten, d. h. 349 Galettis, zu thun bekommen will. Im Moment nach der Trauung kommt mit ihrer Kunstreitertruppe Angelina, und nun ist guter Rath theuer. Eine Reihe ergötzlicher Auftritte folgt, und der Schürzung gibt die Lösung des Knotens in Bezug auf Neuheit nichts nach, indem es sich herausstellt, daß weder Casimir's erste noch andere Ehe gültig sein kann, da er beim Schließen jener unter Curatel stand und zum Schließen der andern gezwungen worden: zwei Fälle, die der Gesetzgeber nicht gelten läßt. Ninetta bekommt somit zuguterletzt ihren Dragoner, und Casimir darf, wieder in seine bürgerlichen Rechte eingesetzt, in optima forma seine Angelina sich antrauen lassen.

Einzig in seiner Art steht das Vaudeville und Pantomimenstück „Die schweizer Reise", von E. Blum und R. Toché, da, indem dasselbe ein paar in den Folies-Bergère mit Beifall überschüttete exotische Gaukler und Possenreißer mit ihren

Kunststücken würzten. Denke man sich eine ernste Gesellschaft bei Tische, unter ihr ein paar Philister, die plötzlich zu Jongleurs sich entpuppen und mit Löffeln, Messern, Gabeln, Tellern, Schüsseln ein unerhörtes Wurf- und Fangspiel zum besten geben: der Lachreiz ist unwiderstehlich.

Wir müssen hier nach eines Dramas besonderer Art gedenken. Eine hervorragende Leistung im geographisch-ethnographischen Genre ging mit dem fünfactigen Drama „Michael Strogoff", von d'Ennery und Jules Verne, über die Bretter. Das Stück, eine gelungene Bearbeitung des gleichnamigen Verne'schen Romans, befriedigt in zwiefacher Hinsicht, indem es mit seinen Aeußerlichkeiten und dem erklärenden Dialog gewisser Nebenpersonen den Zuschauer und Hörer mit Land und Leuten in Rußland bekannt macht und zugleich als Decorationsstück seine trefflich durchgeführte dramatische Handlung entsprechend in den Vordergrund treten läßt. Der Gang des Dramas ist in Kürze folgender. Der russische Oberst Iwan Ogareff arbeitete im Verein mit einem Tatarenhäuptlinge einem Aufstande in Sibirien vor und möchte Irkutsk unter seine Gewalt bringen, um den Gouverneur der Hauptstadt, des Zaren Bruder, seinem Hasse zu opfern. Den Großfürsten zu warnen, entsendet der Zar mit einem Handschreiben an ihn seinen Cabinetskurier Michael Strogoff, einen ebenso verläßlichen als ehrenhaften jungen Mann, dessen Aufgabe darin besteht, um jeden Preis zeitig genug das Ziel zu erreichen. Nur die Erfüllung seiner Pflicht im Auge behaltend, handelt Michael streng dem ihm ertheilten Auftrage gemäß. Durch kein Hinderniß läßt er sich unterwegs aufhalten; ja, der Pflicht bringt er Gefühlsopfer, wie sie unter andern Umständen niemand von ihm hätte erwirken können. Allerdings ist zu bemerken, daß neben der Pflichterfüllung noch für ihn ein anderer Punkt in Betracht kommt: er hat sich einer holden, sittsamen Jungfrau, Nadia mit Namen, angenommen, deren Vater in der Verbannung schmachtet, und ihr feierlich gelobt, sie zu dem Verlassenen in Sibirien geleiten zu wollen; so wird er von zwei Motiven zur Eile angetrieben, die Lösung seiner Kurieraufgabe aber wird dadurch nicht erleichtert, im Gegentheil. Vorwärts! ist seine Losung. Um nicht kostbare Zeit zu verlieren, fordert er keine Genugthuung, als ihm unterwegs ein Reisender einen Hieb mit der Reitpeitsche versetzt und seine Postpferde wegnimmt, und verleugnet seine Mutter. Jener Reisende ist kein anderer als der Verräther Iwan Ogareff. Er merkt den geheimen Auftrag, wendet selbst gegen den Unbekannten ein Mittel an, durch das er sich über dessen Privatcharakter Gewißheit zu verschaffen hofft: Maria Strogoff, Michael's Mutter, soll auf seinen Befehl die Knutenstrafe erleiden. Schon hat der Nachrichter die Knute zum Streiche wider die Verurtheilte erhoben, da springt Michael in wildem Zorn entbrennend vor, befreit die Mutter, entreißt dem Henker die Knute und züchtigt damit den Verräther. Wüthend läßt ihn dieser festnehmen. Das Schreiben des Zaren gelangt in die Hände Iwan's, und Michael wird dazu verurtheilt, mit einem glühenden Eisen geblendet zu werden. Das Urtheil wird an ihm vollzogen. Allein die Thränen, die ihm beim Anblick der Mutter in die Augen traten, schwächten die Wirkung der Feuersglut: er gilt für geblendet und ist es nicht. Von Nadia geleitet, tritt er die Wanderung nach Irkutsk an. Wie viele Aben-

teuer erlebt er bis dahin! Aber das Paar überwindet glücklich alles. Michael erreicht sein Reiseziel früh genug, um den Großfürsten mit Erfolg warnen zu können. Der Verräther Ogareff wird von ihm entlarvt und im Zweikampfe getödtet, und des Helden herrlicher Lohn besteht in Nadia's Hand. Das Drama enthält, wie man sieht, erschütternde Momente. In den Intermezzos und Decorationen ist der Betrachtung reichlicher belehrender und unterhaltender Stoff geboten. Rußland in Tänzen, Trachten, Landschaften, überdies ein in grausiger Beleuchtung vorgeführtes Schlachtfeld, Irkutsk wie es in Flammen aufgeht ... was kann man mehr verlangen! — Ein Kassenerfolg, wie der mit dem Drama „Michael Strogoff" erzielte, ist bisher in den Annalen der pariser Theaterwelt noch nicht zu verzeichnen gewesen.

Wir lenken nun vollends in das im Lustspiel schon bisweilen berührte Schwank- und Possengebiet ein. Ein Ereigniß war in der pariser Theaterwelt die erste Aufführung des dreiactigen Lustspiels „Die Rosenknospe", von Emile Zola. Der Wurf des Naturalisten war insofern kein glücklicher, als mit der Posse den Theatergästen einfach ein Balzac'scher Schwank: „Der Waffenbruder", in der Umgangssprache einer gewissen Civil- und Militärwelt vermittelt ward und die Intrigue darin unbedeutend ist. Brochard, der Hotelwirth, will nach Mans gehen, um Kapaune einzukaufen, befiehlt die seit gestern ihm angetraute junge Gattin in die Obhut seines Freundes und Compagnons Ribalier und händigt ihr eine Rosenknospe als das Sinnbild der Unschuld ein, die sie ihm morgen wiedergeben soll. Kaum hat Brochard den Rücken gewendet, so sucht Valentine, welche vorhin an der Thür gehorcht hat und dem Mistrauischen einen Denkzettel geben will, zum Schein Liebesabenteuer mit den Offizieren der Garnison, die im Hotel soupiren, während Ribalier ... Nun, als Brochard wieder nach Hause kommt, kann er die Gewißheit erlangen, daß er hinsichtlich der Treue des Associé gerade nicht auf Fels gebaut hat, freilich aber die junge Gattin dessen Fängen glücklich entgangen ist. Das Stück fiel glänzend durch; daß Zola in seiner Annahme, es dürfte eine Cabale dabei mitgewirkt haben, nicht ganz fehlgeht, schließe ich daraus, daß den ersten Zeitungsreferenten nach die Fabel in ihrem Ausgange gar nicht verstanden worden war, übrigens auch, bei dem Lärm des Publikums, nicht hatte verstanden werden können.

Besser mundete dem Publikum das Lustspiel „Die Provinzlerinnen in Paris", von E. de Najac und Pol Moreau, ein Weltausstellungsschwank, in dem das freie Gebaren einer Gruppe Provinzler dargestellt ist, die unter dem Vorwande, in den Gasthöfen sei an ein Unterkommen nicht zu denken, bei Verwandten und Bekannten es sich bequem machen, thun, als seien sie im Hause die alleinigen Herren und Gebieter, und nebenbei, cela va sans dire, in dem Irrgarten der gemeinen Liebesintrigue sich ergehen.

Wir erwähnen noch einige dramatische Studien höhern Stils. Eine Perle ist das Lustspiel in Versen „Der Schatz"*), von François Coppée. Der

*) „Le trésor. Comédie" (Paris 1880).

Verfasser zählt zu den nicht sehr zahlreichen Bühnendichtern Frankreichs, die es mit der weisen Arbeitsregel „Wenig, aber gut!" halten. Das neue Lustspiel zeugt von dem ernsten Bestreben des Autors, im künstlerischen Schaffen den Gipfel der Vollendung zu erreichen. Er arbeitet mit dem größten Fleiße, läßt nicht das mindeste unberücksichtigt, wacht mit liebevollem Auge über den correcten Schliff der Verse, die entsprechende Zeichnung der Charaktere, den kunstmäßigen Aufbau, und darf dafür getrost dem Augenblick der Aufführung entgegensehen, denn ein schöner Triumph ist ihm sicher. Das neue Stück spielt im Jahre 1802 auf La Roche-Morgan, einem halb zerstörten alten Schlosse in Westfrankreich. Die Handlung ist überaus einfach, feinfühlig dargelegt. Jean, der Schloßherr, ist als Emigrant verarmt in die Heimat zurückgekehrt und lebt mit seinem frühern Lehrer, dem Abbé, der als Poet den Lieblingsplan hegt, das Geschlecht derer von La Roche-Morgan in einer Tragödie zu verherrlichen, und mit des Abbé Nichte, Véronique, von dem magern Ertrage seiner Ländereien. Seine Armuth drückt ihn; denn durch sie kommt er um die Hand der schönen Irène des Aubiers, die um des Mammons willen einen Bürgerlichen ihm vorzieht. Da fügt es sich, daß Véronique, die ihn im stillen liebt, als sie in einem Moment des Mismuths ihr Gebetbuch, dem sie in Blumen ihre Herzenswünsche anvertraut, ins Feuer geworfen hat, in dem Kamin eine Kassette voll Diamanten, den längst gesuchten, von Jean's Vater während der Schreckensherrschaft versteckten Familienschatz, entdeckt. Véronique, die holde, in keuscher Liebe erglühte Jungfrau, als Entdeckerin des Mittels für Jean, das reiche Fräulein heimzuführen ... die Idee ist reizend, reizender doch die daraus entspringende. Véronique will, da jetzt Jean reich ist, den Schleier nehmen. Dadurch gelangt dieser zur Erkenntniß: er sieht ein, daß er Irène des Aubiers, die ihn genommen hätte, wäre er reich gewesen, nicht aufrichtig lieben kann; es wird ihm klar, daß er in Wahrheit die holde Véronique, wie diese ihn, liebte. Véronique indeß erblickt in seinem Reichthum ein Hinderniß. Und die Beseitigung dieses Hindernisses vermittels einer von dem Abbé in Tragödiennöthen entdeckten Urkunde, der zufolge die Diamanten falsch sind, und die echten schon zu Heinrich's IV. Zeiten von einem patriotischen Vorfahren Jean's zu Kriegszwecken veräußert worden, führt zu dem gewünschten Eheschlusse.

Eine geschliffene psychologische Studie könnte man das vortreffliche kleine Conversationsstück „Der Funke"*), von Edouard Pailleron, nennen. Ein junger Offizier, der bei etwas frivolem Gebaren ein fühlendes Herz im Busen trägt, dessen Tante, eine junge Witwe, deren vornehm kühle, dann und wann an Spott streifende Reden darauf schließen lassen, daß sie noch ihrem ersten Liebesfrühling entgegenharrt, eine angehende Jungfrau, die den Wildfang noch nicht verleugnet, das sind die handelnden Personen. Raoul offenbart der Tante seine Absicht, ihre Pathin Antoinette, erwähnten Wildfang, zu ehelichen, und will zu dem Ende versuchen, bei dem Mädchen den schlummernden Liebesfunken zu wecken. Das wilde Ding lacht erst zu den Worten des Redenden, ist aber doch zuletzt sichtlich ergriffen. Raoul will nun im Verein mit der Tante einen andern Versuch machen, den

*) „L'étincelle. Comédie" (Paris 1879).

Funken zu wecken. Im Laubendunkel erklärt er, während Antoinette an der Wand horcht, der jungen Wittwe seine heiße Liebe. Die Herzensstimme gewinnt aber bei ihm die Oberhand, immer feuriger werden seine Worte, und hingerissen, selbst von dem zündenden Funken getroffen, wehrt Léonie dem Liebenden nicht, als er sie sein theures Weib nennt. Da tritt leise Antoinette hinter der Laube hervor, fragt, nachdem sie erklärt, sie heirathe den Notar Gilet, der sie zur Ehe begehrt, durch Thränen lächelnd ihre Pathin, ob sie nun glücklich sei? und ruft mit Hingebung: „Chère marraine!" Zu deutsch: „Sie können gar nicht glauben, Pathin, wie sehr ich Sie liebe!" Kein Zweifel, auch bei ihr hat Raoul dem Dunkel den Funken entlockt.

Auch ein lustiges Stückchen in Versen: „Une mission délicate", von Eugène Adenis, ist hier zu erwähnen. Von dem Intimus damit betraut, ihn wegen seines Verzichts auf eine seit seiner Kindheit geplante Verbindung zu entschuldigen, verliebt sich der Abgesandte, selber für den Verlobten der Jungfrau gehalten, auf den ersten Anblick in sie, findet Gegenliebe und führt schließlich die Braut heim.

Ich glaube hiermit ein vollständiges Bild des jüngsten dramatischen Schaffens in Frankreich geboten zu haben; viel Pikantes liegt in dem Repertoirezuwachs der letzten Jahre, indeß wenig poetisch Werthvolles, das Dauer verspricht.

Parlamentarische Größen Oesterreichs.

Von

Walter Rogge.

IV.

Das Herrenhaus.

2.

Der Auersperg sitzen heute noch drei im Herrenhause, und alle auf dessen verfassungstreuer Seite; früher waren ihrer fünf, bis 1876 Anastasius Grün (Graf Anton) und vor kurzem auch der Kämmerer Fürst Vincenz starben. Eine hervorragende Rolle von ihnen spielen der siebenundsechzigjährige Fürst Carlos, lange Zeit fast permanenter Präsident des Hauses und acht Monate auch Vorsitzender des Bürgerministeriums; dann sein Bruder, der sieben Jahre jüngere Fürst Adolf, der vom November 1871 bis zum Februar 1879 Premierminister war. Beiden Brüdern hat die Verfassungspartei und das Deutschthum in Oesterreich unendlich viel zu danken. Wenn das in Oesterreich nicht in dem Grade anerkannt wird, wie es wol anderwärts geschehen würde, so mag das theilweise dem unnahbaren Grand-Seigneur-Bewußtsein des Fürsten Carlos und der dem Fürsten Adolf eigenthümlichen Militärdisciplin zuzuschreiben sein, die er noch aus den Tagen seiner Dragonerrittmeisterschaft beibehalten und mit der sich namentlich die Presse, aber auch das Abgeordnetenhaus nicht gut befreunden konnte. Theilweise aber ist der österreichische Hochadel wirklich anders angethan als der norddeutsche, sodaß es dem Publikum nicht eine so verblüffende Erscheinung ist, einem Magnaten als Vorkämpfer des Liberalismus zu begegnen.

Schon unter dem Ministerium Schmerling hatte der Fürst Carlos Auersperg als Präsident des Herrenhauses eine große Energie gegen die feudale Clique entwickelt und namentlich die Marotten des Grafen Leo Thun stets mit scharfen Repliken schlagfertig zurückgewiesen. Nach dem Sturze Schmerling's, dem er den Beinamen als „erster Cavalier des Reiches" verdankt, schied Carlos Auersperg mit vier andern Großgrundbesitzern aus dem böhmischen Landtage, weil der Regierungscommissar Belcredi's sich im Ständesaale über den sistirten Reichsrath und dessen Thätigkeit in einer unschicklichen Weise geäußert, die sie — wie die Secessionisten in einem fulminanten Proteste erklärten — als Mitglieder jenes Parlaments nicht zu dulden gesonnen seien. Dem Grafen Beust als Reichskanzler leistete Carlos Auersperg dann den großen Dienst, in Prag wieder einen deutschen Landtag zusammenzubringen. Ueberhaupt war das Verhältniß beider Männer anfangs ein recht sym-

pathisches, was der Fremdling dem „ersten Cavalier des Reiches" nicht genug hätte danken können. „Das ist Ihr erster Fehltritt in Oesterreich", sagte Auersperg im Sommer 1867 verbindlich zu Beust, als dieser in Gastein vom Pferde geglitten war und jener ihm wieder auf die Füße half. Als Präsident des Bürgerministeriums gab Fürst Carlos dann die wohlgemeinte Losung aus: „Alle für Einen und Einer für Alle!" was Berger zu der frivolen Bemerkung veranlaßte: „Wie sollen wir füreinander einstehen, wenn wir einander nicht ausstehen können!" Bei der Discussion des Ehegesetzes, das die geistlichen Ehegerichte der Concordatszeit wieder abschaffte, stellte Auersperg dem Herrenhause die Cabinetsfrage mit den energischen Worten: „Die Regierung könnte es nur tief beklagen, wenn das hohe Haus in die Berathung des Gesetzentwurfs nicht eingehen wollte, und sie verwahrt sich feierlich gegen die Verantwortung für die weittragenden Folgen, die aus einem solchen Votum erwachsen würden." Ebenso resolut drohte er zweimal im Abgeordnetenhause mit dem Rücktritt des Ministeriums, als dort die Bankrottpartei bei der Discussion der Brestel'schen Finanzbills in der Reduction der Staatsschuldenzinsen weit über das Maß jenes Abgangs hinausgreifen wollte, den der ungarische Ausgleich im Staatsbudget verursacht hatte. Ueberhaupt nahm es Auersperg mit seiner Ministerpräsidentschaft so ernst, daß er schon nach einem halben Jahre, als Beust hinter seinem Rücken in Prag auf der Kaiserreise mit den Czechen pacisciren wollte, Knall und Fall aus der böhmischen Hauptstadt, ohne Wien nur zu berühren, nach seinen Gütern in Krain abreiste und sich absolut nicht mehr um die Geschäfte kümmerte, bis er im Herbst seine Dimission von dort hinaufschickte. Der Verfassungspartei aber blieb er unwandelbar treu. Unter Hohenwart organisirte er die Wahlen des Großgrundbesitzes in Oesterreich; und als ein unerhörter Regierungsterrorismus die Wahllisten dort so zusammensetzte, daß der Sieg der Feudalen unausbleiblich war, verließ der Fürst das Local vor der Stimmabgabe an der Spitze seiner Partei mit dem Ausrufe: „Jetzt gehen wir!" Das Ministerium Auersperg gab dem Fürsten Carlos den Vorsitz im Herrenhause wieder, den er bei dem Antritt des Cabinets Taaffe „aus Gesundheitsrücksichten" niederlegen mußte. Noch in der letzten Sitzung, der er im Mai 1879 präsidirte, stattete Cardinal Kutschker ihm den Dank des Hauses ab, daß er dafür gesorgt, dasselbe als selbständigen Factor des Verfassungslebens auftreten, es „nicht blos als Streusandbüchse auf die Beschlüsse des andern Hauses" erscheinen zu lassen.

Da den Feudalen jetzt nach Thunlichkeit zu Ansehen, wenn nicht gar zur Majorität im Herrenhause verholfen werden soll, konnte unmöglich Fürst Carlos das Präsidium behalten, der ihrem Führer, dem Concordatsgrafen, zu wiederholten malen in schneidigster Manier gedient. So fuhr der Präsident im März 1876, als Leo Thun wieder einmal declamirte, daß „seines Erachtens diesem Hause die rechtliche Grundlage fehle", dem Redner in die Parade: „Ew. Excellenz! Ich muß Sie bitten, in dieser Richtung nicht auszuschweifen, ich dürfte das nicht zulassen; Ihre persönliche Stellung können Sie halten, wie Sie wollen; aber das Haus ist in seinem vollen Rechte, und ich bitte, darüber keinen Zweifel auszusprechen — dieses Haus ist das österreichische Herrenhaus." Der Concordatsgraf trug nun in langathmiger Rede seine bekannten staatsrechtlichen Schmerzen vor, um dann mit

folgender Reprimande Auersperg's von der Tribüne entlassen zu werden: „Der Herr Vorredner hat dem Hause den Vorwurf oberflächlicher Behandlung gemacht" (es stand die Creirung der Goldrente zur Discussion); „nun meine ich, daß es einem Mitgliede, welches äußerst selten hier erscheint, nicht geziemt, was immer für einen Vorwurf jenen Mitgliedern entgegenzubringen, auf deren Pflichttreue die Agenden des Hauses ohne Unterbrechung beruhen. Aber ganz entschieden muß ich den Vorwurf zurückweisen, daß das Ansehen des Hauses von jenen Mitgliedern geschädigt werde, die ihrer hohen Mission mit Eifer obliegen und ihr Interesse am Staate jederzeit darlegen." Darauf Thun: „Ich will nur bemerken, daß ich das, was meine Pflicht ist, lediglich vor meinem Gewissen und vor meinem Kaiser zu verantworten habe." Fürst Carlos duplicirte: „Der Herr Redner haben das, was Sie über das hohe Haus und seine Thätigkeit sagen, vor der Oeffentlichkeit zu verantworten; und weil Sie es zu verantworten haben, gab ich Ihnen zu verstehen, daß Sie Dinge gesagt, die Sie schwer verantworten können." Auch dem Ministerium Taaffe warf der Fürst im Mai 1880 bei der Budgetdebatte vor, es „treibe einen Tauschhandel mit den Staatsgrundgesetzen", indem es die Nationalen durch stückweise Preisgebung der Verfassung zu ködern suche! und im October 1881 schloß er als Oberstlandmarschall die Landtagssession gar mit der etwas hyperbolischen Anklage, die Preßfreiheit werde „objectiv erwürgt": die von der Regierung vorgeschlagenen Reformen im Gemeindewesen „bedingen Vertrauen; sonst seien sie mit Hochachtung abzulehnen — zwischen Vorsicht und Vertrauen gestellt, habe der Landtag in seiner Weisheit sich für erstere entschieden, um nicht auch dort die Willkür der überwachenden Hand alle Pulse einer selbständigen Regung unterbinden zu lassen".

Cavaliere, die zugleich Gentlemen sind, finden sich auch in Oesterreich nicht so häufig, daß die Verfassungspartei nicht allen Grund hätte, dessen eingedenk zu bleiben, was sie dem Fürsten Adolf Auersperg dankt, obschon seine Brüskerien mit daran schuld sind, daß der endliche Abschied beiderseits eben kein allzu harmonischer war. Die Verantwortung für die allmähliche und zuletzt unheilbare Entfremdung zwischen Regierung und Partei trug im Grunde kein Einzelner, sondern der Umstand, daß das Cabinet auf höhern Befehl die allen Deutschliberalen im höchsten Grade antipathische Orientpolitik Andrássy's unterstützen und bei der Revision des Ausgleichs Ungarn Vortheile zuwenden mußte, die mit seiner eigenen Parole: „Keine Mehrbelastung!" in crassem Widerspruche standen, auch im Parlament nur mit Hülfe der Polen durchzubringen waren. Auersperg, in seinen jungen Jahren Dragonerrittmeister, von welcher Carrière ihm ein kurz angebundenes Wesen und große Offenheit des Charakters haften geblieben waren, hatte auch die Rechte studirt und die politische Laufbahn erst nach Belcredi's Sturz als Abgeordneter des böhmischen Großgrundbesitzes im prager Ständesaale betreten. Unter Beust und dem Bürgerministerium leitete er drei Jahre lang als Oberstlandmarschall von Böhmen die Verhandlungen des Landtages und des Landesausschusses mit großer Geschäftskenntniß; betheiligte sich auch, 1869 ins Herrenhaus berufen, mit bedeutender Sachkunde an finanziellen Debatten. Als indessen Anfang 1870 das Bürgerministerium, nach dem Austritt der Minorität, sich an den Fürsten wandte, um einen neuen Präsidenten zu finden, war Auersperg klug genug, sich auf einem Fahrzeuge nicht zu compromittiren, das

schon mehr als halbes Wrack war: das Ministerium Hasner mußte ohne ihn in See stechen für seine kurze Reise. Mit dem Beginn der Ausgleicherei unter Potocki schied der Fürst von seinem Posten: seine epochemachende Rede in der letzten Sitzung des Landesausschusses gelobte treues unerschütterliches Festhalten an der Verfassung und bezeichnete dasselbe als den einzig möglichen Rechtsboden. Dies Wort hat er treulich eingelöst, indem er darauf als Landespräsident von Salzburg dem Regiment Hohenwart die schneidigste und rückhaltsloseste Opposition machte. Seinem Einfluß dankte es Salzburg, dessen Landtag heute eine klerikale Zwei-Drittel-Majorität aufweist, daß die Wahlen des Großgrundbesitzes im August 1871 constitutionell ausfielen und das Ländchen seine verfassungstreue Repräsentanz behielt. Es war einer der schönsten Augenblicke in Auersperg's Leben, als er am Bahnhofe von Salzburg dem Grafen Hohenwart, der mit dem Kaiser zur Begrüßung Wilhelm's I. hinübergekommen war, freudestrahlenden Gesichts in Gegenwart seines Monarchen das eben aus der Stadt anlangende Telegramm mit der angenehmen Nachricht übergeben konnte. Als dann Jireček den Gymnasialdirector Schmued von Salzburg wegen seiner verfassungstreuen Gesinnung nach Czechien strafversetzte, benutzte der Landespräsident ein Banket des Alpenvereins und das Abschiedsdiner des Gemaßregelten, um einen Toast auf die neuen Schulgesetze, die Freiheit des Unterrichts und der Lehrer auszubringen. Als Ministerpräsident behielt der Fürst immer etwas Soldatisches. Wie er vor Uebernahme des Portefeuille den Parteiführern kurz und bündig sein Programm vorgelegt: „C'est à prendre ou à laisser" — so ließ er sich auch später nicht gern parlamentarisches Dreinreden gefallen und begründete das mit militärischen Schlagworten: „Das Geheimniß sei die Bürgschaft des Erfolgs; eine Regierung, die ihren Feldzugsplan verrathe, habe bereits abgekocht." Nichts aber fiel ihm weniger ein, als überlegener Einsicht gegenüber den Unfehlbaren zu spielen. Die Sticheleien der Rechten auf ein „Ministerium Lasser" acceptirte er frischweg als ein Lob, weil sie bewiesen, daß er sich einem Mann unterzuordnen verstehe, der Oesterreich kenne wie wenige. „Ich hatte", fügte er mit bissiger Anspielung auf Hohenwart und Schäffle hinzu, „nicht erst nöthig, mir Rathgeber aus dem Auslande zu importiren, die uns ein patentirtes wahres Oesterreicherthum lehren sollten." Kaum jemals auch hat man im Abgeordnetenhause einen solchen Beifallssturm von den Bänken und von den Galerien losbrechen hören, wie im März 1874 nach Auersperg's Schlußwort zur Generaldebatte über die confessionellen Gesetze: „Soll Oesterreich groß und mächtig dastehen, so muß Ruhe und Ordnung im Innern geschaffen, so muß dem Gesetze Autorität gewahrt werden; und solange ich an der Spitze der Regierung stehe, wird des Gesetzes Autorität gewahrt werden, dafür bürgt Ihnen mein Wort! Oesterreich-Ungarn kann nie so weit herabsinken, eine Unterbehörde zu werden. Und nun zu der Drohung von jener Seite des Hauses: es sind Worte gefallen, die eigentlich die Revolution, und zwar schon für die nächsten Tage in Aussicht stellen. Ich habe, ehe ich in die politische Laufbahn eintrat, lange objectiv zugesehen, und meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß diese Drohung nicht ernst zu nehmen ist: sie taucht regelmäßig immer wieder auf, wenn Gesetze, die jener Partei unliebsam sind, auf den Tisch des Hauses niedergelegt

werden. Sollte übrigens diese Drohung zur Wahrheit werden, so kann ich Ihnen versichern, die Regierung wird Energie genug haben, den Kampf aufzunehmen. Gerade diese Regierung ist dazu berufen, weil sie niemals aggressiv vorgegangen ist: um so mehr ist es unsere Pflicht, den Kampf anzunehmen, wenn er uns aufgedrungen wird; und ich hoffe zu Gott, wir werden ihn in dem Falle zum Vortheil der Staatsautorität durchführen." Nicht minder kräftig trat der Fürst im Herrenhause für die Stremayr'schen Entwürfe ein: „Die österreichischen Beamten seien keine Parias, daß die Priester, wie der prager Cardinal gesagt, zu Beamten herabgewürdigt werden könnten, deren Dienstleistungen gegen klerikal-feudale Agitationen im Gegentheil sehr anerkennenswerth seien." Auch „drängen", wie Graf Falkenhayn gemeint, lasse sich die Regierung nicht, am wenigsten in die Spuren Deutschlands zu treten: lange ehe Fürst Bismarck an einen Culturkampf gedacht, habe das Ministerium Potocki vor vier Jahren diese Gesetze angekündigt. Thron und Reich endlich beruhten auf der Anhänglichkeit aller Stämme an die Dynastie; von der Annahme oder Ablehnung der Vorlage hänge ihre Existenz wahrhaftig nicht ab; conservativ sei es sicher nicht, bei jedem misliebigen, weil fortschrittlichen Gesetze gleich immer den Bestand von Thron und Reich als gefährdet auszurufen, wie Thun und Rauscher gethan.

Die Journalistik, als Vertreterin der öffentlichen Meinnng, für einen berechtigten Factor im Verfassungsleben anzuerkennen, darein konnte Auersperg sich nun einmal durchaus nicht finden: der Mangel an jeder Disciplin widerstrebte dem Escadronschef außer Dienst in noch höherm Grade, als die Prätensionen der „Zeitungsschreiber" dem Grand-Seigneur antipathisch waren. Gleich in den ersten Monaten seines Regiments äußerte er unwirsch: man erkläre immer, Vertrauen zu dem Ministerium zu haben, und spreche doch von dem „Verrathe" desselben — wie denn allerdings die kleine Presse Wiens jeden Montag früh, namentlich aber nach jedem Doppelfeiertage ihren Sensationsartikel um jeden Preis haben muß — ein späteres Démenti schadet ihr bei dem kritiklosen Publikum nicht nur nichts, sondern es wirkt abermals sensationell und fördert den Einzelverkauf wieder. Wahrhaft herzerfrischend wirkte das naive Bekenntniß des Fürsten, die officiösen Blätter seien ihm viel lieber als „die sogenannten unabhängigen"! Ein ungelöstes Räthsel dagegen bleibt es, was er sich bei der ärgerlichen, aber mehr als wunderlichen Aeußerung ganz am Schlusse seiner Laufbahn gedacht haben mag: „Die officiöse Presse habe der Regierung keinen Kreuzer gekostet; die unabhängigen Blätter jedoch hätten große Schweiggelder bekommen." Als Auersperg im Sommer 1876 in Vertretung Lasser's ein sehr scharfes und gehässiges Circular gegen die Presse erließ, worin die Staatsanwaltschaften aufgefordert wurden, sich durch freisprechende Urtheile der Gerichte nicht im Confisciren beirren zu lassen, ward dies zwar dahin erklärt, daß das Rundschreiben nur gegen jene südslawischen und italienischen Blätter gerichtet sei, deren Tendenz sich wider den Bestand der Monarchie kehre. Allein in einer Herzensergießung unmittelbar vor dem Rücktritt gestand Se. Durchlaucht ihr „lebhaftes Bedauern" ein, daß „die Regierung nicht mit Confiscationen und sonstigen Maßregeln ganz anders gegen die Journalistik ins Zeug gegangen sei". Und doch hatte das Ministerium in dieser Richtnng für eine liberale Regierung

das Menschenmögliche geleistet! Mit dem Verbot der „Gartenlaube" und mit der Ausweisung zweier hervorragender preußischer Journalisten, mit den zahlreichen Confiscationen der „Deutschen Zeitung" und mit der Einfädelung aller möglichen, vor keinem Kunstgriffe zurückschreckenden Intriguen, um „Presse" und „Fremdenblatt" ganz in gouvernementale Hände zu bringen, hatte es gegen die Vorgeschrittenen der eigenen Partei in einer Weise gewüthet, wie Belcredi und Hohenwart nicht einmal gegen ihre eingefleischten Gegner! Aber auch wo keine feindselige Tendenz obwaltete, war Auersperg im Stande, blos durch seinen militärischen Commandoton das Abgeordnetenhaus selber tief zu verletzen. So spielte sich im October 1876 eine hochkomische Episode ab, als der Fürst eine, natürlich nichtssagend harmlose Interpellationsbeantwortung in Sachen der orientalischen Frage ablas, wie Andrássy ihm dieselbe aufgesetzt. Die Schlußworte: „Die Regierung werde sich in der eingeschlagenen Richtung durch keinerlei Manifestationen und Kundgebungen beirren lassen", betonte der Conseilpräsident mit gehobener Stimme und mit solcher Strammheit, daß die Linke das als eine Drohung auffaßte, die sie mit lebhaften „Ohos" und noch derbern Ausrufen zurückwies. Verwundert blickte der Redner um sich und erklärte tags darauf: „Es beruhe auf einem Misverständniß, daß die Antwort auf die Interpellation eine den Intentionen der Regierung fern liegende Deutung erfahren habe; unter den erwähnten Manifestationen und Kundgebungen waren nicht jene der legalen Vertretungskörper gemeint, konnten sie nicht gemeint sein." Für die nächste Zeit übernahm es indessen Lasser, die Andrássy'schen Waschzettel zu verlesen, damit das Organ des Premier nicht neue Quidproquos hervorriefe.

Das eigentliche Symbol der feudal-klerikalen Contrerevolution in Oesterreich ist der Concordatsgraf Leo Thun, der heute in seinem 71. Lebensjahre steht und den auch äußerlich der Grabeston der schleppenden Rede sowie die scharf zugeschnittene Junkerphysiognomie zu dieser seiner Rolle prädestinirt haben. Ein Parteigänger bald des Jesuitengenerals, bald der Nationalen, tritt er dennoch mit allen Prätensionen staatsmännischer Unfehlbarkeit und mit schwerfälligster Grandezza auf. „Sie müssen sich daran gewöhnen, Gegner zu ertragen, und ablassen, Leute, die mit Zähigkeit an ihrer Meinung festhalten, als Ruhestörer zu brandmarken", rief er 1877 dem Minister Unger zu. Zehn Jahre lang aber war der Concordatsgraf als Unterrichts- und Cultusminister gewohnt gewesen, jeden, der anderer Meinung war, nicht nur als Revolutionär, sondern fast als Gotteslästerer zu behandeln! Und welches ist denn nun das mit solcher „Zähigkeit" festgehaltene Glaubensbekenntniß dieses Mannes? Ja, wer das wüßte! Von einem Freunde der unbeschränktesten Autonomie in kirchlichen Dingen nach amerikanischem Muster bis zum gehorsamen Diener crasser jesuitischer Intoleranz, die im Namen der römisch-katholischen Hierarchie alle kirchliche Freiheit vernichtet; vom enragirten Slawenfreunde bis zum Bach'schen Germanisator; vom strammen Centralisten bis zum zersetzenden Föderalisten, der auf die Fundamentalartikel schwört; vom starrsten Absolutisten bis zum Verfechter schrankenlosesten Selfgovernments, natürlich unter Curatel der Hochtories und Prälaten, hat Graf Thun den ganzen Compaß der politischen und

confessionellen Ueberzeugungen durchgemacht. Gleich blieb er sich nur darin, keinen Widerspruch zu dulden, daß der jedesmal von ihm eingenommene Standpunkt auch der alleinseligmachende, der allein zu duldende sei: je unbedingter er der Curie sich fügt, desto rücksichtsloser forderte er selber den gleichen schweigenden Gehorsam nach unten hin. Rückt man ihm die Broschüren vor, die er einst zu Gunsten der echten religiösen Gleichberechtigung und über die Nothwendigkeit geschrieben, die Czechen durch Verbreitung deutscher Bildung zu civilisiren, so erwidert der Slawen- und Jesuitenfreund von heute: ja, das rechne er sich auch zum Ruhme an. Kurz, Graf Thun ist stolz auf alles, was er in seinem Leben gethan und gelassen. Hinterläßt er Memoiren, so werden dieselben sicherlich gleich denjenigen Guizot's zu beweisen suchen, wie verächtlich sich die Geschichte gemacht, indem sie den großen Staatsmann als Minister seinen Proceß so gründlich verlieren ließ. Der unverrückbare Pol in der Erscheinungen Flucht war und blieb für Thun eben die Befriedigung Roms, mochte er diesem Ziele nun durch einen germanisirenden Concordatsbyzantinismus zustreben, oder das liberale und josephinische deutsche Bürgerthum, diesen bitter gehaßten Herd aller Freiheits- und Aufklärungsgelüste, durch eine slawisch-ultramontane Ligue von Prag über Laibach nach dem glaubenseinheitlichen Innsbruck niederzuhalten suchen. Hier ist der Boden, in dem Thun seinen festen Ackergrund fand, so zwar, daß sein Leibblatt „Vaterland" oft genug den Cardinal Rauscher denuncirte, während dessen Organ „Volksfreund" sich nicht minder entschieden der Deutschen gegen die feudal-klerikalen Slawisirungsexperimente annahm.

Das ist wahrlich nicht zu viel gesagt, wenn man bedenkt, daß Thun als Minister noch nach Villafranca nichts Eiligeres zu thun hatte, als die momentanen Verlegenheiten des Reiches im Interesse Roms auszubeuten. Nicht nur, daß er schnell das Gesetz schuf, durch welches der Curie ganz direct die Verfügung über das gesammte Kirchenvermögen in Oesterreich zugesprochen ward: mit jener „Zähigkeit", die ihm im Kampfe für das Papstthum eigen ist, octroyirte er auch den Evangelischen in Ungarn dasselbe Protestantenpatent, mit dem er schon vor dem italienischen Kriege schlimme Erfahrungen gemacht, und provocirte so recht ohne Grund jene Bewegung, die endlich auch ihn von seinem Ministersessel stürzte und den ersten Anstoß zur Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände gab. Ja, bei den Debatten über die Abschaffung der geistlichen Ehegerichte enthielt er sich nicht, das große Wort gelassen auszusprechen: „Die Revision des Concordats werde ja die leichteste Sache von der Welt sein, sobald nur erst ein Ministerium eingesetzt sei, zu dem der Heilige Vater Vertrauen habe." Nicht ein Mitglied des Cardinalcollegiums, sondern des österreichischen Herrenhauses; nicht ein Staatssecretär des Papstes, sondern ein Mann, der ein Decennium hindurch dem wiener Cabinet seinen Stempel aufgedrückt, wagte das naive Bekenntniß, das Zutrauen der Curie für das erste Erforderniß eines k. k. Ministeriums zu erklären! Freilich hatte er ja auch als Minister kein Bedenken getragen, der Curie 1855 beim Abschlusse des Concordats jene famose „Generalvollmacht" auszustellen, kraft deren Oesterreich zu Gunsten der Curie auf jede spontane gesetzgeberische Initiative in allen Dingen verzichtete, wobei irgendwelche Ecclesiastica berührt würden. Nie ist ein großes

Volk in eine so starre Verblüffung verfallen und dann in ein so stürmisches Hohngelächter ausgebrochen, als da Beust sich in Betreff der Ehe, der Schule, des interconfessionellen Friedens alle Punkte herausgesucht, durch deren Neuordnung das Concordat nicht berührt wurde, und nun Cardinal Rauscher die „Generalvollmacht" Thun's producirte, kraft deren die Gesetzgebung über diese Dinge sammt und sonders schon seit zwölf Jahren gar nicht mehr bei der österreichischen, sondern bei der römischen Regierung stehe. Nur Thun blieb inmitten der allgemeinen Aufregung unerschütterlich bei seinem Sprüchlein: zuerst möge man doch nur einmal wieder ein Cabinet Bach-Thun statt des Bürgerministeriums berufen; dann werde sich ja alles ganz von selber ordnen. Auch 1874, als das Concordat seit vier Jahren international gekündigt war und nunmehr durch die Stremayr'schen Gesetze auch legislatorisch aufgehoben ward, hatte Graf Thun nur das eine Verlangen, man möge doch, anstatt der confessionellen Vorlagen, ein neues Concordat mit dem Heiligen Stuhl abschließen. Schon im Verstärkten Reichsrathe hatte er 1860, noch als Minister, hochfahrend in Betreff des Concordats gesagt: es sei abgeschmackt, von Freiheit zu „faseln", wenn man die mächtigste aller Institutionen, die katholische Kirche, ihrer Freiheit berauben wolle! Es ist das Thun's beliebtes Sophisma von der „wahren Freiheit", das nicht unterscheidet, ob jemand freie Bewegung für sich verlangt oder über „Unterdrückung" schreit, weil man ihm die Macht nimmt, andere zu unterdrücken!

Nichts ist überhaupt für das ganze Gebaren Thun's charakteristischer, als die wichtigthuende Manier, womit er sich in der Debatte über die Aufhebung der geistlichen Ehegerichte das herrichtete, was man im Theaterjargon einen effectvollen Eintritt nennt. Da er sich seit der Wiederherstellung des Reichsrathes demonstrativ von dessen Sitzungen fern hielt, ihn aber doch ein unwiderstehlicher Drang trieb, an der Discussion über das Concordat theilzunehmen: hielt er es natürlich unter seiner Würde, diesem Gelüste dadurch zu genügen, daß er eben wie ein gewöhnlicher Sterblicher in das Haus ging; er wollte eine Frage, die lediglich seine eigene Person betraf, zu einer Haupt- und Staatsaction hinaufschrauben, die unter Pauken- und Drommetenklang zur Entscheidung gebracht werden müsse. So scheute er denn nicht davor zurück, in einem Briefe vom 17. Febr. 1868 dem Parlament zuzumuthen, es solle eins seiner Mitglieder, das die Verfassungsmäßigkeit des ganzen Reichsrathes bestreitet, förmlich einladen, Gastrollen zu geben. Nach den alten staatsrechtlichen Schmerzen, daß der Dualismus „die Zwiespaltung des Reiches unheilbar gemacht", kam das wehmüthige Bekenntniß: „Es wäre ihm unter Verhältnissen, wo er alles, was ihm heilig und theuer, unberechtigten Angriffen ausgesetzt sehe, höchst erwünscht, seine Ueberzeugung mit Benutzung des Privilegiums der Redefreiheit zu vertreten." Endlich eine verschämte Anfrage an das Haus: „Ob es die seinen Mitgliedern zugesicherten Rechte auch denjenigen zuerkenne, welche die Zulässigkeit dessen bestreiten, was es infolge der Staatsgrundgesetze als seinen Beruf in Anspruch nehme?" Das Haus erwiderte, es sei nicht gesonnen, „unzulässige" Einsprache gegen die Verfassung zu dulden, noch jemand an den Verhandlungen theilnehmen zu lassen, der sich nicht als Mitglied des Parlaments ansehe; da es aber niemand seiner Mitgliedschaft entkleiden könne, müsse es dem Herrn

Grafen überlassen, bei Sr. Majestät um seine Enthebung einzukommen. Der Sitzungstag des 19. März fand den Grafen trotzdem auf seinem Platze, ausgerüstet mit einem kaiserlichen Handschreiben, das er sofort zur Verlesung brachte: „Lieber Graf Thun! Auf Ihre Eingabe vom heutigen Tage sehe ich mich nicht veranlaßt, Sie von der Ihnen verliehenen Würde eines lebenslänglichen Herrenhausmitgliedes zu entheben; Sie haben daher als solches Ihren Pflichten obzuliegen." Sowie indessen die Feudalen hieran irgendeine Argumentation knüpfen wollten, verbat sich das Haus selbst die bloße Erwähnung des Zwischenfalls im Sitzungsprotokoll. „Wer hier im Hause erscheint, erkennt schon dadurch die Rechtsgültigkeit unserer Beschlüsse an", erklärte Baron Lichtenfels. Dem ungeachtet versuchte Thun noch einmal, neun Jahre später, sich durch Berufung auf dies Handschreiben eine exceptionelle Stellung im Herrenhause zu vindiciren, zog sich jedoch dadurch nur die Abfertigung zu, daß der Präsident Carlos Auersperg das Document verlesen ließ und daran die Bemerkung knüpfte: „Der Text des Handbillets bestätigt also meinen Ausspruch, daß es nicht den Zweck gehabt, dem Herrn Vorredner ein Privilegium zu ertheilen." Ueberhaupt liebt Thun die Posen über alles. Auch bei der Budgetdebatte im Mai 1880 verlangte er vom Präsidenten, derselbe möge einen Beschluß des Hauses darüber extrahiren, daß es ihm bei der Specialdebatte noch erlaubt sein solle, in die abgeschlossene Generaldebatte zurückzugreifen. Niemand hätte ihn in dem friedlichen Hause gehindert, das factisch zu thun. Der Vorsitzende insinuirte ihm das zu wiederholten malen, nur die Stellung eines solchen Antrages sei unmöglich. Umsonst! Als man dem Herrn Grafen zu Liebe keine Ausnahme machen wollte, packte er lieber seine Papiere zusammen und verließ die Tribüne mit der würdevollen Miene des tiefgekränkten Märtyrers.

Dabei macht diese Gravität des Auftretens einen um so wunderlichern Eindruck, als sich der Anspruch auf Unfehlbarkeit keineswegs auch nur auf tiefe Sachkenntniß in denjenigen Gebieten gründet, in denen Thun fast mit der Autorität eines kleinen Papstes herrschen möchte. So behauptete er dreist, die Bischöfe seien die Kirche, wie jedes Kind wisse, das sich jemals mit diesen Dingen beschäftigt habe. Der profundeste Kenner des österreichischen Staats- und Kirchenrechtes, Baron Lichtenfels, wies ihn zurecht: „Das sei ja etwas ganz Neues; bisher sei die Kirche die Gemeinschaft aller Gläubigen gewesen!" Dann, als der Religionsfonds, den das Concordat dem Episkopat ausgeliefert, wieder für den Staat reclamirt ward und Thun von Eigenthumsverletzung phantasirte, fertigte ihn abermals Lichtenfels ab: im Gegentheil, nur das Concordat habe sich einer „Eigenthumsverrückung" schuldig gemacht; von Joseph's Tagen bis zum Abschlusse des Vertrags mit Rom sei auch nicht die Spur von Einem Rescript vorhanden, das dem Religionsfonds einen kirchlichen Charakter vindicire. Ja, selbst der Unwissenheit machte Thun sich schuldig, zu behaupten: Napoleon I. sogar habe in Frankreich den Divorce abgeschafft, während doch wirklich „jedes Kind, das sich jemals mit diesen Dingen beschäftigt, weiß", daß erst 1819 die Restauration den Ehescheidungsparagraphen aus dem Code Napoléon hinausgeworfen. So wird Graf Leo Thun zu einer eigenartigen Erscheinung, wenn er plötzlich wie der steinerne Gast aus einer Versenkung im Herrenhause auftaucht, um in feierlichem Sehertone

und mit wahrer Unglücksmiene seinen Kassandraruf zu wiederholen: „Ceterum censeo", daß der Liberalismus mitsammt dem Parlament zerstört, Concordat und Feudalismus reintegrirt werden müsse. Das ist seine Universaltinctur; das der „Eine Punkt", von dem aus er „alles Weh und Ach, so tausendfach" des österreichischen Staates curirt — das nationale wie das sociale, das finanzielle wie das politische. Stremayr's Gesetzentwürfe waren ihm „ungeheuerlich", ein Vorspiel zu „ebenso schauerlichen und brutalen Verfolgungen", wie die Kirche sie in der Schweiz und in Deutschland erleide; in der ganzen confessionellen Gesetzgebung erblickte er einen „gefährlichen Fortschritt der Revolution von oben". Bei der Klostergesetzvorlage sah er „eine neue Jakobinerherrschaft" im Anzuge; die Phrase des Berichts, die in der Ablegung der lebenslänglich bindenden Gelübde eine Entäußerung der „allgemeinen Menschenrechte" fand, mahnte ihn an die Französische Revolution! Man möge bei der bedenklichen politischen Lage den Vatican durch die gewaltsame Uebertragung des Culturkampfes nach Oesterreich nicht noch mehr verbittern. „Verschonen Sie uns mit Gesetzen, die der wahren Freiheit widersprechen und an denen niemand eine Freude hat, als die Schädiger des Christenthums mitsammt den offenen oder versteckten Verächtern Oesterreichs!" Mit gleicher Weitläufigkeit und mit derselben stereotypen Phraseologie legte Thun sich gegen die Novelle ins Zeug, die der Nothcivilehe eine weitere Ausdehnung geben sollte, um die zunehmenden Erklärungen der Confessionslosigkeit zu verhüten: „Wir steuern dem völligen Unglauben zu; der Misbrauch der Nothcivilehe sei ein Grund, dieselbe aufzuheben, nicht aber auf diesem Wege weiter zu gehen — sonst werde in den untersten Volksklassen die Ehe bald an gar kein Gesetz mehr gebunden sein. Wenn der Staat, nicht die Kirche die sittlichen Bedingungen der Ehe feststellt, so gibt es gar keine positive Grundlage mehr für die Begrenzung der Concessionen an die menschliche Leidenschaft. Wenn gar Oesterreich, das stets die Sache der Ordnung und der Kirche geschützt, solche Grundsätze annimmt, dann hat es seinen Einfluß in die Wagschale der Geister gelegt, die in der ganzen Welt die sittlich-christliche Ordnung zerstören wollen." Das denkbar stärkste Stückchen aber war es wol, wenn dies Mitglied eines Ministeriums, das durch seine ganze Finanzgebarung und durch die heimlich nachgedruckten 111 Mill. zum Nationalanlehen den Staat hart an den Rand des Bankrotts gebracht, im März 1878 dem Hause zuzurufen wagte: „Oesterreich wird diese Regierung verantwortlich erklären für den Ruin seiner Finanzen und seiner selbst. Es ist keine Minute zu verlieren; wir stehen in der elften Stunde; und wenn die Wirthschaft, wie sie jetzt besteht, nur noch kurze Zeit fortbetrieben wird, sodaß der Moment eintritt, wo es nicht mehr möglich ist zu helfen, dann, ich sage es im voraus, werden nicht diejenigen die Schuld tragen, welche die traurige Aufgabe haben, den unvermeidlich gewordenen Bankrott zu erklären; sondern die, welche so gewirthschaftet, daß er unvermeidlich geworden." Klang das nicht ganz wie das Programm eines verflossenen Zukunftsministers, der seine Hände zum voraus in Unschuld wusch? Zwei Monate später verwarf Thun, als er, ohne das geringste Verständniß für wirthschaftliche und finanzielle Fragen, gegen die neuen Bankgesetze sprach, den Bankdualismus, schwärmte aber sogar für eine föderalistisch organisirte Staatsbank, ja schrieb den Zettelbanken einen verworrenen socia-

listischen Beruf zu, den eine Actiengesellschaft nicht erfüllen könne! Und wiederum klagte er — der Matador des Cabinets Bach-Thun, das ein volles Decennium jedes Deficit durch eine Anleihe gedeckt — am 13. Mai 1879, daß er immer vergeblich die Erörterung der Frage anrege, wie denn „bei fortgesetztem Schuldenmachen und gleichzeitiger Steigerung des Steuerdrucks dem unvermeidlichen Verderben vorgebeugt werden solle"? Noch nie ist uns ein noch so enragirter Parteimann vorgekommen, der mit gleichem Aplomb sich über das Sprichwort hinwegsetzt, daß wer in einem Glashause wohnt, nicht mit Steinen um sich werfen darf! Daß es Thun nicht um Abwehr der finanziellen Zerrüttung zu thun war, die denn doch mit der Hinterlassenschaft seines eigenen Regiments nicht den entferntesten Vergleich aushält; sondern lediglich um die Ausbeutung der Situation zu Gunsten seiner politischen Coterie, zeigt der Verfolg seiner Rede. Nicht das Armeebudget noch die Occupation trug die Schuld — nein, „die Politik der letzten sieben Jahre, welche die Existenzbedingungen des Gesammtreiches gefährdet und alle Interessen der Gesammtbevölkerung in politischer, moralischer, wirthschaftlicher und socialer Beziehung wesentlich geschädigt hat; eine Politik, deren Wirkungen sich in unserer traurigen finanziellen Lage zeigen". Rettung sei nur zu erhoffen von einer recht baldigen Rückkehr zu den „Grundsätzen christlichen Rechtes und edler Sitte, die in allen kritischen Zeiten den Ruhm Oesterreichs begründet haben, auf denen allein die wahre Freiheit, die Wohlfahrt und das Gedeihen der Völker beruhen". Die Grundsätze des Concordats und der Fundamentalartikel, die „bald wieder zur vollen Geltung gelangen sollen", als Mittel zur Durchführung der Occupation ohne Störung des Gleichgewichts im Budget!

Baron Hübner hat gleichfalls sein 70. Lebensjahr vollendet: er ist durch den Grafen Taaffe ins Herrenhaus berufen worden, wo er sich sofort als die hervorragendste Capacität der förderalistischen, feudalen und namentlich der klerikalen Minorität, nicht nur in oratorischer, sondern auch in meritorischer Beziehung bemerkbar machte. Gleich bei der Adreßdebatte stellte er zu der offen föderalistischen Minderheitsadresse jenes mildernde Amendement, das die Regierung noch acceptiren konnte und für das doch wenigstens ein Drittel der anwesenden Mitglieder stimmte. In der Delegation präsentirte er sich dann mit einem förmlichen Programm als prädestinirter Minister des Auswärtigen, falls seine Partei ans Ruder kommt. Mit sauersüßer Miene machte er sein Compliment vor den guten Beziehungen zu Deutschland, verwarf aber auch rückhaltslos die damals noch ganz frischen wiener Septemberabmachungen, insofern dieselben eine Abschwenkung von Rußland in Form des Zwei-Kaiser-Bundes enthielten, und ließ deutlich durchschimmern, daß er die Wiederannäherung an Rußland als den Weg betrachte, der Oesterreich auch mit Frankreich, bis dahin hoffentlich keine Republik mehr, sondern abermals ein Kaiserthum, zusammenführen werde. Die Vorliebe für das Napoleonische Frankreich haftet Hübner wol von seiner diplomatischen Carrière in Paris an. Das Wunder aber, daß der alte Centralist und liberale Polizeiminister ein starrer Ultramontaner und damit auch, was in Oesterreich selbstverständlich, föderalistischer Reactionär; daß der vormärzliche Generalconsul in Leipzig ein Deutschenfeind ge-

worden ist: das Wunder ha Rom bewirkt. Hübner ward 1849 als Botschafter in Paris accreditirt, theils weil Schwarzenberg ihn zu Hause los sein wollte, wo er als Protokollführer bei dem Thronwechsel in Olmütz so manchen Blick hinter die Coulissen gethan; theils weil es dem Fürsten ein ganz besonderes Vergnügen machte, dem verhaßten und verachteten „Parvenu" im Palast des Elysée gerade einen solchen homo novus zu octroyiren, der erst 1854 in den Freiherrenstand erhoben ward. Oesterreich bezahlte den durchlauchtigsten Spaß zehn Jahre später damit, daß sein isolirter Vertreter beim Ausbruche des italienischen Krieges die wiener Regierung völlig desorientirte. Als diese einen Militär nach Frankreich schickte, um dessen Rüstungen zu controliren, beschwichtigte ihn der Gesandte durch die geheimnißvolle Mittheilung, es werde trotzdem zu nichts kommen, da Napoleon an der Gehirnerweichung leide. Und nach dem famosen Neujahrsgruße des Kaisers an Hübner mußte das Leibblatt des Barons in Wien schreiben: das sei eine cordiale Herzensergießung, wie sie gerade unter guten Freunden vorkomme und deren burschikoser Ton deshalb nicht geniren dürfe! Weil man nach Villafranca unruhige Zeiten voraussah und annehmen durfte, Hübner werde dem Napoleonischen Régime etwas von dessen Repressionskünsten abgesehen haben, ward er im August 1859 zum Polizeiminister ernannt, welchen Posten er indeß nur ein Vierteljahr bekleidete. Damals führte er einen so merkbaren Wechsel in der Behandlung der Presse ein, daß sein schneller Rücktritt wie Mehlthau auf alle Hoffnungen der Liberalen fiel. Damals liebte er es auch, für die „Ausdehnung der ungarischen Verfassung auf die Gesammtmonarchie" zu plaidiren, die in Departements zerschlagen werden müsse: es dürfe kein Niederösterreich mehr geben, sondern nur noch ein Sanct-Pöltener, ein Budweiser, ein Czaslauer Comitat u. s. w. Auch führte es wol seinen Sturz herbei, daß sein Kokettiren mit den oppositionellen magyarischen Magnaten bei Hofe Anstoß erregte. Zum Dank dafür setzten die Ungarn, nach Schmerling's Fall, Hübner's Ernennung zum Botschafter in Rom durch: auch um den verhaßten Bach, an dessen Stelle er trat, ganz aus dem Staatsdienste zu entfernen. Dort aber verwandelte sich Hübner in einen Römling, der in der Wolle schwarz gefärbt war, sodaß er gegen seine Regierung mit wahrhaft fanatischem Eifer Partei ergriff, als es zu dem ersten Anlauf auf das Concordat kam. „Dem will ich eine Lection geben, wie man sich gegen seinen Chef zu benehmen hat", rief damals Beust in höchster Erregung, als er Hübner 1867 Knall und Fall aus Rom abberief. Immerhin hat sein Aufenthalt in Rom seine „Geschichte Sixtus' V." als schöne Frucht getragen: und auch die spätere zwölfjährige Muße hat Hübner trefflich verwendet, um in seiner „Promenade autour du monde" dem gebildeten Publikum die Reise, die er um die Erde gemacht, anregend und geschmackvoll zu erzählen.

Der Schwarzenberg sitzen vier im Reichsrathe und sie bilden eine ebenso fest geschlossene Phalanx im reactionären und ultramontanen wie die Auersperg im liberalen und josephinischen Lager. Zwei Fürsten Schwarzenberg, die Chefs der beiden Majoratslinien, sind zu Herrenhausmitgliedern ernannt; der Sohn des Chefs der ältern Linie gehört dem Unterhause an: außerdem ist der bald dreimd-

siebzigjährige Cardinal Fürst-Erzbischof Friedrich kraft seiner kirchlichen Würde Pair des Reiches. Ein großer Redner ist der Cardinal nicht; doch hält der Mangel an rhetorischer Begabung ihn keineswegs ab, muthig für die Sache der Hierarchie im Herrenhause einzutreten, so oft dieselbe bedroht ist. „Genirt mich gar nicht, wenn die Herren lachen!" meinte er bei der großen Debatte im März 1868 über die Abschaffung der geistlichen Ehegerichte, als sein unzusammenhängender Vortrag die Heiterkeit des Hauses erregte. Und sechs Jahre später faßte er seine Meinung über die Gesetzentwürfe Stremayr's in die Worte zusammen: die Neuzeit umschreibe den Satz: „Gebet Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist!" dahin: „Dem Kaiser recht wenig, dem Staate recht viel, und Gott und seiner Kirche nur, was man ihnen gerade zugestehen will, von Rechts wegen nichts!" Die Begünstigung des Czechismus aber, die er so weit treibt, daß er darüber mit Cardinal Rauscher in Wien ernstlichst zerfiel, ist bei dem Fürsten reine Sache der Politik. Die Czechen werfen ihm vor, daß er es noch heute, nach einunddreißigjähriger Verwaltung der prager Erzdiöcese, nicht der Mühe werth gefunden, ihre Sprache zu lernen; und als seine Alumnen neulich, nach der jetzigen Mode, gegen den deutschen Unterricht revoltirten, donnerte er sie an: „Wer heute nicht deutsch kann, ist ein todter Hund in der Gesellschaft!" Wohl hatte Schwarzenberg mit Rauscher zusammen auf dem Vaticanischen Concil gegen das Unfehlbarkeitsdogma gekämpft, natürlich auch mit ihm das sacrificio dell' intelletto vollzogen. Bei der Debatte über die Aufhebung der erzbischöflichen Universitäts-kanzlerschaft in Wien und Prag geriethen die beiden Prälaten, obwol in ihrer feindseligen Stellung zu dem Gesetzentwurfe natürlich ganz einig, doch so hart aneinander, daß Rauscher den klerikalen Föderalisten vorwarf, sie verfolgten unter religiösem Deckmantel ganz andere, der Kirche völlig fremde Zwecke. Schwarzenberg's Organ „Czech" beehrte dafür Rauscher's ultramontane „Reichspartei" mit dem Spitznamen der „Auchkatholiken". So recht in Feuer geräth der Cardinal aber nur da, wo es sich um seine pecuniären Interessen handelt. Als Stremayr die Prälaten aufforderte, die Satzung des Tridentiner Concils zu erfüllen und freiwillig zur bessern Besoldung des Curatklerus etwas beizutragen, stellte Schwarzenberg sich an die Spitze des böhmischen Episkopats, und alle vier Würdenträger ... zahlten zwar selber — wie die wiener Blätter berichteten — keinen Kreuzer, erließen aber eine Currende an ihre Untergebenen, die ganze 750 Gulden einbrachte. Als dann Stremayr mit seinem Pfründenbesteuerungsgesetz kam, jammerte der Fürst: zahlen könne er die Summe unmöglich von seinem Einkommen; freilich habe er einige schöne Bilder — vielleicht daß der Staat sich daran halten werde. Der Minister tröstete den Cardinal, zur Pfändung werde es nicht kommen! Nunmehr nach sechs Jahren erfahren wir, daß Se. Eminenz sich während des ganzen Ministeriums Auersperg über Wasser zu halten verstanden. Gezahlt ist nichts, gepfändet natürlich noch weniger etwas: aber 43000 Fl. sind „executionsreif" gegen den prager Erzbischof geworden, wie er selber dem Herrenhause erzählt. Und das Opfer dieser „diocletianischen Verfolgung" soll nicht vollauf berechtigt sein, vom Grafen Taaffe schleunigste Abstellung so unerhörten „Martyriums" zu begehren?

Die Krisis im Westen und Osten Centralasiens.

II.*)

Jeder, der die weiten Regionen Asiens kennt, muß die Ueberzeugung von einem bevorstehenden Ausbruch einer der größten Revolutionen der Menschheit gewinnen; alle Journale, die in Beziehungen zu China, Burmah und dem malaiischen Archipel stehen, kommen in diesem einen Punkte überein. Die Orientfrage ist mit aller Macht auf uns eingedrungen und verlangt nach endgültiger Lösung; die türkische Regierung ist bankrott, die englischen Finanzen in einem so derangirten Zustande, daß die Papiere um 40 und mehr Procent gefallen sind, und der Ankauf der 4 Mill. Pfd. St. Suez-Kanal-Actien vom Khedive seitens der englischen Regierung hat das Feld orientalischer Interessen so bedeutend erweitert, daß ganz Asien im Augenblicke lauernd und abwartend wie eine dunkle Gewitterwolke am Himmel steht. Im engern Sinne türkischer Misregierung ist es nicht mehr die Orientfrage, sondern eine ganze Reihe gegen Unterjochung und Tyrannei revoltirender Provinzen und Staatenkörper, die den Schatten fremdländischer, westeuropäischer Intervention als einzig praktische Lösung zu uns hinüberwerfen. Die zukünftige Bestimmung Konstantinopels mit seinem anhängenden Ueberbleibsel ottomanischen Kaiserthums in Europa bildet nur eine der Serien orientalischer Fragen oder richtiger, der Gruppen solcher Fragen, welche mehr oder weniger eng mit Fäden, die durch das Ganze fortlaufen, verbunden sind.

So bildet die Türkei in Europa und Asien und ihr zukünftiges Schicksal eine Interessengruppe, die man meistens vom englischen, russischen und österreichischen Standpunkte aus als orientalische Frage bezeichnet. Persien und Aegypten vereinigen sich in einer Gruppe, die auch Centralasien umfaßt, zu einer zweiten, in der England wiederum durch sein indisches Reich und Rußland unter den europäischen Mächten allein ihre nationalen Interessen zu vertheidigen haben. Jenseit des Ganges, in Ostasien, dem „Far East", wo die chinesischen und russischen Kaiserreiche auf mehr als 3000 Meilen von Kuldja in Turkestan bis zur Mandschurei und den Ufern des Amurstromes nebeneinander hinlaufen, sehen wir eine dritte Gruppe. Wie diese drei ineinander übergehen, hier einbiegen, dort sich ausbauchen, sodaß sie niemals vollständig zu trennen sind und dennoch einem ganz bestimmten Curse folgen und nur hin und wieder Annäherungspunkte zeigen, wird täglich mehr offenbar. Rußland ist in allen dreien ein Hauptfactor und verbindet sie als große europäische Macht unzertrennlich. Im südöstlichen Europa und dem

---

*) Vgl. I. in „Unsere Zeit", Jahrgang 1881, I, 922 fg.

westlichen Asien ist die Hohe Pforte dominirend und Rußland in erster und Oesterreich in zweiter Linie die bewegende Gewalt in allen territorialen oder politischen Verwandlungen dieser Region. Andere Mächte am Mittelmeer und maritime Staaten im allgemeinen sind unzweifelhaft mit nationalen Interessen engagirt, die, wenn auch nicht direct, doch von großer Wichtigkeit sind, und alle diese haben auch Interessen von verschiedenem Werthe in Mittel- und Ostasien und deshalb auch in Aegypten, als der directesten Verbindungslinie und der Brücke, über die alles zu den östlichen Meeren passiren muß. Daher ist die Unabhängigkeit Agyptens und der Bestand seiner Regierung Gegenstand allgemeinen Interesses, vielleicht ebenso sehr wie der Besitz Konstantinopels. Persien, mit einer andern directen Handelsstraße, nimmt eine ähnliche Stellung in Betreff der Beziehungen der Westmächte mit dem Osten ein. Centralasien stellt nur die beiden europäischen Staaten, welche gleichzeitig asiatische Mächte sind, ins Feld — Rußland und Großbritannien. In Ostasien sind Rußland und China allein territoriell und politisch engagirt, während die andern europäischen Staaten nur commerziell sich dabei betheiligen. Wir werden sogleich sehen, wie Mittelasien eng verknüpft und in directer Verbindung mit dieser dritten Gruppe der Orientfrage steht, auf welche die Beziehungen des Westens hindeuten. Sie schließen in sich Japan, die Korea, China mit all seinen fernern Besitzungen in der Mongolei und Tatarei zwischen Peking und Yarkand, im östlichen Turkestan mit Thibet und Nepaul und den burmesischen und Cochinchinastaaten, welche sämmtlich entweder tributpflichtig sind oder unter dem beschattenden Einfluß des großen Kaiserreiches an ihren Grenzen stehen. Das Streben der Chinesen, das östliche Turkestan zu gewinnen, gibt das verbindende Glied mit Mittelasien, während sie durch ihren Besitz in Thibet und Nepaul sich innerhalb des indischen Cirkels bewegen, und im Süden mit den englischen Colonien in Burmah und dem malaiischen Archipel eine neue Kette zwischen Ost- und Mittelasien bilden.

Schon die Behandlung einer dieser drei Gruppen ist lehrreich auch betreffs der andern, sobald wir nur nicht den gemeinsam durchlaufenden Faden aus der Hand lassen und an den verschiedenen miteinander in Contact kommenden Punkten ihn im Gewebe aufzufinden und zu verfolgen wissen. Es ist z. B. unmöglich, in zusammenhängender und zufrieden stellender Weise sich mit den mehr directen Fragen in Bezug auf Europa und Westasien zu beschäftigen, wenn wir nicht die Beziehungen Rußlands mit Persien und Aegypten im Auge behalten. In gleicher Weise sind auch die centralasiatischen Fragen unentwirrbar an einigen Punkten mit der türkischen Frage verflochten, und zwar durch Religion und Rasseverwandtschaft der Völker sowol als auch durch gleiche Interessen ihrer Grenzlinien.

Dies religiöse Element hatte einen wichtigen Antheil an den Kriegen der Chinesen und Russen im östlichen Turkestan und in den Chanaten Chiwas und Bocharas, ja es konnte leicht daraus ein Glaubenskampf entstehen und unter den fanatischen Nachfolgern des Propheten sich eine Wiedergeburt des Islam, von den Grenzen des Mittelmeeres und dem Rothen Meere bis Yarkand und Delhi verbreiten, die alle drei Gruppen asiatischer und orientalischer Fragen in eine Kampflinie gebracht hätte.

Wir wissen, wie das weite Reich von Ghengis-Chan im 13. Jahrhundert zuerst geschaffen und dann unter Söhne und Enkel vertheilt wurde, die aber sämmtlich dem Haupte des Hauses eine gewisse Suzeränetät schuldig blieben.

Damit zeigt sich, daß die Vertheilung von Territorien in dieser weiten Region, vom Amur und der Gelben See bis zum Mittelmeere und weit nach Europa hinein bis zu den Grenzen Polens im Westen, nicht das Resultat nur eines Zufalls oder einer Laune unter den Nachkommen des großen Eroberers gewesen war. Mehrere solcher Ueberflutungen tatarischer und mongolischer Horden vor und seit Ghengis' Triumphzug haben in gleicher Weise Asien und Osteuropa bedeckt, immer aber, trotz gewisser dauernder Ablagerungen, die nämlichen großen Landmarken und Grenzen wieder an die Oberfläche gebracht und ihre territorialen Linien bis auf den heutigen Tag erhalten. Der Schluß aus einer so bemerkenswerthen Stetigkeit während einer Periode von sechs Jahrhunderten nach dem verwüstenden Marsche mongolischer Eroberungszüge ist, daß diese Gruppen von Landkörpern nicht willkürliche, sondern das Ergebniß einer bestimmten natürlichen, der Rasse, Sprache, Religion oder physikalischer Eigenheiten von Boden und Klima sind. Einige davon oder alle miteinander lassen dieselben Erscheinungen immer wieder zu Tage treten; man sieht, wie vorhergehende Niederlassungen zerstört oder ganz fortgefegt worden sind. Ist dieser Schluß richtig, so müssen wir im Stande sein, nicht allein in der gegenwärtigen territorialen Vertheilung der Rassen und Nationalitäten ähnliche Spaltungen aufzufinden, sondern auch weiter gehen und von der Zukunft die nämliche Tendenz erwarten können, welche Veränderungen das Schwert auch immerhin vorläufig gestalten mag.

Die physikalische Geographie hat ohne Zweifel mit dieser Beständigkeit in der Vertheilung von Rassen und den ihnen angewiesenen Grenzen viel zu thun; ganz Asien ist geographisch durch die große Gebirgskette von China und dem birmanischen Reiche bis zum Osten des Schwarzen Meeres und dem Mittelmeere im Westen geschieden. Diese weite Bergkuppe, welche Thibet, Turkestan oder Kaschgar und das Kaschmirthal einschließt, neben dem sie ihren höchsten Punkt erreicht, trennt Bengalen, den Punjab, Afghanistan, Persien und einen großen Theil des türkischen Reiches von dem Lande der Mougolen- und Turkihorden, welche im allgemeinen die ganze Fläche von den Grenzen Chinas bis zum Azoffee besitzen. Diese weite Kette trennt gleichzeitig von jeher und seit allen Zeiten die Völker der Civilisation von uncivilisirten Horden. Erskine in seiner Vorrede zu seinen „Memoirs of Baber", des berühmten Mongolenherrschers von Hindostan, bemerkt vollkommen richtig, daß im Süden dieser Gebirgskette kein Volk lebt, welches nicht in einer Periode seiner Geschichte der Sitz eines mächtigen Reiches gewesen und alle die Künste und Feinheiten des Lebens besessen hätte, die eine reiche Bevölkerung unter einer einsichtigen Regierung um sich zu verbreiten liebt. Nördlich davon, wenn wir China selbst ausnehmen, finden wir Horden, die bis auf den heutigen Tag nomadenhaft wie ihre Vorväter über die ausgedehnten wilden Steppen ruhelos wandern, nicht cultivirter, nicht besser, nicht reicher als ihre 60 Häuptlinge, die der große Ghengis in besondern Kesseln auf hohen Holzgerüsten lebendig

kochte. Ihre Heerden sind ihr einziges Vermögen, ihr Zeltlager ihre Stadt, besondere Häuptlinge ihre Regierungsgewalten, und die Bergkette zwischen den Nomaden- und civilisirten Völkern heute noch, wie stets vordem, in ihrer ganzen Ausdehnung von Bergvölkern bewohnt, die sich von beiden auffällig unterscheiden.

Die immense Landfläche unter der allgemeinen Bezeichnung „Tatarei" dehnt sich nahezu über den ganzen Norden Asiens und einen großen Theil des Südostens von Europa aus, und entspricht ziemlich genau dem alten „Scythia", und obwol die heutigen Bewohner in gewissem Grade sich einer vom andern durch Sitten, Gesichtszüge und Sprache unterscheiden, so scheinen doch die mächtigsten und zahlreichsten folgenden drei Rassen anzugehören: den Mandschus, die sich vom östlichen Ocean zum Norden Chinas ausbreiten und denen die gegenwärtige Dynastie chinesischer Kaiser entstammt; den Moghuls oder Mongolen, welche die Mittelländer zwischen den Mandschus und den dritten, welche die Europäer „Tataren" nennen, bewohnen. Keine dieser großen Klassen besitzt einen allgemeinen Namen, unter dem man sie zusammenfassen könnte; ihr großer Abstand voneinander zeigt sich hauptsächlich durch die Sprache.

Man hat behauptet, daß die Mongolen- und Turkistämme das Aussehen der civilisirten Welt successive verändert hätten; die Hunnen schienen eine Mischung beider Rassen, doch hauptsächlich Mongolen gewesen zu sein und bei ihrem Zuge durch die reichsten Provinzen des Römischen Reiches die bereits niedergehende Macht desselben niedergeworfen zu haben. Im 10. Jahrhundert unterlagen die hoch cultivirten Districte Samarkand und Chiwa, zu dieser Periode die Sitze orientalischer Wissenschaft und Kunst, den Turkihorden; im 13. überfluteten die Mongolen unter Ghengis-Chan von neuem die Länderstrecken bis zum Mittelmeere; doch alle diese, von den Turkmenen aus den Wildnissen der Tatarei im 9. und den Turkis im 13. Jahrhundert, waren Rassen mit gemeinsamer Sprache und von gleicher Abstammung. Während die Städte Samarkand, Bochara und Taschkend von Persern bewohnt waren, behielten die Turkis noch lange ihren Widerwillen gegen seßhaften Lebenswandel und Ackerbau bei; ihre Sprache war die, welche man am Hofe zu Persien sprach, da der Souverän als geborener Turki sie benutzte. Diese Turkisprache, die heute noch in den ausgedehnten Landstrichen der einstigen Erbschaft Chaghatai-Chan's, des Sohnes von Ghengis, herrscht und von der Ulugh-Taghbergkette im Norden bis zum Hindukusch im Süden, und vom Kaspischen Meere im Westen zu den Wüsten von Gobi im Osten reichte, war ein Dialekt der Tatarensprache.

Wenden wir diese Traditionen auf modernere Zeiten an und nehmen hierzu das seitdem durch den Mohammedanismus hinzugekommene Element, welches ein gemeinsames Band des Glaubens um alle schlingt, sie alle dem Rufe des Herrn zu Konstantinopel unterordnet, so können wir sehen, wie eine religiöse Wiedergeburt unter den Muselmanen des ganzen westlichen und Mittelasiens russische Eroberung und noch mehr russische permanente Herrschaft illusorisch machen muß. Daß solch eine Wiedergeburt und ein religiöser Kreuzzug gegen die Giaurs von Konstantinopel bis Yarkand und Delhi gepredigt werden kann, ist durchaus nicht so unmöglich; ebenso wenig aber können die Territorien, welche jetzt von Türken und

Persern bewohnt sind, jemals von derselben Macht bleibend beherrscht werden, die in der Tatarei und in Sibirien und auf den Steppen der Wolga regiert.

Soweit die Rasse in Frage kommt, mögen die gegenwärtigen Völker auf türkischem und persischem Boden in Verwandtschaft zu denen an den Grenzen des Schwarzen Meeres und der Kaspischen See, welche Unterthanen des russischen Doppeladlers sind, stehen; ja die zahlreichste nächst der slawischen in Rußland sind sicherlich die Türken der nördlichen Stämme. Das Ottomanische Reich selbst sowol wie die türkische Sprache dankt seinen Ursprung demselben nördlichen Geschlecht von Türken oder Tataren; aber weder Chaghatai, der Sohn Genghis', welcher seine mächtige Hand über die Weidegründe von Ili und des Dariathales ausstrecken konnte, noch der wilde Kaidu, der über das südliche Sibirien und das östliche Turkestan herrschte; oder Barca, der erste Fürst aus dem Hause Genghis', welcher Mohammedaner wurde und seinen Sitz an den Ufern der Wolga hatte, dachten jemals an eine Vermehrung ihrer Erbschaft durch den Antheil des Hulaku, welches die sämmtlichen Südländer von Persien bis zum Bosporus und dem Mittelmeere einschloß. Die Antheile der ersten drei sind nun unter einem Haupt vereinigt, wie sie es unter Genghis waren, und die heutige Frage ist, inwieweit das Erbe Hulaku's, des vierten Abkommen des großen Mongolen, dem Antheil der andern drei eingefügt werden kann. Oder mit andern Worten, wie viele der gegenwärtigen türkischen und persischen Besitzungen vom weißen Chan an der Newa absorbirt werden, und mit den von Islamiten und griechischen Christen, den beiden intolerantesten und unverträglichsten Glaubensanhängern, die etwa in gleicher Zahl sie bewohnen, unter einem Haupt vereinigt sein können. Ein ähnlicher Kampf erneuert sich in Mittelasien zwischen dem Islam auf der einen und dem Buddhismus auf der andern Seite, welch letzterer von der ganzen Macht des chinesischen Kaiserreiches gestützt wird.

Es ist ein auffälliger Umstand, daß zu derselben Zeit, wo der Krieg zwischen den rivalisirenden Religionen im Osten Europas unter der Asche noch fortglimmt und wo die Orientfrage durch ihre neue Phase in Kabul das ganze Interesse Europas absorbirt, eine Bewegung seitens Chinas, auf dem äußersten gegenüberliegenden Ende Asiens, ganz zur Unzeit eine centralasiatische Frage aufwirft und Rußland und England Auge in Auge mit einem Religions- und Rassenkrieg zu bringen scheint. Es ist ein schlimmes Ding, daß beide Mächte in Centralasien so antagonistische Interessen haben, und noch unglücklicher ist dies für Turkestan, das zwischen ihnen liegt, mit einem mächtigen Feinde in China an seiner Ostgrenze. Es sind jedoch zwei Dinge, die Rußland fordert und denen England opponiren muß, weil sie für seine Sicherheit und Interessen in Asien schädlich sind. Das erste ist ein Vorrücken der russischen Grenzen bis an die Abhänge des Himalaja im Norden und bis Merw und Herat im Westen, in nächster Nachbarschaft zu den englisch-indischen, deren Außenwerk Afghanistan bildet; das zweite, das Monopolisiren des gesammten centralasiatischen Handelsgeschäfts und selbstverständlich der Ausschluß englischer Fabrikate und jeder Concurrenz.

Zu diesem Zwecke würden der Besitz von Yarkand und der von Jakub-Chan beherrschten Länderstrecken von großem Nutzen sein, indem sie einen bequemen Weg

in die westlichen und reichsten Provinzen Chinas offen legten. Den Cordon der Prohibitivstaaten weiter südlich und näher an die indischen Grenzen zu ziehen, würde zwei Aufgaben mit Einem Schlage lösen: die Bedrohung des englisch-indischen Reiches und dann eine effectvolle Abschließung englischer Kaufleute und deren Waaren gegen Centralasien. Diese schädlichen Folgen müssen rechtzeitig abgewendet werden; auf sie drängt sich das ganze Interesse englischer Diplomaten mit Recht zusammen, da für Rußland die Ausführung beider Plane geradezu zur gebieterischen Nothwendigkeit geworden ist.

Die centralasiatische Frage der Gegenwart betrifft das schließliche Schicksal des östlichen Turkestans, des Juwels in Sand gefaßt, wie der persische Dichter sagt, das den Chinesen vor wenigen Jahren erst entrissen ward und unter dem kräftigen Regiment Jakub-Bei's auf dem besten Wege zu neuem Aufblühen und Gedeihen ist. Ein Blick auf die Geschichte Chinas, selbst noch im letzten Jahrhundert, und auf die Art und Weise, wie es Thibet, Turkestan und Nepaul unter ähnlichen Schwierigkeiten, trotz der Entfernung, unterjochte, läßt es mehr als möglich erscheinen, daß die chinesische Regierung mit aller Zähigkeit ihrer Rasse das Juwel auch festhalten und, falls Rußland und England sich nicht einmischen, am Ende gewinnen wird. Dies eröffnet eine neue Aera von Schwierigkeiten und Angelegenheiten, die man besser jetzt, als später lösen sollte. Politische, religiöse und commerzielle Elemente sind sämmtlich dabei wichtige Factoren, die in fast gleichem Antheil an der Frage interessirt erscheinen. Sollten es die beiden Hauptmächte zwischen sich auszukämpfen haben, so kann man eins der beiden Resultate mit ziemlicher Sicherheit voraussagen; entweder triumphirt der gegenwärtige Herrscher von Yarkand und vergrößert seine Territorien auf Kosten Chinas, oder eine mächtige mohammedanische Bevölkerung ist durch die buddhistische und chinesische Rasse mit dem Erstickungstode bedroht, und alle Söhne des Propheten von Bochara, Afghanistan und Indien bis zum Bosporus stehen den bedrängten Brüdern bei und entfalten die grüne Fahne zu einem Glaubenskampfe gegen die Giaurs.

Nach diesem Ueberblick über die östlichen Fragen in Bezug auf das Verhältniß der Westmächte zu Asien wenden wir unsere besondere Aufmerksamkeit wiederum der letzten der drei Gruppen, dem Osten jenseit des Ganges zu, d. h. China.

Das Interesse der Weststaaten für diesen Theil des „fernen Ostens", wie man ihn so gern nennt, ist, mit Ausnahme Rußlands, ein vorwiegend commerzielles; nahezu zwei Drittheile des Handels sind indeß britisch und ein großer Bruchtheil des dritten amerikanisch und nicht europäisch. Es ist daher nicht erstaunlich, daß man im allgemeinen und namentlich in friedlichen Zeiten diesem Staate seitens des Continents wenig Interesse entgegenbringt, obwol eine solche Indifferenz oder Vernachlässigung, so natürlich sie sein mag, ein Fehler sein dürfte. Die Ausdehnung des englischen Geschäfts erreicht gegenwärtig eine Summe von nicht weniger als 40 Mill. Pfd. St. für eingeführte und ausgeführte Waaren, ist jedoch kein Maßstab für seine Wichtigkeit oder für die Höhe, zu welcher es sich in einer einzigen Generation aufschwingen möchte. Doch abgesehen davon, ist seine Verbindung mit

indischen Finanzen und Einkünften von größerm Werthe für die britische Regierung, da nahezu 7 Mill. Pfd. St. allein durch das jährlich nach China eingebrachte Opium vereinnahmt werden, und man bei einem etwaigen Ausfall keine äquivalente Entschädigung irgendwelcher Art dafür finden dürfte. China ist mit seiner Bevölkerung, die ein Drittheil des gesammten Menschengeschlechts bildet, deshalb der vollen Aufmerksamkeit der Westmächte werth; man muß den wahren Grund seiner Isolirung seit alters her, ja, längst vor der christlichen Aera zu ergründen suchen, um daraus den rechten Weg zu einem Verständniß mit dieser ganz besondern Species von Asiaten zu finden. Die Stellung, welche China als Nation durch so manche Jahrhunderte hindurch sich erhalten hat, berechtigt uns, in ihm das natürliche Depositorium der Annalen der central- und ostasiatischen Reiche zu sehen. Mit Burmah, Cochinchina, Thibet und Japan als Vasallenstaaten, mit einer niemals endenden Beziehung zu den Stämmen Mittelasiens, mögen sie nun als Unterthanen, als Verbündete, als Feinde ihm nahe oder gegenübertreten, und für sich selbst nur zwischen all den Aufbauten und dem Zusammenstürzen benachbarter Reiche unveränderlich in seinem politischen Bestande, ist es China gelungen, Massen von ethnologischer Information, die weit über die Möglichkeit irgendeines andern Volkes hinwegreichen, zu sammeln und zu bewahren. Die Bewegungen der mittelasiatischen Stämme, an denen seine Politik vollen Antheil hat, finden sich in klaren Linien in seinen dynastischen Annalen. Daraus kann man schließen, daß die Sprache, für sich behandelt, nicht nur einen höchst bestimmenden Einfluß im Trennen der großen Gruppen verwandter Staaten und Nationen als gemeinsames Communicationsmittel für alle geübt hat, sondern daß auch in ihrer eigentlichen Construction ein Typus nationaler Charakteristik liegt, der jeden Schritt zur weitern Ausbildung hemmt. Die Gestaltung des geschriebenen chinesischen Buchstabens in der mehr ideophonetischen Form muß deshalb verfolgt werden, um zu erkennen, wie eine so construirte Sprache auf den Geist der Nation reagiren mußte. Eine Sprache einsilbiger Wurzeln ist in ihrem Wachsthum aufgehalten und durch eine Periode frühester literarischer Thätigkeit, auf die das Volk so stolz ist und die jeder Chinese als den wahren Maßstab wissenschaftlicher Berühmtheit und Größe ansieht, gleichsam krystallisirt worden. Sprache und Literatur haben daher zur Absonderung von allem Fremden ganz besonders beigetragen und einen unerschütterlichen Einfluß auf das Volk gewonnen. Während sie nämlich das einzige und alleinige Medium des Verständnisses zwischen verschiedenen Varietäten derselben Rasse in der östlichen Hälfte Asiens bildeten, unterstützten sie materiell die politischen Zustände für ein Bündniß unter Einem Herrscher und Einem Gesetz. Genau so, wie das Vorherrschen der Turkisprache über Central- und Westasien die Herrschaft des großen Mongoleneroberers über ihre weiten Regionen erleichterte, so kann man auch annehmen, daß China als großer Mittelpunkt stets eine besondere und ungetheilte Gewalt über seine 400 Mill. chinesisch sprechender und Buddha anbetender Unterthanen behalten wird.

Ob die verschiedenen und weit auseinandergelegenen Vasallenstaaten des chinesischen Reiches jemals wieder unter einem energischen Regenten, wie im 13. Jahrhundert unter Kublai-Chan, verschmolzen werden können, mag zweifelhaft

sein; immerhin aber zeigt die Vorgeschichte des Landes die Möglichkeit, daß es ein einstiges, mächtiges, mittelasiatisches Staatsgefüge bilden kann. Dieselben Elemente und nothwendigen Vorbedingungen dafür sind noch mit wenigen Veränderungen vorhanden und es fehlt nur an einem Herrscher, der sie zu gebrauchen versteht. Mindestens sind alle Speculationen auf eine bevorstehende Auflösung der massigen Form Hallucinationen und Träumereien von Leuten, die das chinesische Volk nicht kennen. Ebenso wenig hat die Integrität des Reiches irgendwelche Gefahr von einer europäischen Macht, selbst Rußland nicht ausgenommen, zu fürchten; letzteres mag die bestehenden Chancen einer Grenzregulirung als günstig für sich ansehen, nähert sich dadurch aber immer erst der äußersten losen Schicht des massiven Baues, wilden Nomadenstämmen und unruhigen Bergvölkern, die mit dem eigentlichen Volk der Mitte nichts gemein haben. Bei den 18 engverbundenen Provinzen des Reiches selbst und seiner fleißigen Bevölkerung von einer und derselben Rasse, die in ihrer Anzahl dreimal so groß ist als die heterogene und weit verzweigte Unterthanenschaft des Zaren, von verschiedenster Abstammung, Sprache und Religion, ist eine Auflösung und Losreißung vom chinesischen Reiche viel weniger wahrscheinlich als in Rußland. Slawe und Türke, Kosak und Tatar, Mohammedaner und Christ sind sämmtlich mit keiner haltbarern Kette aneinandergeschlossen, als die das autokratische Oberhaupt eines fremden Geschlechts ihnen angelegt hat, während geographische Grenzen und physikalische Bedingungen des Bodens und Klimas, gemeinsame Rasse, Sprache und Glaube dem chinesischen Reiche alle Bedingungen der Einheit verleiht. Wie groß die Ausdauer der Chinesen ist, hat uns ein Blick auf ihre seit Confucius unveränderte Literatur bewiesen, welche die Solidität der nationalen Fundamente schlagend zeigt. Die vier Bücher und die fünf Classiker, was auch ihr Werth nach europäischem Maßstabe sein mag, stehen in ihrem unvergleichlichen Einflusse auf so viele Millionen Menschen einzig da; denn Werke, die einen weitern Cirkel und eine absolutere Autorität als unsere eigenen heiligen Schriften haben, die in Wahrheit die Gedanken, Sitten und Gebräuche eines Viertheils des Menschengeschlechts weit wirkungsvoller als jede andere Religion beherrschen, muß man nach ihren Resultaten beurtheilen. Wären selbst die materiellen Interessen, die uns Europäer an China fesseln, weniger wichtig, als sie es in Wirklichkeit sind, so ist es doch hohe Zeit, die chinesische Sprache besser und allgemeiner verstehen zu lernen und sie in dieser Periode der Weltgeschichte nicht länger außer Acht zu lassen. Bei dem Studium ihrer Literatur erst erkennen wir ihre mächtige Einwirkung auf den chinesischen Geist, sehen, wie der unbeugsame Charakter der Sprache sich in ihren Classikern reflectirt und diese wiederum in dem Charakter des Volkes. Solche Sprache, solche Literatur muß den freien Spielraum des Geistes beengt und alle Phantasie und Originalität zurückgedrängt haben. Wir blicken auf das stoische Gesicht des Chinesen und lesen in seinem Auge, seinem fest geschlossenen Munde nur das „Es ist!“, nicht, es könnte, es möchte sein; ohne Einbildung, ohne neue Ideen stützt sich sein Geist nur auf das Factum, auf das, was da war und ist. Und dabei entbehrt das Volk etwa nicht der Intelligenz oder der Logik, nur der Erfindungsgabe und jeglicher Originalität. Und wie das Individuum, so ist die ganze Nation passiv, langsam

im Verlassen der gewohnten Straße, unternehmungslos, feindlich gegen jede Neuerung und Erfindung, die ihren Weg ins Land sucht. Und warum sollte es anders sein? Die Zweige chinesischer Literatur, welche hinsichtlich ihrer glücklichen Entfaltung am meisten von der Macht der Phantasie abhängen, sind auch diejenigen, welche die wenigste Aufmerksamkeit verdienen.

Die Chinesen haben niemals eine öffentliche, viel weniger eine freie Presse besessen, und merkwürdig genug, scheinen auch niemals den Mangel derselben empfunden zu haben; es wird das durch die Thatsache erklärlich, daß in allen Districten und Municipalitäten ein starkes demokratisches Element vertreten ist, welches die verschiedenen Klassen und Handwerksgenossenschaften in Gewerkvereine zur gegenseitigen Hülfe und Unterstützung associirt und ihre Interessen vertritt. In diesen Zusammenkünften, die in ihren alten Hallen oder Conroohäusern stattfinden, discutiren sie alle auf ihr Gewerbe oder ihre obrigkeitliche Verwaltung Bezug habenden Dinge, senden Plakate und geschriebene Proteste aus, beschweren sich über gewisse Beamte oder administrative Acte und melden auf diese Weise dem Provinzialgouverneur, was sich Tadelnswerthes unter seiner Verwaltung ereignet. Die Literaten und Aristokraten wiederum bilden eine höchst einflußreiche Klasse, in der sämmtliche Candidaten für Regierungsstellen vertreten sind, ebenso wie alle aus dem Staatsdienste Ausgetretenen; diese ziehen sich gewöhnlich nach ihrem Heimatsorte zurück und spielen dort selbstverständlich eine angesehene Rolle, da sie in stetem Verkehr mit ihren Collegen und Vorgesetzten verbleiben und deren Ideen und politische Ansichten ohne Schwierigkeit in jedem District und jeder Provinz heimisch zu machen wissen. Der Einfluß dieser gebildeten und erfahrenen Männer ersetzt demnach in gewisser Weise unsere westliche Presse als ein Organ öffentlicher Meinung, und so autokratisch und despotisch auch die Regierungsform in Theorie und Praxis sein mag, so weiß doch der Kaiser in seinem Palast und die sechs Verwaltungsministerien in Peking wie auch die gesammte Provinzialhierarchie sehr wohl, daß ihre Macht eine Grenze hat, und daß sie in vielen Fällen nicht versuchen dürfen, den Traditionen und Gefühlen des Volkes widerstrebende Maßnahmen durchzuführen und sich damit in Widerspruch mit den Literaten der Provinz zu setzen, welche die betreffenden solchen Acten widersprechenden Stellen des Confucius und Mencius so wohl anzudeuten verstehen.

Ebenso wie kein treuer Muselman daran denken würde, seinen Koran in einer andern Sprache als in der Mohammed's zu beschreiben, so haben auch die Chinesen seit allen Zeiten zu der von Confucius gebrauchten Schriftform gehalten, als dem einzigen Kanal, durch welchen seine Weisheit auch der Zukunft gereicht werden soll. Auf diese Weise ist der geschriebene Charakter unverändert geblieben und muß es, nach des Chinesen Ansicht, auch ewig bleiben; mit demselben Respect betrachtet er seine Bücher, die wie einbalsamirte Mumien in ihren Schreinen ruhen und in einer archäischen Sprache symbolischer Zeichen stereotypirt sind.

China ist hierin keine Ausnahme; auch Plato sagte von seinen Landsleuten, „daß sie alle ihre Kenntnisse den Alten, die weiser und den Göttern näher gelebt, verdanken". Es bereitet den Westmächten im Osten die meisten Schwierigkeiten und ist eine stets neue Ursache zu Klagen und Verwickelungen, daß die Chinesen glauben,

alle andern Staaten seien ihnen unterthänig und tributpflichtig oder sollten es wenigstens sein, und daß wir bei unserer Unkenntniß ihrer Sprache und ihrer Classiker doch nur Barbaren geblieben sind.

In unserm Verkehr mit dem Osten ist die Kenntniß der leitenden Ideen der orientalischen Rassen und ihrer Herrscher die beste Grundlage einer erfolgreichen Politik. Wie weit die Idee einer „weltgeschichtlichen Bestimmung", von der man so viel gehört hat, die russischen Armeen nach Chiwa, Chokand, Samarkand und jetzt nach Kabul führt, ob die Grenzlinie bis zu den Weidegründen der Kirgisen und Turkmenen nicht zum eigenen Schutz vorwärts gerückt werden müsse, mag fraglich erscheinen. Wir können von einer politischen Nothwendigkeit sprechen, weil die Gewalt innezuhalten dem Staate in dem Moment verloren geht, wo er seine Grenzen über die civilisirten Provinzen hinaus in wilde mit Nomaden bevölkerte Steppenländer erstreckt. Was die Russen am Oxus entlang vorwärts treibt, ist daher nur mit Bezug auf die nächsten Ziele zu beantworten, entzieht sich aber für die folgenden Schritte jeder Berechnung; die mohammedanischen Völker Westasiens, in ihrem gemeinsamen Glauben an den Koran und seine Verordnungen als göttliche Offenbarung, sehen in den Fremden nur Giaurs und Ungläubige und lassen ihnen gegenüber alle Rassenunterschiede fallen. In Ostasien, in China hauptsächlich, einigt ein gemeinsamer Ursprung, dieselbe Sprache, Geschichte, Gesetze und Religion 3—400 Mill. Menschen in innigstem Verband gegenüber dem Rest der Welt; mit ihm theilen sie keine Ideen; ihre Civilisation ist ihnen eigen und älter als die aller übrigen Menschen, und sie dünkt ihnen vollkommener. Es ist begreiflich, daß ihre auswärtige Politik ihre Form von dieser alles durchdringenden Idee nimmt. Obwol die Politik der orientalischen Staaten bis zum gewissen Grade von dem Willen des Souveräns — ganz gleich, ob Sultan, Schah oder Chan — bestimmt wird, so ist das doch nur bedingungsweise der Fall, d. h. wenn dies im Einklang mit der vorherrschenden Meinung und den Ideen der Unterthanen geschieht. Es ist deshalb umsonst, wenn die Westmächte ihre Kraft zu Versuchen verbrauchen, den Sultan zu Stambul zu bewegen, daß er seine europäischen Provinzen nach christlichen Grundsätzen und nach westlichem Modell regiere; er kann es nicht und würde, sobald er den Versuch machte, wozu gar keine Aussicht ist, den Thron verlieren.

Unsere Machtlosigkeit ist nach einer Seite hin bedauerlich, indem sie die Orientalen in ihrem starrsinnigen Benehmen verharren läßt und gerade dadurch früher oder später Reibungen ernster Art verursachen muß, deren Folgen durchaus verhängnißvoll sein werden. Die Erfahrung aus frühern Kriegen und ihre Ergebnisse haben ja bewiesen, daß eine Strafe keine wirkliche Aenderung in dem Benehmen der Chinesen gegen die Westmächte hervorgebracht hat; man mag Festungen beschießen, einen Palast plündern und der Erde gleichmachen; doch kaum ist das Land verlassen, so wird das Volk sich genau in der frühern Weise wieder zusammenfinden und in derselben exclusiven Manier seinen Weg fortsetzen. Sie brauchen keinen weitern Beweis der Superiorität bewaffneter Europäer; sie erkennen dieselbe an und diese Erkenntniß gewinnt einen beherrschenden Einfluß auf ihre

Politik; Garantien für ein zukünftiges gutes Verhalten des Gouvernements oder des Volkes gibt sie nicht, und ein Pfandobject, wie eine Provinz oder eine Festung, würde in gleicher Weise nutzlos und nebenbei bedenklich sein, und die Vormundschaft eines Reiches wie China geht denn doch über die Machtsphäre Großbritanniens oder eines andern westeuropäischen Staates hinaus. Es ist eben eine Unmöglichkeit, und zwar hauptsächlich durch den Mangel an Sprachverständniß seitens der Europäer, die jeden Versuch zur Regierung einer einzelnen Provinz schon scheitern lassen würde; die ganze westländische Welt könnte nicht fünf competente Linguisten für jede der 18 Provinzen des Reiches, von denen jede eine Bevölkerung von 15—20 Mill. Einwohnern zählt, aufbringen. Eine friedliche Haltung, solange als irgend möglich, ist demnach das Beste, da kein noch so günstiges Kriegsresultat dem Sieger irgendwelchen bleibenden Vortheil verspricht, die Hoffnung aber auf eine friedliche Beseitigung der Schwierigkeiten, die heute unsern Verkehr mit der chinesischen Rasse erschweren, kann niemand theilen, der Land und Leute kennt.

Was aber, wird man fragen, ist dann die Alternative? und welcher Art soll denn einer so unlenkbaren Macht gegenüber die Politik Westeuropas sein, die den Frieden erhalten und alle Feindseligkeiten vermeiden soll? Es ist dies ein Problem, welches an die Kenntnisse und Erfahrungen der fähigsten Staatsmänner und tüchtigsten Diplomaten die höchsten Forderungen stellt. Gegenwärtig geben uns die Nachrichten über den Angriff der indischen Expedition nach Westchina und den Mord Margary's ein Beispiel chinesischer Politik und westlicher Diplomatie in ihrem neuesten Zusammenstoß, die lehrreich genug sind. Die Geschichte der Beziehungen Chinas zu ausländischen Mächten während der letzten dreißig Jahre füllt manches Kapitel, welches werth ist, aufgeschlagen zu werden; doch ist die neueste Erfahrung die interessanteste, in Bezug auf das internationale Verhältniß europäischer Staatsweisheit zu chinesischer Politik. Die Interessen beider, Englands wie Chinas, sind jedoch nicht so völlig getrennt von denen der andern Vertragsmächte, als daß man sie von den allgemeinen europäischen absondern und für sich allein behandeln dürfte. Weder China noch Großbritannien können vollkommene Unabhängigkeit der Action beanspruchen. Die Beziehungen der Westmächte unter sich und mit dem chinesischen Kaiserreiche machen das unmöglich, selbst wenn es im exclusiven Interesse des einen oder andern wünschenswerth wäre; obwol die ewige Tendenz jeder Macht in Peking, wie überall sonst im Orient, diejenige ist, eine eigene Politik zu treiben, und zwar nicht selten mit Verletzung anderer Interessen, so hat doch dies Bewußtsein einer gewissen Solidarität, gegenüber chinesischen Ansprüchen und Planen, stets so weit gewirkt, um wenigstens äußerlich allgemeinere Interessen als Basis anzuerkennen. Wir haben jetzt die Einsicht, wie die Chinesen an der vorgesteckten politischen Richtungslinie in Bezug auf die europäischen Mächte festhalten, und wie unzureichend die Form europäischer Diplomatie in Bezug auf China ist; es möchte sich schwerlich ein passenderer Moment für die Untersuchung der leitenden Principien und entscheidenden Motive einer Politik finden, deren charakteristische Eigenschaft Feindseligkeit gegen westliche Civilisation ist. Sie alle haben Bezug auf nur einen Zweck — Isolirung, d. h. Frei-

heit von allen verpflichtenden Allianzen mit andern Mächten, Unabhängigkeit in ihren eigenen Grenzen, westwärts nach Centralasien und südwärts nach Burmah und Nepaul, und, mehr als alles das, Ausschluß jeder Art von Einmischung der Fremden unter was immer für Gründen in ihre einheimischen Angelegenheiten. Eine solche Unabhängigkeit und vollkommne Isolirung war früher eine Wirklichkeit und noch nach der Entdeckung der Umschiffung des Cap im 15. Jahrhundert im praktischen Sinne des Wortes eine Möglichkeit; erst seit dem Beginn des unsern, als Dampf und Telegraphendraht ganz Europa und eine neue Welt im Westen vor ihre Thüren brachte, ist sie unmöglich geworden, wenn auch dies dem chinesischen Geist bis heute noch unverständlich blieb. Es gibt „Großsecretäre, Mitglieder des Staatsrathes" zu Peking und viele andere Beamte, hoch und niedrig, in den entferntern Regionen des weiten Reiches, welche wissen, daß Ausländer an ihren Küsten hausen und in Dampfschiffen wie Piraten kommen und gehen, Verträge abschließen u. s. w., doch, wie Leute, die gegen ihren Willen überzeugt werden sollen, ihre alte Meinung eigensinnig behalten, so glauben auch sie an eine erbliche Macht in den Söhnen des Han und in der schwarzhaarigen Rasse, welche die alte Unabhängigkeit ihres Kaisers wiederherstellen und alle die fremden Eindringlinge in ihre sumpfige Wildniß und in die See, auf der sie kamen, zurückjagen kann.

Manchem der Leser mag das unglaublich scheinen, und er wird zögern, einer so weit in Kenntnissen und Civilisation vorgeschrittenen Nation so wilde und unpraktische Ideen zuzuschreiben, die allenfalls einige wenige ungebildete, ignorante Provinzler noch haben mögen. Aber die authentischen Ergüsse eines oder zweier dieser höchsten Beamten im Laufe der letzten Jahre zeigen nur zu deutlich, daß solche Meinungen in Wirklichkeit und allgemein herrschen. Ich will hier nur ein Beispiel anführen. Wo-jen, ein Großsecretär der kaiserlichen Bibliothek und Seniorpräceptor des jungen Kaisers, erklärt in einem staatlichen Document, worin er den Gedanken einer Universität zur Ausbildung für den auswärtigen Dienst, die Tsungli Yamên, kritisirt und verwirft, daß er, in Bezug auf die Barbaren, alias Europäer, wünschte, ihr Fleisch zu essen und auf ihrem Fell zu schlafen, um auf diese Weise seinem längstbegründeten Haß Genüge zu thun. Schon früher hatte er sich dahin ausgesprochen, daß Ausländer die Feinde Chinas seien, welche das Volk äußerlich mit schmeichelnden Worten zu fangen suchten, im Herzen jedoch voller Tücke und teuflischer Machinationen seien. Seine Meinung von den höhern Fähigkeiten fremder Völker belegt er mit dem Wort seines großen Nationalweisen Mencius: „China belehrt die Barbaren, doch niemals habe ich etwas von Belehrung außerhalb seiner Grenzen gehört!" Gewiß, als Mencius diese Worte 400 Jahre v. Chr. sprach, und seine Kenntniß der Nationen sich auf die uncivilisirten Nomadenhorden der Mongolen und Tataren beschränkte, hatte er dazu volle Berechtigung. Er endet mit der Erklärung, „daß der Gedanke an die Berufung ausländischer Professoren an eine chinesische Hochschule mehr als absurd und geradezu frevelhaft sei". Man mag diese Ideen als Ausbrüche des tief eingewurzelten Hasses eines alten Mannes ansehen, die sich allenfalls einer verschwindend kleinen Minorität der Regierungskreise mitgetheilt haben mögen und wie sie schließlich in jedem Lande vorkommen. Doch nein! Wie England seine Tories, Frankreich seine Legi-

timisten, Rußland seine Moskowiten und Deutschland seine Feudalherren, so besitzt auch China seine nationale und reactionäre Partei. Wenn der alte Wo-jen daher mit der größten Verachtung das „Freundschaftsverhältniß mit den Fremden" betrachtet und dafür nicht nur vom Volke, sondern von der Masse der gebildeten Beamtenklassen gepriesen wird, so haben solche officiellen Ergüsse doch wol ernste Bedeutung, und da Beweise durch Thatsachen stets überzeugender als allgemeine Hypothesen sind, so wird uns eine kurze Analyse der officiellen Correspondenz die Untersuchung über die wirklichen Fundamente chinesischer Politik und ihrer Zwecke am schnellsten ermöglichen. In diesen Documenten finden sich wiederholte Aeußerungen des Prinzen Kung, der höchsten Autorität in Bezug auf auswärtige Politik. Wir können auf solche Weise ihre ausgesprochene Politik mit ihrer Handlungsweise vergleichen und unsere eigenen Schlußfolgerungen für den Grad der Glaublichkeit dieser Erklärungen von Freundschaft und gutem Einvernehmen ziehen.

Die Correspondenz beginnt mit einer Depesche des Earl von Derby an Mr. Wade, den britischen Ministerresidenten in Peking, vom 4. März 1875, die ihm anzeigt, daß die indische Regierung aus Mandalay die Nachricht erhalten hätte, die Mission unter Colonel Browne sei angegriffen und durch bewaffnete Gewalt zurückgetrieben und Margary mit seinen Dienern ermordet worden. Diese Acte sollten auf Befehl des chinesischen Gouverneurs von Momein geschehen sein. Bevor jedoch diese Nachricht den Adressaten erreichen konnte, schrieb Wade selbst unterm 12. März an den Secretär des Auswärtigen und erklärte, er habe am vergangenen Tage vom Vicekönig in Kalkutta ein Telegramm des Inhalts empfangen, daß die Expedition von Bhamo an einem Ort, Manwyne genannt und innerhalb der chinesischen Grenze, aufgehalten und Margary getödtet sein solle.

An demselben Tage, am 12. März, begann die Correspondenz mit dem Prinzen Kung, indem Wade ihm einen Bericht über die telegraphisch empfangenen Thatsachen einsandte; die erste Antwort des fürstlichen Staatsbeamten erkennt einfach den Empfang des Schriftstückes an und erklärt, daß der Jamên der auswärtigen Angelegenheiten sofort durch Expreßboten mit dem Generalgouverneur und dem Gouverneur der Provinz Yunnan in Communication getreten sei und ihnen eine strenge Untersuchung des Vorfalles befohlen habe. Dieses Schreiben war vom 14. datirt und wurde von dem britischen Residenten am nächsten Tage mit dem Hinweis beantwortet, daß eine einfache schriftliche Ordre an die Provinzialautoritäten Yunnans, von denen man im günstigsten Falle nach sechs Monaten Nachricht haben könne, wenig geeignet sei, Ihrer Majestät Gouvernement zu befriedigen. Der Prinz wiederum spricht in einem Briefe vom 17. März seine höchste Bestürzung über die Todesnachricht Margary's aus, weist jedoch die Beschuldigung eines zu langsamen Geschäftsganges in der traurigen Angelegenheit mit ernsten Worten zurück, indem ihm mehr als jedem andern daran liege, durch eine gründliche Untersuchung die wirklichen Thäter und ihre Complicen zur Bestrafung bringen zu können. Er deutet weiter auf die Schnelligkeit seines Kuriers hin, der 200 englische Meilen jeden Tag zurücklege, und meint sodann, man würde ihn

niemals mit einer so ernsten Angelegenheit, wie der Mord eines Fremden ist, leichtfertig verfahren sehen.

Englischerseits stellte man nun unter dem 19. desselben Monats folgende Anträge: 1) Pässe für die Beamten, welche der britische Resident als Beisitzer zur Untersuchung in die Provinz Yunnan senden müsse; 2) Pässe für eine zweite Mission von Indien, die der Vicekönig allenfalls bis an die gemeinsame Grenze Chinas und Burmahs ausschicken würde, und 3) einen Schadenersatz von 150000 Taels.

Lord Derby bestätigte von London aus die beiden ersten Forderungen, schrieb aber in Bezug auf die dritte, Ihrer Majestät Regierung wolle eine weitere Aufklärung über die Ersatzzahlung abwarten: ein Passus, den Wade in seiner Depesche vom 14. April von Shanghai aus dahin beantwortet, daß er nur die Aushändigung der Pässe zur Bedingung sine qua non gemacht, nicht aber die Schadenersatzsumme. Er fügt hinzu, daß Prinz Kung die zuerst genannte Summe als specielle Vergünstigung der Familie des gemordeten Margary ausgesetzt habe, ein Antrag, den er, Wade, jedoch abgelehnt, wie diesen Gegenstand überhaupt von weitern Instructionen von London abhängig gemacht hätte.

Die wirklich gestellten Forderungen waren außerdem, gewisse Erleichterungen im Art. 4 des Vertrags vom Jahre 1858, mit Bezug auf die Privilegien und die Stellung diplomatischer Agenten, und die Entschädigung für alle aus der Thätigkeit der Beamten bei der Untersuchung entstehenden Unkosten.

In Antwort hierauf verfehlten weder Prinz Kung noch seine Collegen aus dem Tamên, Versuche zu machen, ob die englischen Forderungen sich nicht herabstimmen ließen; sie bestritten der britischen Regierung das Recht zur Ernennung von Beamten als Beisitzern eines chinesischen Untersuchungsgerichts, und ferner zur Sendung einer zweiten Mission oder permanenter Beamten zur Beschützung englischen Handels an andern Orten als den bestimmt angegebenen Seehäfen. „Das chinesische Gouvernement", so erklären sie mit Emphase, „hat nun und nimmermehr einem Ausländer die Berechtigung zum Handel in einem seiner Unterthanenstaaten verliehen." Die Ernennung russischer Beamten als wohnungsberechtigt in Urga und Kuldja, an der mongolischen Grenze und in Turkestan widerspricht jedoch dieser Erklärung; der erste russische Consul zu Urga wurde durch einen Zusatzparagraphen des unter dem 14. Nov. 1860 zu Peking ratificirten Vertrages, d. h. wenige Tage, nachdem die englischen und französischen Truppen anlangten, eingesetzt. Die Verhandlungen waren seitens der Russen ohne Zweifel in dem Moment mit Macht betrieben worden, als der Kaiser der Chinesen bereits Vorbereitungen zur Flucht aus seiner Hauptstadt traf und seine Regierung nicht in der Lage war, auch noch einem dritten Feinde widerstehen oder irgendwelche feindliche Haltung an ihrer mongolischen Grenzlinie gleichmüthig mit ansehen zu können. Die seitens Chinas aufgestellten Unterschiede zwischen den mit Rußland an seinen Handelsgrenzen abgeschlossenen Vertragsparagraphen und denen mit Großbritannien halten insofern nicht Stich, als auch letzteres eine asiatische Macht ist, die eine fortlaufende Grenzlinie Nepaul, Thibet und Burmah entlang, sämmtlich Tributstaaten des chinesischen Reiches, hat. Will man behaupten, sie berührten ja nicht China selbst, sondern nur seine Hülfsstaaten, so paßt dasselbe Argument auch

ebenso gut auf Rußland, da weder die Mandschurei noch die Mongolei ein Theil des eigentlichen Reiches der Mitte ist. Doch mehr als das: Shishmarow, der erste Consul in Urga im Jahre 1868, unternahm eine schnelle Reise von 13 Tagen von Urga nach Uliasutai zum Abschluß einer Handelsconvention mit dem chinesischen Amba. England kann daher wol fragen, nach welchem Paragraphen internationalen Rechtes China den Briten jeden Zutritt nach Nepaul oder Thibet verweigern will, während es den Russen denselben in die Tributstaaten gestattet. Vor wenigen Jahren (1868—69) stellten die Franzosen eine ähnliche Forderung für einen Consulatsposten in Urga und haben sich, damals abgewiesen, von neuem im Verein mit England um diese Gunst beworben.

In Bezug auf die andern gestellten Forderungen — diplomatischer Verkehr mit den höhern Staatsbeamten und Departementschefs, Abhülfe der Beschwerden aus dem Lekin-System, die Transitzölle auf britischen Landhandel und schließlich die Zahlung einer Entschädigungssumme — machte man mehr oder weniger geschickte Ausflüchte. Auf das erste entgegnete man, daß die Formen der Etikette in beiden Ländern verschieden und man gegenwärtig verhindert sei, daran zu rütteln; die Transitzölle hätten mit der vorliegenden Angelegenheit nichts zu thun, und mit Rücksicht auf eine Schadloshaltung sei man auf chinesisches Gesetz angewiesen, das man anrufen solle, und welches die Summe nach dem Werth der verloren gegangenen Effecten berechnen und zur Zahlung anweisen würde.

Unzweifelhaft hatte das chinesische Gouvernement rechtlichen Grund genug für die Zurückweisung dieser Forderungen, mit Ausnahme vielleicht der verlangten Bestrafung der Verbrecher, die an dem Morde Margary's und dem Angriff auf Browne's Mission betheiligt waren. War ein kriegerischer Act mit oder ohne Sanction der Regierung begangen worden, so war sie für die Sünden ihrer Provinzialbeamten verantwortlich, und damit auch verpflichtet zur Entschädigung in Geld, Land oder Handelsprivilegien. Inwieweit es klug war, diplomatische Privilegien und längst bekannte Klagen über Transitzölle in eine Mordaffaire einzuflechten und damit den rechtlichen Boden capriciös zu verlassen, ist höchst fraglich. Mindestens erleichterte man sich dadurch den Geschäftsgang in keiner Weise, sondern belästigte den Prinzen Kung und sein Departement mit allen möglichen Forderungen so vollkommen, daß erst am 16. Oct. die wichtigste derselben, die Entsendung Grosvenor's als Beisitzers der Untersuchungscommission in der Yunnanprovinz, beschlossen wurde und dieser Herr ohne Aufenthalt zu seiner schwierigen Mission abging.

Wer mit den Verhältnissen von Land und Leuten nur irgendwie bekannt war, konnte über das Resultat dieser Untersuchung von Beginn an nicht sehr sanguinisch denken; Grosvenor und seine beiden Dolmetscher Davenport und Baber konnten sich allenfalls so weit über den Fall informiren, um die Bestrafung sogenannter Scheinmänner an Stelle der eigentlichen höher gestellten Mörder zu verhindern. Das war immerhin etwas; daß aber die wahren Verbrecher ans Tageslicht gebracht und durch vertrauenswerthe Zeugen überwiesen werden würden, hielt man für zweifelhaft, ja für unmöglich. Ohne Tortur bringt man in China von Angeklagten und Zeugen selten die Wahrheit heraus, und die Anwendung dieser Unter-

suchungsform konnten doch fromme Engländer unmöglich erlauben; auf der andern Seite kann Todesstrafe nur nach Geständniß des Verbrechers ausgesprochen werden oder auf die Aussage von Augenzeugen hin, die den Mörder noch mit blutigen Händen dem Arrestlocal zuführen. Höchst wahrscheinlich bildeten die Mörder im vorliegenden Falle einen Theil der aufgelösten rohen Soldateska, die unter gewissen heimlichen Befehlen höher Gestellter das Verbrechen beging, obwol der Nachweis positiver Instructionen hierzu schwierig sein würde und das Ganze einem Misverständniß ähnlicher sieht. Und als solches hat es sich in Wahrheit herausgestellt; weder Li-ssa-sa-ye noch seinem Neffen hat man die Führung der gefährlichen Bande nachweisen können, und das chinesische Reich ist so weit und Flüchtlinge sind so sehr geschützt, daß an eine gründliche Klärung der Angelegenheit nicht zu denken ist.

In Bezug auf andere Forderungen konnte man von vornherein auf die Zahlung jeder geforderten Summe rechnen, irrte sich aber in der Annahme, daß der District selbst, in dem das Verbrechen geschehen, dafür verantwortlich gemacht und durch eine empfindliche Geldstrafe für lange Zeit von der Neigung zu so grausamen Acten geheilt werden würde. Das Gouvernement, d. h. das kaiserliche Schatzamt, gab die Summe her, die in solcher Form mehr wie ein Blutgeld und ein für britische Menschenleben eingesetzter Preis aussieht, was in England von neuem Aergerniß erregt hatte. Die Verbesserung britischer diplomatischer Beziehungen in Peking, die Etablirung einer Handelsroute über die burmesische Grenze nach Yunnan hinein unter wohl überlegten Regulativen und die Aufhebung der Steuerbeschwerden im Inlande würde nach der Meinung englischer Geschäftsmänner die beste Compensirung gewesen sein.

Hierbei aber blieben die Projectmacher zu London und Kalkutta nicht stehen. Ihrer Majestät Regierung sollte auch gleichzeitig die Entfernung aller Besteuerungen an der Grenze zwischen den tributpflichtigen Staaten von Nepaul und Thibet und Indien beantragen, hier würden britische Handelsinteressen die rechte Entschädigung für kriegerische Acte suchen und finden müssen. Eine effective Befreiung ihrer Waaren von dem lästigen Lekin, der jedem Gouverneur und Beamten einer Provinz zu den unerträglichsten Betrügereien und Ungerechtigkeiten Thür und Thor öffne, gegen die selbst die administrative Verwaltung der Centralstelle bis dahin hülflos gewesen sei, wäre nicht mehr als gerecht und müßte durch ein Edict von Peking ins Werk gesetzt werden. Woher sollte in der That eine radicale Reform dieser Uebelstände wol kommen, in einem Lande, wo vom Vicekönige abwärts bis zum Steuerofficianten und Polizeidiener, jeder seiner eigenen Idee über Einnahme der Zölle und Abgaben folgt? Es würde das ungefähr dieselbe Revolution in fiscalischen Angelegenheiten und Budgets hervorrufen, als wenn wir im Königreiche Sachsen, dessen bescheidener Quadratinhalt kaum demjenigen einer einzigen Provinz Chinas entspricht, plötzlich jeden Beamten des Staates und der einzelnen Municipalitäten nach dem Werthe seiner Arbeit und den darauf verwendeten Kenntnissen bezahlen wollten. Und was hier unausführbar, würde im chinesischen Reiche, allein vom rein finanziellen Gesichtspunkte aus, tausendmal mehr unmöglich sein, indem die Staatsdienste nicht bezahlt werden, die Erhe-

bung ungesetzlicher Summen, Bestechungen u. s. w. als nothwendige Bedingung im öffentlichen Amte betrachtet wird. So war es einst in England und ist noch theilweise in allen osteuropäischen Staaten der Fall; wie der britische Ministerresident seine Reformen durch die Vereinnahmung von Inlandzöllen, mit Bezug auf englische Waaren, erreichen wollte, bleibt unerfindlich. Uns scheint es nach langem und ernstem Studium der Frage in allen ihren Beziehungen, daß die einzige Hoffnung in einem Arrangement liegt, durch welches sämmtliche inländische Zölle irgendwelcher Art auf ausländische Waaren verboten und die chinesische Regierung in demselben Betrage durch maritime Hafenzölle schadlos gehalten würde. Auf dieser Basis führte man bereits 1869 Zusatzparagraphen ein, denen jedoch die britischen Kaufleute durch ein lächerliches Mistrauen solche Opposition machten, daß selbst die ersten Experimente schon ins Wasser fielen. Eine andere Schwierigkeit bestand jedoch noch, auf die ein britischer Generalconsul in einer Depesche an Lord Derby und später an den Consul zu Shangai hinwies; er erinnerte die Handelswelt dieser Stadt daran, daß ein englischer Consulatsbeamter nicht das Recht habe, eigenmächtige Zusätze, wie sie gerade den Kaufleuten Shangais convenirten, zu Handelsverträgen zu machen. Und vollkommen richtig fügt er hinzu, daß ja dadurch der am wenigsten interessirten Vertragsmacht, wer immer sie auch sein möge, eine Handhabe zur Vernichtung der wichtigsten Conventionen geboten sein würde. Das ausländische Geschäft in China ist gemeinsames Gut und Eigenthum, veränderte Bestimmungen hierüber müssen, um wirksam zu sein, von allen Betheiligten angenommen und in die Praxis übertragen werden.

Nach wie vor sind wir überzeugt, daß das chinesische Gouvernement nichts von seiner traditionellen Widerwilligkeit gegen jede Bewegung zu Gunsten größerer Verkehrsfreiheit oder gegen alle Vertragsverpflichtungen aufgegeben hat, und daher die fortwährende Verletzung derselben seitens der Provinzialbeamten und des Volkes stammt, auf deren Abhülfe der Ausländer nur geringe Hoffnung setzen kann.

Diese Abgeschlossenheit von der übrigen Welt ist jedoch auch unzweifelhaft eine fortwährende Quelle von Gefahren, und wir können nur hoffen, daß diese Wahrheit schließlich dem Prinzen Kung offenbar geworden, der in seinem Memorandum der Tsungli Yamên an den Thron den Verkehr zwischen den Departementschefs und andern hohen Beamten mit den auswärtigen Ministerresidenten und diplomatischen Agenten bei fremden Regierungen empfiehlt. Hoffen wir, daß diese Negociationen den Beginn einer neuen Aera in den auswärtigen Beziehungen mit China bezeichnen, daß die verlorenen Menschenleben nicht umsonst geopfert und die Bemühungen zu einem freundlichen Verständniß auf Entgegenkommen rechnen dürfen. Der gegenwärtige Stand westeuropäischer Mächte zu China ist höchst unbefriedigend, da die westländische Diplomatie sich der starren, unbeweglichen chinesischen Politik gegenüber im größten Nachtheile befindet und all unsere Fähigkeit und Energie sich bei einem Rencontre mit dem passiven Widerstande des andern Theiles als nutzlos erweist. Hier gibt es kaum eine andere Hülfe als durch Gewalt und Krieg. Dreimal innerhalb 30 Jahre ist Großbritannien zu diesem äußersten Mittel getrieben worden, und kein Jahr ist ohne neue Gewaltthaten und Ungesetzlichkeiten der chinesischen Provinzialbehörden vergangen; der Ersatz war in jedem Falle ungenügend

und führte in den meisten nur zu langathmigen Correspondenzen, die dem heißblütigen Engländer volle Zeit zur Abkühlung ließen.

Der britische Ministerresident in Peking, Mr. Wade, hat für seine Aufgabe ausnehmende persönliche Vorzüge mitgebracht, da eine langjährige Erfahrung im Lande ihm nicht nur große Bekanntschaft mit der chinesischen Natur und dem Volkscharakter verschafft hat, sondern ihm auch seine seltene Vertrautheit mit ihrer Literatur und ihren Classikern im Original und die vollkommene Herrschaft über ihre Sprache zu statten kommt. Und dennoch bleibt es in der Praxis dabei, daß alle diese diplomatischen Versuche unzureichend für eine befriedigende Lösung westländischer Fragen sind; in China ist kein Feld für eine ehrliche Diplomatie und keine beweiskräftige Logik übt Einfluß auf chinesische Beamte aus, sobald ausländische Interessen im Spiele sind. Man ist zuerst von der Höflichkeit und der Geduld, mit der sie auf den Vortrag des Beschwerdeführers lauschen, aufs angenehmste berührt und verspricht sich allen Erfolg, ja, man glaubt an ihre offenbare Bereitwilligkeit, sich eines Andern, Bessern belehren zu lassen; sobald jedoch der Gegenstand in seinen Vorstadien erschöpft ist und das definitive Resultat die Sache krönen soll, folgt die Enttäuschung. Bei dem letzten Hin- und Hererwägen der Chancen für und wider wird dann vielleicht urplötzlich und mit der kältesten Miene die Frage aufgeworfen, was man denn eigentlich wolle, und wochenlange Correspondenz und persönliche Zusammenkünfte werden so vollkommen ignorirt, als wären es Hallucinationen gewesen. Was bleibt da dem fremden Diplomaten und dem Ausländer übrig? Beide mögen durch dies System passiven Widerstandes ermüdet und verletzt sein; der chinesische Beamte aber kommt Tag für Tag mit demselben lächelnden Gesicht, ist niemals ermüdet oder nachgiebig, ausgenommen er sähe denn hinter sich etwas mehr Faßliches als nur Worte und fragliche Argumente. Bis dieser Moment kommt, ist sein Verhalten nur das des Wolfes in der Fabel, der lesen lernen wollte, die Buchstaben aber nicht erkennen konnte, weil neben ihm ein junges, fettes Lamm stand.

So entmuthigend und fremdartig das scheinen mag, so ist es doch nach dem starrköpfigen Festhalten derselben an ihren Ideen und Wünschen schließlich nicht verwunderlich und auch nicht ohne Parallele in andern Ländern; in fast allen und sicherlich in allen alten Reichen mit einer Geschichte und mit Traditionen existirt eine nach Princip und wissentlich jeder Neuerung opponirende Partei. Jede Form und Art derselben ist diesen Leuten durch Gewohnheit, Geschmacksrichtung und Verbindungen hassenswerth. Die Worte „Neuerung" und „Fortschritt" verletzen ihr Gehör, bedeuten nichts wie Unglück, Ruin und Anarchie mit allen ihren Anhängseln von Plünderung und Gewaltthätigkeit. Die den Ausländern feindliche Partei in China ist nur eine verstärkte Form desselben Phänomens und ist dadurch doppelt gehässig, weil sie sich leider in der Majorität im Lande befindet. Mit ihr geht die Masse des Volkes, und nicht nur Volkshaufen, sondern auch die gebildeten Klassen; ihnen allen gegenüber ist die Diplomatie demnach von keinem Belang, wenn hinter ihr nicht Armeen und Panzerschiffe winken.

China innerhalb der großen Mauer repräsentirt den Centralkern einer Unificirung und Civilisation, in der sämmtliche Tataren- und Mongolenhorden in

successiver Folge von den hyperboreischen Regionen Sibiriens und den Mongolensteppen und Wüsteneien in Ost und West wie durch Naturgesetze ihren Schwerpunkt fanden, um aus Nomaden in Bürger und aus Hirtenvölkern in Ackerbauer und Händler umgewandelt zu werden. Die absorbirende und assimilirende Macht des Chinesen seit Beginn dieses Fusionsprocesses und der Amalgamirung von Stämmen zu einer Masse ist eine der bemerkenswerthesten Eigenthümlichkeiten ihrer Geschichte. Dynastien haben gewechselt, Chinesen, Mongolen und Tataren sind einer dem andern, manchmal in schnellstem Wechsel gefolgt, der Wandlungsproceß in China aber blieb ein fortdauernder und sicherer; zuletzt endlich hatten sie von den Ueberfällen dieser harten und wilden Nomaden, die sich an ihre Grenzen drängten, nichts mehr zu fürchten als augenblickliche Verwüstung und Unruhe in den zuletzt annectirten Provinzen.

Hieran schließt sich eine andere und nicht weniger charakteristische Eigenthümlichkeit mit Bezug auf diese Verbindung der Rassen. Die Chinesen als Volk haben nämlich stets durch höhere Civilisation und größere Zahl die Art von Herrschaft und Autorität, welche die höhern und vollkommener organisirten Geschöpfe in der animalischen Welt stets auf ihre Umgebung ausüben, aufrecht zu erhalten gewußt, und daraus folgte wieder durch Naturgesetz, daß sie auch über die Nomaden und wilden Horden der weiten Regionen über ihre Grenzen hinaus, bis zu dem Himalaja eine controlirende Gewalt und mehr oder weniger absolute Herrschaft sich anmaßen durften. Wenn es nothwendig erschien, wurde diese Suprematie durch Truppen zur Geltung gebracht, und in dieser Weise Eleuthen und Turguthen, erstere einst die mächtigsten Stämme Centralasiens, fast ausgerottet und die Reste in die Wildniß gejagt. So finden wir in Songarien gemischte Elemente von Eleuthen und Turguthen und Ueberbleibsel der Songaren, zusammen mit Mongolen, Mandschus und chinesischen Truppenansiedlern und Verbrechern, und in friedfertigem Verhältniß. Was den Erfolg dieser scharfsinnigen Politik betrifft, so braucht man nur auf die merkwürdige Sicherheit der Handelsstraße auf der Linie über die Wüste aus dem Paß von Kiayu nach Hami und Urumtsi hinzuweisen, seit Zeitaltern die inländische Verkehrsstraße zwischen dem Westen Chinas und den Regionen um und in den Bassins des Yarkandstromes und der Kaspischen See, die im erfreulichen Contrast steht zu den Räubereien und Ueberfällen auf den Straßen Bokharas und den südlich und westlich vom Belgur-Tag liegenden Landstrichen. Dies war besonders auffällig in den Tagen der Mongolendynastie, unter Kublai-Chan, der eine lange Reihe rebellischer Einfälle siegreich zurückschlug und das Land gründlich säuberte. Noch ein anderes charakteristisches Moment darf nicht übersehen werden. Durch Politik und die schnelle Adoptirung eines vorherrschend religiösen Elements nämlich waren die Chinesen stets im Stande, in ihren Eroberungszügen außerhalb der großen Mauer sämmtliche Tataren- und Mongolenstämme zu verwenden und dadurch sich die Oberhoheit über die Mongolei, Ili, die sämmtlichen weiten Regionen auf jeder Seite der chinesisch-tatarischen Gebirgskette zu verschaffen; alles das wurde von Peking aus regiert.

Die große Stadt Kaschgar, im nordwestlichen Winkel des südlichen Stromlaufes des Yarkand belegen, ist das Centrum für mehrere hier einmündende Straßen, einschließlich der großen Karavanenroute von China durch Kucha, die hier endet; und der hier concentrirte Handel macht es zum Emporium Centralasiens, wo Russen, Thibetaner, Afghanen, Sikhs und Vertreter aller Provinzen des chinesischen Reiches und aus dem Thale des Kaspischen Meeres zu finden sind. Ein Theil dieses Geschäfts und dieser regen Thätigkeit ist seit der Rebellion im Jahre 1865 nach Yarkand übergesiedelt, welches dadurch Hauptstadt geworden und zum Regierungssitz von Jakub-Beg oder dem Atalih-Gazi, wie der Herrscher gewöhnlich titulirt wird, gewählt worden ist. Ergibt sich daraus nicht, daß die Chinesen als Nation in der Folge von Jahrhunderten sich nicht allein bei weitem mächtiger als alle umwohnenden Völker erwiesen, sondern daß sie auch eine absolute Ueberlegenheit in der Kunst des Regierens besitzen? Zuerst gelang es ihnen, alle die rohen und disharmonischen Elemente unter eine Form der Autorität zu bringen, dann aber sie durch größere Civilisation und geistigen Einfluß an sich zu fesseln. Ueber Tausende von Quadratmeilen, weite Wüsteneien, Steppen und Bergplateaux bis zum Herzpunkte Asiens und weit hinein ins indochinesische Inselgewirr, südlich zu den Himalajas in Nepaul, Bhutan und Thibet sind sie mit unwiderstehlicher Gewalt fortgeschritten und müssen durch die Ausdehnung ihrer Territorien, die Anzahl und die Industrie ihrer Bevölkerung und die Traditionen und das Gebäude ihrer Regierungsform als Oberherrscher in Ostasien und als die einzige große Macht angesehen werden, die Rußland im Gleichgewicht hält und mit ihm an den centralen Communicationslinien der uralten Handelsstraßen von Europa nach Indien theilhat. Rußland steht zu Urga und Kuldja in nächster Berührung zu zwei der größten Straßen vom Westen nach China hinein; Yarkand würde ihm die Macht verleihen, sich die Pforten zu den westlichen Provinzen und den Pässen durch Thibet nach Lassa und Batang und den Grenzen Szechuens, der reichsten der 18 Provinzen des chinesischen Reiches, zu öffnen. Daß China aber den Schlüssel zu seinem Mittellande und dem bestverschlossenen seiner Tributstaaten, Thibet, selbst zu behalten wünscht, ist klar. Die Zeitungen theilten vor zwei Jahren mit, daß eine Handelskaravane und wissenschaftliche Expedition unter Kosakenbegleitung die russisch-sibirische Provinz Semipalatinsk verlassen hätte, um auf der neuen Route von Sainan nach Lan Tchu, am Gelben Strom, Westchina zu erreichen; dieser neue Weg ist 2000 Werst kürzer wie der über Kiachta und für schwerstes Fuhrwerk geeignet.

Die Semipalatinskroute soll in directer Linie die große Karavanenstraße bei Hami treffen, von dort über die Hobiwüste bis zu ihrem engsten Theil laufen und China durch das westliche Portal des Kiayupasses betreten; wird den Russen durch die Erlaubniß des chinesischen Gouvernements dieser Weg geöffnet, anstatt daß sie wie vordem in Kiachta und Urga halt machen müssen, so sind die Beziehungen beider Reiche wesentlich verändert: auf welchen Grund hin will ihnen England auf den Straßen nach Thibet von Sikhim und Nepaul und Assam oder nach Yunnan hinein über Burmah dann noch opponiren? Mit demselben Recht, wie ein russischer Consul in Urga seinen Sitz genommen hat, mag auch England einen solchen in

Shasa oder Batang einsetzen, und so natürlich der Wunsch der russischen Regierung scheint, seinem westsibirischen Handel die directeste Route nach China zu öffnen, wo ihm unbegrenzte Vortheile und ein fortlaufender Wassertransport winken, ebenso erklärlich ist es der des englischen Gouvernements, durch Nepaul in Centralasien und seine Märkte oder in Thibet durch das Mishmithal eintreten zu dürfen, um Assamthee und andere indische Producte vom britischen Burmah nach Yunnan einzuführen. In Wirklichkeit ist die Zeit für das Aufgeben der Isolirungspolitik Chinas, selbst inmitten der partiellen Grenzen maritimen Handels, gekommen; beide, Rußland und England, als gleich mächtige Ost- und Westmächte, sind heute Grenzstaaten des chinesischen Reiches und dürfen in ihrem eigenen Interesse sich einen freien Landweg für ihre Waarensendungen nicht länger wehren lassen.

Der nächste große Wendepunkt im Verhältniß Chinas mit den Vertragsmächten muß daher die Gewährleistung dieser Forderung sein, wie widerwillig auch die Centralregierung zu Peking sich zu weitern Concessionen entschließen mag. Vom strategischen Gesichtspunkte aus wird sie noch das östliche Turkestan zurückzunehmen und die große centrale Vereinigung der Karavanenstraße zu Yarkand, zwischen Ost und West, d. h. zwischen den chinesischen Provinzen und Westasien zu controlliren wünschen, die vor der Entdeckung der Umschiffung des Cap den kolossalen Reichthum Indiens und Chinas Jahrhunderte hindurch nach Europa trug. Bisher war es die Politik Rußlands, exclusiven Besitz und ein Monopol dieser Handelsstraßen zwischen dem Westen Chinas und Centralasien zu erhalten und dadurch die commerziellen Interessen Britanniens als Orientmacht und Beherrscherin Indiens aufs tiefste zu schädigen. Den Engländern erscheint eine auf Monopolsprincipien begründete Politik unter solchen Umständen als Feindschaft, und die einzige Bedingung, unter der Rußland, China und England in territorialer Freundschaft miteinander leben können, ist die der Reciprocität und Gleichheit in allem, was mit Handelsinteressen und Productenverkehr zusammenhängt. Wollen beide Reiche, so erklärt England, das zugestehen, soll jede Rivalität oder ein Conflict mit Bezug auf die Ausdehnung des Geschäftskreises aufhören, will man jeden Gedanken an Monopole u. s. w. fallen lassen, so ist eine Störung friedlichen Zusammenwirkens nicht zu befürchten.

Alle neuere Mittheilungen über China und Rußland und ihre Intentionen und Ziele geben jedoch wenig Hoffnung, daß das eine oder das andere die gemeinsamen Interessen aller verstehen wird; eine Trace der Eisenbahn durch Mittelasien über Ekaterinenburg und Taschkend in einer Länge von 2148 Kilometer mit einem Anschluß an die sibirische Linie von Nijni Troumene deutet offen eine directe Handelsroute zwischen Westsibirien und dem westlichen China an und erregt das Mistrauen der britischen Regierung im höchsten Grade. Ein noch wichtigeres Telegramm, das alle Zweifel in Bezug auf Rußland, nach welcher Seite es sich bei einem Ringen zwischen dem Atalih-Gazi (Jakub-Beg) zu Yarkand in Ostturkestan und den chinesischen Truppen wenden wird, beseitigt, bestätigt, daß „der russische Oberst Sosnowski während seines jüngsten Aufenthalts in den Mongolenprovinzen Westchinas durch Vertheilung von 20000 Pud Weizen an die in diesen Theilen

stationirten Truppen es der chinesischen Regierung dadurch ermöglicht, die Fortsetzung kriegerischer Operationen in Dsungari im Gange zu halten".

Die Wichtigkeit dieses Schrittes darf nicht übersehen werden. Indem man gemeinsame Sache mit den Chinesen macht, wird man die Unterwerfung Jakub-Beg's wahrscheinlich vollenden, und eine solche Niederlage bedeutet nicht nur die Zurückeroberung und vollkommene Besitznahme des sogenannten östlichen Turkestan, mit dessen Herrscher England einen Freundschaftsvertrag geschlossen hat, sondern die Ausrottung der muselmanischen Bevölkerung und das Schließen der Grenze gegen britischen Handel. Rußland hofft, auf diese Weise das unbestrittene Monopol des gesammten centralasiatischen Geschäfts von Bokhara und Yarkand bis Batang zu sichern und in die reichen Provinzen Westchinas mit geringfügigen Kosten durch einen kühnen Staatsstreich einzudringen. Rußland und China, das eine auf der nördlichen, das andere auf der Süd- und Ostseite Asiens, mögen sich nun die Hand reichen und thun, was ihnen beliebt; die Bewohner der fruchtbaren Thäler Kaschgars und Yarkands können sich wie einst die Söhne Korah's gratuliren, daß nun „Gnade und Wahrheit sich vereint und Recht und Frieden sich den Bruderkuß gegeben haben". Chinesische Regenten sehen in einer russischen Allianz eine solide Basis für ihren Widerstand gegen die andern Mächte und glauben, die Gefahr für ihre eigene compacte Masse in Verbindung mit einem nahen und so mächtigen Freunde mache das Leben erträglicher als ein künstlich aufgebautes Vertragsverhältniß mit ewig drohenden Verwickelungen im Verein mit allen andern.

Gavarni.

Von

Bruno Walden.

Mit Naivetät, aber auch mit voller Anschaulichkeit schildern die Brüder de Goncourt in ihrem Werke „Gavarni, l'Homme et l'Oeuvre" diese mächtige Künstlernatur, die in den 10000 Zeichnungen, die sie der Welt hinterlassen, so ziemlich alle Seiten des Lebens illustrirt hat, mit Ausnahme einer einzigen nur: der versöhnlichen. Man hat Gavarni häufig den französischen Hogarth genannt, allein, wie uns dünkt, mit Unrecht. Der Engländer war ein klar bewußter, auf moralische Tendenz abzielender Satiriker; bei dem Franzosen aber war die Satire in seiner ersten Periode eine ganz unabsichtliche, in seiner zweiten nur ein Ausdruck der Verbitterung. Er hatte gar keine Ahnung von dem erschütternden Cynismus seiner Serie „Les enfants terribles" und sah nur einen guten Spaß darin, wenn das Kind vor der Mutter den Vater und vor diesem und der Welt die Mutter bloßstellt. Und wenn er den „Lorettes" der ersten Periode in der zweiten den geradezu tragischen Cyklus der „Lorettes vieillies" folgen ließ, so lag darin keine moralische Absicht; hier wie dort gehorchte er einem Impuls. Aber auch die kleine Gruppe sittenstrenger Republikaner, die kurz vor der 1848er Revolution den Beschluß faßte, ihn, falls ihre Partei ans Ruder käme, als „corrupteur du peuple" guillotiniren zu lassen, befand sich, was seine Absicht zu corrumpiren anbelangt, im Irrthum. Es fiel Gavarni so wenig ein, corrumpiren als moralisiren zu wollen; er hat nur einfach wiedergegeben, was er gesehen; allein trotz seines so merkwürdig scharfen Künstlerblickes, der alles und jedes im Fluge zu erfassen schien, war er vollkommen blind für den idealen Gehalt des Lebens, der unter seinen 10000 Zeichnungen auch nicht auf einem Blättchen Ausdruck gefunden hat. So ganz und gar gab er nur das Gesehene wieder, daß er sich trotz seiner Genialität nicht zu allgemein-menschlicher Bedeutung steigerte, sondern nur Situationsbilder gestaltete und so schon veraltete, noch ehe er selbst alt geworden war. Wie wunderbar scharf sich ihm das Gesehene einprägte, bezeugt am besten, daß er eine Person, der er 20 Jahre früher auf der Straße flüchtig begegnet war und die nichts abnorm Auffälliges an sich trug, nach dieser Frist noch mit markanter Aehnlichkeit auf einer seiner Skizzen anbrachte. Als er aber, vom Schauen übersättigt oder nicht mehr eindrucksfähig, nur noch aus der Erinnerung schöpfte, da blieb seine Production wirkungslos, weil die wandelbare Lebensoberfläche seither andere Formen angenommen hatte und das crüde Bild

somit seine einzige Berechtigung, seinen einzigen Reiz und Werth: das Gepräge der Wahrheit, verloren hatte. Das Publikum, das ihm früher zugejubelt, ließ ihn nun empfinden, daß er sich überlebt habe, und der gefeierte Illustrator des pariser Lebens in den dreißiger und vierziger Jahren mußte 15 Jahre später, um sein Brot zu verdienen, widerwillig „Gulliver's Reisen" und das Kinderbuch par excellence: „Robinson Crusoe", illustriren.

Und noch gewaltiger als im Künstler war der Rückschlag im Menschen. Gavarni, der, nach der Bezeichnung seiner Biographen, in künstlerischer Neugierde, das Leben in allen seinen Gestaltungen kennen zu lernen, und in unersättlichem Vergnügensdurst wie mächtigem Schaffensdrang zwei, ja drei Existenzen zugleich geführt hatte, verlor alles Interesse an seiner Kunst und empfand ein bis zum Krankhaften gesteigertes Bedürfniß nach Einsamkeit und ausschließlichem Gedankenleben. Die Leidenschaft seines Alters war die Mathematik. Gewaltige Entdeckungen schwebten ihm vor, und sein Ehrgeiz gipfelte in dem Wunsche, der Welt ein „Théorème Gavarni" zu hinterlassen, ein Wunsch, der zur fixen Idee ward. Es traf bei Gavarni zusammen, was sich nur selten vereint findet: ein gewaltiges specielles Talent und ein mächtiger Intellect. Zur Zeit der Vollkraft hatte er beide dem Dienst des Augenblicks untergeordnet; nun da die Erschöpfung einzutreten begann, steckte er sich Ziele ins Unendliche. Der Mann ist eine so merkwürdige Erscheinung, sein Lebenslauf so vielfach bedeutsam, daß es sich wol lohnt, ihn näher ins Auge zu fassen.

Guillaume Sulpice Chevallier — den Namen Gavarni hatte er nach einem Orte in den Pyrenäen als Künstlerpseudonym angenommen — kam in Paris am 13. Jan. 1804 zur Welt. Sein Vater, der als Sectionsmitglied an der Revolution Antheil genommen hatte, beschloß sein Leben als Kleinbürger im Marais. Im Alter von 13 Jahren ward der Knabe zu einem Verfertiger mathematischer Instrumente in die Lehre gegeben, was seltsamerweise erst gegen seinen Lebensschluß zu bestimmenden Einfluß auf den Künstler nahm. Weder in seiner dumpfen Häuslichkeit noch in dieser Laufbahn konnte der überreich mit Talent begabte Knabe jene Anregung finden, die ihn geradeswegs seinem Beruf zugeführt hätte. So mußte er denn alle Phasen eines Entwickelungsganges durchmachen, in dem die eigene Begabung sich ohne äußere Unterstützung und ohne jegliche Ermuthigung auf mancherlei Umwegen selbst Bahn brach.

Die erste Jugend verfloß ihm in fortwährendem Schwanken der Berufswahl und häufig in Kämpfen mit positiver Noth. Bald sehen wir ihn in Paris im Conservatoire des arts et métiers mit vollstem Eifer Mechanik studiren, dann wieder sich in Bordeaux mit Kupferstecherei befassen, in Tarbes und in den Pyrenäen als Steuerbeamter fungiren und dann wieder in Prosa und in Versen seine hochfliegende Phantasie und seine noch ungeübte Feder versuchen, abwechselnd himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt, stets in wechselnden Stimmungsextremen. Endlich glaubte er seinen Beruf klar erkannt zu haben und aus der Umgebung von Tarbes schrieb er nach Hause: „Ich bin nicht mehr der launenhafte, junge Mann, der in momentanem Enthusiasmus von einem Berufszweige

zum andern schwankt, ich habe nun ein für immer festgestecktes Ziel: ich werde Maler."

Doch kam der Entschluß, sich der bildenden Kunst zu widmen, später erst in Paris voll zur Reife und Geltung, als Gavarni, damals im Alter von 25 Jahren, sich von der conventionellen Darstellungsweise freimachte und in directer Anschauung aus dem Leben schöpfend Sicherheit gewann und zugleich die Eigenart seines Talents kennen und verwerthen lernte. Eine vulkanische Natur von üppiger Gedankenfülle und constanter leidenschaftlicher Erregung, hätte Gavarni wol nie die Ruhe und Klärung gefunden, welche die eingehende Ausführung eines vollendeten Kunstwerkes bedarf. Vielleicht aber war es weniger diese Erkenntniß, als der Sturm und Drang in seinem Innern, der ihn trieb, den Pinsel beiseitezulegen, um sein Talent in wahrhaft fieberhafter Hast mit dem Zeichenstifte zu bethätigen. Bis dahin hatte er sich technisch noch unfrei gefühlt, seine Eigenthümlichkeit hatte mit dem Herkommen noch im Kampfe gelegen; sobald er jedoch den Muth gewonnen hatte, sich nur an das Reale zu halten und „vor allem wahr zu sein", verlor sich diese Unsicherheit. Seine Linien gewannen Festigkeit, seine Umrisse scharfe Charakterausprägung und die Lebendigkeit seiner Eindrücke, die Originalität seiner Gedanken begann mit jener Prägnanz, Ausdruck zu gewinnen, die ihn so schnell in seinem Genre berühmt werden ließ. In vielen Tausenden von Exemplaren verbreiteten sich seine lithographirten Skizzen in den Journalen über ganz Frankreich und auch weit noch über dessen Grenzen hinaus, flüchtig hingeworfen und dennoch ätzend scharfe Sittenbilder aus dem pariser Leben. Die „Travestiments" und „Diableries" hatten ihm so rasch glänzenden Ruf erworben, daß alle einschlägigen Blätter um Illustrationen von Gavarni wetteiferten. Eine überraschende Productionskraft entwickelnd, befriedigte er ihre Anforderungen mit wunderbarer Leichtigkeit. Für das Journal „Paris" allein entwarf er einstmals binnen einer Woche 27 Skizzen und binnen einem Vierteljahre lieferte er verschiedenen Zeitschriften 96 Zeichnungen. In rascher Aufeinanderfolge erschienen die Illustrationscyklen: „Un autre monde", die „Etudes d'enfants", „Les fourberies des femmes", „Les étudians de Paris", die „Lorettes" und „Enfants terribles", die „Boite aux lettres", „Clichy" u. s. w. Lauter lebensvoll prickelnde Studien aus den verschiedenen pariser Gesellschaftsschichten jener Zeit. Köstliche Frische zeichnet sie alle aus; in der unumwundenen Keckheit der Darstellung liegt oft eine versöhnende Naivetät, und wo dies nicht der Fall ist, müssen wir bedenken, daß ja eine gewisse Koketterie mit dem Cynismus ein Charakterzug dieser Periode gewesen.

Diese beinahe fieberhafte Thätigkeit mit dem Zeichenstift genügte Gavarni nicht, es drängte ihn zu jener Zeit auch nach schriftstellerischer Bethätigung. „L'homme seul", „Le choléra", „Les jarretières", „Madame Acker", „Une préface", „Gourmande et curieuse", kleine Romane und Erzählungen erscheinen so nebenher in einem Zeitraume von nicht ganz drei Jahren. Auch in ihnen findet sich viel von der Lebensfülle und Prägnanz, welche die Crayonskizzen Gavarni's auszeichnet, und auch literarische Eleganz ist ihnen durchaus nicht abzusprechen, wenn sie ihrerzeit auch von Sainte-Beuve gewaltig überschätzt worden waren. In „Des dragées pour un manteau" erzählt der Verfasser in zwar leichtfertiger, aber liebenswürdiger

Weise eigene Ergebnisse. „L'amour à Paris" erregte durch prickelnde Frische geradezu Sensation; allerdings eine rasch ersterbende. Auch lieferte er beinahe stets den Text zu seinen Illustrationen. Denn zuerst gestaltete sich ihm das Bild und erst aus diesem heraus wuchs seine Devise. Er selbst bemerkte darüber: „Ich suche in meinen Lithographien Leute hinzustellen, die mir etwas sagen. Sie müssen mir ihre Geschichte erzählen. Sie dictiren mir. Manchmal muß ich sie lange befragen, aber eben diese Gestalten geben mir schließlich die drastischen Antworten. Wenn ich eine Zeichnung zu einem schon fertigen Texte entwerfe, so kostet es mir viel Mühe und fällt doch lange nicht so gut aus: diese Geschichtchen wachsen mir aus dem Bleistift hervor, ohne daß ich sie voraus bedenke oder auch nur vorhersehe." Darum auch ist bei seinen Skizzen Text und Geberde in so vollständiger Uebereinstimmung. Dieser Zug kennzeichnet den Drang nach einer plastischern Form der Ausdrucksweise seines Talents, als sie sich dem Schriftsteller bietet.

Und während der Künstler mit solcher Fieberhast producirte, taumelte der Mensch von Genuß zu Genuß. Mit scharf accentuirtem Cynismus verkündete er, daß es für ihn nichts Erhabenes gebe. Tugend sei ihm ein leerer Begriff und die Liebe kenne er nicht, behauptete er, während er sich kopfüber in einen Strudel von Liebschaften, wilder Eintagsblüten, stürzte. In der Freundschaft rühmte er sich nur die Ausbeutung des Individuums zu betreiben. Von einem Fest jagte er zum andern, aus dem Schuldthurm nach dem Opernball, fortgerissen von einem wüsten Wirbel, der seine Productionsfähigkeit unglaublich erscheinen lassen müßte, läge ihm nur der Drang nach wildem Genuß zu Grunde. Der Heißhunger des Künstlers nach Eindrücken hatte wol zum mindesten ebenso großen Antheil an dem wüsten Treiben als Genußsucht. Einen Beweis für die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme liefert uns eine Eigenthümlichkeit Gavarni's, die ein ganz merkwürdiges psychologisches Problem zu nennen ist. Dieser Mann, der in solchem Traume lebte, daß ihm scheinbar auch nicht ein Augenblick zur Besinnung erübrigte, führte mit geradezu pedantischer Regelmäßigkeit Buch über seine Erlebnisse und Eindrücke. Einerlei, ob er aus dem Schuldgefängniß oder von einer rauschenden Unterhaltung heimkam, er registrirte des Tages Begebenheiten und Eindrücke mit analytischer Genauigkeit. Selbst die eigene Leidenschaft ist ihm ein Gegenstand kalter Beobachtung, die er künstlerisch verwerthet. Diese Aufzeichnungen sind eben die Quelle, aus welcher die Herren von Goncourt ihre so eingehenden biographischen Mittheilungen schöpfen.

Dem rastlosen innern Drang nach Bethätigung hatte sich auch noch der zwingende Sporn äußerer Nöthigung zugesellt. Als Gavarni den glänzenden Erfolg seiner Arbeiten und den ebenso glänzenden Nutzen, den die Journaleigenthümer aus denselben zogen, gewahrte, wollte er sich letztern selbst zueignen, indem er das „Journal des gens du monde" herausgab. Gänzlich mittellos, mußte er sich auf fremde Kapitalisten stützen, die ihn im entscheidenden Augenblick zur Mehrzahl im Stiche ließen. Ueberhastet ins Leben gerufen, ruhte das Unternehmen auf keiner nennenswerthen Basis und die genialen Zeichnungen Gavarni's, seine pikanten schriftstellerischen Beiträge und die ungleich werthvollern Alfred de Vigny's, Sainte-Beuve's, Théophile Gautier's und anderer hervorragender Autoren vermochten nicht, dasselbe

in dem auf sein Erscheinen unvorbereiteten Publikum rasch genug Wurzel fassen zu lassen. Das Geld dafür mußte mit so ungeheuern Opfern herbeigeschafft werden, daß sie immer wieder neue nach sich zogen, und Gavarni verwickelte sich immer tiefer in finanzielle Calamitäten, die selbst dann nicht aufhörten, als er sich genöthigt sah, das Blatt, auf das er so viele Luftschlösser gebaut, nach einem halben Jahre schon aufzugeben. Sie blieben ihm eine drückende Last bis an sein Lebensende und trieben ihn bald in irgendein Versteck vor seinen Gläubigern, bald brachten sie ihn in das Schuldgefängniß. Einer der Huissiers, die ihn auf seinen wiederholten Gängen nach Clichy begleiteten, versicherte ihm einstmals verbindlich, „daß es ihm zur besondern Ehre gereiche, einen Mann, dem er so vielen Genuß danke, kennen zu lernen". Auf Naturen wie jene Gavarni's aber wirkt die Besitzlosigkeit, ja die Unsicherheit der Existenz vollends zerrüttend.

Schon in seiner fröhlichen Zeit war Gavarni das Leben als eine Fratze erschienen, deren markanteste Züge er in toller Lustigkeit reproducirte. Waren seine Gestalten nicht geradezu Caricaturen, so streiften sie doch an dieselben. Uebermuth führte seinen Zeichenstift, obwol jede Linie desselben von scharfer zersetzender Analyse zeugte. Da trat eine Wandlung in dem Manne ein, die sich alsogleich auch in seinen Werken fühlbar machte, wie denn überhaupt der künstlerische Entwickelungsgang Gavarni's mit dem menschlichen streng Takt hielt.

Aus dem bunten Wirbel des pariser Lebens flüchtete er plötzlich nach einem abgeschiedenen Landhause, das sich seinen ehemaligen Genossen verschloß und in das kaum das verklingende Echo des wüsten Getriebes drang, an dem er kurz vorher noch mit so unersättlichem Eifer Antheil genommen. Dann folgte er einem Rufe nach London, dessen Nachtseiten er in ebenso schonungsloser Weise mit seinem Stift ausbeutete wie die seiner eigenen Vaterstadt. „The Dennkard's Children", „The Bottle", die „Dancing-rooms", „The Bar" u. s. w. sind ebenso scharfe Sittenbilder der englischen Metropole, wie seine frühern Cyklen solche des pariser Lebens gewesen waren. Während aber die Franzosen an ihrer Bloßstellung um des künstlerischen Witzes willen Gefallen gefunden, waren die Engländer entrüstet darüber, daß die Welt in so graphischer Weise erfahren solle, daß auch bei ihnen manches faul sei. Ja, die „Times" machte sogar ihrer Empörung sehr energisch Luft, als der Künstler bei seiner Heimkehr den Orden der Ehrenlegion erhielt.

Dennoch, obwol er sich enttäuscht fühlte und auch nicht die erwartete Sympathie fand, verblieb Gavarni vier Jahre in England. Es fesselte ihn zum großen Theil ein sich zumeist auf metaphysischem Gebiet bewegender Gedankenaustausch mit einem hochgebildeten Engländer, einem Mr. Ward, der ihn vergeblich seiner Vertiefung in das Abstracte zu entreißen suchte. Die Mathematik gewann nun fascinirendes Interesse für ihn, und er, der früher das ganze Leben nur vom Standpunkte des Künstlers aus betrachtet hatte, klagte nun bitter darüber, daß er „genöthigt sei, Bildchen zur Belustigung der Bourgeois zu zeichnen", und sein Ehrgeiz ging nicht mehr darauf, Hogarth zu übertreffen, sondern Newton zu entthronen. Er meinte, bisher noch unentdeckten Gesetzen des Planetensystems auf der Spur zu sein.

Louis Blanc hatte sehnlich gewünscht, mit Gavarni in Verbindung zu treten,

und hatte Mr. Ward bewogen, ihn einmal mit dem Künstler zusammen zu laden. Ein Parleur ersten Ranges, kramte er seine Völkerbeglückungstheorien mit dem ihm eigenen Enthusiasmus in einem nahezu einstündigen Monolog aus, dessen Schlußpointe war: daß Gavarni's Zeichenstift der Menschheit ganz ungeheuere Dienste leisten könne, wenn er sich der „Fahne des Fortschritts" anschließen wolle. Gavarni rollte schweigend seine Cigarette und Blanc drängte ungeduldig: „Nun, ich habe Ihnen das große Drama des Fortschritts klar gelegt. Zählen sie zu den Unsern?" „Der Fortschritt", erwiderte Gavarni ruhig, „ich leugne ihn ganz und gar, den Fortschritt." Ueberhaupt ist es ganz merkwürdig für einen so voll im Leben stehenden Franzosen, daß Gavarni gar keinen Antheil an der Politik genommen und sein Talent auch nicht auf diesem im Moment stets so erfolgreichen Gebiete bethätigt hat. Er hatte wol die Revolution von 1830 in ein paar Croquis illustrirt und Karl X. als Hausirer mit alten Kleidern dargestellt, allein er erinnerte sich an diese paar Zeichnungen nur höchst ungern. Und da kommen wir inmitten seines wüstesten Treibens noch auf einen gar feinen Gemüthszug. Er gestand, daß, als er eines Abends in den „Chants du crépuscule" gelesen, ihm die Stimme versagt habe bei folgenden Versen:

Pas d'outrage au vieillard qui s'exile à pas lents.
C'est une piété d'épargner les ruines.
Je n'enfoncerai pas la couronne d'épines
Que la main du malheur met sur ses cheveux blancs.

Da sei ihm, erzählte er, das Bild seines alten Vaters vor Augen getreten, er habe sich durch sein eigenes Thun beschimpft gefühlt und von da ab habe er die politische Caricatur verschworen. Wie sehr ihm jedoch überhaupt aller Sinn für das politische Leben ermangelte, zeigt sich auch darin, daß er diese so ausgeprägte Seite des englischen Lebens kaum berührt hat.

Nach seiner Heimkunft aus England kehrte er wieder nach seinem einsamen Landhause zurück, wo er sich mit der ihm in allen Dingen eigenthümlichen Leidenschaft auf den Gartenbau warf. Scheinbar ein harmloses Vergnügen für Gavarni, der es mit gewohntem Ungestüm betrieb, gleich verhängnißvoll durch das Absorbiren seiner Zeit und seiner Kräfte, wie in verschwenderischem Experimentiren in der Bodencultur und dem unersättlichen Anschaffen seltener Pflanzen. Seine finanziellen Calamitäten wurden dadurch noch wesentlich vermehrt.

Mit jenem Wendepunkte in der Lebensweise Gavarni's machte sich auch eine Wandlung in seinem künstlerischen Wirken fühlbar. Die früher halb unbewußte Herbheit seiner Auffassungsweise hatte nun einer vollbewußten Bitterkeit Platz gemacht. Der schäumende Uebermuth wich einem Zuge zur Tragik und tiefer bitterer Ernst dominirte selbst da, wo die Form noch eine humoristische geblieben. Da ist der Cyklus der „Invalides du sentiments", der trotz seines packenden Humors voll einschneidender Tragik ist. Mit wenig Strichen ist da in den verschiedenen Gestalten der jämmerliche Schiffbruch gezeichnet, welchen die falsche, die krankhafte, die sündige Empfindung im Alter erleidet, die Trostlosigkeit, die er im Gefolge führt, die Grimasse, die allein von der Pose übrigbleibt. Diese Skizzen repräsentiren eine Stück irdisches Fegfeuer. Noch tragischer gefärbt sind die „Propos

de Thomas Vireloque", der eine seltsame Mischung von Diogenes, Timon von Athen und Triboulet, ein pariser Straßenphilosoph und Cyniker der herbsten Sorte ist. Diese „Propos" erscheinen beinahe wie das Sicherheitsventil, durch das sich Gavarni's Verbitterung Luft zu machen suchte. Er hat ein wahres Ungeheuer an Häßlichkeit aus diesem Vireloque gemacht; er, der in der Eleganz und Anmuth der Sinne geschwelgt, wurde nun üppig erfinderisch im Abstoßenden. Allerdings war dieses Kokettiren mit dem Häßlichen, ja das Schwelgen darin auch ein Zug der Zeit, der in der Literatur seltsamerweise eben bei den Romantikern am schärfsten hervortrat. Victor Hugo hatte mit seinem „Han d'Island" den Affenmenschen mit so glänzendem Effect in die Kunst eingeführt, daß es diesem selbstverständlich nicht an Nachkommenschaft fehlen konnte. Gavarni hatte ihn zum Träger jener cynischen Philosophie erwählt, die nach seiner Meinung das Resultat des Lebens bildete. Eben in diesem Cyklus aber tritt eine so gewaltige Macht nicht allein der Einbildungskraft, sondern auch des Gedankens und so viel Originalität hervor, daß er allein hinreichen würde, Gavarni zu einem der bedeutendsten Talente zu stempeln. Zugleich aber auch kennzeichnet er es als ein krankes. Die „Lorettes vieillies", die „Bohème" und „Les petits mordent", an Früheres anknüpfend, legen das prägnanteste Zeugniß dafür ab, daß der lustig sprudelnde Uebermuth des Künstlers von dereinst sich zu unvermischter Verbitterung umgesetzt hatte. Prägt sich in diesen Croquis seine Meisterschaft am tollsten aus, so trat doch nach einiger Zeit schon seine Unlust am Schaffen in dieser Richtung auch in seinen Leistungen zu Tage und es wirkten mannichfache Factoren mit, seine Popularität zu untergraben. Die Pariser haben weit mehr Sinn für die lustige als die tragische Satire. Ueberdies waren die Typen, die Gavarni aus seiner Erinnerung schöpfte, der neu herangewachsenen Generation fremd und es fehlte ihr das richtige Verständniß für die einschneidende Wahrheit, die sie boten. So kam es, daß Gavarni, der um seine Skizzen einst so viel Umworbene, sie jetzt nicht allein nicht begehrt, sondern mitunter sogar zurückgewiesen sah. Die Nothwendigkeit des Erwerbes drängte ihn, den Illustrator des pariser Lebens, zur Illustration von Kinderbüchern! Er empfand dieses in den Augen des Publikums Ueberlebtsein mit tiefem, bitterm Schmerz.

Ein Band aber hielt ihn noch mächtig ans Leben gefesselt. Der Mann, der sich in frühester Jugend schon in Gefühlsskepticismus gefallen, war doch nicht ohne tiefe Empfindung. Schon der Schmerz beim Tode seiner Mutter hatte es bewiesen und gewaltiger noch bewies es die Liebe zu seinen beiden Söhnen, namentlich zu dem ältern. Seine Zärtlichkeit für das geliebte Kind war geradezu erfindungsreich. Sich nicht von ihm zu trennen und es doch durch das Entziehen des öffentlichen Unterrichts nicht zu schädigen, verfiel er auf ein eigenthümliches Auskunftsmittel, dessen Durchführung ihm große Selbstverleugnung kostete. Es bestand darin, sein liebes Landhaus, seinen geliebten Garten einem Institutsinhaber zu vermiethen, unter dessen Zöglingen sich der junge Gavarni befand. Der Vater beschränkte sich nun auf eine kleine Ecke seines ihm so theuern Besitzthums, und um sein Kind in den Freistunden genießen zu können, mischte er sich unter die muntere Knabenschar, an ihren Spielen Antheil nehmend.

Von der übrigen Zeit widmete er immer weniger und weniger dem Zeichen-

ſtift und immer mehr vertiefte er ſich in die Behandlung mathematiſcher Fragen. Seit ſeine Einbildungskraft ſich dem Peinlichen zugewandt, fand er darin Beruhigung, ja Befriedigung, und als ihm der Tod den Sohn entriß, der ſein Herz ſo ganz ausgefüllt hatte, da widmete er ſeine Zeit und Kraft beinahe ausſchließlich der Löſung wiſſenſchaftlicher Probleme und die Kunſt trat ihm immer mehr in den Hintergrund. Seine bei dem Inſtrumentenmacher und an dem Conservatoire des arts et métiers erworbenen Kenntniſſe ſollten ihm nun zu ſtatten kommen und er hoffte, auf dieſem Wege ſeine finanzielle Zerrüttung, die von Jahr zu Jahr zugenommen hatte, heben zu können. Er arbeitete nun in dieſer Richtung mit ebenſo fieberhaftem Eifer, wie er früher in der künſtleriſchen gearbeitet hatte. Wiederholt reichte er ſeine Arbeiten der Akademie der Wiſſenſchaften ein, doch ſtets ohne Erfolg. Er beabſichtigte ſpäter unter dem Titel „Cahier de recherches" einen Theil dieſer Schriften zu veröffentlichen, vornehmlich gern über die „Propriétés du segment ou trigonometrie mixtilique", „De la transmission des qualités de mouvement entre les masses supposées absolument dures ou rigides", „Théorie de travail des forces tournant sur leur point d'application" u. a. m. Wie vorerwähnt war es der Gegenſtand ſeines Ehrgeizes, der Welt ein „Théorème Gavarni" zu hinterlaſſen. Der Mann, der ſich in ſeiner Jugend und Vollkraft kopfüber in den Wirbel der wüſteſten Zerſtreuungen geſtürzt, der nur mit und von der Einbildungskraft gelebt, gab ſich in ſeinen letzten Lebensjahren dem trockenſten, ſtrengſten Denken hin, ſeine ganze Energie an die Löſung fruchtloſer Probleme ſetzend, ohne durch Enttäuſchungen von dieſer Bahn zurückgeſchreckt zu werden.

Außer dieſen bittern Erfahrungen und den immer ſchwerer auf ihm laſtenden Geldſorgen trübte eins noch ſeinen Lebensabend gar ſehr, ſein liebes Landhaus (Point-du-jour), der Garten, in deſſen Pflege ſeine einzige Erholung beſtand, das Beſitzthum, in welchem jedes Plätzchen ihn wehmüthig, aber doch wohlthuend an den verlorenen Sohn erinnerte, wurde expropriirt, um einer Bahnlinie einverleibt zu werden. Damit war Gavarni die letzte Freude aus dem Leben genommen.

Kränklich, ſorgengeplagt, des Lebens tiefinnerlich müde, irrte er nun zwei Jahre lang von Aſyl zu Aſyl, überall eine beſſere Zukunft hoffend, ſtets wieder neue Plane ausheckend und immer wieder neue Enttäuſchungen erfahrend. Eine Exiſtenz ſo qualvoll für einen Menſchen, der einſt ſo voll gelebt, daß der Tod, der ihr am 24. Nov. 1866 ein Ende machte, eine wahre Erlöſung ſchien. Und ſo ſehen wir Gavarni, der vor einer Spanne Zeit ganz Paris durch ſeine Skizzen elektriſirt hatte, ſchon vergeſſen, daß ſich gar wenige nur in dem Häuschen zu Anteuil zuſammenfanden, ihm das letzte Geleit zu geben.

Midhat Pascha.

Von

Friedrich Bodenstedt.*)

Als Midhat noch zur Schule ging,
Erhielt er einen goldnen Ring
Nach einer Prüfung einst als Preis,
Weil er durch Lernbegier und Fleiß,
Dazu durch hohe Geistesgaben
Geglänzt vor allen andern Knaben.

Zum Vater mit dem goldnen Ringe
Kam Midhat froh und guter Dinge;
Der drückt den Sohn in seine Arme
Und sprach: Daß Gott sich dein erbarme;
Sonst wird dir dieser Ring auf Erden
Zu einem Ring des Unglücks werden.
Misgunst und Neid verzeihen nie
Vorzüge, die uns Gott verlieh;
Drum lerne klug durchs Leben wandern
Und präg' dir diese Lehre ein:
Je größer du dich zeigst vor andern,
Je größer wird dein Unglück sein.
Sei fügsam, schweigsam, schlicht, bescheiden,
Such' jeden stolzen Schein zu meiden,
Denn wo, wie hier, mit stolzen Schritten
Im Ehrenkleid das Laster geht,
Muß Tugend um Verzeihung bitten,
Daß sie unscheinbar fortbesteht.
Selbstachtung sei dein höchstes Gut!
Sie gibt dem Herzen Kraft und Muth,
Macht edle Menschen immer edler
Als Schatz, den nichts verderben kann
Und kein verschmitzter Thronumwedler
Durch Sultansgunst erwerben kann ...

---

*) Dieses Gedicht ist mit Erlaubniß des Dichters seiner unter der Presse befindlichen Sammlung: „Aus Morgenland und Abendland. Neue Gedichte und Sprüche von Friedrich Bodenstedt" (Leipzig, F. A. Brockhaus), entnommen.

Tief prägte Midhat jedes Wort
Dem Herzen ein, und lebte fort,
Zu höchsten Ehren auserlesen,
Bescheiden, wie er stets gewesen.

Die Welt sprach viel zu seinem Lobe,
Doch ward er oft auch auf die Probe
Gestellt, ob sich in goldner Schlinge
Nicht seine Redlichkeit verfinge.
Er ward umspäht zu allen Stunden,
Allein so treu bewährt gefunden,
Daß bald sein Ruhm weithin erscholl:
Er sei der einzige Mann im Reiche,
Der nie vom Pfad des Rechten weiche.
Das weckte seiner Neider Groll,
Und auch der Sultan ward sein Neider;
Er nahm ihm seine Ehrenkleider
Und stieß ihn fort aus seiner Nähe,
Befahl, daß man nach Gründen spähe
Ihn einzukerkern und zu richten ...
So kam, für treuerfüllte Pflichten
Im höchsten Amt des Reichs zum Dank,
Midhat auf die Verbrecherbank,
Weil er als einziger Mann gegolten
Im Rath, deß Wandel unbescholten.

Er stand und hörte sich verklagen,
Um ruhigen Blicks darauf zu sagen:
Ihr, ein verworfenes Gelichter,
Verkörperung jeder Schlechtigkeit,
Geberdet euch als meine Richter?
Spottbilder der Gerechtigkeit,
Vollführt den längst geplanten Mord!
Ich hörte, was ihr spracht, geduldig,
So hört auch ihr mein letztes Wort:
Nicht ich bin hier, ihr selbst seid schuldig;
Doch bin ich gern bereit, mein Leben
Für eure Sünden hinzugeben;
Wo Unrecht führt des Rechtes Schwert,
Da ist kein Leben lebenswerth.

Chronik der Gegenwart.

Theatralische Revue.

Wir haben oft hervorgehoben, daß die Tragödien neuer deutscher Dichter von den ersten Bühnen in bedauerlicher Weise ignorirt werden; dies gilt selbst von solchen Schriftstellern, die mit Schau- und Lustspielen auf den Bühnen heimisch oder durch Grillparzer- und Schiller-Preise ausgezeichnet sind, wie Adolf Wilbrandt, dessen „Chriemhild", ein Stück, das ihm den berliner Schiller-Preis verschaffte, kaum über zwei bis drei Bühnen gegangen ist, während sein neuestes, an genialen Zügen reiches Trauerspiel „Robert Carr" noch nirgends das Licht der Prosceniumslampen erblickt hat. Auch das haben wir mehrfach erwähnt, daß das Heil für die neuen Tragödien nur in den hervorragenden darstellenden Kräften zu suchen sei, welche bedeutende Rollen aus denselben in ihr Repertoire aufnehmen und auf ihren Gastreisen vorführen. Geibel's „Brunhild" ist niemals auf den Repertoiren größerer Bühnen heimisch geworden: doch wenn Fräulein Clara Ziegler in irgendeiner deutschen Stadt auftritt, dann wird sie im Programm ihres Gastspiels nicht fehlen.

Neuerdings hat Fräulein Ziegler eine andere dramatische Production jüngsten Datums unter ihre schützenden Fittiche genommen: „Die Patricierin", von Richard Voß, ein Trauerspiel, welches in Frankfurt a. M. seitens der Preisrichter auszeichnende Erwähnung fand und auch in der Mainstadt mit Erfolg in Scene ging. Fräulein Ziegler spielte die Rolle der Metella zuerst am breslauer Lobe-Theater; sie gab damit ein nachahmenswerthes Beispiel; denn viele der namhaften reisenden Künstler spielen nur immer wieder dieselben Rollen; sie haben ein Repertoire wie „Petrefacten", wie man sagen könnte, von unsaglich abgespielten Rollen, die bis in alle Nuancen hinein versteinert sind. Eine Auffrischung desselben durch Charaktergestalten aus neuesten Dichtungen würde nicht nur das Talent der Darsteller stärken, sondern auch die Wechselwirkung zwischen den Bühnen und den schöpferischen Talenten in erfreulicher Weise beleben.

Richard Voß hat schon in seinem „Savonarola" eine entschiedene Begabung für die Tragödie an den Tag gelegt. Die Scene zwischen Lucrezia Borgia, die sich unerkannt nach Florenz begeben, und dem schönen Mönch, diese an den Schluß des zweiten Aktes verlegte Scene, in welcher Savonarola anfangs von Lucrezia's Zauber gefesselt wird, nachher aber die Tochter des Papstes, nachdem sie sich zu erkennen gegeben, statt sie zu entführen, verflucht, ist von imponirender Wirkung; ebenso die Scene im Vatican, in welcher Lucrezia den Vater zur Rache aufruft gegen den jetzt glühend gehaßten Propheten der Arnostadt; ja wir möchten sagen, daß „Die Patricierin" keine Scene enthält von gleich durchgreifender dramatischer Mächtigkeit. Die Heldin des neuen Dramas, Metella, ist die Gattin des römischen Prätors Crassus, ein schönes, stolzes Weib, dem verhaßten Gatten verkauft. Ihre Beziehungen zu Spartacus bilden das Thema des Stückes; sie bewegen sich durch

die grellsten Contraste von Liebe und Haß. Der erste Act stellt den Ausbruch des Sklavenaufstandes in der Arena von Capua dar. Metella, als Vestalin, begnadigt den Spartacus; er hat gerade die Patricierin sich als Siegesbeute des Aufstandes vorbehalten; doch als er an der Spitze seiner Sklaven mit gezücktem Dolch auf sie eindringt, erkennt er die Vestalin, und der Dolch entsinkt seiner Hand. Dies ist der erste Actschluß. Im zweiten Act drängt Metella die junge Griechin Hero beiseite, die den Spartacus liebt und von ihm geliebt wird und ihn zu einem verschwiegenen Rendezvous einladet. Metella empfängt ihn an Stelle der Sklavin: jetzt erfahren wir, daß dies nicht die erste Begegnung zwischen den beiden ist. Spartacus mußte in der Arena bei einem Fechterspiel, welches der reiche Crassus als Prätor veranstaltet hatte, mit seinem Bruder kämpfen; er mußte ihn tödten, da Metella, des Prätors Frau, ihn zu begnadigen sich weigerte. Sie erklärt dies mit träumerischer Zerstreutheit; ihr Nein hatte einen andern Sinn; auch entzückte sie des Spartacus Heldengestalt. Die Erklärung ist schwächlich; der Sklavenführer hat ein Recht, Metella einer Lüge zu zeihen, und fährt fort:

Patricierin — auf dich
Hinweisend weis' ich hin auf Rom: in dir
Steht Rom vor mir! Patricierin, ein Weib,
Zu dem die Welt als eine Göttin betet,
Und das doch nur, glaub' mir's, Hetäre ist.

Er eilt fort und läßt ihr nur den Dolch zurück, mit dem sie wie die beschimpfte Lucrezia sich tödten möge. Sie aber empfindet nur Durst nach Rache, und wir sehen im dritten Act, wie sie Crassus, den auf einmal cäsarische Gelüste anwandeln, zu bewegen sucht, den Oberbefehl über das Römerheer anzunehmen, das gegen die Sklaven kämpft; sie bietet ihm für des Spartacus Herzblut ihr eigenes:

Mein Sieger, mein
Gemahl, dann bin ich dein.

Diese Motivirung erscheint uns durchaus modern und unrömisch. Dergleichen Verclausulirungen des ehelichen Glückes kamen bei den Römern gewiß nicht vor. Soll man hier an eine Jungfrauenehe denken, so ist dies eine nur auf dem Grund christlicher Weltanschauung mögliche Zwitterform; will Metella aber damit sagen, daß sie bisher sich dem Gatten hingegeben ohne Liebe, daß sie aber nach errungenem Siege ihn auch lieben werde, so mag man hundert gegen eins wetten, daß dies dem Crassus sehr gleichgültig gewesen wäre und daß er für diese feine Distinction gar keinen Sinn gehabt haben würde.

Im vierten Act vergiftet Metella die Hero, die sie wegen ihrer Liebe zu Spartacus haßt: der siegreiche Sklavenführer dringt zu ihr ein, bekennt ihr jetzt seine heiße Leidenschaft; doch in den Dithyrambus ihres aufjauchzenden Liebesglückes mischt sich alsbald die Reue über die vollbrachte That; die Leiche der Hero wandelt den Sinn des Spartacus wieder: es ist hier lebendige gegensätzliche Bewegung der Handlung, die theatralisch sehr geschickt inscenirt ist. Im fünften Act sehen wir den Triumphzug des Crassus nach der Besiegung der Sklaven: an der Leiche des Spartacus gibt sich Metella den Tod.

Es ist wahr, diese Römerheldin wird keine Sympathie einflößen; als die Furie des Brudermordes erregt sie unsern Abscheu, und auch die Hinmordung der Sklavin Hero hat für unser Gefühl etwas zu Grelles, nicht genugsam Motivirtes. In den Scenen, wo sie uns am meisten menschlich erscheint, ist sie doch nur eine Ehebrecherin. Die Gestalt mag eine gewisse antike Wahrheit haben, abgesehen von dem einen modernen Zug, den der Dichter in sie hineingetragen hat; aber solche Römerinnen, ob Metella, ob Messalina, haben etwas Fremdartiges für unser Empfinden. Dies liegt nun in der Wahl des Stoffes; was aber die dichterische Behandlungsweise betrifft, so steht sie durchaus auf der Höhe der Tragödie. Die großen Scenen zwischen Metella und Spartacus haben den großen Stil, den die

Leidenschaft verlangt, jenen feurigen Guß des hinreißenden dichterischen Ausdrucks, in welchem sich das tragische Talent offenbart und den nichts Zusammengeklügeltes zu ersetzen vermag. Auch die Charakterzeichnung hat ihre Verdienste: Cicero tritt nicht in der Beleuchtung Mommsen's vor uns hin, sondern als eine bedeutende, hochgesinnte Persönlichkeit von großer Eloquenz, eine treffliche Zeichnung; auch der Schlemmer Crassus, über den auf einmal der Cäsarenehrgeiz kommt, ist ein gut gezeichneter Charakter. Die dramatische und theatralische Steigerung ist mit Geschick gewahrt; nur der letzte Act ist etwas matter. Hier zeigt sich, daß das vom Dichter für seine Heldin angelegte Kapital sich nicht lange genug verzinst.

Das Trauerspiel „Die Karolinger", von Ernst von Wildenbruch, das früher schon in Meiningen gegeben wurde, hat bei seiner Aufführung am Victoriatheater eine sympathische Aufnahme und bei der berliner Kritik meistens warme Anerkennung gefunden. Wenn indeß diese Kritik besonders hervorhebt, das Stück sei im Schiller'schen Geiste gedichtet, so liegt hierin eine offenbare falsche Auffassung der Eigenart des Schiller'schen Talents; gerade die „Expansion" der Schiller'schen Muse, ihr hinreißender Erguß fehlt gänzlich in der Wildenbruch'schen Dichtung, die eher knapp und gedrungen ist in ihrer Haltung, ja oft in solcher Weise, daß das Publikum nicht hinlänglich für die Helden und Heldinnen erwärmt wird. Wir haben den Inhalt des Stückes schon in unserer letzten „Theatralischen Revue" angegeben: dasselbe würde sehr gewonnen haben, wenn der Held desselben, der Graf von Barcelona, nicht blos von persönlichem Ehrgeiz und Leidenschaft beseelt wäre, sondern das politische Princip der Staatserhaltung und Wahrung der Reichseinheit mehr in den Vordergrund stellte. So ist gar kein Gegengewicht vorhanden, welches für den Mörder und Ehebrecher Theilnahme zu erwecken vermöchte. In Berlin wurde das Stück mit dem ursprünglichen Abschluß gegeben, der in Meiningen sehr zu Ungunsten desselben durch einen andern, noch mit einer schleppenden Verwandlung behafteten Schlußact ersetzt wurde: das Trauerspiel hat viele Vorzüge, besonders auch in Bezug auf die bühnenwirksame Anordnung des Stoffes; doch dieser selbst, dem das klägliche Zeitalter des zerfallenden Reiches der Karolinger zum Hintergrunde dient, hat wenig Interesse für die Gegenwart.

Dem Anschein nach ist es ein großer Sprung von einem römischen und karolingischen Trauerspiel zu einem tiroler Dorfschauspiel, und wenn wir von der „Patricierin" zur „Geyer-Wally" uns wenden, so meinen wir, daß wir uns in einer entgegengesetzten Richtung der dramatischen Windrose befinden müssen. Dies ist aber durchaus nicht der Fall; denn die Heldin des Schauspiels, welches Frau Wilhelmine von Hillern nach einer Novelle für die Bühne bearbeitet hat, ist eine der Römerin Metella vielfach verwandte Natur und schwankt nicht weniger als diese zwischen Liebe und Haß; ja der Haß treibt sie zu crassen Gewaltthaten fort, welche hinter denen der Römerin durchaus nicht zurückstehen.

Die „Geyer-Wally" ist an vielen deutschen Bühnen, besonders auch am berliner Hoftheater, auf dessen Bretter sie kaum gehören dürfte, mit vielem Erfolg aufgeführt worden; es ist ein Stück, wie es Frau Birch geschrieben haben könnte, abgesehen davon, daß ihr das intensive Colorit der Tochter nicht zu Gebote steht; doch an Theatereffecten, an verschwenderischer Benutzung decorativer Bühnenmittel kann es mit den am reichsten ausgestatteten Stücken der Mutter wetteifern, ja es herrscht ein Sturm und Drang darin, wie etwa im „Hinko" und andern Jugendproductionen der so lustig fabulirenden Mama. Die Motive des Stückes haben durchaus nicht den Reiz der Neuheit; wir finden sie mehr oder weniger in verschiedenen Dorfnovellen wieder. Etwas Neues liegt höchstens in der stark sensationellen Behandlung und in deren decorativem Glanz, der aus den Schilderungen des Romans in das Scenarium des Dramas übergegangen ist. Die Geyer-Wally ist kein gewöhnlicher Trotzkopf; als ihr Vater sie zwingen will, den ungeliebten

Vincenz zu heirathen; als sie flieht und alles Jagd auf sie macht, da steckt sie den Heuspeicher in Brand: eine Art von strategischer Maßregel, um ihre Flucht zu decken. Schon vorher hat sie diesem Vincenz ein Zeichen ihrer Zuneigung gegeben, indem sie mit dem Beil auf ihn loshieb, als er einen alten Knecht mishandelte. Diese wilde Wally, die jedenfalls in einer vor dem Strafgesetzbuch gesicherten Gegend wohnt und nicht vom Gesetz, sondern nur von dem eigenen Vater verfolgt wird, trägt eine stille Liebe im Herzen zum Bären-Joseph, den sie nur einmal flüchtig gesehen, der sie aber gegen den Vater schützt, nicht aus Liebe, sondern aus Haß wider den Alten. In einer Gletscherwildniß auf dem Zachjoch auf dem Murzoll finden wir Wally wieder; hier lebt sie im Exil; hier trifft sie Joseph wieder, der ein vom Unwetter überraschtes Mädchen, Afra, über den Berg trägt: in Wally's Brust regt sich Eifersucht; sie kommt zum Ausbruch bei dem Kirchgang, nachdem Wally durch des Vaters Tod zur Bäuerin geworden ist. Zwischen Wally und Afra spielt eine Scene beim Kirchgang, wie diejenige zwischen Chriemhild und Brunhild. Joseph aber rächt seine Afra: er läßt Wally für sich zum Tanze laden, und kommt selbst, sie abzuholen, doch mit der bösen Absicht, sie zu verhöhnen, während sie in höchster Freude glaubt, er komme, sie als Braut heimzuführen. Sie hatte erklärt, der Bären-Joseph wage nicht, mit ihr anzubinden; so kommt er denn jetzt, ihr einen Kuß zu rauben. Langes gewaltsames Ringen zwischen den beiden: es wird uns ganz nibelungenhaft zu Muthe. Doch der Bären-Siegfried bändigt endlich seine Brunhild; als er indeß den Kuß ihr abgerungen hat, erklärt er, er denke nicht daran, um sie zu freien, und zieht hohnlachend ab. Jetzt sehen wir Wally in der Stimmung, in welcher sich Metella befindet, nachdem sie Spartacus verschmäht hat: sie bebt vor der wildesten Rache nicht zurück; ihren frühern unglücklichen Anbeter Vincenz, dem sie fast den Schädel gespalten, beauftragt sie, den Bären-Joseph zu tödten; er beeilt sich, den Auftrag zu vollziehen, schießt auf ihn, und als er ihn nicht tödlich trifft, stürzt er ihn in einen Abgrund, der sich auf der Bühne selbst aufthut. Jedenfalls geht Wally energischer zu Werke als die Bäuerin in Anzengruber's „Lediger Hof", die den Geliebten, den sie für treulos hält, im Sturm auf den See schickt, damit er dort seinen Untergang finde; doch das Motiv ist dasselbe: Mord oder Mordversuch aus Eifersucht und Liebe. Doch wie jener Knecht nicht im sturmbewegten Alpensee untergeht: so auch nicht der Bären-Joseph im Abgrund. Er wird gerettet und zwar von Wally selbst, die ihr Leben an das seine setzt. Pflege des Schwerverletzten, endliche Versöhnung, die für ein Drama sehr spät kommende Enthüllung, daß Afra Joseph's Schwester ist, die einem Fehltritt der Mutter ihr Leben verdankt — ein Motiv, das in Ganghofer's oberbairischen Bauerstücken eine große Rolle spielt: das ist die Handlung, welche die beiden letzten Acte ausfüllt.

Frau von Hillern hat ihre eigene Erzählung benutzt, nicht wie Frau Birch fremde Geschichten; ihr ist dabei noch das Malheur passirt, daß ein anderer dramatischer Zuschneider ganz ruhig dieselbe Erzählung für die Bühne bearbeitet. Das gibt zu einem Proceß Anlaß, der an den Auerbach-Birch-Pfeiffer'schen erinnert, nur daß die Mutter Verklagte war, wo die Tochter als Klägerin auftritt. Das Schauspiel verleugnet indeß seinen novellistischen Ursprung nicht; abgesehen von der nachträglichen Enthüllung, erinnern an diese Herkunft die langen Zeitpausen zwischen der Handlung, und manches, was in der Novelle berechtigt, für dramatische Darstellung aber mislich ist. Dazu gehört die Nothwendigkeit, daß die Wally und der Bären-Joseph als Riesen erscheinen müssen; dieser Eindruck wird gestört, wenn die Darsteller nicht das nöthige Größenmaß besitzen. Auch wird die psychologische Entwickelung im Drama Sprünge zeigen, die sich in der Novelle nicht finden. Offenbar ist dies Stück ganz im Stil der Porte Saint-Martin geschrieben, und wenn unser berliner Théâtre français es aufnahm, so geschah dies wol wesentlich mit Rücksicht auf die reiche Kassenernte, welche nicht nur die Effect-

scenen, sondern die Pracht der Decorationen und Beleuchtungseffecte, die Gletscher und Abgründe, die Unwetter und Gebirgsnebel in Aussicht stellten. Im ganzen glaubt man im Heroenzeitalter zu leben, in der Anarchie der Recken und Riesen, die kein Gesetz kennen als den eigenen Willen. Eine Reihe von Verbrechen, die alle vom Gesetzbuch mit Zuchthaus geahndet werden, zieht sich durch das ganze Stück; keine geheimen Verbrechen, denn die Verbrecher sind alle geständig, besonders die Wally, die wegen Brandstiftung, gefährlicher Verletzung, Anstiftung und Theilnahme am Morde ihr Leben nicht auf dem Murjoch, sondern mit Wollspinnen vertrauern müßte, wenn es im Oetzthal Recht und Gerechtigkeit, Staatsanwälte und Gensdarmen gäbe. Doch über diese Naivetäten der Erfindung, die als kühne dichterische Licenzen zu betrachten sind, trägt uns das starke Talent der Verfasserin hinweg, welche für die Frescomalerei der Bühne eine gewaltige Energie der Darstellung besitzt, mit markerschütternden Naturlauten die Leidenschaft wiederzugeben weiß und dabei die Bühne als Bühne ausbeutet, wie das sonst nur in Ausstattungs- und Feenstücken zu geschehen pflegt.

Die gut bürgerlichen Rührstücke nehmen auf unsern Repertoires immer noch eine bevorzugte Stelle ein. Auch das neue Schauspiel von Gustav zu Putlitz: „Die Idealisten", gehört dieser Kategorie an; es ist bereits an mehrern Bühnen, in Leipzig und Berlin, zur Aufführung gekommen und hat wegen seiner edeln Tendenz und gemüthswarmen Handlung eine freundliche Aufnahme gefunden: zu einem dauernden Erfolg reichen Charaktere und Situationen nicht aus, die keinen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen vermögen. „Die Idealisten" von Putlitz sind Gemüthsmenschen, die aus Pietätsrücksichten äußern glänzenden Vortheilen zu entsagen wissen und aus Liebe für andere auch zu schmerzlicher Resignation bereit sind. Von dem Idealismus, wie ihn deutsche Philosophie gelehrt, ist in dem Stück nicht die Rede; doch auch der berechtigte Idealismus dieser Gemüthswelt hat einen stark philiströsen Beigeschmack. Der Held des Stückes, Dr. Leonhard, will seinen alten Pflegevater, den Klavierlehrer Bach, nicht verlassen, obschon ihm ein Herr van der Halden Millionen bietet, wenn er ihm nach Amerika folge. Gewiß eine rühmenswerthe Anhänglichkeit und Dankbarkeit ... wenn nur diese Häuslichkeit des alten Musikers, der mit seiner Verwandten Nanni fortwährend auf dem gemüthlichsten Kriegsfuße lebt, nicht gar so engbrüstig und philiströs wäre. Später ergibt sich, daß dieser Herr van der Halden Leonhard's Vater ist: eine Enthüllung, die von Act zu Act immer einer Person des Dramas nach der andern zugelöffelt wird. Das ist der eine Kreis der Handlung: in dem andern bildet die Liebe den Mittelpunkt. Leonhard hat auf einer Reise in der Schweiz und in Italien zwei Damen kennen lernen, sich der einen schwererkrankten hülfreich angenommen, wozu sich niemand bereit finden wollte, sogar Eis von den Gletschern geholt, um die heilenden Umschläge zu machen, und war nach Beseitigung der Gefahr, ehe die Erkrankte zu vollem Bewußtsein kam, wieder abgereist. Diese beiden Damen, die junge Mutter mit ihrer Stieftochter, sieht er in seiner Vaterstadt wieder ... und zwar wird die Tochter Eva von seinem Freunde, Hermann von Reiner, geliebt. Dieser erfährt von der Stiefmutter Helene, daß Eva in Mädchenschwärmerei den Doctor liebe, ohne ihn zu kennen. Da der Idealismus Opfer- und Edelmuth verlangt, so ist Hermann augenblicklich bereit, auf seine Liebe zu Gunsten des Freundes zu verzichten, und auch Helene, welche wiederum Leonhard im stillen liebt, will resigniren. Diese edelmüthigen Entschlüsse bilden den ersten Actschluß: sie wirken aber wenig, weil die Voraussetzungen derselben doch zu haltlos sind. Das ist ein schlechter Mann, der seine Liebe so ohne weiteres fortwirft, um eine Großmuthsscene zu spielen. Wie, Eva hat mit Leonhard noch kein Wort gesprochen ... sie kennt ihn noch nicht ... und Hermann ist schon bereit, dieser vermeintlichen Mädchenschwärmerei alles zu opfern, sie dem Freunde zu überlassen, „denn er liebt sie,

wenn ich seine Andeutungen recht verstehe". Auf so zweifelhafte Andeutungen hin ein solcher Entschluß? Was ist das für eine Liebe! Doch es kommt noch schlimmer: Hermann kommt zum Freunde, theilt ihm das Opfer mit, das er bringen will . . . und dieser setzt sich dagegen leise zur Wehr, bleibt aber zugeknöpft und erklärt ihm nicht einmal, daß er, wie es der Fall ist, Eva gar nicht liebt, sondern ihre schöne Stiefmutter. Leonhard wenigstens ist ein sehr zweifelhafter Idealist: was aber sollen im Drama dergleichen, wir möchten sagen abgestumpfte Scenen, deren Pointe umgebogen wird, damit sie nicht den Eindruck der folgenden Auftritte abschwächen. Das halbe Stück beruht auf einem Misverständniß, das schon im ersten Act mit wenig Worten aufgeklärt werden konnte, und ein „Idealismus", dem nur Misverständnisse Anlaß geben, sich zu bewähren, steht auf sehr schwachen Füßen. Da die Architektonik des Stückes, sein eigentliches Rückgrat so schwach ist, so üben manche anmuthende Scenen, wie diejenigen zwischen Eva und Hermann einerseits, Eva und Leonhard andererseits manche ansprechende Charakterzeichnung im Stil der Schule von Benedix, wie die des alten Musikers, und selbst einzelne schwunghafte Stellen nicht eine ausreichende Wirkung aus, um uns für die Handlung und die Hauptpersonen zu erwärmen.

Ein anderes Schauspiel: „Der Ingenieur", von H. Herwig, hat bei dem Comité, welches die frankfurter Bühnenpreise austheilte, ebenfalls Anerkennung gefunden, und ist an mehrern Bühnen, wie in Frankfurt und am berliner Residenztheater, gegeben worden; der Erfolg war indeß kein nachhaltiger. Ohne Frage zeigt der Autor Talent: der Dialog ist oft geistreich und auch einzelne Situationen sind dramatisch lebendig; aber ein rechtes Interesse kann man der Handlung nicht abgewinnen. Wiederum kommen Enthüllungen im letzten Act, welche, wären sie im ersten gekommen, einen wärmern Antheil für Charaktere und Handlung erweckt hätten. Diese nachträglich erzählten Vorgeschichten gehören förmlich zur Technik des neuen Dramas: Hugo Bürger, Lindau, Putlitz, alle bringen sie mit Vorliebe in ihren Stücken an, und doch verstoßen sie gegen die dramatischen Grundgesetze und behaften alle diese Dramen mit organischen Fehlern. Der Maschinenfabrikant Menzer hat ein blühendes Geschäft, das ihn aber zwingt, seinen Credit aufs äußerste anzustrengen, außerdem eine sehr lebenslustige Frau und eine dito Schwägerin, welche vom blasirten Salonton angekränkelt ist. Diese junge Eva wird geliebt von dem Ingenieur Stein und von einem Adeligen, Victor von Lanken, der sie für eine reiche Partie hält. Das ist aber nicht der Fall: wir erfahren am Schluß, daß Herr Menzer seiner Frau und Schwägerin den kurz vor der Ehe eingetretenen Bankrott ihres Vaters verschwiegen hat, wie er es diesem wenigstens für die ersten Jahre versprach. Das erfahren wir dicht vor Schluß des Stückes: warum? Wäre es bekannt, daß Eva mittellos ist, so würde sich Herr von Lanken nicht um sie bewerben, und diese Hauptintrigue des Stückes, die besonders den dritten Act ausfüllt, fiele fort. Diese Intrigue ist wenig durchsichtig: Lanken hat Frau Menzer absichtlich compromittirt, sodaß für ihren Ruf nur eine Rettung bleibt, wenn ihre Schwester Eva ihn heirathet. Eva hat etwas vom Putlitz'schen Idealismus und ist sogleich bereit dazu: da tritt der Ingenieur Stein dazwischen und erklärt mit solcher Entschiedenheit Lanken's schurkisches Benehmen, daß niemand mehr den guten Ruf der Frau Menzer zu bezweifeln wagt. Im ganzen wird ihm dies nicht schwer gemacht; denn es fehlt im Grunde jeder ernste Anhalt für die Lästerzungen, welche Frau Menzer anfeindeten. Derselbe wackere Ingenieur hilft auch dem Fabrikbesitzer aus gefährdeter Lage, indem er durch seine geniale Erfindung einer neuen Maschine den reichen Engländer Blackstone bewegt, in das dem Bankrott nahe Geschäft einzutreten.

Einige episodische Scenen, wie die Liebe des jungen Engländers Bob zur Comptoiristin Mimma, sind mit ansprechendem Humor durchgeführt; doch die Haupthandlung ist ohne Spannung und Steigerung. Noch zwei nebensächliche Bemer-

kungen drängen sich diesem Stücke gegenüber uns auf: einmal wird das technisch Industrielle mit zu vielem Hochdruck behandelt, da dem Publikum das Verständniß für viele Wendungen und Kunstausdrücke fehlt; dann aber ist der Standpunkt des Tiers-état in einer zu einseitigen brüsken Weise herausgekehrt, indem alle Adeligen in dem Stück entweder Schurken oder sonst alberne Gecken sind.

Aehnlich wie der „Ingenieur" von Herwig bewegt sich das neue, am berliner Hoftheater mit dem unvermeidlichen Erfolg gegebene Schauspiel von Hugo Bürger: „Gold und Eisen", in industriellen Kreisen, und wenn wir dort von einer „Locomobile mit rückgängigen Feuerzügen, mit 15 Ctr. Gewichtsersparniß" hörten, so hören wir hier von einer neuen Methode, das Eisen vom Phosphor zu befreien: die Maschinenfabrik und das Laboratorium auf der Bühne — das ist die Signatur der Zeit! Daß Hugo Bürger sehr gewissenhaft in seinen Motivirungen und überhaupt von ernstem Streben beseelt ist, haben wir oft genug hervorgehoben; um so mehr ist zu bedauern, daß seine dramatische Methode eine verfehlte ist, indem er immer mit der Spannung auf die Vergangenheit arbeitet und deshalb nicht über das Novellistische hinauskommt. Auch in dem neuen Stück handelt es sich nicht weniger um das Vermögen der Heldin, welches durch einen in der Vergangenheit liegenden Vorgang, den Verkauf von Actien, die jetzt werthlos geworden, zusammengeschmolzen ist, als um ihr Herz, das sie dem jungen Erfinder der Methode, das Eisen vom Phosphor zu befreien, zugewendet hat und nach allerlei Schwankungen gänzlich schenkt. Es ist gewiß ein berechtigter Gedanke, den Manipulationen der Börse die tägliche Arbeit gegenüberzustellen; doch trotz einzelner gutgezeichneter Charaktere, zu denen besonders der Galeriedirector Baron Bergk gehört, hat das Ganze keinen dramatischen Zug; es fehlt die energische Spannung der Gegensätze; es ist mehr ein Herüber und Hinüber, und diese Schwäche in der Führung der Hauptstimmen tritt besonders im letzten Act hervor.

Arbeit adelt: das ist auch die Tendenz des neuesten Dramas von Oskar von Redwitz: „Schloß Monbonheur", das am hamburger Stadttheater mit Beifall gegeben wurde. Hier ist die Heldin eine Aristokratin, die einen bürgerlichen Fabrikbesitzer geheirathet hat, aber auf ein vornehmes und glänzendes gesellschaftliches Leben, auch auf den Ankauf jenes alten Schlosses Monbonheur unablässig hindrängt. Die Bekehrung dieser lebenslustigen Dame bildet den Inhalt des Stückes, dessen Tendenz aber mehr aus einer, wir möchten sagen negativen Beweisführung hervorgeht. Daß auch Redwitz dem bürgerlichen Schauspiel sich zuwendet, beweist den allgemeinen Zug der Zeit. Eine Wiedergeburt der Bühne kann aus allen diesen Stücken nicht hervorgehen: in der Regel handelt es sich um Varianten, Umstellung von Combinationen, die schon oft zur Geltung gebracht worden.

Das neue Schauspiel von Adolf Wilbrandt: „Johannes Erdmann", hat am wiener Burgtheater kein sonderliches Glück gemacht: es ist ein Pendant zur „Tochter des Herrn Fabricius", ein Sensationsstück, aufgebaut auf zweifelhaften Verwickelungen der Descendenz und mit einer zu crassen Schlußkatastrophe. Eine Mutter von so schlimmen Antecedentien, wie Herr Fabricius, vergiftet sich selbst, um dem Glück ihrer Tochter nicht im Wege zu sein, da die Familie des Liebhabers Bedenken trägt gegen die Tochter einer solchen Mutter. Damit räumt die Mutter indeß doch den Anstoß nicht aus dem Wege: ihr schlechter Ruf überlebt sie ja und gerade dieser ist ja der Tochter verhängnißvoll. Dem bescholtenen Vater in dem frühern Effectstück tritt hier die bescholtene Mutter gegenüber. Die Handlung selbst hat aber noch verwickeltere Voraussetzungen als jenes Stück. Erdmann ist auf Reisen gegangen, hat sich von seiner jungen Frau getrennt; die Frucht dieser Untreue ist eine Tochter. Erdmann erfährt dies und kehrt nicht mehr in seine Vaterstadt zurück. Erst nach langen Jahren entschließt er sich dazu, trifft ein verwaistes junges Mädchen bei einer alten Haushälterin, nimmt sich

desselben an und erzieht es mit wohlmeinender Pädagogik. Einem Liebesverhältniß desselben, einem Rendezvous auf dem Ball tritt er entgegen und bestimmt Lilli, davon abzustehen. Bis dahin bewegt sich das Stück innerhalb der Grenzen des Lustspiels; nur die dunkeln Voraussetzungen der Handlung weisen auf einen sensationellen Abschluß hin. Die im Irrenhause lebende Mutter des Mädchens kehrt zurück: es ist Erdmann's Frau. Merkwürdigerweise hat der Bruder derselben vorher Erdmann jeden Aufschluß über ihr Schicksal verweigert. Das gehört in das Gebiet der theatralischen Ueberraschungen. Das tragische Ende der Frau Erdmann erwähnten wir schon. Die Kritik tadelt die Ungleichartigkeit der Theile des Dramas und den grellen Abschluß.

Das moderne Schauspiel „Bettina de Monk", von Wilhelm Henzen, welches in Bremen eine beifällige Aufnahme gefunden, soll dem Vorwort des Verfassers zufolge „das Thema der unglücklichen Ehe, das wir so oft nach französischem Geschmack auf unserer Bühne behandelt gesehen, einmal auf deutsche Weise dramatisiren". Man könne, meint der Verfasser, pikant und interessant sein, ohne deshalb frivol zu werden. Uns erscheint die Heldin indeß in den ersten Acten frivol genug. Bettina, die Frau des Verlagsbuchhändlers de Monk, liebt ihren Gatten nicht; sie läßt sich von einer großen Zahl von Verehrern den Hof machen, hat aber zu einem derselben, dem Schriftsteller Lothar Franke, eine Herzensneigung. Von den französischen Stücken unterscheidet sich nun Bettina de Monk dadurch, daß Lothar, der den Ehebruch verdammt, verlangt, Bettina solle sich von ihrem Mann scheiden lassen. Diese weigert sich indeß, ihre günstige sociale Stellung mit einer ungünstigern zu vertauschen; Lothar verläßt sie deshalb und verlobt sich mit einem Mädchen, das ihm schon lange ihre Neigung geschenkt hat. Bettina erhält indeß von einem ihrer Verehrer einen nicht miszuverstehenden Antrag, der sie tief beschämt; sie hat dann eine heftige Scene mit ihrem Manne, welcher belauscht hat, wie man von ihr denkt und spricht. Nun wird die Scheidung zur Thatsache; doch Bettina kommt zu spät, als sie jetzt Lothar aufsucht. Der Dialog des Stückes ist nicht ohne Feinheit und Geist; aber einzelne Situationen stehen auf der Spitze.

Ein Drama, das in der Theaterwelt spielt, die theatralischen Zustände Londons zum Hintergrund hat, ist das Schauspiel „Empor!", von Christian Molbech, einem, wie Oehlenschläger, deutsch dichtenden Dänen, dem Verfasser des Schauspiels „Ambrosius". Wie dieses ist auch „Empor!" bereits an mehrern Bühnen mit Erfolg zur Aufführung gekommen. Der Held des Stückes ist ein dramatischer Dichter, der nach Lorbern auf der Bühne strebt, sich von seiner Frau und Häuslichkeit losreißt, in einer Künstlerin seine Muse sucht, bei seinem Aufstreben aber die niederschlagendsten Erfahrungen macht und zuletzt zum häuslichen Herd zurückkehrt. Die Künstlerin, für die er in Liebe erglüht, ist ebenso edel gehalten wie seine Gattin: der Zug warmer Empfindung, der das Stück durchweht, und die wahrhaft vornehme Haltung der Charaktere machen einen wohlthuenden Eindruck. Außerdem wird das Leben der Schauspielerwelt und ihrer hochgestellten Patrone mit frappanten Zügen beleuchtet.

Während die Schauspieldichtung im engern Sinne in Blüte steht, herrscht zunächst auf dem Gebiete des Lustspiels eine geringere Productivität. Wir selbst bedauern dies; denn das Lustspiel ist eine berechtigtere dramatische Gattung als das Schauspiel, dessen larmoyante Effecte zwar sehr beliebt, aber in ästhetischer Hinsicht nur eine fragwürdige Berechtigung haben.

Das Lustspiel „Unsere Frauen", von der bewährten Firma Moser und Schönthan, hat am hamburger Thaliatheater bei einer durch die Jubiläumsfeier günstig gestimmten Zuhörerschaft eine freundliche Aufnahme gefunden; ob es indeß ein Treffer ist, wie „Krieg im Frieden", muß abgewartet werden. „Unsere Frauen" ist der Titel eines Stückes wie „Ein Erfolg": das Stück spielt also gleichsam im

dramatischen Atelier. Die aufgewärmten „Kalten Seelen" von G. von Moser haben am berliner Wallner- und Belle-Alliancetheater gefallen. In Wien spricht man viel von einem neuen Lustspiel: „Der Anwalt", das am Burgtheater zur Aufführung kam. Das Stück hat zwei Verfasser, Triesch und Sonnenthal; das letztere genügt für einen wiener Erfolg.

Adolf Wilbrandt wird Burgtheaterdirector, Dingelstedt's Nachfolger. Man kann diese Wahl nur mit Freuden begrüßen, gegenüber dem in Deutschland grassirenden bühnlichen Vorurtheil, daß zur Leitung eines Theaters geschäftliche Praxis gehöre, daß nur Männer gewählt werden dürften, die sich bereits lange Jahre hindurch in solchen Stellungen bewährt hätten. Weder Laube noch Dingelstedt hatten vorher ein kleines Theater geleitet, als sie zur Leitung der ersten Hofbühnen berufen wurden. Nicht Schauspieler, wie man vielfach irrthümlich glaubt, sondern dramatische Dichter sind die berufenen Theaterdirectoren. Ein Theater wie das wiener Burgtheater bedarf der Folie eines literarischen Namens. Hierzu kommt, daß gerade die dramaturgische Leitung, die dem Kunstinstitut ein geistiges Gepräge aufdrückt, in Wien ausschließlich in Betracht kommt, da die finanzielle Verwaltung gesondert ist und die Regie in den Händen von mehrern tüchtigen Schauspielern und gewiegten Regisseuren liegt, sodaß die Oberleitung sich mit dem Detail nicht zu beschäftigen braucht. Wilbrandt hat mit seinen großen Tragödien „Cajus Gracchus" und „Arria und Messalina" an der Burg entschiedene Erfolge errungen; für den „Gracchus" hat er den Grillparzer-Preis, für seine „Chrimhild" den berliner Schiller-Preis erhalten; er ist in Wien heimisch, seine Frau eine früher sehr beliebte Schauspielerin der Hofburg. So ist seine Berechtigung und Befähigung für die Direction dieser Bühne nicht anzuzweifeln.

Obschon nicht selbständiger Director, hat der kunstsinnige und feingebildete Hofrath Dr. Julius Pabst, der am 22. Oct. in Dresden verstarb, als Dramaturg der dresdener Hofbühne jahrzehntelang eine einflußreiche Thätigkeit zu Gunsten der edlern dramatischen Kunst ausgeübt. Am 1. Jan. 1881 hatte er sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert. Ursprünglich Theolog, wurde er durch Herrn von Lüttichau, bei dem er früher Hauslehrer gewesen, ans Theater gezogen, und solange Lüttichau Intendant war, blieb sein Einfluß ein tonangebender in allen dramaturgischen Fragen. Pabst hat für seinen Bruder, einen talentvollen Componisten, den Text zur Oper „Die letzten Tage von Pompeji" geschrieben, mehrere Dramen, darunter Shakspeare's „Wie es euch gefällt", für die Bühne eingerichtet und eine ansnehmend große Zahl von Festprologen, Festspielen und Gelegenheitsgedichten jeder Art verfaßt, die unter dem Titel „Festliche Glocken" (2. Aufl., 1880) veröffentlicht wurden.

Einen schmerzlichen Verlust hat unsere dramatische Literatur durch den Tod von Murad-Effendi erlitten, der als türkischer Gesandter im Haag am 12. Sept. starb. Murad-Effendi, ein geborener Oesterreicher, Franz von Werner, geboren in Wien am 30. Mai 1836, trat in türkische Militärdienste, machte den Krimfeldzug mit, vertauschte dann den Kriegsdienst mit dem diplomatischen, wurde zuerst Generalconsul in Temesvár, dann in Dresden, zuletzt türkischer Gesandter in Schweden und Ministerresident im Haag: ein Aufenthalt, den er vorzog, weil ihm das Klima in Stockholm nicht zusagte. Seine kurz vor seinem Tode herausgegebenen „Dramatischen Werke" (3 Bde., 1881) beweisen, was unsere Literatur an ihm verloren. Seine Dramen sind nur sporadisch an einzelnen Bühnen aufgeführt worden: „Selim III." am wiener Burgtheater, „Marino Falieri" in Dresden und Leipzig, „Mirabeau" am wiener Stadttheater, die neuesten Dramen in Oldenburg: es hängt dies mit der ganzen, der Tragödie abgewendeten Zeitrichtung zusammen; doch es ist in allen ein markiger und leidenschaftlicher Zug, das Gepräge echten Talents, während die Form bisweilen herb und hart ist und der feurige Guß

des A[illegible]s hier und dort geschmacklose Blasen treibt. Die türkische Reformtragödie „Selim III.", deren Held ein zu früh kommender Reformator auf dem Throne ist, hat besonders Mark und Kraft; „Marino Falieri" erscheint uns als die theatralisch wirksamste der neuern Falieri-Dramen; in „Mirabeau" ist revolutionäres Blut, und die Scenen zwischen dem Volksmann und der Königin sind echt dramatisch; „Ines de Castro" ist wol das schwächste, am meisten schablonenhafte der dichterisch gehaltenen Dramen, während „Johanna Grey" in einzelnen Scenen Shakspeare'schen Geist athmet, namentlich ist das Charakterbild der blutigen Maria mit markigen Strichen gezeichnet.

Am 1. Oct. feierte der Director des hamburger Thaliatheaters, Maurice, sein funfzigjähriges Directionsjubiläum. In einer Epoche, in welcher die Freizügigkeit der Directoren und Schauspieler an der Tagesordnung ist, muß so treues Aushalten auf einem Posten immer als eine denkwürdige Thatsache betrachtet werden. Maurice war nur einmal kurze Zeit hindurch zusammen mit Wurda auch Director des Stadttheaters, ohne indeß dabei die Leitung des Thaliatheaters aufzugeben. Es war eins der glänzendsten Jubelfeste, von denen die Chronik des deutschen Theaters Kunde gibt. Maurice, eine liebenswürdige Natur, erfreute sich so allgemeiner Beliebtheit wie selten ein deutscher Bühnenleiter; sein Theater war in der Pflege der Thalia fast allen voraus, eine gute Schule für die Lustspieldarstellung: er hatte scharfen Blick für junge Talente und für die Wahl tüchtiger Regisseure; namentlich Heinrich Marr's Leitung bezeichnete in der Geschichte des Thaliatheaters eine glänzende Aera. Zur Jubelfeier hatten sich fast alle Intendanten der größern Bühnen und die Vertreter der hervorragenden Stadttheater eingefunden: man sah Herrn von Hülsen, von Loën, Baron von Perfall, Gustav zu Putlitz, Baron von Gilsa, Baron von Wolzogen, Tempeltey und Becker aus Gotha u. a., und jeder der Intendanten war in der erfreulichen Lage, dem gefeierten Jubilar einen Orden seines Souveräns überreichen zu können. Auch eine große Zahl dramatischer Schriftsteller war anwesend: G. von Moser mit seinem Alter ego Franz von Schönthan, Adolf L'Arronge, Ernst Wichert, Friedrich Spielhagen, Hugo Bürger, Paul Lindau, Michael Klapp und andere Vertreter der Lustspielmuse. Gustav von Moser überreichte Maurice einen silbernen Humpen als Geschenk mehrerer in letzter Zeit am Thaliatheater zur Aufführung gekommener dramatischer Dichter. Ein sinniges Festspiel von Gustav zu Putlitz weihte die Feier im Theater ein: es knüpfte an Charlotte Ackermann an und gab in prophetischen Umrissen ein Bild des Jubilars als das Bild des von der Künstlerin erträumten Ideals. Dann folgte die Wiederholung der Vorstellung vom 1. Oct. 1831. Ein großes Festbanket im Sägebeil'schen Saal schloß die Feier. Die Fülle von Adressen und Anreden, die an Maurice gerichtet wurden, kann nur die genauere Chronik des Festes in ihrem Bericht bewältigen. Bei dem Künstlerpolterabend brachte das Stadttheater eine glänzende musikalische Ovation. In der Aufführung des humoristischen Görner'schen Festspiels am Vorabend glänzte besonders Frau Gräfin Prokesch-Osten (Friederike Goßmann) die einmal wieder die Bühne betrat.

Das Maurice-Jubiläum hat Veranlassung gegeben zur Veröffentlichung einer Schrift von Reinhold Ortmann: „Funfzig Jahre eines deutschen Theaterdirectors" (Hamburg, J. F. Richter, 1881), welche Erinnerungen, Skizzen und Biographien aus der Geschichte des hamburger Thaliatheaters bringt. Die Schrift ist ein interessanter Beitrag zur neuen hamburger Theatergeschichte; hervorragende Darsteller, wie Baison, Dawison, Heinrich Marr, Marie Seebach, Friederike Großmann, Zerline Würzburg, August Görner heben sich in charakteristischer Zeichnung aus dem Rahmen dieser Biographie hervor, und die Revue der am Thaliatheater

aufgeführten Stücke ist zugleich ein nicht unwichtiger Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart. Die Urtheile des Autors sind ruhig und objectiv.

Auch Breslau hat seine theatralische Chronik erhalten, und zwar aus dem Nachlaß von Max Kurnik: „Ein Menschenleben Theater-Erinnerungen" (Berlin, Otto Janke, 1882). Kurnik war länger als drei Jahrzehnte hindurch Theaterreferent verschiedener breslauer Zeitungen: seine ästhetische Durchbildung, seine kritische Milde, das warme Interesse, das er allen theatralischen Vorstellungen und Vorgängen entgegenbrachte, befähigten ihn zu dieser Stellung; seine Beziehungen zu allen Größen der breslauer Bühnen, Theaterleitern, Künstlern, Schriftstellern, machen ihn zum berufenen Memoirenschreiber. Diese auch ein reiches Füllhorn von Anekdoten ausschüttenden Theatererinnerungen rufen durch ihre Anspruchslosigkeit und Objectivität und stets wohlwollende Kritik den günstigsten Eindruck hervor und sind ein ehrenvolles Denkmal, das sich der wackere jüngstverstorbene Schriftsteller gesetzt hat.

Die „Briefe aus der Breterwelt" von Adolf Palm (Stuttgart, Bonz u. Co., 1881) bringen Ernstes und Heiteres aus der Geschichte des stuttgarter Hoftheaters in einer im ganzen maßvollen Haltung, der es indeß nicht an pikantem Beiwerk fehlt. Ueber die Epoche der Stubenrauch, Dingelstedt in Stuttgart, die Intendanz des Herrn von Gall, die Künstler, die dauernd oder vorübergehend am Hoftheater in Würtemberg verweilten, erhalten wir manche, durch allerlei Anekdoten illustrirte Aufschlüsse. Am eingehendsten ist die Kritik der jüngsten Epoche, der Intendanz von Feodor Wehl, und obschon einzelne dramaturgische Misgriffe, von denen kein Theaterleiter frei ist, mit Recht gerügt werden, so müßte man doch wünschen, daß einem so edel strebenden Dramaturgen wie Feodor Wehl, der zeitlebens mit dem Theater im engsten Zusammenhang lebte, eine wärmere Anerkennung zutheil geworden wäre, nicht blos eine fast in allem Detail zersetzende Kritik.

Politische Revue.

18. November 1881.

Das Ereigniß, das nahezu als eine politische Krisis betrachtet werden kann, sind die Reichstagswahlen vom 27. Oct.; das Resultat derselben war vorauszusehen: es ist die wesentliche Verstärkung der Linken und Rechten auf Kosten der Mittelparteien. Die Verschärfung der Gegensätze durch die Presse, besonders die Regierungspresse, hat wesentlich zu solchem Resultat beigetragen; denn da von dieser Seite aus die Nationalliberalen in den Sündenfall des Fortschritts ohne weiteres mit verwickelt wurden, da die Regierung nur die Losung für oder wider Bismarck zu kennen schien, so war ja für eine gemäßigte Partei, welche zur Anlehnung an den Reichskanzler in sehr vielen Punkten geneigt gewesen wäre, kein Platz übriggelassen, und ein großer Theil der Wählerschaft zog es vor, sich für die weiter nach links gehende Nuance der Liberalen zu entscheiden, da nun doch einmal von seiten der Gouvernementalen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wurde. Durch diese Verschiebung des Schwerpunktes innerhalb der liberalen Parteien selbst ist die Regierung offenbar in eine misliche Stellung gerathen. Eine sichere Majorität hatte sie nie in dem Reichstag; aber doch zwei mögliche Majoritäten, und sie war deshalb im Stande, die eine durch die andere im Schach zu halten. Jede dieser Majoritäten ließ sich zu einer Allianz mit der Regierung williger finden; denn die Drohung lag immer in der möglichen Allianz mit der andern Majorität.

Jetzt hat diese Politik, welche der diplomatischen Uebung des Reichskanzlers entsprach, keine Chancen mehr; es gibt nur noch eine einzige sichere Mehrheit

durch Anlehnung an die klerikal-conservativen Parteien des Reichstages; die Nationalliberalen bilden keinen ausschlaggebenden Factor mehr und stehen überdies meistens den wirthschaftlichen Reformplanen des Fürsten Bismarck ebenso schroff gegenüber wie Secessionisten und Fortschrittspartei; die Conservativen allein bilden ebenfalls keine Mehrheit, selbst wenn sie blindlings jeden Punkt des Bismarck'schen Programms unterstützen würden. Das Zünglein der Wage ruht jetzt bei dem Centrum, bei jener anomalen confessionellen Partei, welche sich ohne Berechtigung in die Mitte unserer Parlamente geschoben hat; denn alle Bestrebungen ihrer Parteiblätter, ihr auch in der Politik eine Mittelstellung zu sichern, müssen daran scheitern, daß sie überhaupt kein festes politisches Credo besitzt, sondern die Verschiedenartigkeit desselben bei den einzelnen durch die Einheit ihrer kirchlichen Bestrebungen verdeckt. Als eine Partei ad hoc hat sie nur ein einziges Ziel: die Aufhebung der Maigesetze. Je nachdem die Regierung diesem Ziel entgegenkommt, oder sich von ihm entfernt, schlägt im Centrum bald die eine, bald die andere seiner politischen Farben auf. Es ist ein interessanter diplomatischer Kampf, der seit Jahren zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Führer des Centrums, Windthorst, geführt wird: ein Kampf, wie er sonst wol in den Noten der Cabinete, aber selten in einer parlamentarischen Arena zum Austrag gebracht wird. Die heftigste Befehdung wich allmählich einer vorsichtigen Annäherung; gelegentlich wurde die Friedenspfeife geraucht, aus der aber doch hin und wieder einige bedenkliche Funken sprühten. Seitdem Fürst Bismarck seine wirthschaftlichen Reformplane mit ihren nach seiner Ansicht volksbeglückenden Tendenzen in den Vordergrund gestellt hat, braucht er die Bundesgenossenschaft des Centrums, um sie durchzuführen; die letzte Reichstagssession zeigte bereits eine entschiedene Annäherung der bisher so feindlichen Mächte: die Erklärung derselben war in den Verhandlungen mit Rom, in der milden Praxis der Maigesetze, in der Wiederbesetzung vacanter Bischofssitze und geistlicher Stellen, in dem durch den Reichstag legitimirten Zugeständniß einer Anzeigepflicht, die sich nur an den Minister richtete, zu suchen.

Jetzt hat sich die politische Lage durchaus zu Gunsten des Centrums verwandelt; es ist die ausschlaggebende Macht im Parlament und kann selbst seine Bedingungen stellen, da durch die Schwächung der nationalliberalen Partei jedes Gegengewicht fehlt. Doch auch bei dem größten Entgegenkommen der Regierung, bei einer fortgehenden Milderung oder gar Aufhebung der Maigesetze wird das Centrum immerhin ein unsicherer Bundesgenosse sein; denn wenn die Frage erledigt ist, welche das Band seiner Elemente bildete, so wird es wieder in dieselben zerfallen, und wenn die Partei als solche im Sterben liegt, so wird hinter ihrem hippokratischen Gesicht das demokratische einer nicht unbeträchtlichen Fraction desselben zum Vorschein kommen, welche schon jetzt in ihren Wahlaufrufen den Protest gegen das Tabacksmonopol, die Vergrößerung des Militäretats und manches andere, was im Hintergrunde der Regierungspolitik schlummert, scharf betont hat.

Wenn die Entschlüsse des Fürsten Bismarck derartige sind, wie sie der sensationelle Artikel der „Post" verkündigt hat, so mögen sie wol vorzugsweise durch Erwägung dieser Sachlage hervorgerufen worden sein. Mag man sie ernst nehmen oder weniger ernst, mag man sich seiner frühern Rücktrittserklärungen erinnern, die ohne Folgen blieben, oder seinen letzten an Mac-Mahon's „J'y suis et j'y reste" erinnernden Erklärungen im Reichstage: so viel steht fest, daß die Motivirung dieser Entschlüsse auf einer vollen Würdigung der jetzigen parlamentarischen Situation beruht und daß diese bestehen bleibt, auch wenn Fürst Bismarck seine Entschlüsse ändern sollte. Will der Reichskanzler mit diesem Reichstage regieren — und ein neuer nach Auflösung des ersten würde ohne Frage eine noch stärkere Verschiebung nach links zeigen —, so kann er dies nur mit Hülfe einer conservativ-klerikalen Majorität. Diese aber, erklären seine Organe, könnte mehr

einem neuen Staatsmann zu statten kommen, während er selbst durch seine Antecedentien wenig Beruf dafür habe. In der That würde es ein misliebiges Aufsehen erregen, wenn Fürst Bismarck den Gang nach Canossa ohne Vorbehalt machte. Doch selbst nach diesem Gang würde Fürst Bismarck sich nicht auf das Centrum verlassen können, das dann sehr leicht seine geschlossene Einheit einbüßen und sich in verschieden stimmende Fractionen auflösen könnte. Es ist begreiflich, daß ein Staatsmann nicht geneigt ist, sein eigenes langjähriges Werk zu zerstören; doch müßte es schon befremden, wenn er zurückträte, um ruhig zusehen zu können, wie sein Nachfolger es zerstörte. Man darf daher, trotz der Schwierigkeit der Lage, an den Rücktritt des Fürsten Bismarck nicht glauben: stellt der Fürst eine Cabinetsfrage, so ist immer anzunehmen, daß er an energische Maßregeln, vielleicht an Ausnahmemaßregeln, denkt, welche eine vorausgehende Verstärkung seiner Stellung verlangen, wie sie in der Ablehnung seines Entlassungsgesuches seitens des Kaisers liegen würde.

Der Wahlkampf selbst war überall ein sehr lebhafter; die Parteien ließen es an Agitationen jeder Art nicht fehlen; die Candidaten stellten sich selbst vor, setzten ihr Programm in langen Reden auseinander; der ganze Apparat von Flugblättern, Plakaten, Wahlempfehlungen war in Thätigkeit gesetzt, die Folge der Verbitterung, welche durch die rücksichtslose Polemik der Zeitungen genährt wurde, war der Mangel an Compromissen zwischen verwandten Parteien und deshalb eine größere Zahl von Stichwahlen, als jemals bei einer frühern Reichstagswahl vorgekommen ist. Nicht nur Nationalliberale und Fortschrittspartei bekämpften sich bei den Wahlen; sondern auch die zwischen beiden stehende mittlere Gruppe der Secessionisten trat meistens ganz selbständig auf und suchte bald einem Fortschrittsmann, bald einem Nationalliberalen einen Sitz streitig zu machen. Etwa 100 Stichwahlen fanden statt; es gibt keine Partei, auch nicht die kleinste, welche bei der Musterkarte derselben nicht mit betheiligt wäre. Was die liberalen Parteien in ihren gegenseitigen Beziehungen betrifft, so fanden zwischen Secessionisten und Nationalliberalen 5, zwischen Fortschritt und Nationalliberalen 7, zwischen Nationalliberalen und Demokraten 1 Stichwahl statt. Verhältnißmäßig am meisten waren bei den Stichwahlen die Socialdemokraten betheiligt: 10 Stichwahlen fanden zwischen ihnen und der Fortschrittspartei statt, 2 zwischen ihnen und den Nationalliberalen, 5 zwischen ihnen und den Conservativen, je 1 zwischen ihnen und dem Centrum, den Demokraten und den Particularisten.

Abgesehen von den Stichwahlen wurden am 27. Oct. gewählt: 44 Deutschconservative (bei der letzten Wahl 59), 25 Freiconservative (zuletzt 49), 97 Mitglieder des Centrums (zuletzt 102), 24 Secessionisten (zuletzt 23), 36 Anhänger der Fortschrittspartei (zuletzt 28), 30 Nationalliberale (zuletzt 62), 2 der liberalen Gruppe (zuletzt 15), kein Socialdemokrat (zuletzt 8), 1 Wilder (zuletzt 25), 14 Protestler (zuletzt 9), 6 Welfen und 3 von der süddeutschen Volkspartei (zuletzt 3).

Charakteristisch ist, daß die großen Haupt- und Residenzstädte des Nordens: Berlin, Hamburg, Breslau, Magdeburg, sämmtlich entweder für die Fortschrittspartei oder für die Socialdemokratie stimmten, zwischen denen die Stichwahlen entscheiden mußten, die in Breslau zum Sieg der beiden socialdemokratischen Candidaten führten, während in Dresden bei der Stichwahl Bebel dem conservativen, in Leipzig dem nationalliberalen Candidaten unterlag.

Der Deutsche Reichstag wurde am 17. Nov. durch den Fürsten-Reichskanzler eröffnet. Die Thronrede hob hervor, daß die Feststellung des Reichshaushaltsetats die nächste Aufgabe des Reichstags sei, erwähnte dann die Einigung mit der Stadt Hamburg über die Modalitäten ihres Einschlusses in das deutsche Zollgebiet. Außerdem ward eine neue Vorlage über die Verlängerung der Legis-

latur- und Budgetperioden angekündigt, die Berathung des umgearbeiteten Unfallversicherungsgesetzes, eine Vorlage über die gleichmäßige Organisation des gewerblichen Krankenkassenwesens. Auch die Alter- und Invaliditätsversorgung steht auf dem Programm der Regierung; doch soll nicht die Staatsgewalt diese Aufgabe lösen, sondern corporative Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Führung. Das Tabacksmonopol soll der Entscheidung der gesetzgebenden Körper des Reiches unterbreitet werden, um zugleich mit den Getränkesteuern die bestehenden directen Staats- und Gemeindelasten zu erleichtern. Ueber die äußere Politik spricht sich die Thronrede mit voller Befriedigung aus: nie durfte mit gleichem Vertrauen auf die Fortdauer des Friedens in die Zukunft geblickt werden als gerade jetzt.

Das Programm enthält alle Reformplane des Reichskanzlers, wenn auch zum Theil in modificirter Gestalt. Nach der Unterredung des Kanzlers mit dem Kaiser vor Eröffnung des Reichstages haben die obenerwähnten Gerüchte über den beabsichtigten Rücktritt des Fürsten Bismarck ihre Bedeutung verloren; jetzt sprechen die Zeitungen von einer klerikal-liberalen Majorität, mit welcher der Fürst unter Umständen regieren wolle: diese Wendung würde zunächst auf eine für das Centrum durchaus unbefriedigende Lösung der kirchenpolitischen Frage hindeuten.

Während Fürst Bismarck im neuen Reichstage sich vergeblich nach einer sichern Regierungsmajorität umsieht, tritt Gambetta sein Amt als französischer Ministerpräsident ohne Portefeuille mit der Aussicht auf eine compacte Majorität an, welche ihm schon in der tunesischen Sache den endlichen Sieg verschafft hatte. Diese Debatte zog sich vom 5. Nov. bis zum 9. hin; aber die Erwartungen, welche die extremen Parteien an dieselbe geknüpft hatten, sind in der Hauptsache getäuscht worden. Selten zeigte sich in der französischen Kammer eine solche Zerfahrenheit der Meinungen, ein solcher Mangel an einem einheitlichen Operationsplan; ja man merkte deutlich, wie die verschiedenen Parteien gerade in dem jetzigen kritischen Moment ihre Hintergedanken ein gewichtiges Wort mitsprechen ließen.

Um den Sturz Ferry's handelte es sich nicht; dieser war von Haus aus entschlossen zu gehen; es war dies ein fait accompli, sodaß der Debatte ein bestimmtes Ziel, der Sturz eines Ministeriums, fehlte. Ferry selbst machte die Kammer, d. h. ihre Vorgängerin, mit verantwortlich für alles, was die tunesische Expedition betraf, und indem er so die Offensive ergriff, wählte er für den bevorstehenden Kampf die offenbar beste Kampfweise. Die Angriffe kamen von den verschiedensten Seiten: am heftigsten ging die Rechte vor, welche verlangte, daß das Ministerium in Anklagestand versetzt werde; doch auch an Angriffen der andern Parteien fehlte es nicht. Am unglücklichsten war Amayat mit seinen heftigen Angriffen: die Kammer hörte nicht auf ihn und unterbrach ihn häufig, besonders als er erklärte: die Corruption schleiche sich in die höhern Aemter der Republik ein. Tallandier von der äußersten Linken charakterisirt in nicht minder scharfer Weise das Wesen der jetzigen französischen Republik: sie sei keine Demokratie, sondern eine Plutokratie; die Aufgabe einer republikanischen Regierung müsse sein, Frankreich wieder aufzufrischen und es der gelben Internationale, den Abschäumen der Börse und den Ausbeutern jeder Art zu entreißen. Die tunesische Maskerade sei derart, daß man nicht mehr wisse, ob man darüber lachen oder weinen solle; nur das wisse man, daß die Zukunft Frankreichs voller Stürme sein werde. Nicht so schroff trat Clémenceau auf, welcher keinen Antrag auf Anklage der Minister stellte, sondern nur den auf Bildung einer Enquêtecommission. Seitdem der Dauphin der Republik es bis zum Ministerpräsidenten gebracht hat, scheint sich Clémenceau seiner Anwartschaft auf eine höhere Stellung und eventuelle Nachfolge mehr als früher bewußt zu werden: seine Rede athmete nicht den Geist der äußersten Linken; sie war der Ausdruck einer bei aller Opposition doch immer regierungsfähigen Gesinnung. Der tunesische Generalconsul Roustan hatte

den Krieg in Tunis eine guerre d'affaires genannt; im Grunde war die Rede Clémenceau's nur eine weitere Ausführung und Erläuterung dieses Bonmots. Roustan hatte vom Bei das Monopol für die Eisenbahn von Bona-Guelima verlangt und erhalten. Dann wurde das Monopol für die Enfula verlangt und versprochen, bei einer Bewilligung desselben die Truppen zurückzuziehen. Der ganze Krieg habe den Charakter einer Börsenspeculation. Clémenceau warnt vor der bleibenden Besetzung Tunesiens und verlangt eine Untersuchung der diplomatischen und militärischen Vorgänge im Interesse des Landes. Langlois vertheidigte die Anordnungen des Kriegsministers und seine Verwaltungsmaßregeln. Es war ein planloses Hin und Her der Debatte, die bald die finanzielle, bald die militärische, bald die politische Seite hervorkehrte. Die Kammer lehnte es ab, das Ministerium in Anklagestand zu versetzen; sie stimmte ebenso wenig für eine Enquêtecommission; sie lehnte aber auch die einfache Tagesordnung ab; sie bestand überhaupt die erste Probe ihrer parlamentarischen Begabung in denkbar schlechtester Weise. Doch gerade die Anarchie dieser ungeschulten Parlamentarier führte zum Triumph ihres Herrn und Meisters, der das entscheidende Wort sprach und die große Mehrheit unter seine Fahne versammelte. Die motivirte Tagesordnung Gambetta's: „Die Kammer, indem sie den Vertrag mit dem Bei vom 12. Mai als zu Recht bestehend anerkennt, geht zur Tagesordnung über", brachte die Interpellationsdebatten zum Abschluß. Gambetta breitete seine schützende Hand über Ferry, der von dieser Tagesordnung unberührt blieb; sie unterschied sich nicht wesentlich von der einfachen, aber sie hatte zweierlei für sich: einmal die dringende Nothwendigkeit, zu einem Abschluß zu kommen, dann aber das Prestige Gambetta's, dem durch die Annahme derselben zugleich ein Vertrauensvotum für die Bildung des neuen Ministeriums ertheilt wurde. Ohne Frage stimmten auch viele seiner Gegner dafür, denen es willkommen ist, wenn die geheime Regierung Gambetta's sich in eine öffentliche verwandelt und der Staatsmann sich in der jetzigen immerhin kritischen Lage bei zeiten abnutzt. Schon am 10. Nov. wurde Gambetta zu Grévy berufen und mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. So allmählich hat sich diese Thatsache vorbereitet, daß sie kaum irgendwo Aufsehen zu erregen vermag. Auch dem Deutschen Reiche wird die einflußreiche Stellung des Revanchepredigers bei der jetzigen politischen Lage, besonders bei den vom Ministerium Ferry und den Bankdirectoren improvisirten neuen Tunisiens zunächst keinerlei Bedenken erregen, besonders da auch die innern Zustände der Republik keineswegs als gefestigt zu betrachten sind; denn die Gärung unter den Communards und Intransigenten ist im Zunehmen begriffen und der Proceß gegen Rochefort wird zu Enthüllungen führen, welche den neuen Machthabern nicht weniger unbequem sein dürften als den frühern. Auch die Monarchisten werden den Ministerpräsidenten Gambetta zur Zielscheibe der verbittertsten Angriffe machen. Cassagnac hat schon im „Pays" präludirt mit den Worten: „Haltet die Geigen bereit, denn der Tanz des Bären beginnt." Weit energischer freilich drücken sich die Communards aus. „Es sind einige", sagt Luise Michel, der weibliche Marat der Communeepigonen, „jetzt fett genug geworden, um sie abschlachten zu können." Die Agitation in den Volksversammlungen ist eine sehr lebendige, und am bedenklichsten erscheint es, daß sie durch Abfall vom Lager der Regierung verstärkt wird. In Tivoli-Vauxhall trat der Botschaftssecretär de Belling, der seines Amtes entlassen worden war wegen seiner Enthüllungen über die Ursachen der tunesischen Expedition, vor dem souveränen Volke von Paris auf und bestätigte alle Angaben, die er dem Rochefort'schen „Intransigent" gemacht hatte und welche von diesem veröffentlicht worden waren. Gambetta auf der Bühne hat, was die faulen Aepfel betrifft, jedenfalls einen schwerern Stand als Gambetta hinter den Coulissen.

Die erste Session der neugewählten Deputirtenkammer war übrigens am 28. Oct. eröffnet worden: zum Präsidenten wurde Brisson erwählt, ein Freund Gambetta's.

Die Besetzung von Kairuan durch die Franzosen ist ohne jeden Kampf vor sich gegangen: die Araber schonten ihre heilige Stadt, indem sie alsbald auf der Hauptmoschee derselben die weiße Fahne aufpflanzten. Jetzt bewegen sich die drei französischen Colonnen nach verschiedenen Richtungen durch das Land: die eine von ihnen hat den Weg nach Godes eingeschlagen. Durch das energische Vorgehen des Generals Saussier glaubt man die Pacification von Tunis dem Ende nahe zu sehen. Gleichwol hat die zerstreut kämpfenden Araber bisher kein vernichtender Schlag getroffen und es muß sich bald zeigen, ob der moralische Einfluß der französischen Expedition durchgreifend genug ist, um die aufrührerischen Stämme zu entwaffnen, oder ob sie nur die Heerescolonnen durchpassiren lassen, um hinter ihnen wiederum aufzutauchen.

Das von Gambetta am 14. Nov. gebildete Ministerium wird von vielen als ein Ministerium der Enttäuschungen bezeichnet; man vermißt in demselben Freycinet, Leo Say, auch Ferry: es sind lauter homines novi; ohne Frage wird Gambetta diesem Ministerium das starke Gepräge seines Willens aufdrücken; selbständige Regungen des Widerspruchs werden sich kaum in diesem Cabinet zeigen. Zum ersten mal hat Frankreich einen Cultusminister aus der Schule der Renan und Littré, Paul Bert, frühern Mitarbeiter der „République française", einen Radicalen, der mit dem Klerus schwerlich pactiren, aber gewiß vom Standpunkt philosophischer Durchbildung aus Wind und Wetter allen Confessionen ohne Voreingenommenheit gleichmäßig ertheilen wird. Entschieden antiklerikal ist auch Waldeck-Rousian, der Minister des Innern. Rouvier, der Handelsminister, ist ein Anhänger des Freihandelssystems; Spuller, der Unterstaatssecretär des Aeußern, war zur Zeit der Dictatur Gambetta's in Tours die rechte Hand desselben; Kriegsminister ist Campanon, ein alter Soldat. Raynal ist Minister der öffentlichen Arbeiten; Cazot blieb Justizminister; Gougeard hat das Portefeuille der Marine. Am 15. entwickelte Gambetta das Programm des neuen Ministeriums in der Deputirtenkammer. Als Princip stellte er eine allmählich in verständiger Weise sich entwickelnde Reformpolitik hin: Umgestaltung des Gerichts- und Erziehungswesens, Ausdehnung der commerziellen Beziehungen, Aufrechthaltung des äußern und innern Friedens, Sicherung der Majorität in beiden Versammlungen. Der Antrag Barodet's auf Revision der Verfassung wurde mit 368 gegen 120 Stimmen abgelehnt: Gambetta will eine gemäßigte Reform des Senats; doch er misbilligt das Vorgehen der äußersten Linken.

Der Besuch des Königs von Italien Humbert mit seiner anmuthigen Gemahlin in Wien mag immerhin, wie dies auch der italienische Minister der äußern Angelegenheiten in einem Rundschreiben erklärt hat, als ein Ereigniß von durchaus friedlicher Bedeutung angesehen werden. Wie auch die Italia irredenta über diese Annäherung an das verhaßte Oesterreich grollen mag, von dem sie Triest, das Tridentino und alle Landstriche, in denen Welsche wohnen, zurückverlangt: die Anlehnung an Oesterreich war für Italien in seiner jetzigen isolirten Lage eine Nothwendigkeit. Muß es doch Gewehr bei Fuß zusehen, wie Frankreich Tunis erobert und damit für die Herrschaft über das Mittelmeer einen neuen Stützpunkt gewinnt. Der Anschluß Italiens an die deutsch-österreichische Allianz, mag er noch so locker sein, gibt ihm mindestens einen moralischen Halt. Da die beiden Minister, Depretis und Mancini, den König von Italien auf seiner wiener Reise begleiteten, so darf man wol annehmen, daß, abgesehen von dem festlichen Empfang der hohen Herrschaften, von Paraden und Galaopern, auch ernste Verhandlungen über politische Fragen stattgefunden haben. Oesterreich hat jedenfalls von Italien verlangt, daß es seinen Bestrebungen auf der Balkanhalbinsel keine Hindernisse bereite: ein Zugeständniß, das der italienischen Regierung nicht so leicht geworden sein mag; denn Italien kann es noch immer nicht verschmerzen, daß es bei dem Berliner

Congreß leer ausgegangen ist, und der Ehrgeiz seiner Politiker hat gerade im Westen der Balkanhalbinsel, bei den Albanesen Handhaben gesucht, um einen prädominirenden Einfluß zu gewinnen. Die österreichischen Delegationen, die gerade während des Besuchs der italienischen Königsfamilie in Wien Audienz bei dem Kaiser hatten, ließen diese Gelegenheit nicht vorübergehen, im Hinweis auf die friedlichen Aussichten der äußern Politik um Minderung der auf dem Volke ruhenden Lasten zu ersuchen; der Kaiser antwortete indeß ablehnend, indem er hervorhob, daß die Regierung sich betreffs ihrer Forderungen für das Herrenhaus bereits auf das Nothwendige beschränkt habe.

Früher wäre eine Begegnung zwischen dem apostolischen Kaiser von Oesterreich und dem ketzerischen Könige von Italien nicht denkbar gewesen, ohne daß der erstere des „Gefangenen im Vatican" gedacht und seinem Gast Vorstellungen über die traurige Lage des Heiligen Vaters gemacht hätte. Doch tempora mutantur: davon war natürlich bei den Verhandlungen nicht die Rede, gewiß zum nicht geringen Aerger der Partei des Grafen Thun, die sich grollend beiseite hielt.

Die Arbeiten der Delegationen nehmen raschen Fortgang; ein großer Theil des Armeebudgets wurde gemäß den Anträgen der Regierung erledigt, bei einigen Posten, wie der „technischen Artillerie", sogar Anerkennung betreffs der Ersparungen ausgesprochen, welche in dieser Rubrik gemacht worden waren. Eine Mehrforderung von 1,606353 Fl. war im Interesse von Festungsbauten und für den Zweck, die Hauptleute der Infanterie beritten zu machen, von der Regierung gemacht worden. Die Forderung wurde von beiden Delegationen mit geringen Streichungen bewilligt.

Am 14. Nov. ist der österreichische Reichsrath eröffnet worden. Das Programm der Session enthält wichtige Finanzvorlagen: abgesehen von dem Budget und dem Finanzgesetz von 1881 und 1882 soll zunächst das Gebäudesteuergesetz erledigt, ein Einkommensteuergesetz vorgelegt werden, ebenso ein Gesetz über die Börsensteuer, die Petroleumsteuer u. s. w. Noch wichtiger ist das in Aussicht gestellte neue Strafgesetz.

Gegenüber den föderalistischen Bestrebungen des Ministeriums Taaffe erschien den Deutschen im Reichsrathe der engste Zusammenschluß nöthiger als je: die Bildung eines deutschen Clubs soll den Zusammenhalt des deutschnationalen Elements fördern, welches sich durch das wachsende Uebergewicht der nichtdeutschen Elemente und Tendenzen in der Regierung bedroht sieht.

Die Gerüchte, die sich über den Rücktritt Gladstone's, des englischen Premierministers, sowie über andere Veränderungen im Cabinet verbreitet haben, bestätigen sich zunächst nicht. Die energischen Maßregeln gegen die irische Landliga scheinen doch Erfolg zu haben; zwar fanden noch einzelne ernstliche Zusammenstöße statt, wie in Balmollet, in der Grafschaft Mayo, wo die Polizei auf das Volk feuerte; doch die Geistlichkeit secundirt der Regierung durch Hirtenbriefe, in denen sie die Parnell'schen Lehren als Communismus brandmarkt. Im übrigen wird mit solcher Energie betreffs der Verhaftungen vorgegangen, daß das Limerickgefängniß überfüllt ist. In England selbst finden freilich überall Meetings zu Gunsten der irischen Ligisten statt: so im Hydepark, wo die Zahl der Versammelten sich nahe auf 50000 belief. Diese Demonstrationen verlaufen ohne anarchische Tumulte, sind aber als zwecklos zu betrachten. Wichtig ist, daß die irischen Pächter von den Begünstigungen der neuen Landbill den Grundherren gegenüber Gebrauch machen und zwar in so ausgedehntem Maße, daß der irische Landgerichtshof kaum die unzähligen Gesuche um Feststellung der Pachtbeträge zu erledigen vermag.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Meister Gottfried. Von Karl Beck. 1
Literarische Plaudereien aus Madrid. Von Wilhelm Lauser. 10
Land und Leute Ostrumeliens. Von Gustav Krahmer, Major im Großen Generalstabe. 28
Die Jesus-Dramen der Neuzeit. Von Rudolf von Gottschall. 44
Die Ziele der gegenwärtigen Wirthschaftsbewegung. Von Adolf Samter. I. . 64
Irische Zustände. II. 80
Die Regierung der niederländisch-ostindischen Colonien. Von Emil Metzger. I. 99
Madame de Tencin. Von Arthur Kleinschmidt. 124
Die Währungsfrage. Von Dr. Lorenz von Stein. 136

Chronik der Gegenwart:

Literarische Revue: Neue Romane von Hans Hopfen, Berthold Auerbach, Paul Heyse, Heinrich Laube, Max Ring, A. von Winterfeld, E. Bely, Luise von François, G. Steinhausen, Robert Byr, Johannes van Dewall, Hans Wachenhusen. — Mosen's „Sämmtliche Werke". — Neue Schriften zur Geschichte und Culturgeschichte. 145
Politische Revue: Schluß und Kritik der Reichstagssession; die Verhandlungen über die wichtigsten Vorlagen. — Die Neugestaltung des preußischen Ministeriums. — Gambetta's Sieg und Niederlage. — Türkei und Rußland. . 154

Die Narowanixe. Aus den Aufzeichnungen eines deutschen Arztes. I.—IV. . . . 161
Reise in der Troas. Von Dr. Heinrich Schliemann. I. 182
Die Römertragödien Pietro Cossa's. Von Paul Schönfeld. 201
Geistiges Leben der Sanct-Petersburger Deutschen. Von Friedrich Meyer von Waldeck. 219
Georg Stephenson. Von Franz Joseph Pisko. 244
Frankreich, Algerien und Tunis. Von Gerhard Rohlfs. 268
Die Ziele der gegenwärtigen Wirthschaftsbewegung. Von Adolf Samter. II. 275
Das ungarische Volksstück. Ein Essay von Moriz Saenger. 293
Ballade von Albert Moeser. **Klingsor's Nachtlied.** 305

Seite

Chronik der Gegenwart:

Revue der bildenden Künste: Kunst- und kunstgewerbliche Ausstellungen in Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle und Berlin. — A. von Werner's Gemälde im berliner Rathhause. — Die Erwerbung eines Rubens'schen Bildes für das Museum in Berlin. — Ausstellungen in Wien und in Italien. — Der Pariser Salon. — Ausgrabungen. — Restauration und Conservation von Baudenkmälern. — Plastische Monumentalarbeiten. — Todtenschau. . 307

Politische Revue: Die politischen Parteien im Deutschen Reiche. — Der Kampf um das Mittelmeer. — Nationalitätenhader in Oesterreich. — Fürst und Volk in Bulgarien. 315

Die Narowanixe. Aus den Aufzeichnungen eines deutschen Arztes. V.—VIII. (Schluß.) 321

Italiens Land- und Seemacht. Von Leo Tellenbach, Oberst z. D. 338

Reise in der Troas. Von Dr. Heinrich Schliemann. II. 358

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten im Jahre 1880. Von Rudolf Doehn. I. 375

Londoner Theatergänge. Von Ottomar Beta. I. 404

Die Regierung der niederländisch-ostindischen Colonien. Von Emil Metzger. II. 419

Die gegenwärtigen Verhältnisse der Philosophie in Deutschland. Von Conrad Hermann. 439

Ueber den gegenwärtigen Zustand unserer Binnenfischerei. Von Robert Hartmann. 453

Lusitanische Sonette von Alfred Friedmann. 1. Lissabon. 2. Erinnerung an 1755. 465

Markgraf Waldemar. Von Wilhelm Hosäus. 1. Waldemar's Begräbniß zu Chorin. 2. Waldemar's Tod zu Dessau. 466

Chronik der Gegenwart:

Revue der Erd- und Völkerkunde: Dr. Oskar Lenz' Expedition nach Timbuktu. — Reisen in Afrika von H. von Maltzan, Kapitän Gallieni, Dr. Cornelius Doelter, Dr. Quintin. — Oberstlieutenant Flatters' Expedition betreffs der projectirten Saharabahn. — Dr. Buchner's Reise nach dem Centrum Afrikas. — Wissenschaftliche und Handelsexpeditionen nach Sibirien. — Reisen in Kleinasien. — Forschungsreisen in Amerika. 469

Sphinx Atropos. Novelle von Emil Taubert. I. II. 481

Glossen über algierische Zustände. Von Carl Vogt. 504

Der Parlamentarismus im Deutschen Reiche. Von Dr. Friedrich Boettcher.. 518

Gemeinsames Maß und Gewicht und der Pariser Vertrag vom 20. Mai 1875. Von Wilhelm Förster, Director der königlichen Sternwarte zu Berlin. I. . 535

Die italienische Schauspielkunst in Deutschland. Von Eugen Zabel. 559

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten im Jahre 1880. Von Rudolf Doehn. II. 579

Zur Erinnerung an Hermann Lotze. Von Kurt Bruchmann. 600

Neugriechische Familien- und Kirchenfeste. Von O. Ernst. 611

Londoner Theatergänge. Von Ottomar Beta. II. 626

Seite

Chronik der Gegenwart:

Politische Revue: Die Wahlbewegung und die Parteien im Deutschen Reiche. — Das Centrum und die kirchenpolitischen Verhandlungen. — Die Zwei-Kaiser-Zusammenkunft in Neufahrwasser. — Die orientalische Frage in Afrika. — Frankreich nach den Wahlen. 634

Sphinx Atropos. Novelle von Emil Taubert. III. IV. (Fortsetzung.) 641
Der Selbstmord und die moderne Civilisation. Von H. von Scheel. 669
Die Dramendichtung in Frankreich seit 1878. Von Friedrich Carl Petersen. I. 686
Die Gesetze der Cultur. Von Otto Henne-Am Rhyn. 713
Parlamentarische Größen Oesterreichs. Von Walter Rogge. IV. Das Herrenhaus. 1. 736
Gemeinsames Maß und Gewicht und der Pariser Vertrag vom 20. Mai 1875. Von Wilhelm Förster, Director der königlichen Sternwarte zu Berlin. II. . 757
Die jüngste Königsresidenz. Von Robert Byr. 777

Chronik der Gegenwart:

Musikalische Revue: Neue Opern: „Mephistopheles" von Arrigo Boito. — „Jean von Nivelle" von Leo Delibes. — „Iwein" von August Klughardt. — „Il Demonio" von Anton Rubinstein. — „Francesca von Rimini" von Hermann Götz. — „Carmen" von Georges Bizet. — Das leipziger Gewandhaus. 784
Politische Revue: Die Wahlbewegung und die Parteien im Deutschen Reiche. — Die Krisis in Frankreich, Gambetta und die Intransigenten, die Vorgänge in Tunis. — Energisches Einschreiten Gladstone's in Irland. — Nachrichten aus Oesterreich, Rußland und Amerika. 794

Sphinx Atropos. Novelle von Emil Taubert. V. (Schluß.) 801
Memoiren über die vor- und nachmärzliche Zeit. Von Rudolf von Gottschall. 825
Frankreichs gegenwärtige politische Action außerhalb Europas. Von einem preußischen Stabsoffizier. 847
Die Dramendichtung in Frankreich seit 1878. Von Friedrich Carl Petersen. II. 864
Parlamentarische Größen Oesterreichs. Von Walter Rogge. IV. Das Herrenhaus. 2. 891
Die Krisis im Westen und Osten Centralasiens. II. 904
Gavarni. Von Bruno Walden. 926
Midhat Pascha. Von Friedrich Bodenstedt. 934

Chronik der Gegenwart:

Theatralische Revue: Neue Tragödien: „Die Patricierin" von Richard Voß, „Die Karolinger" von Ernst von Wildenbruch. — Neue Schauspiele: „Die Geyer-Wally" von Wilhelmine von Hillern, „Die Idealisten" von G. zu Putlitz, „Der Ingenieur" von H. Herwig, „Gold und Eisen" von Hugo Bürger, „Schloß Monbonheur" von Oskar von Redwitz, „Johannes Erdmann" von Adolf Wilbrandt, „Bettina de Monk" von Wilhelm Henzen, „Empor!" von Molbech. — Neue Lustspiele. — Nachrichten aus der Theaterwelt, Schriften zur neuern Theatergeschichte. 936

Seite

Politische Revue: Die Resultate der deutschen Reichstagswahlen und die politische Lage; Eröffnung des Deutschen Reichstages. — Die Interpellationsdebatte in der französischen Deputirtenkammer und das Ministerium Gambetta; das Cabinet vom 14. November. — Besuch des Königs von Italien in Wien; Eröffnung und Programm des österreichischen Reichsrathes. — Irische Zustände. 946

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

PRESERVATION REVIEW

5/05 _____ _____

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA

3 0112 072535997